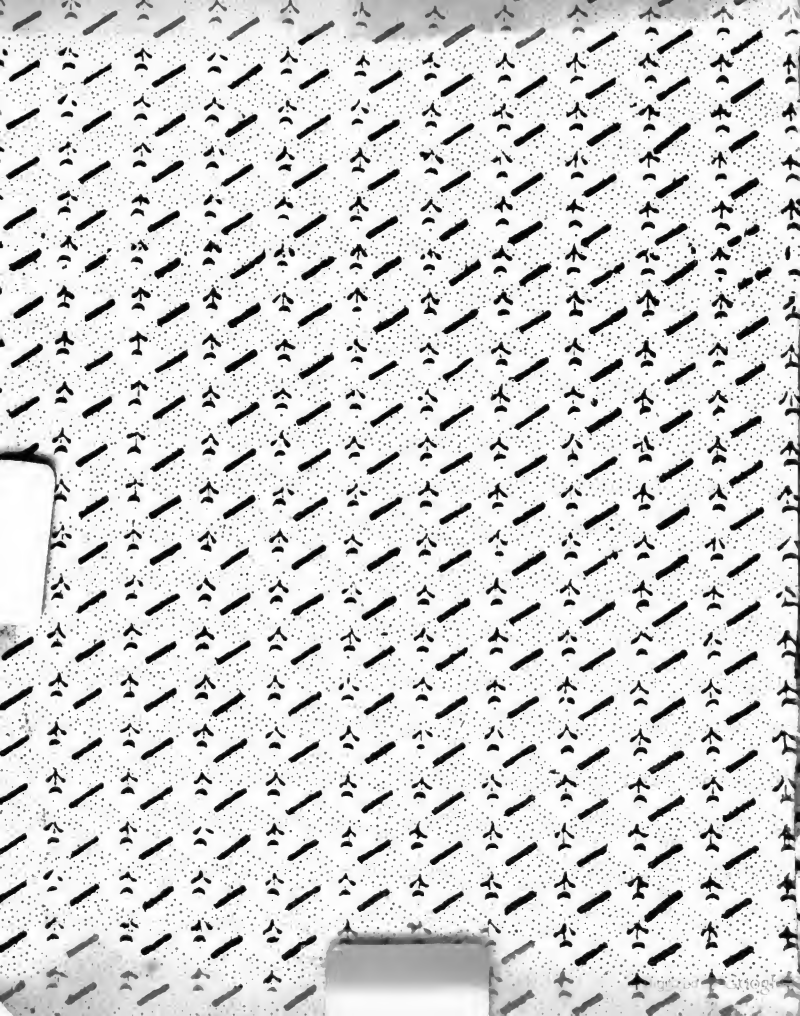
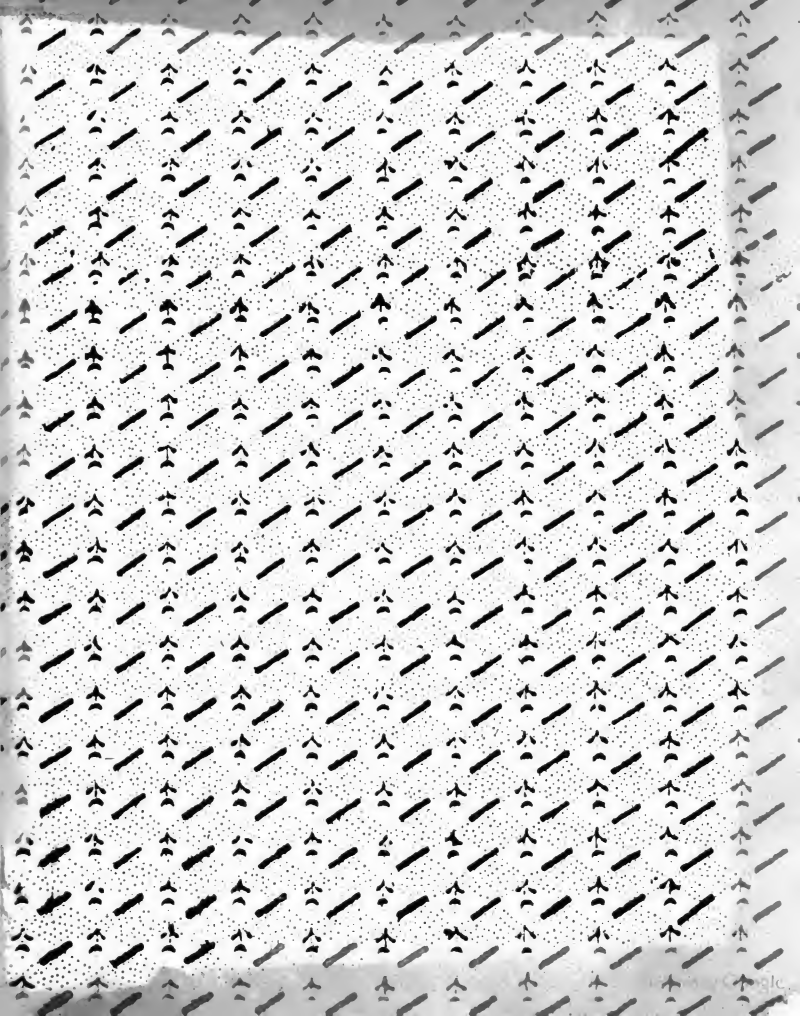
Digitized by Google





4° Germ g. 58-3

Digitized by Google

<36604271940016

<36604271940016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ug! 4400!

R

Digitized by Google

Johann Georg August Galletti,

Professor der Geschichtkunde am Gymnasium zu Gotha, und Mitglieds der churmaynz. Academie der Wissensch. zu Erfurth,

Geschichte

von

Deutschland

Dritter Band

bis auf den Schmalkaldischen Krieg.

HALLE,

bey Johann Jacob Gebauer, 1789.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes.

Achtes Buch.

Geschichte unter Albrecht II. und Friedrich III, 1437 — 1493 = 56 J.

I. Albrechts II. Regierung endigt sich für Deutschlands Ruhe viel zu früh.
II. Kaiser Friedrich III. sorgt weder für den geistlichen noch für den weltlichen Wohlstand Deutschlands.
III. Die Reichsfürsten sind auf allen Seiten in Fehden verwickelt.
IV. Unaufhörliche Fehden verhindern die Deutschen an dem Türkenzuge.
V. Fortsetzung und Ende der bisherigen Fehden, am Rheinstrome, in Bayern und in Oestreich.
VI. Neue Händel zwischen dem Pabst und dem König von Böhmen, zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von der Pfalz, zwischen Brandenburg und Pommern u. a. m.
VII. Das Haus Oestreich gelangt zum Besitze der Burgundischen Staaten.
VIII. Friedrichs III. letzte Geschichte.
IX. Verfassung der vornehmsten weltlichen Staaten bey Friedrichs III. Tode.
X. Rechte der Reichsstände und des Kaisers. Reichstäge. Geistliche Verfassung. Kriegsverfassung.
XI. Handlung. Künste. Wissenschaften. Denkungsart. Sitten und Gebräuche.

Neuntes Buch.

Maximilian I. und Carl V, 1493 — 1558 = 65 J.

I. Ursprung des Kammergerichts und des ewigen Landfriedens.
II. Maximilians Händel mit den Schweizern, mit Frankreich u. s. w.
III. Bayerscher Erbfolgekrieg. Maximilians Römerzug.
IV. Venetianischer Krieg, nebst andern mit demselben verbundenen Händeln.

Digitized by Google

V. Wie Kammergericht und Landfrieden Deutſchlands Ruhe und Sicherheit befördern.

VI. Luthers erſte Unternehmungen.

VII. Deutſchland bekömmt an Carln V. ein mächtiges Oberhaupt.

VIII. Geſchichte des Reichstags zu Worms und der Reformation bis auf Luthers Achtserklärung.

IX. Der Herzog von Wirtemberg und der Biſchof von Hildesheim werden aus ihrem Lande vertrieben.

X. Carl V. kann ſich, mit dem König von Frankreich in Krieg verwickelt, der deutſchen Regierung nicht recht ernſtlich annehmen.

XI. Reformationsgeſchichte bis zum Bauernkriege.

XII. Geſchichte des Bauernkriegs.

XIII. Die Reformation gewinnt an innerer und äußerer Kraft.

XIV. Augsburgiſcher Reichstag vom Jahr 1530.

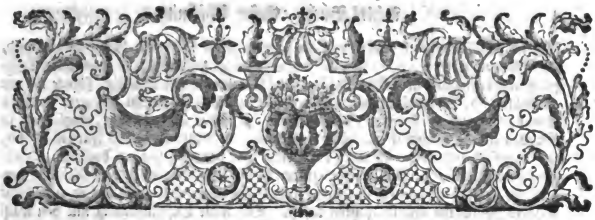
XV. Die Proteſtanten erhalten den unſichern Nürnbergiſchen Religionsfrieden.

XVI. Wirtembergiſche Händel und Münſterſche Unruhen erregen allgemeine Aufmerkſamkeit.

XVII. Der Schmalkaldiſche Bund erweitert und verſtärkt ſich immer mehr.

XVIII. Braunſchweigiſche und Cölniſche Händel.

Digitized by Google



Achtes Buch.

Geschichte unter Albrecht II. und Friedrich III,

1437 — 1493. = 56 J.

Erster Abschnitt.

Albrechts II. Regierung endigt sich für Deutschlands Ruhe viel zu früh.

1.

Gleich am Anfange dieses Zeitraumes hatte Deutschland die schönste Hoffnung, das nahe Ende seiner unseligen Befehdungen zu sehen; aber plötzlich verschwand diese reizende Hoffnung, und noch blieb das deutsche Vaterland über ein halbes Jahrhundert von dem glücklichen Zustande der Ruhe und der Ordnung entfernt. Albrecht II, Siegmunds Schwiegersohn und Nachfolger, vereinigte alle geistigen und körperlichen Eigenschaften, die den großen Mann, die den Beherrscher von Land und Leuten bilden. Er war (so schildert Fugger seinen Körper,) von Gestalt schön, gelber Haare, brauner Farbe, und eines ernsthaften Angesichtes, mit einem langen Knebelbarte. Schon im funfzehnten Jahre seines Alters übertraf er alle Mannspersonen an Länge, und die hohe Leibesgestalt gewann mit den Jahren an Stärke und Mannskraft immer mehr. Seinen Vater hatte er bereits in der Albrechts II Eigenschaften

Digitized by Google

Jugend verlohren; er bekam jedoch an seinen beiden Vettern, Ernst und Leopold, zwey Vormünder, die ihm, den Einsichten jenes Zeitalters gemäß, eine gute Erziehung angedeyen ließen. Sein Hofmeister, Rembrecht von Waldsee, führte ihn zur Höflichkeit a), Ritterschaft und allen christfürstlichen Tugenden an; und Andreas Blank, Pfarrer zu Garsten, unterrichtete ihn in der Gottesfurcht, imgleichen in Künsten und Wissenschaften. So einfach aber diese Bildung eines Fürsten scheint, so vortrefflich entwickelte sich doch der Prinz, der den Gegenstand derselben abgab. Der gute Pfarrer Blank hatte ihm zu den Wissenschaften doch so viele Neigung beygebracht, daß er sie und die Gelehrten nicht allein schätzte, sondern daß er auch selbst gelehrte Kenntnisse und Einsichten besaß. Durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften waren die ihm angebohrnen Gefühle von Muth und Tapferkeit aber keineswegs unterdrückt worden. Albrechten lachte das Herz, wenn er seinem Feinde unter die Augen ziehen sollte. Als ihm daher Kaiser Siegmund die Hussiten zu überziehen befahl, und man ihn fragte, wen er bey diesem Zuge zum Feldherrn bestimmen wollte, so antwortete er voll Unwillen: Wenn ihr einen andern, als mich, hierzu tüchtig achtet, so nennt ihr mich vergebens einen Herzog in Oestreich. Seinem Feinde obzusiegen, hat es ihm weder an Kriegserfahrenheit, noch an Anschlägen und persönlicher Tapferkeit jemals gefehlt. Und zu ritterlicher Festigkeit sich desto besser abzuhärten, liebte er zur Friedenszeit hauptsächlich die Jagd. Die Jagd nennte er eine männliche, das Tanzen aber eine weibliche Uebung. Er könne, sagte er öfters, aller andren Wollust, nur nicht der Jagd entrathen. Die Gerechtigkeit verwaltete er mit der größten Genauigkeit und Unparteylichkeit. Seinen Feinden verzieh er mit Großmuth; seinem treuen Hofmeister von Waldsee schenkte er sein beständiges Zutrauen b).

Er wird (1437 im Dec.) römischer König.

2. Ein Fürst, wie Albrecht II, empfiehlt sich schon von selbst. Die edle Nation der Ungern wartete gar nicht lange, ihn zu ihrem Könige zu wählen; aber sie wünschte ihn ganz, sie wünschte ihn allein zu besitzen, und er mußte ihr daher angeloben, daß er die deutsche Krone, und wenn sie ihm auch angeboten würde, nicht annehmen wollte. Allein die deutschen Fürsten kannten den edlen Albrecht viel zu genau, als daß sie ihn den Ungern allein gönnen sollten. Gleich nach Siegmunds Absterben hatten die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen das Reichsvicariat angetreten. Sowol sie als die übrigen Mitglieder des deutschen Wahlcollegiums lud jedoch der Churfürst Dietrich von Maynz zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes nach Frankfurt ein. Alle erschienen in Person; bis auf Böhmen, weil die böhmische Nation in Ansehung ihrer Königswahl noch nicht einig war. Auch verursachte der Bischof von Hildesheim, ein gebohrner Herzog von Sachsen-Lauenburg, der für seinen Bruder, den Herzog Bernhard, auf die churfächsische Stimme Anspruch machte, einigen Aufschub der Wahl. Am meisten verzögerte sie jedoch der Umstand, daß die Churfürsten über die Person des künftigen Reichsoberhauptes noch

1438 im 9. März

a) Dieses Wort bezeichnete im Mittelalter das feine Betragen der Hofleute. Adelungs Wörterbuch.

b) Fugger, S. 506.

Digitized by Google

noch nicht recht einig waren. Der kleinste Theil derselben schlug den Churfürsten von Brandenburg, oder einen seiner Söhne, vor. Endlich siegte aber doch der größte Theil, an dessen Spitze sich der Churfürst von Maynz befand. Das churfürstliche Collegium ließ hierauf Albrechten die Nachricht von seiner Wahl durch eine besondere Gesandtschaft überbringen. Allein Albrecht hatte den Ungern geschworen, die deutsche Krone auszuschlagen. Mit Anstand konnte er sich also zur Annahme derselben nicht verstehen. Jetzt drangen jedoch seine Vettern, die Herzoge von Oestreich, und besonders der Herzog Friedrich, sein Nachfolger, so lebhaft in ihn; jetzt wußten aber die zu Basel versammelten Väter den Willen der ungrischen Magnaten so gut zu lenken, daß Albrecht die Stelle eines deutschen Reichsoberhauptes annahm, und daß die ungersche Nation ihm solches erlaubte. Aber die Krone ist ihm niemals feierlich aufgesetzt worden; daran hinderten ihn wichtigere Angelegenheiten c). am 29. April.

3. Albrecht II. war nun König von Ungern, war nun römischer König: aber ungleich größere Schwierigkeiten fand er, zum Besitze des Königreichs Böhmen zu gelangen. Zwar that der einsichtsvolle und beredte Canzler Schick alles mögliche, um den zu Prag versammelten böhmischen Herren Albrechts gerechte Ansprüche auf die böhmische Krone eindringend vorzustellen; auch bedachten sich die catholischen Herren, an deren Spitze sich Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus, und Hans von Colomnat befanden, gar nicht lange, Albrechten für ihren König zu erkennen, und die Prager Städte, nebst verschiedenen andern, stimmten ihnen bey; allein die utraquistischen Herren, unter denen sich Heinrich Ptaczek und Georg von Podiebrad den meisten Ruhm erworben hatten, trauten, nebst vier und zwanzig königlichen Städten, dem Schwiegersohne Siegmunds eine solche Vorliebe für den catholischen Glauben zu, daß sie, in einer besondern zu Tabor gehaltenen Versammlung, den Prinzen Casimir, einen Bruder des Königes Wladislaw von Polen, zu ihrem Beherrscher wählten. Sie fertigten hierauf eine Gesandtschaft nach Polen ab, und ließen den Wladislaw um die Unterstützung seines Bruders ersuchen. Aber auch von den Catholiken erschienen an dem Hofe des Königes von Polen Abgeordnete, die ihn bitten mußten, in ihre Angelegenheiten sich nicht zu mischen. Doch Wladislaw gab sehr natürlich der Partey seines Bruders Gehör. Er schickte sogleich sechs tausend Reiter nach Böhmen, denen noch mehreres Kriegsvolk nachfolgen sollte. Diese Reiter stießen zu der Mannschaft, welche Ptaczek bereits im Königgrätzer Kreise zusammengebracht hatte, und da dieser auch noch von andern Seiten verstärkt wurde, so brachte er ein Heer von funfzehn tausend Mann zusammen. Nun hatten die Güter der Edelleute, die zu Albrechts Partey gehörten, das Schicksal, die Schuld ihrer Herren zu büßen. Doch Albrecht, der indessen zu Prag nicht nur angelangt, sondern auch gekrönt worden war, machte zur Vertheidigung seiner Sache die besten Anstalten. Die Kriegsleute, welche ihm seine Anhänger Wie auch König von Böhmen. im Jun.

c) Häberlin, VI, 4. 6. 10. Wegen Albrechts II. Krönung vergleiche man historisch diplomatisches Magazin, Nürnberg, erstes Stück, Nr. VII. Sie soll am 30sten May 1438 geschehen seyn.

und die Prager Städte verschafften, wurden noch durch den Churfürsten von Sachsen mit fünf tausend, durch den Herzog von Bayern mit zwey tausend, und durch den Churfürsten von Brandenburg gleichfalls mit einigen tausend Mann vermehrt. So bildete sich für Albrechten ein Heer von dreyßig tausend Mann, und Albrecht konnte seinem Feinde nun kühnlich entgegen rücken; aber Ptaczek wich ihm aus, und verschanzte sich bey Tabor. Doch auch von hier wurde er durch Albrechts starkes Kanonenfeuer vertrieben. Er warf sich nun in Tabor, welches bereits mit sechs tausend Polen besetzt war. Schon belagerte es Albrecht 6 Wochen lang, und Hungersnoth würde den Ort wahrscheinlich zur Uebergabe genöthigt haben, wenn nicht Georg von Podiebrad, welcher der bedrängten Stadt zu Hülfe eilte, und sich hier zum ersten mal als einen Helden zeigte, durch einen überaus hitzigen und tapfern Angriff die Reiterey der Feinde über den Haufen geworfen, und hiedurch den Albrecht, die Belagerung aufzuheben, und sich wieder nach Prag zu ziehen, gezwungen hätte. Albrechts Gegner Casimir hatte jedoch im Grunde nur wenig Vortheil davon. Seine Polen, welche während der Belagerung ihre Pferde meistens aufgezehrt hatten, und des Fußkampfes nicht gewohnt waren, gingen wieder nach Hause. Da nun der König von Polen seinen Bruder so schlecht unterstützte, so hielten es seine böhmischen Anhänger auch nicht ferner nöthig, bey ihm auszuhalten. Und nun konnte Albrecht seine deutschen Bundesgenossen auch wieder entlassen. Peter von Sternberg wagte im October. es zwar, den Churfürsten von Sachsen auf seinem Rückzuge anzugreifen; allein die Meisner hielten sich so tapfer, daß verschiedene tausend von den Hussiten, die er führte, auf der Wahlstatt blieben, oder gefangen wurden [b]). Wladislaw, der indessen mit zwey Heeren in Schlesien eingefallen war, und es grausam verwüstet hatte, wurde von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg wieder herausgetrieben. Der Pabst und die zu Basel versammelten Väter gaben sich hierauf alle Mühe, einen Vergleich zu vermitteln. Endlich wurde eine Zusammenkunft nach Breslau verabredet. Albrecht wohnte derselben in Person bey. Beide Theile wollten aber zu wenig nachgeben, und man konnte sich über nichts, als über einen Waffenstillstand vereinigen. Albrecht hatte den Grafen Ulrich von Cilley, den Bruder seiner Schwiegermutter, zum Statthalter über Böhmen bestellt; dieser strebte aber, hiermit noch nicht zufrieden, so lebhaft nach der böhmischen Krone, daß ihn Albrecht mit zwey andern Statthaltern, Ulrichen von Rosenberg, und Meinharden von Neuhaus, vertauschen mußte [c]).

Baseler Kirchenversammlung.

4. Die ganze kurze Regierungsgeschichte des vortrefflichen Albrechts II. dreht sich seitdem nur noch um zwey Hauptpuncte. Albrecht und das deutsche Reich nahmen sehr weislich an den Verhandlungen des Baseler Conciliums keinen Antheil, und suchten dafür den Landfrieden und die Gerechtigkeitspflege in Deutschland zu befördern. Daß sie in die Zänkereyen der Baseler Versammlung sich nicht mischten, daran thaten sie sehr wohl. Siegmunds Rolle, die er als Präsident eines Conciliums gespielt hatte, war noch zu neu, als daß sie dieselbe bereits hätten vergessen sol-

b) Heinrichs sächs. Gesch. I, 381.

c) Pelzel, I, 421–425. Häberlin, S. 24. u. f. f.

Digitized by Google

sollen. Die Churfürsten faßten daher den Entschluß, bey den Streitigkeiten des Pabstes und des Conciliums sich durchaus unpartenisch zu beweisen, und bloß an einem Vergleiche zu arbeiten, und Albrecht stimmte ihnen bey. Die zu Basel versammelten Väter hatten wirklich großen Ernst bezeigt, auf die Reformation in Haupt und Gliedern Bedacht zu nehmen. Eben dieser Ernst gab jedoch zu großen Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Pabste Eugen IV. Gelegenheit. Hierzu gesellete sich nun noch eine neue Ursache der Uneinigkeit. Man handelte unter andern auch über die Vereinigung der lateinischen und der griechischen Kirche, und man konnte über den Ort, wo man dieses wichtige Geschäffte vollenden wollte, sich mit dem Pabste nicht vergleichen. Dies ging so weit, daß die Kirchenversammlung den Pabst nach Basel vorlud, und daß der Pabst die Versammlung hingegen nach Ferrara verlegte. Von dem Concilium zu Basel trennten sich aber nur ein Cardinal und vier Prälaten. Die übrigen Mitglieder der Versammlung blieben ihr getreu, und trieben ihre Standhaftigkeit so weit, daß sie den widerspenstigen Eugen endlich förmlich absetzten, und den Herzog Amadeus von Savoyen, der nicht weit von Genf der heiligen Lebensart eines Einsiedlers sich widmete, zum Oberhaupte der Kirche ernannten. Sowohl Eugen als die Mitglieder der Baseler Kirchenversammlung schickten mehr als einmal Gesandten nach Deutschland, um den König Albrecht und die Churfürsten für ihre Parten einzunehmen; aber alle ihre Versuche waren fruchtlos. Albrecht und die Churfürsten thaten weiter nichts, als daß sie durch Abgeordnete die zu Basel versammelten Väter mit dem Pabste zu vergleichen suchten f). 1439 im May.

§. 5. Man hatte, während daß sich der Pabst und das Concilium so lebhaft zankten, wichtigere Geschäffte in Deutschland, welche die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung betrafen. Gleich nach Albrechts Wahl hatten die zu Frankfurt versammelten Churfürsten eine Landfriedensverbindung unter sich geschlossen, die den sich immer weiter ausbreitenden Befehdungen und Ueberfällen nachdrücklich Einhalt thun sollte. Man wünschte aber diese Verbindung allgemeiner, man wünschte sie durch eine ordentliche Gerichtsverfassung dauerhaft zu machen, und die Erfüllung dieser patriotischen Wünsche war der vornehmste Gegenstand einer Reichsversammlung, die zehn Wochen nach Albrechts Wahl zu Nürnberg gehalten wurde. Albrecht trug bey den Reichsständen auf eine Verordnung an, vermöge deren alle Befehdungen schlechterdings untersagt, und die Entscheidung der Streitigkeiten den Austrägen überlassen werden sollte. Ordnung und Ruhe konnte aber in Deutschland unmöglich eher befestigt werden, als bis man das große und weit ausgedehnte land in kleinere Bezirke eingetheilt hatte. Man that daher den Vorschlag, ganz Deutschland, Böhmen und Oesterreich ausgenommen, in vier Kreise zu theilen, und zu dem ersten Franken und Bayern, zu dem zweyten die Rheinländer und Schwaben, zu dem dritten den Niederrhein, Westfalen und die Niederlande, und zu dem vierten Ober- und Niedersachsen zu rechnen. Jeder Kreis sollte seinen Hauptmann bekommen. Dieser Vorschlag der Fürsten schien aber, so wie dieses bey ähnlichen Entwürfen schon mehrmals geschehen war, den Reichsstädten gefährlich, und sie Landfriedensverbindungen. im Jul.

f) Häberlin, S. 11. 12. 13. 37. 43. u. f. f.

wollten ihm daher nicht beystimmen; sie drangen vielmehr auf die Vollziehung der Puncte, die sie wegen dieser Sache schon ehemals übergeben hatten. Da nun die um diese Zeit so wohlhabenden und mächtigen Reichsstädte auf die Berathschlagungen zur allgemeinen Wohlfahrt großen Einfluß hatten, so sah man sich genöthigt, auf ihre Vorstellungen Rücksicht zu nehmen, und die königlichen Minister, unter welchen sich Caspar Schlick als der thätigste zeigte, machten daher einen neuen Entwurf, welcher den Vorschlägen der Reichsstädte vorzüglich angemessen war. In diesem wurde nemlich unter andern darauf angetragen, daß die Reichsstädte von niemand, als von dem Reichsoberhaupte, oder von den Bevollmächtigten desselben, in Abwesenheit des Königes aber von den Hauptleuten eines jeden Kreises sollten können vor Gericht gezogen werden. Sodann hielt man auch für rathsam, das ganze Reich, Böhmen und Oesterreich ausgenommen, nicht in vier, sondern in sechs Kreise zu theilen, und z. B. Bayern und Schwaben als eigne Kreise zu betrachten. Die Kreishauptleute sollten von den Mitgliedern eines jeden Kreises erwählt werden, und aus den Herren, Rittern und Städten sollten ihnen zehn Räthe zugeordnet
im Decemb. werden. Dieser neue Entwurf wurde in einer noch zu Ende dieses Jahres gehaltenen Reichsversammlung übergeben; allein er war zu vortheilhaft für die Städte eingerichtet, als daß er den Fürsten hätte gefallen können. Die Fürsten und Herren fanden es unerträglich, daß die auf ihren Reichthum und die Menge ihrer Bürger stolzen Städte mit ihnen in Einer Classe stehen wollten. Sie machten dem königlichen Kanzler Schlick den Vorwurf, er habe sich von den Städten durch Geldsummen gewinnen lassen, und Schlick, der sich nun auch als Minister des Reichsoberhauptes fühlte, gab jetzt in einem etwas höher gestimmten Tone den Reichsständen zu verstehen, daß ihnen der König die Beobachtung des Landfriedens ohne weitere Umstände anbefehlen könnte. Auf diese Art wurde weiter nichts ausgemacht, als
1439 daß man im Februar des folgenden Jahres abermals zusammenkommen wollte a).
im Februar. Nun erfolgte zwar diese Zusammenkunft, die, der eingerissenen Pest wegen, von Frankfurt nach Maynz verlegt werden mußte; aber nicht Deutschlands Ruhe und Ordnung, sondern ein Vergleich zwischen dem Pabste und der Kirchenversammlung machte das vornehmste Geschäfte derselben aus. Eifersucht vereitelte also das Gute, was Albrecht II. und sein Minister Schlick für Deutschland zu stiften suchte, und Albrecht bekam hierauf so viel mit den Türken zu thun, daß er sich, den kleinen Ueberrest seines Lebens hindurch, nur wenig um Deutschland bekümmern konnte. Der Genuß vieler Melonen zog ihm zu Ofen die rothe Ruhr zu. Er wollte, dem Rathe seiner Aerzte zuwider, nach Wien gehen, um in seinem Vaterlande und in den Armen seiner Gemahlin zu sterben; allein der Tod überraschte ihn schon zu Tan-
am 27. Oct. gendorf, zwischen Gran und Wien b). Daß man sein frühzeitiges Absterben einer Vergiftung zuschrieb, das kann man von der Denkart seines Zeitalters leicht erwarten. Eben diese häufigen Vermuthungen von beygebrachtem Gifte geben aber für die Kunst der damaligen Aerzte kein vortheilhaftes Zeugniß ab. So starb Albrecht II, der, wenn ihm das Schicksal eine längere Reihe von Jahren gönnte, dasjenige, was Maximilian I. sechzig Jahre später that, vielleicht schon damals durchgesetzt hätte.

a) Häberlin, S. 29. 35. 44. b) Häberlin, S. 64. Fugger, S. 506.

Zwey-

Digitized by Google

Zweyter Abſchnitt.

Kaiſer Friedrich III. ſorgt weder für den geiſtlichen noch für den weltlichen Wohlſtand Deutſchlands.

1.

Albrecht II. hinterließ zwar nur zwey Töchter, von welcher die älteſte, Anna, an den Herzog Wilhelm von Sachſen verlobt war; aber er hinterließ zugleich eine ſchwangere Gemahlin, und ſeine Vettern, die ſteyermärkiſchen und tyroliſchen Herzoge von Oeſtreich, konnten ſich alſo der Erbſchaft des Herzogthums Oeſtreich noch nicht anmaßen. Der älteſte unter denſelben [1]) war der Herzog Friedrich von Steyermark, und dieſer brachte es dahin, daß ihn die öſtreichiſchen Landſtände, auf den Fall, wenn Albrechts Gemahlin einen Prinzen zur Welt bringen würde, zum Vormund deſſelben ernennten; würde ſie aber von einer Tochter entbunden werden, ſo ſollten ſich Friedrich und ſein Bruder Albrecht, imgleichen ihr Vetter Siegmund, der Erbfolge in Oeſtreich nicht anders, als dem alten Herkommen des öſtreichiſchen Hauſes gemäß, unterziehen [2]). Vier Monate hernach wurde dieſe Ungewißheit endlich gehoben. Die Königin Eliſabeth kam zu Comorra in Ungern mit dem Prinzen Ladiſlaw nieder. Albrechts II. nachgebohrner Sohn Ladiſlaw. 1440 am 22. Febr.

Ihre Niederkunft erfolgte bey offenen Thüren, und in Gegenwart des ungerſchen Palatins, und dennoch hatten die Reichsſtände Ungerns bereits an den König Wladiſlaw von Polen, eine Geſandtſchaft abgefertigt, und demſelben ihre Krone anbieten laſſen, und wenn auch Eliſabeth ſich der eigentlichen Reichskrone bemächtigte, ſo konnte ſie doch ihrem kleinen Sohne das zu demſelben gehörige Königreich nicht behaupten [3]). Eben ſo wenig glückte es der Eliſabeth, ihrem Prinzen die böhmiſche Krone zu verſichern. Die Stände hatten zwar die Entbindung derſelben abgewartet, und der catholiſche Theil derſelben ließ ſie auch zur Behauptung der Rechte ihres Sohnes ermuntern; allein Ptaczek und andre, die dem Sohne eben ſo abgeneigt als dem Vater waren, ſtellten den übrigen vor, daß ein Kind dem Reiche nicht vorſtehen könne, und daß man auf Ladiſlaws Regierungsfähigkeit noch lange warten müſſe; man ſollte alſo lieber einen Mann wählen, dem man die Staatsverwaltung anvertrauen könne, und wenn Ladiſlaw, vier und zwanzig Jahr alt, des Thrones würdig wäre, ſo würde er noch bald genug zu demſelben gelangen. Dieſe Vorſtellungen ſchienen den Ständen ſo einleuchtend, daß ſie wirklich eine gewiſſe Anzahl ihrer Mitglieder zur Wahl eines neuen Königes bevollmächtigten. Der Herzog Albrecht von Bayern, dem ſein Aufenthalt an dem Hofe des Königs Wenzels Sprache und Land bekandt gemacht hatte, war derjenige, der den Bevollmächtigten die meiſten ihrem Könige nöthigen Eigenſchaften zu haben ſchien. Allein Albrecht dachte edel genug, den Geſandten, die ihm die böhmiſche Krone antrugen, die Antwort zu ertheilen, daß er dem jungen Prinzen Ladiſlaw die Krone, auf die er ein gegründetes Recht beſitze, nicht ſtreitig machen wolle. Doch eben ſo rechtſchaffene Geſinnungen bewies Friedrich von Oeſtreich, dem die böhmiſchen Stände hierauf die

1) Band II. S. 534.
2) Zugger, S. 515. u. f. f. Häberlin, S. 72.
3) Häberlin, S. 80. 84.

die Regierung ihres Reiches anboten. Er verlangte weiter nichts, als Vormund des Prinzen zu seyn, und für seine Erziehung zu sorgen; übrigens möchten die böhmischen Herren einige würdige Männer aus ihrer Nation wählen, die bis zu Ladislaws Regierungsfähigkeit, dem Staate vorstehen könnten. Die Böhmen folgten diesem Rathe, und ernennten Meinharden von Neuhaus, und Heinrichen Ptaczek, von welchen jener unter den Catholiken und dieser unter den Utraquisten das Haupt vorstellte, zu Reichsstatthaltern. Der junge König Ladislaw wurde indessen an Friedrichs Hofe zu Wien erzogen m).

Friedrich von Oestreich römischer König.

2. So wie aber Ladislaw einen Kaiser zum Vater hatte, so hatte er auch einen Kaiser zum Vormund. Dem Herzog Friedrich von Oestreich hatte es nemlich indessen geglückt, die Würde eines Reichsoberhauptes der Deutschen zu erlangen. Anfangs waren die Churfürsten in Ansehung der Person, der sie die Regierung des deutschen Reiches anvertrauen sollten, nicht einig gewesen. Zwar hatten die meisten unter ihnen zu dem Herzog Friedrich, dem Vetter des vortrefflichen Albrechts II. ein großes Zutrauen; dieses Zutrauen verminderte sich aber, als ihn sein gewesener Geheimsecretair, Johann Gert, als einen Fürsten schilderte, dessen stille Gemüthsart der bey einem Reichsoberhaupte erforderlichen Thätigkeit wenig angemessen wäre n). Diese Schilderung machte auch bey dem Churfürsten von Brandenburg und dem Herrn Heinrich von Plauen, der sich an der Spitze der böhmischen Wahlgesandtschaft befand, so viel Eindruck, daß sie den Landgrafen Ludewig I. von Hessen vorschlugen. Andre, aber neuere Nachrichten gesellen ihnen noch die Churfürsten von Trier und von der Pfalz zu o). Genug, die deutsche Krone wurde dem Landgrafen Ludewig wirklich angetragen; allein dieser dankte für eine mit so vieler Mühe und Beschwerlichkeit verknüpfte Ehre, und er entschuldigte sich, wie uns Aeneas Sylvius versichert, unter andern auch damit, daß er im Schreiben und Lesen zu wenig Uebung besitze p). Der friedlich gesinnte Ludewig hatte jedoch noch andre Ursachen, die ihm die Annehmung der Krone widerriethen. Seine Gönner, Brandenburg und Böhmen, besannen sich wieder anders. Der König Wladislaw von Polen hatte damals Gelegenheit und Neigung, Böhmen, Mähren und Schlesien mit seinem Reiche zu verbinden. Hieran konnte ihn nun niemand mit glücklicherm Erfolge hindern, als der Herzog Friedrich von Oestreich, der Vormund des jungen Prinzen Ladislaws. Die Böhmen, die zur Parten desselben gehörten, mußten also sehr natürlich dem Herzog Friedrich ihre Stimme geben, und der Churfürst von Brandenburg, der die Vermehrung der Macht seines Nachbars sehr ungern sah, trat nun gleichfalls auf Friedrichs Seite, weil er als Kaiser dem polnischen Wladislaw den kräftigsten Widerstand thun konnte. Und so kam es endlich dahin, daß der östreichische Friedrich einmüthig zum römischen Könige erwählt wurde. Die Churfürsten übertrugen es ihrem Collegen, dem neuen Churfürsten von Trier, einem Herrn von Sirk, dem Herzog von Oestreich die Nachricht von seiner Wahl zu überbringen. Jacob reisete an der Spitze einer ihm von den übrigen Churfürsten zugeord-

1440 am 2. Febr.

m) Pelzel, S. 425-427.

n) Schaten annales paderborn. ad an. 1440.

o) Teuthorns Geschichte der Hessen, VII. 172. u. f. f.

p) Aeneas Sylv. de statu Europae, cap. 30.

Digitized by Google

geordneten Geſandtſchaft nach Wien. Aber Friedrich, in deſſen Character allzu große Bedächtlichkeit einen Hauptzug ausmachte, brauchte auf zehn bis eilf Wochen Zeit, ehe er die Sache mit ſeinen Miniſtern gehörig überlegt hatte, ehe er ſich zur Annahme der Würde eines Reichsoberhauptes bereit erklärte [q]). Doch Friedrich hatte auch verſchiedene wichtige Urſachen, die ſein langes Beſinnen rechtfertigen konnten. Erſt fünf und zwanzig Jahr alt, entbehrte er noch alle die Einſichten und Erfahrungen, welche die Stelle eines Oberhauptes des deutſchen Reiches erforderte. Schon war er auch mit Oeſtreich und der Vormundſchaft über den jungen Ladiſlaw genug beſchäfftigt, und in Oeſtreich hatte er mit ſeinem unruhigen Bruder Albrecht beſtändig zu kämpfen. Denkt man ſich nun noch Friedrichs Hang für ein ruhiges, geſchäfftsloſes Leben hinzu, ſo wird man ſeinen Widerwillen für die Krone ſehr natürlich finden. Wahrſcheinlich waren es auch nur ſeine ehrgeizigen Miniſter [r]), die ihn beredeten, die Laſt eines Reichsoberhauptes auf ſeine ſchwachen Schultern zu nehmen. am 23. April.

3. Friedrichs III. Vorgänger, Albrecht II., hatte ſehr weislich in die Zänkereyen des Pabſtes und des Baſeler Concils ſich nicht gemiſcht; Friedrich ſchlug jedoch leider! einen andern Weg ein. Er faßte gleich beym Antritte ſeiner deutſchen Regierung den feſten Vorſatz, die Einigkeit im Kirchenſtaate wieder herzuſtellen. In dieſer Abſicht lud er nicht nur die deutſchen Reichsſtände, ſondern auch die auswärtigen Mächte, zu einer großen Verſammlung ein, die auf lichtmeſſe des folgenden Jahres zu Maynz gehalten werden ſollte. Um die deutſche Geiſtlichkeit zu dieſer wichtigen Verſammlung vorzubereiten, hielten auch die Erzbiſchöfe von Maynz und Salzburg mit den Biſchöfen ihrer Provinz noch beſondre Zuſammenkünfte. Dieſe Verſuche zur Einigkeit ſchienen aber damals um ſo nöthiger, weil ſowol weltliche als geiſtliche Fürſten Deutſchlands dem vom Baſeler Concil abgeſetzten Eugen noch gewogen blieben. Unter die vornehmſten Mitglieder ſeiner Partey gehörten der Deutſchmeiſter, der Herzog Albrecht von Oeſtreich (des Kaiſers Bruder), der Pfalzgraf Stephan zu Simmern, der Herzog Albrecht von Bayern zu München, verſchiedene deutſche Städte z. B. Straßburg, und einige deutſche Univerſitäten. Die übrigen beharrten noch ferner bey der bisherigen Neutralität, und Wohl ihnen und dem deutſchen Vaterlande, wenn ſie ihre Unparteylichkeit noch länger fortgeſetzt hätten. Aber nun näherte ſich die große Maynzer Verſammlung, wo die Kirchenuneinigkeit gehoben werden ſollte. Der Kaiſer Friedrich erſchien nicht ſelbſt, ſondern ſchickte Geſandten. Auch vom Könige von Frankreich und von andern auswärtigen Mächten ſtellten ſich Bevollmächtigte ein. In dieſer Verſammlung behauptete nun die deutſche Nation ſich ziemlich gut bey ihrer Würde, und bey ihren Vorzügen. Sie Friedrichs III. Bemühungen, die Kircheneinigkeit wieder herzuſtellen. 1441 im Februar.

q) Häberlin, S. 73–77. Fugger, S. 517.

r) Einer der vornehmſten Miniſter Friedrichs III. war unſtreitig Aeneas Sylvius Piccolomini, der, als Secretair der Cardinäle und Biſchöfe auf dem Concil zu Baſel, ſeine herrlichen Naturanlagen zu entwickeln, vortreffliche Gelegenheit hatte. Der Pabſt Felix ſchickte ihn in Geſchäften an den Kaiſer, und dieſer belohnte nicht nur ſeine Geſchicklichkeit in der Dichtkunſt und Redekunſt mit dem Ehrenkranz; er ordnete ihn auch in der Folge dem Kanzler Schlick als Secretair zu. Wie viel vermocht in einem ſolchen Poſten nicht ein Mann von Piccolominis Scharfſinn! Unſtreitig hat er in Friedrichs III. erſte Regierung mächtig gewirkt. Fuggerz S. 652.

Digitized by Google

Sie wollte den kühnen Unternehmungen des Baseler Concils durchaus nicht beystimmen. Als nun der Cardinal von Arles, und der Bischof Johann von Freysingen, den Felix V. zum Cardinal erhoben hatte, als Abgeordnete des Concils zu Basel sich einstellten, so erklärten ihnen die deutschen Fürsten ohne weitere Umstände, daß sie den Cardinal von Arles für keinen Legaten von Felix V., und seine Collegen für keine Cardinäle erkennen könnten. Auch die fernern Untersuchungen und Berathschlagungen der Maynzer Versammlung hatten weiter keine Wirkung, als daß sie das Ende des langwierigen Baseler Concils beförderten. Der Schluß derselben fiel nemlich dahin aus, daß das zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens nöthige allgemeine Concilium an einem andern Orte, als zu Basel, müsse gehalten werden, und würden sich nun die damaligen Parteyen zur Wahl eines dritten Ortes nicht entschließen können, so sollte der römische König das Recht haben, sechs Städte in Deutschland und eben so viel in Frankreich zu bestimmen, und in einer derselben sollte am ersten August des folgenden Jahres die neue Kirchenversammlung ganz gewiß ihren Anfang nehmen. Bey dieser Gelegenheit versäumte es aber die deutsche Nation auch nicht, ihre Beschwerden über die Bedrückungen und Anmaßungen des päbstlichen Stuhles zu übergeben, auf welche jedoch erst in der Folge einige Rücksicht genommen wurde [6]).

Das Baseler Concil nähert sich seinem Ende.

4. Die deutschen Fürsten ließen hierauf durch besondre Gesandten den zu Basel versammelten Vätern ankündigen, daß sie, innerhalb Jahresfrist, ein neues allgemeines Concilium an einem andern Orte ansetzen sollten. Diese Zumuthung war ihnen nun freylich nicht angenehm, und sie konnten sich nicht sogleich entschließen, ihr Gehör zu geben. Indessen wurden sie dennoch einig, daß nach drey Jahren, oder, wenn es dem Pabste Felix V. beliebte, auch noch eher, zu Lyon ein allgemeines Concil sollte gehalten werden. Durch dasselbe sollte aber die Baseler Versammlung nicht aufgehoben werden, und die Väter wollten zu Basel so lange bleiben, als ihnen die Stadt Sicherheit gewähren würde, und, wenn ihnen diese fehlte, ihren Sitz nach Lausanne verlegen. Dies war der Schluß der fünf und vierzigsten und der letzten Session des Baseler Concils; denn ungeachtet die ehrwürdigen Herren noch einige Jahre zu Basel sich aufhielten, so fanden doch weiter keine Sessionen, sondern bloß Congregationen statt. Man hatte, der Veranstaltung eines neuen Concils wegen, auch
1443 an den Pabst Eugen IV. Gesandten geschickt; dieser wollte aber der Versammlung zu Florenz, die er nach Rom verlegt hatte, die Rechte eines allgemeinen Concils zueignen; er ermahnte daher den Kaiser und die Reichsstände, an demselben Antheil zu nehmen, und die bisherige Neutralität fahren zu lassen. Friedrich überlegte die Sache mit den zu Nürnberg versammelten Fürsten, und die darüber gepflogen Berathschlagungen bewirkten abermals den Schluß, daß beide Päbste in ein neues Concilium willigen müßten. Der Kaiser schickte hierauf seinen geheimen Secretair
1444 Aeneas Sylvius, an den Eugen, der aber, seiner Stärke in Unterhandlungen ungeachtet, doch weiter nichts erlangen konnte, als daß der Pabst Gesandten nach Deutschland zu schicken versprach. Eben diese Gesandten hatten den geheimen Auftrag, ihm wieder zur Obedienz des deutschen Reiches zu verhelfen. An der Erreichung dieser Absicht hinderten ihn aber hauptsächlich die beiden geistlichen Churfürsten

6) Sie wurden in dem Latein jenes Zeitalters Aviſamenta genannt. Häberlin, S. 103.

ſten von Trier und Cöln, die für das Baſeler Concil und den Pabſt Felix viele Ergebenheit äußerten. Dieſes verdroß ihn ſo ſehr, daß er, auf des Kaiſers Freundſchaft rechnend, es wagte, dieſe beiden Herren ihrer erzbiſchöflichen Würde zu entſetzen. Das Erzbisthum Cöln verlieh er dem Prinzen Adolph von Cleve, und das Erzbiethum Trier bekam der Biſchof Johann von Cambray. Der ſchlaue Eugen hatte es dabey ſo eingerichtet, daß der mächtige Herzog von Burgund mit in den Handel gezogen wurde; denn Adolph war Philipps Schweſterſohn, und Johann ſein natürlicher Bruder. So ſchlau dieſe Verbindung aber auch ausgedacht war, ſo wenig hatte Eugen die Folgen ſeiner Unternehmung überdacht. Die Amtsbrüder der abgeſetzten Churfürſten, die, in einer zu Frankfurt gehaltenen Verſammlung, ſich derſelben mit allem Nachdrucke anzunehmen beſchloſſen, vereinigten ſich, allerley Forderungen an den Pabſt zu thun, die er ohne einige Kränkung unmöglich eingehen konnte. Er ſollte nemlich die zu Baſel erneuerten Schlüſſe des Coſtnitzer Concils, die Gewalt der Concilien über den Pabſt betreffend, anerkennen; er ſollte auf den erſten May des künftigen Jahres zu Coſtnitz, Straßburg, Worms, Maynz oder Trier eine allgemeine Kirchenverſammlung halten laſſen. Würde er ſich dazu verſtehen, ſo wollte man ihn für den rechtmäßigen Pabſt erkennen, und allen Schlüſſen des neuen Concils ſich unterwerfen; ſollte er aber dieſe Fordrungen nicht eingehen, ſo wollte man der Baſeler Verſammlung beyſtimmen, doch unter der Bedingung, daß ſie ihren Sitz an einen andern ihnen anſtändigen Ort verlegte. Die Churfürſten erſuchten hierauf den Kaiſer, ihrem Vereine beyzutreten; er verſtand ſich aber zu nichts, als daß er den Geſandten, die ſie nach Rom ſchickten, den Aeneas Sylvius zugeſellte. 1445 1446

5. Aeneas Sylvius und der eine von den beiden päbſtlichen Legaten, welcher die Geſandtſchaft begleitet hatte, wußten dem Pabſte die Gefahr, die er ſich durch ſeine Weigerung zuziehen würde, ſo lebhaft vorzuſtellen, daß er die Abſetzung der Erzbiſchöfe von Trier und Cöln zu widerrufen, daß er Geſandten nach Deutſchland zu ſchicken, daß er alles mögliche einzugehen verſprach. Zur Vollendung dieſes Geſchäfftes war eine Verſammlung nach Frankfurt veranſtaltet worden. Auf derſelben ſtellten ſich die Churfürſten von Maynz, Trier, Cöln und von der Pfalz in Perſon, der Kaiſer und die Churfürſten von Sachſen und von Brandenburg aber nur durch Geſandten ein. Anfangs ſchien der Ausgang dieſer Verſammlung dem Pabſte Eugen gefährlich zu werden; denn die beiden erſten von ſeinen vier Legaten waren noch nicht erſchienen, und die zu Rom geweſenen Abgeordneten der Churfürſten hatten ihren Herren die harte Begegnung, die er ihnen widerfahren ließ, ſo eindringend geklagt, daß die Churfürſten wenig Zuneigung für ihn empfanden, und da die Geſandten des Baſeler Concils ſich außerordentlich nachgiebig bewieſen, ſo würden, wenn es Aeneas Sylvius nicht verhindert hätte, die Reichsſtände ſich ganz gewiß noch für die Partey des Felix erklärt haben. Aber Aeneas Sylvius, den Eugen zu ſeinem geheimen Secretair erklärt hatte, der wußte mit Schlauigkeit alles ſo einzurichten, daß Eugens Sache eine ganz andre Wendung bekam. Daß der Kaiſer und der Churfürſt von Maynz bloß aus Furcht vor den übrigen Churfürſten ihre Zuneigung für den Eugen noch nicht zu erkennen geben wollten, dies war ihm ſehr wohl bekandt; wenn aber Eugen die Fordrung der deutſchen Nation einzugehen

Pabſt Eugen hat an Aeneas Sylvius eine große Stütze.

im Sept.

sich bequemte, so fand die Sache weiter keinen großen Anstand. Kurz, Aeneas Sylvius brachte es dahin, daß sein deswegen gemachter Entwurf dem Churfürsten von Maynz gefiel, und daß er auch von den übrigen Mitgliedern der Versammlung meistens gebilligt wurde. Jetzt sollte also eine neue Gesandtschaft nach Rom gehen, um des Pabstes Einwilligung zu erhalten, und ihm die Obedienz zu leisten. Die Gesandten des Baseler Concils waren über den Aeneas Sylvius, den sie der Parteylichkeit beschuldigten, höchst unzufrieden; aber ihr Unwille hatte keine Wirkung, und sie wurden auf ihrer Rückreise nach Basel noch überdies beraubt.

Deutschland leistet ihm die Obedienz. 1447

6. Von der ansehnlichen Gesandtschaft, die hierauf nach Rom wanderte, war Aeneas Sylvius wieder die Seele. Doch Eugen überlebte das Vergnügen, die Obedienz der deutschen Nation zu empfangen, nur sehr kurze Zeit. Er wurde an eben dem Tage, da er den Gesandten Gehör ertheilte, so gefährlich krank, daß die Aerzte seinen nahen Tod verkündigten. Nun weigerten sich zwar einige von den Gesandten, das Geschäffte zu vollenden; allein Aeneas Sylvius brachte es durch seine Vorstellungen, welche der churmaynzische Gesandte unterstützte, so weit, daß dem Eugenius vor seinem Sterbebette im Namen des Kaisers und der deutschen Nation die Obedienz geleistet wurde. Dagegen ließ der Pabst der Gesandtschaft eine Bulle ausfertigen, die der deutschen Nation das versicherte, was sie verlangt hatte. Vierzehn Tage hernach endigte Eugen in einem sehr hohen Alter sein Leben, und entging dadurch vielleicht der Versuchung, dem geschlossenen Vergleiche entgegen zu handeln. Sein Nachfolger, Nicolaus V, der den Mangel einer vornehmen Herkunft durch vorzügliche Eigenschaften des Herzens und Verstandes ersetzte, verlieh dem Aeneas Sylvius, ihm seine dem päbstlichen Stuhle geleistete Dienste zu belohnen, das Bisthum zu Triest, und forderte ihn dadurch zu noch größerm Eifer für das Ansehen des Kirchenoberhauptes auf. Aeneas Sylvius konnte jetzt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf den Cardinalshut, konnte, wenn es glücklich ging, auf die päbstliche Krone rechnen, und das Glück konnte er nicht so leicht verfehlen, so lange er von dem Kaiser in Angelegenheiten mit dem Pabste gebraucht wurde. Da dieses nun noch einige Jahre hindurch geschah, so war es sehr natürlich, daß die päbstliche Hoheit nichts dabey verlohr. Aeneas Sylvius arbeitete ja gleichsam für sich selbst.

im Febr.

Eben dieses widerfährt seinem Nachfolger Nicolaus V.

7. An dem mit dem Eugen geschlossenen Vergleiche hatten nicht alle Reichsstände, und besonders nicht die Churfürsten von Trier, Cöln, Pfalz und Sachsen, Antheil genommen. Allein Nicolaus V, oder vielmehr Aeneas Sylvius, wußte allen Bewegungen, die daraus entstehen konnten, vorzubeugen. Nicolaus bestätigte alle Versprechungen seines Vorgängers, und schickte einen Legaten nach Deutschland. Der Kaiser veranstaltete aber, was noch wichtiger war, und was ihm Aeneas Sylvius ohne Zweifel eingab, nach Aschaffenburg eine Versammlung, in welcher auch die Reichsstände, welche bisher noch bey der Neutralität verharrten, für den neuen Pabst sollten gewonnen werden. Noch vor dieser Versammlung wurden die oben erwähnten vier Churfürsten, von welchen der trierische in Person, die übrigen aber durch Gesandten erschienen waren, in einer Conferenz zu Bourges beredet, den Nicolaus V. für den rechtmäßigen Pabst zu erkennen. Dieser Punct war also auf dem Aschaffenburger Convente leicht berichtigt. Aber nun konnte man

im Jun.

über

über das, wozu man den Nicolaus verbinden wollte, nicht einig werden. Ein Reichstag, der deswegen gehalten werden ſollte, kam nicht zu Stande. Dagegen ließ der Kaiſer in das ganze Reich einen Befehl ausgehen, daß jeder den Nicolaus für den rechtmäßigen Pabſt erkennen ſollte, und nun war auch niemand mehr in Deutſchland, welcher dieſem Befehle nicht Folge geleiſtet hätte.

8. Die deutſche Nation, die ſo gefällig den Nicolaus V. für das echte Oberhaupt der Kirche erkannt hatte, glaubte ſich nun völlig berechtigt, von eben demſelben die Endigung ihrer geiſtlichen Bedrückungen erwarten zu können, glaubte, daß Nicolaus des Baſeler Concils Aufhebung der Annaten und päbſtlichen Proviſionen beſtätigen würde. Aber wie täuſchend war nicht ihre Erwartung, und wie leicht hätten ſie doch das Gegentheil vermuthen können! Die Väter, welche in die Aufhebung der Annaten und Proviſionen willigten, beſtanden meiſtens aus Biſchöfen, welche das Drückende dieſer Abgaben ſo recht eigentlich fühlten; derjenige, der ihre Aufhebung aber beſtätigen ſollte, war der Pabſt ſelbſt, in deſſen Caſſe jene ſchöne Summen floſſen. Auf dieſelben Verzicht zu leiſten, dazu hatte Nicolaus ſeinem Legaten keine Vollmacht gegeben. Es war aber auch nicht nöthig, denn der Kaiſer und der Churfürſt von Maynz ließen ſich von dem liſtigen Aeneas Sylvius zu einem für den Pabſt außerordentlich vortheilhaften Vergleiche bereden, der zu Aſchaffenburg geſchloſſen wurde. Vermöge deſſelben behauptete ſich der Pabſt nicht nur bey den Annaten und Proviſionen, ſondern er verlangte auch die Vergebung der geringern geiſtlichen Beneficien, welche ſechs Monate hindurch, und zwar im Jenner, März, May, July, September und November, erledigt werden. Dies ſind nun die ſo berühmten Concordaten der deutſchen Nation [t]), zu welchen die meiſten Churfürſten und verſchiedene geiſtliche und weltliche Reichsſtände ihre Einwilligung gegeben haben. Die Vortheile, welche die Väter des Baſeler Concils den Deutſchen zugeſtanden hatten, waren alſo hierdurch auf Einmal verlohren, und jene hatten noch überdies das Schickſal, daß ihnen der Kaiſer ein über das andre Mal das ſichere Geleit aufkündigte, daß er, wie ſie ſeinem Befehle nicht ſogleich Gehorſam leiſteten, ihre Fortſchaffung der Stadt Baſel bey Strafe der Acht gebot. Die ehrwürdigen Herren begaben ſich hierauf nach Lauſanne, nachdem ihr Aufenthalt zu Baſel bis in das ſiebzehnte Jahr gedauert hatte. Und ſo waren die vielen Koſten und die große Mühe, die auf dieſe Kirchenverſammlung verwendet worden, abermals fruchtlos. Denn nicht einmal die Abſicht, die Einigkeit in der Kirche wieder herzuſtellen, hatte ſie erreicht. Hierzu wurde noch ein Concil zu Lyon erfordert, dem die Churfürſten von Cöln und Sachſen beywohnten. Auf demſelben brachte man es nun endlich ſo weit, daß der Pabſt Felix ſich zur Niederlegung der päbſtlichen Würde bequemte, und, außer verſchiedenen Ehrenvortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von drittehalb tauſend Goldgulden ſich begnügte [u]).

Aſchaffenburger Concordaten.

1448 im Febr.

im Jun.

Jul. — Oct.

9. Auf dieſe Art hatte alſo der Kaiſer Friedrich ſeinen Wunſch, die Einigkeit in der Kirche wieder hergeſtellt zu ſehen, glücklich erreicht, aber durch Mittel, die ſeinem Verſtande wenig Ehre machen. Seine zweyte Hauptabſicht, die er ſich

Frankfurter Reformation.

t) Concordata nationis Germanicae integra, edit. 2da. Frf. et Lipſ. 1771. 8. In Schmauß corp. iuris publ.

u) Häberlin, S. 199 i 217.

beym Antritte seiner Regierung vorsetzte, die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung im deutschen Vaterlande, betrieb er eben so unglücklich. Zwar fehlte es nicht an Zusammenkünften und Berathschlagungen, aber es fehlte an dem Geiste, der sie zum Ziele zu lenken wußte. Gleich auf Friedrichs III. ersten Reichstag that
1441 man den Vorschlag, für ganz Deutschland ein Kammergericht, vier Hofgerichte, sechzehn Landgerichte, und vier und sechzig Freygerichte anzulegen, und den Gebrauch des römischen Rechtes völlig abzuschaffen; aber der Vorschlag blieb ohne Ausführung. Nach verschiedenen andern Versammlungen, wo man gar nichts ausgemacht
1442 im Jul. u. Aug. hatte, kam endlich im dritten Jahre von Friedrichs Regierung ein Reichstag zu Frankfurt zu Stande, auf welchem nicht nur vom Landfrieden und den Pfandungen, sondern auch von der Verbesserung der westphälischen oder heimlichen Gerichte, und von Münzgebrechen gehandelt wurde. Man hätte nun, in Ansehung der beiden erstern Puncte, Albrechts II. Entwürfe, nur zur Ausübung bringen dürfen; allein man glaubte schon genug zu thun, wenn man die die Befehdungen betreffende Verordnung der goldnen Bulle erneuerte, wenn man sie und die Pfändungen einigermaßen einschränkte. Eben so verfuhr man in Ansehung der westphälischen Gerichte. Der Reichsabschied, dem man diese Schlüsse einverleibte, wurde Kaiser Friedrichs Reformation genennt; ein Name, den er gewiß nicht verdiente. Seine öffentliche Bekandtmachung geschah in Form eines königlichen Mandats; doch wurde ausdrücklich angemerkt, daß der Inhalt desselben mit Rath der Churfürsten, Fürsten, Grafen, Freyen, Herren, Ritter, Knechte und Städte, beschlossen worden wäre. Der Kaiser nennt die sämmtlichen Reichsstände seine und des heiligen Reiches Unterthanen, und auf die Uebertretung dieses Reichsabschiedes wird eine Strafe von hundert Mark löthigen Goldes gesetzt [r]). Alle Strafen und Einschränkungen konnten aber, so lange Deutschland nicht in kleinere Bezirke getheilt, nicht mit beständigen Obergerichten versehen war, ihrer Absicht unmöglich entsprechen, und eben deswegen gab es auch wenig deutsche Länder, wo man nicht, Kaiser Friedrichs Reformation zum Hohne, sich tapfer mit einander herumgetummelt hätte.

Ludewigs von Ingolstadt letzte Schicksale.

10. Das obere Deutschland setzte noch immer der unruhige Herzog Ludewig von Ingolstadt in Bewegung, der, nachdem er sich schon genug mit seinen Nachbarn herumgezankt hatte, zuletzt mit seinem eignen Sohne in Streit gerieth. Ludewig, den er mit der Anna von Bourbon gezeugt hatte, war von der Natur so verwahrloset worden, daß man ihn im gemeinen Leben nur den Buckeligen nannte. Selbst sein Vater belegte ihn mit dem Namen, der Hocker, und da die Kinder, welche eine weniger einnehmende Bildung empfangen haben, dem Schicksale, von ihren Eltern gehaßt zu werden, mehrentheils ausgesetzt sind, so mußte der arme Ludewig mit dem Buckel gleichfalls die traurige Erfahrung machen, und der parteyische Vater zog ihm sogar seinen unehlichen, aber ungleich schöner gebildeten, und in allen Ritterspielen vortrefflich geübten Sohn, Wielanden von Freyberg, vor. Die Empfindungen der Eifersucht, die ihm diese ungerechte Begegnung einflößte, konnte er nicht so sehr verbergen, daß sie sein Vater nicht gemerkt hätte. Sein Widerwille gegen den übelgebildeten Sohn wuchs hierdurch noch immer mehr. Er überhäufte Wielanden, der ihm von ganzem Herzen ergeben war, mit Wohlthaten und Gunstbezei-

r) Häberlin, S. 115. 116.

bezeigungen. Jede Wohlthat und jede Gunſtbezeigung, die er ihm erwies, ſchien dem rechtmäßigen Sohne eine neue Kränkung; da nun ſein Vater bey herannahendem Alter viele und prächtige Stiftungen machte; da er dabey den Ingolſtädtern den Befehl ertheilte, daß ſie ſeinem Nachfolger nicht eher, als bis ſie ſeine Stiftungen beſtätigt hätten, huldigen ſollten; ſo gerieth Ludewig mit dem Hocker auf den Gedanken, als wenn ſein Vater ihm alles zu entziehen gedächte. Dieſer Gedanke erregte in ihm ſolche Empfindungen der Verzweiflung, daß er auf Empörung gegen ſeinen Vater dachte. Schon war der Markgraf von Brandenburg, Albrecht Achilles, des Churfürſten von Brandenburg Sohn, mit ihm verbunden, und nun heirathete er, ſeinem Vater zum großen Verdruſſe, noch deſſen Schweſter Margrethe. Sodann ſchloß er mit dem Herzog Heinrich zu Landshut, und dem Herzog Albrecht III. zu München, des Herzogs Ernſts Sohn, ein Bündniß. Von dieſen Herren unterſtützt, ſchritt er zu offenbarer Gewalt gegen ſeinen Vater. Er ſuchte ſie durch den Kirchenbann, womit das Baſeler Concil denſelben belegt hatte, zu rechtfertigen. Mit Hülfe des Brandenburgiſchen Albrechts bemächtigte er ſich der Stadt und des Schloſſes Friedberg, und zwey Jahre nachher der Hauptſtadt Ingolſtadt, und faſt 1439
aller Hauptörter, Lauingen und Neuburg ausgenommen. In dem letztern hatte der alte Ludewig ſeine Zuflucht geſucht. Aber auch hier war er zuletzt nicht ſicher. Denn da ſeines pflichtvergeſſenen Sohnes Anhang, beſonders durch den Adel, ſich immer
mehrte, ſo war dieſer im Stande, Neuburg drey Monate hindurch ſo hartnäckig 1443
zu belagern, daß es endlich ſich ergeben mußte. Als der alte Herzog die Stadt in den Händen ſeiner Feinde ſah, ſo erklärte er, er wolle lieber ſterben, als ſeines Sohnes Gefangner ſeyn; und dieſer, deſſen Gefühl von kindlicher Pflicht noch nicht ſo ganz erſtickt war, wollte, wie man vermuthet, ſogar den Schein vermeiden, ſeinen Vater ſelbſt gefangen zu haben, und überließ ihn daher dem Markgrafen Albrecht, der ihn mit allem dem Wohlſtande, der ſeinem Range gemäß war, zu einer ritterlichen Haft nach Anſpach führete. Ludewig der Buckelige ließ ſich aber, wenn man andren glauben ſoll, neun oder gar neunzehn tauſend Goldgulden für ſeinen Vater bezahlen. Eben dieſe Verſchiedenheit in der Angabe der Summe macht jedoch die Nachricht weniger zuverläſſig, und wieder andre behaupten vielmehr, daß Ludewig mit dem Buckel neun tauſend Gulden an den Markgrafen Albrecht bezahlt habe, um demſelben wegen der Kriegskoſten einſtweilen einen Erſatz zu geben. Dies kann ſehr wohl der Fall geweſen ſeyn, und Ludewig mit dem Buckel, der die neun tauſend Goldgulden vielleicht nicht baar bezahlen konnte, trat ſeinem Schwager den gefangnen Vater ab, damit er zu ſeinem aufgewendeten Gelde kommen könnte. Genug, Albrecht bot dem gefangnen Ludewig, unter der Bedingung, ihm die Kriegskoſten zu erſetzen, mehr als einmal ſeine Freyheit an; allein Ludewig wollte ſich durchaus zu nichts verſtehen, weil er, ſeiner Behauptung nach, mit Unrecht wäre bekriegt worden. Auf dieſe Art blieb der alte Ludewig beynahe drey Jahre in Albrechts Gewalt, bis ſein Vetter, der Herzog Heinrich von Landshut, dem Markgrafen die zwey und dreyßig tauſend Goldgulden, die er verlangte, bezahlte, und dafür den 1446
Gefangnen bekam. Heinrich ſtand in der Einbildung, Ludewig würde ihm das Geld ſchon wieder bezahlen; aber mit dem ſonderbaren Manne war nichts anzufangen. Mit unerſchütterlichem Sinne ſetzte er jedem, der an ſeiner Freyheit zweifeln wollte,

ſeinen

ſeinen fürſtlichen Stolz und Troß entgegen. Durchaus wollte er um ſeine Befreyung nicht nachſuchen, und wenn man ihn noch ſo flehentlich bat, daß er doch, ſeiner Freyheit wegen, des Geldes nicht ſchonen möchte, ſo gab er ſtets zur Antwort: es ſey thöricht, ihn zu etwas verbinden zu wollen, das er, ſobald er los wäre, doch niemals halten würde. Der Herzog Heinrich beſuchte ihn, die ausgelegte Geldſumme von ihm wieder zu bekommen, ſehr oft auf dem Schloſſe zu Landshut, wo er gefangen ſaß; aber Ludewig, der die bloße Zumuthung, daß er etwas erſetzen ſollte, verabſcheute, gab ſeinem Vetter jederzeit ſchon beym Eintritte zu verſtehen, was er zu hoffen hätte. Nie ſtand er vor ihm auf; nie dankte er ihm auf ſeinen Gruß; immer blieb er unerſchüttert und unbiegſam. Heinrich ließ ihn deswegen auf das Schloß zu Burghauſen bringen. Bey allem dieſem eignen, feſten und rauhen Sinne, war Ludewig, wenn nur das Geſpräch auf ſeine Rechte bey Fehden, oder auf ſeine Befreyung nicht gelenkt wurde, nichts weniger als wild und unangenehm
1447 im Umgange. Im Alter von ein und achtzig Jahren war er noch ſo ſehr bey Kräften, daß er ſich zuweilen das Vergnügen machte, denjenigen, die ihn im Gefängniſſe beſuchten, Proben ſeiner Stärke zu geben. Seine Landſtände, der König von Frankreich, die ſämmtlichen Churfürſten — alle wendeten ſich zu ſeiner Befreyung an den Kaiſer. Dieſer ließ an den Herzog Heinrich ein nachdrückliches Schreiben abgehen, welches Ludewigs Befreyung wahrſcheinlich bewirkt hätte; als aber dieſes Schreiben ankam, war Ludewig ſchon dahin. Er ſtarb — im Kirchenbann — und dennoch von allen Bayern, und Nachbarn derſelben, beklagt. Der guten Anlage, welche die Natur Ludewigen verliehen hatte, fehlte bloß die Richtung, um ihn zum wirklich großen Mann zu bilden. Da ſein Sohn, Ludewig der Buckelige, bereits einige Jahre vor ihm geſtorben war, ſo ſchloß ſich mit ihm die Reihe der Bayerſchen Herzoge von Ingolſtadt, und das Land derſelben fiel, dem Staatsrechte des Pfalzbayerſchen Hauſes gemäß, dem nächſten Anverwandten, dem Herzog Heinrich zu Landshut zu [y]).

Des ſächſiſchen Siegmunds Händel.

11. Gleichfalls ein unruhiger Kopf, aber von einer andern Art, war der ſächſiſche Prinz Siegmund. Der Churfürſt von Sachſen, Friedrich I., hatte vier Söhne hinterlaſſen, welche ſein Land anfangs gemeinſchaftlich beſaßen; als aber der dritte, Heinrich, erbenlos geſtorben war, ſo nahmen die drey übrigen, Friedrich, Siegmund und Wilhelm, eine Theilung vor. Siegmund nun, der bey dem Beſitze ſeines anſehnlichen Landesantheiles als ein glücklicher Fürſt leben konnte, fand eine liebenswürdige Nonne des Kloſters Wildenfurt bey Weida ſo reizend, daß er ihr zu Gefallen ein Geiſtlicher zu werden beſchloß, und nun lebte er ſich und der liebe. Mit dieſem Romane, deſſen Helden er vorſtellte, waren aber ſeine Brüder ſo wenig zufrieden, daß ſie ihn nach Freyburg in Verwahrung bringen ließen. Bald beſan-
1437 nen ſie ſich jedoch wieder anders. Sie verſchafften ihm eine Domherrnſtelle zu Wirzburg, und Siegmund leiſtete dagegen auf ſeinen Landesantheil Verzicht. Nach einigen Jahren ſchwang er ſich zur Würde eines Biſchofs empor. Das Domcapitel nöthigte ihm aber dabey das eidliche Verſprechen ab, daß er, wegen der damaligen Kirchentrennung, der Stiftsregierung nicht eher ſich anmaßen wollte, als bis er von demjenigen Pabſte, den das Domcapitel für den rechtmäßigen erkannt hätte, wäre

y) Weſtenrieder, II, 390–398.

wäre beſtätigt worden. Allein Siegmund, dem die Zeit zu lange währte, brachte es, unterſtützt von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dahin, daß die Baſeler Kirchenverſammlung ihn ſeines Eides entließ, daß der Pabſt Felix ihm die Beſtätigung ertheilte. Er ließ ſich hierauf zu Anſpach von den Biſchöfen von Eichſtedt und Augsburg zum Biſchof weihen, und nun ging er nach Wirzburg, um ſich der Stiftsregierung zu unterziehen. Hierüber verklagte ihn das Domcapitel bey ſeinen Brüdern, dem Churfürſten Friedrich II. und dem Herzog Wilhelm. Dieſe nahmen ſich des Domcapitels ſo lebhaft an, daß zum Ausbruche einer Fehde alles bereit war. Siegmund ſtand nicht nur mit den Herren von Thüngen, ſondern auch mit dem Markgrafen Albrecht in Verbindung, und die Brandenburgiſchen Fürſten ſuchten bey dieſer Gelegenheit allerley alte Anſprüche auf das ſächſiſche Land hervor. Die benachbarten Fürſten verhinderten aber die gefährlichen Folgen dieſer Streitig- 1441
keiten noch durch einen Vergleich. Doch Siegmunden und das Wirzburgiſche Domcapitel vermochten ſie nicht mit einander auszuſöhnen. Das letzte machte ſogar zur Wahl eines Coadjutors Anſtalten. Ein Vergleich, den Siegmunds Brüder und die Markgrafen von Brandenburg zu vermittlen ſuchten, Siegmunds Appellation an die Kirchenverſammlung zu Baſel — alles war von keiner Wirkung. Endlich beriefen ſich beide Theile auf den Ausſpruch des Kaiſers. Die Sache wurde in 1442
einer Reichsverſammlung zu Frankfurt unterſucht. Siegmund war ſo unglücklich, den Rechtshandel zu verlieren. Das Bisthum ſollte durch einen ſogenannten Pfleger regiert werden; doch ſetzte man Siegmunden eine Wohnung in Wirzburg, nebſt einem jährlichen Gehalte von zwey tauſend rheiniſchen Gulden aus. Die Stiftsunterthanen wagten es nicht, dem kaiſerlichen Befehle den Gehorſam zu verſagen. Siegmund, der das gute Wirthſchaften ſich niemals angewöhnen konnte, lebte in Verachtung. Eugen ſetzte ihn nun förmlich ab, und der bisherige Pfleger, Gott- 1443
fried Schenk von Limpurg, gelangte zum wirklichen Beſitze des Bisthums. Siegmund kehrte hierauf nach Sachſen zurück. Hier fing er aber neue Händel an. Er ließ ſich mit Heinrichen von Plauen und verſchiedenen böhmiſchen Herren wider ſeinen Bruder, den Churfürſten, in ein feindſeliges Verſtändniß ein. Nun kam er nach Scharfenſtein in enge Verwahrung. Der mitleidige Bruder gab ihm endlich doch wieder ſeine Freyheit, und räumte ihm Rochlitz ein, wo ihn die Waſſerſucht tödtete [1]).

12. Ein dritter deutſcher Fürſt, der um dieſe Zeit manche Bewegungen verurſachte, war der mächtige Herzog Philipp von Burgund [a]), der ſeine anſehnlichen Staaten nun auch durch das Herzogthum Luxemburg vermehrte. Die letzte Beſitzerin war Eliſabeth, die Bruderstochter Kaiſer Wenzels, welche den Herzog Anton von Brabant zum Gemahle gehabt hatte. Wenzel wies es ihr, nebſt der Grafſchaft Chiny und der elſaſſiſchen Landvogtey, zum Unterpfande der hundert und zwanzig tauſend Gulden an, die derſelben zu ihrer Mitgift beſtimmt waren. Er behielt ſich aber das Wiedereinlöſungsrecht vor, welches von ihm ſein Bruder Siegmund und deſſen einzige Tochter Eliſabeth erbte. Der Gemahl der letztern, der Kaiſer Albrecht II, bot. Philipp von Burgund erwirbt Luxemburg.

1) Häberlin, S. 119/122. Geſch Thüringens, IV, 134/136

a) Band II, S. 530.

Digitized by Google

bot der Herzogin Eliſabeth die Pfandſumme an; aber er ſtarb, noch ehe der Handel
1439 zu Stande kam. Seine Wittwe, die Kaiſerin Eliſabeth, trat hierauf ihre Rechte auf das Herzogthum Luxemburg und die Grafſchaft Chiny ihrer älteſten an den Herzog Wilhelm von Sachſen vermählten Tochter Anne ab. Der Herzog Wilhelm ließ
1441 ſich nun mit der Herzogin Eliſabeth in Unterhandlungen ein, ohne jedoch mit ihr einig werden zu können. Da nun die luxemburgiſchen Stände, der bisherigen Herrſchaft endlich überdrüſſig, zum Theil auf Herzog Wilhelms Seite ſich neigten, ſo glaubte die Herzogin Eliſabeth ſich nicht beſſer helfen zu können, als wenn ſie den Herzog Philipp von Burgund zu ihrem Vormund und zum Landesregenten annähme. Philipp ſuchte zwar die Stände durch allerley Gnadenbezeigungen zu gewinnen; aber mit allen gelang es ihm doch nicht. Man war über die Veränderung, die ſich die
1443 Herzogin Eliſabeth erlaubt hatte, ſo unzufrieden, daß man ſie aus der Hauptſtadt wegjagte. Man verließ ſich dabey auf die acht hundert Mann, die, auf Herzog Wilhelms Befehl, und von dem Grafen Ernſt von Gleichen geführt, den Luxemburgern zu Hülfe gezogen waren, und die ſich mit der größten Geſchwindigkeit aller feſten Oerter, die zur Partey der Herzogin Eliſabeth gehörten, bemächtigten. Acht hundert Mann vermochten aber gegen den mächtigen Philipp nur wenig Widerſtand zu thun. In kurzer Zeit mußten ſie das ganze Herzogthum, Luxemburg und Diedenhofen ausgenommen, demſelben überlaſſen. Der Herzog Wilhelm verſuchte hierauf, ſeine Rechte zu behaupten, alles, was ihm unter jenen Umſtänden möglich war. Er ließ ſich in Unterhandlungen ein; er ſchlug, zur Entſcheidung des Streites, ſogar einen Zweykampf vor. Aber während daß Wilhelm zu Unterhandlungen ſeine Zuflucht nahm, erſtieg die Burgundiſche Mannſchaft, von einer dunklen Nacht begünſtigt, die Stadt Luxemburg ſo plötzlich, daß ſich der Graf von Gleichen mit ſeinen Leuten kaum in das Schloß retten konnte, und auch das Schloß mußte ſich, vom Hunger gezwungen, dem Herzog Philipp ergeben. Der Graf von Gleichen war noch vorher nach Diedenhofen entwiſcht; und zwar ſo eilfertig, daß er ſeine Pferde zurückgelaſſen hatte. Für den Herzog Wilhelm blieb nun weiter nichts übrig, als ein Verſuch, ob er für ſeine Anſprüche noch eine anſehnliche Geldſumme erlangen könnte. Dieſer Verſuch gelang, und Philipp verſprach ihm hundert und zwanzig tauſend Ducaten, die er wirklich ausgezahlt erhielt [b]). Philipp fand ſich auch mit der Herzogin Eliſabeth ab, die ihm für eilf tauſend Gulden baar, und für acht tauſend Gulden Jahrgehalt, alle ihre Rechte abtrat. Philipp nannte ſich indeſſen doch
1451 nicht eher, als nach ihrem Tode, einen Herzog von Luxemburg und Grafen von Chiny. Er gerieth auch, dieſer Länder wegen, noch mit dem jungen Könige Ladiſlaw in Streit [c]).

Friedrich III. will der Eidgenoſſen Freyheiten nicht beſtätigen.

13. Daß des burgundiſchen Philipps Macht durch Luxemburg und Chiny vermehrt wurde, konnte für den Kaiſer unmöglich eine gleichgültige Veränderung ſeyn; allein Friedrich war damals viel zu ſehr mit Angelegenheiten, die ihn näher angingen, beſchäfftigt, als daß er ſich um die luxemburgiſchen Händel hätte bekümmern können. Zu ſolchen Angelegenheiten gehörte aber hauptſächlich ſein Beſtreben, die dem Hauſe Oeſtreich von den Eidgenoſſen entriſſenen Länder wieder zu erlangen, gehörten die Streitigkeiten, in die ihn die Vormundſchaft über den Ladiſlaw verwickelte.

b) Geſch. Thüringens, IV, 139. c) Häberlin, S. 131–141.

Digitized by Google

wickelte. Daß Friedrich III. den Schweizern die Länder, die ſie zur Zeit des Conciliums zu Coſtniß ſich zugeeignet hatten, nicht laſſen wollte, dies zeigte ſich gleich beym Anfange ſeiner Regierung. Die Eidgenoſſen ließen ſich, gleich andern Reichsſtänden, die Beſtätigung ihrer Privilegien von ihm ausbitten; ſie wurde ihnen aber verweigert, und nur die Stadt Solothurn, die noch nicht in den Schweizerbund aufgenommen war, erhielt ſie. Friedrichs Abſicht äußerte ſich aber bald deutlicher, als er, ſie deſto glücklicher zu erreichen, das damals zwiſchen den Cantonen herrſchende Mißtrauen zu benutzen ſuchte, als er mit der Stadt Zürch ein beſondres Bündniß ſchloß, als ihm dieſe die Huldigung leiſtete. Friedrich durchzog das Schweizerland damals mit tauſend Reitern. Die Eidgenoſſen hatten alſo allerdings Urſache, beſorgt zu ſeyn, und hatten ſie um ſo mehr, da er den Aargau wirklich ſchon zurückgefordert hatte, da Rapperswil und Winterthur auf ſein Zureden ihm huldigten, da er dem Cantone Uri, der ſich keines Antheiles am Aargaue angemaßt hatte, ſeine Vorrechte und Freyheiten beſtätigte. Aller dieſer Aeußerungen ungeachtet, beſchloſſen aber die Eidgenoſſen dennoch, ihm ferner mit Ehrerbietung, und ohne Mißtrauen, zu begegnen. Sie ſchickten ihm Geſandten nach, die ihn abermals um die gewünſchte Beſtätigung bitten mußten; die er aber auf eine andre Zuſammenkunft verwies. Zum Orte derſelben beſtimmte er die Stadt Coſtniß, die ihm zu Gefallen die Reichsſtandſchaft wieder aufgab, und dem Hauſe Oeſtreich aufs neue den Eid der Treue zuſchwur. Die Geſandten der Eidgenoſſen fanden ſich ein, erhielten aber weiter nichts als die Antwort, daß Friedrich den Eidgenoſſen ihre Privilegien nicht eher beſtätigen könne, als bis ſie die entriſſenen Länder wieder eingeräumt hätten. Zu dieſer Einräumung hatten nun die Geſandten keine Vollmacht. Nun that ihnen zwar der Kaiſer den Vorſchlag, die Entſcheidung ihres Streites dem Ausſpruche der Churfürſten, oder des Pfalzgrafen am Rhein, oder auch der anweſenden Fürſten zu unterwerfen; aber auf dieſen Vorſchlag konnten und wollten ſich die Geſandten der Eidgenoſſen nicht einlaſſen [b]).

1442

14. Die Eidgenoſſen waren bey dieſem Handel am meiſten über Zürch aufgebracht, weil es, anſtatt die gemeine Freyheit vertheidigen zu helfen, mit dem Kaiſer im Einverſtändniſſe lebte, weil es ſogar die Grafſchaft Kyburg an denſelben abgetreten hatte. Sie äußerten aber ihren Unwillen darüber zuerſt dadurch, daß ſie ſämmtlich (Bern ausgenommen) den Zürchern den Antrag thaten, ſie ſollten den Bund mit Oeſtreich wieder aufkündigen. Hierzu hatten nun die Zürcher keine Luſt. Da nun die übrigen Eidgenoſſen bey ihrer Forderung verharrten; da ſie erklärten, daß ſie die Waffen nicht eher niederlegen wollten, als bis ſie Zürch und Oeſtreich wieder getrennt hätten, ſo war dies ſo gut wie eine Kriegserklärung. Ihr Zorn wuchs aber noch mehr, als die Appenzeller das zu Ende gegangne Bündniß durchaus nicht erneuern wollten, ſondern ſich wieder mit Oeſtreich und dem deutſchen Reiche vereinigten. Verſchiedene Nachbarn, und beſonders der Marggraf von Baden, beſtrebten ſich vergeblich, einen Vergleich zu vermittlen, und wenn auch nicht alle Ortſchaften der Eidgenoſſen dem Frieden abgeneigt waren, ſo wollten doch andre, und beſonders Schweiz, den Bund zwiſchen Zürch und Oeſtreich durchaus nicht dulden. Schweiz war auch der erſte Canton, welcher dem Hauſe Oeſtreich und der Stadt Zürch einen

Warum man die Eidgenoſſen Schweizer nennt.

1443

b) Tugger, S. 534-537.

Digitized by Google

Fehdebrief zuschickte, und eben deswegen wurde dieser Krieg vermuthlich der Schweizerkrieg genannt, und wenn gleich in der Folge auch noch andre Eidgenossen sich mit den Schweizern vereinigten, so blieb doch allen der Name Schweizer.

Krieg zwischen dem Kaiser und den Eidgenossen.

15. Als der Kaiser Friedrich den Fehdebrief der Eidgenossen empfangen hatte, schickte er den Zürchern den Markgrafen Wilhelm von Hochberg, seinen landvogt, und den Grafen Ludewig von Helfenstein mit acht hundert und fünf und vierzig Reisigen, unter welchen sich viele Herren, Ritter und Edle befanden, zu Hülfe. Die Eidgenossen wankten zum Theil noch in dem Entschlusse, welche Parten sie ergreifen wollten; als aber die Zürcher den Zugern ein Dorf abbrenneten, entzündete sich dadurch der allgemeine Unwille so sehr, daß sämmtliche Eidgenossen, den Zürchern ganz unerwartet, sich auf die Seite der Schweizer schlugen, daß sie den Zürchern manches Dorf verwüsteten, und verschiedene Oerter wegnahmen. Endlich erfolgte bey Zürch selbst ein hartnäckiges Gefechte, worin einige hundert Zürcher erschlagen wurden, und die Feinde derselben sollen sich dabey sehr grausam bewiesen haben. Ein Stillstand, den man auf ein Jahr schloß, wurde so schlecht beobachtet, daß man ihn nur den bösen Frieden nannte. Während desselben vergriffen sich die Eidgenossen auch an Oestreich. Die Baseler, die Berner und die Solothurner rückten mit drittehalb tausend Mann vor die östreichische Stadt Laufenburg am Rhein. Der dasige Vogt, Hans von Rechberg, hatte, noch vor offenbarer Fehde, ihren Bürgern viele Drangsale angethan. Diese wollten sie nun rächen; sie hatten auch bereits die Mauern niedergestürzt, als der Bischof von Basel und andere einen Vergleich vermittelten *).

Die Reichsstände versagen ihm ihre Hülfe.

16. Dem Kaiser Friedrich schien die Macht seines Hauses nicht groß genug, den Starrsinn der Eidgenossen zu bekämpfen. Er suchte daher die deutschen Reichsstände gegen sie aufzubringen, und er stellte ihnen deswegen vor, daß die Eidgenossen in Helvetien, den Rechten und Verordnungen des Reiches zuwider, den Fürsten und Herren zum Nachtheil, die Städte und Unterthanen derselben unter ihre Bürgerschaft aufnähmen, daß sie also die Macht des Reiches schwächten, indem sie ihm seine Glieder entzögen. Er verlangte von den Reichsständen, daß jeder derselben die gewöhnliche Anzahl von Mannschaft stellen, und der Anführung seines Bruders Albrechts, dem er die Reichsfahne anvertraut hätte, übergeben sollte. Aber von allen Seiten her bekam Friedrich abschlägliche Antwort. Die Churfürsten gaben ihm zu verstehen: er hätte, dem alten Herkommen zuwider, ohne ihr Wissen und ihre Bewilligung, diesen Krieg angefangen; da sie nun von demselben nichts gewußt hätten, so wären sie jetzt auch nicht gerüstet, ihm Beystand zu leisten. Die Fürsten, Herren und der Adel entschuldigten sich zum Theil mit ihrem Unvermögen; zum Theil wollten sie, der unter den Städten obwaltenden Verbindung wegen besorgt, von ihrer Mannschaft sich nicht entblößen. Die Städte hielten es, nachdem sie die Sache in einer Versammlung zu Ulm überlegt hatten, für das rathsamste, die Eidgenossen lieber zu Freunden zu behalten, als sie zu beleidigen. Dieser Krieg, schrieben sie dem Kaiser, hätte gar keine Beziehung auf das Reich, sondern allein auf das Haus Oestreich; auch ständen sie zum Theil mit einigen Städten

*) Fugger — 539.

ten der Eidgenoſſen in alter Verbindung; daher könnten ſie für dieſes mal, dem Kaiſer keinen Beyſtand leiſten.

17. Friedrich behauptete damals weniger Anſehn, als er vielleicht ſelbſt vermuthet hatte. Da er nun die Eidgenoſſen durchaus zu demüthigen wünſchte, ſo kam er auf den unglücklichen Einfall, den Frankreich Hülfe zu ſuchen. Zu dieſem Einfalle brachte ihn der Umſtand, daß der König Carl VII. von Frankreich dem Herzog Siegmund, ſeinem Vetter und Pflegeſohn, ſeine Tochter verſprochen hatte. Friedrich hat ſich von Carln fünf tauſend Reiter aus, denen er, um den Reichsfürſten keine Ueberlaſt zu verurſachen, zwanzig Schlöſſer und Flecken in ſeinen Erblanden zum Winterlager einzuräumen verſprach. Unbeſonnener konnte Friedrich in der That nicht verfahren, dem auf des Kaiſers Macht von jeher eiferſüchtigen Monarchen Frankreichs den Eingang in das deutſche Reich zu verſchaffen. Carl VII. willigte mit Vergnügen in ſein Verlangen, und verſprach ſogar, daß alles, was man den Eidgenoſſen abnehmen würde, des Kaiſers Eigenthum ſeyn ſollte. Dem Könige von Frankreich war aber Friedrichs Antrag noch aus einer andern Urſache angenehm. Eben hatte er mit England Frieden gemacht, und er wünſchte von dem räuberiſchen Kriegsvolke, das ihm bisher gedient hatte, auf gute Art befreyt zu ſeyn. Hierzu gab ihm nun des Kaiſers Verlangen die beſte Gelegenheit. Der König von England benutzte ſie in dieſer Abſicht gleichfalls, und beide Monarchen ließen bey Langres in Burgund das Kriegsgeſindel, das ſie nicht mehr brauchen konnten, zuſammenſtoßen. Die Oberanführung deſſelben übernahm der Dauphin Ludewig. Das Heer belief ſich auf vierzig tauſend Mann zu Roß und zu Fuß [f]), und die Verſammlung einer ſo anſehnlichen Kriegsmacht erregte ſo wenig Aufmerkſamkeit, daß der Markgraf Jacob von Baden, dem doch Frankreich ſo nahe lag, über die Nachricht, die ihm ſeine Muhme, die Königin von Frankreich, von dem bevorſtehenden Feldzuge ertheilte, nicht wenig erſtaunte. Das ganze Heer zog aber nicht vereinigt gegen Deutſchlands Grenzen an. Vier tauſend engliſche Schützen rückten gegen Metz, und der Graf von Tüßelſtein näherte ſich mit fünf tauſend Reitern den Städten Tull und Verdun. Der König von Frankreich hatte ſowol auf dieſe beiden Städte, als auf Metz, alte Anſprüche, die er bey dieſer Gelegenheit geltend zu machen ſuchte. Es geriethen aber damals noch andre Gegenden Deutſchlands in Gefahr. Herr Siegfried von Fenningen rückte mit zwey tauſend Reitern an den Rheinſtrom, und zwar nach Selz hinter Pforzheim. Der vierte Haufe, von drey tauſend Reitern, welcher Jacoben von Lichtenberg zum Führer hatte, wendete ſich nach S. Niclasport. Den fünften und größten Haufen, der auf ſechs hundert Wagen mitbrachte, führte der Dauphin ſelbſt nach Mömpelgart. Durch einen ſo unvermutheten Anzug wurden die deutſchen Reichsſtände in großes Schrecken verſetzt. Sie wußten gar nicht, wie ſie ſich denſelben erklären ſollten. Einige vermutheten dieſe, andre jene Urſache. Die Urſache mochte aber ſeyn, welche ſie wollte, ſo ſchienen doch gleich beym Einrücken in Deutſchland Frankreichs Abſichten nicht ſehr freundſchaftlich. Denn der Dauphin belagerte ſogleich Mömpelgart, indem er vorgab, daß ein Prinz, wie er, nicht auf dem Felde liegen könnte. Die Stadt und das Schloß wurde ihm auch übergeben; doch mit der Bedingung, ſie nur ein Jahr zu behalten.

Der Kaiſer bittet Carln VII. von Frankreich um Beyſtand.

1444 Die Franzoſen fallen in Deutſchland ein.

f)-Fugger, S. 540.

Die Helvetier bezeichneten das franzöſiſche Kriegsvolk, das ihnen allerley Drangſalen anthat, das ſie gewaltig brandſchatzte, mit dem körnichten Namen der Schinder; gemeiniglich aber hieſſen die leute Arminiaken. Die letztre Benennung hatten ſie von dem Grafen Johann von Armagnac, dem Oberanführer der königlichen Partey in dem Kriege mit Burgund, erhalten. Die Deutſchen, denen ſie ſo wenige Beweiſe von Tapferkeit gaben, nennten ſie nur die armen Gecken [g]).

Außerordentliche Tapferkeit der Eidgenoſſen bey Baſel.

18. Zu Mömpelgart verweilte ſich der Dauphin nicht lange. Hans von Rechberg, der ehemalige Befehlshaber in Laufenburg, führte ihn durch das Sundgau, nach Farnsbach, bey Baſel, welches damals auf viertauſend Eidgenoſſen belagerten. Die Baſeler warnten dieſe leute, und ermahnten ſie, ſich in ihre Stadt zu begeben; aber ſie warnten und ermahnten vergebens. Den erſten Abgeordneten, der ihnen gar zu freymüthig zuredte, erſtachen ſie, und den zweyten fragten ſie ſpöttiſch: ob er ſich auch hinter den Mauern fürchtete? Kurz, es zogen ſechzehn hundert Mann von demſelben den Baſelern zu Hülfe. Bey dem Hoſpitale St. Jacob trafen ſie den Dauphin mit ſeiner ganzen Kriegsmacht an. Dieſe war ihnen gar zu ſehr überlegen. Sie ſuchten daher in der Kirche und dem Hoſpitale, und zuletzt hinter der Gartenmauer Schuß, und trieben den andringenden Feind tapfer zurück. Vier Terraßbüchſen, die der Dauphin herbeyſchaffen ließ, ſtürzten an einigen Orten die Mauer nieder, ſo daß ſeine leute Sturm laufen konnten. Zweymal liefen ſie Sturm, und zweymal wurden ſie zurückgeſchlagen, und von den Eidgenoſſen mit großem Geſchrey verfolgt. Als aber beym dritten Sturm der Dauphin ſein Kriegsvolk immer durch friſches ablöſete, konnten die tapfern leute, ſo wie bey Thermopylä leonidas und die Spartaner, der allzugroßen Menge zuletzt nicht länger widerſtehen, mußten ſie, von zehnſtündigem Gefechte entkräftet, ſich tödten laſſen. Auch wurden ſie ſämmtlich erſchlagen, bis auf ſechzehn, die, als ſie nach Hauſe kamen, dem Schwerdte des Scharfrichters nur mit Mühe entgingen. Dieſe helvetiſchen Helden, die, wie uns Aeneas Sylvius verſichert, die Pfeile aus ihren Wunden riſſen, um ſich noch liegend mit denſelben zu vertheidigen; dieſe unerſchrockenen Männer, deren jeder drey bis vier Franzoſen neben ſich liegend ſah, die können ohne Parteylichkeit den Spartanern des leonidas an die Seite geſetzt werden. Ihrer waren höchſtens zwey tauſend, und der Franzoſen auf dreyßig tauſend, und von dieſen ſollen acht tauſend umgekommen ſeyn [h]). Der Dauphin geſtand, daß ihm noch nie ein Sieg theurer wäre zu ſtehen gekommen; auch fühlte er ſich nun nicht mehr geneigt, den Zug im lande der Helvetier fortzuſetzen. Er wendete ſich vielmehr nach dem Elſaß, wo er längs dem Rheine herab eine Stadt nach der andern wegnahm, und diejenigen, die ſich ihm widerſetzten, grauſam mißhandelte.

Unterhandlungen mit dem Dauphin.

19. Kaiſer Friedrich ward nunmehr die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit gewahr, und nun berief er, wie gewöhnlich, die Reichsſtände nach Nürnberg. Man wurde einig, eine Geſandtſchaft an den Dauphin zu ſchicken. Dieſe Geſandtſchaft mußte ihn fragen, was ihn bewogen habe, mit ſo großer Macht in Deutſchland einzufallen, und ſo gewaltthätig zu verfahren? Der Dauphin antwortete ihr: ſie ſollte

g) Dieſe Arminiaken fielen ſchon im Jahr 1439 einmal in Elſaß ein. Kremers Geſch. des Churfürſten Friedrichs I. von der Pfalz, Th. I. S. 5.

h) Fugger, S. 550: 553.

Digitized by Google

ſollte nur wieder ihren Weg ziehen; die Geſandten, die er ihr mitgeben wollte, würden die Gründe ſeines Verfahrens ſchon vorbringen. Als ſie nun zu Nürnberg angelangt waren, berief der Kaiſer alle anweſende Fürſten zur Verſammlung. Johann von Finſtingen führte unter den franzöſiſchen Geſandten das Wort. Der Kaiſer (ſagte er) habe ja dem Dauphin zwanzig Oerter zum Winterlager verſprochen, aber ſie ihm noch nicht eingeräumt; da er nun nicht zwiſchen Schnee und Eis zu liegen gedächte, ſo müßte er ſich folglich ſelbſt ein Winterlager aufſuchen. Sodann verlange der König Carl die Auslieferung alles Goldes und Silbers und aller Kleinodien, die der Herzog Friedrich, der Vater ſeines Schwiegerſohnes Siegmund, hinterlaſſen habe. — Der Kaiſer wurde durch dieſen Vortrag des Herrn von Finſtingen ſo beſchämt, daß er nicht ſogleich darauf antworten konnte. Endlich rief er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu ſich, und unterrichtete ihn in Anſehung desjenigen, was er den Geſandten in ſeinem Namen ſagen ſollte. Dieſes ſchränkte ſich nun hauptſächlich darauf ein, daß der Kaiſer nicht vierzig, ſondern nur fünf tauſend Mann von dem Könige verlangt, daß er ihm auch nur zwanzig Oerter in ſeinen Erblanden einzuräumen verſprochen habe. Sein Vetter, der Herzog Siegmund, ſey zum Heirathen noch viel zu jung; auch dürften, einem alten Herkommen des Hauſes Oeſtreich gemäß, die Schätze und Kleinodien auf keinen fremden Fürſten forterben. Der König von Frankreich könne folglich keinen Anſpruch auf dieſelben machen, und die Franzoſen möchten daher nur wieder den Weg ziehen, den ſie gekommen wären. Die anweſenden Fürſten erklärten, daß die Franzoſen Deutſchland vorher verlaſſen müßten, ehe man ſich mit ihnen wegen anderer Angelegenheiten in Unterhandlungen einlaſſen könnte. im Sept.

20. Daß aber die Franzoſen gutwillig abziehen würden, das ließ ſich nicht erwarten. Die Nürnbergiſche Verſammlung verabredete deswegen ernſtliche Anſtalten, ſie aus dem Lande zu weiſen. Es ſollte ein Reichsheer ſich verſammeln, und der Churfürſt Ludewig von der Pfalz wurde zum oberſten Hauptmann deſſelben beſtellt, und ſowol der Kaiſer als der Churfürſt ließen in dieſer Abſicht ein Ausſchreiben an die Reichsſtände ergehen [1]). Als der König von Frankreich dieſen Ernſt merkte, ſchrieb er an den Kaiſer: es ſey ſeine Meinung gar nicht, mit dem deutſchen Reiche Krieg zu führen; man möchte ihm daher nur einen Ort in Deutſchland beſtimmen, wo er ſich einfinden, und in Gegenwart des Kaiſers und der Fürſten die Anſprüche, die ſein Schwager, der König von Sicilien, als Herzog von Lothringen, auf die Städte Metz, Tull und Verdun zu machen habe, beweiſen wolle. Dabey äußerte er allerley Vorwürfe, wodurch er den Kaiſer bey den Fürſten und Städten verhaßt zu machen ſuchte. Friedrich beſtimmte ihm hierauf die Stadt Maynz zum Orte der Zuſammenkunft. Maynz war jedoch dem König von Frankreich nicht anſtändig, und der Churfürſt von Trier, ein gebohrner Graf von Ziegenhayn, der ihm mehr als alle übrige Churfürſten ergeben war, drang in ſeinem Namen darauf, daß die Conferenz zu Trier möchte gehalten werden. Die Fürſten, Herren und Stände fanden ſich auch daſelbſt zum Theil perſönlich, meiſtens aber durch Bevollmächtigte, ein. Daſelbſt wurde nun ausgemacht, daß die Franzoſen nebſt ihren Gehülfen das Reich räumen ſollten. Dieſes erfolgte auch einen Monat her- Die Franzoſen ziehen wieder ab. 1445 im Febr. im März.

1) Fugger, S. 557.

hernach, und von den fremden Kriegsleuten, welche mit Rauben, Brennen, Morden, Gelderpressen, Jungfrauenschänden, und dergleichen unchristlichen Handlungen mehr, unbeschreiblichen Frevel verübt hatten, zog nun ein Haufe nach dem andern wieder nach Burgund und Lothringen zurück. Viele derselben mußten aber dem Adel und dem Landvolke in Elsaß dafür büßen. Ihre Hauptleute gestanden es selbst, daß sie, außer Grafen, Herren und Rittern, auf zehn tausend Mann verlohren hatten; die meisten von denselben waren jedoch von den Eidgenossen erschlagen worden.

Der Kaiser hatte die Franzosen zur Demüthigung der Schweizer herbeygerufen; aber diese Absicht war gerade am wenigsten erreicht worden, und ungeachtet der Herzog Albrecht selbst den Zürchern zu Hülfe zog, so hatte dies doch weiter keine Wirkung, als daß die Fehde bald für diesen, bald für jenen Theil nachtheilig aus-
1446 fiel. Des Blutvergießens und des Aufwandes endlich überdrüssig, bequemten sich beide Parteyen zu einem Frieden, den der Churfürst von der Pfalz und andre Reichs-
1450 stände vermittelten, der aber erst nach vier Jahren seine volle Gültigkeit erhielt. Es wurde dabey ausgemacht, daß der Zürcher neuer Bund mit Oestreich aufhören, der alte mit den Eidgenossen hingegen seine Kraft behaupten sollte [f]).

Die Böhmen wählen den Georg von Podiebrad zum Statthalter.

21. Friedrich hatte diesen Schweizerkrieg freylich mit wenig Nachdruck geführt; aber er war auch auf allen Seiten in Händel verwickelt, die einen größern Kopf als den seinigen schon hinlänglich würden beschäftigt haben; mit Händeln, die ihm der Eigennuh, mit dem er die Vormundschaft über den jungen Ladislaw verwaltete, zuzog. Die beiden Herren, welche die Böhmen zu Statthaltern wählten, Meinhard von Neuhaus und Heinrich Ptaczek, bewiesen zwar allen Eifer, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen; sie zerstöhrten viele Raubschlösser, zerstreuten die Räuber, die seit dem Tode des letzten Königes das Land so unsicher gemacht hatten, daß die Bauern bey Nacht ackern mußten; aber den Pöbel zu Prag, der seit vielen Jahren an Empörung und Plündern gewöhnt war, vermochten sie nicht zu bändigen. Doch hätten sie es vielleicht vermocht, wenn sie einiger gewesen wären. In dieser Lage hielt man es nun für das rathsamste, sich den jungen König von dem
1442 Kaiser auszubitten. Man schickte deswegen drey Gesandten nach Wien, unter denen sich der Herr von Neuhaus befand; aber der Kaiser hatte zur Auslieferung des Prinzen keine Lust. Die böhmischen Herren trugen hierauf der verwittweten Kaiserin Barbara die Regierung an, und Kruffina von Lichtenberg holte sie aus Ungern herbey. Allein Barbara verlangte vor Antretung der Regentschaft die Einkünfte von allen Bergwerken; verlangte eine besondre Abgabe vom Biere, und das Prager Schloß zu ihrer Residenz. Hierüber konnten nun die Stände nicht einig werden. Man ließ sie also zu Melnik, ihrem Wittwensitze, und Ptaczek nahm hierauf die Verwaltung des Reiches allein über sich. Er setzte, zur Befestigung der Ruhe und Sicherheit jedem Kreise einen Hauptmann aus dem Herrenstande und zwey Ritter vor. Diese Einrichtung that ihre Wirkung; Ptaczek hatte aber dennoch das Schicksal, daß man ihn des Mißbrauchs seiner Gewalt beschuldigte, und die vornehmsten Reichsstände trugen daher dem Kaiser die Regierung auf. Ptaczek
1444 selbst begleitete diejenigen, die mit diesem Antrage zu Friedrichen reiseten. Friedrich nahm sie gnädig auf, und versprach, den Ladislaw nicht nur auszuliefern, und die Ver-

f) Fugger — S. 565.

Verwaltung des Reiches zu übernehmen, ſondern ſogar ſeinen Wohnſitz in Prag aufzuſchlagen. Da aber Friedrich mit der Erfüllung dieſes Verſprechens nicht eilte, und Ptaczek indeſſen die Regierung fortführte, ſo entſtanden unter den böhmiſchen Herren neue Unruhen, und nun ereignete ſich ein Umſtand, der dem Kaiſer die Luſt, den jungen Ladiſlaw auszuliefern, wieder benahm. Die Beſatzung von Frankenſtein, die aus Taboriten beſtand, hatte, bey Gelegenheit eines Einfalls der Schleſier, einen Streifzug nach Oeſtreich gethan, und das Land bis Wien verheert. Hierdurch wurde Friedrich auf die ganze böhmiſche Nation unwillig. Nicht lange hernach ſtarb auch Ptaczek, an dem Böhmen einen wichtigen Mann verlohr. Nach deſſen Tode wünſchte Meinhard von Neuhaus, Böhmens Statthalter allein vorzuſtellen; aber die Kreishauptleute wählten Georgen von Podiebrad zu ihrem Oberhaupte; einen Mann von großen Eigenſchaften, der zugleich als Staatsmann und als Krieger ſich auszeichnete, und dem die Kaiſerin Barbara und Rokyczana wichtige Dienſte leiſteten. Barbara wußte ihm durch ihren Scharfſinn und durch ihre Verſchlagenheit, und Rokyczana durch ſeine Beredtſamkeit, viele Freunde zu machen. Durch dieſe Staatsveränderung ſchwang ſich aber auch die Parten der Utraquiſten wieder in die Höhe, und die Catholiken klagten nun manchmal über Ungerechtigkeit. Dieſe Händel zu ſchlichten, erſchien der Cardinal Paul Carwajal als päbſtlicher Legat zu Prag. Seine Gegenwart bewirkte aber weiter nichts, als hitzige Diſputationen mit den Magiſtern der Utraquiſten, und beſonders mit dem Rokyczana. Dieſe beriefen ſich nun immer auf Compactaten. Der Legat verlangte ſie in der Urſchrift zu ſehen. Man überlieferte ſie ihm, und er packte ſie ein, und fuhr damit davon. Die Herren von Roſenberg begleiteten ihn mit einer ſtarken Mannſchaft. Man mußte ihm daher vier hundert Reiter nachſchicken. Dieſe holten ihn zu Beneſchau ein, und nöthigten ihn die Compactaten wieder herauszugeben. Hier habt ihr ſie wieder (ſagte er zu ihnen); aber es werden Zeiten kommen, daß ihr ſie nicht werdet vorzeigen dürfen. 1446

22. Ungeachtet nun Georg von Podiebrad die Regierung führte, ſo faßten die böhmiſchen Herren dennoch den Schluß, ſich den jungen König von dem Kaiſer auszubitten, damit er ſich mit der Sprache, mit den Sitten und Geſetzen ſeiner künftigen Unterthanen frühzeitig bekandt machen möchte. Allein der Kaiſer ſchlug ihnen ihre Bitte ab. Hierzu bewog ihn die Beſorgniß, Ladiſlaw möchte nach den Grundſätzen der Utraquiſten erzogen werden. Seine Weigerung erregte beſonders den Podiebraden einen ſolchen Unwillen, daß er die Wahl eines neuen Königes vorſchlug, welcher mit der Kenntniß der Landesſprache und der Landesſitten auch liebe der Nation verbände. Meinhard von Neuhaus behauptete jedoch Ladiſlaws Rechte mit ſolchem Nachdruck, daß jener Vorſchlag unausgeführt blieb; er zog ſich aber eben dadurch den Haß der Utraquiſten, und beſonders Podiebrads in hohem Grade zu, und letztrer war ſeit der Zeit auf nichts eifriger, als auf den Sturz ſeines Nebenbuhlers bedacht. Die catholiſchen Stände, welche von dieſer Uneinigkeit gefährliche Folgen befürchteten, baten hierauf den Kaiſer zum drittenmal um den Prinzen, und abermals vergeblich. Da ſich nun allerley Gerüchte von ſeinem Schickſale verbreiteten, ſo reiſeten einige böhmiſche Herren nach Neuſtadt in Unteröſtreich, wo der Kaiſer Hof hielt. Hier fanden ſie den Prinzen unter der 1447

Der Kaiſer will den Böhmen den Ladiſlaw nicht ausliefern.

Aufsicht des Grafen Caspar Schlicks und des Aeneas Sylvius. Giskra, einer derselben, der als Feldherr ihm in Ungern wichtige Dienste geleistet hatte, freute sich ganz besonders, den jungen König zu sehen, für den er so tapfer gefochten hatte, und fragte ihn zuletzt im Scherze, was er für seine Treue und für seinen Eifer für eine Belohnung erhalten würde? Der kleine Ladislaw, damals acht Jahr alt, holte aus seinem Beutel sechs Silberpfennige, und gab sie dem Giskra, der sie in Gold fassen ließ, und gleich einem Ordenszeichen am Halse trug. Die Böhmen freueten sich über die Gutmüthigkeit ihres jungen Königes, und dieser Auftritt trug nicht wenig dazu bey, daß sie ihm treu und ergeben blieben [l]).

Er geräth deswegen auch mit den Ungern in Händel. [1444

23. So gutherzig, sich den Aufenthalt ihres Königes am Hofe des Kaisers gefallen zu lassen, waren aber die Ungern nicht. Der König Vladislaw von Polen hatte, nach dem Tode der Elisabeth, der Mutter desselben, sich den Besitz des Königreichs Ungern allein angemaßt, und ihn auch, bis an seinen Tod in der unglücklichen Schlacht bey Varna, behauptet. Hierauf bestätigten die ungerschen Stände dem jungen Ladislaw aufs neue seine Rechte auf ihren Königsthron, ernennten den tapfern Johann Corvin während der Minderjährigkeit desselben zum Statthalter, und verlangten vom Kaiser, daß er ihnen sowol den Prinzen, als die Reichskrone ausliefern möchte, und als sie, gerade wie die Böhmen, eine ab-
1145 schlägliche Antwort erhielten, schickten sie ihren Statthalter noch im Winter dieses Jahres mit zwölf tausend Mann nach Oestreich, um ihren jungen König und ihre Krone zu holen. Das konnte er nun zwar nicht, weil ihm Wienerischneustadt, wo sich der Kaiser aufhielt, so tapfern Widerstand that, daß er wieder abziehen mußte; er rächte sich aber durch Verwüstung des Landes, und durch die Beute und
1446 die Gefangnen, die er mit nach Ungern schleppte. Im folgenden Jahre verlangten die Ungern ihren König und ihre Krone aufs neue, und Friedrich weigerte sich abermals. Da er nun eben deswegen einen neuen Ueberfall besorgte, so berief er die Reichsstände zu einer Versammlung nach Regensburg, um sich von ihnen Beystand gegen die Ungern auszubitten. Es stellten sich aber wenig Reichsstände ein, und auch diese glaubten zu einem Kriege, der das Reich nicht anginge, keine Verbindlichkeit zu haben. Friedrich mußte daher seine Oestreicher aufbieten, und man besetzte die Gränze mit so vieler Mannschaft, daß die Ungern nicht so leicht durchdringen konnten. Endlich wurde, durch Vermittlung Ulrichs von Cilley, ein zweyjähriger Stillstand geschlossen, der dem Kaiser und seinen Erbländern von Seiten Ungerns auf einige Zeit Ruhe verschaffte [m]).

Er muß den Ladislaw ausliefern.

24. Aber in Böhmen wurden desto unruhigere Auftritte gespielt. Georg von Podiebrad sah dem Zeitpuncte, wo er sich seines Gegners, des Herrn von Neuhaus, völlig entledigen könnte, mit der größten Sehnsucht entgegen. Ueber die Befriedigung derselben berathschlagte er sich in einer geheimen Zusammenkunft
1449 mit seinen Freunden. Durch Hülfe derselben drang er zur Nachtzeit in Prag ein, ließ Meinharden, unter dem Vorwande, daß er die Kelchner gedrückt habe, nach Podiebrad in Verwahrung bringen, nahm den Rathsherren und Pfarrern, imgleichen den Lehrern am Carolinum, die der Kaiser Albrecht bestellt hatte, ihre Aemter, setzte den Rokyczana wieder in seine Pfarrey ein, und vergab alle öffentliche Bedie-

l) Pelzel, I, 428 – 433. m) Häberlin, S. 192 – 194.

Bedienungen an Utraquiſten. Mehr königliche Gewalt konnte Podiebrad beynahe nicht ausüben; doch wurden alle ſeine Unternehmungen von Ordnung, Ruhe und Sicherheit begleitet. Da aber Ulrich von Neuhaus, Meinhards Sohn, die Gefangenſchaft ſeines Vaters nicht mit Gleichgültigkeit ertragen konnte, ſo entſpann ſich dadurch eine Fehde, die ſich mit des alten Herrn von Neuhaus Befreyung endigte. Weil der Churfürſt von Sachſen den Herren von Neuhaus Beyſtand geleiſtet hatte, ſuchte ſich Georg von Podiebrad durch einen Feldzug nach Meißen zu rächen. Während der Zeit wagten es einige von den noch übrigen Taboriten, Gewaltthätigkeiten auszuüben, wagten ſie es, das Land zu verwüſten, und Prieſter und reiche Bauern zu erſchlagen. Zdenco von Sternberg demüthigte ſie aber. Der aus Sachſen zurückgekommene Podiebrad, den nunmehr der Tod von ſeinem Nebenbuhler Neuhaus völlig befreyt hatte, brachte es auf einem Landtage zu Prag dahin, daß er zum Statthalter des ganzen Reiches gewählt und beſtätigt wurde. Er hatte dies hauptſächlich der Beredſamkeit des Rokyczana zu danken; die Stände machten es aber dabey zur Bedingung, daß er ſich die Auslieferung des Prinzen Ladiſlaw ſollte angelegen ſeyn laſſen. Podiebrad ſchickte auch in dieſer Abſicht eine Geſandtſchaft an den Kaiſer, und drohete im Weigerungsfalle mit einer neuen Königswahl. Allein der beredte und ſchlaue Aeneas Sylvius, den Friedrich nach Böhmen abfertigte, wußte die böhmiſchen Herren ſo einzunehmen, daß ſie den Wunſch, ihren jungen König zu beſitzen, noch auf einige Zeit aufzuopfern verſprachen. Bald gereute ihnen aber ihr Verſprechen wieder. Podiebrads eigenmächtige Regierung wurde ihnen immer unerträglicher. Kurz, ſie ſchloſſen nebſt verſchiedenen ungriſchen und öſtreichiſchen Herren ein Bündniß, den Kaiſer mit Gewalt der Waffen zur Auslieferung ihres Königes zu zwingen. Unter den Oeſtreichern zeichnete ſich Ulrich Eißinger und der Graf von Cilley, unter den Böhmen Heinrich von Rosenberg aus. Eißinger und ſeine Freunde kündigten, als ihnen der Kaiſer ihr Geſuch abſchlug, demſelben den Krieg an, rückten mit ſechzehn tauſend Mann gegen Wieneriſchneuſtadt heran, ſchlugen die Mannſchaft, die ihnen der Kaiſer entgegenſchickte, und begannen die Stadt mit Heftigkeit zu beſchießen. Den Ausgang dieſer Belagerung wollte der Kaiſer nicht abwarten; er mußte ſich alſo bequemen, den Prinzen auszuliefern. Man brachte ihn hierauf nach Wien, wo die verſammelten öſtreichiſchen, böhmiſchen und ungerſchen Stände ſich berathſchlagten, auf welche Art Ladiſlaw regieren ſollte. Endlich wurde ausgemacht, daß, bis zu Ladiſlaws Volljährigkeit, Böhmen den Podiebrad, Ungern den Huniad, und Oeſtreich den Grafen Ulrich von Cilley, zum Statthalter haben ſollte. Der junge König Ladiſlaw reiſete nun nach Ungern, und ließ ſich daſelbſt huldigen. Die Böhmen ließen ſich erſt allerley Puncte von ihm verſprechen. Er ſollte z. B. die vier Prager Artikel aufrecht erhalten, ſein Erbland Oeſtreich dem Königreiche Böhmen einverleiben, ſeine Reſidenz zu Prag halten, die Verwaltung des Reiches keinem Ausländer anvertrauen u. ſ. w. Ladiſlaw beſchwor und unterſchrieb alles, was man von ihm verlangte, und wurde zu Prag feierlich gekrönt n).

1450 1451 1452 im Apr. 1453

n) Pelzel, S. 433 – 439. Häberlin, S. 291 – 297.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Die Reichsfürsten sind auf allen Seiten in Fehden verwickelt.

1.

Landestheilung in Sachsen.

In dem benachbarten Meißen und Thüringen herrschten, während der Zeit, daß die Böhmen über die Regierung nicht einig werden konnten, die lebhaftesten Unruhen, welche jemals brüderliche Zwietracht in Deutschland angestiftet hat. Der Churfürst von Sachsen, Friedrich II. und sein Bruder, der Herzog Wilhelm, besaßen, seitdem Siegmund auf seinen Landesantheil Verzicht geleistet hatte, die ansehnlichen Länder des Thüringischmeißnischen Hauses allein, und sie besaßen sie noch einige
1445 Jahre gemeinschaftlich. Endlich beschlossen sie eine Theilung vorzunehmen; über die Bestimmung der Theile konnten sie sich aber lange nicht vereinigen. Nach manchen Zusammenkünften kam endlich das Geschäffte zu Altenburg zur Vollendung. Einem alten Herkommen nach sollte der älteste unter den beiden Brüdern theilen, und der jüngste wählen. Damals beobachtete man aber gerade das Gegentheil; Wilhelm bestimmte also die Theile, und Friedrich wählte Meißen, und die zur Churwürde gehörigen Länder, so daß sein Bruder Thüringen, das Osterland, und die fränkischen Besitzungen erhielt. Die Bergwerke zu Freyberg, imgleichen die Einkünfte von dem Münzrechte und die Zehnten blieben gemeinschaftlich. Wenn jedoch Friedrich Meißen wählte, so wählte er sich vielleicht den liebsten, aber nicht gerade den einträglichsten Theil. Genug, er war mit demselben unzufrieden; er glaubte sich von seinem Bruder übervortheilt, und es entstand dadurch zwischen den Brüdern eine Uneinigkeit, deren schlimme Folgen nur durch einen neuen Vergleich
im Dec. verhindert wurden. Dieser wurde, unter Mitwirkung des Erzbischofs von Magdeburg, des Churfürsten zu Brandenburg, und des Landgrafen von Hessen, im Kloster Neuwerk bey Halle geschlossen, und gewöhnlich nur der Hallische Machtspruch genennt. Er betraf den Tausch einiger Oerter und Bezirke.

Apel Vitzthum stiftet Uneinigkeit.

2. In Ansehung der Landestheilung waren also die beiden Brüder wieder miteinander ausgesöhnt. Allein diese Aussöhnung wurde durch Herzog Wilhelms Minister bald wieder vereitelt. Apel Vitzthum zu Roßla, einer der vornehmsten unter denselben, ein überaus ränkevoller und unternehmender Mann, wollte das Land seines Herrn einem Fremden zuwenden, um, wie man behauptet, einen Theil desselben zu seinem Eigenthume machen zu können, und er soll es in dieser Absicht dahin gebracht haben, daß die thüringischen Grafen und Herren, mit dem Erzbischof Friedrich von Magdeburg, einem gebohrnen Markgrafen von Brandenburg, in eine besondre Verbindung sich einließen. Genug, der Churfürst war von den feindseligen Absichten der Minister seines Bruders so sehr überzeugt, daß er auf ihre Entfernung drang. Allein Wilhelm hatte keine Lust, dem Bruder seine geheimen Räthe aufzuopfern. Ja er erklärte, als ihm Friedrich den Antrag noch einmal that, daß er eher lieber selbst das Land räumen wollte. So wie aber Herzog Wilhelm am Apel Vitzthum einen Mann hatte, der ihn gegen seinen Bruder aufhetzte, so fand sich ein andrer, nemlich der Graf Ernst von Gleichen, der seinem

Bru-

Digitized by Google

Bruder feindselige Gesinnungen gegen ihn einflößte. Dieser Graf Ernst von Gleichen hatte, aus Eifersucht über Vitzthumen, Herzog Wilhelms Dienste, bey dem er Hofmeister gewesen war, verlassen, und nun kann man sich die Folgen, die diese Verhältnisse bewirken mußten, leicht vorstellen. Kurz, der Graf von Gleichen war froh, daß er seine Privatrache an Vitzthumen ausüben konnte, war froh, daß er, unter dem Schutze des Churfürsten, Vitzthums Güter um Camburg verwüsten durfte. Doch Vitzthum hatte sich noch mehrere Feinde gemacht. Verschiedene thüringische Grafen und Herren, als Graf Otto von Stollberg, die Grafen Günther und Hans von Beichlingen, die Grafen Vollrath und Günther von Mansfeld, Graf Ludewig von Gleichen, Bruno, edler Herr zu Querfurth, die Schenken von Tautenburg, und noch verschiedene andre Herren, imgleichen die Stadt Erfurth, traten zu des Churfürsten Partey über, und schlossen zu Erfurth eine förmliche Verbindung, welcher auch der Erzbischof von Magdeburg, und die Bischöfe von Merseburg und Naumburg beytraten. 1447

3. Den Herzog Wilhelm verdroß es lebhaft, daß sogar seine Lehnleute ihm untreu wurden. Er züchtigte einige derselben, indem er ihnen ihre Güter wegnahm. Doch Apel Vitzthum hatte von Seiten des Churfürsten und seiner Anhänger eben das Schicksal. So begann eine Fehde, wo ein Bruder dem andern das Land verwüstete. Vergebens bemüheten sich die benachbarten Fürsten, einen Vergleich zu vermittlen. Wilhelm wollte seinen Vitzthum durchaus nicht entfernen. Es wurde also weiter nichts, als ein Stillstand verabredet. Doch Vitzthum war so wenig geneigt, den Frieden befördern zu helfen, daß er während des Stillstandes vielmehr nach Böhmen ritt, und mit verschiedenen böhmischen Herren, als den Herren von Sternberg und von Dohna, einen Vertrag errichtete, vermöge dessen sie sich verbindlich machten, dem Herzog Wilhelm ein Vierteljahr hindurch mit neun tausend Mann beyzustehen. Aber der Stillstand wurde auch schon ohnedies schlecht beobachtet, und beide Parteyen tummelten sich weidlich miteinander herum. Nun kamen auch noch die neun tausend Böhmen, die der Herzog Wilhelm einstweilen in die Gegend von Weida und Weißenfels verlegte, die aber, zum Zeitvertreibe, die Dörfer um Merseburg und Naumburg abbrennten. Eben so verfuhren der Graf Ludewig von Gleichen und seine Anhänger um Weimar, und es entstand gleichsam ein Wetteifer im Abbrennen und Verwüsten. Da konnten die Friedensunterhandlungen, die zu Naumburg gepflogen wurden, da konnte die Beredtsamkeit, die mancher bey der Gelegenheit zeigte, freylich keine glückliche Wirkung haben. Aber selbst da, wo man den Frieden stiften wollte, fielen blutige Auftritte vor. Rudolf von Bunau und Friedrich von Witzleben geriethen, wie auf einem polnischen Reichstage, nebst ihren Leuten in ein förmliches Gefechte. Nun schieden beide Parteyen im größten Unwillen von einander. Noch vor ihrer völligen Trennung, und zwar auf dem Wege, gedieh es durch die Vermittler doch noch dahin, daß die beiden Brüder einander sich freundschaftlich näherten, daß sie, wenigstens dem Anschein nach, sich aussöhnten, und einig wurden, die Entscheidung aller ihrer Streitigkeiten den Markgrafen von Brandenburg und dem Landgrafen von Hessen zu übertragen. Selbst die Minister der beiden Fürsten schienen zum Frieden gestimmt, und es wurde eine Zusammenkunft nach Mühlhausen verabredet. Er ruft neun tausend Böhmen herbey.

Herzog Wilhelm zieht nach Westphalen.

4. Aber nicht so friedlich waren die Böhmen gesinnt. Sie wollten durchaus nicht eher abziehen, als bis man ihnen den versprochenen Sold würde bezahlt haben, und diesen konnte oder wollte Herzog Wilhelm nicht aufbringen. Seine Unterthanen, bey welchen er die fremden Gäste einquartiert hatte, wurden ihrer nun auch immer überdrüssiger. Der Herzog half sich aus dieser Verlegenheit, indem er sie in die der Stadt Erfurth gehörige Pflege Tonndorf rücken ließ. Zum Glücke für die Erfurther fand der Herzog nicht lange hernach ein andres Mittel, die Böhmen zu entfernen. Der Erzbischof Dietrich von Cöln wollte Söst, das sich in den Schutz des Herzogs von Cleve begeben hatte, wieder unter seine Bothmäßigkeit bringen *). Er sah sich nach Kriegsvolk um. Kurz, der Herzog Wilhelm ließ ihm durch Vitzthumen ein Heer von sechzehn tausend Mann anbieten. Der Erzbischof nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an, (Söst mußte ja doch am Ende die Kriegskosten bezahlen) und Herzog Wilhelm zog nun, an der Spitze der Böhmen und seiner eignen Mannschaft, nach Westphalen. Der Feldzug gegen Söst fiel jedoch anders aus, als man erwartet hatte. Herzog Wilhelm büßte einen großen Theil von seinen Leuten ein, und der Erzbischof blieb ihm von dem großen Solde, den er ihm versprochen hatte, dritthalb hundert tausend Gülden schuldig. Seine Böhmen erregten noch überdies einen Aufstand, und fünf tausend von denselben zogen, ohne seine Bewilligung, nach Thüringen, um sich vermuthlich selbst bezahlt zu machen. Hauptsächlich besorgten dieses die Erfurther. Sie baten daher den Churfürsten um Beystand. Dieser ließ an verschiedene Grafen und Herren ein Aufgebot ergehen, und es kam ein ansehnliches Heer zusammen, welches mit sieben hundert und zwanzig Wagen und mit vielen Steinbüchsen versehen war. Nun blieb die Stadt Erfurth von einem Angriffe der Böhmen verschont.

Erfurthischer Vergleich.

5. Indessen hatte die Friedenszusammenkunft zu Erfurth ihren Anfang genommen. Man gab ihr die Gestalt eines Austragegerichtes. Die fürstlichen Vermittler stellten, nebst Friedrichen und Wilhelmen, die Richter vor, und von den Landständen jeder Partey wurden zehn Personen als Beysitzer dazu gezogen. Jeder von den beiden Fürsten ließ seine Sache durch rechtskundige und beredte Männer vertheidigen. Auf Seiten des Churfürsten machte Heinrich von Gera, Herr zu Flowitz, den Redner; für den Herzog sprach der D. Knorre, einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit. Beide Redner vertieften sich in ein weitläuftiges Wortgepränge, das den Rechtshandel immer nicht besser auseinander setzte. Heinrich von Gera verlangte endlich vom D. Knorre, daß er als einer, der sowol in weltlichen als geistlichen Rechten große Einsicht und Erfahrung besäße, ein förmliches Urtheil sprechen sollte. Knorre und seine Gehülfen führten hierauf eine große Menge Stellen aus dem Sachsenspiegel und andern bewährten Rechtsbüchern an; diese schienen aber den adeligen Beysitzern wenig oder nichts zu beweisen. D. Knorre drang hierauf in Heinrichen von Gera, daß er, als ein Ritter, einen Ausspruch thun möchte. Die Schöppen, die sich auf Heinrichs Seite neigten, ließen aber Knorren gar nicht weiter reden. Hierdurch gekränkt, verließ Herzog Wilhelm die Versammlung, und seinem Beyspiele folgten die übrigen. Die fürstlichen Vermittler brachten es indessen doch so weit, daß die Unterhandlungen noch drey Wochen

*) Häberlin, S. 176.

chen hindurch fortgesetzt wurden. Indessen kam der völlige Vergleich erst zu Erfurth zur Vollendung. im Sept.

6. Der Inhalt des zu Erfurth geschlossenen Vergleiches ist uns nicht bekandt; aber soviel wissen wir, daß ihm Herzog Wilhelm bald zuwider handelte. Schon vier Wochen hernach verkaufte er seinem Liebling Vitzthum alle seine fränkischen Besitzungen, wofür ihm dieser zwey und vierzig tausend Gülden bezahlte, und ihm Roßla, Sulza und Reinstedt abtrat. Die Gemahlin des Herzogs, zu deren Leibgedinge diese Oerter gehörten, gab dazu ihre Einwilligung, und eine kaiserliche Verordnung, die den mit Vitzthumen geschlossenen Kaufvertrag wieder aufzuheben befahl, that keine Wirkung. Unter solchen Umständen konnte man keine lange Dauer des Friedens erwarten. Zur Stöhrung desselben gab aber auch ein im schwarzburgischen Hause ausgebrochner Erbstreit Gelegenheit. Von den drey damaligen linien des schwarzburgischen Grafengeschlechtes näherte sich die eine derselben, die eigentliche schwarzburgische, ihrem Ende. Nun hatte Graf Heinrich XXIX. von der blankenburgischen linie, der Schwager des landgrafen Friedrichs IV, mit dem Grafen Günther XXXII, dem letzten männlichen Zweig der erstern, einen Erbvertrag geschlossen. Diesen Erbvertrag suchten des Grafen Günthers beide Schwiegersöhne, Graf Ludewig von Gleichen zu Blankenhayn und Herr Heinrich von Gera, zu ihrem Vortheile umzustoßen, und da ihre Gemahlinnen den Eindruck auf das väterliche Herz nicht leicht verfehlen konnten, so hatte der Graf Heinrich allerdings Ursache, seines Erbrechtes wegen besorgt zu seyn, und er hatte sie um so mehr, da Graf Günther sich im Dienste des Churfürsten befand. Es blieb ihm also weiter nichts übrig, als sich in den Schutz des Herzogs Wilhelm zu begeben, und er bedung sich dabey dessen Unterstützung zur Behauptung seiner Ansprüche ausdrücklich aus. An Vergleichsunterhandlungen fehlte es zwar nicht; aber Vergleiche konnten um diese Zeit den Ausbruch einer Fehde nicht leicht verhindern. Heinrich suchte sich durch Verbindung mit Bischöfen, Fürsten, Grafen, Herren, Städten zu verstärken. In dieser schlimmen Lage hatte Günther den Einfall, die Bezirke des Schlosses Schwarzburg und der Stadt Königsee an den Churfürsten zu verkaufen, und dieser ließ durch Heinrichen von Gera, seinen Rath und Feldobersten, von dem Schlosse Schwarzburg sogleich Besitz nehmen, und die Unterthanen huldigen. Heinrich von Gera machte auch diese Besitznehmung dem Grafen Heinrich bekandt, und ermahnte ihn, sich darnach zu richten. Heinrich, dem diese Nachricht außerordentlich auffiel, that dem Churfürsten deswegen Vorstellungen, aber umsonst. Er klagte seine Noth dem Herzog Wilhelm, und er klagte sie ihm nicht lange vergeblich, da sich Wilhelm eine Gelegenheit zu einem neuen Kriege mit seinem Bruder schon gewünscht hatte. Herzog Wilhelm und Graf Heinrich schickten nun dem Grafen Günther zu gleicher Zeit Fehdebriefe zu. Eben dieses that der Herzog Otto von Braunschweig, Heinrichs Vetter, und der Graf Wilhelm von Henneberg. Schwarzburgischer Erbstreit. 1448 im Jan. 1449

7. Der Churfürst hätte den Ausbruch der Fehde gern verhindert; aber er wollte doch auch dem gekauften Schwarzburg nicht entsagen. Einen Theil desselben, und besonders die Stadt Königsee, hatte Heinrich indessen in Besitz genommen. Sie gehörten zum Leibgedinge der Gemahlin des Grafen Günther. Nun Krieg unter den fürstlichen Brüdern.

starb

1450 im Febr. starb Graf Günther. Seine Wittwe verlangte also ihr Leibgedinge von dem Grafen Heinrich. Er wollte es ihr nicht herausgeben. Dies verdroß den Churfürsten ungemein. Zum Unglücke hatte er gerade ein Heer beysammen, welches wider die Böhmen, die sein Land mit einem Einfalle bedroheten, bestimmt war. Mit diesem Heere beschloß er in Thüringen einzurücken. Noch hatte er aber diesen Entschluß nicht ausgeführt, als er von dem Grafen Adolf und Siegmund von Gleichen zu Tonna, von dem Ritter Georg von Hopfgarten, von Burkhard Vitzthum, und andern thüringischen Herren Fehdebriefe erhielt. Des Churfürsten Verdruß stieg hierdurch noch höher, und jetzt säumte er nicht länger, mit seiner ganzen im Jun. Macht in Thüringen einzubrechen. Burchard Vitzthums Bauern mußten nun dafür büßen. Mit achtzehn tausend Mann schloß er auch Ilm, den damaligen Aufenthalt des Grafen Heinrichs, ein. Heinrichs Tapferkeit nahm ihm aber schon nach acht Tagen den Muth, ihn weiter zu belagern. Dafür wurden die umliegenden Dörfer desto mehr verwüstet. Eben das Schicksal erfuhren die Güter der Grafen von Gleichen und andrer Herren, die ihm die Fehde angekündigt hatten. Herzog Wilhelm gab, wie man sich leicht vorstellen wird, bey dieser Verwüstung seines Landes keinen müßigen Zuschauer ab. Da ihm der berühmte Markgraf von Brandenburg, Albrecht Achill, mit einem Heere zu Hülfe gezogen war, so konnte er seine Rache desto sicherer ausüben. Am meisten empfand dies die Gegend um Naumburg, Zeitz und Altenburg.

Unglückliches Schicksal der Stadt Gera. im Jul. 8. Doch derjenige, dessen Züchtigung Herzog Wilhelm sich hauptsächlich vorgesetzt hatte, war Herr Heinrich von Gera, der zur Entstehung dieses Krieges das meiste beygetragen, der den Herzog durch allerley anzügliche Reden noch besonders beleidigt hatte. Herzog Wilhelm rückte also vor Gera. Graf Ludewig von Gleichen, der den Oberbefehlshaber abgab, wollte den Herzog überfallen, wurde aber nebst einem großen Theile seiner Mannschaft gefangen. Gera war nunmehr fast aller Vertheidigung unfähig. Jetzt beschloß aber eine Dame, Heinrichs Mutter, die bedrängte Stadt durch weibliche Künste zu retten. An der Spitze einiger andern Damen, im Trauergewande und in flehender Stellung wußte sie Wilhelms Herz so zu rühren, daß sie ihre Absicht erreichte. Doch Wilhelm übte dagegen in andern Gegenden des brüderlichen Landes desto mehr Feindseligkeiten aus. Er zerstöhrte unter andern das Schloß Burgau bey Jena. Kurz, in Einem Tage sollen über sechzig Dörfer gebrennt haben. Apel Vitzthum und Hermann von Harraß, die sich bey diesem unmenschlichen Geschäffte recht auszeichneten, wurden deswegen die Brandmeister genennt. Auf Wilhelms Antrieb sollen auch die Böhmen in Meißen eingefallen seyn, wenn sie nicht des Churfürsten Antheil an den böhmischen Händeln dazu bewogen hatte. Genug, der Churfürst mußte nach Meißen eilen. Wilhelm zog ihm nach, und eben wollte er den Bischof von Naumburg züchtigen, als er die Nachricht bekam, daß Heinrich von Gera in die Pflege Roda eingefallen sey, als er noch überdies ein beißendes Schreiben von demselben erhielt. Nun beschloß er, die empfindlichste Rache auszuüben. Der vornehmste Gegenstand derselben war wieder Gera. Um es zu decken, näherte sich der Churfürst der Elster. Doch Wilhelms Macht, welche die Markgrafen von Brandenburg und die Böhmen verstärkten, war der seinigen überlegen. Er beschloß daher den Herzog und

die

Digitized by Google

die Markgrafen einzeln anzugreifen. Durch seinen Abzug mit neuem Muthe belebt, wagte es Herzog Wilhelm, die Stadt Gera mit Sturm zu erobern. Eigentlich wagten es seine böhmischen Bundesgenossen. Zwar wurden sie von den Bürgern tapfer zurückgeschlagen. Die reizende Versprechung, daß die Stadt ihnen preisgegeben werden sollte, feuerte aber ihren Muth so gewaltig an, daß sie durch einen am 17. Oct.
ganz wüthenden und unwiderstehlichen Sturm die Stadt eroberten. Durch den Verlust, den sie beym ersten Angriffe erlitten hatten, zu unbarmherzigen Empfindungen angeregt, hieben sie jetzt Männer, Weiber und Kinder, hieben sie Alte und Junge ohne Unterschied nieder. Mehr als fünf tausend Menschen fielen unter ihren mörderischen Händen. Selbst die Kirchen gaben keine Freystätte mehr ab. Die Stadtmauern wurden niedergerissen, und Stadt und Schloß in einen Schutthaufen verwandelt. Heinrich von Gera, der Urheber dieses Unglücks, und viele andre Herren wurden von den Böhmen in ihre Heimath geschleppt, wo der erstere an der Pest starb.

9. Das äußerst rührende Schauspiel einer zerstöhrten und mit den lei- Naumburger
chen ihrer Einwohner angefüllten Stadt, bewog die benachbarten Fürsten, und be- Vergleich.
sonders den Churfürsten von Maynz, das Ende dieses landverderblichen Krieges zu befördern. Auf seinen Antrieb gab der Kaiser zweyen von seinen Räthen, Hansen von Neuburg und Ulrich Redtern, beider Rechte licentiaten, die Vollmacht, einen Vergleich zu vermitteln. Der Erzbischof gesellte ihnen noch verschiedene von seinen Räthen zu, aber die Bemühungen dieser Männer, den Frieden zu stiften, wurde durch die Erbitterung beider Parteyen, und die Hartnäckigkeit der Böhmen außerordentlich erschwert. Die Böhmen wollten die Gefangnen und die Beute durchaus nicht wieder herausgeben. Man konnte sich vor der Hand über weiter nichts, als einen Waffenstillstand, vergleichen. Die eigentlichen Friedensunterhandlungen wurden bis auf das folgende Jahr verschoben. Noch vorher erhielten aber die streitenden Parteyen vom Kaiser eine Verordnung, die es ihnen bey Vermeidung der Reichsacht auferlegte, die unter ihnen obwaltenden Irrungen möglichst bald zu schlichten. Dies bewirkte eine Zusammenkunft, die sie schon im Anfange 1451
des folgenden Jahres zu Naumburg hielten, wo die fürstlichen Brüder, unter Ver- im Jan.
mittlung des landgrafen von Hessen, völlig mit einander ausgesöhnt wurden. Den wenigsten Vortheil von diesem Frieden hatten die Erfurther, welche den Grafen von Gleichen zu Tonna den Schaden, den sie ihnen zugefügt hatten, durch ansehnliche Geldsummen ersetzen mußten, und sie beklagten sich über den Churfürsten, daß er sich ihrer nicht besser angenommen hatte. Der Hauptpunct, nemlich der Besitz
des Bezirkes von Schwarzburg, wurde erst zwey Jahre hernach entschieden. So- 1453
wol der Churfürst als der Graf Heinrich mußten ihre Rechte durch Schriften darthun, und der landgraf von Hessen sollte den Richter abgeben. Endlich that der Herzog Wilhelm selbst bey diesem Vergleiche das Beste; oder der Churfürst bewies sich vielmehr sehr nachgiebig; denn er räumte dem Grafen Heinrich nicht nur das Schloß Schwarzburg wieder ein, sondern opferte auch die neun tausend Gülden, die er während der Zeit an die beiden Schwiegersöhne des Grafen Günthers ausgezahlt hatte, auf.

Digitized by Google

Apel Vitzthums Dreistigkeit.

10. Vielleicht würde die Freundschaft zwischen den beiden Brüdern aber doch noch nicht wieder hergestellt worden seyn, wenn Apel Vitzthum Herzog Wilhelms Zutrauen noch besessen hätte. Allein der befand sich schon seit dem kläglichen Schicksale der Stadt Gera nicht mehr an dessen Hofe. Er mußte sich plötzlich aus dem Lager entfernen, (die Ursachen seiner schnellen Ungnade haben uns die unpragmatischen Chronikenschreiber nicht aufgezeichnet,) und als er von einer frommen Wandrung nach Rom zurückkehrte, that ihm sein ehemaliger Gönner, der Herzog Wilhelm, den unerwarteten Antrag, die fränkischen Besitzungen wieder herauszugeben. Allein Apel besaß Stolz und Muth genug, sich bey dem Besitze desjenigen, dessen Kaufrecht er durch Handschrift beweisen konnte, auf alle Fälle zu behaupten. Er setzte die Festung Coburg in die gehörige Verfassung, und bewarb sich um Bundesgenossen. Nun mußte Herzog Wilhelm den zu Weißensee versammelten Landständen seine Noth klagen; nun mußte er den Churfürsten und den Landgrafen von Hessen um Rath fragen. Diese riethen ihm Gewalt zu brauchen; Mannschaft aber gaben sie ihm nicht, und seine eigne war nicht zahlreich genug, Coburg, Königsberg und Hildburghausen zu erobern. Apels Stolz wuchs hierdurch immer stärker. Weder der Markgraf Albrecht von Brandenburg, noch der Landgraf von Hessen, vermochten ihn zu einer Aussöhnung mit seinem Landesherrn zu bereden. Seine stolze Dreistigkeit verleitete ihn sogar, den Churfürsten recht empfindlich zu beleidigen. Friedrich stand um diese Zeit mit dem Herzog Philipp dem Gütigen von Burgund in Unterhandlungen, die eine Verbindung zwischen seiner Tochter und dem berühmten Carl dem Kühnen zur Absicht hatten. Er hatte deswegen Gesandten an den burgundischen Hof geschickt, und der Herzog Philipp ließ sie von einigen seiner Minister, welche die Eigenschaften der Prinzessin genauer ausforschen sollten, zurückbegleiten. Zwey von des Churfürsten Gesandten, sein Hofmeister, der Graf Ernst von Gleichen, und sein Marschall, Georg von Boineburg, schieden zu Maynz von ihnen. Der dritte, der churmaynzische Statthalter zu Erfurth, D. Johann von Allenblumen, blieb also nur allein bey ihnen. Nicht weit von Naumburg wurden sie von Vitzthumen überfallen, ihrer Pferde und Habseligkeiten beraubt, und theils nach Capellendorf, theils nach Leuchtenburg gebracht. Daß er sie nicht nach seinen fränkischen Festungen bringen konnte, daran hinderte ihn Herzog Wilhelm, der den ganzen Wald von Weida bis nach Georgenthal besetzte.

Er verliehrt seine Besitzungen.

11. Doch Vitzthum hatte nun seine stolze und unverschämte Rolle bald ausgespielt. Nicht nur der Herzog, sondern auch der Churfürst fühlten sich zu sehr von ihm beleidigt, als daß sie auf seine äußerste Demüthigung nicht hätten Bedacht nehmen sollen. Sie erklärten ihn für einen Landesverräther, der den Verlust aller seiner Güter verwirkt habe. Mit ihrem Kriegsvolke vereinigte sich die Mannschaft der Erfurther, Mühlhäuser und Nordhäuser. Nun rückte man von allen Seiten gegen die vitzthumischen Schlösser an; nun wurde manches derselben erobert, und
1452 manches niedergerissen. Bey dieser Gelegenheit zeichnete sich besonders die von den Erfurthern vorgenommene Belagerung des Schlosses Wachsenburg aus. Die Erfurther beschossen dasselbe nicht nur von fünf Batterieen; sie ließen auch durch vierzig Bergleute einen unterirdischen Gang bis an die innerste Brücke führen. Nach viertehalb Wochen sahen sie die Burg in ihrer Gewalt. Sie bekamen dabey dreyßig edle

Digitized by Google

ele Gefangne, die ihnen ein ſchönes Löſegeld bezahlen mußten; ſie erbeuteten noch überdies einen ſchönen Vorrath von Kriegsbedürfniſſen, und beſonders von ungriſchen und rheiniſchen Goldgülden. Auch bey der Belagerung des Schloſſes Capelſendorf ereigneten ſich Umſtände, welche zur Kenntniß der Denkungsart und der Sitten jenes Zeitalters merkwürdig ſind. Es befanden ſich auf dieſem Schloſſe zwey von den burgundiſchen Herren, und Wilhelm von Allenblumen, Johanns Sohn, gefangen. Weil nun die Belagerer aus ihren Kanonen ſehr heftig feuerten, ſo ließ der Befehlshaber, Dietrich von Schönſtedt, den vornehmſten unter den beiden burgundiſchen Geſandten in einem Korbe über die Mauer hängen, ſo ließ er den jüngern von Allenblumen mit einem Strick um den Hals auf die äußere Brücke führen. Aber Wilhelm von Allenblumen wickelte ſich von dem ihn begleitenden Knechte los, ſprang von der Brücke in den Burggraben, und langte, des Schießens und Werfens ungeachtet, glücklich bey dem Heere der Freunde an. Doch Dietrich von Schönſtedt vertheidigte ſein Schloß über acht Wochen ſo tapfer, daß ihn nur ein Vergleich zur Einräumung deſſelben bewegen konnte. Weit weniger Mühe machte die Eroberung der übrigen vitzthumiſchen Schlöſſer. Selbſt Coburg wurde von den Erfurthern eingenommen, und Apel Vitzthum, der jetzt keinen Zufluchtsort mehr wußte, eilte mit ſeinen Schätzen nach Böhmen, wo er in kurzer 1454
Zeit zu großem Anſehn gelangte. Auch hier verſuchte er alles, um dem Herzog zu ſchaden; er beredte ſogar einige böhmiſche Herren, demſelben auf ſeiner Rückreiſe von Prag aufzupaſſen, und ihn niederzuhauen; er hetzte ſogar den König von Poſen gegen ihn auf; aber alle ſeine böſen Anſchläge wurden vereitelt p).

12. Eine Folge des durch Vitzthumen veranlaßten Bruderkrieges, der Sächſiſcher
ſo manches Unheil über Thüringen verhängte, war der berühmte ſächſiſche Prinzen- Prinzenraub.
raub. Kunz von Kauffungen, der ihn ausführte, hatte im Bruderkriege dem Churfürſten wichtige Dienſte geleiſtet, und war deswegen von der Gegenpartey ſeiner thüringiſchen Güter beraubt worden. Der Churfürſt entſchädigte ihn dafür durch vitzthumiſche Beſitzungen. Nun kam der Friede. Kunz erhielt ſeine Güter zurück, und dennoch wollte er die vitzthumiſchen nicht wieder einräumen. Er betrachtete ſie vielleicht als eine Belohnung ſeiner treuen Dienſte, und er glaubte ſie vielleicht um ſo eher behalten zu können, weil Apel Vitzthum den Beſitz derſelben verwirkt hatte. Seine Gründe wurden aber gerichtlich unterſucht, und verworfen. Der Churfürſt nahm ihm hierauf die vitzthumiſchen Güter mit Gewalt weg. Aus Rachſucht erſann nun Kunz einen der ſeltſamſten und boshafteſten Anſchläge. Er beſchloß, dem Churfürſten ſeine beiden Prinzen zu rauben; Ernſten von dreyzehn und Albrechten von elf Jahren. Der Churfürſt wohnte damals auf dem Schloſſe zu Altenburg; Kunzens Anſchlag war alſo in der That keine leichte Unternehmung. Doch Kunz verſah ſich nicht allein mit einigen Gehülfen, die zur Ausführung dieſes Abenteuers Muth genug hatten; er machte ſich auch eine Perſon auf dem Schloſſe, den Küchenjungen Hans Schwalbe, zum Freunde. Alles kam jetzt nur noch auf einen ſchicklichen Zeitpunct an, und auch dieſer ereignete ſich. Der Churfürſt war nach 1455
Leipzig gereiſet; die Hofleute befanden ſich ſämmtlich bey einem Gaſtmahle in der im Jul.

p) Geſch. Thüringens, IV, 140 – 180. Heinrichs ſächſ. Geſch. I, 384 – 386.

Digitized by Google

Stadt, und nur die Prinzen und ihre Mutter blieben auf dem Schlosse zurück. Die ganze Wache desselben bestand aus einem alten Trabanten und einem kranken Thürhüter. Sehr leicht war es also für Kunzen und seine Gehülfen, die sich auf funfzig Mann beliefen, zur Nachtzeit das Schloß zu ersteigen, und die Prinzen aus ihrem Schlafzimmer zu holen. Er hatte in der Dunkelheit statt des Prinzen Albrechts einen jungen Grafen von Barby ergriffen; er ging aber, als er seinen Irrthum merkte, in das Schloß zurück, und holte Albrechten selbst. Hierüber erwacht die Mutter, und springt ans Fenster; sie sieht den Räuber ihren Prinzen fortführen; sie hört ihn schreyen; sie bittet, sie fleht den Räuber um Barmherzigkeit; alles ist umsonst, und nun eilt sie nach der Thüre, aber sie vermag dieselbe nicht zu öffnen; der Räuber hatte sie von außen durch ein Anwurfsschloß verwahrt.

Ausgang desselben. 13. Die Räuber eilen indessen mit den entführten Prinzen hinweg. Nach Kunzens Plane suchten Wilhelm von Mosen, Wilhelm von Schönfels und andre von seinen Gehülfen den ältesten Prinzen nach Franken zu bringen. Er selbst trabte mit dem jüngsten nach Böhmen. Schon nähern sie sich der Gränze; schon befinden sie sich in dem rabensteinischen Walde bey Wiesenthal. Hier fühlt sich der junge und zarte Prinz so entkräftet, daß er bey Kunzen theils Mitleid, theils Besorgniß erregt. Kunz beschließt die Reise weniger geschwinde fortzusetzen; er schickt daher die fünf Reiter, die er bey sich hat, voraus, und behält nur noch Einen und einen Knecht bey sich. Hierauf führt er den Prinzen an einen schattigen Ort, und sucht ihn durch einige Erdbeeren zu erquicken. In der Nähe hatte aber ein Köhler, Georg Schmidt, seine Hütte. Den Köhler befremdete es, drey Männer und einen Knaben zu sehen, dessen Mienen und Anzug einen hohen Stand verriethen. Treuherzig legte er Kunzen allerley Fragen vor, die denselben nicht wenig in Verlegenheit setzten. Indem verwickelte sich Kunz mit seinem Sporn in einen Strauch, und da er zugleich sein Pferd beym Zügel hielt, so wurde ihm das Wiederaufstehen schwer. Diesen günstigen Zeitpunct ergreift der Prinz, dem Köhler sein Schicksal zu entdecken. Schweinitz, Kunzens Begleiter, hörte es, und gerieth darüber so in Wuth, daß er einen gefährlichen Hieb auf den Prinzen richtete. Diesen hielt jedoch der Köhler mit seinem Schürbaume auf, und mit eben demselben ging er, seinen großen Hund auf Schweinitzen hetzend, auf Kunzen zu, der sich noch immer nicht loswickeln konnte. Nur des Prinzen Bitte rettete Kunzen damals noch das Leben. Von dem durch diesen Auftritt verursachten Geräusch, besonders aber von dem Bellen des Hundes, wurde des Köhlers Weib herbeygelockt, die, als sie ihren Gatten mit zwey Männern im Gefechte erblickt, das bey den Köhlern gewöhnliche Zeichen giebt, und nun eilen von allen Seiten des Waldes Köhler mit Schürbäumen, Aexten und andern dergleichen Waffen herbey. Kunz bat, und versprach alles mögliche, der bevorstehenden Gefahr zu entgehen; der Köhler aber beharrte standhaft dabey, ihn dem benachbarten Abte von Grünhayn auszuliefern. Dies geschah auch, und Kunz wurde nebst seinem ganzen Gefolge (die fünf vorausgeschickten Reiter waren gleichfalls eingeholt worden) nach Zwickau gebracht. Der Prinz kam am folgenden Morgen wieder in Altenburg an. Der Köhler, sein Retter, lief vor dem Zuge her, und aller Augen waren eben so gut auf ihn, als auf den Prinzen gerichtet. Einer von den geraubten Prinzen war also nunmehr gerettet.

Mit

Mit dem andern steckten seine Räuber in einer Höhle bey dem Schlosse Stein, wohin sie die Furcht vor nahen Verfolgern, die schon einige derselben gefangen hatten, verbannte. Gefahr und Ungemächlichkeit wurden immer größer. Sie erboten sich also, den Prinzen auszuliefern; nur bedungen sie sich Sicherheit für Ehre, Güter und Leben aus. Man gab sie ihnen, und sie brachten nun den Prinzen nach dem Schlosse Hartenstein. Der edeldenkende Prinz schenkte Wilhelmen von Schönfels vorher noch ein treffliches Pferd, und ließ ihn ruhig fortreiten. Kunzen kostete der Prinzenraub seinen Kopf. Der Bote, der seine Begnadigung hinterbringen sollte, kam zu spät. Sein Bruder Dietrich, dem der Anschlag bekandt gewesen war, und einige von seinen Gehülfen wurden gleichfalls hingerichtet. Der Köhler bat sich von dem Churfürsten, der ihm die Wahl einer Gnade freystellte, weiter nichts, als lebenslänglich freyes Holz zum Kohlenbrennen aus. Der gerührte Fürst fügte noch ein Freygut hinzu q). So endigte sich diese Geschichte, die um so wichtiger ist, weil sie die Stammväter der beiden Hauptlinien des sächsischen Hauses betrifft.

14. An den unruhigen Auftritten, die in Böhmen, die in Meißen und Thüringen vorgingen, nahmen die Beherrscher der Brandenburgischen Länder öfters Antheil. Diese hatten aber den vortrefflichen Friedrich I, gleich beym Regierungsantritte des damaligen Kaisers, verlohren. Er hinterließ vier Söhne, die, seiner letzten Verordnung gemäß, den Besitz der väterlichen Länder theilten, und den schönen, mit so vieler Klugheit und so vielem Glücke gebildeten Staat zerstückelten. Dem ersten und dem dritten, die Johann und Albrecht hießen, fielen die fränkischen Länder zu; der zweyte und vierte, beide Friedrich genannt, bekamen ihren Antheil in der Mark Brandenburg. Der erste unter denselben vereinigte mit dem Besitze der Churmark die Churwürde und das Erzamt; doch mußte er seinem Bruder die Altmark und Prignitz überlassen. Johann und Albrecht theilten sich in die fränkischen Länder dergestalt, daß dieser das Fürstenthum unterhalb Gebirges, oder das Anspachsche, und jener das Fürstenthum oberhalb Gebirges, oder das Bayreuthische, bekam. Daß Johann, Friedrichs I. ältester Sohn, der Ehre, einen Churfürsten vorzustellen, entsagte, das scheint zwar anfangs befremdend, aber es scheint es nur so lange, als man seinen Hang zu einem ruhigen und gemächlichen Leben, seine Neigung zu den Wissenschaften und besonders zur Chemie, die ihm auch den Beynamen des Alchemisten erwarb, als man den damaligen Zustand der Mark Brandenburg nicht genau erwogen hat. Die von der Natur so stiefmütterlich behandelten Brandenburgischen Landschaften waren, aller von Friedrich I. darauf verwendeten Mühe und Unkosten ungeachtet, noch nicht so einträglich, daß sie bey dem Besitzer des schönen und fruchtbaren Bezirkes von Bayreuth Empfindungen des Neides erregen konnten. Kurz, Johann verlohr, indem er ihn der Mark Brandenburg vorzog, vielleicht weiter nichts, als etwas Ehre r).

Theilung der Brandenburgischen Staaten. 1440 im Sept.

15. Unter den vier Söhnen Friedrichs I. haben sich aber der Churfürst Friedrich II. und der Markgraf Albrecht, jener im Norden und Osten, und dieser in der Mitte von Deutschland, am meisten hervorgethan. Friedrich II. wußte von den Unruhen, die in den Ländern seiner Nachbarn herrschten, manchen Vortheil zu

K. Friedrich II. erwirbt die Lausitz u. s. w.

q) Geschichte Thüringens, S. 219-224. Häberlin, S. 331-333.
r) Buchholz, S. 71-74.

Digitized by Google

ziehen. Die böhmiſchen Händel verhalfen ihm zum Beſitze der Lauſitz. Der Kaiſer Siegmund, der ſo viel verpfändete, hatte ſie an Johann von Polenz, den er ſeinen Landvogt nannte, als ein Unterpfand abgetreten. Dem Herrn von Polenz wurde bey den in Böhmen herrſchenden Unruhen bange, Pfand und Darlehn zu
1441 verlieren; er hielt es daher für das ſicherſte, für ſich und die Lauſitz den Brandenburgiſchen Schutz ſich zu erbitten, und er befand ſich dabey ganz wohl. Nach einigen Jahren verurſachte ihm aber Böhmens Statthalter Podiebrad neue Beſorgniß. Er
1448 und ſeine Verwandten verpfändeten daher die Lauſitz dem Churfürſten völlig, und den Bezirk von Lübben verkauften ſie ihm für zehn tauſend rheiniſche Gulden. Der Churfürſt hatte ſich ſchon auf andre lauſitziſche Länder, als auf die Herrſchaft Cottbus, ein Recht erworben. So bahnte er ſich alſo den Weg zum völligen Beſitze der Lauſitz [s]). Er beſtrebte ſich aber auch, andre Beſitzungen, die zur Mark Brandenburg ehedem gehört hatten, wieder herbeyzuſchaffen. So hatte er bereits den wendiſchen Erbſtreit mit Mecklenburg ſo geendigt, daß er ſeinem Hauſe eine Anwartſchaft auf das mecklenburgiſche Land verſchaffte [t]). Ungleich wichtiger aber war es, wenigſtens für die damalige Zeit, daß er die Neumark mit den brandenburgiſchen Ländern wieder vereinigte. Hierzu verſchaffte ihm die Uneinigkeit, die zwiſchen dem deutſchen Orden und den preußiſchen Städten ausbrach, die beſte Gelegenheit. Zwar hatten die ſchönen und wohlhabenden Städte in Preußen dem Orden ihren Urſprung und ihre erſte Aufnahmen zu danken. Hierdurch hatten ſich aber die deutſchen Ritter kein Recht erworben, die Städte, die ſie ſelbſt mit Vorrechten und Freyheiten verſahen, ungerecht und hart zu behandeln, und den Bürger, deſſen durch Emſigkeit erworbener Reichthum ihren Neid erregte, ihren adeligen Stolz in ſeiner ganzen Größe fühlen zu laſſen. Die preußiſchen Stände ſchloſſen daher eine Verbindung, bey welcher die Vertheidigung der von den Vorfahren erworbenen Rechte und Freyheiten eine Hauptbedingung ausmachte. Da die Stände, die dieſen Verein ſchloſſen, dem Hochmeiſter und dem Orden die Treue und den Gehorſam, die ſie ihnen ſchuldig waren, auch für die Zukunft verſprachen, ſo glaubte ihnen der damalige Hochmeiſter, Paul Politzer von Rusdorf, ſeine Einwilligung nicht verſagen zu dürfen. Die Mitglieder ſeines Ordens legten ihm aber dieſes ſo übel aus, daß ſie ihn abſetzten, und Conraden von Erlichshauſen an ſeine Stelle wählten. Da aber ſelbſt der Kaiſer die von den preußiſchen Ständen geſchloſſene Verbindung nicht mißbilligte, ſo konnte ſie der neue Hochmeiſter auch nicht umſtoßen, und die verbundenen Stände, die dabey auf Polens Unterſtützung rechneten, hatten Muth genug, die ungerechten Gelderpreſſungen ſich nicht weiter gefallen zu laſſen. Der Orden verklagte ſie deswegen am kaiſerlichen Hofe; dies koſtete ihm große Geldſummen, die ſeine durch unmäßigen Aufwand ſo ſchon oft erſchöpfte Caſſe noch ſtärker ausleerten. Da nun die Stände der Neumark, der drückenden Herrſchaft des deutſchen Ordens gleichfalls überdrüſſig waren; da der Orden nicht ohne Grund beſorgte, ſie möchten ſich gleichfalls in polniſchen Schutz begeben, ſo kam er ſehr natürlich auf den Gedanken, der Neumark wegen mit dem Churfürſten von Brandenburg, der auf dieſelbe das nächſte Recht hatte, ſich in Unterhandlungen einzulaſſen. Der Handel ward
1444 ſehr bald zur Richtigkeit gebracht. Der Churfürſt ſchoß dem Orden vierzig tauſend rheini-

s) Buchholz, S. 101. t) Buchholz, S. 109.

Digitized by Google

rheinische Gulden vor, und erhielt zum Unterpfande dieser Summe die Neumark eingeräumt.

16. Jetzt besaß der Churfürst von Brandenburg die Neumark nur erst als Unterpfand; bald erhielt er aber den völligen Besitz derselben. Wahrscheinlich hatte er dem Orden versprochen, sich für ihn beym Kaiser und beym Pabste, vor welchen sein Streit mit den Preußen anhängig gemacht war, kräftigst zu verwenden. Der Churfürst that aber, so viel man weiß, weiter nichts, als daß er den preußischen Städten die Fortsetzung ihres Streites widerrieth, als daß er den Orden ermunterte, er sollte sich, um gegen Polen gesichert zu seyn, in den Schutz der Krone Böhmen begeben. Den größten Dienst aber erwies ihm der Markgraf Albrecht, der sich am kaiserlichen Hofe seiner nachdrücklich annahm. Genug, der Orden gewann den Proceß, und das Urtheil fiel für die preußischen Stände, und besonders für die Städte, äußerst hart aus. Sie sollten nicht nur ihre Verbindung aufheben, sondern auch aller ihrer Vorrechte beraubt seyn; sie sollten sechs tausend Goldgulden als Strafe erlegen, und auf drey tausend Personen aus ihren Mitteln hinrichten lassen. Auf solche Art konnten die preußischen Stände unmöglich lust bekommen, dem deutschen Orden aufs neue gehorsam zu seyn. Sie warfen sich vielmehr einmüthig der polnischen Nation in die Arme. Hierdurch entstand zwischen dem Orden, der dieses nicht zugeben wollte, und dem König von Polen, der sich der preußischen Städte annahm, ein dreyzehnjähriger Krieg. Sechs und achtzig Städte kündigten dem Orden ihre Unterwürfigkeit auf, verjagten die Beamten desselben, und eroberten sechs und funfzig Schlösser, so daß den deutschen Rittern nur drey feste Oerter übrig blieben. Eines großen Theiles ihrer ehemaligen Einkünfte beraubt, und zugleich von denen bekriegt, die ihnen ehedem Kriegsdienste geleistet, und Geldsummen geliefert hatten, fühlten die deutschen Herren den Mangel an Kriegsvolk und an Geld immer stärker. In ihrer Verlegenheit rechneten sie auf den Beystand der deutschen Reichsstände, und besonders des Churfürsten von Brandenburg; aber die deutsche Hülfe stellte sich gar einzeln ein, und der Churfürst ließ es bey der Erlaubniß, die er seinem Adel zum Zuge nach Preußen ertheilte, bewenden. Der Orden, der kein Geld hatte, mußte die Oerter, die sein gedungenes Kriegsvolk wieder eroberte, demselben so lange einräumen, bis er ihm seinen Sold auszahlen konnte, und da hielt sich zwar sein Kriegsvolk sehr gut, aber dem Orden brachte dies im Grunde nur wenig Vortheil. Um also Geld zu bekommen, blieb den Rittern weiter kein Mittel übrig, als die Neumark dem Churfürsten völlig zu verkaufen. Der Churfürst bezahlte dem Orden noch sechzig tausend Gulden (die ganze Neumark kostete ihm also hundert tausend Gulden) und versprach demselben zur Behauptung des Seinigen behülflich zu seyn, nur nicht während des jetzigen Krieges mit dem König von Polen. Die Händel mit diesem suchte er auf alle Weise zu vermeiden. Aber seinen Rittern gab er, wenigstens stillschweigend, die Erlaubniß, dem Orden zu Hülfe zu ziehen, und man rechnete auf fünf hundert, die bey dieser Gelegenheit ihr Kriegsglück versuchten. Für den Churfürsten brachte dies nebenher den Vortheil, daß er indessen mit manchem unruhigen Edelmann weniger zu kämpfen hatte. Es zogen auch aus vielen andern Gegenden Deutschlands dem landsmännischen Orden tapfere und streitbegierige Ritter zu Hülfe; diese fanden sich aber meistens nur in kleinern

Der deutsche Orden verkauft ihm die Neumark.

1453

1454

1455

Schaa-

Schaaren ein, und auf das Reichsheer, welches der Kaiser versprochen hatte, mußte der Orden bis zu Ende dieses Krieges vergeblich warten. Der Churfürst von Brandenburg bekam zwar vom Kaiser den Auftrag, den König von Polen zu einem Vergleiche zu bereden; der Kaiser erklärte die preußischen Stände in die Reichsacht; aber alles war umsonst. Es blieb, nach einem dreyzehnjährigen, mit großem Verluste an Geld und Menschen verknüpften Kriege, dem Orden weiter nichts übrig, als dem Könige von Polen Westpreußen völlig abzutreten, und Ostpreußen als ein Lehn desselben zu erkennen t).

Fehde zwischen Brandenburg und Pommern.

17. So sank also die Macht des deutschen Ordens auf Einmal sehr herunter. Dem klugen Churfürsten von Brandenburg brachte der Krieg, der ihr Sinken bewirkte, die Neumark ein. Nach dem Besitze derselben strebten aber seit langer Zeit auch die Herzoge von Pommern, die, von Polen unterstützt, sich gleichfalls auf Kosten der deutschen Herren zu bereichern suchten. Es mußte ihnen also schon unangenehm seyn, wie sie die Neumark unter Brandenburgische Herrschaft zurückkehren sahen; noch unangenehmer war es ihnen, wie der Churfürst verschiedene zu derselben gehörige Oerter, die sie an sich gerissen hatten, und unter andern auch Pasewalk und Torgelow, zwey Städte der Uckermark, die ihnen verpfändet waren, zurückverlangte. Vergebens bot er ihnen für die letztern die Pfandsumme an. Nun

1446 griff er zu den Waffen. Zuerst belagerte er Pasewalk; die pommerschen Herzoge vertheidigten es aber so gut, daß sie alle seine Angriffe vereitelten. Zwey verrätherische Bürger legten, ihm zu Gefallen, Feuer an, welches einen großen Theil der Stadt verzehrte; aber die Herzoge schlugen die stürmenden Brandenburger dennoch zurück, und die Pommern fügten durch ihre Streiferey der Uckermark beträchtlichen Schaden zu. Kurz, die Pommern behielten die beiden Oerter, und söhnten sich mit dem Brandenburgischen Hause durch eine wechselseitige Heirath aus u).

Markgraf Albrecht von Brandenburg und die Reichsstädte.

18. So nachgiebig bewies sich des Churfürsten Bruder, der Markgraf Albrecht, nicht. Im höchsten Grade thätig und unerschrocken, hegte er den festen Vorsatz, die stolzen Reichsstädter seiner Gegend empfindlichst zu demüthigen. Nicht lange nach dem Antritte seiner Regierung schloß er daher mit dem Churfürsten Dietrich von Maynz und dem Vorweser des Hochstiftes Wirzburg, Gottfried von Limburg, ein wider die fränkischen, schwäbischen und rheinischen Städte gerichtetes

1443 Bündniß. Diese fürchteten sich aber vor keinem der verbundenen Fürsten mehr, als vor dem Markgrafen Albrecht. Dies bewiesen die großen Rüstungen, durch die sie sich gegen ihn in Sicherheit zu setzen suchten. Als jemand einen ihrer Bürger fragte: warum sie sich gegen einen einzigen, und eben nicht sehr mächtigen Fürsten so gewaltig rüsteten, antwortete ihm derselbe: weil Markgraf Albrechts Klugheit und Tapferkeit der Macht aller deutschen Fürsten das Gleichgewicht hält. Die Städte hüteten sich also sorgfältig, den Markgrafen oder einen seiner Bundesgenossen zu beleidigen. Dies dauerte so lange, bis Gottfried von Limburg, der indessen

1446 wirklicher Bischof von Wirzburg geworden war, von der Verbindung der Fürsten abging, und mit den Städten Ulm, Nürnberg und Rotenburg sich vereinigte. Dies konnte nun dem Markgrafen Albrecht auf keine Art gleichgültig seyn, weil er mit der Stadt Nürnberg, der dasigen Reichsburg wegen, in lebhaften Streit verwickelt war.

t) Buchholz, S. 111/118. u) Buchholz, S. 118/124.

Digitized by Google

war. Er schloß deswegen mit verschiedenen Fürsten und der fränkischen Reichsritterschaft einen Bund. Ihre Verbindung zu verstärken, bewiesen sich die Reichsstände auch nicht saumselig. So entstanden in der Mitte von Deutschland zwey mächtige Conföderationen, die den benachbarten Gegenden Unglück und Verderben droheten. Die unruhigsten Vorfälle aber ereigneten sich in Franken, zwischen dem Markgrafen Albrecht und der Stadt Nürnberg. Die letztere hatte sich gegen den Markgrafen zu viele Freyheiten erlaubt, als daß sie derselbe geduldig hätte ertragen können. Der Krieg war unvermeidlich. Die mächtige Stadt Nürnberg bot aber gegen Albrechten nicht allein ihre eignen Kräfte, sondern auch fremde Hülfe auf. Sie nahm böhmisches Kriegsvolk in Sold; sie erhielt von den Schweizern eine Schaar von tausend Mann, und andre Reichsstädte unterstützten sie mit zwey tausend und hundert Reitern. Ueberaus ansehnlich war jedoch die Kriegsmacht, die ihr Albrecht mit Hülfe der Churfürsten von Maynz, von Sachsen und von Brandenburg, imgleichen seines Bruders, des Markgrafen Johann, der Herzoge von Oestreich, Bayern, Sachsen, Braunschweig, Pommern, des Landgrafen von Hessen, des Markgrafen von Baden, und noch andrer Fürsten, Grafen und Ritter, entgegenstellte. Der Krieg wurde mit großer Erbitterung geführt. Es fielen innerhalb eines Jahres zehn Treffen vor, und allemal trug der tapfere Albrecht den Sieg davon; nur einmal mußte er den Nürnbergern, welche der berühmte Prinzenräuber, Kunz von Kaufungen anführte, das Schlachtfeld überlassen. Albrecht gab in diesem Feldzuge mehrere Beweise der außerordentlichsten Tapferkeit. Einst rennte er, nur von zwey andern Rittern begleitet, auf die Feinde los, erlegte von drey feindlichen Rittern, die seine zwey Begleiter niedergehauen hatten, den einen, drang sodann, ohne sich allein zu wissen, mit verhängtem Zügel bis zur Standarte der Feinde hindurch, eroberte die Standarte, und vertheidigte sie ganz allein, indem er ausrief: nirgend kann ich rühmlicher sterben, als hier. Zum Glücke drangen ihm die Seinigen noch zu rechter Zeit nach, und die Feinde wurden in die Flucht geschlagen. Bey der Eroberung von Gravenberg bewies er Alexanders Kühnheit. Er war der zweyte, der die Mauer erstieg, und der erste, der in die Stadt sprang. Hier focht er an einen Baum gelehnt so lange, bis seine Mannschaft ihm nachgestiegen war. Der Krieg wurde aber mit zu vieler Hitze geführt, als daß er lange hätte dauern können. Der Sieg bey Pillenreuth hatte den Nürnbergern so viele Leute gekostet, daß sie selbst nach ihren Niederlagen den Frieden sehnlich wünschten. Dieser wurde auch, unter Vermittlung des Kaisers, zu Bamberg geschlossen. Man gab sich alles Eroberte und alle Gefangnen zurück. Bald wäre die Ruhe im folgenden Jahre von neuem gestöhrt worden. Markgraf Albrecht lud die nürnbergischen Bürger zur Fischerey in einem Teiche ein, an welchen sie Anspruch machten. Sie kamen aber bewaffnet, nahmen viele Leute des Markgrafen gefangen, und hätten ihn bald selbst erwischt, wenn ihn Kunz von Kaufungen nicht rettete. Albrecht wollte, wie man leicht vermuthen wird, sogleich wieder losschlagen; der Kaiser verhinderte es aber noch. Die Stadt bat ihm den Frevel ihrer Bürger ab, und stellte ihm zu Ehren Tänze und Gesellenstechen an [y]).

1448

1449

1450 im Sept.

1451

1452

19. So

y) Buchholz, S. 132-135.

Digitized by Google

Graf Ulrich von Wirtemberg und die Reichsſtädte.

19. So wie aber Markgraf Albrecht die Städte in Franken zu demüthigen ſuchte, ſo ließ Graf Ulrich von Wirtemberg die ſchwäbiſchen Städte ſeinen Zorn empfinden. Am meiſten aber war er über die Stadt Eßlingen unwillig. Sie wollte ihm wegen zweyer von ſeinen Unterthanen, welche ihre Bürger erſchlagen hatten, keine Genugthuung geben; auch hatte ſie, mit kaiſerlicher Bewilligung, den Zoll erhöhet. Die Fehde in Schwaben fing ſich mit der in Franken zu gleicher Zeit an. Eßlingen hatte die übrigen Reichsſtädte in Schwaben zu Bundesgenoſſen; dem Grafen ſtanden die Markgrafen Jacob und Bernhard von Baden bey. Man plünderte den unſchuldigen Bauer, und verwüſtete Felder und Weinberge. Eine wichtige Unternehmung wurde nicht ausgeführt. Zwar belagerten die Fürſten Eßlingen; nach drey Tagen zogen ſie aber ſchon wieder ab. Auch Weil bedrängte Markgraf Jacob vergeblich. Die Stadt Ulm wollte Frieden ſtiften. Dies glückte ihr aber ſo wenig, daß ſie Ulrich vielmehr mit einem Angriffe bedrohte. Nun zogen aber die ſchwäbiſchen Reichsſtädte bey Reutlingen ein anſehnliches Heer zuſammen. Bey Nellingen wurde ein Treffen geliefert, in welchem die Reichsſtädter ihre Hauptfahne und ihre beſten Hauptleute verlohren. Die Folge war Plünderung und Verwüſtung des ulmiſchen Gebietes. Im folgenden Jahre mußten die Städte Heilbronn und Reutlingen ihre Dörfer verheeren laſſen, und nun bewarb ſich Graf Ulrich noch immer um neue Bundesgenoſſen. Kaiſerliche Bevollmächtigte vermittelten aber auch hier den Frieden, ſo wie in Franken. Eßlingen mußte verſprechen, daß es, der gedoteten wirtembergiſchen Unterthanen wegen, vor dem Churfürſten von der Pfalz zu Rechte ſtehen wollte, und die Erhöhung des Zolles wurde ſo lange aufgehoben, bis die Stadt ihre Befugniß rechtlich darthun würde [1]).

1449

1450

Veränderungen in dem pfälziſchen Hauſe.

20. Die Fürſten Deutſchlands kämpften damals aber nicht allein mit ſtolzen Reichsſtädten, ſondern auch mit unruhigen Grafen. Ein Beyſpiel von dieſer Art liefert uns die pfälziſche Geſchichte. Der Churfürſt Ludewig der Bärtige war mit dem Kaiſer Siegmund in Einem Jahre geſtorben, und hatte drey Söhne, die Ludewig, Friedrich und Ruprecht hießen, zu Erben. Ludewig, der älteſte, der die Churwürde verwaltete, hinterließ, nach einer zwölfjährigen Regierung, einen minderjährigen Sohn, Namens Philipp, dem er ſeinen älteſten Bruder Friedrich zum Vormund beſtellte. Friedrich wurde gleich beym Antritte ſeiner Vormundſchaftsregierung in weitläuftige Händel verwickelt. Sein verſtorbener Bruder hatte die Grafen Jacob und Wilhelm von Lützelſtein, die nicht nur den Grafen Friedrich von Zweybrücken und Bitſch, einen churpfälziſchen Vaſallen, aus ſeinem Lande gejagt, ſondern auch an andern pfälziſchen Ländern und Unterthanen Muthwillen verübt hatten, ſo gedemüthigt, daß ſie auch die drey übrigen Theile von Lützelſtein, welche die pfälziſche Lehnsherrſchaft noch nicht erkannten, derſelben unterwerfen mußten. Dieſes Verhältniß fiel ihnen aber ſo zur Laſt, daß ſie, nach dem Tode deſſelben, es durchaus wieder aufheben wollten. Der Pfalzgraf Friedrich verſuchte alle friedliche Mittel, die Grafen der pfälziſchen Lehnverbindung treu zu erhalten; aber die Grafen achteten ſeiner ſo wenig, daß ſie vielmehr die pfälziſchen Beamten zu Lützelſtein und Einarzhauſen fortjagten. Ein Krieg war alſo für Friedrichen nunmehr das einzige Mittel, ſein Recht zu behaupten. Die Gelegenheit hierzu gab ihm eine

1449

Fehde,

1) Häberlin, S. 267–270.

Digitized by Google

Fehde, welche zwischen dem Grafen von Leiningen und den Herren von Lichtenberg im Elsaß ausbrach. Die Lichtenbergische Partey ergriffen, außer dem Markgrafen Jacob von Baden, auch die Grafen von Lützelstein. Der Pfalzgraf Friedrich zog daher dem Grafen von Leiningen zu Hülfe. Dieser gerieth aber dem ungeachtet in die feindliche Gefangenschaft, und nun wurden die Grafen von Lützelstein übermüthiger, als jemals, und nun mißhandelten sie die pfälzischen Güter im Elsaß, ohne sich im geringsten zu scheuen. Sie verließen sich dabey auf die Unterstützung des Churfürsten von Maynz und des Pfalzgrafen von Simmern, Herzogs zu Zweybrück. Churpfalz befand sich also wirklich in einer bedenklichen Lage. Dieser glaubte man nun nicht sicherer abhelfen zu können, als wenn die Churwürde von dem noch im kindlichen Alter sich befindenden Philipp auf seinen Oheim und Vormund Friedrich übergetragen würde. Aber Philipps Vater hatte sich von Friedrichen auf seinem Sterbebette versprechen lassen, daß er ihm, wenn er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hätte, die Regierung übergeben wollte. Friedrich wagte es also nicht, allein der väterlichen Verordnung entgegen zu handeln. Er zog die Sache in einer Zusammenkunft der vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren des pfälzischen Landes zu Oppenheim in Berathschlagung; es wurde aber damals noch nichts ausgemacht. Die Gefahr der Rheinpfalz wurde indessen immer größer. Eine Zusammenkunft, die man mit verschiedenen benachbarten Fürsten, Grafen und Herren, mit welchen das pfälzische Haus in Streitigkeiten verwickelt war, zu Speyer anstellte, verfehlte ihre Absicht, und der Ausbruch eines Krieges wurde immer wahrscheinlicher. Der Landesverweser Friedrich berief daher die vornehmsten Beamten und Herren nach Heidelberg zusammen, und nun wurde sein Vorschlag einmüthig gebilligt [a]). Friedrich wurde wirklicher Churfürst; dafür mußte er aber versprechen, seinen Enkel Philipp an Sohnes Statt anzunehmen. Er ernannte ihn aber noch überdies zum Erben aller seiner väterlichen und mütterlichen Besitzungen. Daß er dabey dem Heirathen entsagen mußte, versteht sich von selbst. 1450 1451

21. Der Handel war jetzt völlig berichtigt; aber der Kaiser hatte noch nicht seine Einwilligung dazu gegeben. Der neue Churfürst schickte zwar eine feierliche Gesandtschaft an denselben, und ließ ihn um seine Bestätigung bitten; er konnte sie aber weder damals, noch in der Folge erhalten. Desto weniger Schwierigkeiten machten die übrigen Churfürsten und der Pabst. Die pfälzischen Unterthanen huldigten ihm ohne Weigerung; nur die Oberpfälzer widersetzten sich. Dies zog ihnen, besonders den Ambergern, eine nachdrückliche Strafe zu [b]). Von benachbarten Fürsten waren der Churfürst von Maynz, der Herzog Stephan von Zweybrück, und der Markgraf Jacob von Baden feindselig wider ihn gesinnt. Daß sich die Grafen von Lützelstein ihm nicht werden unterworfen haben, das kann man sich leicht vorstellen. Deren Demüthigung hatte sich aber Friedrich ernstlichst vorgesetzt; doch Pfalz erwirbt die Grafschaft Lützelstein.

a) Der Prinz Philipp hätte schon ohnedies ihn noch funfzehn Jahre zum Vormund haben müssen. Daher hatte selbst seine Mutter wider die Arrogation nichts einzuwenden. Kremer, S. 34.

b) Die Amberger hatten sogar einige von seinen Räthen, die er zu ihnen schickte, ins Gefängniß geworfen. Friedrich überrumpelte die Stadt, ließ einige Anführer der Empörung hinrichten, entzog der Stadt einige Vorrechte, und befestigte auf ihre Kosten das Amberger Schloß. Kremer, S. 58 i 60.

Digitized by Google

wollte er vorher sich auf andern Seiten Sicherheit verschaffen. In dieser Absicht verband er sich mit den Reichsstädten Nürnberg, Nördlingen, Rothenburg, Dünkelspühl, Windsheim und Weißenburg, imgleichen mit dem Herzog Siegmund von Oestreich, dem Bischof Reinhard von Speyer, und dem Churfürsten Jacob von Trier, der ihn zuerst für seinen Collegen erkannt hatte. Die Freundschaft mit dem Hause Baden wurde zwar noch nicht ganz wieder hergestellt; man bahnte indessen
1452 im Sept. aber doch den Weg dazu. Und nun rückte Friedrich, an der Spitze von sechs tausend Mann, und mit dem nöthigen Belagerungsgeräthe versehen, vor das feste Schloß Lützelstein, welches der Graf Jacob selbst vertheidigte. Angriff und Vertheidigung waren gleich tapfer und feurig. Friedrich schonte sich bey der Anordnung eines Sturmes so wenig, daß er eine Wunde empfing. Er mußte der muthigen Besatzung den Abzug mit allen kriegerischen Ehrenzeichen bewilligen; Graf Jacob entwischte aber in der Nacht vor demselben, durch einen verborgenen Ausgang, und durch die Mitte des pfälzischen Heeres. Das Schloß Einarzhausen ergab sich, ehe man noch davor rückte. So wurde Friedrich in Zeit von zwey Monaten Herr der ganzen Grafschaft Lützelstein. Vergeblich war alle Mühe der unglücklichen Grafen, wieder zu dem väterlichen Gute zu gelangen. Beide endigten, innerhalb der nächsten acht Jahre, der Länder und Erben beraubt, ihr Leben [e]).

Vierter Abschnitt.

Unaufhörliche Fehden verhindern die Deutschen an dem Türkenzuge.

1.

Friedrich III. vernachlässigt die Erwerbung von Mayland.

Friedrich III. gab bey allen diesen unruhigen Auftritten meistens einen müßigen Zuschauer ab, und spielte er auch einmal selbst eine Rolle, so brachte sie ihm wenig Ehre und Vortheil. Dies beweiset besonders der Römerzug, den er um diese Zeit vornahm. Doch schon einige Jahre vorher hatte er bey der Staatsveränderung, die sich in Mayland ereignete, dem kaiserlichen Ansehn gar viel vergeben. Philipp
1447 Maria Visconti schloß den Mannsstamm seines Hauses; Friedrich hätte also das Herzogthum Mayland als ein Reichslehn einziehen können. Auch schickte er gleich nach dem Tode des letzten Visconti, eine ansehnliche Gesandtschaft, bey welcher sich Schlick und Piccolomini befanden, nach Mayland; die Mayländer, die bey dieser Gelegenheit die republicanische Verfassung wieder herzustellen suchten, wollten ihn aber nur unter gewissen Bedingungen für ihren Oberherrn erkennen. Piccolomini vereinigte sich darüber mit seinen Collegen, die sich der Rechte ihres Herrn mit mehrerm Eifer annahmen, und diese Gesandtschaft reisete also, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder nach Hause. Wenn nun auch Friedrich III. damals keine Lust zu einem Feldzuge nach Italien hatte, so hätte er doch eine zweyte Gelegenheit, den

e) Kremer, S. 121/51. Häberlin, S. 256/261.

den schönen mayländischen Staat sich zuzueignen, nicht versäumen sollen. Die nach Freyheit begierigen Mayländer hatten nemlich mit dem Grafen Franz Sforza, dem Schwiegersohne des letzten Herzogs, zu kämpfen. In ihrer Bedrängniß baten sie 1450
unter andern den Kaiser um Beystand, aber vergeblich. Er schickte zwar zum zweyten mal eine Gesandtschaft nach Mayland, und die Mayländer waren auch bereit, sich ihm mit gewissen Einschränkungen zu unterwerfen; da er ihnen aber die versprochene Hülfe nicht schickte, so sahen sie sich am Ende genöthigt, den Franz Sforza für ihren Herzog zu erkennen. So verscherzte der unthätige Friedrich III. die Erwerbung des herrlichen mayländischen Staates, die seinen Nachkommen noch so großen Aufwand an Geld und Menschen gekostet hat b).

2. Zu einem Zuge nach Italien, um ein schönes Land zu erwerben, war Sein Rö-
Friedrich III. zu bequem; aber die Mühe über die Alpen zu gehen scheute er nicht, merzug.
als er sich der eitlen Ehre, die Kaiserkrone zu tragen, theilhaftig zu machen wünschte. Doch war es aber damals nicht allein Ehrgeiz, sondern auch Liebe, die ihn nach Italien zog. Er eilte der Verbindung mit der spanischen Infantin Eleonora entgegen. Wenn er nur nicht zugleich bey dem Pabste durch eine feierliche Gesandtschaft um die Kaiserkrönung hätte ansuchen lassen! Piccolomini trug seine Bitte in einer zierlichen Rede vor, und Nicolaus V. gerühete sie zu bewilligen. Bald gereute es ihn aber wieder, weil einige italienische Fürsten ihm, wegen Friedrichs III. Ankunft 1452
in Italien, Empfindungen von Besorgniß eingeflößt hatten, und er ertheilte daher Friedrichen schon den Rath, seine Reise aufzuschieben; allein Piccolomini schrieb an den Pabst einen Brief, worin er ihm den Ungrund seiner Furcht und Wankelmüthigkeit in den nachdrücklichsten Worten zeigte. Es blieb also dabey, daß Friedrich zu Rom die Kaiserkrone empfangen sollte. Man nahm ihn überall mit großer Achtung und mit ausgezeichneten Feierlichkeiten auf. Der Pabst schickte ihm zwey Cardinallegaten bis nach Florenz entgegen, die ihn bis nach Rom begleiten sollte. Aber eben diesen mußte er, noch ehe er den Kirchenstaat betrat, die eidliche Versicherung geben, daß er sich, während seines Aufenthaltes zu Rom, weder daselbst, noch im übrigen päbstlichen Gebiete einige Gewalt und Herrschaft anmaßen wollte. Vor Rom schlug er, nach alter Sitte, sein Lager auf, und hier mußte er dem Senate schwören, daß er den Römern ihre Rechte und Freyheiten wollte ungekränkt lassen.
Bey seinem prächtigen Einzuge in Rom empfing ihn der Pabst vor der Peterskirche. im März.
Er und seine Gemahlin küßten ihm die Hand und den Fuß, und hatten dagegen das Glück, von ihm auf die Wange geküßt zu werden. Vor ihrer Krönung wurden sie von ihm getrauet; er machte es ihnen aber dabey zur Pflicht, die Vollziehung des ehelichen Bündnisses noch drey Tage anstehen zu lassen. Dafür wurde aber Eleonore (ein ganz unerhörtes Beyspiel) als Jungfer zur Kaiserin gekrönt. Daß der neugekrönte Kaiser dem Pabste, als sie die Kirche verließen, die erste Stelle einräumte, daß er ihm, wie er sich zu Pferde setzte, den Steigbügel hielt, und dessen Schimmel einige Schritte weit am Zügel führte, das läßt sich von dessen Ehrerbietigkeit gegen das Oberhaupt der Kirche leicht erwarten. Machte er sich doch eine Ehre daraus, in verschiedenen Stiftern als Canonicus aufgenommen zu werden. Und eben dieser bescheidene Kaiser ließ auf der Hadriansbrücke vor der Engelsburg

b) Häberlin, S. 217. 234.

Digitized by Google

das Reichspaniер und die S. Georgenfahne fliegen und verrichtete hierauf zuerst an seinem Bruder, dem Herzog Albrecht, und sodann an dreyhundert Fürsten, Grafen, Herren und Edelleuten, den Ritterschlag. Nach einigen Tagen verließ er Rom, den König Alfons den Weisen von Aragonien und beiden Sicilien, den Oheim seiner Gemahlin, zu besuchen. Doch Eleonore war noch immer eine Jungfer; denn ihr Gemahl hatte sich einmal vorgesetzt, unter italienischem Himmelsstriche kein Kind mit ihr zu zeugen. Sein Oheim Alfons, den dieses verdroß, beredte ihn aber endlich, seinem Vorsatze entgegen zu handeln. Mit dem Herzog von Mayland wurden zwar wegen der Belehnung, die er vom Kaiser wünschte, Unterhandlungen gepflogen; sie blieben aber, weil Friedrich entweder funfzig tausend Goldgülden oder eine ansehnliche Stadt verlangte, ohne Erfolg. So that also Friedrich III. für sein kaiserliches Ansehn in Italien fast gar nichts; denn daß er den Markgrafen Borso von Este zum Herzog ernennte, das war in der That nicht viel mehr, als wenn ein Fürst dem Diener eines andern ein Prädicat ertheilt [e]).

Die Deutschen sollen gegen die Türken ziehen.

1453

3. Eben so wenig Stärke und Gegenwart des Geistes bewies Friedrich III. bey einer Begebenheit, die für Europa die wichtigsten Folgen hatte; bey der Eroberung der Stadt Constantinopel, die, da ihr niemand zu Hülfe kam, den zahlreichen und muthigen Othmanen zuletzt in die Hände fiel. Nun half es freylich nichts, daß Friedrich, als er Constantinopels Schicksal erfuhr, häufige Thränen vergoß, daß er den Pabst in einem rührenden Briefe ersuchte, alle christlichen Mächte zu einem Zuge wider die Türken aufzumuntern, daß Nicolaus in der ganzen Christenheit eine Kreuzbulle wider die Othmanen bekandt machen ließ. Nun sollten unter andern auch die deutschen Reichsstände gegen die Türken zu Felde ziehen; gegen die Türken, die an Tapferkeit allen europäischen Nationen damals überlegen waren, die einen Mann, wie Muhamed III, an ihrer Spitze hatten; die in einem von Deutschland so entfernten Lande wohnten. Daß sie dazu nur wenig Neigung verspürten, kann man sich leicht vorstellen. Eben deswegen waren so manche Reichstäge, so manche Berathschlagungen, die man in dieser Absicht anstellete, vergeblich. Gleich auf den April des folgenden Jahres schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg aus, zu welchem auch die italienischen Fürsten und Freystaaten, zu welchen selbst auswärtige Mächte eingeladen wurden. Jedermann erwartete vielleicht, daß der Kaiser sich persönlich einstellen, daß er persönlich einen großen Kriegszug gegen die Türken würde durchzusetzen suchen. Allein der träge Friedrich begnügte sich schon damit, den beredten und schlauen Piccolomini, an der Spitze einer ansehnlichen Gesandtschaft, nach Regensburg zu schicken. Von den italienischen Fürsten und Staaten, so wie von auswärtigen Mächten, fanden sich keine Bevollmächtigte ein. Der zur Versammlung angesetzte Termin war ihnen zu kurz gewesen. Piccolomini gab sich nun alle Mühe, die Reichsstände zu einer zahlreichen und schleunigen Hülfe zu bereden. Auch der päbstliche Legat und der Herzog Philipp von Burgund ermahnten sie dazu. Letztrer versprach sogar in Person wider die Türken zu ziehen; nur sollte der Kaiser, oder der König von Ungern, oder auch ein andrer großer Fürst den Anführer abgeben. Endlich schien in den deutschen Fürsten wirklich einiger Muth zum Türkenkriege zu erwachen. Man beschloß sogar, einen fünfjährigen landfrieden

1454

e) Häberlin, S. 274 291.

Digitized by Google

frieden in Deutschland aufzurichten, um zum Türkenzuge desto bessere Muße zu haben. Aber den Schlüssen der damaligen Reichstage fehlte gewöhnlich die Ausführung. Anstatt daß man sich über die Einrichtung des Feldzuges gleich damals berathschlagte, versparte man dieses Geschäfte auf einen andern Reichstag, der um Michaelis d. J. zu Frankfurt sollte gehalten werden. Man erwartete nemlich, daß ihm der Kaiser in eigner Person beywohnen würde; aber man erwartete ihn abermals vergeblich f). Piccolomini sollte jetzt wieder das Beste thun. Die Versammlung wurde zahlreich, und dauerte bis in den December. Die Churfürsten von Maynz und Trier hatten sich in Person eingefunden, und fast von allen Reichsständen waren Gesandten erschienen. Es stellten sich auch Bevollmächtigte des Königs von Ungern und verschiedener italienischen Staaten ein. Anfangs wollten die deutschen Fürsten von einem Kriegszuge gegen die Türken gar nichts hören; sie bildeten sich nemlich ein, daß es dem Kaiser und dem Pabste nur um das Geld zu thun wäre. Die eindringende Beredtsamkeit des Piccolomini that jedoch so gute Wirkung, daß der Schluß des Regensburger Reichstages nicht nur einmüthig bestätigt, sondern auch ein Heer von zehn tausend Reitern und zwey und dreyßig tausend Mann Fußvolk zur Hülfe für Ungern bestimmt wurde. Zugleich machte man aus, daß die Fürsten sich auf Pfingsten künftigen Jahres zum Kaiser begeben, und die Einrichtung des Feldzuges mit ihm verabreden sollten. Folglich sah es mit dem Türkenzuge selbst noch ziemlich weitläuftig aus.

4. Indessen ließ der Pabst das Kreuz sehr fleißig predigen. Er bediente sich zu dieser Absicht verschiedener Männer, die er nicht glücklicher hätte wählen können. Unter diesen zeichnete sich der Cardinal Nicolaus de Cusa und Johann de Capistrano aus. Jener kam unter andern auch nach Thüringen. Man nahm ihn besonders zu Erfurt mit vieler Ehrerbietung auf, und die Reden, die er daselbst an das Volk hielt, zogen eine solche Menge Leute herbey, daß verschiedene Personen erdrückt wurden. Johann de Capistrano, ein Barfüßermönch, erschien von vier Geistlichen seines Ordens und verschiedenen Landsbrüdern begleitet. Der Ruf seiner Heiligkeit ging mächtig vor ihm her. Er hatte des h. Bernhards Ueberbleibsel bey sich. Die Zügellosigkeit der Sitten zu hemmen, und den Menschen Buße zu predigen, war sein Hauptgeschäfte. Als ein geschworner Feind von Brettspielen und Würfeln, trat er in keine Stadt, wo er sich dieselben nicht augenblicklich ausliefern ließ. Zu Erfurt fand er besonders einen großen Vorrath von dergleichen Werkzeugen der Gewinnsucht. Eben so sehr verabscheute er aber auch die großen Zöpfe, welche die Damen dieses Zeitalters für eine besondre Zierde hielten, und er legte das Unanständige dieses Kopfputzes den Schönen so nachdrücklich ans Herz, daß manche derselben ihm den abgeschnittenen Zopf in demüthiger Stellung überreichte. Er las alle Täge öffentlich Messe, und redte zu dem Volke in lateinischer Sprache; man hatte aber die Einrichtung getroffen, daß einer der besten Prediger den Inhalt seines Vortrages in der Muttersprache erklärte. Nach einem Aufenthalte von drey Wochen, beschloß er Erfurt wieder zu verlassen. Es eilten daher, ihn noch einmal zu sehen und zu hören, von allen Gegenden Leute in die Stadt. Die hundert tausend Zuhörer, die seiner letzten Rede beywohnten, unterhielt er mit einem geistlichen Schau-

Man predigt einen Kreuzzug gegen die Türken.

f) Häberlin, S. 317–320.

Schauspiele. Er vergönnte ihnen die fromme Wonne, eine Reliquie des h. Bernhards nach der andern zu sehen, und so oft er eine hervorzog, befahl er den Leuten: Jesus und Misericordia! zu rufen. Während der frommen Stimmung, die er über die Gemüther verbreitet hatte, ließ er nun alle eingesammelten Brettspiele, Würfel, Karten, und Zöpfe auf einem besondern Gerüste feierlich verbrennen. Und nun reisete er, vom Herzog Wilhelm eingeladen, nach Weimar, wo sein Aufenthalt die Folge hatte, daß der Herzog ein Kornhaus in ein Franciscanerkloster verwandelte, daß er durch eine strenge Verordnung allen Ausschweifungen und Mißbräuchen Einhalt zu thun suchte [g]). Er wendete sich von hier nach Magdeburg und nach Berlin. In Oestreich und besonders zu Wien erwarb er sich eine beynahe abgöttische Verehrung [h]).

Berathschlagungen über den Türkenzug.

5. Die päbstlichen Abgeordneten, welche die Deutschen zum Türkenzuge aufmuntern sollten, bekümmerten sich, wie es scheint, weit lebhafter um den sittlichen Zustand derselben, als um ihre größere oder geringere Neigung, gegen die Othmanen zu Felde zu ziehen. Mit den Fürsten und Edlen mögen sie jedoch wol davon gesprochen haben. Der gedachte Franciscus de Capistrano erschien wenigstens in der neuen Reichsversammlung, welche der Kaiser nach Wiener-Neustadt ausgeschrieben hatte. Es fanden sich auch der Churfürst Jacob von Trier, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Carl von Baden, und noch einige geistliche Fürsten ein; die meisten aber schickten nur Gesandten. Die vornehmsten Herren aus Ungern, die sich gleichfalls eingestellt hatten, betrieben den Feldzug gegen die Türken auf das angelegentlichste. Die Reichsstände wußten aber ihre geringe Neigung zu demselben durch den unruhigen Zustand Deutschlands sehr gut zu entschuldigen, und der Churfürst von Trier übergab, in seinem und seiner Collegen Namen, einen Entwurf, wie, noch vor dem Türkenzuge, die Verfassung und Ruhe des deutschen Reiches wieder hergestellt werden könnte. Man berathschlagte sich darüber hin und her, und am Ende wurde wie gewöhnlich doch nichts ausgemacht. Zu den Unruhen, welche damals für Deutschland sehr bedenklich werden konnten, gehörten aber die Streitigkeiten, die zwischen dem Kaiser und dem König Ladislaw, zwischen dem Ladislaw und dem Hause Sachsen, zwischen dem Ladislaw und dem Herzoge von Burgund, obwalteten. Böhmen stritt sich mit Meißen wegen vier und sechzig Städte und Schlösser, die ehedem unter böhmischer Hoheit gestanden hatten. Ladislaw wollte auch dem Herzogthume Luxemburg, welches Philipp von Burgund in Besitz genommen hatte, nicht entsagen. Und dergleichen Ursachen zu Händeln fanden noch zwischen manchen Häusern der damaligen Reichsfürsten Statt. Da konnte ihre Neigung, sich vom Vaterlande zu entfernen, freylich nicht groß seyn. Nun starb aber auch der Pabst Nicolaus V, der den Kreuzzug wider die Türken mit so großem Eifer betrieben hatte. Sein Nachfolger, Calixtus III, ein Spanier, hatte zwar bey seiner Wahl feierlichst versprochen, daß er die Wiedereroberung Constantinopels aus allen Kräften befördern wollte; auch stellte er sich anfangs außerordentlich eifrig an, aber nur um, unter dem Vorwande des Türkenzuges, für seine Nepoten Geld zu sammeln [i]).

1455 im Febr.

im März.

6. Eben

g) Buchholz, S. 136.
h) Gesch. Thüringens, 181/186.
i) Häberlin, S. 324/330.

Digitized by Google

6. Eben diese Veränderung, die sich mit dem päbstlichen Stuhle zutrug, hinderte aber den Kreuzzug gegen die Türken noch von einer andern Seite. Sie veranlaßte nemlich zwischen dem Kaiser und den Churfürsten eine lebhafte Uneinigkeit. Der kluge Churfürst Jacob von Trier, der sich, als die Nachricht von dem Tode des Nicolaus am kaiserlichen Hofe ankam, gerade gegenwärtig befand, gab dem Kaiser den weisen Rath, diese schöne Gelegenheit zu benutzen, um die unter dem vorigen Pabste verlohrnen Rechte wieder zu erlangen. Und wie glücklich konnte Friedrich III. sein Versehen verbessern, wenn er dem neuen Pabste, nur unter der Bedingung, die abgedrungenen Concordaten zu widerrufen, die Obedienz leistete! Aber Friedrich III, der so wenig sein eigner Rathgeber seyn konnte, der den Rath, den ihm andre ertheilten, so wenig durchzuschauen vermochte, der versäumte auch diese Gelegenheit, sich um die Wohlfahrt der deutschen Kirche verdient zu machen. Der Churfürst von Trier dachte bey dem Rathe, den er ihm ertheilte, freylich nur auf seinen und seiner Amtsbrüder Vortheil; aber Piccolomini, dem die dreyfache Krone schon entgegen schimmerte, der rieth dem Kaiser sehr natürlich, dem neuen Pabste die Obedienz ganz unbedingt zu leisten, und das Uebrige auf dessen Gnade ankommen zu lassen. Wie sehr dieses Benehmen des Kaisers der Reichsfürsten Mißfallen rege machen mußte, das kann man sich leicht vorstellen. Sie wurden jetzt immer mehr überzeugt, daß sie ein Reichsoberhaupt, welches seine Pflichten schlechter als Friedrich III. erfüllte, nicht leicht hätten wählen können. Er achtete nicht der Vorstellungen, die ihm die Churfürsten durch Gesandten oder Schreiben machten; er wohnte den Reichstägen nicht persönlich bey. Die Churfürsten glaubten sich nun berechtigt, der Regierung des Reiches sich eifriger anzunehmen. Sie luden daher nicht nur die übrigen Reichsstände, sondern auch den Kaiser, zu einer Versammlung nach Nürnberg ein, und sie erklärten dabey, daß sie des Kaisers Gegenwart ganz unfehlbar erwarteten. Da erwachte nun Friedrichs III. Ehrgeiz; wahrscheinlich vom Piccolomini angetrieben. Er bezeugte über das Benehmen der Churfürsten öffentlich sein Mißfallen; er ermahnte sie, die ausgeschriebene Versammlung wieder einzustellen. Aber seine Ermahnungen hatten viel zu wenig Nachdruck, als daß sie hätten befolgt werden sollen. Die Churfürsten von Maynz, Pfalz und Brandenburg stellten sich zur bestimmten Zeit in Person, und der Churfürst von Sachsen durch Gesandten ein. Es erschienen auch einige andere Fürsten, Grafen und Herren, und die ganze Versammlung äußerte über den Kaiser einen lebhaften Unwillen. Da indessen die Churfürsten von Trier und Cöln, und noch manche andre Reichsfürsten, an dieser Versammlung keinen Antheil nahmen, so konnte auch kein eigentlicher Schluß gemacht werden, und man verabredete daher eine neue und allgemeinere Zusammenkunft nach Frankfurt. Die Churfürsten vereinigten sich, den Kaiser durch eine Gesandtschaft zur persönlichen Erscheinung einzuladen, oder ihn, im Weigerungsfalle, um seine Einwilligung in die Wahl eines römischen Königes zu ersuchen. Sollte aber der Kaiser mit keinem von diesen beiden Vorschlägen zufrieden seyn, so wollte man, auch wider seinen Willen, einen römischen König wählen, und demselben die Erlangung aller königlichen und kaiserlichen Rechte und Vorzüge vorbehalten. Man setzte dabey dem Kaiser zu seiner Erscheinung ordentliche Fristen an, und schrieb ihm überhaupt in Ausdrücken, die ihm nichts weniger als schmeichelten.

Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den Churfürsten.

1456

1457] Der Kaiser entgeht den schlimmen Folgen derselben.

7. Friedrich wußte sich in der schlimmen Lage, in der er sich damals befand, nicht anders zu helfen, als daß er den Reichsständen die Erscheinung auf dem Frankfurter Reichstage verbot. Dieses Verbotes achteten aber die Churfürsten nicht. Sie traten vielmehr nur noch in engere Verbindungen zusammen. So vereinigten sich die Churfürsten von Maynz und von der Pfalz, es durchaus nicht zu gestatten, wenn der Kaiser, ohne ihr Vorwissen und ihre Einwilligung, einen Reichsverweser oder Statthalter ernennen wollte; wenigstens müßten sie in ihren Bezirken und Kreisen diese Stellen selbst verwalten. Der Churfürst von Maynz versprach dem Churfürsten von der Pfalz auch noch besonders, es beym Kaiser dahin zu bringen, daß er ihn für einen Churfürsten erkennen, und den Besitz gewisser Pfandschaften bestätigen möchte. Je beide wurden endlich auch mit einander einig, bey dem Kaiser darauf anzutragen, daß er auf die Frankfurter Oster- und Herbstmesse einen neuen Zoll legen, und ihnen zwey Drittel desselben überlassen, daß er eine allgemeine Münzstätte anordnen, und ihnen, als Aufsehern derselben, gleichfalls zwey Drittel der Einkünfte einräumen möchte. So gut hatten diese Herren auf ihren Vortheil gerechnet; wenn sie nur ihre Entwürfe eben so gut hätten zur Ausführung bringen können! Allein ihre Collegen wurden es wol gewahr, daß sie hauptsächlich auf ihren eigenen Nutzen bedacht waren. Jene hatten überdies zur Freundschaft für den Kaiser noch besondre Ursachen. An die Stelle des strengen Churfürsten von Trier war ein neuer, der Markgraf Johann von Baden, ein Schwager des Kaisers, getreten [k]). Ein Schwager desselben war aber auch der Churfürst von Sachsen, den er, so wie den Churfürsten von Brandenburg, nicht nur durch die Bestätigung ihrer Erbverbrüderung, sondern auch durch andre Gnadenbezeugungen gewonnen hatte [l]). Mit dem König von Böhmen war er eben damals

im May.

in Vergleichsunterhandlungen begriffen. Auf diese Art hatte die Versammlung zu Frankfurt nicht die schlimme Wirkung für den Kaiser, die man vielleicht vermuthete.

Der Churfürsten vergebliche Bemühungen gegen die päbstl. Anmaßungen.

8. Einige Fürsten, unter welchen sich vermuthlich die drey geistlichen Churfürsten befanden, machten hierauf einen Versuch, ob sie wenigstens die päbstlichen Eingriffe in die Vorrechte der deutschen Bischöfe hemmen könnten. Sie hielten deswegen eine Zusammenkunft, wo sie einig wurden, die noch jetzt sogenannten Beschwerden der deutschen Nation über den apostolischen Stuhl zu Rom durch den churmanzischen Canzler, Martin Meyer, zusammentragen zu lassen. Diese gingen nun hauptsächlich dahin, daß Calixtus III, nicht nur den Decreten des Costnitzer und Baseler Concils, sondern auch den Concordaten seines Vorgängers Nicolaus V. zuwider, die deutsche Nation geringschätzig und eigennützig behandle; daß er die geistlichen Stellen und Würden in Deutschland seinen Cardinälen und Notarien, oder den Meistbietenden, zuwende; daß er unzählige Anwartschaften ertheile, und die Annaten ohne Nachsicht, und wider die Gebühr, erpresse; daß er, um Geld zu sammeln, täglich neue Arten von Ablaß erfinde; daß er alle Streitigkeiten ohne Unterschied vor seinen Richterstuhl ziehen [m]). Diese Beschwerden ließen die versammelten Fürsten dem Kaiser durch eine besondre Gesandtschaft übergeben, und umderen Abstellung bitten; allein Friedrich III. war gerade derjenige, von dem sie dies

k) Häberlin, S. 336.
l) Häberlin, S. 320. 335.
m) Gravamina nationis Germanicae in Freheri S. R. G. II, 677. seqq.

Digitized by Google

ſes am wenigſten erwarten konnten. Der churmaynziſche Canzler Meyer ſtellte dieſe Beſchwerden dem Piccolomini, der indeſſen Cardinal geworden war, und ſich zu Rom aufhielt, in einem nachdrücklichen Schreiben vor. Aber Piccolomini, der ſich dem päbſtlichen Throne ſchon ſo nahe ſah, vertheidigte die Rechte deſſelben mit der eifrigſten Umſtändlichkeit. Calixtus ſelbſt ſchrieb dieſer Sache wegen ſowol an den Kaiſer, als an die drey geiſtlichen Churfürſten, und der Kaiſer ſtrebte nach einer genauen Verbindung mit dem Pabſte deſto ſorgfältiger, je mehr er ſich durch dieſelbe wider die Angriffe der Reichsfürſten Sicherheit zu verſchaffen glaubte. Unter ſolchen Umſtänden mußte der Patriotiſmus der deutſchen Fürſten freylich ohne Wirkung bleiben n).

9. Aber ſowol die Reichsſtände als der Kaiſer ſahen ſich damals in andre Händel und Geſchäffte verwickelt, die ihnen noch wichtiger waren, als Anmaßungen des päbſtlichen Stuhles und Türkenkrieg. Der erbenloſe Tod des jungen Königs von Ungern und Böhmen, und die mancherley Fehden, die in Deutſchland ausbrachen, beſchäfftigten einige Jahre hindurch den Kaiſer und die Reichsſtände ſo ſehr, daß ſie andern Gegenſtänden ihre Aufmerkſamkeit nur wenig widmen konnten. Ladiſlaw endigte ſein Leben zu einer Zeit, wo man es gerade am wenigſten erwartet hätte. Er ward während der prächtigen Zubereitungen zu ſeiner Vermählung mit der Tochter des König Carls VII. von Frankreich, von der Peſt befallen, welche in Zeit von ſechs und dreyßig Stunden ſeinen Körperbau dergeſtalt zerrüttete, daß er — einer der hoffnungsvollſten jungen Regenten — im blühendſten Alter dahin ſtarb o). Für das öſtreichiſche Haus war dieſer Todesfall ein Unglück. Es verlohr durch denſelben Böhmen und Ungern. Die Böhmiſchen Stände verſammelten ſich ſogleich zu Prag, um zur Wahl eines neuen Königs zu ſchreiten; allein der ſchlaue Georg von Podiebrad, der die böhmiſche Krone ſich ſelbſt am liebſten gönnte, erklärte ohne Umſtände, er könne die Regierung des Reiches noch nicht niederlegen, weil ihm der verſtorbene König die Statthalterſchaft bis auf Pfingſten des künftigen Jahres aufgetragen hätte. Ihm zu widerſprechen, unterſtand ſich niemand; er hatte das Kriegsheer, die Prager Städte und die Utraquiſten auf ſeiner Seite. In Ungern fand die neue Königswahl weit weniger Schwierigkeiten. Sie fiel auf den Matthias Corvinus, den Sohn des berühmten Huniads, der ſein Vaterland ſo tapfer gegen die Türken vertheidigt hatte. Nun ſaß zwar Matthias damals zu Prag im Gefängniſſe p); allein der Statthalter Podiebrad gab ihm, ſobald er von ſeiner Erhöhung Nachricht bekam, die Freyheit, und ſeine Tochter, und benutzte alſo dieſe Gelegenheit, mit dem Beherrſcher einer mächtigen Nation ein enges Freundſchaftsbündniß zu errichten.

Ladiſlaws frühzeitiger Tod.

am 23. Nov.

10. Der Schwiegerſohn war nun König von Ungern, und der Schwiegervater wurde König von Böhmen. Zwar fehlte es nicht an noch manchen andern Fürſten, die ſich um die böhmiſche Krone bewarben; der König von Frankreich,

Georg v. Podiebrad König von Böhmen.

n) Häberlin, S. 339–349.

o) Pelzel, I, 442.

p) Sein Bruder, Ladiſlaus Corvin, hatte den mächtigen und ſtolzen Grafen von Cilley, den Erzfeind ſeines Hauſes, umgebracht, oder ihm wenigſtens den erſten Stich gegeben. Dafür wurde er auf König Ladiſlaws Befehl hingerichtet, und Matthias gefangen geſetzt. Fugger, S. 631, 634.

Digitized by Google

der wegen seiner dem verstorbenen Ladislaw zur Gemahlin bestimmten Tochter Anspruch machte; die beiden Schwäger Ladislaws, nemlich der Herzog Wilhelm von Sachsen, und der König Casimir von Polen; die Herzoge Albrecht und Siegmund von Oestreich, und endlich der Kaiser, welche sich auf die mit Carln IV. geschlossenen Erbverträge beriefen — alle diese Herren glaubten zum Besitze Böhmens ein Recht zu haben, aber alle scheuten sich, dieses Recht durch Heereskraft durchzusetzen.

1458 Indessen näherte sich das Ende von Podiebrads Statthalterschaft, und die böhmischen Stände versammelten sich zur neuen Wahl. Rokyczana ermahnte erst die böhmischen Herren und Ritter, einen König aus ihrer Nation zu wählen, dem Sprache, Verfassung, Sitten und Gesetze des Landes bekandt wären; sodann schilderte er ihnen Podiebrads Tapferkeit, Vaterlandsliebe und andre große Eigenschaften in so hinreißenden Zügen, daß die Böhmen ihren Landsmann einem Kaiser, zwey Königen und drey deutschen Herzogen vorzogen [q]). Von Böhmen wurde nun Georg als König anerkannt; aber die drey der böhmischen Krone einverleibten Länder, Mähren, Schlesien und die Lausitz, bezeigten wenig Neigung, sich einem König, welcher in seinem Herzen hussitische Grundsätze hegte, zu unterwerfen. Podiebrad ließ es jedoch auf ihre Willkühr nicht lange ankommen. Er rückte sogleich mit einem Heere nach Mähren, und bewirkte dadurch, daß alle Städte, Iglau ausgenommen, ihn für ihren Oberherrn erkannten. Iglau hielt eine Belagerung von vier Monaten aus, und unterwarf sich unter der Bedingung, das h. Abendmahl nur unter Einer

1459 Gestalt genießen zu dürfen. Im folgenden Jahre schickte Georg den Burggrafen von Prag, Zdenko von Sternberg, nach der Lausitz, die er auch, ohne Blutvergießen, zum Gehorsam brachte. Desto größere Mühe machten ihm die Schlesier, die auf einem zu Liegnitz gehaltenen Landtage den Schluß gefaßt hatten, den König Georg, als einen Utraquisten, nie für ihren Oberherrn zu erkennen. Als aber die Stadt Schweidnitz ihm gehuldigt hatte, so unterwarfen sich ihm auch die schlesischen Herzoge und Herren. Hierzu trug der damalige Bischof von Breslau, Jodok von Rosenberg, der zugleich Probst auf dem Wissehrade war, das meiste bey. Aber die Stadt Breslau selbst, die sich nicht von dem Bischofe, sondern von dem Domcapitel und den Mönchen lenken ließ, begab sich unter den Schutz des Königs von Polen, und verklagte den König bey dem Pabste [r]).

Seine Händel mit dem Pabst.

11. Georg hatte es vortrefflich eingesehen, daß es ihm bey seinen eifrig catholischen Unterthanen sehr viel helfen würde, wenn ihn das Oberhaupt der Kirche für einen König von Böhmen erkennte. Er schrieb daher an den Pabst Calixtus, und stellte dem alten Manne seinen Eifer für die catholische Religion so scheinbar vor, daß ihm derselbe ohne Bedenken den Titel eines Königes von Böhmen beylegte. Das päbstliche Breve zeigte nun Georg in seinem ganzen Reiche vor. Seine heuchlerischen Gesinnungen wurden aber endlich dem Pabste verrathen, und wenn auch Calixtus weiter nichts deswegen wagte, so nahm sein Nachfolger Pius II. die Sa-

1458 im Sept. che desto ernsthafter auf. Dieser Nachfolger war der berühmte Piccolomini, der durch Klugheit und Verschlagenheit sich endlich bis zum päbstlichen Throne hindurchgedrängt hatte, der aber Gelehrsamkeit, Menschenkenntniß, Staatskunde und alle großen Eigenschaften, die jemals einen Sterblichen der dreyfachen Krone würdig gemacht

q) Pelzel, S. 443 1446. r) Pelzel, S. 447.

Digitized by Google

gemacht haben, im vorzüglichen Grade vereinigte. Dieser neue Pabst benahm sich in Rücksicht auf den König Georg ganz anders, als sein Vorgänger. Er lud denselben auf eine Versammlung, die nach Mantua veranstaltet wurde. In dem Breve, das er deswegen ausfertigen ließ, nannte er ihn zwar einen König von Böhmen; er schickte aber dieses Breve erst an den Kaiser, und überließ es seinem Gutdünken, ob er es dem König Georg wollte in die Hände kommen lassen. Der Kaiser hielt das Breve nicht zurück, und der König Georg bediente sich auch dieses päbstlichen Schreibens, um seine catholischen Unterthanen von seinem Einverständnisse mit dem Pabste zu überzeugen. Auch sein Schwiegersohn, der König von Ungern, stellte eben deswegen eine Versicherung aus. Die Böhmischen Stände ermahnten hierauf die Schlesier abermals, sich dem König Georg zu unterwerfen; aber die Schlesier, die Georgen genauer kannten, als der Pabst, traueten noch immer nicht s). Georg gerieth durch des Pabstes Vorladung nach Mantua auch in keine geringe Verlegenheit. Er besorgte mit Recht, Pius würde sich bey dieser Gelegenheit von seinen Gesandten die Obedienz leisten lassen. Dies hätte ihn denn bey seinen calixtinischen und utraquistischen Unterthanen verhaßt gemacht. Nun suchte er sich zwar damit zu helfen, daß er dem Pabste die Obedienz in einem geheimen Consistorium leisten ließ; aber der schlaue und ehrgeizige Pius wollte ihn nun nicht öffentlich für einen König von Böhmen erkennen t). 1459

12. Doch der kluge Georg hatte sich indessen in eine solche Lage versetzt, daß ihm das Verfahren des Pabstes ziemlich gleichgültig seyn konnte. Zuerst hatte er sich in einer Zusammenkunft zu Brünn mit dem Kaiser verglichen, der, mit Unruhen in Oestreich beschäftigt, seiner Freundschaft nicht wohl entbehren konnte. Sodann schloß König Georg mit dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz, mit dem Herzog Ludewig von Bayern, und mit dem Churfürsten von Brandenburg eine Verbindung. Mit den sächsischen Fürsten söhnte er sich gleichfalls aus. Jene erkannten die böhmische Oberherrschaft über die vier und sechzig Schlösser und Städte, welche die Könige von Böhmen in Anspruch nahmen u), und die wiederhergestellte Freundschaft wurde durch eine Wechselheirath befestigt. Von allen diesen mächtigen Fürsten unterstützt, konnte es Georg nun glücklich wagen, die widerspenstigen Schlesier durch Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Ein Heer, welches Breslau belagerte, hatte bereits die Vorstädte abgebrennt, und die Stadt in eine so bedrängte Lage versetzt, daß sie eine gewaltsame Einnahme befürchten mußte. Sie hielt es also für das rathsamste, um Frieden zu bitten, und sie erlangte durch Vermittlung der päbstlichen Legaten solche Bedingungen, daß sie mit der Großmuth des Königs Georg sehr zufrieden seyn konnte x). im April. 1460

13. Ungern und Böhmen, welches Albrecht II. mit Oestreich vereiniget hatte, wurde also durch den Tod seines Bruders wieder davon getrennt, und selbst zum Besitze von Unteröstreich gelangte Kaiser Friedrich III. nur mit Mühe. Es machten nemlich, außer ihm, auch noch sein Bruder, der Erzherzog Albrecht, und Oestreichischer Erbstreit.

s) Häberlin, S. 369. 370.
t) Häberlin, S. 362.
u) Heinrich, S. 392.
x) Pelzel, S. 447. 449.

ihr Vetter, der Erzherzog Siegmund y), auf dasselbe Anspruch. Friedrich, der sich auf die festgesetzte Untheilbarkeit des Herzogthums Oestreich berief, wollte sich, als der älteste Fürst des Hauses, dasselbe ausschließend zueignen. Sein Bruder Albrecht wendete aber dagegen ein, er habe bereits bey der Theilung der väterlichen Länder sein Erstgeburtsrecht so geltend gemacht, daß er sich eines Antheiles an Oestreich sehr wohl begeben könne. Kurz, Albrecht nahm sich ernstlich vor, das Herzogthum
1458 Oestreich ungetheilt zu besitzen. Er traf daher mit seinem Vetter Siegmund einen Tausch. Siegmund sollte ihm seinen Antheil an Oestreich fahren lassen, und dafür Albrechts Herrschaften im Oberlande, imgleichen die Markgrafschaft Burgau, und eine gewisse Geldsumme, bekommen. Albrecht verlangte hierauf von den östreichischen Landständen, die sich zur Berathschlagung über diesen Erbstreit zu Wien versammelt hatten, sie sollten bloß ihn für ihren Herrn erkennen. Als sie sich hierzu nun nicht entschließen konnten, und die Sache auf einen Landtag verschoben, rückte Albrecht mit drey tausend Reitern, zu deren Aufbringung er die Markgrafschaft Burgau an den Herzog Ludewig von Bayern verpfändet hatte, nach Wien, ritt mit zwey hundert Pferden in die Stadt ein, verlegte die übrigen in die umliegenden Dörfer, und suchte sich bey den Wienern und Oestreichern durch strenge Verfolgung der böhmischen Räuber und Mörder, welche das Land äußerst unsicher machten, in Gunst zu setzen. Doch der Kaiser, der seine Rechte nicht weniger zu behaupten suchte, begab sich um die zum Landtage bestimmte Zeit gleichfalls nach Wien. Es begleiteten ihn, außer seiner Gemahlin, der Pfalzgraf Ludewig, der junge Herzog Siegmund von Bayern, und der Graf Leonhard zu Görz. Sein ganzes Gefolge belief sich auf zwey tausend Personen. Die Geistlichen, die Lehrer der hohen Schule, der Rath und alle Zünfte holten ihn in einem feierlichen Zuge ein. Auch die Erzherzoge Albrecht und Siegmund ritten ihm entgegen. Jener ließ seine drey tausend Reiter vor dem Kaiser paradiren. Der Oberste derselben soll ihm, wie man sagt, den Rath gegeben haben, diese Gelegenheit, den Kaiser und alle die Seinigen in seine Gewalt zu bekommen, nicht vorbey zu lassen. Albrecht dachte erst einige Zeit darüber nach, sodann antwortete er ihm: ich könnte Euch verzeihen, wenn Ihr das, was Ihr da sagt, ohne mein Wissen vollbracht hättet; den Befehl zu einer solchen Gewaltthätigkeit Euch zu geben, kann ich aber nicht wagen. — Die Wiener hatten die Burg mit einer Besatzung versehen, um jedem der drey Fürsten, so lange bis der Streit ausgemacht wäre, den Eingang versagen zu können. Dies verdroß die Erzherzoge Albrecht und Siegmund so lebhaft, daß sie sich verschworen, die Burg des Nachts zu erobern, und daselbst zu schmausen. Aber die Bürger, die ihr unbesonnenes Gelübde erfuhren, besetzten hierauf die Burg noch stärker. Nun konnten die Herzoge ihren Anschlag nicht ausführen, und nun waren sie froh, daß sie wenigstens einen Theil ihres Gelübdes in Ausübung bringen, daß sie, nur von wenig Personen begleitet, in die Burg gehen, und daselbst einen Bissen Brodt und einen Trunk
im May. Wein zu sich nehmen durften. Den Tag darauf nahmen die Berathschlagungen der Landstände im Augustinerkloster ihren Anfang. Sowol der Kaiser als der Herzog Albrecht ließen ihre Gründe durch Minister darstellen; jener durch den Kanzler Dr. Ulrich

y) Den erzherzoglichen Titel hatte Kaiser Friedrich den Herzogen von Oestreich 1453 beygelegt. Häberlin, S. 301.

Ulrich Welzel, und dieser durch seinen Rath, D. Gregorius Haimburg. Die Stände baten sich zur Ueberlegung einige Zeit aus. Sie wählten hierauf dreyßig aus ihren Mitgliedern, welche den Handel in genauere Berathschlagung ziehen sollten. Während der Zeit ließ nun Herzog Albrecht, der Gegenparten Furcht einzuflößen, funfzehn hundert von seinen Reitern heimlich in die Stadt kommen. Der Kaiser, dem dieses verdächtig vorkam, machte hierauf zu seiner Abreise Anstalten; die Landstände und der Stadtrath verhinderten sie aber, indem sie ihm alle Sicherheit versprachen, und die nächsten Gassen wurden, eines zu besorgenden Auflaufs wegen, mit Ketten gesperrt. Die östreichischen Landstände selbst waren aber in zwey Partenyen getheilt. Mit dem Kaiser hielten es die Prälaten und die Herren von der Ritterschaft; die Landedelleute und die Städte aber waren dem Erzherzog Albrecht ergeben, weil er den Räubern so nachdrücklich Einhalt gethan hatte. Hierüber gerieth der Landtagsausschuß, der den Erbstreit schlichten sollte, in Verlegenheit. Endlich brachte es der Pfalzgraf Ludewig dahin, daß sich der Kaiser zu einer Theilung bequemte. Friedrich bekam das untere, und Albrecht das obere Oestreich. Dem Erzherzog Siegmund wurde das an Tyrol grenzende Stück von Kärnthen zu Theil. Die Stadt Wien blieb gemeinschaftlich, und jeder der drey Fürsten sollte in der Burg seine besondere Wohnung haben. Der Kaiser hielt sich, der starken Reiterey seines Bruders wegen, aber nicht lange mehr in Wien auf [1]).

14. Kaum war der östreichische Erbstreit geschlichtet worden, als in dem benachbarten Bayern schon wieder eine Unruhe ausbrach. Der Urheber derselben war der Herzog Ludewig der Reiche von Landshut, ein Schwestersohn Kaiser Albrechts II, ein Fürst von großen Eigenschaften, der Besitzer eines großen Schatzes, den ihm sein Vater Heinrich, gleichfalls der Reiche genannt, hinterlassen hatte. Daß letzterer aber großen Reichthum sammeln konnte, das wird überaus begreiflich, wenn man sich erinnert, daß er nicht nur das Land, sondern auch die Kostbarkeiten und das Geld der ausgestorbenen Herzoge von Ingolstadt an sich gezogen hatte. Genug, sein Sohn, der reiche Ludewig, war im Stande, manchem benachbarten Reichsfürsten aus seiner Geldnoth zu helfen. Dies verschaffte ihm großes Ansehn; aber es machte ihn auch zugleich übermüthig, und einem solchen Fürsten, wie Ludewig, konnte Kaiser Friedrichs III. Regierung freylich wenig Ehrfurcht einflößen. Er achtete daher seiner Befehle nur wenig. Dies bewies er unter andern, als er, ohne Einwilligung desselben, die Juden auf ewig aus seinem Lande verbannte [a]); als er Ritter und Knechte anwarb, die Stadt Donauwörth, die sich unter dem Kaiser Siegmund die Reichsunmittelbarkeit erworben hatte, wieder unter bayrischen Gehorsam zu bringen. Der Kaiser fand sich, als er darüber von dem Rathe zu Augsburg Bericht eingezogen hatte, bewogen, der Stadt Donauwörth ihre Vorrechte und Freyheiten nicht nur zu bestätigen, sondern auch den Herzog Ludewig von der Verletzung derselben abzumahnen. Er drohete ihm, wenn er seiner Ermahnung zuwider handeln würde, mit einer Strafe von tausend Mark Goldes; doch stellte er ihm frey, seine Ansprüche gerichtlich darzuthun. Friedrich behandelte diese Sache über-

Herz. Ludewig von Bayern und Donauwörth.

1) Fugger, S. 646. 652.

a) Ihr Geld und ihre Kostbarkeiten halfen seinen Reichthum vermehren. Edle, Bürger und Bauern, die ihnen schuldig waren, befanden sich auch sehr wohl dabey. Westenrieder, II, 408.

überhaupt ernstlicher, als man es sonst von ihm gewohnt war. Er ermunterte nicht nur den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, ihm das, was zum Reiche gehörte, dabey erhalten zu helfen; er schickte auch den Städten Augsburg und Nürnberg Befehl zu, der Stadt Donauwörth aus allen Kräften beyzustehen; er bestellte den Reichserbmarschalk, Heinrich von Pappenheim, zum Hauptmann und Reichsvogt in der gedachten Stadt. Dieser ritt nach Landshut, zum Herzog Ludewig, und fragte ihn, ob ihm die Bürger von Donauwörth zu einer feindlichen Behandlung Ursache gegeben hätten? Und wäre dies, so versprach er ihm alle mögliche Genugthuung. Zuletzt bat er, daß er den armen Donauwörthern keine Besorgniß erregen möchte, und als ihm der Herzog keine entscheidende Antwort geben wollte, ritt er voll Unmuths wieder nach Hause.

H. Ludewig bemächtigt sich der Stadt Donauwörth.

1458 im Oct.

13. Die Augsburger und Nürnberger hatten indessen dem kaiserlichen Befehle Gnüge geleistet. Jene schickten der Stadt Donauwörth sechzig Büchsenschützen, zwey große Büchsen auf Rädern, nebst drey Centnern Pulver, und einen guten Büchsenmeister; von diesen aber erschienen funfzig Büchsenschützen mit zehn Centnern Pulver. Die fremde Hülfe belief sich überhaupt auf vierthalb hundert Mann. Alle diese Anstalten waren aber um so nöthiger, als Donauwörth kurz darauf von den Bayern belagert wurde. Der Herzog Ludewig erschien vor demselben mit zwölf tausend Mann Fußvolk und funfzehn hundert Reitern [b]). In dem Absagebrief, den er der Stadt schickte, waren dreyzehn Fürsten, imgleichen viele Grafen und Edelleute, als seine Bundesgenossen, genannt. Manche hatten die Zahl derselben vermehrt, weil sie dem Kaiser und den Städten nicht hold waren. Der Pfalzgraf Ludewig, der Markgraf Albrecht zu Brandenburg (der sich durch das kaiserliche Abmahnungsschreiben nicht abhalten ließ), die sächsischen Fürsten, der Graf Ulrich zu Wirtemberg, die Bischöfe von Wirzburg, Augsburg, Eichstädt und Regensburg, hatten dem Herzog Ludewig viel Kriegsvolk, sowol zu Roß als zu Fuß, geschickt. Auch war ihm vom Rhein, imgleichen aus Schwaben, Sachsen, Bayern und Franken, vieler Adel zugezogen. Herzog Ludewig hatte eine Wagenburg von zwey hundert und funfzig Wagen, die mit Eisen, Ketten und Haken zusammengefügt, und mit großen und kleinen Büchsen, imgleichen teitern, Schirmen [c]), und anderm dergleichen Zeug sehr wohl versehen worden war. Gleich beym Anfange der Belagerung langten zwey kaiserliche Schreiben an; eins an den Reichsmarschalk und die Bürger von Wörth, das sie zu tapferer Vertheidigung aufforderte. Das zweyte verwies dem Herzog Ludewig und seinen Helfern ihr ungerechtes Verfahren, eine Reichsstadt, ohne Ursache, und dem aufgerichteten, unterschriebenen und beschwornen Landfrieden zuwider, mit Kriegsmacht zu überziehen, und drohete allen denen, die dem bundbrüchigen Herzog Ludewig ferner beystehen würden, mit dem Verluste ihrer Reichslehne, Würden und Freyheiten. Der Inhalt dieses Schreibens fiel den Fürsten und ihren Hauptleuten etwas auf. Sie lernten aus demselben die Lage der Sache anders kennen, als sie Herzog Ludewig ihnen vorgestellt hatte, und sie riethen ihm daher, die Einwohner von Wörth etwas weniger hart zu behandeln.

b) Nach andern war seine Reiterey drey tausend Mann stark. Westenrieder, S. 413.

c) Schirme bedeuteten ehedem Sturmdächer. Adelungs Wörterbuch. Nach andern waren es Batterien. Kremer, S. 559.

Digitized by Google

deſs. Doch der Herzog Ludewig war ſeiner Sache ſchon gewiß. Er hatte ſich mit dem Bürgermeiſter Gundelwein, der von Lauingen, einer Stadt deſſelben, gebürtig war, ſchon lange vorher deswegen in Unterhandlungen eingelaſſen; er hatte ihm und andern große Geſchenke, und der Stadt ſelbſt viele Freyheiten verſprochen; er hatte mit ſeinen Anhängern ein Zeichen der Uebergabe verabredet. Und noch war kein Schuß geſchehen, als er im Felde ein weißes Fähnchen aufſteckte, welches ſeine Freunde in der Stadt erwiederten. Der Reichsmarſchalk von Pappenheim mochte ſich widerſetzen, wie er wollte; der verrätheriſche Bürgermeiſter brachte es dahin, daß die Wörther ohne Noth dem Herzog Ludewig ihre Thore öffneten. Dem Reichsmarſchalk blieb nun weiter nichts übrig, als mit den Seinigen zu einem andern Thore hinauszureiten. Der Herzog Ludewig zog mit vier hundert Herren von Adel in die Stadt ein, und die Bürger leiſteten ihm die Huldigung. Das Hülfsvolk der Augsburger und Nürnberger ließ er ungehindert abziehen. am 10.

16. Des Herzog Ludewigs Verfahren gegen Donauwörth nahm der Kaiſer ſehr ungnädig auf; auch brachte er es in einer zu Eßlingen gehaltenen Reichsverſammlung dahin, daß die Reichsſtände ſich zur Stellung eines Heeres verbindlich machten, und der Markgraf Albrecht, des Herzogs ehemaliger Bundesgenoſſe, wurde zum Feldherrn über daſſelbe beſtellt [b]). In kurzer Zeit hatten ſich bey Nürnberg zwanzig tauſend Mann verſammelt. Allein Herzog Ludewig rüſtete ſich indeſſen auch nicht wenig; dabey verließ er ſich auf ſeine guten Feſtungen und auf ſeinen großen Schatz; dabey rechnete er auf den Beyſtand des Churfürſten von der Pfalz. Alles ſchien daher einen hartnäckigen und blutigen Krieg zu verkündigen, als ein päbſtlicher Legat, noch von einigen deutſchen Prälaten unterſtützt, dem Herzog Ludewig endlich friedliche Geſinnungen beybrachte [c]). Ludewig erklärte hierauf, daß er es auf den Ausſpruch der Fürſten wollte ankommen laſſen, und dieſer legte ihm auf, die Stadt Wörth den Biſchöfen zu Augsburg und Eichſtädt, als Bevollmächtigten des Kaiſers und Reiches, bis auf den Michaelistag d. J. einzuräumen. Als nun der beſtimmte Tag erſchien, und die Fürſten indeſſen zu Recht erkennt und beſchloſſen hatten, daß die Stadt Wörth bey dem Reiche bleiben ſollte; ſo gab der Kaiſer dem Reichsmarſchalk den Auftrag, die Stadt im Namen des Reiches wieder einzunehmen, und dieſer vollzog dieſen Auftrag, indem er dazu von Augsburg ſechzig und von Nürnberg funfzig Mann erforderte. Die Wörther mußten dem Kaiſer und Reiche von neuem die Huldigung leiſten, und der verrätheriſche Bürgermeiſter Gundelwein wurde, nebſt ſeinen Anhängern, aller Ehren und Würden beraubt. Herzog Ludewig ſelbſt blieb damals noch verſchont [d]). Er muß ſie wieder abtreten. 1459 im Febr. im Dec.

17. Noch war dieſer Handel nicht beygelegt, als in Oeſtreich ſchon wieder unruhige Auftritte vorfielen. Der Kaiſer hatte Gerhard Fronauern ein gewiſſes Schloß an der ungriſchen Gränze anvertraut. Dieſes wollte ihm, nach deſſen Tode, Urſprung des innerlichen Krieges in Oeſtreich.

b) Dies gab die erſte Gelegenheit zu den Kriegen, welche in der Folge zwiſchen dem Markgrafen Albrecht und dem Herzog Ludewig ausbrachen. Doch hatte auch ein Streit, der, des fränkiſchen Landgerichts wegen, zwiſchen denſelben beiden Fürſten entſtanden war, an denſelben nicht wenig Antheil. Kremer, S. 121.

c) Kremer, S. 119 u. f. f.

d) Fugger, S. 653 – 657.

Tode, der Bruder desselben, Conrad, nicht wieder einräumen, indem er behauptete, es sey seinem Bruder vom Kaiser geschenkt worden. Um sich nun gegen den Kaiser Schutz zu verschaffen, hetzte er den Erzherzog Albrecht gegen denselben auf. Dieses gelang ihm um so leichter, weil Albrecht über seinen Bruder, der ihm, wie er glaubte, den besten Theil von Oestreich entzogen, und das weinarme, land ob der Ens angewiesen hatte, ohnedies unzufrieden war; weil Albrecht, der von seiner Jugend an mit den Hofjunkern den Tag über auf der Jagd herumzuziehen, und sodenn bis in die tiefe Nacht zu zechen, zugleich aber alles zu verschenken und zu verschleudern pflegte, mit den Edelleuten immer in gutem Vernehmen stand, und manchen von Adel zur Untreue gegen seinen Bruder verleitete. Auch damals hatten sich vier Eizinger und noch verschiedene andre Vasallen des Kaisers mit ihm verbunden. Die Eizinger besannen sich aber bald anders, und traten wieder auf Friedrichs Seite. Da nun Albrecht besorgte, daß sie andre östreichische Herren wider ihn aufwieglen möchten, so wagte er, dies zu verhindern, eine kühne That. Er begab sich nach Wien, ließ, ganz friedlich sich anstellend, den ältesten Eizinger, Ulrich, zu einer Unterredung einladen, und versicherte sich, als er erschienen war, seiner Person. Die Wiener und die Landstände gaben sich alle Mühe, seine Freyheit auszuwirken. Sie verlangten die Ursache seiner Verhaftnehmung zu wissen. Der Herzog beschuldigte Ulrichen, er habe seine Ehre und Wohlfahrt durch falsche Briefe, ja selbst durch Gift, angreifen wollen. Es war aber alles erdichtet. Kurz, Ulrich wurde gebunden nach Oberöstreich abgeführt, und in seiner Gefangenschaft gar hart behandelt. Weder der König von Böhmen noch der König von Ungern konnten durch ihre Fürbitte zu seinem Vortheile etwas ausrichten. Vergebens drangen seine Verwandten auf eine rechtliche Erörterung der Sache. Unter solchen Umständen konnte es ihnen also niemand verdenken, wenn sie zu gewaltsamen Mitteln ihre Zuflucht nahmen, wenn sie die Böhmen zu Hülfe riefen. Hieraus entstand ein landverderblicher innerlicher Krieg, der nicht eher als mit Albrechts Tode aufhörte. Die Eizinger hatten, durch böhmische Mannschaft verstärkt, Muth genug, sich öffentlich für Albrechts Feinde zu erklären, Oberöstreich durch ihre Streifereyen heimzusuchen, und besonders den Wienern großen Schaden zuzufügen. Die letztern verfolgten sie deswegen, weil sie ihren Bruder, den sie wohl hätten retten können, in Albrechts Gefangenschaft gerathen ließen. Albrecht rückte zwar gegen den fünf tausend Mann starken Haufen der Böhmen heran; doch wagte er es nicht, sie anzugreifen. Seine Gegenparteyschien ihm überhaupt zu mächtig. Er stellte sich daher gegen seinen Bruder, den Kaiser, der sich mit einiger Mannschaft in Wien eingefunden hatte, ganz friedlich gesinnt, und sie bestätigten bey der Gelegenheit den mit einander geschlossenen Vergleich. Albrecht konnte sich glücklich schätzen, den Frieden mit seinem Bruder wieder hergestellt zu sehen. Denn nun rückte der König Georg von Böhmen nach Niederöstreich, und bot dem Kaiser Hülfe an. Er zog aber auf Verlangen desselben wieder ab. Herzog Albrecht und die Eizinger wurden nun auch mit einander ausgesöhnt; Ulrich erhielt seine Freyheit, und der Kaiser trat seinem Bruder noch einige Grafschaften ab 9).

18. Es

9) Fugger, S. 657–659.

18. Es gab jedoch zu Unruhen in Oeſtreich zu viele Gelegenheiten, als daß der Friede lange hätte dauern können. Verſchiedene öſtreichiſche Herren hatten die vorigen Kriege, und beſonders Ladiſlaws Jugend vortrefflich zu benutzen gewußt, um Herrſchaften und Güter ſich zuzueignen. Als ſie nun Friedrich zurückforderte, ſo warfen ſie einen ſolchen Haß auf denſelben, daß ſie auf die Seite des Erzherzogs Albrechts traten, der freylich niemand lieber, als den Feinden ſeines Bruders, Gehör gab. Der Kaiſer hatte Ulrich Elzingern einige Dörfer gegeben. Dieſe ſollte er ihm, dem Verlangen der Landſtände gemäß, gleichfalls wieder abfordern. Seine Weigerung vergrößerte ihren Unwillen. Man ſuchte nun allerley Beſchwerden über Friedrichs Regierung hervor. Die Landſtände verlangten von ihm, er ſollte nicht allein dem Lande Oeſtreich ſeine alten Freyheiten beſtätigen, ſondern auch dasjenige, was zum Nachtheile derſelben geſchehen ſey, für ungültig erklären. Als nun der Kaiſer ihren Wünſchen keine Gnüge leiſtete, verſammelten ſie ſich abermals, ließen ſie ihre Beſchwerden, zu jedermanns Nachricht, an die Kirchthüren anſchlagen. Sie beklagten ſich unter andern über ſchlechte Verwaltung der Münze, welche die Bereicherung einiger wenigen, und die Verarmung des ganzen Landes zur Folge hätte. Da ihre Beſchwerden immer lauter wurden, ſo konnte man ſchon mit Gewißheit auf unruhige Auftritte rechnen. Noch vor dem Ausbruche der allgemeinen Unzufriedenheit ereigneten ſich aber zwiſchen dem Kaiſer und einigen Herren beſondre Fehden. Auf die erledigte Grafſchaft Cilley machte unter andern der Graf Hans zu Görz ſehr lebhafte Anſprüche, die ſich auf die älteſte Erbverſchreibung des letzten Grafen von Cilley gründeten. In der Güte konnte er aber nichts erhalten; er hatte jedoch Muth genug, die Erfüllung ſeiner Fordrungen dem mächtigen Kaiſer durch Gewalt der Waffen abzutrotzen. Es gelang ihm auch, durch einen plötzlichen Einfall in Kärnthen ſich verſchiedener Oerter zu bemächtigen. Allein ſechs tauſend Mann, die der Kaiſer gegen ihn anrücken ließ, vertrieben ihn nicht allein wieder aus Kärnthen, ſondern nahmen ihm die Stadt Linz und zwölf Schlöſſer weg. Wollte er nun nicht alles verliehren, ſo mußte er ſich demüthigen; ſo mußte er ſeinen Anſprüchen auf die Grafſchaft Cilley entſagen, und ſeine eigne Grafſchaft Görz der lehnsherrſchaft des Kaiſers unterwerfen; ſo mußte er Linz und die zwölf Schlöſſer, die man ihm weggenommen hatte, fahren laſſen. Die Stadt Linz verlieh der Kaiſer ſeinem Feldhauptmann, dem Herrn Johann von Vitowitz, den er zum Grafen erhob.

Der Kaiſer und die öſtreichiſchen Herren.

1460

19. Unter den öſtreichiſchen Herren, die ſich ſehr viele Freyheiten angemaßt hatten, zeichnete ſich beſonders Conrad Fronauer aus, der ſo mächtig geworden war, daß die benachbarten Flecken und Dörfer ihm Geſchoß, Zinſen und Steuern entrichten mußten. Mit dieſem Fronauer ſtritt ſich nun der Kaiſer wegen des Schloſſes Ort. Friedrich wollte das Anſehn eines ungerechten Verfahrens vermeiden. Er übertrug es daher dem Biſchof Ulrich von Paſſau, den Handel durch einen rechtlichen Ausſpruch zu entſcheiden; Fronauer behauptete aber, daß die Sache, einem alten Herkommen gemäß, von dem Landeshauptmann müßte geſchlichtet werden. Nun wurde von dem Biſchof von Paſſau, dem man einige Landherren zugeordnet hatte, das Urtheil geſprochen, daß Fronauer, durch Verſäumung ſeines Erſcheinens und ſeiner Verantwortung, dem Kaiſer das Recht gegeben habe,

Der Kaiſer und Fronauer.

Digitized by Google

sich des Schlosses Ort zu bemächtigen. Der Kaiser nahm hierauf zwey tausend Böhmen in Sold; sodann befahl er, in Oestreich und Steyermark Kriegsvolk anzuwerben. Und er hatte Ursachen, so ernstliche Anstalten zu machen. Die Besatzung des Schlosses Ort wehrte sich, selbst nachdem ein groser Theil der Mauern durch grobes Geschütz niedergeworfen war, noch tapfer, und deckte sich durch ein von Erde aufgeworfenes Bollwerk so gut, daß ihr kein Schuß mehr schaden konnte. Kurz, des Kaisers Feldherren mußten froh seyn, daß sich der Hauptmann des Schlosses zu einem Vergleiche bereden ließ. Fronauer fühlte sich aber durch den Verlust desselben so wenig gedemüthigt, daß er vielmehr die Bischöfe, die an dem über ihn ergangnen harten Urtheile Schuld waren, seinen Unwillen nachdrücklich empfinden ließ. Er nahm ihnen verschiedene Oerter weg, und erpreßte von manchen Flecken und Dörfern Abgaben.

Erzherzog Albr cht nimmt sich der Oestreicher an.

20. So wenig fürchtete sich also damals ein östreichischer Vasall vor seinem Landesherrn! Der Kaiser fühlte es auch damals selbst, daß er darauf denken mußte, die Beschwerden der Oestreicher abzustellen. Er ließ daher den Rath und die Bürgermeister der Stadt Wien in die Burg rufen. Zugleich mit denselben erschienen aber viele Bürger und gemeine leute. Der Kaiser ließ ihnen durch seine Räthe anzeigen, daß er gesonnen wäre, ihre Rechte und Freyheiten zu bestätigen, und das Münzwesen zu verbessern; daß sie ihm aber von neuem schwören und huldigen sollten. Auf diesen Vortrag erhub sich unter den Wienern ein solcher Aufstand, daß sie, einander drängend, aus dem Schlosse liefen. Einige Tage hernach besannen sie sich aber doch wieder anders, und thaten, was der Kaiser von ihnen verlangte. Mit den Landständen suchte man nun auch zu einem Vergleiche zu kommen. Ulrich Eitzinger und verschiedene andre fanden sich, auf erhaltenes sicheres Geleit, in Wien ein. Es erschienen Gesandten vom Könige von Böhmen und ein Legat des Pabstes. Eitzinger klagte im Namen der Stände über die Verfälschung der Münze, und die Abgabe von Wein, Getreide, Salz und andern Waaren, wodurch ihre Vorrechte verletzt würden. Alle seine Vorstellungen bewirkten aber weiter nichts, als ein Ausschreiben über die Verbesserung des Münzwesens. Eben deswegen dauerte aber auch die Unzufriedenheit der Landherren, die Fronauer aufhetzte, immer fort. Der König von Böhmen veranstaltete zu Olmütz in Mähren eine Zusammenkunft; aber die Verbitterung war zu groß, als daß die Unterhandlungen einen glücklichen Ausgang gewinnen konnten. Ja die östreichischen Herren wendeten sich an den Erzherzog Albrecht, und beklagten sich bey demselben über seinen Bruder, daß er ihre alten Freyheiten zu verkürzen suche, daß sie auf mancherley Art von ihm gedrückt würden. Sie baten ihn, daß er, als ein Fürst von Oestreich, sie und ihre Freyheiten in Schutz nehmen möchte. Ein solches Ansuchen war nun dem Erzherzog Albrecht gar nicht unangenehm. Er ritt zum Herzog Ludewig von Bayern, der dem Kaiser ohnedies nicht gewogen war, nach Ingolstadt, und machte mit ihm aus, daß sie beide den Kaiser bekriegen, daß Ludewig das Geld vorschießen, Albrecht aber Kriegsvolk anwerben sollte. Albrecht meldete auch seinem Bruder, wie er, die Landschaft bey ihren Freyheiten zu behaupten, fest entschlossen wäre. Ja er suchte durch ein Ausschreiben, das er ins Reich ergehen ließ, seinen Bruder verhaßt zu machen, und die Gunst der Fürsten auf sich zu lenken. Er erklärte den

1461

Her-

Herzog Ludewig von Baiern öffentlich für seinen Bundesgenossen, und fügte hinzu, daß dieser (eine schlaue Wendung!) dem Kaiser, nicht als dem Reichsoberhaupte, sondern nur als einem Fürsten, alle seine Lehne aufgesagt habe.

21. Erzherzog Albrecht wartete nun nicht lange mehr, seinen Bruder feindlich zu behandeln. Er rückte vor die Stadt Tuln. Von hier aus lud er die Wiener zu einer Zusammenkunft ein. Die Wirkung derselben äußerte sich gar bald. Denn als die kaiserlichen Hauptleute die Wiener ermahnten, dem Kaiser treu zu bleiben, und für ihn gegen den Herzog Albrecht die Waffen zu ergreifen, so gaben sie ihm ganz trotzig zur Antwort: sie könnten und wollten der Macht des Herzogs Albrechts sich nicht widersetzen. Alle Bitten und Vorstellungen des Statthalters und Schultheißens vermochten ihre Gesinnungen nicht umzustimmen. Sie ließen vielmehr dem Erzherzog Albrecht zu wissen thun, daß sie sich und alles Ihrige seiner Gewalt übergäben. Dieser rückte indessen der Stadt Wien immer näher, und legte sich in der Vorstadt in das Nicolauskloster. Die kaiserlichen Hauptleute beredeten endlich doch noch die Bürger zu einem Ausfalle, in welchem Albrechts Kriegsvolk, nach einem dreyſtündigen Gefechte, zurückgeschlagen wurde. Bald darauf langte aber Albrechts ungrische Hülfe von vier tausend Mann an. Die Sache bekam nunmehr eine sehr ernsthafte Gestalt. Der päbstliche Legat, der Cardinal Bessarion, der sich damals zu Wien befand, begab sich, von einigen von der Partey des Kaisers, und von den Lehrern der Universität begleitet, zum Herzog Albrecht ins Lager, und suchte ihn durch allerley Gründe von der Fortsetzung des Bruderkrieges abzumahnen; aber so gut und so wohlmeinend auch sein Vortrag war, so fand er doch bey einem Fürsten, der seiner durch tägliche Verschwendung erschöpften Casse neuen Zufluß verschaffen wollte, keinen Eingang. Besser glückte dies dem König von Böhmen, der die Friedensvorschläge, die ihm seine Räthe thun mußten, durch Bedrohung mit einem Kriege zu unterstützen wußte. Es ward ein Stillstand geschlossen, der bis auf Johannistag des folgenden Jahres dauern sollte b).

Der Ausbruch des Krieges wird noch verhindert.

im Aug.

22. Da der Kaiser in seinem eignen Lande so sehr beschäftigt war, so konnte er dem Feldzuge gegen die Türken freylich nur wenig Aufmerksamkeit widmen. Der neue Pabst Pius II hatte es zwar auf dem zu Mantua gehaltenen Convent, dem unter andern der Markgraf Carl von Baden und der Markgraf Albrecht von Brandenburg persönlich beywohnten, so weit gebracht, daß die Deutschen zum Türkenzuge sich abermals verbindlich machten; die eigentlichen Anstalten zu demselben sollten aber noch auf zwey Reichstägen in Ueberlegung gezogen werden. Der Pabst schickte nun dieser Berathschlagungen wegen nicht nur den Cardinal Bessarion nach Deutschland; er ersuchte auch den König von Böhmen, an denselben Antheil zu nehmen. Den Kaiser erklärte er zum obersten Feldherrn der Kreuzarmee wider die Türken; doch gab er ihm sehr weislich die Erlaubniß, sich unter den Deutschen einen Generallieutenant auszusuchen. Der Cardinal Bessarion gab sich, in einer Versammlung, die zu Wien gehalten wurde, die größte Mühe, die Reichsstände zur Erfüllung ihres Versprechens zu bewegen; aber man antwortete ihm so unbestimmt, so wenig theilnehmend, daß man ihre geringe Neigung, gegen die Türken

Krieg zwischen dem H. Ludewig und 1459] dem M. Albrecht.

b) Fugger, S. 659 – 669.

Digitized by Google

zu ziehen, gar leicht daraus erkennen konnte. Die Haupturſache ihres Widerwillens gegen den Türkenkrieg aber lag in den Unruhen, die in Deutſchland ſelbſt, und beſonders in Bayern und am Rheinſtrome, herrſchten. Der Biſchof von Eichſtedt, der die Donauwerthiſche Sache entſchied, hatte ſich, von dem päbſtlichen Legaten und verſchiedenen Reichsfürſten ermuntert, das Recht angemaßt, die Streitigkeiten zwiſchen dem Churfürſten von der Pfalz und ſeinen Nachbarn zu entſcheiden. Da man aber dabey den Churfürſten nicht um ſeine Einwilligung gefragt hatte; da man überhaupt die Sache zu parteyiſch behandelte, ſo wollte er ſich dieſe Entſcheidung durchaus nicht gefallen laſſen [1]), und der Herzog Ludewig von Bayern-Landshut, ſein Bundesgenoſſe, ließ ſich von ihm bereden, den Vertrag, den man mit ihm errichtet hatte, gleichfalls nicht zu beobachten. Dies war den Fürſten, welche an dem nürnbergiſchen Ausſpruche Antheil hatten, nicht gleichgültig. Sie wollten den Churfürſten zur Erfüllung deſſelben zwingen, und der Pfalzgraf Ludewig der Schwarze, imgleichen die Grafen von Leiningen ſuchten dieſes durch Feindſeligkeiten
1460 zu bewirken, wodurch die ſchönen Rheinländer, und beſonders die Grafſchaft Leiim Jan. ningen grauſam verwüſtet wurden. In kurzer Zeit war faſt ganz Deutſchland wider den Churfürſten Friedrich in den Waffen. Wenigſtens dreyzehn Fürſten, worunter die Churfürſten von Maynz, Trier, Sachſen und Brandenburg, die Biſchöfe von Eichſtedt, Speyer und Metz, Herzog Wilhelm von Sachſen, und Markgraf Carl von Baden die vornehmſten waren, ſodann noch viele Grafen und Reichsſtädte, ſchlugen ſich insgeſammt zur Partey ſeiner Feinde. Sein größter Feind aber war der Kaiſer ſelbſt, der dieſe Unruhen gegen denſelben hauptſächlich veranlaßte. Friedrich hatte indeſſen doch auch ſeine Bundesgenoſſen. Unter dieſen befanden ſich der König von Böhmen, der Herzog Albrecht von Oeſtreich, die Biſchöfe von Bamberg und Wirzburg, der Herzog Ludewig zu Landshut, der Landgraf Ludewig zu Heſſen, und verſchiedene Grafen, Herren und Reichsſtädte. Der Cardinal Beſſarion ließ es an eifrigen Bemühungen, die Fürſten von der landverderblichen Fehde abzumahnen, gewiß nicht fehlen; aber ſie waren fruchtlos. Die Feindſeligkeiten nahmen von allen Seiten ihren Anfang. Herzog Ludewig nahm dem Biſchof von Eichſtedt, einem Bundesgenoſſen des Markgrafen Albrechts, ſein ganzes Land weg, rückte hierauf dem Markgrafen ſelbſt ins Land, eroberte in der Geſchwindigkeit die Schlöſſer Landeck, Stauff und Schönberg, wie auch die Stadt Roth, und verheerte die ganze Gegend um die Rednitz. Der Markgraf rief nun zwar ſeine Bundesgenoſſen zu Hülfe; dieſe brauchten aber ihr Kriegsvolk meiſtens ſelbſt, und der Markgraf war in ſeinen Unternehmungen nicht glücklich. Um ſo
im Jun. eher ließ er ſich den Vorſchlag zu einem Stillſtande auf einige Monate gefallen, der im Lager vor Roth unterzeichnet wurde. Herzog Wilhelm von Sachſen wurde zum Friedensrichter erwählt. Den meiſten Einfluß auf dieſes Geſchäffte aber hatte der König von Böhmen. Die Markgrafen Johann und Albrecht mußten eine ſchriftliche Verſicherung ausſtellen, daß die Unterthanen des Herzog Ludewigs von dem Landgerichte des Burggrafthums Nürnberg auf beſtändig befreyt ſeyn ſollten. Es wurden auch gewiſſe Lehnsſtreitigkeiten zwiſchen dem Markgrafen Albrecht und dem Biſchof von Wirzburg ausgemacht. Den wenigſten Vortheil von der ſogenannten Re-

1) Kremer, S. 127 u. f. f.

Digitized by Google

Rother Richtung aber hatte der Markgraf Albrecht, und es sollen ihm bey der Versiegelung desselben sogar Thränen im Auge gestanden haben [1]).

23. Ein so erzwungener Vergleich konnte freylich nicht lange dauern. Durch denselben war aber noch nicht einmal das in den Rheingegenden ausgebrochene Kriegesfeuer gelöscht. Am Rheinstrome fuhren beide Theile noch weiter fort, ihre armen Unterthanen durch Gelderpressen, Plündern und Abbrennen immer unglücklicher zu machen. Der Churfürst Friedrich hatte an dem landgrafen Ludewig III. von Hessen, dem ältesten Sohne des vor zwey Jahren verstorbenen landgrafen Ludewigs II, der Niederhessen und die Grafschaft Ziegenhayn besaß, einen wackern Bundesgenossen. Ludewig führte ihm elfhundert Reiter zu, mit deren Hülfe er seinen Feinden großen Schaden that, und das churmaynzische Schloß Schauenburg auf der Bergstraße eroberte. Sein eignes land litt indessen durch einen Einfall des Grafen Ulrichs von Wirtemberg. Doch Friedrich war seinen Feinden am Ende doch überlegen. Er nöthigte die Maynzer, die Belagerung von Ingelheim aufzuheben, streifte sodann bis Maynz, und belagerte endlich Kleinbockenheim, das dem Grafen Emich von Leiningen gehörte. Der Churfürst Dither von Maynz, der Pfalzgraf Ludewig zu Veldenz, und die Grafen von Leiningen rückten zum Entsatze herbey. Dies gab zu der Schlacht bey der dem Grafen von Leiningen gehörenden Stadt Pfedersheim Gelegenheit. Der Churfürst belagerte die Stadt. Der Churfürst von Maynz, der Herzog von Veldenz, und die Grafen von Leiningen wollten sie entsetzen. Aber Friedrich erfocht einen vollkommenen Sieg, der ihm vier Grafen und viele Edelleute, ingleichen das feindliche lager und das maynzische Hauptpaniet in die Hände lieferte, und bald wäre der Churfürst Dither selbst gefangen worden. Die schönste Frucht dieses Sieges war ein bald hernach geschlossener Friede, der dem Churfürsten von der Pfalz ansehnliche Geldsummen oder einträgliche Unterpfänder verschaffte [1]). Auch mit dem Grafen Ulrich von Wirtemberg söhnte sich der Churfürst Friedrich nun wieder aus; die Fehde mit dem Pfalzgrafen zu Veldenz und den Grafen zu Leiningen dauerte aber noch einige Zeit hindurch fort. Friedrich machte nunmehr sogar Anstalten, seinen Vetter, den Pfalzgrafen, mit seiner ganzen Macht zum Frieden zu zwingen. Er rückte mit mehr als zehn tausend Mann vor Meißenheim, wo sich der Pfalzgraf mit dem Grafen Emich von Leiningen aufhielt, und er führte seine Unternehmung so heimlich und so schnell aus, daß sich der Pfalzgraf und der Graf von Leiningen ganz unvermuthet eingeschlossen sahen. Der Churfürst bemächtigte sich noch überdies eines auf einem hohen Berge bey der Stadt angelegten Bollwerkes, woraus er Meißenheim auf das heftigste beschießen konnte. Der Pfalzgraf und Graf Emich geriethen nun in große Noth. Sie folgten endlich dem Rathe des Markgrafen Carls von Baden, sich vor dem siegreichen Friedrich zu demüthigen. In Gegenwart des ganzen Heeres warfen sie sich vor demselben auf die Knie. Die Bedingungen des durch den Markgrafen von Baden vermittelten Friedens betrafen streitige Lehen und Zölle, und

Schlacht bey Pfedersheim.

im Apr.

am 4. Jul.

1461 im Jun.

1) Kremer, S. 147 – 175. Häberlin, S. 403 – 412.

1) Kremer, S. 179 – 189. Häberlin, S. 415.

Digitized by Google

und die Grafen von Leiningen mußten sich von dem Churfürsten mit demjenigen, was ihr Vater von Pfalz zu Lehn gehabt hatte, von neuem belehnen lassen [m]).

Maynzischer Wahlstreit.

24. Gewöhnlich schloß man um diese Zeit einen Frieden oder Waffenstillstand, weil der Winter heranrückte, oder weil man des Krieges überdrüssig war. Sobald also das Frühjahr wieder sich näherte, oder sobald man sich wieder erholt hatte, sobald ging es auch wieder ins Feld. Und dann gab es der Fehden nicht etwa nur eine; sondern meistens wurde die Ruhe einer Gegend durch mehrere gestöhrt, und die Fürsten, die sich in der einen von denselben herumtummelten, spielten zugleich auch in andern ihre Rollen. Oestreich, Bayern, Franken und der Rheinstrom gaben wechselsweise den Schauplatz derselben ab. Eine der ausgebreitetsten und langwierigsten Fehden dieser Zeit aber war diejenige, welche die Erledi-
1459 gung des Hochstiftes Maynz veranlaßte. Als der Erzbischof Dietrich sein Leben endigte, konnten sich die Domherren über die Wahl seines Nachfolgers nicht vereinigen. Endlich sollten sie sieben von ihren Mitgliedern entscheiden. Drey derselben gaben nun dem Grafen Dither von Ysenburg ihre Stimmen, drey erklärten sich für den Grafen Adolf von Nassau, und der siebente ließ sich, wie man sagt, durch drey tausend Goldgülden bewegen, der Wahl des Grafen von Ysenburg gleichfalls beyzustimmen. Nun machte ihm aber der Pabst Pius viele Schwierigkeiten. Seine Gesandten sollten unter andern versprechen, daß er ohne Vorwissen des Pabstes keinen Churfürstentag und keine andre Versammlung in Deutschland halten wollte. Hierzu wollten sie sich nun nicht verstehen. Endlich mußte er sich doch verbindlich machen, sich innerhalb einer Jahresfrist persönlich vor dem Pabste einzufinden [n]). Seine Gesandten mußten auch, dem Pabste seine Gebühren zu bezahlen, von einigen römischen Wechslern Geld borgen. Da dieses zur bestimmten Zeit nicht wiederbezahlt wurde, so verklagten die Wechsler den Erzbischof Dither bey den Untergerichten in Rom, und diese thaten ihn, doch ohne Vorwissen des
1461 Pabstes, in den Bann. Diese Beleidigung klagte nun Dither den Fürsten, die
im Febr. sich zu Nürnberg versammelt hatten; zugleich beschwerte er sich noch, daß ihm der Pabst die Annaten um zwey Drittel höher als gewöhnlich angesetzt, und daß er ihm noch manche andre unbillige Zumuthung gethan hätte. Er berief sich dabey auf eine allgemeine Kirchenversammlung. Die anwesenden Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg fanden seine Berufung sehr rechtmäßig, und übernahmen es sogar, sie dem Pabste bekandt zu machen. Sie thaten dieses auch in einem Schreiben, worin sie in sehr ernstlichem Tone die Abstellung seiner Anmaßung, und die Befriedigung ihres Collegen von ihm verlangten. Da sie aber den Unwillen des Pabstes und des Kaisers, den ihnen dieser Schritt zuziehen würde, voraussahen, so versprachen sie einander auf diesen Fall getreulich beyzustehen. Die drey Churfürsten hätten nun gern mehrere Reichsstände für ihre Sache gewonnen; aber die Beredtsamkeit der päbstlichen Legaten setzte sich ihnen bey der Erreichung dieser Absicht mächtig entgegen. Bey solchen Umständen hielt es der Churfürst Dither für rathsam, sein Vorhaben, sich von dem Pabste an ein allgemeines Concil zu berufen,

m) Kremer, S. 192 – 225. Häberlin, S. 431.

n) Häberlin, S. 383. 391.

Digitized by Google

fen, aufzugeben. Er that dies in Gegenwart der Legaten, die ihm vielleicht Hoffnung machten, daß der Pabst in seiner Forderung wegen der Annaten herablassen würde. Er schickte deswegen auch eine neue Gesandtschaft nach Rom; aber Pius II. verlangte vollkommnen Gehorsam. Da ihm nun Dither denselben versagte, da er auch, des Bannes ungeachtet, die Verwaltung des Hochstiftes fortsetzte, so beschloß der Pabst, ihn, andern zum warnenden Beyspiele, abzusetzen. Vorher forschte er jedoch nach, ob sich unter den maynzischen Domherren einer fände, der Dithers Gegner abgeben wollte. Diesen fand er an dem Grafen Adolf von Nassau, dem vorigen Mitbewerber desselben. Nun sprach er Dithern die Verwaltung des Hochstifts feierlich ab, und übertrug sie provisionsweise dem Grafen von Nassau. Sein Legat schlich sich mit den Absetzungsbullen nach Maynz. Der größte Theil der Geistlichkeit erkennte Adolfen für den rechtmäßigen Erzbischof. Dither konnte unter solchen Umständen weiter nichts thun, als seine gerechte Sache in einer weitläuftigen Vertheidigungsschrift darstellen, und Maynz verlassen. Adolf brachte nun einen Theil des Erzstiftes in seine Gewalt. Der Churfürst Johann von Trier, der Markgraf Carl von Baden, der Pfalzgraf Ludewig von Veldenz, und sein Bruder, der Graf Johann von Nassau, unterstützten ihn dabey mit Kriegsvolk. Diese Unterstützung kostete ihm aber zum Theil große und kostbare Verschreibungen auf sein Erzstift. So gewann er z. B. den Grafen Ulrich von Wirtemberg durch das Versprechen, ihm vierzig tausend Gulden zu zahlen, und dem Herzog Wilhelm von Sachsen wies er vierzehn tausend Gulden auf einige eichsfeldische Städte und Aemter an, die er jedoch noch erst erobern sollte. Durch dergleichen Mittel vergrößerte aber Adolf die Zahl seiner Bundesgenossen und Anhänger immer mehr. Dither hatte nur einen Bundesgenossen, auf dessen Beystand er rechnen konnte, den Churfürsten Friedrich von der Pfalz; aber auch dieser konnte oder wollte ihm damals nicht helfen, weil er wahrscheinlich Bedenken trug, die Zahl seiner Feinde durch den vom Pabst und Kaiser unterstützten Churfürsten Adolf zu vermehren. Er wünschte vielmehr einen Vergleich zu vermittlen. Adolf selbst hatte ihn darum ersucht; aber Dither schloß ihn ohne seinen Rath. Er entsagte seinen Rechten auf das Erzstift Maynz, und bedung sich dafür gewisse Bezirke aus. Dem Churfürsten Friedrich war es gar nicht gleichgültig, daß er diese Gelegenheit, sich den neuen Churfürsten von Maynz verbindlich zu machen, nicht hatte benutzen können, und Dither bereute es sehr bald, den voreiligen Vergleich geschlossen zu haben. Kurz, Friedrich und Dither traten nebst dem Grafen Philipp von Katzenellnbogen in eine nähere Verbindung zusammen. Dither sollte das Erzstift Maynz bekommen, und Friedrich berechnete seinen Beystand zu hundert tausend Gulden, wofür ihm Dither den maynzischen Antheil an der Bergstraße verschrieb. Friedrich und Dither rückten nun ins Feld, und eroberten einige Oerter wieder, welche Adolf besetzt hatte; aus dem Rheingau konnten sie ihn aber nicht vertreiben; daran hinderte sie hauptsächlich der hereinbrechende Winter *). Man konnte leicht erwarten, daß diese Fehde hiermit noch nicht ihr Ende erreicht hätte; sie wurde viel-

im Sept.

im Nov.

*) Kremer, S. 251–266.

Digitized by Google

vielmehr immer ausgebreiteter. Der Graf Ulrich von Wirtemberg, der, als einer
im Dec. von den Hauptleuten des Kaiſers, ſich ſchon ſeit einiger Zeit gerüſtet hatte, fiel, wahrſcheinlich dem Churfürſten Adolf einen Dienſt zu erweiſen, dem Churfürſten Friedrich mit zwölf tauſend Mann ins Land, und der Markgraf Carl von Baden
1462 ließ ihm, von ſeinen Schlöſſern aus, Unterſtützung angedeyen. Der Churfürſt
im Jan. Friedrich verlangte deswegen von dem Markgrafen Carl nicht nur eine Entſchädigung; er verlangte auch, daß er und der Pfalzgraf Ludewig von Veldenz, die er unter ſeine Lehnsleute rechnete, den Churfürſten Adolf nicht mehr mit Kriegsvolk unterſtützen ſollten. An den Grafen Ulrich ſchrieb er in noch härtern und drohendern Ausdrücken. Aber er drohete nicht allein; er ſtreifte, während daß der Graf Ulrich gegen den Herzog Ludewig ausgezogen war, bis nach Stuttgard.

Der durch denſelben entſtandene Krieg.

25. Friedrich und Dither wagten, als ſie ſich dem Willen des Pabſtes und des Kaiſers widerſetzten, eine ſehr gefahrvolle Unternehmung. Pius II. gebot ihnen, bey Strafe des Bannes, alle zum Erzſtifte Maynz gehörige Länder und Schlöſſer, die ſie noch im Beſitze hatten, in Zeit von achtzehn Tagen an den Erz-
am 1. Febr. biſchof Adolf abzutreten. Er ließ, da er ihre Widerſpenſtigkeit ſehr wahrſcheinlich vermuthete, auf jene Bulle ſogleich eine andre folgen, welche den Befehl enthielt, daß der über Friedrichen und Dithern ausgeſprochene Bannfluch, in allen deutſchen Kirchen, und zwar täglich, bekandt gemacht werden ſollte. Dies geſchah auch zu Speyer, Straßburg und an andern Orten, wo es Dither, Friedrich und ihre Bundesgenoſſen nicht hindern konnten. Der Kaiſer und der Pabſt ſuchten überhaupt ganz Deutſchland gegen ſie aufzuhetzen; jener durch einen geſchärften Befehl, ſeinen und des Reichs Hauptleuten wider den Pfalzgrafen Friedrich allen Beyſtand zu leiſten, und dieſer durch ſchmeichelhafte Breven, die er an die dem Erzbiſchof Adolf ergebenen Reichsſtände abgehen ließ. Da der päbſtliche Bann alle Lehnsleute und Unterthanen des Churfürſten von der Pfalz von dem demſelben geleiſteten Eide der Treue und des Gehorſames losſprach, ſo erklärten der Markgraf Carl von Baden und der Graf Ulrich von Wirtemberg ohne Umſtände, daß ſie ihm fernerhin mit keiner Lehnspflicht verbunden wären. Man wechſelte darüber beißende Schriften; aber die dienten zu nichts, als die Ergreifung der Waffen zu beſchleunigen.
im Febr. Die Pfälzer machten mit den Feindſeligkeiten gegen Baden frühzeitig den Anfang. Dither hatte ſich auch in der Perſon des Landgrafen Heinrichs von Heſſen mit einem mächtigen Bundesgenoſſen verſehen. Mit Hülfe deſſelben bemächtigte er ſich der Städte Frißlar und Amöneburg. Die ganze vereinigte Macht Dithers und ſeiner
im März. Bundesgenoſſen machte nun auf das Rheingau einen Verſuch, der aber fehlſchlug p). Da dieſe Fehde mit andern, die ſich zwiſchen dem Kaiſer, dem Erzherzog Albrecht, dem Herzog Ludewig von Bayern und dem Churfürſten von der Pfalz ereigneten, gleichſam eine Kette ausmacht, ſo wollen wir hier abbrechen, und im folgenden Abſchnitte zuerſt die Händel erzählen, in welche der Kaiſer mit dem Herzog Ludewig von Bayern verwickelt wurde.

p) Kremer, S. 267 u. f. f. Häberlin, S. 442–458.

Fünf-

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt.

Fortsetzung und Ende der bisherigen Fehden, am Rheinstrome, in Bayern und in Oestreich.

1.

Der Kaiser war durch mehrere Händel nunmehr überzeugt worden, daß nicht allein die östreichischen Landherren, sondern auch verschiedene Reichsfürsten, und besonders Pfalz und Bayern, keine freundschaftliche Gesinnungen für ihn hegten, daß sie seinem Ansehn und seinen Verordnungen zuwider handelten, daß sie gleichsam unabhängige Herren vorstellen wollten. Er fühlte die Folgen, die diese Verhältnisse für den Land- und Reichsfrieden haben, wie sehr sie seines unruhigen Bruders Absichten befördern mußten. Er wünschte ihnen abzuhelfen, und er machte den Anfang, indem er sich mit dem Herzog Ludewig von Bayern zu vergleichen suchte. Er schrieb an denselben, und verlangte, daß er sich zu einer Zusammenkunft, wo alle ihre Streitigkeiten geschlichtet werden könnten, entweder in Person, oder durch Bevollmächtigte einstellen möchte. Der Herzog Ludewig befand sich, als er das kaiserliche Schreiben erhielt, im Wildbade. Sagt, gab er dem Ueberbringer des Schreibens zur Antwort, ich befände mich eben im Wildbade, ohne meine Räthe bey mir zu haben; sobald sie zu mir kommen, will ich sie darüber zu Rathe ziehen, und das, was sie für gut finden, dem Kaiser zu wissen thun. — Dies hieß in der That ein kaiserliches Schreiben gering geachtet, und noch hatte der Kaiser die Beleidigung nicht vergessen, daß Herzog Ludewig eine Schrift, worin der Kaiser dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Reichsschultheißenamt versicherte, in Gegenwart mehrerer Fürsten zerrissen hatte. Da er nun von Seiten seines Bruders damals Ruhe hatte, so beschloß er, den Herzog wegen seiner Beleidigungen zu züchtigen. Nun wußte er zwar, daß viele Fürsten und Herren im Reiche dem Herzoge gewogen waren; manche andre behielten aber ihre Treue und Ergebenheit für den Kaiser bey. Um nun die Gesinnungen derselben auszuforschen, ließ er ein öffentliches Ausschreiben, worin er den Herzog Ludewig als einen Störer des Landfriedens und Beleidiger der kaiserlichen Majestät darstellte, ins Reich ergehen. Zugleich schickte er dem Herzog Ludewig einen Fehdebrief zu, worin er ihm sagte, daß er sich, als oberster Vogt des Reiches, und seines kaiserlichen Amtes wegen, vorgenommen habe, ihn wegen seines ungebührlichen, schimpflichen Verfahrens zur Strafe zu ziehen. Dem Herzog Ludewig kam dieser Fehdebrief sehr unerwartet; und ob er gleich glaubte, diesen Krieg mit Ehren hinausführen zu können, so stellte er sich doch, als wenn er ihn zu vermeiden wünschte. Er suchte daher sein Betragen auf allerley Art zu rechtfertigen. Er schickte sogar den Fehdebrief wieder zurück, weil er mit dem Kaiser keinen Krieg haben wolle; er schrieb an die Reichsstände, und beklagte sich über des Kaisers unverdiente Ungnade, und unterwarf sich dem Urtheile der Fürsten.

Der Kaiser wirft auf den H. Ludewig seine Ungnade.

Digitized by Google

Er beschließt wider denselben einen Reichskrieg.

2. Doch der Kaiser brachte indessen nicht allein in seinen Erblanden Kriegsvolk zusammen; er bot auch die ihm ergebenen Reichsstände auf. Diejenigen, die auf seine Seite traten, waren erstlich seine Schwäger, der Herzog Wilhelm von Sachsen und der Markgraf Carl von Baden, sodenn des letztern Bruder, der Bischof Georg zu Metz, der Markgraf Friedrich zu Brandenburg, der Erzbischof Adolf zu Maynz, der Graf von Nassau, die Bischöfe von Speyer, Eichstädt und Bamberg, der Pfalzgraf Ludewig, der Graf Ulrich zu Wirtemberg, und noch viele andre Grafen, und zwey und dreyßig Reichsstädte. Dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg schickte der Kaiser das Reichspanier zu, und verordnete ihn an seine Stelle zum obersten Feldhauptmann. Der listige Herzog Ludewig, der keinen Vortheil unbenutzt ließ, fing unter andern die kaiserlichen geschwornen Boten auf, nahm ihnen ihre Briefschaften ab, und erfuhr aus denselben alle Anstalten, die der Kaiser wider ihn machte. Ihnen hinlänglich zu begegnen, bewies er sich heimlich so thätig als möglich. Er bewarb sich um Bundesgenossen, und mit dem glücklichsten Erfolg. Der König von Böhmen, der Herzog Albrecht und Siegmund von Oestreich, der Graf Dither von Ysenburg, des Erzbischofs Adolfs von Maynz Nebenbuhler, die Bischöfe von Salzburg, Freysingen, Wirzburg und Bamberg (letztrer war sehr wankelmüthig), der Pfalzgraf Otto zu Mosbach, die Landgrafen Ludewig und Heinrich von Hessen, der Graf Philipp von Katzenellnbogen, und viele andre Grafen, Herren, Ritter und Edle, fanden sich, weil Herzog Ludewig beständig volle Casse hatte, sogleich bereit, ihm Hülfe zu leisten, und Ludewig konnte daher noch früher als der Kaiser im Felde erscheinen. Sein vornehmster Bundesgenosse aber war der Churfürst Friedrich von der Pfalz, dem der Kaiser noch immer die Bestätigung versagte. Den Nachbarn machten diese fürchterlichen Kriegsrüstungen große Besorgniß. Die beiden Herzoge von Bayern zu München und verschiedene andre Fürsten und Städte veranstalteten daher verschiedene Zusammenkünfte, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Allein der Markgraf Albrecht freute sich zu sehr, den Herzog Ludewig, mit stattlicher Hülfe des Reiches, in Verlegenheit zu setzen, und der Kaiser hatte den Vorsatz, an Herzog Ludewigs Bestrafung ein warnendes Beyspiel zu geben, zu ernstlich gefaßt, als daß das auflodernde Kriegsfeuer so leicht hätte gedämpft werden können.

Ausbruch dieses Krieges.

3. Doch Herzog Ludewig bewies sich auch nicht saumselig, im Felde zu erscheinen. Sein erster Angriff war hauptsächlich auf den Markgrafen Albrecht von Brandenburg gerichtet. Es verdroß ihn, daß derselbe, des mit ihm geschlossenen Vergleiches ungeachtet, sich zum Feldherrn wider ihn bestellen ließ, und den Reichsständen feindselige Gesinnungen gegen ihn einflößte. Er rückte ihm unvermuthet ins Land, und nahm ihm achtzehn Schlösser weg, die er theils besetzte, theils zerstöhrte. Nun zog er sich ins Winterlager zurück. Indessen hatte Markgraf Albrecht ausgekundschaftet, daß Neustadt an der Culm nur schlecht bewacht würde; daß der Hauptmann Sattelberger, zwar ein strenger und tapferer, aber noch gar junger Mann, Tag und Nacht im Brete spielte; daß die Unterhauptleute dem Schwelgen, die gemeinen Kriegsleute aber dem Schlafe ergeben wären. Er machte daher den Anschlag, die Festung des Nachts zu überrumpeln, und er glückte

ihm.

Digitized by Google

ihm. Der Kaiser bot indessen die Reichsstände abermals zum Kriegszuge gegen den Herzog Ludewig auf, und er bedrohete sie im Weigerungsfalle mit der Entziehung aller ihrer Lehne und Freyheiten. Zugleich that er ihnen zu wissen, daß er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg an seine Stelle zum obersten Feldherrn ernennt, und den Markgrafen Carl zu Baden und den Grafen Ulrich zu Wirtemberg als Kriegsräthe ihm zugeordnet habe. Aber auch Herzog Ludewig schrieb noch einmal an die Reichsstände, und suchte sich bestens zu entschuldigen. Hierdurch ließen sich jedoch der Markgraf Albrecht und seine Kriegsräthe von der ernstlichen Betreibung der Anstalten zum Feldzuge nicht abhalten. Sie beriefen im Namen des Kaisers die Fürsten und Reichsstädte nach Ulm, um sich wegen der Anlage mit ihnen zu vergleichen. Noch gaben sich verschiedene hier Mühe, Markgraf Albrechts Gesinnungen zum Frieden zu stimmen; als dieses aber mißlang, so wurde man endlich einig, dem Herzog Ludewig im Namen des Reiches Krieg anzukündigen. Von Seiten der Fürsten thaten dies der Markgraf Albrecht, der Markgraf Carl von Baden und der Graf Ulrich von Wirtemberg; von Seiten der Städte geschah es durch die Stadt Augsburg. Herzog Ludewig antwortete darauf: er sey zwar weder des Reiches noch des Kaisers Feind; doch würde er, da man ihm Krieg ankündige, sich mit Hülfe der Seinigen schon zu vertheidigen wissen. Auch konnte er um so muthiger seyn, da ihm sogleich vier tausend Böhmen, unter welchen sich tausend von Adel und vier hundert andre Reiter befanden, zu Hülfe zogen. Der König von Böhmen schickte auch der Stadt Augsburg den ersten Absagebrief, und die Fehdebriefe von Ludewigs Bundesverwandten kamen nach Augsburg gleichsam geflogen. Herzog Ludewig setzte sich überhaupt in eine sehr gute Kriegsverfassung. Er besetzte die Gränzfestungen Höchstett, Laugingen, Rhain, Fridberg und Landsberg mit gutem Kriegsvolk von Adel; nach Ingolstadt, Neuburg und Landshut verlegte er seine Kriegsrüstung; seinen Schatz und sein Geld brachte er theils nach Landshut, theils nach Burghausen, in Verwahrung. Auch seinen Unternehmungsentwurf wußte er mit vieler Klugheit anzuordnen. Der Pfalzgraf Friedrich, der Bischof Dither von Maynz, der Landgraf von Hessen, und der Graf von Katzenellnbogen sollten gegen den Pfalzgrafen Ludewig zu Veldenz, den Markgrafen Carl von Baden, den Bischof von Metz und den Grafen von Wirtemberg ausziehen. Die beiden Fürsten von Oestreich übernahmen es, den Kaiser dergestalt zu beschäfftigen, daß er dem Markgrafen Albrecht keine Unterstützung könnte angedeyen lassen. Eben dieses sollte der König von Böhmen in Ansehung des Churfürsten von Brandenburg bewirken. Herzog Ludewig selbst wollte, von seinen übrigen Bundesverwandten, auch den Böhmen und anderm Kriegsvolke unterstützt, den Markgrafen Albrecht selbst angreifen, und ihm wo möglich eine Schlacht liefern.

1462 im Jan.

4. Doch Markgraf Albrecht versäumte es indessen auch nicht, gute Anstalten zu machen. Er besetzte, im Namen des Kaisers, die Reichsstädte Augsburg, Nördlingen, Wörth und Giengen, welche gegen Bayern gute Gränzfestungen abgaben, mit dem Hülfsvolke der Reichsstädte. Das Reichspanier übergab er dem Grafen Heinrich von Fürstenberg; das Panier der Städte vertraute er dem Truchseß von Waldburg an. Er öffnete auch dem Kaiser einige von seinen gegen Bayern gelegenen Städten und Schlössern, aus welchen den Bayern und Böhmen

M. Albrechts glückliche Unternehmungen.

von den Kaiſerlichen vieler Schaden zugefügt wurde. Dem Markgrafen Albrecht glückte ein Angriff auf Höchſtett, worin der Graf Ludewig von Oettingen lag, und der König Georg, der den Churfürſten von Brandenburg überzog, büßte in einem Treffen zwölf hundert Mann ein. Durch dieſen glücklichen Anfang mit neuem Muthe beſeelt, zog Albrecht vor die ihm vom Herzog Ludewig abgenommenen Oerter, und eroberte ſie meiſtens wieder. Herzog Ludewig wagte es nicht, ſich ihm entgegen zu ſtellen. Die Augsburger brennten ihm in einem Einfalle mehrere Dörfer ab. Der Graf Ulrich von Wirtemberg nahm ihm, von Ulm, Memmingen und andern ſchwäbiſchen Reichsſtädten unterſtützt, einige Schlöſſer weg. Herzog Ludewig und ſeine Bundesverwandten verlohren auch bey andern Gelegenheiten. Und dennoch konnte ihn der Cardinal und Biſchof von Augsburg, Peter von Schaumburg, konnten ihn die Räthe der Herzoge von München nicht zum Frieden bereden. Er faßte vielmehr den Vorſatz, gegen Ulm auszuziehen. Dies erfuhr Markgraf Albrecht. Er ermahnte alſo den Grafen von Wirtemberg, den Bayern

im Apr. allen möglichen Widerſtand zu thun. Er ſelbſt rückte indeſſen, von Augsburg aus, mit fünf hundert Reitern und zwey tauſend Mann Fußvolk, über den Lech nach Bayern, brennte dreyzehn Oerter ab, und kehrte mit tauſend Stück Vieh und andrer Beute nach Augsburg zurück. Herzog Ludewigs Hauptleute wollten ihm zwar dieſelbe wieder abnehmen; aber die Augsburger zogen dem Markgrafen ſo zahlreich zu Hülfe, daß ſie ihren Anſchlag nicht ausführen konnten. Albrechts Partey bekam durch den glücklichen Ausgang dieſes Einfalles bald wieder neue Luſt zu einem ſolchen Streifzuge. Sie führten ihn mit drittehalb hundert Reitern und zwey tauſend Mann Fußvolk aus, brennten auf ſechzehn Dörfer ab, und kehrten abermals mit beträchtlicher Beute zurück. Und dergleichen Züge geſchahen, zum Unglücke der armen Bauern, noch manchmal.

Schlacht bey Gundelfingen.

5. Aber die Bauern in Schwaben, wo Herzog Ludewig wüthete, hatten kein beſſeres Schickſal. In der Gegend von Ulm ging ein ſchönes Dorf nach dem andern in Rauch auf, und man ſchleppte nicht nur vieles Vieh, ſondern auch auf tauſend Menſchen mit fort. Hierauf traf den Bezirk um Augsburg die Reihe, und die Böhmen, die dem Herzoge beyſtanden, ſchonten ſelbſt der Kirchen nicht, verbrennten und tödteten ſelbſt die Geiſtlichen, die ſie als Catholiken verabſcheuten. Um Pfingſten rückten endlich beide Heere einander näher. Herzog Ludewig lag mit elf tauſend Mann in und um Gundelfingen. Markgraf Albrecht, der den Grafen von Wirtemberg und der Reichsſtädte Kriegsvolk an ſich gezogen hatte, ſtand mit einem Heere von funfzehn tauſend Mann nicht weit davon in einem vortheilhaften Lager. Täglich fielen Gefechte vor. Herzog Ludewig dachte hierauf den Entwurf zu einem Ueberfalle des Markgrafen aus. Ihn ſicher zu machen, ließ er zwey Tage hindurch keinen von ſeinen Leuten zur Stadt hinaus. Schon riefen die kaiſerlichen Hauptleute den Bayern in Gundelfingen zu: ſie gäben gute Kloſterjungfrauen ab, weil ſie in ihre Cellen eingeſchloſſen den bayriſchen Pſalter ſo gut beten könnten. Am vierten Tage, ganz früh, fiel Herzog Ludewig mit zwey Haufen aus der Stadt heraus, in der Meinung, die Kaiſerlichen zu überraſchen; aber der Markgraf, der ſeinen Anſchlag errieth, ließ in der Nacht blinde Graben aufwerfen, das Geſchütz zu ſeinem Vortheile richten, und das Kriegsvolk in Ordnung ſtellen. Als nun

Her-

Digitized by Google

Herzog Ludewigs Reiter mit verhängtem Zügel daherrennten, ſtürzten viele derſelben in die blinden Gräben, ſo daß Roß und Mann gelähmt wurde. Ihre Kriegsgeſellen folgten ihnen aber dennoch ſo zahlreich und ſo muthig nach, daß ſie die Schirme verbrannten, einige Kanonen vernagelten, und eins auf Rädern, das dem Grafen von Wirtemberg gehörte, und zwey und zwanzig Centner wog, erbeuteten. Deſto unglücklicher war der zweyte Hauſe, der das Lager von der Seite angriff. Er wurde nach großem Verluſte zurückgetrieben, und Markgraf Albrecht legte bey der Gelegenheit große Beweiſe perſönlicher Tapferkeit ab. Herzog Ludewig verlohr dabey zwey hundert Mann und hundert und ſechzig Pferde. Die Stadt Gundelfingen war nicht feſt genug, ihm einen ſichern Aufenthalt zu gewähren; er zog ſich daher in der Nacht von da nach Laugingen. Markgraf Albrecht eilte ihm zwar, als er ſeine Flucht am Morgen bemerkte, auf der Stelle nach, aber zu ſpät. Herzog Ludewig war indeſſen durch die erlittenen Unglücksfälle zu friedlichern Geſinnungen geſtimmt worden. Er willigte daher in eine Friedenszuſammenkunft, die zu Nürnberg gehalten wurde. Nun verfehlte ſie zwar im Ganzen ihre Abſicht; ſie hatte aber für die kaiſerliche Parten die ſchlimme Wirkung, daß verſchiedene Reichsſtädte, des Krieges überdrüſſig, ihren Zeug vom Lager abforderten. Auch der Graf Ulrich von Wirtemberg zog mit ſeinem Kriegsvolke hinweg; denn der Churfürſt von der Pfalz bedrohete ihn mit einem Einfalle. Der Markgraf Albrecht ſelbſt hatte, als er von Laugingen nach Nördlingen zog, auf drey hundert Wagen, die er, vielleicht des Regenwetters wegen, nicht gut fortſchaffen konnte, verbrennen laſſen. So wurde das kaiſerliche Lager entblößt und geſchwächt, und des Kaiſers Partey hatte ſeitdem kein Glück mehr. im Jun.

6. Der Graf von Wirtemberg hatte aber den Angriff des Churfürſten von der Pfalz mit Recht beſorgt. Friedrich verwüſtete ſein Land bis in die Gegend von Stuttgart. Sich für den zugefügten Schaden zu rächen, vereinigte ſich Graf Ulrich mit dem Markgrafen Carl zu Baden, imgleichen mit den Biſchöfen zu Metz und zu Speyer, und brachte, von denſelben unterſtützt, tauſend Reiter und ſechs tauſend Mann Fußvolk zuſammen. Mit dieſem Heere zogen die Bundesverwandten in die Gegend von Heidelberg, und ſie hatten ſich nichts geringeres vorgeſetzt, als den Churfürſten Friedrich ſeines Landes zu berauben, und daſſelbe unter ſich zu theilen. Ja ſie ſollen ſich über die vorläufige Theilung bereits gezankt haben. Doch der Churfürſt Friedrich wußte dieſem annähernden Sturme mit eben ſo vieler Klugheit als Tapferkeit zu begegnen. Er ließ das Gerücht verbreiten, als wenn er, um ſich um Hülfe zu bewerben, in ein auswärtiges Land gereiſet ſey. Indeſſen verlegte er heimlich ſeine Reiſigen auf die Schlöſſer umher, und befahl ihnen, auf den erſten Wink zum Aufbruche ſich bereit zu halten. Er ſelbſt begab ſich in der Stille in das Städtchen Heidelsheim, das die Feinde auf ihrem Zuge angriffen, und ſchlug einen dreyfachen Sturm derſelben ab. Ihre Reiterey ſtreifte hierauf ins Land hinein, bis nach Heidelberg, und fing ſich gleichſam von ſelbſt in der engen Gegend zwiſchen dem Rheine und dem Neckar. Jetzt entbot der Churfürſt allen ſeinen Reiſigen, deren ſieben hundert waren, und zu denen noch drey hundert maynziſche ſtießen, daß ſie, in der größten Stille, in einem Walde bey Seckenheim und Fronholz ſich verſammeln und bereit halten ſollten. Wie nun die Wirtemberger und ihre Schlacht bey Seckenheim. am 29. Jun.

Digitized by Google

ihre Bundesgenossen ganz sicher und muthig daherzogen, und, um die Aecker noch stärker zu verwüsten, ihren Pferden Aeste an die Schweife banden, und noch manchen andern Muthwillen ausübten, so sprengte der Churfürst mit seinen Reisigen, deren jeder einen Fußknecht hinter sich sitzen hatte, ganz unvermuthet und mit großem Geschrey aus dem Walde heraus; die Feinde, die sich in der Mitte des feindlichen Landes eingeschlossen und überfallen sahen, fochten mit schlechtem Muthe, und wurden also leicht überwunden. Gleich im Anfange des Gefechtes stürzten zwey tapfere Grafen, die Grafen von Salm und von Helfenstein. Der Bischof von Speyer und etwa drey hundert von den Reisigen verdankten Leben und Freyheit ihren schnellen Rossen. Der Markgraf Carl, nebst Hansen von Fleckenstein, und noch sechs und zwanzig Herren, und hundert und zwanzig Reisigen von Adel, der Bischof zu Metz mit drey und zwanzig Herren und vier und funfzig von Adel, der Graf von Wirtemberg mit vier und vierzig Herren und sieben und siebzig von Adel, zusammen auf drey hundert und funfzig Grafen, Herren und Edle, wurden gefangen, und in Banden nach Heidelberg geführt. Auf zwey hundert blieben auf der Wahlstatt liegen. Von pfälzischer Seite leisteten ihnen nur wenige Gesellschaft *). Diesen herrlichen Sieg that der Churfürst Friedrich dem Herzog Ludewig durch ein besonderes Schreiben zu wissen, und dieser wuchs dadurch der Muth so sehr, daß er alle Friedensgedanken wieder aufgab, daß er an alle seine Unterthanen von zwanzig Jahren an ein Aufgebot ergehen ließ. Er eroberte auch hierauf die Schlösser Heidenheim und Hellenstein. Er zog mit zehn tausend Mann, unter welchen sich funfzehn hundert wohlgerüstete Reiter und sechs hundert Oestreicher befanden, vor die Reichsstadt Giengen, um von da aus den Grafen von Wirtemberg zu bekriegen; aber er konnte sich desselben weder durch friedliche noch durch gewaltsame Mittel bemächtigen. im Jul.

Schlacht bey Giengen.

7. Indessen hatten aber Markgraf Albrecht und die übrigen kaiserlichen Hauptleute gleichfalls eine ansehnliche Kriegesmacht ins Feld gestellt. Die Stadt Augsburg gab zu diesem zweyten Zuge gegen den Herzog Ludewig hundert und vier und dreyßig Reiter, vier hundert Mann Fußvolk, vierzig reisige Wagen, zwey Karrenbüchsen, hundert Steine und fünf Centner Pulver her. Es versammelten sich in Augsburg zwey hundert Reiter, und zwey tausend Mann Fußvolk, die mit sechs Stückbüchsen auf Rädern, hundert und zwanzig Wagen und zwölf Centner Pulver versehen waren. Auch brachte Markgraf Albrecht fünf hundert Reiter, sechs tausend Mann Fußvolk, auf drey hundert Wagen, und zehn Stückbüchsen zusammen. Mit dieser Macht rückte er vor Heidenheim, das er aber eben so wenig als Ludewig Giengen erobern konnte. Beym Abzuge stieß der Graf Eberhard von Wirtemberg, des gefangnen Ulrichs ältester Sohn, mit drey hundert Reitern, tausend Fußknechten, vier hundert und neunzig Wagen und zehn Stückbüchsen, mit acht hundert Zugpferden, zu ihm. Er beschloß nunmehr, die Anhöhe bey Giengen zu besetzen. Herzog Ludewig ließ ihm, diese Absicht zu erreichen, hinlänglich Zeit, denn er freute sich schon im voraus, ihn hier in seine Gewalt zu bekommen. Er wußte nemlich, daß Albrechts Kriegsvolk meistens neu und ungeübt war, daß er wenig Reiter hatte, und noch dazu solche, die man in den Reichsstädten von der Werk-

statt

*) Kremer, S. 273 – 308.

ſtark auf die Pferde geſetzt, und auf den Gaſſen zuſammengeleſen hatte, und die alſo das Fußvolk wenig unterſtützen konnten. Ludewig nahm ſich deswegen vor, den Feind, noch ehe er ſich in die Wagenburg einſchließen würde, anzugreifen. Seine Hauptleute ſtellten ihm zwar des Markgrafen vortheilhafte Lagerung auf der Anhöhe vor; ſie baten ihn, wenigſtens ſein eignes Leben der Gefahr nicht auszuſetzen; aber Ludewig antwortete: niemals werde ich meine Kriegsgeſellen verlaſſen; ich will heute mit ihnen entweder leben oder ſterben! — Seine unerſchrockene Rede beſeelte einen jeden mit neuem Muthe. Markgraf Albrecht rückte indeſſen mit ſeinem Heere die am 19. Jul.
Anhöhe hinan. Schon war die Wagenburg geſchloſſen, aber der Eile wegen nicht ordentlich genug, als Herzog Ludewig mit ſeinen Reiſigen daherſprengte, als er zugleich ſein Fußvolk die Wagenburg von der Seite beſtürmen ließ. Die Böhmen, der Graf von Schaumburg, der abgeſtiegen war, an ihrer Spitze, drangen ſo heftig auf die Wirtemberger ein, daß ſie die Flucht ergriffen, und durch ihren ſchnellen Rückzug wurde das ganze Heer der Kaiſerlichen, welches übrigens tapfern Widerſtand that, in Unordnung gebracht. Als der Markgraf alles ohne Rettung verlohren ſah, wendete er ſich gleichfalls zu den Seinigen, und ſagte: lieben Söhne, flieht der Stadt Giengen zu! Aber die Schweizer, die im Dienſte der Stadt Augsburg fochten, riefen ihm zu: ach nicht doch, gnädiger Herr! laßt uns männlich fechten! Steht nur; wir wollen es ſchon machen! Ihre Unerſchrockenheit bewirkte aber bey dem Markgrafen keine Aendrung der Entſchließung. Er traute ihnen allein den Sieg nicht zu, und ſein übriges Kriegsvolk konnte er nicht zurückhalten. Sich und ſeine Leute alſo auf eine beſſere Gelegenheit zu ſparen, hielt er damals für den beſten Rath. Zum Glücke wurde er von den Seinigen auch nicht lebhaft verfolgt. Denn dieſe fielen lieber über die Wagenburg her, die ihnen an Wagen, Büchſen, Pulver und andern Kriegsbedürfniſſen eine reiche Beute verſprach. Indeſſen wurden von den Kaiſerlichen doch hundert Reiter theils erſtochen, theils gefangen, und unter dieſen befanden ſich ein Freyherr und vier und zwanzig von Adel. Vom Fußvolke waren drey hundert erſchlagen, und zwey hundert gefangen worden. Es wurden auch verſchiedene Hauptfahnen, als das kaiſerliche Panier mit dem doppelten Adler und dem öſtreichiſchen Herzſchilde, das Reichspanier mit dem einfachen Adler, den die Wappen der Reichsſtädte, die für den Kaiſer gefochten hatten, umgaben, und andre mehr erbeutet. Auf funfzig Edle, die ſich in dem Treffen ſehr tapfer gehalten hatten, ſchlug Herzog Ludewig gleich auf der Wahlſtatt zu Rittern. Doch hatte er gleich im Anfange des Gefechtes auch hundert und zwey und dreyßig Mann verlohren. Die Kaiſerlichen büßten die meiſten Leute durch ihre übereilte Flucht ein. Markgraf Albrecht flüchtete erſt nach Giengen, und von da nach dem Schloſſe Albeck. Hier blieb er ſo lange, bis ihn die Ulmer durch ihre Reiſigen abholen ließen.

8. Die kaiſerliche Partey beſorgte nun, daß Markgraf Albrecht die Stadt H. Ludewig belagert Augsburg.
Giengen belagern würde, und ſowol der Kaiſer, als der Markgraf Albrecht ermahnten daher die ihnen ergebenen Reichsſtände zu neuer Hülfsleiſtung. Allein, Herzog Ludewig ließ die Stadt Giengen unbelagert, und wendete ſich vielmehr gegen die Stadt Augsburg, deren Bürger ihm durch Raub und Brand großen Schaden zugefügt hatten. Den Augsburgern wurde aber bey ſeinem Anzuge ziemlich bange ums Herz. Die beiden Feldzüge gegen den Herzog Ludewig hatten ihnen auf tauſend

Mann Fußvolk, drey hundert Pferde, und vielen Vorrath an Kriegsbedürfnissen gekostet, und wenn sich auch ein Theil ihrer Mannschaft gerettet hatte, so war sie jetzt in Giengen eingeschlossen. Von geworbenem Kriegsvolke hatten sie daher nicht mehr als zwey hundert zu Roß, und drey hundert zu Fuß, unter denen sich jedoch viele Herren und Edelleute, und manche tapfere Schweizer, befanden. Die nächsten Reichsstädte, als Memmingen, Ulm, Kempten, und Kaufbayern brauchten ihre Mannschaft selbst. Die Augsburger waren sich also völlig selbst überlassen. Dem ungeachtet wagten sie es, sich (dem Ausdrucke dieser Zeit gemäß) aus Herzog Ludewigs Gebiet mit Kochfleisch zu versehen. Einer ihrer Hauptleute, der Schildhans genannt, dem sie sechs Pferde hielten, ging mit sechzig Reitern und fünf hundert Mann Fußvolk des Nachts über den Bach, trieb aus sechs bayrischen Dörfern auf tausend Stück Vieh zusammen, trieb die bayrische Besatzung in Friedberg, die es ihm wieder abnehmen wollte, tapfer zurück, und langte mit seiner Mannschaft glücklich in Augsburg an. Die darüber hoch erfreuten Augsburger schenkten dem Ritter St. Georgen ein gutes Roß, belohnten den tapfern Hauptmann gleichfalls durch ein Pferd und zehn Gulden, und gaben den übrigen acht Eimer Wein, und für vier Gulden Brodt zum Besten. Allein am andern Morgen erschien Herzog Ludewig mit fünf Haufen Reisige vor der Stadt, und nun ließ er die Stadt täglich zweymal berennen. Als ein Zug deutscher Denkart verdient es bemerkt zu werden, daß er während dieser Zeit täglich einen Trompeter nebst zwey silbernen Flaschen an die Stadt schickte, mit der Bitte, daß man sie ihm mit Malvasier und andern köstlichen Weinen füllen möchte, und seinem Verlangen wurde jedesmal ohne weitere Umstände Gnüge geleistet. Der Höflichkeit der Augsburger ungeachtet, wurde ihr Gebiet vom Herzog Ludewig ziemlich hart behandelt. Einst wollte er das dem Bürgermeister Langenmantel von Radau gehörende Schloß Hainhofen verbrennen. Da schickte ihm des Bürgermeisters Gemahlin einen schönen Kranz von Perlen, und ließ ihn bitten, das Schlößchen, welches zu ihrem Witthume bestimmt wäre, zu verschonen. Herzog Ludewig setzte den Kranz auf den Kopf, und sagte zu seinen Hauptleuten: seht, ihr Herren! die Augsburger haben mir eine Triumphkrone geschickt! Auch verbot er ernstlich, dem Schlosse einigen Schaden zuzufügen. Nicht lange hernach hob er die Belagerung gar auf; aber auf seinem Rückzuge verwandelten sich alle augsburgische Dörfer in Aschenhaufen. Dies konnte jedoch dem Herzog Ludewig nur wenig Freude machen, denn während daß er Augsburg belagerte, hatte Markgraf Albrecht alle bayrische Dörfer an der Donau, von Rain bis nach Neuburg, verbrennt, und Leute und Vieh, nebst allem Vorrathe, nach Donauwörth gebracht. Man rechnet überhaupt auf sechs hundert Dörfer, die in diesem Kriege, der von der Mitte des Januars bis zum Ende des Augusts dauerte, in Rauch aufflogen. Und nun wurde endlich zu Neuburg, hauptsächlich durch Vermittlung der böhmischen Räthe, ein Stillstand geschlossen, der bis zum sechsten August des künftigen Jahres währen sollte [r]).

Empörung zu Wien.

9. Mit diesem Stillstande war niemand weniger zufrieden, als der Kaiser. Man hatte nemlich dem Verlangen des Erzherzogs Albrecht, die in Niederöstreich besetzten Oerter ferner im Besitze zu behalten, nicht ausweichen können. Doch

r) Fugger, S. 657.

Doch war dieſer Umſtand der Vertragsurkunde nicht einverleibt worden. Der Kaiſer erklärte ihn daher für ungültig, und da er gewahr wurde, daß viele Landherren ihm nicht Unrecht gaben, ſo faßte er den ernſtlichen Vorſatz, dem nürnbergiſchen Vergleiche entgegen zu handeln, und die Herren ſeiner Parthey nahmen dem Erzherzog Albrecht ſchon verſchiedene Städte weg. Hieraus entſtand eine Fehde, die den Streifzügen einer Bande Räuber und Mörder ähnlicher ſah, als einem Kriege. Selbſt Kirchen wurden in Mördergruben und Raubneſter verwandelt, und man nahm den armen Bauern nicht nur das Vieh, ſondern auch die Kinder weg, um für dieſelben ein anſehnliches Löſegeld zu erpreſſen. Einige der vornehmſten Landherren fühlten über dieſen unglücklichen Zuſtand des öſtreichiſchen Landes ſo viel Mitleid, daß ſie den ernſtlichen Vorſatz faßten, die Einigkeit zwiſchen den fürſtlichen Brüdern wieder herzuſtellen. Sie ſchickten in dieſer Abſicht ein Mitglied ihres Standes an den Kaiſer, dem die Wiener, auf ihr Verlangen, fünf Rathsherren zugeſelleten. Dieſe Abgeordneten bewogen den Kaiſer, zu dem Landtage, der zu Wien gehalten wurde, einige Bevollmächtigte zu ſchicken. Allein der Erzherzog Albrecht reizte durch ſeine Anhänger zu Wien einen Theil des daſigen Pöbels durch den Gedanken, eine Democratie errichten zu können, dem Stadtrathe nicht nur ungehorſam zu ſeyn, ſondern ſich förmlich wider denſelben zu empören. An der Spitze dieſer Empörer ſtand ein Profeſſor, und ein Doctor der Arzneywiſſenſchaft. Der letzte, Kircheim genannt, überfiel, nebſt ſechzig von ſeinem Anhange, den Rath, und warf einen Bürgermeiſter und ſieben und zwanzig Rathsherren ins Gefängniß: doch ſetzte er einige derſelben wieder in Freyheit, aber mit der Bedingung, ſich der Rathsſtube zu enthalten. Der Münzmeiſter, Ulrich Holzer, wurde zum Beſchützer der Gemeine, und zum oberſten Zunftmeiſter ernennt.

10. Der bedrängte Stadtrath ſuchte hierauf bey dem Kaiſer Hülfe. Dieſer ſtellte ſich auch mit vier tauſend Reiſigen ein. Die Bürger verſtatteten ihm aber erſt am dritten Tage den Einzug. Auch drangen ſie auf eine neue Rathswahl. Der Kaiſer gab ihnen, größere Unruhen zu vermeiden, Gehör, und übertrug es ſeinen Miniſtern, einen neuen Stadtrath zu wählen. Mit dieſer Wahl war nun der aufrühreriſche Pöbel wieder nicht zufrieden, weil man ſie, wie er behauptete, nicht nach den Geſetzen und Gewohnheiten der Stadt eingerichtet hatte. Beſonders war ihnen der neue Bürgermeiſter, als ein Anhänger des Kaiſers, unerträglich, und ſie ruheten nicht eher, als bis ſie Holzern an deſſen Stelle brachten. Der Kaiſer war froh, daß der neue Stadtrath und die übrigen Stadtobern ihm huldigten, und ließ, allen Verdacht zu vermeiden, ſeine ſteyermärkiſche Reiſigen wieder heimziehen. Dieſe hatten aber kaum die Stadt verlaſſen, als der aufrühreriſche Pöbel ſich von neuem regte. Er fand, ſeinen Unwillen zu äußern, leicht eine Urſach. Die Gegend um Wien wurde damals von Kriegsleuten beunruhigt, die im Kriege zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Bruder gebraucht worden waren, und ihren Sold noch nicht bekommen hatten. Dieſe Leute ſuchten ſich, indem ſie das Land verheerten, und auf den Straßen lauerten, ſo gut wie möglich bezahlt zu machen. Schon öfters hatten ſich die Wiener darüber beym Kaiſer beklagt; ſchon öfters hatten ſie gebeten, daß er dieſe Leute doch befriedigen möchte. Endlich that ihnen der Kaiſer den Vorſchlag, ſechs tauſend Gulden, oder die Hälfte der Summe, die ſie zu fordern hatten, zu

Der Kaiſer (im Sept.) wird zu Wien belagert.

tragen. Als sie ihm diese nicht geben wollten, ließ er bis auf drey tausend herab. Aber die Wiener wollten sich durchaus zu nichts verstehen. Dies verdroß den Kaiser sehr. Die räuberischen Soldaten konnten nun machen, was sie wollten, und diese luden den Wienern allen ihren Wein auf den Straßen ab. Hiergu kam nun noch, daß die Wiener die Bestätigung verschiedener neuer Anordnungen, die dem Kaiser zum Theil nicht angenehm waren, verlangten, und daß er also ihrem Verlangen kein Gnüge leisten wollte. Ja er hielt sich deswegen in der Burg eingezogen. Jetzt befürchteten die Wiener, er möchte sie heimlich verlassen, um sich wieder mit einer ansehnlichen Kriegsmacht zu versehen. Sie beschlossen also, sich seiner Person zu bemächtigen, um ihm ihre Wünsche abzwingen zu können. In dieser Absicht hetzten sie die Handwerkspursche und die gemeinen Leute gegen ihn auf. Sie hielten sodann eine Versammlung, worin sie ausmachten, daß sie dem Kaiser, der ihnen seinen Schuz entziehe, den Gehorsam aufsagen, und die gemeinen Einkünfte unter ihre eigne Verwaltung bringen wollten. Der Kaiser schickte, als er von ihrem Vorhaben Nachricht bekam, Abgeordnete an sie, und ließ sie zur Treue ermahnen; aber die Aufwiegler brachten es so weit, daß die gemeinen Leute nicht nur auf den Kaiser fluchten, und ihn einen unfähigen, nichtswürdigen Regenten nannten, sondern daß sie auch seine Abgeordneten ins Gefängniß warfen, und mit dem Tode bedroheten. Sie schickten hierauf dem Kaiser eine Schrift zu, worin sie ihm melde-
im Oct. ten, daß sie ihm, bis zur Vereinigung der Stände und der Wiederherstellung des Landfriedens, allen Gehorsam versagen würden *). Ja, am folgenden Tage kündigten sie ihm die Fehde sogar förmlich an. Der Kaiser hatte nicht mehr als ungefähr zwey hundert Mann auf der Burg; aber meistens Leute von Adel, die sich alle unerschrocken zur Gegenwehre rüsteten, und die Posten auf der Mauer unter sich vertheilten. Der Kaiser selbst zeigte sich, wider jedermanns Erwartung, bey dieser Gelegenheit sehr geschäftig, sprach seinen Leuten Muth ein, ließ die Mauern ausbessern, und ordnete die Wachen an. Ja er sagte so laut, daß es die Belagerer hören konnten, er wollte diesen Ort so lange vertheidigen, bis er sein Gottesacker würde. Die Wiener hatten solche Vertheidigungsanstalten gar nicht vermuthet. Sie glaubten vielmehr die Burg gleich beym ersten Anlaufe einzunehmen, und sie wunderten sich daher nicht wenig, als die Kaiserlichen sie mit Kanonen bewillkommten, als sie aus Mörsern große Steine auf sie hageln ließen. Die Lust zum Sturmlaufen verging nun den meisten so sehr, daß sie sich zerstreueten. Am dritten Tage hernach pflanzten sie vier Stücke gegen die Burg auf; aber sie richteten damit nur wenig Schaden an. Ihre Belagerung verrieth überhaupt wenig Kriegszucht und Ordnung, und mußte also sehr natürlich ihre Absicht verfehlen. Indessen bekam der Kaiser von allen Seiten Hülfe. Besonders nahm sich der König von Böhmen seines bedrängten Zustandes sehr eifrig an, und schickte ihm seinen Sohn Victorin mit einem ansehnlichen Heere. Die Steyermärker, Kärnthner, Krainer und die Oestreicher, die dem Kaiser treu geblieben waren, vereinigten sich mit demselben, und rückten nun mit ihm vereinigt gegen Wien an. Die Wiener wußten sich nun in ihrer Noth nicht besser zu helfen, als daß sie den Erzherzog Albrecht um Beystand baten. Die-
im Nov. ser säumte auch nicht, sich mit seiner Mannschaft bey ihnen einzufinden; die Wie-

ner

*) Fugger, S. 692.

ner schlossen mit ihm und den Oberöstreichern ein Bündniß, und nahmen sich vor, den Kaiser nicht eher aus seiner Einschließung herauszulassen, als bis er ihre Wünsche befriedigt hätte. Sie ließen auch alle diejenigen, bey welchen sie freundschaftliche Gesinnungen für den Kaiser vermutheten, in Verhaft nehmen, und Holzer und seine Trabanten eigneten sich deren Baarschaft und Kostbarkeiten als Beute zu. Der Erzherzog Albrecht schickte seinem Bruder einen Fehdebrief, und viele von den östreichischen Landherren traten auf seine Seite. Aber Fronauer, von dem man es vielleicht am wenigsten erwartet hätte, erklärte, er sey zwar mit dem Kaiser um Geld und Gut streitig; aber sich an der Ehre und dem Leben desselben zu vergreifen, könne er unmöglich für etwas andres, als für Unbilligkeit halten. Er entfernte sich also von Wien, und ein so edles Betragen bewirkte, daß ihm der Kaiser hernach um so eher verzieh.

Des Kaisers bedrängter Zustand.

11. Der Kaiser hatte gleich beym Anfange dieser Einschließung einige seiner Minister nach Regensburg gesendet, um die Reichsstände zur Hülfe zu ermahnen; aber diese bewiesen sich bey des Kaisers bedrängtem Zustande ziemlich gleichgültig. Sein vornehmster Anhänger, der Markgraf von Brandenburg, hielt seine Erklärung zurück, und die übrigen baten sich Bedenkzeit aus. Als sie sich jedoch zur neuen Berathschlagung versammelten, erschienen Gesandten des Königs von Böhmen, welche ihnen Briefe von ihrem Herrn überreichten. Georg vermahnte die Reichsstände mit allem Eifer, dem Kaiser ihre Hülfe nicht zu versagen; er meldete ihnen, daß er bereits seinen Sohn vorausgesendet habe, und daß er ihm nächstens mit seiner Macht nachfolgen werde. — Da nun zugleich ein reitender Bote vom Kaiser die Nachricht brachte, daß sein Vorrath von Lebensmitteln nur noch auf drey Wochen hinreiche, so ward von den anwesenden Reichsständen der Entschluß gefaßt, dem Kaiser möglichstbald Hülfe zu leisten, und die übrigen, besonders die Reichsstädte, wurden durch ein Schreiben dazu ermahnt [1]). Eine Reichsarmee kam aber niemals so gar geschwinde zusammen. Indessen wurde zu Wien der Burg hitzig zugesetzt. Erzherzog Albrecht beschoß sie anfangs mit zwey Stücken Geschütz, die er mitgebracht hatte; das konnte aber natürlich keine große Wirkung hervorbringen. Man gerieth daher auf den Einfall, die Mauer heimlich zu untergraben, und man würde diesen Anschlag ohne Zweifel glücklich ausgeführt haben, wenn nicht ein Siebenbürger durch Zettel, die er an Pfeile band, die Belagerer davon benachrichtigt hätte. Von den Feinden von außen hatte man also wenig zu befürchten; wenn nur von innen der Hunger sich nicht immer feindseliger bewiesen hätte. Diesen Tyrannen fühlte unter andern der kleine Maximilian, damals erst drey Jahre alt. Die Kost, die man ihm reichte, behagte ihm so wenig, daß er sich bey seiner Mutter bitterlich darüber beklagte. Siegmund von Schaumburg, einer von der feindlichen Partey, schickte zwar Eyer, Mehl und andre dergleichen Waaren, die sich für das zarte Alter des jungen Herrn paßten, in die Stadt, und die Bürger ließen auch den Ueberbringer ruhig seinen Weg gehen; aber die Bauern, welche an der Pforte Wache hielten, nahmen es ihm ab, und warfen es auf die Erde. Ein andrer Siebenbürger, Kronberger, ein Schneider, wagte hierauf, aus Treue für das kaiserliche Haus, einen kühnen Streich. Er sprang mit einem Vorrathe von

1) Zugger, S. 697.

Digitized by Google

Rebhühnern und andrem Geflügel bey Nacht in den Schloßgraben, und ward von den Kaiserlichen glücklich hinaufgezogen. Sein Sohn, ein Student, folgte des Vaters Beyspiel; der dankbare Kaiser machte ihn erst zum Edelmann, und hernach zum Burggrafen von Wien, und Maximilian vergaß den Dienst, den er ihm damals erwiesen hatte, so wenig, daß er ihm eine Domherrnstelle verschaffte, daß er ihm, als er Kaiser geworden, nach und nach sechszehn Pfründen zuwendete.

Ende dessel- ben.

12. Treue leute brachten aber dem Kaiser nicht nur lebensmittel, sondern auch erfreuliche Nachrichten. Auf eine solche Art erfuhr er, daß nicht nur sein eigenes Kriegsvolk, sondern auch der böhmische Prinz mit einem Heere von sechs tausend Mann zu seiner Befreyung in der Nähe, und dessen Vater bereits im Anzuge begriffen sey. Seine Retter erklärten sich zwar sogleich zur Hülfe bereit, und sie verlangten deswegen nur ein Zeichen; doch wünschten sie des Königs Anzug zu erwarten. Allein der Kaiser fühlte seine Noth so dringend, daß er nicht allein das abgeredte Zeichen gab, sondern auch einen Boten nach dem andern schickte. Der böhmische Prinz und das kaiserliche Kriegsvolk rückten hierauf sogleich gegen die Belagerer an. Aber Holzer umstellte den Wall mit zwanzig tausend Bürgern und Bauern; hinter diesen standen die Hauptleute und Erzherzog Albrechts Kriegsvolk, die keinen aus seiner Stelle oder aus seinem Gliede weichen ließen. Das Gefecht war überaus hartnäckig und hitzig. Die Kaiserlichen wagten einen dreymaligen Angriff. Die Besatzung in der Burg war, sie zu unterstützen, nicht stark genug. Sie warf zwar Feuer auf die Häuser in der Stadt; es lag aber auf denselben so viel Schnee, daß ihr Feuer sogleich wieder verlöschte. Die Kaiserlichen und die Böhmen büßten bey diesem vergeblichen Angriffe auf zwey hundert Mann ein, und die Wiener frohlockten jetzt mehr als jemals. Ihr Frohlocken verwandelte sich aber bald wieder in Furcht und Angst, als ihnen des Königs von Böhmen Anzug mit acht bis neun tausend Mann gemeldet wurde. Nun träumte ihnen schon von Galgen, Schwerdt und Rad. Der Erzherzog Albrecht ließ sich in die Friedensunterhandlungen ein, die ihm der König von Böhmen anbot. Er konnte dieses um so eher, weil desselben Friedensvorschläge zu seinem Vortheile gereichten. Der Kaiser sollte ihm nemlich, für die jährliche Summe von vierzehn tausend ungrischen Goldgulden, die niederöstreichischen Länder auf acht Jahre abtreten. Man sieht daraus, daß der König von Böhmen dem Kaiser zwar helfen, aber ihn auch zugleich weniger mächtig machen wollte. Nun drang er jedoch auf seine Entledigung, wozu sich der Erzherzog Albrecht nicht sogleich verstehen wollte, bis er erklärte, daß er ihn nicht eher aus dem Lande lassen würde, als bis er alle Punkte des geschlossenen Vertrages unterschrieben hätte, Georg und Albrecht gaben hierauf einander die Hände; der Erzherzog führte seine Mannschaft ab, und der König ließ dem Kaiser seine Befreyung ankündigen. Friedrich, seine Gemahlin und sein Sohn verließen nun die Burg, die auf zwey Monate ihr Gefängniß abgegeben hatte. Der König von Böhmen empfing sie an der

im Dec.

Spitze seiner vielen und schönen Schaaren von Reitern, und begleitete sie bis nach Chorneuburg. Am folgenden Tage wurden die Vergleichsunterhandlungen wieder vorgenommen, und zur Vollendung gebracht u).

13. Der

u) Fugger — S. 707. Häberlin, S. 472 1475.

Digitized by Google

13. Der Kaiser wurde bald genug gewahr, daß der König von Böhmen es nicht sehr redlich mit ihm gemeynt hatte. Albrecht zog nun fröhlich in Wien ein, zeigte dem Rathe und den Vorstehern der hohen Schule die Vergleichsurkunde vor, und verlangte, daß sie ihm die Burg einräumen, und Gehorsam schwören möchten. Sie bedachten sich auch nicht lange, seinen Wunsch zu erfüllen. Da nun Erzherzog Albrecht dem geschlossenen Vergleiche entgegenhandelte, so glaubte der Kaiser auch nicht mehr an denselben gebunden zu seyn. Als nun der Erzherzog die Stände nach Wien zusammenberief, um sich die Zuneigung derselben zu erwerben, so untersagte es ihnen der Kaiser ausdrücklich, diesen Landtag zu besuchen. Einige derselben, die zu Albrechts Anhängern gehörten, stellten sich aber doch ein, und verwilligten ihm von den Einkünften der Weinberge eine ansehnliche Geldsumme, um der Regierung mit Würde vorzustehen, und die Räuber und andre Feinde mit Nachdruck bekriegen zu können. Der Kaiser beklagte sich über seines Bruders ungerechtes Verfahren bey den Reichsständen, und forderte sie auf, ihm dessen Vermessenheit und Herrschbegierde unterdrücken zu helfen. Auf ihre Hülfe konnte er aber so geschwinde nicht rechnen; er mußte also indessen ohne fremden Beystand den Absichten seines Bruders entgegenzuarbeiten suchen, und er bemühete sich deswegen, die Treue der östreichischen Herren, die ihm bisher ergeben waren, durch Gnadenbezeigungen zu befestigen. So wies er Andreas Baumkirchern von den Einkünften von Chorneuburg sechs tausend Gulden Gehalt an, und Baumkircher eroberte Schloß und Stadt Chorneuburg, und versah es mit einer Besatzung, welche den Anhängern des Erzherzogs vielen Schaden zufügte. Baumkirchers Beyspiele folgten auch andre Hauptleute des Kaisers. Erzherzog Albrecht gab, wie man leicht vermuthen wird, nicht lange einen müßigen Zuschauer ab, und versah sich mit mehrerer Mannschaft. Auch bediente er sich einer sonderbaren List, des Kaisers Anhänger aus dem Wiener Stadtrathe zu entfernen. Er zeigte dem versammelten Rathe einen mit hebräischen Buchstaben geschriebenen Brief vor, der, wie er vorgab, einem Juden abgenommen worden, und durch diesen Brief überführte er die Anhänger seines Bruders, sie hätten die Stadt Wien an einigen Orten anzünden, und bey der dadurch entstehenden Verwirrung den Fürsten ermorden, oder, wenn dieses fehlschlüge, durch Gift seinen Tod befördern wollen. Dieser Beweis konnte eigentlich eine Ueberzeugung gewähren; aber die Männer, die Albrecht auf diese Art angeklagt hatte, mußten dennoch das Land räumen, und ihre Habe dem raubsüchtigen Fürsten überlassen.

Neuer Krieg zwischen dem Kaiser und seinem Bruder.

1463 im Jan.

14. Indessen hatten sich die deutschen Reichsstände zu Regensburg versammelt, und der Kaiser hatte, mit ihrem Rathe und mit ihrer Einwilligung, seinen Bruder in die Acht erklärt. Zu diesem harten Ausspruche trug die rührende Erzählung der von Wien vertriebenen Rathsherren sehr viel bey. Erzherzog Albrecht appellirte von demselben an den Pabst. Dieser kannte ihn aber so gut, daß er ihn und seine Anhänger in den Bann that. Albrecht, der sich mit den Landherren und den vornehmsten Lehrern der hohen Schule darüber berathschlagt hatte, behauptete hierauf nicht nur, daß der Pabst nicht hinlänglich unterrichtet sey, sondern versprach auch, seine gerechte Sache nächstens in Schriften darzuthun. Hieran aber kehrte sich weder der Kaiser, noch der Pabst. Dies hatte für das östreichische Land die traurigsten

Erzherzog Albrecht wird in die Reichsacht erklärt.

rigsten Folgen. Es rotteten sich ganze Schaaren von Räubern, (ehemaligen Kriegsleuten) zusammen, um es zu plündern und zu verwüsten. Erzherzog Albrecht nahm sich dieser unglückliche Lage der Unterthanen so wenig zu Herzen, daß er sich indessen mit Ritterspielen und Gastmählern belustigte. Dies konnte den Wienern nun freylich nicht gefallen, und sie fingen an, ihm ihre Zuneigung zu entziehen. Holzern war als einem unruhigen und wankelmüthigen Mann auch nicht sehr zu trauen. Albrecht hielt es daher für gut, zweyhundert von den mißvergnügten Kriegsleuten als eine Leibwache anzunehmen. Nachdem aber seine Kundschafter von den Gesinnungen der Wiener Bürger, die sich sehr behutsam aufführten, gute Nachrichten brachten, dankte er seine Leibwache wieder ab, und überließ sich wie zuvor dem Vergnügen.

Ueberrumpelung der Stadt Maynz im Jul.

15. Alles bereitete sich jetzt zum Ausbruche einer neuen Fehde vor, und schon wurde ein großer Theil des westlichen Deutschlands von dem Kriege, den die maynzische Staatsveränderung veranlaßt hatte, und der noch immer fortdauerte, in traurige Schicksale verwickelt. Der Churfürst Dietrich von Cöln und der Herzog Philipp von Burgund hatten zwar die Vermittlung eines Vergleiches über sich genommen; aber Diether und Friedrich, die durch den Sieg bey Seckenheim stolz geworden waren, verlangten jetzt ausdrücklich, daß der Erzbischof Adolph dem Besitze des Erzstiftes Maynz entsagen sollte. Diese Bedingung war zu hart, als daß sie Adolph hätte eingehen können r). Sehr listig stellte er sich indessen noch immer zu einem Vergleiche geneigt. Er lud die Churfürsten Diether und Friedrich, imgleichen den Grafen von Katzenellnbogen, zu einer Friedenszusammenkunft nach Maynz ein. Dabey traf er mit dem Pfalzgrafen von Veldenz heimlich die Verabredung, daß sie, in der Nacht nach der Ankunft der gedachten drey Herren, Maynz überfallen, und sich ihrer Personen bemächtigen wollten. Der Churfürst Dither und der Graf von Katzenellnbogen fanden sich wirklich ein; der Churfürst Friedrich wurde aber verhindert, zur angesetzten Zeit nach Maynz zu kommen. Jetzt kam die zur

am 27. Oct. Ausführung bestimmte Nacht. Adolphs Mannschaft drang, im Einverständnisse mit zwey Bürgermeistern, so plötzlich und schleunig in die Stadt, daß sich der Churfürst Dither und der Graf Philipp von der Stadtmauer an einem Seile herunterlassen mußten. Sie boten zwar, den ihnen noch ergebenen maynzischen Bürgern beyzustehen, alle wehrhafte Mannspersonen auf, die sie in der Geschwindigkeit nur zusammenbringen konnten; ihr Entsatz kam aber immer zu spät, und die abgemateten Bürger mußten dem überlegnen Feinde Pforten und Thürme einräumen. Maynz, bisher eine unmittelbare Reichsstadt, gerieth, durch Verrätherey ihrer eignen Bürgermeister, unter die Bothmäßigkeit des Churfürsten von Maynz.

Befreyung der bey Seckenheim gefangenen Fürsten.

16. Dem Churfürsten Adolph und auch dem Pabste verursachte die Eroberung von Maynz die empfindlichste Freude. Letztrer glaubte sogar die unglückliche Schlacht bey Seckenheim dadurch vergütet. Am wenigsten aber fühlten dies die Fürsten, die in derselben in die Gefangenschaft gerathen waren. Der Churfürst von der Pfalz behandelte sie, der Denkungsart seiner Zeit gemäß, mit empfindlicher Härte. Ihre Minister bemüheten sich zwar, ihnen die Freyheit auszuwirken; aber Friedrich verlangte zuviel, als daß man es ihm so leicht bewilligen konnte, und dennoch

r) Häberlin, S. 461.

Digitized by Google

noch wurde er hierüber ſo aufgebracht, daß er ſeine fürſtlichen Gefangnen, die ihm der Churfürſt Dither und der Graf Philipp allein überlaſſen hatten, immer ärger mißhandelte. Er ließ den Markgrafen von Baden und den Grafen von Wirtemberg, nebſt ihrer Ritterſchaft, in den Stock ſchlagen, und in den großen gewölbten Saal des Heidelberger Schloſſes, die mezziſchen Edelleute aber gar in den Keller ſperren. In dieſem Zuſtande blieben ſie fünf Wochen hindurch, bis ſie die Vorſtellungen der beiden Brüder des Markgrafen von Baden, des Biſchofs Johann von Trier und des Canonicus Marcus davon befreyten. Eben dieſe gaben ſich auch weiter alle Mühe, ihnen ihre Freyheit wieder zu verſchaffen; aber das koſtete ſchöne Geldſummen! Der Biſchof von Meß, dem bereits der lothringiſche Marſchalk, Johann von Finſtingen, aus dem Gefängniſſe geholfen hatte, mußte funfzig tauſend Gulden zahlen. Dem Markgrafen Carl koſtete ſeine Freyheit hundert tauſend Gulden; zwanzig tauſend baar, und für die übrige Summe mußte er verſchiedene Stücke von ſeinem Lande, und unter andern den badiſchen Antheil an der vordern Grafſchaft Sponheim, verpfänden. Auch mußte er die Stadt Pforzheim der churpfälziſchen lehnsherrſchaft unterwerfen; doch ſtand es ihm frey, dieſelbe mit vierzig tauſend Gulden wieder abzukaufen [a]). Er mußte endlich auch auf die Einlöſung einiger Oerter und Rechte Verzicht leiſten. Auch das löſegeld des Grafen von Wirtemberg wurde auf hundert tauſend Gulden angeſchlagen; ſechzig tauſend ſollten baar bezahlt, und die übrigen vierzig tauſend durch Pfandſchaften geſichert werden. Andre ähnliche Bedingungen, wie der Markgraf von Baden, mußte ſich der Graf von Wirtemberg gleichfalls gefallen laſſen. Auch wurden für die Herren und Edelleute, die das loos der Gefangenſchaft mit den Fürſten getheilt hatten, noch beſondre löſegelder verlangt. Ja man erzwang von den drey gefangnen Fürſten noch das Verſprechen, daß ſie, in Zeit von einem Jahre, den Churfürſten von der Pfalz mit dem Kaiſer und dem Pabſte entweder wieder ausſöhnen, oder eine ſehr anſehnliche Geldſumme entrichten wollten. Schriftliche und unterſiegelte Verſicherungen waren aber dem Churfürſten Friedrich, der den Sieg bey Seckenheim ſo ſehr zu ſeinem Vortheile benutzte, nicht hinlänglich. Er ließ den Markgrafen Carl und den Grafen Ulrich in der Auguſtinerkirche zu Heidelberg, in Gegenwart einer Menge Zuſchauer, ſchwören, daß ſie den Inhalt der ihnen wieder vorgeleſenen Verſicherungen genau erfüllen, und weder bey dem Kaiſer, noch bey dem Pabſte um Befreyung von derſelben nachſuchen wollten. Wenn er ihnen nun übrigens noch ein prächtiges Gaſtmahl gab, wenn er jedem der beiden Fürſten einen ſchönen Hengſt, auf hundert Gulden werth, zum Geſchenke machte, ſo that er es vielleicht, den unangenehmen Eindruck, den das ausgeſtandne Ungemach der Gefangenſchaft bey ihnen zurückgelaſſen hatte, wieder etwas auszulöſchen. Aber der konnte ſo leicht nicht vertilgt werden. Der Markgraf Carl und der Graf Ulrich glaubten nun vom Kaiſer, dem zu Gefallen ſie ſich in dieſes Unglück geſtürzt hatten, eine Entſchädigung fordern zu können; aber es half ihnen zu weiter nichts, als daß ihre üble laune durch das Mißvergnügen, ſich vom Kaiſer mit Undank belohnt zu ſehen, noch vermehrt wurde [b]).

1463 im Febr.

im Aprill.

17. Der

a) Dieſe Wiedereinlöſung iſt erſt 1750 erfolgt. Häberlin, S. 484.

b) Kremer. S. 335-344. Häberlin, S. 481-486.

Digitized by Google

Vorbereitungen zum Frieden im westlichen Deutschland.

17. Der Churfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden, der Graf von Wirtemberg und der Bischof von Metz waren also nun wieder mit einander ausgesöhnt. Jetzt kam es, den Frieden im westlichen Deutschland wieder herzustellen, nur noch darauf an, daß Friedrich und Dither mit dem Churfürsten Adolph von Maynz verglichen wurden. Hierzu trug eine Staatsveränderung, die sich mit dem Erzstifte Cöln zugetragen hatte, das meiste bey. Der alte Churfürst Dietrich von Cöln, ein gebohrner Graf von Mörs, der (ein gewiß sehr seltener Fall!) beynahe

im Febr. funfzig Jahre hindurch auf dem erzbischöflichen Stuhle gesessen hatte, machte endlich einem andern Platz. Zu seinem Nachfolger erwählte man des Churfürsten Friedrichs Bruder, den Pfalzgrafen Ruprecht, bisherigen Domprobst zu Wirzburg und Straßburg [a]). Dieser mußte nun am Tage seiner Wahl eine schriftliche Versicherung ausstellen, daß er, einem vorgelegten Entwurfe gemäß, an dem Vergleiche zwischen seinem Bruder und den Erzbischöfen Dither und Adolph eifrig arbeiten

im April. wollte. Eben dieses gelobte er zu Maynz in Gegenwart von Notarien und Zeugen an; er gelobte es sogar bey Verlust seines Erzstiftes. Sein Bruder, der Churfürst Friedrich, ließ sich diese Vermittlung auch deswegen gefallen, weil er seinem Bruder die päbstliche Bestätigung, die ihm erschwert wurde, dadurch zu verschaffen hoffte [b]). Ruprecht selbst wendete hierauf zur Beförderung eines Vergleiches die eifrigsten Bemühungen an. Es gelang ihm wirklich, einen Waffenstillstand zu vermittlen, der vom April bis im November dieses Jahres dauern sollte. Während desselben hörten alle Feindseligkeiten gegen einander auf; Handel und Gewerbe genossen sowol zu Wasser als zu Lande wieder völlige Sicherheit, aber nur auf den öffentlichen Landstraßen, und auf dem Rhein- und Maynstrom. Noch immer durften also beiderseitige Unterthanen das Land des andern Herrn nicht betreten, oder ihr Gewerbe in demselben betreiben. Ja der Churfürst Friedrich gab noch ausdrücklichen Befehl, den Bürgern zu Maynz keine Lebensmittel aus dem pfälzischen Gebiete zuzuführen [c]).

Friede zwischen dem Kaiser, dem H. Ludewig u. s. w.

18. Der geschlossene Stillstand diente eigentlich nur, das Friedensgeschäffte desto ruhiger betreiben zu können. Hier war es nun, wo die Fehde zwischen dem Kaiser und dem Erzherzog Albrecht ein so ernsthaftes Ansehn gewann, daß es selbst auf den sonst so muthigen Churfürsten von der Pfalz Eindruck machte. Da der Kaiser wider seinen unruhigen Bruder die Reichsstände zur Hülfe aufforderte, und sie deswegen zu einer Reichsversammlung nach Regensburg einlud, so ahnte ihn das Schicksal des Erzherzogs Albrechts, in die Reichsacht erklärt zu werden, und da der Erzherzog Albrecht sein Bundesgenosse war, so wünschte er dem Ausbruche des kaiserlichen Zornes in Zeiten vorzubeugen. Er veranstaltete daher eine Zusammenkunft nach Wasserburg in Bayern. Er fand den Herzog Ludewig von Bayern und den Erzherzog Siegmund eben so gesinnt. Desto eher gelang ihm sein Vorha-

im Febr. ben. Nach sechswöchentlichen Berathschlagungen wurde endlich ausgemacht, daß man sich vom Kaiser die Erlaubniß erbitten wollte, ihm Friedensvorschläge zu thun. Sowol der Herzog Ludewig, als der Erzherzog Siegmund schrieben in dieser Absicht an denselben. Der Kaiser, dessen Gemüth ohnedies so sehr zum Frieden gestimmt

a) Häberlin, S. 480.
b) Häberlin, S. 481.
c) Häberlin, S. 487. 490.

Digitized by Google

ſtimmt war, ließ ſich dieſen Antrag recht wohlgefallen. Die Aufſicht über das Geſchäffte ſelbſt vertraute er dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg an. Die Zuſammenkunft geſchah zu Neuſtadt. Zuerſt wurde an dem Vergleiche mit dem Herzog Ludewig gearbeitet [b]; aber alle Bemühungen konnten ihn damals nicht zur Vollendung bringen. Der König von Böhmen, der ſchon ſo manchen Frieden geſtiftet hatte, mußte auch jetzt das Beſte thun. Man kam in ſeiner Reſidenzſtadt Prag zuſammen, und Herzog Ludewig wurde ſowol mit dem Kaiſer, als mit dem Markgrafen Albrecht wieder ausgeſöhnt. Die nähern Umſtände dieſes Vergleiches ſind für uns nicht merkwürdig genug [c]. im Aug.

19. Der Churfürſt von der Pfalz hatte zwar ſeine Räthe gleichfalls nach Prag geſchickt; aber der Kaiſer wollte Friedrichen durchaus für keinen Churfürſten erkennen, und Friedrich konnte ſich nicht entſchließen, Diethers Parten zu verlaſſen. Nun konnte zwar der Churfürſt von der Pfalz der Freundſchaft des Kaiſers allenfalls entbehren; aber zwey Churfürſten von Maynz auf Einmal — das ließ ſich doch nicht denken! Man machte zwar noch manchen Verſuch, die beiden Bewerber zu vergleichen; aber keiner von beiden Theilen wollte genug nachgeben. Wer weiß, wie lange dieſer Streit noch dauerte, wenn nicht ein ganz beſondrer Vorfall die beiden Erzbiſchöfe näher zuſammenbrachte. Adolph erhielt ganz unvermuthet ein mit dem churpfälziſchen Siegel verſehenes Schreiben, worin ihm, unter gewiſſen Bedingungen, der wirkliche Beſitz des Erzſtiftes Maynz verſprochen wurde. Dieſe Bedingungen waren aber keine andre, als ein Drittel der Stadt Maynz, imgleichen Pfeddersheim an den Churfürſten von der Pfalz abzutreten, auch die Pfandſchaft, die Diether dem Churfürſten Friedrich eingeräumt hatte, zu beſtätigen. Adolph, der hierauf mit Diethern nicht weit von Maynz perſönlich ſich unterredte, zeigte demſelben die Urſchrift des empfangnen Schreibens vor. Diether erſtaunte, ſeinen bisherigen eifrigſten Vertheidiger von einem ſo großen Eigennutze beſeelt zu ſehen, und — faßte auf der Stelle den Entſchluß, mit ſeinem Nebenbuhler den möglichſt beſten Vergleich zu ſchließen. Beide ſprachen ſich hierauf zu Zeilsheim, einem zwiſchen Höchſt und Hochheim gelegenen Orte. Hier wurde, unter Vermittlung des Landgrafen Heinrichs von Heſſen, ein vorläufiger Vergleich geſchloſſen. Diether verſprach Adolphen das Erzſtift Maynz abzutreten, bedung ſich aber auf ſeine lebenszeit den Beſitz der Städte und Aemter Höchſt, Steinheim und Dieburg aus. Ueberdies mußte ſich Adolph verbindlich machen, nicht nur des Erzſtiftes, ſondern auch Diethers Schulden, die ſich zuſammen auf zwey Millionen Gulden beliefen, zu bezahlen. Zur Sicherheit dieſes Verſprechens ſollte Diethern das Schloß und die Stadt Lahnſtein, nebſt dem daſigen Zolle, eingeräumt werden. Zu dieſem Vergleiche gab Pius II, dem der Erzbiſchof Adolph davon Nachricht gegeben hatte, mit Vergnügen ſeine Einwilligung. Er ſchickte auch einen beſondern Legaten nach Deutſchland, der in ſeinem Namen dem Vertrage die gehörige Feſtigkeit geben ſollte. Dies geſchah zu Frankfurt, wo Diether, in öffentlicher Verſammlung, Adolphen das Churſchwerdt überreichte, wo er dem Titel eines Churfürſten und Erzbiſchofs von Maynz förmlich entſagte, wo er Adolphen durch eine demüthige Verbeugung Friede zwiſchen den beiden Bewerbern um das Erzſtift Maynz. im Oct. am 28ſten.

b) Fugger, S. 711. 713.
c) Fugger, — S. 713. Häberlin, S. 490. 496.

Digitized by Google

als Churfürsten und Erzbischofen anerkannte. Der päbstliche Legat weihete nun ihn und die Seinigen durch das Zeichen des Kreuzes wieder ein, und Kaiser Friedrich — ließ sich alles dieses recht wohl gefallen. Aber der Churfürst Friedrich? — dem war es nicht gleichgültig, vor der Welt für einen ungetreuen Bundesgenossen gehalten zu werden. Er versicherte daher öffentlich, der von Adolphen vorgewiesene Brief sey erdichtet und untergeschoben; er erbot sich, solches vor Fürsten, Grafen und Herren, auf gerichtliche Art zu beweisen; er schickte auch deswegen Gesandten nach Frankfurt, die, als sie nicht vorgelassen oder angehört wurden, durch einen Edelmann vor dem Römer öffentlich ausrufen ließen, daß ihr Herr den erwähnten Brief für falsch und untergeschoben erkläre, und daß er dieses vor Fürsten, Grafen, Freyen, Rittern und Knechten beweisen wolle. Wie es scheint, verlangte aber niemand den Beweis, und Friedrich und Adolph wurden dennoch gute Freunde. Hauptsächlich bewirkte dies der Churfürst Ruprecht von Cöln. Adolph versprach dem Churfürsten Friedrich und den Seinigen die Befreyung vom päbstlichen Banne; auch bestätigte er ihm die Verschreibung auf die Bergstraße, und andre Pfandschaften, die ihm Dither eingeräumt hatte. Im Februar des folgenden Jahres wurde zu Oeringen eine Zusammenkunft gehalten. Hier stellten die kaiserlichen Bevollmächtigten, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und der Reichserbmarschall Heinrich von Pappenheim dem Churfürsten Friedrich ein mit Unterschrift und Siegel versehenes Zeugniß aus, daß er sich, bey der Loslassung der gefangenen Fürsten, die Aussöhnung mit dem Kaiser ausbedungen habe. Dagegen ließ Friedrich von dem Lösegelde der Fürsten, die sich in seiner Gefangenschaft befunden hatten, noch zwanzig tausend Gulden schwinden; er übernahm auch noch die Summe von sieben und siebzig tausend Gulden, welche das Erzstift Maynz den Häusern Baden und Wirtemberg auf die Bergstraße versichert hatte. Und nun näherte sich der Zeitpunct, wo ihm auch der Pabst seine Gnade wiederschenken wollte. Diese Handlung erfolgte zu Worms, wo sich Churfürst Friedrich mit einem Gefolge von dreyhundert Pferden einstellte. Hier sprach ihn der päbstliche Legat feierlich vom Banne los.

im Nov. 1464

im März.

Der Kaiser und der Churfürst von der Pfalz werden noch immer nicht ausgesöhnt.

20. Friedrich hatte sich zwar die Aussöhnung mit dem Kaiser ausbedungen; aber ein so allgemein ausgedrücktes Ausbedingen war so gut wie keins. Hiervon wurde der Churfürst bald durch die Erfahrung überzeugt. Er glaubte nun ganz gewiß, daß ihm der Kaiser seine Einwilligung zur Arrogation seines Bruderssohnes, die er ihm bisher verweigert hatte, nicht länger versagen würde. Er glaubte dies um so eher, weil der nunmehr sechszehnjährige Philipp seines Oheims Gesuch mit einem eigenhändigen Bittschreiben an den Kaiser begleitete; er glaubte es endlich auch deswegen, weil ihm der Kaiser durch seinen Minister schon einige Hoffnung hatte machen lassen. In dieser angenehmen Erwartung schickte er nun eine besondre Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof. Aber der Kaiser verlangte erst noch eine Geldsumme, die er nächstens genauer bestimmen wollte; auch äußerte er die Vermuthung, daß des Oheims Ansehn auf des Neffens Bittschreiben einigen Einfluß möchte gehabt haben. Der letzte Zweifel wurde nun dadurch gehoben, daß einige sächsische Räthe sich zum Churprinzen Philipp nach Heidelberg begaben, und ihm, getrennt von seinem Oheim, nochmals eine Erklärung seiner Gesinnungen abforderten. Alles

1465

dieses

Digitized by Google

dieſes aber machte auf den Kaiſer und ſeine Miniſter keinen Eindruck. Des Churfürſten Friedrichs Geſandten, die er nun, voll geſtärkten Vertrauens, zum zweytenmal an den kaiſerlichen Hof ſchickte, genoſſen nicht einmal die Ehre, mit der Urſache der kaiſerlichen Verweigerung bekannt gemacht zu werden. Ja der Kaiſer vergrößerte dieſe Beleidigung noch dadurch, daß er durch ſein Hofrathscollegium den 1466
Grafen von Leiningen in ſeiner unbefugten Klage gegen den Churfürſten begünſtigen ließ. Der Churfürſt beklagte ſich hierüber in einem öffentlichen Umlaufsſchreiben an die Reichsfürſten, und die Wiederherſtellung der Freundſchaft zwiſchen ihm und dem Kaiſer war alſo ſo geſchwind noch nicht zu erwarten [f]).

21. Der Krieg, welcher ſeit einigen Jahren das weſtliche Deutſchland um Ruhe und Sicherheit brachte, war nunmehr geendigt, und die Fehde in Oeſtreich, die zur Beſchleunigung ſeines Endes Gelegenheit gegeben hatte, hörte endlich auch, aber nicht eher, als mit Erzherzog Albrechts Tode auf. Vorher ſpielte derſelbe noch eine ſehr unruhige und gewaltthätige Rolle. Wir verließen ihn oben, wie er die Befriedigung aller ſeiner Begierden zum Hauptgeſchäffte machte. Hierdurch wurde ſeine Caſſe auſſerordentlich erſchöpft, und ſeine gewöhnliche Einnahme wollte zu ſo ungewöhnlichen Ausgaben nicht hinreichen. Jetzt verlangte er von den Wienern eine neue Steuer. Zum Vorwande diente ihm die Befriedigung der Kriegsleute, welche die Gegend um Wien noch unſicher machten. Als die Wiener dieſes nicht glauben, und ihm folglich nichts geben wollten, ließ er in die Häuſer einiger Bürger, die er für des Kaiſers Anhänger erklärte, gewaltſamer Weiſe einbrechen, und ihnen ihre Koſtbarkeiten wegnehmen. Andre hatten noch ein ſchlimmeres Schickſal. Man hieb ihnen, als Meineidigen, die Finger ab, und jagte ſie aus dem Lande, um ihnen ihr Vermögen gleichſam unter dem Scheine des Rechts zu entziehen. Jetzt glaubten die kaiſerlichen Räthe und Kriegsoberſten den Zeitpunct, wo ſie die Wiener vom Erzherzog Albrecht abwendig machen könnten, erſchienen. Sie ſuchten in dieſer Abſicht den Bürgermeiſter Holzer auf ihre Seite zu ziehen, und dies koſtete ihnen bey einem Manne, deſſen Treue der Geldbegierde ſo gewaltig unterlag, nur wenig Mühe. Noch ein andres Werkzeug, dem Kaiſer wieder zum Beſitze der Stadt Wien zu verhelfen, war der Probſt Georg von Presburg, der ſich damals zu Wien aufhielt; ein ſolcher Meiſter in der Verſtellungskunſt, daß er, dem Kaiſer noch immer mit Treue zugethan, Erzherzog Albrechts Zutrauen dennoch in hohem Grade ſich erwarb. Dieſem ſoll nun der Kaiſer unter der Bedingung, ihm Wien zu verſchaffen, ſechs tauſend Gulden verſprochen haben. Er ließ ſich auch deswegen mit Holzern in öftre Unterredungen ein. Endlich verſprach ihm derſelbe, die Viertel- und Zunftmeiſter zu gewinnen. Zur Unterſtützung ihres Vorhabens, dem Kaiſer den Beſitz der Stadt zu verſichern, brauchten ſie aber Mannſchaft. Hierzu wählten ſie vier hundert Reiſige, die nicht weit von der Stadt ſich niedergelaſſen hatten. Holzer wußte es durch allerley ſchlaue Mittel dahin zu bringen, daß der gröſte Theil der Rathsverſammlung das Einrücken der Reiſigen bewilligte, um gegen des Erzherzogs Albrechts tyranniſche Abſichten geſichert zu ſeyn, und alles dieſes geſchah, indem ſich Albrecht ſelbſt zu Wien befand. Lange konnte ihm alſo der Vorfall nicht verborgen bleiben. Aber auf Einmal erblickte er ſich in einer verzweiflungsvollen

Neue Unruhen zu Wien.

f) Häberlin, S. 501/511.

lage, ſah er ſich in der Gefahr, in der Burg, der es damals an gehöriger Feſtigkeit und an hinlänglichem Vorrathe von Lebensmitteln fehlte, eingeſchloſſen zu werden. In dieſer Noth gab ihm einer von ſeinen Miniſtern den glücklichen Rath, das gemeine Volk zum Beyſtande aufzufordern. Er rechnete dabey auf deſſelben Ergebenheit für den Herzog, und er hatte Recht. Sobald die Bürger von Wien des Fürſten Gefahr und Holzers Verrätherey erfuhren, ließen ſie ſich durch keine Vorſtellungen abhalten, die vier hundert Reiſigen und Holzern ſelbſt in Verhaft zu nehmen; den letztern, der ſich durch die Flucht rettete, bekamen ſie jedoch erſt am dritten Tage in ihre Hände. Beym erſten Verhör erklärte Holzer ganz trotzig: man könne ihn keines Verbrechens überführen, an welchem der Erzherzog nicht Antheil gehabt habe. Selbſt auf der Folterbank geſtand er nichts, als was er unmöglich leugnen konnte, entdeckte er auch nicht Einen von ſeinen Mitbrüdern. Es wurden aber doch verſchiedene derſelben eingezogen, und enthauptet. Holzer ſelbſt wurde gevierttheilt. Ein ſolches Schickſal hatte ein Mann, dem die Natur zu vielen Ehrgeiz verlieh [g]).

Erzherzog Albrechts Tod.

22. Daß durch dieſen ſchrecklichen Auftritt die Einigkeit zwiſchen dem Erzherzog Albrecht und ſeinem Bruder nicht wieder hergeſtellt wurde, das wird man leicht vermuthen. Der päbſtliche Legat, verſchiedene Fürſten und Landherren, beſonders aber die Kaiſerin Eleonore und die Markgräfin von Baden, die Schweſter der beiden Fürſten, ſparten keine Mühe, das Ende des Bruderkrieges zu beſchleunigen; ſie fanden ſie aber durch Albrechts unbiegſamen Character immer vereitelt [h]). Doch wurde Albrecht auch von böſen Rathgebern aufgehetzt. Da er die ſchlimmen Folgen ihrer Rathſchläge endlich ſehr deutlich gewahr wurde, ſo flößte ihm dieſe Entdeckung gegen alle ſeine bisherigen Vertrauten Mißtrauen ein, und nun kam es ſo weit, daß er ſeine treueſten Diener fortjagte, daß, ſeiner Meynung nach, niemand vor ihm, und er vor niemand, ſicher war. Unter andern traf dieſes Schickſal Leopolden von Hohenberg, ſeinen bisherigen Kanzler, der des Kaiſers Dienſte verlaſſen hatte, um an Albrechts Hofe ſich deſto höher zu ſchwingen. Dieſer ſuchte aus Rache die Wiener gegen ihn aufzuwiegeln; ſein Anſchlag aber wurde verrathen. Indeſſen ſchwächte Albrecht ſeine Partey dadurch immer mehr, daß er verſchiedenen von den vornehmſten Landherren ſeine Gnade entzog. Dieſe ſahen ſich dadurch bewogen, mit dem Kaiſer ſich wieder auszuſöhnen. Aber ſelbſt die gemeinen Bürger der Stadt Wien wurden der langwierigen Fehde, die ſo manchen Nachtheil und ſo manches Ungemach über ſie verhängte, endlich ſo überdrüſſig, daß ſie Albrechten auf das dringendſte erſuchten, die Friedensvorſchläge ſich gefallen zu laſſen. Ihre dringenden Bitten wären aber vielleicht noch lange vergeblich geweſen, wenn nicht
am 2. Dec. der Tod den landverderblichen Unternehmungen Albrechts unvermuthet Grenzen geſetzt hätte. Wahrſcheinlich hatte Unmäßigkeit die Zerſtöhrung ſeiner Geſundheit beſchleunigt. Vielleicht würde er, wenn ihn ſein Schickſal nicht der Nachkommenſchaft beraubte, ſowol für dieſe, als für ſeine Caſſe beſſer geſorgt haben. So aber beklagte ihn niemand [i]). Am wenigſten aber hatte ſein Bruder der Kaiſer hierzu
1464 Urſache. Die Wiener und die Landherren waren jetzt froh, daß er ſie wieder zu Gnaden

g) Fugger, S. 713-717.
h) Fugger, S. 727-729.
i) Fugger — S. 732.

Digitized by Google

Gnaden annahm, und ſein Bruder Siegmund ſchenkte ihm noch dazu ſein Drittel an Oeſtreich. Er that es deswegen, weil er aus dieſem lande ohnedies wenig Einkünfte zog, und weil er den Frieden liebte [1]). Dafür föhnte ihn aber der Kaiſer mit dem Pabſte wieder aus.

23. Der Streit, der dem Erzherzog des Pabſtes Ungnade zuzog, gereicht der Denkungsart deſſelben zur großen Ehre. Der Pabſt Nicolaus V. drang dem Hochſtifte Brixen den berühmten Nicolaus von Cuſa, einen Trierer von niedriger Herkunft, aber von ausgezeichneter Gelehrſamkeit, auf. Den Erzherzog Siegmund, den Schutzherrn des Stiftes Brixen, verdroß dieſes um ſo mehr, weil ihm ſein Rath, Leonhard Wißmayer, Pfarrer zu Tyrol, hatte nachſtehen müſſen. Siegmund wollte es daher dem neuen Biſchof auch nicht verſtatten, unter dem Vorwande von Annaten, Ablaß und andern dergleichen Namen, für den päbſtlichen Hof Geld in Tyrol einzuſammeln. Dafür drückte ihn de Cuſa auf eine andre Art. Er nahm der Mark Mautern den Zoll am Lueg, das Salzpfannhaus zu Hall im Innthal, und das Silberbergwerk in Tyrol in Anſpruch. Dieſe Güter machten, wie er behauptete, alte Lehnſtücke ſeines Hochſtiftes aus, und Siegmund hatte um die Verleihung derſelben noch nicht angeſucht. Da ihm nun Siegmund dieſes nicht zugeſtehen wollte, ſo verklagte er ihn bey dem Pabſte, der ihn vor die Verſammlung zu Mantua vorlud. Siegmund erſchien mit einem anſehnlichen Gefolge. Sein 1459
Rath, Gregorius Heimburg, vertheidigte ſeine Sache vortrefflich, und der Pabſt und die Cardinäle gaben ſich vergeblich alle Mühe, des Erzherzogs Standhaftigkeit zu erſchüttern. Da nun Cuſa ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen ihn immer fortſetzte, ſo wurde er endlich darüber ſo aufgebracht, daß er ihn in ſeinem Schloſſe Brauneck belagerte. Das Schloß mußte ſich ergeben, und er bekam den unruhigen 1460
Biſchof in ſeine Gewalt [1]). Nun ſetzte er ihn zwar nach einiger Zeit wieder in Freyheit; aber Cuſa konnte die empfindliche Kränkung, die ſeinem Stolze widerfahren war, ſo leicht nicht vergeſſen. Er ſtellte das Ungemach der ausgeſtandenen Gefangenſchaft dem Pabſte ſo rührend vor, daß dieſer aus großem Unwillen über den Erzherzog die Eidgenoſſen gegen ihn zum Kriege reizte. Dieſe hatten zur Fehde gegen denſelben ſchon ohnedies Urſache; ſie fielen alſo, ohne ſich lange zu bedenken, in das Thurgau ein, und nahmen es endlich ganz in Beſitz. Herzog Ludewig der Reiche von Landshut und die Biſchöfe von Baſel und Coſtniz vermittelten aber einen Frie- 1461
den. Die Eidgenoſſen behielten alles, was ſie erobert hatten. So geſchwinde war aber die Freundſchaft zwiſchen dem Erzherzog und dem Pabſt nicht wieder hergeſtellt. Pius II. hatte den Erzherzog, der ſich auf den Ausſpruch des künftigen Pabſtes oder eines Concils berief, in den Bann gethan, und ihn vor ſeinen Richterſtuhl geladen. Das Schickſal, aus der chriſtlichen Gemeine gebannt zu werden, traf auch ſeinen vortrefflichen Miniſter Heimburg, der ihn ſowol mündlich als ſchriftlich mit dem größten Nachdrucke vertheidigte. Kurz, der Pabſt verlangte vom Erzherzog zu viele Demüthigung, und der Erzherzog war der Meynung, er könnte ſich nicht wenig genug demüthigen. Deſto bereitwilliger war ſein Bruder, der Kaiſer; beſonders, wie er ihm ſeinen Antheil an Oeſtreich geſchenkt hatte. Er ſte-

hete

1) Fugger, S. 734. 739. 1) Fugger, S. 663. Häberlin, S. 394.

hete nicht nur durch Briefe den Pabst um die Begnadigung seines Bruders an; er erniedrigte sich, wie man erzählt, sogar bis zu dem Grade, daß er sich vor dem päbstlichen Legaten an seinem Hofe auf die Knie warf, und daß er nicht eher aufzustehen erklärte, als bis er ihm die Absolution für seinen Bruder zugesagt hatte m).

Sechster Abschnitt.

Neue Händel zwischen dem Pabste und dem König von Böhmen, zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von der Pfalz, zwischen Brandenburg und Pommern u. a. m.

1.

Abermalige vergebliche Berathschlagungen wegen eines Türkenzuges.

Daß nun während dieser Kette von Fehden weder die deutschen Fürsten, noch der Kaiser, an den Zug gegen die Türken recht ernstlich denken konnten, das wird man sehr begreiflich finden. Die deutschen Fürsten, Grafen und Herren, in welchen das kriegerische Blut wallte, brauchten, es abzukühlen, nicht erst gegen die Türken zu ziehen; sie hatten in ihrem Vaterlande selbst hierzu Gelegenheit genug. Als nun alle diese Fehden beygelegt waren, da sah sich mancher rüstige Ritter nach einem neuen Feinde um, und da mochte ihm wol einmal der Einfall kommen, mit den Türken, deren Thaten das Gerücht wie gewöhnlich vergrößerte, eine Lanze zu brechen. Auch der Kaiser Friedrich erinnerte sich nunmehr an dasjenige, was er, in Rücksicht der Türken, dem Könige von Ungern und dem Pabste versprochen hatte. Er erinnerte sich daran um so lebhafter, weil Pius gerade damals alles Mögliche in Bewegung setzte, ein großes Heer von Christen gegen die ungläubigen Muhamedaner, die in Europa immer weiter vordrangen, zu versammeln. Er hatte in dieser Absicht eine neue Kreuzbulle in der Christenheit herumgeschickt; er erbot sich sogar, dem Kreuzzug in eigner Person beyzuwohnen. Zum Sammelplatze der Kreuzfahrer bestimmte er die Stadt Ancona. Seine Aufmunterungen thaten zum Theil ihre Wirkung. Der Kaiser forderte die Reichsfürsten zum Kreuzzuge auf. Diese fühlten sich hierzu aber weniger geneigt, als die Bürger der Reichsstädte. Nur allein aus der Stadt Augsburg zogen in drey Abtheilungen auf zwölf hundert Mann fort. Von wohlhabenden Bürgern wurden sie mit Geld und Kleidung, und vom Stadtrathe mit Gewehr versehen. Vor ihrem Auszuge mußten sie erst im dasigen Barfüßerkloster zur Beichte gehen, und sodann, allemal drey in einem Gliede, nach der Domkirche sich begeben, um daselbst das h. Abendmahl zu empfangen. Nun hielt der Weihbischof eine Rede an dieselben, nähete ihnen, als Rittern Christi, das rothe Kreuz auf den Rock, bestrich sie mit dem Heiligthum der Marter Christi, und ermahnte sie, ihr Blut in Christi Namen bereitwillig zu vergießen. Von da gingen sie, in voriger Ordnung, nach der Ulrichskirche, wo der dasige Abt sie noch einmal

m) Häberlin, S. 512. 515.

einmal vermahnte und einsegnete. Sie zogen hierauf nebst noch manchen andren Deutschen nach Ancona. Aber diese waren mit Gewehr und Rüstung so übel versehen, daß der Pabst, den seine Kränklichkeit ohnedies schon übellaunig machte, sie wieder nach Hause schickte n). Da nun vom König von Frankreich und vom Herzog von Burgund statt Mannschaft Entschuldigungsbriefe ankamen, so machte der Verdruß, seinen eifrigen Entwurf ganz vereitelt zu sehen, auf des Pabstes kranken Körper einen so zerstöhrenden Eindruck, daß er das Ende seines Lebens beschleunigte o). Sein Nachfolger war Paulus II. Dieser machte sich gleichfalls eine wichtige Angelegenheit daraus, den Feldzug gegen die Türken zu betreiben. Sein Legat gab sich deswegen auf einem Reichstage, der zu Nürnberg gehalten wurde, alle Mühe. Des Kaisers Bevollmächtigte unterstützten ihn lebhaft. Der Kaiser erbot sich sogar, so lange dieser Zug dauerte, weder Zoll noch Mauth in seinen Erbländern zu fordern, und der König von Ungern versprach den gegen die Türken ziehenden Deutschen die an der türkischen Gränze liegenden Festungen einzuräumen. Nach vielen fruchtlosen Berathschlagungen wurde endlich der Schluß gefaßt, im künftigen Frühjahre wenigstens ein Heer von zwanzig tausend Mann nach Ungern zu schicken. Aber anstatt daß diese Mannschaft im folgenden Jahre wirklich ins Feld rückte, wurden vielmehr noch zwey Versammlungen gehalten, welche den Fortgang der Sache noch immer nicht beförderten. Auf der ersten bestätigte man den im vorigen Jahre gefaßten Schluß. Sodenn wurde wegen der Büchsen und des Zeugs, aber wegen der Kanonen, des Pulvers und der übrigen Kriegsbedürfnisse, die jeder stellen sollte, ein Anschag gemacht. Aber eben dieser Anschlag erzeugte neue Uneinigkeit. Bald glaubte sich einer hier, bald einer dort zu hoch angesetzt. Den meisten war überhaupt an der Befestigung des landfriedens ganz vorzüglich gelegen. Man schlug in dieser Absicht Deutschlands Eintheilung in sechs Kreise, und ein kaiserliches Gericht von vier und zwanzig Beysitzern, und an deren Spitze einen kaiserlichen Richter, vor. Dieser Entwurf zur Befestigung des landfriedens hatte aber nicht das Glück, dem Kaiser zu gefallen. Man vereinigte sich also am Ende in weiter nichts, als die Beobachtung eines fünfjährigen landfriedens durch eine scharfe Verordnung anzuempfehlen, und man glaubte recht viel gethan zu haben, daß man die Einschränkungen, welche die goldne Bulle und die frankfurthische Reformation verstattete, für ungültig erklärte p). So bekamen also die Türken noch immer keinen Feind aus Deutschland zu sehen!

1466

1467

im Aug.

2. Sonderbar genug, daß gerade der Pabst, der den Türkenzug am eifrigsten betrieb, ihn auf der andern Seite am meisten hinderte! Der König von Böhmen, Georg von Podiebrad, dachte nicht so catholisch, als es der Pabst von ihm verlangte. Er konnte sich durchaus nicht entschließen, den Genuß des Kelches aufzugeben. Selbst die Ermahnungen der zu Eger versammelten Reichsfürsten hatten seine Gesinnungen nicht umstimmen können. Er berief sich auf die Erlaubniß der Basseler Kirchenversammlung, welche die Päbste bestätigt hatten. Er hatte jedoch den böhmischen Herren bey seiner Krönung versprochen, die catholische Religion

Uneinigkeit zwischen dem Pabst und dem König von Böhmen. (1461)

n) Zugger, S. 740.
o) Häberlin, S. 520.
p) Häberlin, S. 556. 569.

Digitized by Google

gion im Reiche aufrecht zu erhalten, und keine Ketzer in demselben zu dulden. An dieses Versprechen erinnerten ihn nun die Herren; er verbannte, ihnen Gnüge zu leisten, die Taboriten, Adamiten und andre Secten aus dem Lande, und gebot bey Strafe des Feuers allen Einwohnern Böhmens, zur catholischen Kirche, entweder unter einer, oder unter beiden Gestalten, sich zu bekennen. Bald wendeten sich aber die böhmischen Herren mit einem neuen Gesuch an ihren König. Sie verlangten nichts weniger, als daß er die Compactaten entweder aufheben, oder vom Pabste aufs neue bestätigen lassen möchte. Zur Aufhebung derselben konnte er sich, weil er ihre Behauptung einmal angelobt hatte, unmöglich entschließen. Er schickte also eine Gesandtschaft nach Rom, an deren Spitze sich der Kanzler des Königreichs, Procop von Rabenstein, befand. Ihren Redner machte der berühmte Wenzel Koranda. Dieser suchte die Nothwendigkeit der Bestätigung der Compactaten in einer weitläuftigen lateinischen Rede zu beweisen. Aber der Pabst, der diesen Beweis gar nicht verlangte, wollte sie so wenig bestätigen, daß er vielmehr auf deren Aufhebung drang. Diese Aufhebung durchzusetzen, erschien auch nunmehr ein päbstlicher Legat in Böhmen. Der König versammelte die Stände nach Prag. Er erklärte gegen den Legaten, Fantino de Valle, daß er sich sehr über den Pabst wundre, wie er die Aufhebung der Compactaten, die der schrecklichen Zerrüttung des böhmischen Staates ihr Ende bestimmt hätten, die von der Kirchenversammlung zu Basel und von dem Pabste Eugen bestätigt worden wären, verlangen könne. Fantin hielt hierauf eine lange Rede, worin er dem Könige beifende Vorwürfe machte. Er beschuldigte ihn unter andern, daß seine Handlungen mit seinen Worten nicht übereinstimmten. Die böhmischen Herren und Ritter fanden seine Ausfälle auf den König so beleidigend, daß sie ihn, wenn der König seine Entfernung nicht anbefohlen hätte, ihren Unwillen ganz gewiß würden haben empfinden lassen. Am folgenden Tage aber wurde er in Verhaft genommen, und auf das Schloß Podiebrad gebracht, wo er sich elf Wochen hindurch mit Wasser und Brod begnügen mußte. Daß aber Georg den Fantin mit so wenig Schonung behandelte, dazu hatte er noch eine besondre Ursache. Er war vorher sein Geschäftsbesorger in Rom gewesen, hatte aber nicht zu seinem, sondern zu des Pabstes Vortheil gearbeitet *).

1463 Der Pabst läßt wider den K. Georg einen Kreuzzug predigen.

3. Georg zog hierauf nach Oestreich, um den Kaiser mit seinem Bruder und den Wienern wieder auszusöhnen. Nach seiner Rückkunft ließ er den Fantin wieder in Freyheit setzen, und mit aller Achtung bis nach Regensburg bringen. Dadurch war aber der Pabst, der durch Verhaftnehmung seines Legaten sein Ansehn außerordentlich gekränkt glaubte, nichts weniger als besänftigt. Er beschloß vielmehr eine Rache, die nicht eher, als mit Georgs Untergang sich endigen sollte. Den Anfang ihrer Ausübung machte er mit einer Bulle, wodurch er die von der Baseler Kirchenversammlung den Böhmen verliehenen Vorrechte und Freyheiten für ungültig erklärte. Der weise Georg, der die schlimmen Folgen dieser päbstlichen Ungnade vorausah, suchte den Pabst in einem Schreiben durch allerley Vorstellungen zu besänftigen. Allein die Erbitterung des Pabstes wuchs jetzt immer mehr. Georg wurde nun hintereinander für einen Ketzer erklärt, in den Kirchenbann gethan,

*) Pelzel, S. 450–454.

Digitized by Google

chan, und vor den päbstlichen Richterstuhl geladen. Als er nicht erschien, kam er mit den Türken in Eine Classe. Es wurde nun eben so gut wider ihn, als gegen die Türken das Kreuz gepredigt. Allein der Kaiser und die Reichsfürsten, die der zornige Pabst zum Krieg gegen den König von Böhmen aufforderte, waren vernünftig genug, ihm zu antworten, daß eine Kreuzfahrt gegen die Türken weit rathsamer sey, und daß man dem tapfern König Georg lieber die Anführung des Heeres gegen die Erzfeinde der Christenheit antragen sollte. Das Misvergnügen, seinen Wunsch vereitelt zu sehen, nahm Pius II. mit ins Grab. Paulus II. betrieb die Verfolgung gegen den König von Böhmen mit dem unchristlichsten Eifer. Er ermahnte alle seine Vasallen und Unterthanen, ihm Treue und Gehorsam aufzusagen. Wirklich gelang es ihm, den Hynko Krußina von lichtenburg, einen mächtigen böhmischen Herrn, zur Empörung zu reizen. Zwar wurde diese wieder unterdrückt; nun erschien aber der Bischof von Breslau, ein Bruder des mächtigen Johann von Rosenberg, in Böhmen, und brachte es in einer Versammlung der catholischen Herren dahin, daß man bey dem Könige auf die Aufhebung der Compactaten antragen sollte. Während der Zeit verbreitete sich auch noch ein Gerücht, welches alle Freundschaft zwischen dem Könige und den catholischen Ständen völlig zerstöhrte. Dieses Gerücht sagte nemlich, man hätte beschlossen, den König zu ermorden, und den Erzherzog Maximilian an dessen Stelle auf den Thron zu setzen. Zugleich fuhr Paulus II. mit seinem Processe gegen den König von Böhmen fort. Er erklärte alle seine Anhänger für Gebannte, für Ketzer, lud ihn zur Verantwortung nach Rom, sprach seine Vasallen und Städte durch besondre Schreiben von der ihm zugeschwornen Treue los, und ernennte den Zdenco von Sternberg zum Oberfeldherrn des Heeres, welches den Kreuzzug gegen ihn ausführen sollte. Hierdurch entstanden in Böhmen große Bewegungen. Georg befürchtete Aufruhr und bürgerlichen Krieg. Zweymal suchte er sich in weitläuftigen Schreiben an den Pabst zu entschuldigen; alle Könige von Europa und alle deutsche Reichsfürsten bat er, sich bey dem Pabst für ihn zu verwenden. Es langten jetzt Vorstellungen über Vorstellungen bey dem Oberhaupte der Kirche an. Aber gegen alle dieselben blieb der stolze Paulus taub und gefühllos. Sein Verfolgungsgeist wüthete ohne Schranken. Die catholischen Stände des Königreichs Böhmen wollten sich mit Georgen vergleichen; allein der päbstliche Nuntius drohete ihnen, wenn sie die Unterhandlungen mit demselben nicht sogleich abbrechen würden, mit dem Banne. Ihre Versammlung zerstreuete sich also wieder, und der Nuntius glaubte, indem er den Frieden eines Landes so gewaltsam gestöhrt hatte, eine schöne That begangen zu haben. Er brachte es wirklich so weit, daß die meisten catholischen Herren und Städte in Böhmen, Mähren und der Lausitz ihre Ergebenheit entzogen. Zu Pilsen und Budweis wurden, nach jedem Gottesdienste, auf ein gewisses Zeichen mit einer besondern Glocke, alle Lichter in der Kirche ausgelöscht, und Georg ist ein Ketzer, überlaut gerufen.

1464

1465

im Apr.

4. Jetzt wiederholte man in Böhmen alle die schrecklichen Auftritte des Hussitenkrieges; ja man wiederholte sie mit verstärkter Wuth. Auf Veranstaltung des Pabstes, welcher wider die Böhmen einen Kreuzzug predigen ließ, fiel das Kriegsvolk, welches gegen die Türken hatte ausziehen sollen, in Böhmen ein. Es rück-

Er bemüht sich, ihm Feinde zu machen.

rückte von zwey Seiten ins Land, erfüllte es überall mit Leichen und Aschenhaufen, vereinigte sich sodenn bey dem Schlosse Riesenberg hinter Klattau, und lagerte sich
im Sept. auf hohe Berge. Des Königs Feldherren und die Mannschaft einiger patriotischen Städte griffen es hier mit vieler Tapferkeit an, sagten es nach einem Gefechte, das vom Morgen bis zum Abend dauerte, aus seinen Verschanzungen heraus, verfolgten es bis an die Thore von Teinitz, und hieben von demselben so viel nieder, daß die Ebene bey Teinitz ganz mit Erschlagenen bedeckt, daß die Bäche, welche der Tauß zufließen, mit Blut gefärbt waren. Der Pabst gerieth über die Niederlage
im Dec. seiner Kreuzarmee dergestalt in Zorn, daß er den Bann gegen den König Georg erneuerte, daß er ihm, als einen hartnäckigen Ketzer, alle seine Macht und seine Würde absprach. Allein man hatte, sagt Herr Pelzel, schon damals in Böhmen so viel Verstand r), einzusehen, daß die Macht, Könige abzusetzen, dem Pabste nicht zukomme. Indessen mehrten sich Georgs Feinde von einem Tage zum andern. Er hatte nicht allein mit Kreuztruppen, sondern auch mit unruhigen Vasallen zu kämpfen. Selbst sein Schwiegersohn, der König Matthias von Ungern, selbst der Monarch, der ihm seine Krone verdankte, ließ sich durch das eitle Versprechen des Pabstes, König von Böhmen zu werden, zu Feindseligkeiten gegen seinen ehemaligen Wohlthäter verleiten. Wegen des Kaisers war Georg auch noch nicht ganz sicher. Auf seine catholischen Vasallen und Unterthanen konnte er sich nicht verlassen. Bey solchen Umständen blieb ihm weiter nichts übrig, als die aus
1467 Böhmen verjagten Taboriten wieder herbeyzurufen. Im folgenden Frühjahre theilte er sein Kriegsvolk, welches meistens aus alten wohlgeübten Kriegern bestand, in drey Haufen; über zwey derselben vertraute er seinen beiden Söhnen, Victorin und Heinrich, die Aufsicht an; den dritten, welcher größtentheils aus böhmischen Rittern bestand, behielt er unter seinem eignen Befehle. Während dieser Zeit er-
im März. neuerte der päbstliche Legat zu Breslau den Bann über den König Georg, und sprach ihm alle seine Rechte auf die böhmische Krone ab. Der König versammelte hierauf die Domherren des Prager Schlosses, einige Prälaten, die Landesofficiere und andre böhmische Herren auf das Rathhaus in der Altstadt Prag, und berathschlagte sich mit ihnen, was in dieser Sache zu thun sey. Diese Versammlung gab ihm nun den patriotischen Rath, sich darauf zu berufen, daß der Pabst übel berichtet sey, und würde derselbe ferner bey seinem Zorne verharren, so sollte er an eine allgemeine Kirchenversammlung appelliren.

König Georg vertheidigt sich muthig. 5. Georg rückte nun, mit neuem Muthe belebt, gegen die böhmischen Herren, die ihm untreu geworden waren, ins Feld. Hauptsächlich kehrte er seine Waffen gegen Zdenko von Sternberg. Er nahm demselben eine ganze Menge Städte und Schlösser weg, und sein Feldherr, Johann von Rosenberg, belagerte schon Neuhaus, seinen letzten Zufluchtsort, und er würde diesen Ort wahrscheinlich erobert, und durch Sternbergs Gefangennehmung das Ende des Krieges auf Einmal befördert haben, wenn ihn der päbstliche Legat nicht mit dem Banne bedrohet hätte. Er schloß daher mit Sternbergen einen dreymonatlichen Waffenstillstand, und begab sich zum Könige nach Prag, der sich glücklich schätzen mußte, daß er ihm, als ein Catholik, seine Treue noch nicht völlig aufkündigte. Der päbstliche Legat bedien-

r) Doch nur zum Theil.

bediente ſich der Drohung mit dem Bannſtrahle auch noch ferner, Georgs Freunde zu vermindern. Beſonders glückte ihm dieſes bey den Geiſtlichen. Die Biſchöfe von Breslau und von Olmütz kündigten dem König nicht nur ſelbſt allen Gehorſam auf, ſondern ſie ſchloſſen auch mit verſchiedenen Städten und Herren eine Verbindung, die nicht eher aufhören ſollte, als bis der Pabſt einen andern König von Böhmen würde ernennt haben. Indeſſen blieben doch noch manche mächtige catholiſche Herren dem König treu. Deſto weniger durfte ihm alſo vor den Feindſeligkeiten, welche ſich ſeine Feinde erlaubten, bange ſeyn. Der Biſchof von Breslau, der mit einem Haufen Breslauer und andern Kriegsvolke ins Feld zog, hatte ſchlechtes Glück. Er bemächtigte ſich zwar der beiden Städte Münſterberg und Frankenſtein; der königliche Prinz Heinrich, den noch einige Brandenburger und Meißner verſtärkt hatten, ſchlug aber ſeine Reiterey in die Flucht; das Fußvolk wurde theils niedergehauen, theils gefangen, und alle Kriegsmaſchinen, vier hundert an der Zahl, fielen dem Sieger in die Hände. Ein andrer Haufe Breslauer, vier tauſend Mann ſtark, erlitt bey Frankenſtein eine Niederlage. Der Biſchof, den das vergoſſene Blut der Chriſten ſchmerzte, ermahnte den Pabſt und ſeinen Legaten auf das ernſthafteſte zum Frieden, und da ſeine Ermahnungen keinen Eindruck machten, ſo kränkte ihn dieſes ſo ſehr, daß er nicht lange hernach ſein Leben endigte. Seine Würde erhielt der päbſtliche Legat Rudolph. Indeſſen war aber auch ein Haufe von Kreuztruppen aus Bayern eingedrungen. Dieſe jagte der König ſelbſt wieder zum Lande hinaus.

Der Kaiſer und der König von Ungern werden Georgs Feinde.

6. Auf dem nürnbergiſchen Reichstage dieſes Jahres, auf dem man ſich über den Türkenzug berathſchlagte, verſprachen Georgs Geſandten, daß die böhmiſche Nation den ſiebenten Mann gegen die Türken ſtellen wollte. Die Reichsfürſten waren mit dieſem Anerbieten außerordentlich zufrieden. Der päbſtliche Legat Fantin, der erſte Urheber der Unruhen in Böhmen, erklärte aber ohne allen Scheu, der König von Böhmen wäre ein Ketzer, und man ſollte lieber gegen ihn ein Kreuzheer aufbieten. Aber dieſen unchriſtlichen Antrag misbilligten alle Anweſenden, und erklärten, daß ſie gegen die Böhmen durchaus kein Kriegsvolk hergeben würden. Nur die Bevollmächtigten des Kaiſers, dem Georg doch manchen Dienſt erwieſen hatte, ſtimmten dem Legaten bey. Georgen befremdete dieſes nicht wenig. Er ſchrieb ihm einen Brief, worin er ihm die lebhafteſten Vorwürfe machte, und ihm ſeine Freundſchaft aufſagte. Er rächte ſich aber auch noch auf andre Art. Der Kaiſer war ihm noch die vierzig tauſend Gulden ſchuldig, die er ihm vor zwey Jahren, als er ihn von der Belagerung der Burg zu Wien befreyte, verſprochen hatte. Dieſe ließ er ſich nun durch einen beſondern Geſandten ausbitten; ihm die Auszahlung derſelben zu verweigern, hatte aber Friedrich allerley Ausflüchte *). Unter ſolchen Umſtänden war ein Krieg zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Böhmen ganz unvermeidlich. Auch nahm der böhmiſche Prinz Victorin zu Anfang des folgenden Jahres einen Streifzug nach Oeſtreich vor. Weil nun die deutſchen Reichsſtände mit dem böhmiſchen Krieg durchaus nichts zu thun haben wollten, ſo ſchloß der Kaiſer mit dem König Matthias von Ungern eine Verbindung. Er verſprach demſelben das Königreich Böhmen, wenn er es nemlich erobern würde. Ei-

*) Fugger, S. 746.

Digitized by Google

ner so reizenden Aussicht opferte Matthias Dankbarkeit und Freundschaft auf, und rückte, sobald er ein ansehnliches Heer beysammen hatte, nach Mähren. Um es zu vertheidigen, eilte der Prinz Victorin aus Oestreich herbey. Die Macht der Feinde war ihm aber so überlegen, daß er in dem Schlosse Trzebitz seine Zuflucht suchen mußte. Aber auch dieses belagerten die Ungern, nachdem sie die dabey liegende Stadt abgebrennt hatten. Jetzt eilte aber der König Georg seinem bedrängten Sohne aus Böhmen zu Hülfe; auch der älteste Prinz Heinrich zog zu seinem Entsatze aus Schlesien heran. Ehe aber diese doppelte Hülfe anlangte, hatte sich der muthige Victorin mit einigen tausend Mann durchgeschlagen. Der König Georg rückte, mit dem Prinzen Heinrich vereinigt, dem König Matthias näher. Er bot demselben ein Treffen an; Matthias zog sich aber bis an die ungrische Gränze zurück, und verschanzte sich so tief er konnte. Georg lagerte sich ihm gegenüber. Nur die Teya schied beide Lager. Keiner griff den andern an, und diese Stellung dauerte einen ganzen Monat hindurch. Indessen pflog man Friedensunterhandlungen, und beide Könige hielten deswegen am Ufer des Flusses öftre Unterredungen. Den guten Erfolg derselben vereitelte aber der päbstliche Legat Laurentius, der sich im ungerschen Lager befand. Endlich verminderte sich Georgs Vorrath von Lebensmitteln allzu merklich; die böhmischen Herren griffen auch wieder zu den Waffen; Georg zog sich daher wieder nach Böhmen zurück, und Matthias nahm aufs neue die meisten mährischen Städte in Besitz. Da Georg den böhmischen Herren einen Theil seiner Kriegsmacht entgegenstellen mußte, so konnte Matthias desto leichter in Böhmen eindringen. Er lagerte sich bey dem Dorfe Semtiessy, nicht weit von Wysenow. Georg, der ihm entgegengerückt war, gerieth, ihn zu überwinden, auf einen sonderbaren Einfall. Matthias war auf allen Seiten von Wald eingeschlossen. In diesem ließ Georg von den vielen Kohlenbrennern, welche die Nähe des Kuttenberger Bergwerkes hier versammelte, große Reihen von Bäumen umsägen, und zu einer bestimmten Zeit alle umstürzen. Durch diesen Verhau sahen sich die Ungern auf Einmal eingeschlossen, und wollten sie sich auch durchschlagen, so wäre es der Reiterey, die den größten Theil ihres Heeres ausmachte, unmöglich gewesen. Also blieb dem Matthias weiter keine Wahl, als zwischen Hunger oder sich ergeben. Er erbot sich gegen den König, ihm alle Kriegskosten zu bezahlen; man schloß auf ein Jahr Frieden, und Georg war froh, daß er wieder nach Hause ziehen konnte.

Georgs von Podiebrad letzte Schicksale.

7. Georgs Feinde unter den böhmischen Herren hatten die Hälfte von Böhmen in ihrer Gewalt. Die beiden mächtigen Städte Pilsen und Budweis beharrten gleichfalls in ihrer Untreue gegen den König. Georg mußte sich also mit ihnen herumschlagen, und wenn er auch gleich meistens den Sieg davon trug, so wurde doch dabey ein großer Theil von Böhmen ausgeplündert oder abgebrennt.

1469 Indessen rückte das Ende des Stillstandes mit den Ungern auch heran. Matthias besetzte ganz Mähren bis auf zwey Festungen. Georg, der mit Grund einen abermaligen Einfall in Böhmen befürchtete, lagerte sich bey teutonischel, um die Gränze seines Königreichs zu decken. Matthias ließ ihm eine Unterredung antragen, und

im Apr. die beiden Könige kamen hierauf zu Steruberg in Mähren zusammen. Nach vielen Berathschlagungen schlossen sie Frieden und Freundschaft. Aber der päbstliche

Legat,

legat, der sich zu Olmütz aufhielt, bewog den Matthias, durch allerley Vorstellungen und Drohungen, sein Wort zu brechen, und sich zum Könige von Böhmen und Markgrafen von Mähren ausrufen zu lassen. Der päbstliche legat setzte ihm eine Krone auf, die man einem Marienbilde zu Brünn abgeborgt hatte. Matthias ließ sich hierauf zu Breslau von den Schlesiern und Lausitzern huldigen, und ernennte den Zdenko von Sternberg zu seinem Statthalter. Georg erstaunte über die Treulosigkeit seines Schwiegersohnes, und beschloß durch Bestimmung eines Thronfolgers seine Absichten auf Böhmen zu vereiteln. Er berief deswegen die ihm ergebenen Herren und Städte nach Prag zusammen. Jedermann erwartete, daß er einen seiner Prinzen zu seinem Nachfolger vorschlagen würde; aber der rechtschaffene Georg zog das Wohl des Vaterlandes dem Vortheile seines Hauses vor. Er empfahl den Wladislaw, den ältesten Sohn des König Casimirs von Polen, der den Böhmen, als einer, der ihrer Sprache kundig war, und, von mütterlicher Seite, von Carln IV. abstammte, sehr wohl gefiel. Auf Georgs Tage hatte dies den wohlthätigsten Einfluß. Er gewann hierdurch die Freundschaft des Königs von Polen. Der Kaiser, für den Matthias, als Besitzer von Böhmen, ein gefährlicher Nachbar geworden wäre, unterstützte ihn nicht weiter, und die catholischen Herren unter den Böhmen freuten sich schon im voraus, an dem polnischen Prinzen einen König zu bekommen, welcher nicht aus dem Kelche trank. Georg, der nun seine ganze Macht gegen die Ungern brauchen konnte, schickte den Prinzen Heinrich nach Schlesien und die Lausitz, um des Pabstes und des Matthias Anhänger zu züchtigen, und Victorin eilte nach Mähren, wo er aber durch Verrätherey in Gefangenschaft gerieth. Sein Feldherr that indessen den Ungern so lange Widerstand, bis sein Bruder Heinrich und der Vater Georg selbst herbeyrückten. Nun mußte Matthias ganz Mähren wieder verlassen. Georg bot ihm eine Schlacht an; man handelte auch vom Frieden, aber Georg zog, noch ehe derselbe zur Vollendung kam, nach Hause, wo er nicht gar lange hernach durch die Wassersucht des lebens beraubt wurde. Mit ihm starb der größte König, ein Friedrich II. seines Zeitalters. Aus dem Stande eines Herrn schwang er sich, bloß durch seine großen Eigenschaften, auf den Thron, den er, aller Anfechtungen der Päbste, des Kaisers, des Königs von Ungern und eines großen Theiles seiner Unterthanen ungeachtet, durch Tapferkeit, Entschlossenheit, Muth und Standhaftigkeit behauptete [1]).

1470 im Jul. 1471 im März.

8. Wie viel hätte ein zahlreiches Heer tapferer Streiter, von einem Georg geführt, gegen die Türken ausrichten können! Und gegen einen solchen König bot das geistliche Oberhaupt der Christenheit eben diejenigen auf, welche gegen die Erzfeinde derselben ziehen sollten! Das Unwürdige dieses Verfahrens fühlten die deutschen Fürsten in seiner ganzen Stärke. Aber wenn sie es auch weniger fühlten, so waren sie während der Zeit zum Theil in Händel verwickelt, die sie ungleich näher angingen. Solcher Händel gab es in West-, in Süd- und in Norddeutschland. Zu den meisten Händeln im westlichen Deutschland gab der kluge und tapfere Churfürst Friedrich von der Pfalz, der auf jeden dem Vortheile seines Hauses nicht ganz gleichgültigen Vorfall aufmerksam war, Gelegenheit. Daß ihn besonders das Schick-

Wirtembergischer Coadjutor in Maynz.

1) Pelzel, S. 454 – 475.

Schicksal des benachbarten Churfürstenthums Maynz interessirte, davon haben wir schon oben den Beweis gehabt. Jetzt ereignete sich wieder eine Veränderung in der Verfassung desselben, wo er seinen großen Einfluß zeigte. Die Grafen Ludewig und Ulrich von Wirtemberg hatten (1441) das Land getheilt. Gewöhnlich nennt man die Linie des ältren Bundes die Urracher, und die des jüngern Bruders Ulrich die Linie von Neusen. Ludewig hinterließ (1450) zwey unmündige Söhne, die Ludewig und Eberhard hießen. Ihr Vatersbruder Ulrich sollte ihr Vormund seyn; allein Ludewig ließ sich schon vierzehn Jahr alt vom Kaiser für volljährig erklären, und Eberhard wartete nicht einmal so lange, sondern ging dem Oheim durch, und lebte, wie ihn seines Herzens Lust trieb. Ulrich selbst hatte aber zwey Söhne, die Eberhard und Heinrich hießen. Um eine weitre Theilung zu verhüten, wollte man den jüngern dem geistlichen Stande widmen. Die ganze Familie war besorgt, ihm eine standesmäßige und einträgliche Pfründe zu verschaffen, aber niemand zeigte sich dabey geschäfftiger, als der Schwiegervater des jungen Grafen Eberhards, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der den Gemahl seiner Tochter als den Besitzer eines ansehnlichen Landes zu sehen wünschte. Der Vater Ulrich entschloß sich, den Sohn sogar auf eine italienische Universität zu schicken, um ihn durchaus einer jeden Stelle, in jedem deutschen Stifte, würdig zu machen. Die Kosten, die diese Bildung erforderten, machten den Verkauf eines ganzen Dorfes nöthig [u]). Aber Ulrich und Albrecht hielten das für eine Kleinigkeit, wenn man dem jungen Grafen
1465 nur eine einträgliche Stelle verschaffte. Der Markgraf Albrecht beredete den kränklichen Churfürsten Adolf von Maynz, dem er so wichtige Dienste geleistet hatte, den Bruder seines Schwiegersohnes zum Coadjutor anzunehmen. Kaiser und Pabst hatten zwar ihre Einwilligung noch nicht dazu gegeben; aber man war wegen der Erlangung derselben nicht sehr besorgt. Genug, daß das maynzische Domcapitel sich diese Veränderung gefallen ließ, und daß es weiter keinen Fall ausnahm, als wenn der Coadjutor indessen in Ketzerey verfallen, die schwere Noth oder eine andre Krankheit bekommen, aussätzig oder unsinnig werden sollte. Ein solcher Nachbar, als der Graf Heinrich, ein unruhiger Kopf, stand dem Churfürsten von der Pfalz gar nicht an. Da nun der Churfürst Adolf seines Coadjutors, dem er die ganze Verwaltung des Erzstiftes übergeben hatte, ohnedies schon überdrüssig war, so stimmte er dem Wunsche des Churfürsten Friedrichs, sich desselben wieder zu entledigen, mit Vergnügen bey. Da nun auch der Pabst dem Grafen Heinrich seine Bestätigung zur maynzischen Coadjutorstelle versagte; da der Graf Heinrich, einen ehrwürdigen Erzbischof vorzustellen, nichts weniger als Neigung bey sich fühlte,
1467 so machte es keine große Schwierigkeiten, ihn zu einem vom Markgrafen Carl von Baden vermittelten Vergleiche zu bereden. Heinrich trat das ganze Erzstift Maynz wieder ab, und begnügte sich mit einem jährlichen Einkommen von zwey tausend Gulden. Das maynzische Domcapitel versprach ihn zwar, nach Adolfs Tode, zum
1469 Erzbischof zu postuliren; aber Heinrich gab zwey Jahre hernach den geistlichen Stand völlig auf [f]).

9. Von

u) Spittlers Geschichte von Wirtemberg, S. 40. u. f. f.

f) Kremer, S. 378 u. f. f. Häberlin, S. 539 – 545.

Digitized by Google

9. Von diesem unangenehmen und gefährlichen Nachbar hatte sich also der Churfürst Friedrich glücklich befreyt. Er gerieth aber um diese Zeit mit einem andern in Händel. Der Graf Hans von Lupfen glaubte gewisse Ansprüche, die er auf die elsassische Reichsstadt Türkheim machte, nicht besser durchzusetzen, als wenn er dieselbe zur Nachtzeit überfiel, und ihr eine Verschreibung abnöthigte. Diesen Anschlag führte er wirklich aus. Die übrigen elsassischen Reichsstädte, denen dieses Verfahren äußerst ungerecht und bedenklich vorkam, ersuchten den Landvogt des Elsasses, den Churfürsten Friedrich von der Pfalz, sich mit ihnen gegen den Grafen von Lupfen zu verbinden. Die Fehde hatte für den letztern einen nachtheiligen Ausgang. Er mußte nicht nur die der Stadt Türkheim abgedrungene Verschreibung wieder herausgeben, sondern auch dem Churfürsten von der Pfalz das Oeffnungsrecht in allen seinen Städten und Schlössern, besonders aber in der elsassischen Herrschaft Landsburg, zugestehen; er mußte sich auf funfzehn Jahre verbindlich machen, des Churfürsten Diener zu seyn, und ihm, auf dessen jedesmaliges Verlangen, hundert Mann zu Pferde, auf seine Kosten und Gefahr, zuzuführen [y]. Nun brauchte den elsassischen Reichsstädten vor dem Grafen von Lupfen nicht mehr bange zu seyn! Der Churfürst Friedrich war, wo es etwas zu helfen gab, überhaupt sehr geschwinde bey der Hand. Sein Kanzler, der Bischof von Speyer, gerieth mit der Stadt seines Wohnsitzes in Streit. Die Veranlassung hierzu gab der Domprobst, der einem Bürger die ihm vom Kaiser verliehene Pfründe verweigerte. Der Kaiser übertrug dem Magistrat zu Speyer, seinen Befehl zur Vollziehung zu bringen. Dieser gehorchte, und sagte dem Domprobst und den übrigen Domherren den Schuß auf. Der Domprobst nahm hierauf einige speyersche Rathsherren, die der Bischof zu einer kaiserlichen Commission eingeladen hatte, in Verhaft. Nun ersuchte der Bischof den Churfürsten um Hülfe. Gleich wurde der Stadt die Zufuhre gesperrt, wurden ihre Einkünfte aus dem Bisthume und in der Pfalz in Beschlag genommen. Man drohete ihr überdieses noch mit einer Fehde [z]. Und doch hatte die Stadt weiter nichts verbrochen, als dem Befehle des Reichsoberhauptes gehorsam zu seyn. So wenig achteten also der Churfürst von der Pfalz und der Bischof von Speyer des Kaisers! Der Churfürst von der Pfalz mußte sich aber um diese Zeit seines eignen Bruders annehmen. Der verstorbene Churfürst Dietrich von Cöln war mit den erzbischöflichen Städten, Schlössern und Einkünften außerordentlich verschwenderisch umgegangen. Dies hatte der Adel seines Erststiftes so benutzt, daß dem neuen Churfürst Ruprecht nur das Schloß Poppelsdorf mit kaum zwey tausend Gulden jährlicher Einkünfte übrig blieb. Ruprecht wollte das Abgerissene wieder haushaben. Da setzte es große Widersprüche, der Churfürst von der Pfalz und sein Kanzler bemüheten sich vergeblich, einen Vergleich zu vermitteln. Ruprecht nahm sich also vor, seine Rechte mit Gewalt zu behaupten, und sein Bruder stand ihm redlich bey. Eine Stadt und ein Schloß nach dem andern wurde nun erobert. Dafür rechnete Friedrich seinem Bruder aber fünf und dreyßig tausend Gulden an [a].

Der Churfürst von der Pfalz behauptet sein Ansehen.

1465

1466

1466

1469

10. Daß

y) Kremer, S. 386. 390. Häberlin, S. 547.
z) Kremer, S. 392. u. f. f. Häberlin, S. 548.
a) Kremer, S. 379. 411. Häberlin, S. 547. 607.

Digitized by Google

Der pfälzische Prinz Philipp bestätigt seine Arrogation.

10. Daß der Kaiser einen solchen Streit durch seinen Reichshofrath hätte entscheiden sollen, das fiel den beiden Churfürsten Friedrich und Ruprecht gar nicht ein. Jener ergriff vielmehr jede Gelegenheit, wo er dem Kaiser eine Kränkung zufügen konnte, mit Vergnügen. Dafür wollte ihn aber der Kaiser auch noch immer nicht für einen Churfürsten von der Pfalz erkennen. Indessen hatte sein Neffe Philipp das neunzehnte Jahr seines Alters, welches ihn, der goldnen Bulle gemäß, der Regierung fähig machte, angetreten. Diese Regierungsfähigkeit wurde jedoch durch die Arrogation wieder aufgehoben. Friedrich hätte also ohne weitere Umstände fortregieren können. Weil aber der Kaiser Philipps Annahme an Sohnes Statt
1467 noch nicht genehmigt hatte, so ließ Friedrich nicht nur alle Handlungen seiner Regierung von dem Prinzen Philipp in feierlicher Versammlung bestätigen; er erbot sich auch, ihm die Staatsverwaltung abzutreten; er sprach sogar alle anwesende Stände und Beamten von den ihm zugeschwornen Pflichten los. Mehr konnte er doch in der That nicht thun, die Rechtschaffenheit seiner Absichten einleuchtend zu machen. Allein der kluge Prinz Philipp fühlte die Wohlthaten die sein weiser Onkel dem pfälzischen Hause erwiesen hatte, viel zu lebhaft, als daß er ihn nicht in den rührendsten Ausdrücken hätte bitten sollen, der Regierungsgeschäffte sich ferner zu unterziehen. Friedrich hatte also Ursache, mit den dankbaren Gesinnungen seines Brudersohnes zufrieden zu seyn. Nur das kränkte ihn, daß Philipp die Ottilia, die Erbin eines ansehnlichen Theiles der Grafschaft Dietz, nicht reizend finden konnte [b]. Dafür that Friedrich selbst alles mögliche, um von jedem Erbfalle in der Nachbarschaft Vortheil zu ziehen. Ein solcher Erbfall war der leiningische. Die sogenannte landgräfliche linie des leiningischen Hauses erreichte ihr Ende. Die Schwester des letztern Herrn aus demselben, die Wittwe eines Herrn von Westerburg, nahm sogleich von einem ansehnlichen Theile seiner länder Besitz. Aus demselben wollten sie aber die Stammvettern wieder verdrängen. Sie suchte hierauf bey dem Churfürsten Friedrich Schutz, und an diesen hatte sich auch der Bischof von Worms, der jehrere von Neuleiningen, gewendet. Jedes derselben versprach ihm die Hälfte desjenigen, worauf es Anspruch machte. Der bedrängte Graf Emich wendete sich hierauf an den Kaiser. Dieser schickte sowol der Margarethe, als dem Bischof von Worms Befehl zu, dem Grafen das Seinige einzuräumen; weder sie, noch der Churfürst Friedrich, achtete aber auf diesen Befehl [c].

Neue Uneinigkeit zwischen ihm und dem Kaiser.

11. Der Churfürst Friedrich hatte das Ansehn des Kaisers scheu zu oft gekränkt, als daß es derselbe nicht endlich fühlen, und seinen Unwillen darüber äußern sollte. Die Gelegenheit zu dieser Aeußerung gab ein Streit zwischen dem Churfürsten und der elsassischen Reichsstadt Weißenburg. Die Mönche des daigen Peterskosters hatten sich durch Schulden und durch ausschweifende lebensart in so üblen
1469 Ruf gebracht, daß sie, mit Bewilligung des Pabstes, andern Mönchen von strengerer Zucht und Ordnung Platz machen sollten. Die Ausführung dieser Veränderung sollte nun auch der landvogt im Elsaß, der Churfürst von der Pfalz, befördern helfen. Allein die alten Mönche hatten unter den Bürgern von Weißenburg so viele Freunde, daß diese ihnen zu Gefallen einen Aufruhr erregten, der die Refor-

mato-

b) Kremer, S. 391-393.
c) Kremer, S. 379. u. f. f. Häberlin, S. 577-581.

Digitized by Google

matoren und die churpfälziſchen Commiſſarien in lebensgefahr brachte. Der Aufruhr wurde nun zwar wieder geſtillt, und die alten Mönche mußten den Wanderſtab ergreifen; aber nicht lange hernach erregten die Weißenburger Bürger einen neuen Lärm, die alten Mönche ſchlichen ſich in Weibskleidern wieder in die Stadt ein, die neuen Mönche wurden verjagt, und der churfürſtliche Vogt gemißhandelt. Die Weißenburger erlaubten ſich aber außerdem auch noch andre Feindſeligkeiten gegen den Churfürſten. Doch eine Belagerung deſſelben flößte ihnen bald genug größere Beſcheidenheit ein, und bewirkte, daß ſie in einen Vergleich, den benachbarte Reichsſtädte vermittelten, mit Vergnügen willigten. Wahrſcheinlich ſtellten ſie ſich aber bloß friedfertig und demüthig an, weil ſie ſich aus ihrer Bedrängniß nicht anders herauszuhelfen wußten. Denn ſowol die Weißenburger Bürger, als die alten Mönche, brachten ihre Klagen über die Bedrückungen des Churfürſten beym Kaiſer an, und dieſer freute ſich, einmal eine Veranlaſſung zu finden, wo er den ſtolzen Friedrich ſeine Ungnade könnte fühlen laſſen. Er trug daher dem Pfalzgrafen Ludwig dem Schwarzen, von Veldenz, einem alten Feinde des Churfürſten, die Beſchützung der Stadt Weißenburg auf, ernannte ihn zugleich zu ſeinem Hauptmann, und ſchickte ihm das Reichspanier zu. Zugleich erging an alle Reichsſtände eine Ermahnung, demſelben Beyſtand zu leiſten. Hauptſächlich forderte er die Reichsſtädte Worms, Speyer und Frankfurt dazu auf. Der Churfürſt ſtellte die Gerechtigkeit ſeiner Sache in einer öffentlichen Schrift dar. Er begnügte ſich aber nicht allein mit ſchriftlicher Vertheidigung; er nahm auch dem Pfalzgrafen von Veldenz einen Ort nach dem andern weg, und verſah ſich mit verſchiedenen anſehnlichen Bundesgenoſſen. Dafür ſprach ihm der Kaiſer den Beſitz der elſaſſiſchen Landvogtey ab, die er den Pfalzgrafen von Veldenz ertheilte. Da das pfälziſche Haus die elſaſſiſche Landvogtey, als das Unterpfand einer großen Summe, an ſich gebracht hatte, ſo glaubte ſich der Churfürſt zu lebhaften Klagen über des Kaiſers Verfahren deſto mehr berechtigt. Er ſchrieb zwar deswegen an den Kaiſer, und ließ ſein Schreiben durch einen Geſandten überreichen; dieſer brachte aber weiter nichts als die leere Vertröſtung zurück, daß er auf dem nächſten Reichstage eine Antwort bekommen ſollte. Der Pfalzgraf von Veldenz nahm indeſſen von der elſaſſiſchen Landvogtey wirklich Beſitz. Folglich blieb ihm weiter nichts als das Recht der Waffen übrig. Er und der Churprinz Philipp rückten mit ſechszehn tauſend Mann ins Feld, und eroberten unter andern Wachenheim an der Hart [b]).

1470 im Febr. im Jun. im Jul. im Dec. 1471

12. Da ihm der Kaiſer auf dem Regensburger Reichstage eine Antwort verſprochen hatte, ſo trug er dem Biſchof Matthias von Speyer ſeine Vollmacht auf. Der Kaiſer verweigerte aber demſelben das churpfälziſche Siz- und Stimmrecht. Seine Gründe waren: weil er Friedrichen noch nicht für einen Churfürſten von der Pfalz erkannt hätte, und weil, dem Herkommen gemäß, zwey Brüder zu gleicher Zeit nicht Churfürſten ſeyn könnten. Die Reichsſtände theilten ſich darüber in zwey Parteyen. Vergebens ſuchten den päbſtliche Legat, der Churfürſt von Sachſen, der Erzherzog Siegmund von Oeſtreich, und der Herzog Ludewig von Bayernlandshut einen Vergleich zu ſtiften; der Kaiſer befahl dem Pfalzgrafen von Veldenz die Fortſetzung des Kriegs gegen den Churfürſten. Dieſer nöthigte aber

Krieg zwiſchen dem Churfürſten und dem Pfalzgrafen Ludewig. im Jul.

b) Kremer, S. 431/452. Häberlin, S. 639/647.

Digitized by Google

nicht lange hernach den Pfalzgrafen, um Frieden zu bitten. Er nahm ihm und seinen Bundesgenossen, besonders den Grafen von Leiningen, immer mehrere Oerter ab. Jetzt war er von des Pfalzgrafen Residenz Meisenheim nur noch eine Meile entfernt. Da wurde dem Pfalzgrafen bange, und er ließ den Sieger um Frieden bitten. Er mußte demselben nicht nur alle Städte, Schlösser und Oerter, die er ihm abgenommen hatte, abtreten, sondern auch der elsassischen Landvogtey entsagen. Churfürst Friedrich setzte sich durch den glücklichen Ausgang dieses Krieges in solches Ansehn, daß ihn seitdem niemand mehr anzugreifen wagte. Dies hatte auf die Ruhe seines Landes einen wohlthätigen Einfluß e).

im Aug.

Der Churfürst von der Pfalz kann sich mit dem Kaiser noch immer 1472 nicht aussöhnen.

13. Um aber seinem Lande denselben zu sichern, wünschte der siegreiche Churfürst Friedrich auch mit dem Kaiser wieder in Freundschaft zu leben. Er schrieb deswegen nochmals an denselben; aber der Kaiser wollte sich durchaus nicht verstehen, des Prinzen Philipps Arrogation zu bestätigen, und ihm die elsassische Landvogtey zu lassen. Zwar bequemte er sich endlich, den Streit dem Ausspruche der sämmtlichen Churfürsten zu übergeben; er machte aber dabey Bedingungen, die dem Churfürsten Friedrich zu wenig Sicherheit gewährten. Er wollte unter andern die Landvogtey so lange behalten, bis die Sache ausgemacht wäre. So wurde also der Zeitpunct der Einigkeit immer weiter hinausgeschoben. Der Churprinz Philipp hatte indessen sein vier und zwanzigstes Jahr zurückgelegt; er hatte sich mit der Margrethe, einer Tochter des Herzogs Ludewigs von Bayernlandshut vermählt. Wie leicht konnte ihm da der Gedanke kommen, selbst zu regieren, und Friedrich hätte ihn vielleicht nicht daran verhindern, hätte nicht mehr alles das Gute für sein Haus stiften können, was in seinem Plane war. Aber der weise Friedrich beugte dieser schlimmen Lage vor. Er bewog seinen Neffen, daß er, so lange sein Oheim lebte, der Regierung entsagte. Ja er bewilligte ihm noch mehr, als im ersten Vergleiche ausgemacht war. Friedrich sollte sogar heirathen, sollte sogar erbfähige Nachkommen zeugen können. Aber Friedrich setzte seiner künftigen Gemahlin und seinen künftigen Kindern nur ein sehr mäßiges Erbtheil aus f). Auf dem Reichstage, der im

1473

folgenden Jahre zu Augsburg gehalten wurde, wurde an einem Vergleiche zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten Friedrich von neuem gearbeitet. Besonders gab sich der Herzog Ludewig von Bayern deswegen viele Mühe. Aber der Kaiser war auf Friedrichen noch so aufgebracht, daß er den Gesandten desselben sogar mit der Reichsacht drohete g). Friedrich hatte jedoch noch zu viele gute Freunde, als daß sie dieses sogleich hätten zugeben sollen, und der Kaiser besaß zu wenig Macht und Ansehn, seinen Drohungen Nachdruck zu geben.

Man läßt die Türken in Deutschland einfallen.

14. Es mußte den Reichsfürsten überhaupt sonderbar vorkommen, daß Kaiser Friedrich, der gegen die immer weiter eindringenden Türken so wenig fruchtbare Anstalten machte, an dem Entwurfe, den Churfürsten von der Pfalz zu demüthigen, so eifrig arbeitete. Friedrich hatte zwar den Türkenzug nicht ganz vergessen; der Türkenzug war sogar eine von den vornehmsten Ursachen, die ihn vor einigen

(1469)

Jahren nach Italien trieb, und er schlug, zur Berathschlagung über denselben, eine Versammlung zu Costnitz vor; aber Paulus, dem schon der bloße Name Costnitz Empfin-

e) Häberlin, S. 695: 681.
f) Häberlin, S. 695: 698.
g) Häberlin, S. 704: 706.

Digitized by Google

Empfindungen des Schreckens einflößen konnte, wünschte diese Zusammenkunft nach Rom verlegt [h]). Indessen konnten die Türken dem deutschen Reiche immer näher rücken. Sie rückten noch in eben dem Jahre aus Croatien in das Herzogthum Krain, und durchstreiften das Land von einem Ende zum andern. Ihr Heer war nur zehn tausend Mann stark, und dennoch empfand die ganze Windischmark alle die schrecklichen Schicksale, welche Barbaren über ein unglückliches Volk zu verhängen pflegen. Es konnte demselben in der That nichts helfen, daß in Zeit von neun Tagen auf zwanzig tausend österreichische Edelleute, Bürger und Bauern sich versammelten. Die Türken hatten, ehe dieselben gegen sie anrückten, viele Schlösser, Flecken und Dörfer in Schutthaufen verwandelt, auf sechs tausend Menschen erschlagen, und auf acht tausend und sechs hundert als Gefangne fortgeschleppt [i]). Ein Cordon an den Grenzen hätte ihnen einen so schrecklichen Zuspruch erschweren können. 1470

Der Kaiser trug auch auf einem im folgenden Jahre zu Nürnberg gehaltenen Reichstage darauf an, daß die Reichsstände möglichst bald drey bis vier tausend Mann zur Besetzung der Grenzen stellen, und im künftigen Sommer einen starken Heereszug gegen die Türken vornehmen möchten. Die Reichsstände glaubten aber, daß man vorher auf die Befestigung des Landfriedens denken müßte. Sie machten den kaiserlichen Bevollmächtigten sogar den Vorwurf, daß ihr Herr, durch seine fortgesetzten Feindseligkeiten gegen den Churfürsten von der Pfalz, Deutschlands Ruhestand selbst in Gefahr setze [i]). Endlich drangen sie darauf, daß zu einer Reichsversammlung, in der man etwas Entscheidendes ausmachen wollte, der Kaiser nicht nur alle Reichsstände einladen, sondern auch selbst sich 1471
einfinden müsse. Eine solche Reichsversammlung wurde nun auf den May des folgenden Jahres angesetzt. Lange war in Deutschland kein so zahlreicher und glänzender Reichstag gehalten worden. Wer aber am spätesten sich einstellte, das war der Kaiser. Schon waren einige von den Reichsständen seines langen Ausbleibens so überdrüssig, daß sie auf die Abreise dachten. Die päbstlichen Legaten hatten alle am 24. May.
Mühe, sie zu verhindern. Gegen das Ende des Monats langten endlich einige kaiserliche Räthe an, welche die Nachricht mitbrachten, daß der Kaiser um Pfingsten sich ganz gewiß einfinden würde. Er kam aber auch nicht um Pfingsten, sondern am 24. Jun.
vierzehn Tage später. Nun ruhete er erst acht Tage von seiner Reise aus, ehe er den Reichstag wirklich eröffnete. Zuerst ließ er durch den Bischof von Trident den versammelten Fürsten die große Gefahr eines Türkeneinfalles überhaupt vorstellen, und sich ihren Rath und Beystand ausbitten; sodann mußte der Bischof von Eichstedt in seinem Namen darauf antragen, daß man die Grenze sogleich mit zehn tausend Mann besetzen, und dann zu einem großen Türkenzuge sich rüsten möchte. Einer der päbstlichen Legaten, der Bischof Campan, suchte diesen Vortrag durch eine weitläuftige Rede noch eindringender zu machen. Das Feuer seiner Beredtsamkeit erhitzte aber den Kaiser so wenig, daß er darüber einschlief. Dies verdroß den ersten päbstlichen Legaten, den Cardinal Piccolomini so sehr, daß er dem schlafenden Reichsoberhaupte zurief: Durchlauchtigster Kaiser! ich bin nicht hierher gekommen, Dich aus dem Schlafe zu wecken, sondern Deiner Thätigkeit noch größere

h) Häberlin, S. 603.
i) Fugger, S. 752.
l) Kremer, S. 452. Häberlin, S. 627.

Geschwindigkeit zu geben [1]). — Die Reichsstände nahmen indessen den Antrag des Kaisers wirklich in Berathschlagung. Lebhafte Klagen, welche der Türkengefahr wegen aus Krain entliefen, gaben diesen Berathschlagungen noch stärkern Antrieb. Es kam in der That so weit, daß wegen der zehn tausend Mann ein Anschlag gemacht wurde. Aber in diesem Anschlage glaubten sich die Reichsstädte zu hoch angesetzt, und darüber — ließ man die Türken vorrücken, wie sie wollten [m]). Sie

1472 im Nov. streiften im folgenden Jahr bis nach Görz, und der Kaiser that weiter nichts, als

1473 im May. daß er deswegen einen neuen Reichstag nach Augsburg ausschrieb. Der Reichstag wurde nun zwar gehalten, aber eben so vergeblich, als die vorigen [n]).

Unruhen im bayrischen Hause.

15. Die Reichsstände brauchten ihr Kriegsvolk meistens selbst. Die meisten waren in Händel verwickelt, daß sie an den Türkenkrieg unmöglich recht ernstlich denken konnten. Auf eben dem Augsburger Reichstage, auf dem von der Stellung der zehn tausend Mann die Rede war, kam eine im Bayerschen Hause obwaltende Streitigkeit vor. Die Gelegenheit zu demselben gab die ländersucht eines Herzogs von München. Der Herzog Albrecht III, ein Vater von fünf lebenden Söhnen, wünschte den traurigen Folgen einer landestheilung vorzubeugen. Er verordnete daher, daß künftig nur die beiden ältesten Prinzen die regierenden Herren vorstellen sollten. Dieser Verordnung gemäß gelangten nach seinem Tode Johann

(1460) und Siegmund zur Regierung, und als jener starb, theilte sie dieser, zwey Jahre hernach, mit seinem folgenden Bruder Albrecht IV. Doch Siegmund liebte die

1467 sorgenlose Ruhe des Privatlebens. Dies bewog ihn, nach fünf Jahren, seinem Bruder Albrecht das ganze Land abzutreten, und sich weiter nichts, als einige Oerter und eine Geldsumme auszubedingen. Albrecht glaubte sehr natürlich, daß dieser Vertrag, den er mit seinem noch lebenden ältren Bruder errichtet hatte, seinem nächsten Bruder Christoph gar kein Recht zur Theilung geben könnte. Aber Christoph glaubte gerade das Gegentheil. Er drang auf eine Theilung, und war von seinem Rechte so überzeugt, daß er es auf die Entscheidung des Herzog Ludewigs des Reichen ankommen ließ. Aber kaum entschied dieser zum Vortheile seines Bruders, als er, ein feuriger und unternehmender Kopf, und ein guter Kriegsmann, den Vorsatz faßte, seine Fordrung mit Gewalt durchzusetzen. Doch Albrecht kam ihm zuvor, und ließ ihn in Verhaft nehmen [o]). Jetzt besorgte der folgende Bruder Wolfgang, welcher gleichfalls auf die Theilung angetragen hatte, die Reihe möchte auch an ihn kommen. Er begab sich daher in der größten Geschwindigkeit nach Augsburg. Herzog Albrecht rief ihn in den freundschaftlichsten Ausdrücken zurück, aber Wolfgang traute ihm nicht. Er ging vielmehr nach Regelsburg, wo eben Reichstag gehalten wurde. Im schwarzen Trauergewande, und mit einem langen Barte, erschien er vor der Reichsversammlung, und stellte das Schicksal seines gefangnen Bruders so rührend vor, daß er bey jedermann Mitleid und Unwillen erregte. Albrecht schöpfte darüber so große Besorgniß, daß er Regensburg sogleich verließ. Die päbstlichen Legaten, viele Reichsfürsten, der Kaiser selbst, thaten hierauf dem Herzog Albrecht die dringendsten Vorstellungen, seinen Bruder wieder

in

1) Serenissime imperator! non huc veni, ut te a somno excitem, sed ut tibi currenti calcar adhibeam.

m) Häberlin, S. 662–669.
n) Häberlin, S. 700–702.
o) Westenrieder, II, 499–501.

in Freyheit zu ſetzen; der Kaiſer that es ſogar in einer beſondren Zuſammenkunft mit dem Herzog; aber Albrecht ſetzte allen ſo ſtarke Gründe entgegen, daß ſie faſt jede Widerlegung aushielten. Auf dieſe Art mußte Herzog Chriſtoph das Schickſal der Gefangenſchaft anderthalb Jahre hindurch geduldig ertragen. Er bekam auch nicht eher ſeine Freyheit, als bis er wegen ſeines künftigen Verhaltens ſechs und 1472
dreyßig Bürgen ſtellte. Er und ſein Bruder Wolfgang erhielten übrigens noch im Sept.
einige Städte und Schlöſſer p).

16. So wie hier Brüder, einer Erbſchaft wegen, mit einander in Streit Pommerſcher
geriethen, ſo war gleichfalls einer Erbſchaft wegen zwiſchen dem Churfürſten von Erbfolgekrieg.
Brandenburg und den Herzogen von Pommernwolgaſt ein Krieg entſtanden, welcher erſt nach zehn Jahren ſein Ende erreichte. Die erſte Urſache deſſelben war der
Tod des jungen Herzogs Otto III. zu Stettin, der weder Gemahlin noch Kinder 1464
hinterließ. Nun war ſchon lange durch Verträge ausgemacht worden, daß das Brandenburgiſche Haus das Pommerſche erben ſollte; ob ihm aber dieſes Recht ſchon nach dem Abgange einer Linie zuſtand, das war jedoch noch nicht ſo ganz deutlich herausgeſetzt. Indeſſen waren die Verträge mit jeder Linie, und beſonders mit der Stettiniſchen, errichtet worden. Brandenburg glaubte alſo auf ihr Land gerechte Anſprüche zu machen. Eben dieſer Meynung waren einige pommerſche Stände, beſonders der ſtettiniſche Bürgermeiſter, Albrecht Glinde, der als ein gebohrner Brandenburger (er war von Neuruppin) dem Verdachte der Parteylichkeit freylich nicht ganz entgehen konnte. Glinde erklärte bey der Beerdigung des Herzogs Otto öffentlich: der ſtettiniſche Mannsſtamm ſey mit ihm erloſchen, und warf Helm und Schild mit ins Grab; aber Frank von Eickſtedt ſprang hinter drein, und holte Helm und Schild wieder herauf. Zugleich erklärte er, daß ſo lange die Herzoge Erich II. und Wartislaff V. von Wolgaſt lebten, der Mannsſtamm des pommeriſchen Hauſes noch nicht erloſchen ſey. Sein Patriotiſmus fand bey den meiſten Beyfall. Die Stände ſchickten auch ſogleich Abgeordnete an die Herzoge von Wolgaſt, und erboten ſich zur Huldigung. Damit war aber die Sache noch lange nicht ausgemacht. Der Churfürſt Friedrich II. ließ den Herzogen nicht nur ſeine Erbrechte darlegen; er kam ihnen auch beym Kaiſer in Anſehung der Belehnung zuvor. Nun ſchickten die Herzöge aber eine beſondre Geſandtſchaft an den kaiſerlichen Hof, und dieſe wußte dem Kaiſer die Rechte ihrer Herren ſo einleuchtend zu machen, daß er ihnen die Belehnung gleichfalls verſprach; nur ſollten ſie die Herzoge perſönlich empfangen. Dieſe wünſchten, daß ihnen die Stände vorher huldigen möchten. Hierzu wollten ſich aber dieſelben, aus Furcht vor dem Churfürſten von Brandenburg, nicht verſtehen. Der Churfürſt hatte, wie es ſcheint, überhaupt eine anſehnliche Parten, und dennoch zog er den Weg der Unterhandlungen vor. Dieſe gediehen 1466
auch ſo weit, daß die Herzoge von Wolgaſt das ſtettinſche Land zwar behalten, aber es als ein Lehn des Churfürſten erkennen ſollten. Doch machte man dabey die Einwilligung des Kaiſers und Reiches zur Hauptbedingung. Die pommerſchen Herzoge benutzten indeſſen dieſen Vergleich, ſich huldigen zu laſſen. Von der Pflicht, ſich von Brandenburg belehnen zu laſſen, befreyte ſie aber der Umſtand, daß Kaiſer und Reich dieſen Vertrag durchaus nicht genehmigen wollten. Ja der Kaiſer ſchickte den

p) Häberlin, S. 669: 675.

1468 den Herzogen sogar eine Verordnung zu, die ihnen eine Veränderung mit ihrer Lehnbarkeit bey hoher Strafe untersagte; aber wahrscheinlich standen die Herzoge mit dem Kaiser heimlich im Einverständnisse.

Kais. Friedrich II. richtet wenig aus.

17. Der Churfürst Friedrich von Brandenburg hatte auf den Fall, daß er seine Rechte mit Gewalt behaupten müßte, schon vorausgedacht. Sein Bruder, der Markgraf Albrecht, der König von Böhmen, die Churfürsten von Maynz, Trier, Pfalz und Sachsen, die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg, waren seine Bundesgenossen, und alle diese Herren, und noch andre, überhaupt achtzehn an der Zahl, kündigten fast auf Einem Tag den pommerschen Herzogen Krieg an. Man rückte nun in das stettinische Land ein, allein die Herzoge vertheidigten es so gut, daß alle Anschläge, sich festzusetzen, vereitelt wurden. Der Churfürst wollte Stettin überrumpeln; aber es mißglückte. Eben so fruchtlos lief die ernstliche Belagerung der Stadt Uckermünde ab, über deren Geschütz ein Augustinermönch die Aufsicht führte. Der Herzog Erich von Wolgast machte sich den Neumärkern so furchtbar, daß: du alter Herzog Erich, zum Sprüchworte gedieh. Schon zogen die Brandenburger und ihre Bundesgenossen zum zweytenmal zu Felde, und noch
1469 im Jul. hatten sie wenig ausgerichtet. Nun erschien aber ein kaiserlicher Befehl, die Waffen niederzulegen. Dieser würde aber wol wenig gewirkt haben, wenn nicht der König von Polen die Vermittlung eines Vergleiches übernommen hätte. Es wurde jedoch weiter nichts, als ein Waffenstillstand geschlossen, und zur Annehmung desselben bequemte sich der Churfürst um so lieber, da ihn Alter, Kränklichkeit und Gram der Regierung so überdrüssig machten, daß er sie seinem Bruder, dem Markgrafen Albrecht, abtrat [9]).

Seine letzten Schicksale.

18. Der traurige Zufall, der ihn aber zu diesem Entschlusse hauptsächlich bewog, war der Tod seines ältesten Sohnes Johanns, der, da der zweyte schon in der Kindheit gestorben war, ihn aller Nachkommenschaft beraubte. Friedrich, dessen Gemüth von jeher zur Frömmigkeit gestimmt war, beschloß den Ueberrest seines Lebens, fern von den Geschäfften und Sorgen der Welt, der Ruhe und der Andacht zu widmen. Eine solche Gemüthsstimmung konnte er aber haben, ohne, wie man ihm Schuld giebt, wahnsinnig zu seyn. Kurz, er wurde mit seinem Bruder, dem
1470 Markgrafen Albrecht, einig, ihm sein ganzes Land abzutreten, und er bedung sich dafür weiter nichts, als das Schloß Plassenburg und ein jährliches Einkommen von sechs tausend Gulden aus. Die Brandenburgischen Landstände waren, als er ihnen seine Entschließung bekandt machte, äußerst gerührt. Sie dankten ihm für seine wohlthätige Regierung so zärtlich, als Kinder einem Vater danken können. Friedrich begab sich nunmehr nach Plassenburg, wo er nach weniger Zeit sein Leben be-
1471 im Febr. schloß. Hundert Geistliche mußten ihn seiner Verordnung gemäß zur Gruft begleiten. Friedrich II. gehört mit Recht unter die besten Fürsten des Brandenburgischen Hauses. Er gab der Churmark ihre ehemaligen Grenzen, gründete den Besitz seines Hauses in der Lausitz, befreyte sein Land von den Ansprüchen der Nachbarn, verschaffte ihm eine unstreitige Anwartschaft auf Mecklenburg, und befestigte die Hoffnung, Pommern zu erben. Sein Ansehn war in der Nachbarschaft so groß, daß ihm

9) Buchholz, III, 119:123.

ihm sowol die polnische, als die böhmische Krone angetragen wurde; sie anzunehmen, besaß er aber nicht Eitelkeit genug [r]).

19. Sein Nachfolger, der berühmte Albrecht, traf gleich beym Antritte seiner Regierung des brandenburgischen Landes ernstliche Anstalten, die Rechte seines Hauses auf Pommern zu befestigen. Während daß er seinen Churprinzen Johann, der sich schon seit einiger Zeit an seines Oheims Hofe befand, und der Angelegenheiten des Landes vollkommen kundig war, die Regierung desselben in seinem Namen übernehmen ließ, reisete er nach Wien, und ließ sich vom Kaiser nicht nur über die Mark und die Churwürde, sondern auch über die Herzogthümer Stettin, Pommern, Cassuben und Wenden, und das Fürstenthum Rügen, imgleichen über die mecklenburgische Anwartschaft, die lehn ertheilen. Der Kaiser schickte auch sowol den Herzogen von Wolgast, als den pommerschen Landständen, eine Verordnung zu, den Churfürsten Albrecht an der Besitznehmung des stettinschen Landes ja nicht zu hindern [s]). Daß jetzt der Kaiser seine Gesinnungen gegen die Herzoge von Wolgast so sehr änderte, das rechtfertigte er dadurch, daß die Herzoge seinem Befehle, sich persönlich vor ihm zu stellen, und ihre Rechte darzuthun, nicht gehorsam gewesen waren. Die Herzoge von Wolgast hätten das stettinsche Land indessen ruhig besitzen können, wenn sie sich nur als lehnsleute des brandenburgischen Hauses erklärten. Hierzu wollten sie sich aber durchaus nicht verstehen. Sie getrauten sich vielmehr zu beweisen, daß Stettin keinesweges erledigt, sondern ihnen zugefallen sey. Der Churfürst trug jedoch seine Rechte der Reichsversammlung zu Nürnberg vor, und sie wurden durch einen einmüthigen Schluß derselben für gültig erkannt. Und dennoch brachten es die Herzoge dahin, daß der Kaiser dem Bischof von Augsburg und dem Erbmarschalk von Pappenheim den Auftrag gab, den Streit durch einen Vergleich zu heben. Dies that ein Richter, der bereits ein Endurtheil gesprochen hatte, und dennoch ertrug es Albrecht mit Geduld; die Vergleichsunterhandlungen blieben jedoch ohne glücklichen Erfolg. Glücklicher war der Herzog Heinrich der VI. oder Dicke zu Mecklenburg. Er brachte es wirklich so weit, daß Herzog Erich dem Churfürsten Albrecht als lehnsmann den Handschlag gab. Sein Bruder, der Herzog Wertzlav, gestand nach einiger Zeit seine lehnspflichtigkeit gleichfalls ein.

Vergleich zwischen K. Albrecht und den Herzogen von Pommern.

1471

1472

20. In dem pommerschen Fürstenhause ereigneten sich aber nicht lange hernach Veränderungen, die auf diesen Erbstreit einen wichtigen Einfluß hatten. Herzog Erich, der zu Wolgast seinen Wohnsitz hatte, gehörte zu den unglücklichen Männern, die das Schicksal mit einer bösen Gattin versehen hat. Sophie, die Tochter Herzog Boguslavs IX, und die Erbin des Königs Erich in Norden, hatte von dem letztern Schätze gesammelt, die sie gegen ihren Gemahl ganz unerträglich stolz machten. Das unartige Weib trennte sich endlich eigenmächtig von ihrem Gemahl, ob sie gleich sieben Kinder mit ihm erzeugt hatte. Sie zog mit ihren beiden Prinzen Casimir und Boguslav X. nach Rügenwalde, und kehrte, aller Einladungen ihres Gemahls ungeachtet, auch nicht wieder zu ihm zurück. Der gute Herzog Erich grämete sich darüber so sehr, daß der Gram ihm tödlich ward. Zwey

Staatsveränderungen im pommerschen Fürstenhause.

von

r) Buchholz, S. 150 – 153. s) Buchholz, S. 178.

Digitized by Google

von ſeinen Söhnen, nemlich Wertslav, der zu Wolgaſt geblieben war, und Caſimir, der ſich bey der Mutter zu Rügenwalde aufhielt, folgten ihm bald im Tode nach. Der Ruf der Sophie war ſchlimm genug, Caſimirs frühzeitiges Lebensende ihr zuſchreiben zu können. Ja ſie hatte, wie man ſagte, auch auf Boguslavs X. Leben einen feindſeligen Anſchlag gemacht. Wenigſtens war ſie eine eben ſo böſe Mutter als Gattin. Sie ließ ihren Sohn zu Rügenwalde in zerriſſenen Kleidern, und mit den Gaſſenjungen herumlaufen. Seine Bildung wurde dabey ſo ſehr verſäumt, daß er beym Antritte ſeiner Regierung weder leſen noch ſchreiben konnte. Und dennoch hatte Boguslav einen Geiſt, aus dem ſich etwas Großes bilden ließ. Zu ſeinem Glücke gerieth er dem Bauer Hans lange zu langhe in die Hände. Dieſer Mann, den ſeine Denkungsart unendlich weit über ſeinen Stand erhob, gab dem Prinzen Kleider und Unterhalt, und lehrte ihn fürſtlich denken, ſo daß er ſich in der Folge von ſelbſt bilden, daß er einer der größten Fürſten Deutſchlands werden konnte. Kurz, Boguslav hätte keinen beſſern Vormund finden können. Kaum hatte lange den Tod des Herzogs Erichs erfahren, als er dem Prinzen ein Pferd, Stiefeln und Sporen und ein Schwerdt gab, und mit ihm zu dem um Rügenwalde angeſeſſenen Adel herumritt, der ihn, drey hundert Pferde ſtark, nach Barth, zu ſeinem Vetter, dem Herzog Wertslav begleitete, und durch Unterſtützung deſſelben gelangte er ruhig zum Beſitz des väterlichen Landes.

Erneuerung des pommerſchen Erbſtreites.

21. Allein er behauptete dieſen Beſitz nicht lange ruhig. Der Churfürſt Albrecht, der bereits verſchiedene pommerſche Gränzörter beſetzt hatte, verlangte von dem jungen Herzoge die Huldigung, und als ſie ihm derſelbe verweigerte, machte er den Anſchlag, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Er rückte daher mit zehn tauſend Mann ganz geſchwinde vor Pyritz, wo ſich der junge Herzog aufhielt. Alle ſeine Anſtalten waren auch ſo gemacht, daß Boguslav ſchwerlich entkommen konnte. Die einzige Hoffnung des pommerſchen Geſchlechtes, ein Prinz von zwanzig Jahren, und noch unvermählt — der mußte auf alle Weiſe gerettet werden. Endlich gelang es, ihm durch einen an Pyritz ſtoßenden Moraſt einen Weg zu verſchaffen. Der Churfürſt, der nunmehr die Abſicht ſeiner Belagerung vereitelt ſah, zog wieder ab. Der Reichskrieg wider den Herzog von Burgund rief ihn überhaupt in eine andre Gegend; er überließ daher die Fortſetzung dieſes Krieges ſeinem Churprinzen Johann. Die Fortdauer deſſelben endigte aber nicht lange hernach ein von dem Herzog Magnus von Mecklenburg vermittelter Waffenſtillſtand, der bis zur
1476 Rückkunft des Churfürſten dauern ſollte. Als dieſe erfolgt war, wurde zu den eigentlichen Friedensunterhandlungen geſchritten. Der junge Herzog Boguslav heirathete die Prinzeſſin Margrethe, die Tochter des Churfürſten Friedrichs II. Er verſprach, Land und Leute vom Churfürſten durch einen Handſchlag zu lehn zu nehmen. Wenigſtens ſtand dieſe Bedingung in der Urkunde des Vertrags. Aber Boguslav, der weder leſen noch ſchreiben konnte, der, als man ihm den Vertrag vorlas, die Worte, die den Handſchlag betrafen, vielleicht verhört hatte, der wunderte ſich erſtaunlich, als ihm, bey der erſten Zuſammenkunft, der Churfürſt, ohne weiteres Gepränge, bloß mit den Worten: lieber Oheim, hiermit verleihe ich euch Land und Leute, die Hand bot. Unwillig zog Boguslav ſeine Hand zurück, indem er mit ſeinem gewöhnlichen Fluche herausfuhr: es iſt nicht ſo geredet; da ſollen eher

drey

drey sieben Teufel durchfahren! Er schwang sich auch sogleich auf sein Pferd, und ritt zu seinem Vetter, dem Herzog Wertzlav nach Paſewalk. Die Herzoge von Mecklenburg reiseten ihm aber nach, und ließen nicht eher nach, ihm zuzureden, als bis er sich wieder nach Prenzlow zurückbegab, und den Vertrag, in Rücksicht auf die Heirath, und den Landesanfall an Brandenburg, genehmigte. Die Vermählung war hierauf wirklich vollzogen.

22. Allein sie beförderte die Einigkeit zwischen Brandenburg und Pommern sehr wenig. Der Herzog Boguslav wollte den Punct der Lehnbarkeit durchaus nicht eingestehen, und als man ihn von brandenburgischer Seite durch schriftliche Beweise überzeugte, so behauptete er, es wäre ihm ein Betrug gespielt worden; man hätte ihm und den Herzogen von Mecklenburg etwas zur Unterschrift vorgelegt, was in den mündlichen Unterhandlungen entweder nicht vorgekommen, oder wenigstens nicht genehmigt worden wäre. Fürwahr ein ehrliches Geständniß! Je weniger sich aber Boguslav auf die Kunst zu lesen und zu schreiben verstand, desto besser wußte er mit dem Degen umzugehen, und an seinem Vetter Wertzlav hatte er ein gutes Vorbild. Der Churfürst Albrecht hatte seinem Churprinzen Johann die Regierung übergeben, und war nach Franken gegangen. Der Churprinz hatte schon wegen Sagan zu kämpfen. Diesen günstigen Zeitpunct glaubte Wertzlav benutzen zu müssen. Er überrumpelte die Stadt Garz auf eine sonderbare Art. Der Hauptmann dieser Festung, Werner von Schulenburg, brauchte zu einem Kindtaufschmause einen großen Vorrath von Hafer. Derjenige, der den Hafer lieferte, brachte den Herzog Wertzlav auf den Einfall, sich bey dieser Gelegenheit der Stadt zu bemächtigen. Es wurden also Kriegsleute auf die Wagen geladen, und mit Stroh und Säcken voll Heckerling so gut bedeckt, daß man den Betrug nicht leicht merken konnte. Die Wagen wurden noch dazu vor Anbruch des Tages hineingebracht. Zugleich rückte auf der Oder und zu Lande Mannschaft an, die den Soldaten auf den Haberwagen sehr bald zu Hülfe kam. Durch ihr schreckliches Geschrey: Hussa Stettin, wurde Werner von Schulenburg endlich aus dem Schlafe erweckt. Der tapfere Mann vertheidigte sich aber doch noch vier Tage lang in einem Thore. So gelangte Wertzlav zum Besitze von Garz. Sein Beyspiel reizte den jungen Herzog Boguslav, gleichfalls sein Glück zu versuchen. Der Churprinz Johann war ihm, für einige Hülfe, die er ihm im Saganschen Kriege geleistet hatte, seinen Sold schuldig geblieben. Dafür verlangte er Löckenitz, das er, ohne die Antwort abzuwarten, einnahm. Kurz, der alte Churfürst Albrecht mußte der Mark Brandenburg seine Ruhe in Franken noch einmal aufopfern, und er that es mit glücklichem Erfolg. Der günstigste Vorfall für das brandenburgische Haus aber war der Tod des stolzen und unruhigen Wertzlavs, des vornehmsten Urhebers dieser Händel. Boguslav wurde nun Besitzer aller pommerschen Länder. Die des Krieges überdrüssigen Landstände derselben baten ihren Herzog, Frieden zu schließen, und Werner von Schulenburg, der sich noch in Boguslavs Gefangenschaft befand, machte den Unterhändler vortrefflich, daß er unter den schon mehrmals ausgemachten Bedingungen wirklich geschlossen wurde. Von dieser Zeit an haben die Häuser Brandenburg und Pommern ihre Streitigkei-

Ende deſſel-ben.

1477

1478

ten nie wieder durch die Waffen ausgemacht; auch ist Brandenburgs Recht an Pommern nie wieder bezweifelt worden [1]).

Erbfälle in Mecklenburg,

23. Indem sich das brandenburgische Haus ein sicheres Erbrecht auf Pommern erwarb, welches erst zwey Jahrhunderte später sein tand beträchtlich vergrößern half, gelangten die ihm benachbarten Häuser Mecklenburg und Holstein durch Erbfälle schon jetzt zu einer Macht, die sie unter den ansehnlichern Staaten Deutschlands immer höher hinauf rückte. Die Herzoge von Mecklenburg hatten am Ende des vorigen Zeitraumes das Fürstenthum Wenden geerbt [u]), und eben diese Herzoge schmolzen zuletzt in ein einziges Haus zusammen. Zuerst starb mit
1439 dem Herzog Johann der eine Zweig des stargardischen Astes ab, und sein Bruder
Herzog Heinrich II. beherrschte seitdem den stargardischen Landesantheil allein. Eben
1443 so gelangte in der Schwerinschen Linie der Herzog Heinrich III. durch den Tod seines Bruders Johanns zum ungetheilten Besitze des schwerinschen Landes. Jetzt gab es also wieder nur zwey Herzoge von Mecklenburg. Als aber mit dem Herzog Ulrich
1471 II. von Stargard der Mannsstamm seines Hauses sich völlig endigte, so wurde der Besitz des ganzen mecklenburgischen Landes in der Person Herzog Heinrichs III. zu Schwerin vereinigt. Hätte nun dieser das Erstgeburtsrecht in seinem Hause eingeführt, so würde der mecklenburgische Staat, Jahrhunderte hindurch unter Einem Regenten vereinigt, höchst wahrscheinlich zu einer ganz vorzüglichen Macht haben gelangen können. So wurde er aber bereits unter Heinrichs III. Söhnen wieder unter die Linien zu Güstrow und Schwerin getheilt [x]).

Holstein,

24. Noch wichtiger als die mecklenburgischen Erbfälle waren die holsteinischen, die den Beherrscher von Holstein zuletzt auf den Thron der Könige von Dänemark erhoben. Eine sehr vortheilhafte Begebenheit für denselben war die Veränderung, die sich gleich beym Anfange dieses Zeitraumes in Dänemark zutrug. Der König Erich wurde abgesetzt, und der pfälzische Christoph kam an seine Stelle. Dieser bedurfte der Freundschaft des Herzogs Adolfs. Er bedachte sich also nicht
1440 lange, ihm den Besitz des Herzogthumes Schleswig durch eine erbliche Belehnung
1448 zu versichern [y]). Schon acht Jahre hernach endigte der gute Christoph sein Leben, ohne Erben gezeugt zu haben. Der Herzog Adolf war der Urenkel einer Enkelin des Königs Erich Glipping; er war, den Ermangelung näherer Abkömmlinge, der nächste Erbe des königlichen Hauses. Wählte man ihn zum König, so wurde dadurch das abgerissene Herzogthum Schleswig wieder mit den übrigen Kronländern verbunden. Adolf war aber auch ein tapferer und weiser Fürst. Die dänischen Stände ließen ihm wirklich ihre Krone antragen. Allein Adolf besaß zu wenig Eitelkeit, um dieser Ehre die Ruhe und das Glück seines noch übrigen Lebens aufzuopfern. Indessen war er doch auch klug genug, seinem Hause einen solchen Vortheil, der sich ihm darbot, nicht ganz zu entziehen. Er hatte einen Schwestersohn, den Grafen Christian von Oldenburg, einen hoffnungsvollen Herrn von zwey und zwanzig Jahren, dessen Schultern der Bürde, die man seinem Oheim auflegen wollte, viel eher gewachsen waren. Diesen schlug er den dänischen Ständen zum
im Sept. König vor, und seine Empfehlung verhalf dem Grafen Christian wirklich auf den dä-

t) Buchholz, S. 190–199.
u) Rudloff, II, 737 u. f. f.
x) Rudloff, S. 747. 762 ꝛc. 814.
y) Man vergl. Band II, S. 480.

Digitized by Google

dänischen Thron. Dies war noch nicht genug. Der erbenlose Tod seines Oheims verschaffte ihm auch den Besitz der Herzogthümer Schleswig und Holstein [a]). 1459 im Dec.

25. Nicht glücklich waren andre Fürstenhäuser dieses Zeitalters. In dem braunschweigischen Hause blieb die Macht des Landes noch immer vertheilt, und anstatt eines abgegangnen Zweiges sproßte immer wieder ein neuer hervor. Die Herzoge Wilhelm und Heinrich von der eigentlichen braunschweigischen Linie hatten ihr Land getheilt, so daß dieser Wolfenbüttel, jener aber Calenberg bekam [b]). Heinrich starb zwar unbeerbt; dafür hatte aber sein Bruder zwey Söhne, Wilhelmen und Friedrichen [c]). Indessen ereigneten sich für diese Linie doch einige glückliche Umstände. Herzog Wilhelm war nicht nur im Stande, dem Stifte Hildesheim die Grafschaft Wölpe abzukaufen; er erlebte auch den Anfall des göttingischen Landesantheiles [d]). Otto der Einäugige, der ihn besaß, hatte so viele Schulden, daß er sich gefallen lassen mußte, wie seine Vettern ihm einen Jahrgehalt aussetzten, und das Land in Verwaltung nahmen. Herzog Wilhelm zahlte tausend rheinische Goldgülden für ihn aus [e]). Er glaubte daher, nach seinem Tode auf den alleinigen Besitz seines Landes Anspruch machen zu können; aber die Herzoge von Lüneburg verlangten die Hälfte, und sein eigner Bruder den vierten Theil desselben. Er behielt aber dennoch das Ganze, und der Streit mit Lüneburg wurde erst lange hernach beygelegt [f]). In der letztern Linie beschloß zwar Otto von der Heide sein Leben, ohne Erben zu hinterlassen; dagegen war aber sein Bruder, Friedrich der Fromme, wieder mit zwey Söhnen gesegnet, die sich indessen doch nicht sehr fortgepflanzt haben. Denn der älteste, Bernhard II, der einige Zeit hindurch als Bischof von Hildesheim die Geistlichen drückte, hernach aber seinem Vater die Landesregierung abnahm, und sich verheirathete, bekam keine Nachkommen; und sein Bruder, Otto der Siegreiche, hinterließ einen einzigen Sohn, Heinrichen den Mittlern genennt. Also gab es um diese Zeit nur Einen Herzog von Lüneburg [g]). In der Linie zu Osterrode oder Herzberg hatte mit dem unbeerbten Tode des Herzogs Otto gleichfalls eine Linie ihr Ende erreicht; sein Vatersbruder Herzog Erich hinterließ aber drey Nachfolger in der Regierung. Der mittlere, Ernst, Probst zu Einbeck, half zwar die Familie nicht vermehren; dafür hatte aber sein ältrer Bruder, Heinrich, einen, und der jüngere, Albrecht, drey Söhne. Albrecht theilte das Land mit seinem Brudersohne, Heinrich IV, so daß dieser Salz der Helden, er selbst aber Herzberg bekam, Grubenhagen aber gemeinschaftlich blieb [h]). Folglich gab es jetzt wieder zwey Herzoge von der grubenhagenschen Linie, und überhaupt fünf regierende Fürsten in dem damals noch so eingeschränkten braunschweigischen Lande. Kein Wunder also, wenn dieselben keine sehr bedeutende Rollen spielten! 1463 1471 1452 Braunschweig.

26. Ganz anders war der Fall in Hessen. Hier herrschte noch über zwanzig Jahre lang der wackre Landgraf Ludewig I. ganz allein, und als er bey seinem Tode vier Söhne hinterließ, so war der dritte, Hermann, schon im geistlichen Stande versorgt, und er bekam, nebst dem vierten Bruder Friedrich, nur eine Apa- 1458 Hessen.

a) Christiani, IV, 183. 188. 192.
b) Rudloff, S. 89.
a) Band II, S. 539.
c) Michaelis, I, 93.
b) Rudloff Einl. S. 90.
f) Michaelis, S. 114.
c) Rudloff, S. 91.
g) Rudloff, S. 88.

Apanage. Es blieben alſo für das anſehnliche Heſſen nur noch zwey Regenten übrig, Ludewig II. und Heinrich III. Und dennoch zeigten ſich die Folgen des noch
1459 nicht eingeführten Erſtgeburtsrechtes ſehr bald. Schon im erſten Jahre nach des
Vaters Tode entſtanden zwiſchen den beiden ältern Brüdern Streitigkeiten, die
1460 ſich durch einen Vergleich endigten, vermöge deſſen ſie das väterliche Land auf vier Jahre theilten; Ludewig verlegte hierauf ſeinen Wohnſitz nach Caſſel, und Heinrich nach Marburg. Ein ſolcher Vergleich konnte aber die brüderliche Einigkeit nur auf kurze Zeit befeſtigen. Es kam ſogar zum Bruderkriege, zu deſſen Ausbruch eine Fehde zwiſchen dem Abt von Fuld und den Herren von Riedeſel Gelegenheit gab. Ludewig ergriff die Partey der letztern; ſein Bruder aber ſtand dem erſtern bey. Verſchiedene Verſuche, die Freundſchaft zwiſchen den Brüdern wieder herzuſtellen,
1469 waren vergeblich. Kurz, Heſſen mußte auf immer in zwey gleiche Theile getrennt werden; der Umfang dieſer Theile ſelbſt iſt jedoch nicht recht bekandt; doch weiß
1471 man, daß Ludewig Nieder-, Heinrich aber Oberheſſen bekam [h]). Ludewig hatte zwey Söhne, beide Wilhelm genannt. Das heſſiſche Land, welches damals getheilt wurde, war aber ſeit Ludewigs I. Regierung gar anſehnlich vermehrt worden. Ludewig beerbte den letzten Grafen von Ziegenhayn und Nidda; auch kaufte er das Amt Neuengleichen. Durch die Gemahlin des Landgrafen Heinrichs III. fielen die anſehnlichen Länder des Grafen zu Katzenellnbogen und Dietz an das heſſiſche Fürſtenhaus [i]).

Anhalt, 27. Das Fürſtenhaus Anhalt blieb noch immer bey ſeiner Mittelmäßigkeit ſtehen. Bernhard VI, der letzte Fürſt von der alten Bernburgiſchen Linie, hatte den ſonderbaren Einfall, alle ſeine Beſitzungen, die dem Reiche nicht lehnbar waren, dem h. Moritz, dem Schutzpatron des Erzſtiftes Magdeburg, zu Lehn auf-
1468 zutragen. Seinen Landesantheil erbten ſeine Vettern von der Zerbſter Linie, die ſich auch ſchon getheilt hatten. Von neuen Erwerbungen des anhaltiſchen Hauſes in dieſem Zeitraume kömmt wenigſtens nichts beträchtliches vor [k]). Die Fürſten ſpielten und konnten überhaupt keine ausgezeichnete Rolle ſpielen. Deſto öfter
Baden, zeigten ſich die Beherrſcher Badens und Wirtemberg auf dem großen Schauplatze deutſcher Begebenheiten, ohne jedoch immer großen Vortheil davon zu haben. Baden hatte an dem weiſen Markgrafen Jacob einen Regenten, der das Land nicht nur außerordentlich vermehrte, ſondern es auch ganz muſterhaft verwaltete, und es beſonders gegen Räuber und Diebe mit unerſchütterlicher Strenge ſicherte [l]). Der berühmte Piccolomini rechnet ihn unter die gerechteſten und klügſten Fürſten des
1453 damaligen Deutſchlands. Er hatte fünf Söhne, und dennoch war der älteſte, Carl, ſo glücklich, den Beſitz des ganzen Landes zu vereinigen, indem ſich ſeine vier jüngern Brüder ſämmtlich dem geiſtlichen Stande widmeten. Hätte Carl weniger Land beſeſſen, ſo wäre er vielleicht eher in den Schranken der Mäßigung geblieben. So aber nahm er an den meiſten Kriegen ſeiner Zeit den lebhafteſten Antheil, und
Wirtemberg, das brachte ihm ſelten Nutzen [m]). Eben dies gilt von Wirtemberg. Der Graf Ulrich, der an ſeinen beiden Söhnen ſo wenig Freude erlebte, indem der jüngere, Hein-

h) Götze, S. 48–51. Teuthorn, VII, 344. 376. 407.
i) Götze, S. 47. 52.
k) Michaelis, III, 548. 574.
l) Michaelis, III, 61.
m) Michaelis, S. 63 u. f. f.

Digitized by Google

Heinrich, der Coadjutor von Maynz, den geistlichen Stand wieder aufgab, und der ältere, Eberhard, ein wildes und ausschweifendes Leben führte [n]), der ließ sich, dem Kaiser zu Gefallen, mit dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz in Krieg ein, wurde bey Seckenheim gefangen, mußte seine Freyheit außerordentlich theuer erkaufen, und erhielt für so vielfachen Verlust nicht Ein Privilegium vom Kaiser, und dieser gewährte ihm nicht einmal seine Bitte, den großen Schaden durch einen neuen Titel zu ersetzen. Glücklicher war jedoch sein schlauerer Vetter Eberhard, den die mit eignem Schaden vermischte Erfahrung endlich zum weisen Manne bildete. Ihm wurde schon als einem siebzehnjährigen Jüngling das Reichspanier anvertraut; auch sollte er Reichskammerrichter werden [o]).

28. Unter die Beherrscher der größern Staaten Deutschlands, die in des Kaisers Händel mit einigen Reichsfürsten sich wenig oder gar nicht mischten, gehörten besonders die Fürsten des sächsischen Hauses, und dies gereichte gewiß nicht zu ihrem Nachtheile. Der Churfürst Friedrich II. oder der Milde hatte bey seinem ziemlich frühzeitigen Tode die beiden durch ihre Entführung so bekandten Prinzen Ernst und Albrecht hinterlassen. Vermöge einer Verordnung des Vaters bekam der älteste, Ernst, das Herzogthum Sachsen und die Churwürde voraus; alles übrige Land beherrschte er mit seinem Bruder in Gemeinschaft [p]). Ernst wohnte gemeiniglich zu Altenburg oder zu Leipzig; Albrecht zu Dresden und Torgau. Sie benutzten jede Gelegenheit, ihr Land zu vermehren, vortrefflich. Der damalige Vogt von Plauen, Heinrich II, gab seinen Unterthanen zu heftigen Beschwerden Veranlassung. Diese wußten sich zuletzt nicht besser zu helfen, als daß sie den Churfürsten von Sachsen um Beystand ansteheten. Ernst und Albrecht rückten hierauf dem Vogt von Plauen ins Land, und bemächtigten sich der Städte Plauen, Oelsnitz und Adorf, die sie auch, vermöge eines mit Heinrichen geschlossenen Vergleiches, im Besitz behielten. Der Herzog Johann II. von Sagan, der sogenannte Wilde, wollte das leere seiner Casse, die er durch üble Wirthschaft erschöpft hatte, kraft alchemistischer Künste wieder anfüllen. Hierdurch gerieth er aber immer tiefer in Schulden. Kurz, es blieb ihm, den äußersten Geldmangel zu heben, zuletzt kein andres Mittel übrig, als sein Land zu verkaufen. Nun waren gerade um diese Zeit die reichhaltigen Silbergruben zu Schneeberg entdeckt worden. Die ergiebige Ausbeute derselben setzte die sächsischen Fürsten in den Stand, ihm funfzig tausend ungrische Goldgülden für das Fürstenthum Sagan zu zahlen, und der König Mathias von Ungern, der bey den damaligen Streitigkeiten über die böhmische Krone sich des größten Theiles von Schlesien bemächtigt hatte, ertheilte ihnen darüber die Belehnung. Der Verkauf reute zwar den Herzog Johann bald wieder, aber Sagan blieb demungeachtet noch lange Zeit bey dem Hause Sachsen [q]).

Meißen, 1464 1466 1471 1472 1474

29. Dies vermittelte Ernsts und Albrechts Vatersbruder, Herzog Wilhelm III, der sonst weniger auf Erwerbungen, als auf den Lebensgenuß bedacht war. Zwar gab er sich, als der Gemahl der Anne, der Schwester des Königs Ladislaws von Böhmen, viele Mühe, sein Nachfolger zu werden; aber Georg von Podiebrad war ihm zu mächtig, und er bewirkte weiter nichts, als daß eine von seinen

Thüringen.

n) Spittler, S. 45. 46.
o) Spittler, S. 49.
p) Heinrichs sächs. Gesch. I, 393. 394.
q) Heinrich II, 1–3. 5.

Digitized by Google

ten Töchtern an Georgs Sohn, den Herzog Heinrich von Münsterberg, vermählt wurde. In auswärtige Kriegshändel mischte er sich wenig. Dagegen that er, von
1461 einem ansehnlichen Gefolge begleitet, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Dieses Beweises seiner frommen Gesinnungen ungeachtet, war er aber nichts weniger als ein frommer Ehemann. Herzog Wilhelm hatte an seiner Anne eine Gemahlin, die ganz allgemein den Ruhm einer frommen und tugendhaften Fürstin besaß. Liebenswürdige Eigenschaften der Seele sind aber nicht immer mit reizenden Vorzügen des Körpers vergesellschaftet. Fromme Damen pflegen auch wol die sinnlichen Vergnügungen der Liebe zu verabscheuen. Genug, die schöne Schwägerin eines der vertrautesten Minister des Herzogs Wilhelms, des Ritters Bernhards von Kochberg, verstand sich auf die Kunst, des Herzogs Sinnlichkeit zu fesseln, weit besser, als seine Gemahlin; sie verstand sie so gut, daß Wilhelm seine tugendhafte Anne auf ein altes Schloß bringen ließ, daß er ihr durch Zumauern der Fenster sogar das einzige Vergnügen der Aussicht raubte, und dadurch das Ende ihres gramvollen Lebens be-
1463 förderte. Wilhelm ließ sich hierauf durch den Erzbischof Friedrich von Magdeburg mit seiner schönen Catharine feierlich verbinden. Den Vermählungsfeierlichkeiten, die zu Weimar vorgingen, wohnte eine große Anzahl fürstlicher und andrer vornehmer Personen bey. Wilhelm setzte seiner neuen Gemahlin nicht nur zwanzig tausend Gülden Heirathsgut, und eine eben so große Summe als Wiederlage aus; er bestimmte ihr auch eine jährliche Einnahme von vier tausend Gülden, soviel als jene beide Summen Zinsen ausmachten; er wies ihr endlich noch die Einkünfte des Amtes Eckardsberge, zur Versicherung ihrer Morgengabe von vierzig tausend Gülden, an. Besser hat nicht leicht ein andrer Fürst dieses Zeitalters seine Gemahlin bedacht! Darüber muß man sich aber billig wundern, daß zu allem diesem sein Bruder und die Landstände ihre Einwilligung gaben. Vielleicht verminderte die ziemlich gewisse Hoffnung, daß Wilhelm keine Erben mit der Catharina zeugen würde, ihre Neigung, sich zu widersetzen. Genug, Wilhelm erreichte seine Absicht. Ja auch seine Vorsorge für die äußere Würde derselben gelang ihm. Er befürchtete, sein Bruder würde sich weigern, ihr den Titel einer hochgebohrnen Fürstin beyzulegen, und er verlangte daher für sie nur das Prädicat: Durchlauchtige. Ohne Zweifel glaubte er, daß man der Catharine jenes Ehrenwort, das den Vorzug der Geburt bezeichnet, am ersten streitig machen würde; aber sein Bruder und dessen Söhne waren so gefällig, ihr beide Prädicate beyzulegen. Nicht so leicht aber wurde es Herzog Wilhelms vornehmsten Dienern und Lehnsleuten, welche die neue Fürstin in ihrem vorigen Zustande gekennt hatten, ihr alle einer Herzogin schuldige Achtung zu erweisen. Dies Schicksal hatte besonders der Graf Ernst von Gleichen zu Altenberga. Er konnte sich durchaus nicht entschließen, die Catharine eine gnädige Frau zu nennen; er erlaubte sich sogar verschiedener anzüglicher Reden. Herzog Wilhelm nahm ihm deswegen zwey-
1474 mal seine Güter weg; der Handel kam zuletzt noch vor den Kaiser, und er soll auf einem Reichstage entschieden worden seyn. Noch ein andrer Graf von Gleichen, Graf Siegmund zu Tonna, gerieth, der Catharine wegen, in Herzog Wilhelms Ungnade. So wenig konnte sich der edle Deutsche jener Zeit entschließen, einer Person, die er höchstens als Standesgenossin gekennt hatte, Beweise von Unterthänigkeit zu geben! *)

*) Gesch. Thüringens, IV, 186 – 209.

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Das Haus Oestreich gelangt zum Besitze der Burgundischen Staaten.

1.

Carls des Kühnen Macht.

Deutschland hatte damals verschiedene Fürsten, welche Macht und Ansehn im ausgezeichneten Grade besaßen; hatte einen pfälzischen Friedrich, einen brandenburgischen Albrecht, einen bayrischen Ludewig, einen badischen Carl, einen sächsischen Ernst; aber keiner derselben kam an Macht und Ansehn dem burgundischen Carl, dem Besitzer so ansehnlicher, mit so schönen und reichen Städten angefüllter Länder, bey. Zu seinen Staaten gehörten die heutigen Niederlande, die vereinigten sowol (Utrecht, Oberyssel und Gröningen ausgenommen) als die östreichischen, nebst allen den Stücken derselben, die Frankreich nach und nach davon abgerissen hat; gehörte ferner das Herzogthum Burgund und die Grafschaft Burgund, oder die jetzigen französischen Provinzen Bourgogne und Franche Comte'; zwey sehr beträchtliche Länder, aber doch lange nicht so beträchtlich, als die Niederlande, die für das Haus Burgund den Werth des wichtigsten Königreichs hatten. Die Niederlande waren damals im westlichen Europa der Sitz der Manufacturen, der Handlung und der Schiffahrt. Aus dem ganzen Europa floß alles Geld, entweder nach den Niederlanden, oder nach Italien. Niederländer waren es, die für andre Nationen Tücher, Spitzen, Tressen, kurz, die vornehmsten Bedürfnisse der Kleidung und des Putzes, verfertigten. England verarbeitete seine schöne Wolle noch nicht selbst; es sandte sie nach den Niederlanden. Hier war der gemeinschaftliche Markt für das nordliche und südliche Europa. Seide, die nur noch in Italien gezogen wurde; ostindische Waaren, die durch keinen andern Weg, als über Aegypten, nach Europa kamen, wurden von Venetianern und Genuesern nach den flandrischen Häfen geführt, wurden von da aus nach dem nordlichen Europa vertrieben. Aus eben den Häfen nahmen die italienischen Schiffe Fische, Leinewand, Wachs und andre Producte des Nordens zurück. Unter Carln dem Kühnen hatten die Niederländer in der Nordsee und im Canal die Herrschaft. Die durch Handelsfleiß erworbenen Reichthümer machten, daß ihre Besitzer manche Freyheiten und Vorzüge erlangen, daß sie über die Erhaltung derselben mit glücklichem Eifer wachen konnten [s]). Aber der Beherrscher einer solchen Menge fleißiger und wohlhabender Unterthanen, der mußte, und wenn er auch nicht König hieß, den höchsten Stolz eines Königs fühlen. Schon Philipp der Gütige hatte den Plan gemacht, seinen Staat zum Königreiche zu erheben [t]), und sein Sohn, der kühne Carl, der, auch ohne Bundesgenossen, den Kampf mit Frankreich einging, der sich, einen neuen Alexander zu spielen, vorgenommen hatte, der dachte sich nichts leichter,

s) Hegewisch Gesch. Maximilians I, Erster Theil, S. 17. — Man vergleiche Band II, S. 266.

t) Band II, S. 530.

Digitized by Google

leichter, als die Errichtung einer großen Monarchie. Sonderbar genug, daß ihm sein unbegrenzter Stolz den Gedanken, neue Könige dürften nur vom Kaiser geschaffen werden, erlaubte! Doch wir müssen uns mit der Geschichte dieses sonderbaren Fürsten etwas genauer bekandt machen.

Wie er sie gewaltsam äußere.

2. Carl war seines Vaters, Philipp des Gütigen, einziger Sohn; aber er hatte noch einen Neffen, den Grafen Johann von Nevers, der auf Brabant, Limburg und Antwerpen Anspruch machen konnte. Dieser mußte also seinen Rechten erst entsagen, wenn Carl sein einziger Erbe seyn sollte. Johann erfüllte seinen Wunsch, und Herzog Philipp ließ nun seinem Sohne, dem Grafen von Charolois, von den Ständen von Brabant, Limburg, Flandern, Artois, Hennegau, Namur
1467 und Mecheln, die Erbfolge feierlich versichern. Zwey Jahre hernach starb Philipp der Gütige, und Carl der Kühne, bisheriger Graf von Charolois, folgte im Besitze aller seiner Staaten [u]). Die Wirkung seiner großen Macht erfuhr zuerst die Stadt Lüttich, deren Bischof, in den Händeln, in die er mit ihr verwickelt war, den ihm Schutz suchte. Die Lütticher erregten seinen Unwillen in so hohem Grade,
1468 daß er, als er ihre Stadt durch Sturm eroberte, alle gefangne Einwohner derselben, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, theils ins Wasser werfen, theils niederhauen, daß er die ausgeplünderte Stadt noch anzünden ließ [x]). Einen andern Beweis von den gewaltsamen Gesinnungen des kühnen Carls liefert die Geschichte, wie er sich des Herzogthums Geldern bemächtigte. Der alte Arnold von Egmond, der dieses ansehnliche Land, Kaiser Siegmunds Verweigerung ungeachtet, an sich gerissen hatte [y]), lebte so wie mancher Vater seinem Sohne Adolph zu lange. Doch auch seine Gemahlin und die vornehmsten Städte im Herzogthume waren über
1465 Arnolds nachlässige Regierung unzufrieden. Diese Unzufriedenheit erzeugte zuletzt den Anschlag, den alten Arnold ins Gefängniß zu werfen. In diesem bedrängten Zustande nahm sich sein Schwager, der Herzog Johann I. von Cleve seiner an. Er rückte, als seine Schwester und ihr Sohn seinen Vorstellungen kein Gehör geben wollten, mit Mannschaft in Geldern ein, und Adolph gerieth schon ins Gedränge,
1469 als Carl der Kühne, des Herzogs von Cleve Schwager, sich in den Handel mischte, und die Partenen mit einander aussöhnte. Mehr Mühe aber kostete es ihm, den Sohn zur Loslassung des Vaters zu bewegen, welcher noch ein Jahr lang im Gefängnisse schmachten mußte, ungeachtet selbst der Kaiser und der Pabst sich für ihn
1470 verwendeten. Auch bestand der gegen seinen Vater gefühllose Adolph ganz hartnäckig darauf, nicht nur die Regierung, sondern auch den herzoglichen Titel fortzuführen. Carl vertheidigte die Rechte des Vaters. Wahrscheinlich machte er aber schon damals den Plan, diese Gelegenheit, das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen an sich zu bringen, nicht unbenutzt zu lassen. Genug, Adolphen kam es verdächtig vor, daß man ihn am Burgundischen Hofe so lange aufhielt. Er beschloß ihn daher in der Stille zu verlassen; Carl ließ ihn aber zu Namur in Verhaft nehmen, und auf ein Schloß bringen. Der alte Herzog Arnold, der nunmehr wieder in Freyheit war, verlangte nun von den Ständen in Geldern und Zütphen den vorigen Gehorsam; aber die meisten verweigerten ihm denselben noch immer. Seine Rechte

u) Häberlin, VI, 527. 535.
x) Häberlin, S. 537.
y) Band II, S. 472.

Digitized by Google

Rechte mit Gewalt durchzusetzen, fehlte es ihm an hinlänglicher Macht. Er nahm daher zum burgundischen Carl seine Zuflucht. Diesem kam der Vorfall recht erwünscht. Arnold verpfändete ihm Geldern und Zütphen für dreymal hundert tausend Gulden, und Carl räumte ihm den Genuß von diesen Ländern auf seine lebenszeit ein. Carl hatte an Arnolden schon vor dem Hauptvergleiche zwey hundert acht tausend Gulden ausgezahlt; die übrigen zwey und neunzig tausend Gulden versprach er in Zeit von fünf Jahren zu entrichten. Allein, Herzog Arnold that ihm den Gefallen, schon zwey Monate hernach zu sterben, und nun suchte Carl Adolphen den Besitz von Geldern und Zütphen auch noch durch den Schein des Rechtes zu entziehen. Er ließ den gefangnen Adolph vor das Ordenscapitel zu Valenciennes, das er mit den Rittern des goldnen Vließes besetzte, vorladen, und durch den Fiscal anklagen, daß er seinem Vater seine Länder entzogen, und ihn über fünf Jahre lang gefangen gehalten habe. Adolphs Procurator vertheidigte seines Principals Sache, so gut er konnte; allein das Ordenscapitel sprach demungeachtet das einmüthige Urtheil, daß der Herzog von Burgund, kraft des mit dem verstorbenen Herzog Arnold geschlossenen Vertrages, nicht nur das Recht habe, Geldern und Zütphen in Besitz zu nehmen, sondern auch Adolphen von Egmond, seines unmenschlichen Verfahrens gegen den Vater wegen, mit ewiger Gefängnißstrafe zu belegen. Das Urtheil des Ordenscapitels zu Valenciennes erkannte nun zwar dem Herzog Carl den Besitz von Arnolds Ländern zu; aber von diesem Urtheile wollten die Stände von Geldern und Zütphen ihren Willen nicht lenken lassen. Ihre Weigerung vermochte aber des mächtigen Carls Absichten nicht lange zu hindern. Seinem Heere ergab sich eine Stadt nach der andern; das ganze Land mußte ihm als Herzoge von Geldern, und Grafen von Zütphen, huldigen, und da ihm der Herzog Gerhard von Jülich und Bergen, der Brudersohn und einzige Erbe des Herzogs Adolphs von Jülich und Bergen, der Arnolden von Egmond den Besitz von Geldern und Zütphen ehedem streitig gemacht hatte, seine Ansprüche für achtzig tausend rheinische Gülden verkaufte, so fehlte Carln, diese Länder rechtmäßig zu besitzen, weiter nichts, als die kaiserliche Belehnung. Diese erhielt er in der berühmten Zusammenkunft zu Trier [1]).

1472

1473 im Febr.

im Nov.

3. Carl hatte den Kaiser nach Metz eingeladen, um sich daselbst von ihm mit Geldern belehnen zu lassen. Der Lehnsherr sollte also dem Lehnsmanne entgegen reisen. Aber erstlich war der burgundische Carl so ein mächtiger Lehnsmann, daß der Kaiser noch froh seyn mußte, wenn er ihn für seinen Lehnsherrn erkennte; sodann hatte Carl eine einzige, und noch dazu schöne Tochter, die für seinen Sohn Maximilian eine reiche und liebenswürdige Braut abgeben konnte. Der Kaiser machte sich also auf die Reise. Zu Ulm erhielt er aber eine neue Gesandtschaft vom Herzog Carl, durch die er ihm zu wissen thun ließ, daß er, wichtiger Angelegenheiten wegen, zur bestimmten Zeit sich nicht einfinden könne, und daß auch in dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte eine ansteckende Krankheit sich zu verbreiten anfange; er ersuche daher den Kaiser, die Conferenz bis auf Michaelis zu verschieben, und nach Trier zu verlegen. Der Kaiser ließ sich dieses gefallen, und besuchte indessen noch Straßburg und Basel, wo er nicht nur mit ausgezeichneter Achtung empfangen und bewirthet, sondern auch herrlich beschenkt wurde. Seinen Einzug zu

Zusammenkunft zu Trier.

1) Häberlin, S. 712 - 717.

Digitized by Google

Trier hielt er mit drittehalb tausend Pferden. Er selbst aber saß, mit dem Grafen von Wardenberg, seinem Redner und geheimsten Kammerrath a), in einem bedeckten Wagen. Der Erzbischof Johann war ihm mit vier hundert Reitern entgegen geritten, die insgesammt geharnischt, und in rother Kleidung, auch mit rothgefärbten Lanzen gerüstet, daherzogen. Der Kaiser und der Churfürst von Cöln erschienen an der Spitze eines ansehnlichen und schönen Gefolges; aber in einem weit glänzendern Aufzuge zeigte sich der Herzog von Burgund. Ihm folgten drey tausend schöne geharnischte Reiter, sodann noch fünf tausend andre Reisigen, und sechs tausend Schützen zu Fuß. Zu dieser so ansehnlichen Schaar hatte er aus allen seinen vielen Ländern die beste und schönste Mannschaft ausgesucht. Jeder einzelne Mann war nach seinem Stande, und jeder Haufe der Uniform seines Landes gemäß, in Sammt, Damast oder anderm Seidenzeuge prächtig gekleidet, und die Kleider waren zum Theil mit Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber auf das prächtigste gestickt. Kurz, man sah ihnen den Reichthum ihres Vaterlandes an. Der Kaiser ritt dem Herzog entgegen. Voran der Adel, und nächst demselben die Grafen, alle mit entblößtem Kopfe, mit gespanntem Armbruste über der Achsel, und den Köcher voll Pfeile an der Seite führend, übrigens zum köstlichsten gekleidet, aber ungeharnischt; denn der Kaiser wollte, da es eine friedliche Zusammenkunft seyn sollte, sonst niemand, als seine leibwache in Rüstung zeigen. Auf die Grafen folgten sechzehn kaiserliche Trompeter, mit zwey Heerpauken; hinter ihnen kamen die kaiserlichen Herolde und dann die Fürsten. Hinter ihnen ritt der Erzherzog Maximilian, an den sich die Churfürsten von Maynz und von Trier, und der Reichserbmarschalk, Graf Adolph von Pappenheim, der dem Kaiser das bloße Schwerdt vorführte, anschlossen. Nun erschien der Kaiser selbst in einem Kleide von Goldstoff, mit einem über die Brust herabhängenden goldnen Kreuze, dessen Edelsteine den Werth eines Fürstenthums hatten. Auf den Kaiser folgten endlich die Bischöfe und noch viele Herren von Adel. Herzog Carl hatte seine Mannschaft in zwanzig Haufen getheilt, und gleichsam in Schlachtordnung gestellt. Aber nur mit den vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren seines Gefolges, näherte er sich der Person des Kaisers. Sein Anzug war so prächtig, als er nur gedacht werden kann. Ueber seinem vergoldeten Harnisch trug er einen kleinen Mantel von Goldstoff, mit den kostbarsten Edelsteinen und Perlen besetzt, und so reichlich besetzt, daß man den Werth derselben zu wenigstens achtzig tausend Goldgulden berechnete. Er und alle die Herren, die ihm folgten, erschienen geharnischt; ihre Pferde waren mit stählernen Decken behängt, über welche dünne durchsichtige Goldstoffe, mit silbernen Schellen, hingen. Dies verursachte bey der Bewegung der Pferde das anmuthigste Geläute, welches mit dem kriegerischen Tone der Trompeten lieblich abwechselte. Glänzender mag vielleicht im ganzen Mittelalter keine Zusammenkunft ausgefallen seyn! Es hielten aber auch der vornehmste und der reichste Herr in Europa eine Zusammenkunft. Der Herzog wollte, als er sich dem Kaiser näherte, vom Pferde steigen; aber Friedrich gab, als er dieses merkte, seinem weißen Hengste die Sporen, um Carln geschwinde nahe zu kommen, reichte ihm freundschaftlich die Hand, und verbat seine Höflichkeit. Der ehrgeizige Carl ließ sich auch nicht lange bitten. Doch nahm er seinen

a) So nannte man damals einen geheimen Staatsminister.

Digitized by Google

seinen kleinen Helm vom Kopfe, und neigte sich so tief, als es seine Stellung auf dem Pferde erlaubte. Nach einer kurzen Bewillkommungsunterredung, bemerkte Carl den jungen Erzherzog Maximilian, der mit bloßem Kopfe, den ein schönes, gelbes Haar zierte, und in schwarzer Kleidung, einen braunen Hengst reitend, gleich hinter seinem Vater hielt. Der schöne große Wuchs des erst vierzehnjährigen Prinzen, noch mehr aber seine Heldenmiene und sein edler Anstand gefiel ihm sowohl, daß er sogleich zu ihm ritt, ihn freundschaftlich bey der Hand nahm, und ihn vom Kopf bis auf die Füße mit Vergnügen betrachtete. Dies schien eine glückliche Vorbedeutung für den künftigen Gemahl der Marie. Als hierauf der Kaiser die burgundischen Schaaren in der Nähe gesehen hatte, kehrte er mit den Seinigen wieder nach der Stadt zurück. Der Herzog begleitete ihn, so sehr er es auch verbat, bis auf den großen Markt. Sodann ritt er wieder zur Stadt hinaus, in das Kloster St. Maximin, wo er sein Hauptquartier hatte. Seine Mannschaft lag um die Stadt umher in einem Bezirke von acht Meilen, in Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser vertheilt. Die Burgunder und Niederländer wunderten sich bey dieser Zusammenkunft über der Deutschen schöne und lange gelbe Haare; bey den Deutschen erregte hingegen Herzogs Carls und der Seinigen übermäßige Pracht Empfindungen der Eifersucht. Carl stattete hierauf bey dem Kaiser den ersten Besuch ab. Als ihm der Kaiser die Gegenvisite machte, ritt er ihm bis in die Stadt entgegen; auch begleitete er ihn wieder bis hinein. Sodann lud er ihn zu einem großen Gastmahle ein, bey welchem Pracht und Ueppigkeit im höchsten Grade herrschten. Man speisete an achtzehn Tafeln, und es wurden auf jede Tafel drey Gänge, jeder von zwey und vierzig Speisen, aufgesetzt. Am Vormittage des folgenden Tages ließen sich die Herren des kaiserlichen Gefolges in einem Turniere oder Stechspiele sehen. Weil sie aber, der weiten Reise wegen, nicht viel Stechzeug hatten mit sich führen können, und es zu Trier an Rüstung deutscher Art fehlte, so konnten nicht mehr als drey Paar Renner und Stecher erscheinen. Zuerst stachen mit einander Graf Eberhard von Wirtemberg und Graf Albrecht von Hohenloh; sie waren in Rennröcke von braunem Damast gekleidet, und vor ihnen her kamen vier Knaben, mit schönen hohen Hengsten, gleichfalls in braunen Damast gekleidet. Diese beide Grafen rennten so scharf, und trafen so ritterlich auf einander, daß die Lanzen in Trümmern zerflogen, und dennoch beide sitzend blieben. Die beiden folgenden Ritterpaare hielten sich gleichfalls sehr gut. Die Burgunder und Niederländer wunderten sich über das Stechen in so schwerer Rüstung, und mit so starken Stangen, nicht wenig; sie priesen die Stärke und den Muth der Deutschen; achteten sie aber, ihres weniger prächtigen Anzuges wegen, für arme Herren. Den Nachmittag rennten dreyzehn Paar Burgunder und Niederländer, in zwey Rotten getheilt, gegen einander. Sie waren in glänzendem Harnisch, und nur mit Schwerdtern und Spießen bewaffnet b).

Trierische Unterhandlungen.

4. Das ganze Schauspiel dieser hohen Zusammenkunft verrieth, besonders beym Herzog Carl, das äußerste Bestreben, sich prächtig zu zeigen. Daß nun der feierliche Auftritt der Belehnung mit dem Herzogthum Geldern gleichfalls sehr glänzend wird ausgefallen seyn, das wird man nun leicht vermuthen. Wie

b) Fugger, S. 770. 778.

Digitized by Google

sehr mußte es nicht dem Stolze des Kaisers schmeicheln, den so mächtigen und ehrgeizigen Carl von Burgund vor seinem auf dem öffentlichen Markte aufgestellten Throne knien zu sehen! Und dennoch ließ er sich, wie uns Fugger versichert, noch vor dieser Belehnung achtzig tausend Goldgulden von dem Herzog schenken. Es war aber Carln nicht allein um die Belehnung mit dem Herzogthume Geldern, sondern hauptsächlich um den Königstitel zu thun. Er wünschte, der Kaiser möchte seinem Hause die Rechte und Vorzüge des alten Königreichs Burgund verleihen, möchte sodann die vier dem deutschen Reiche unterworfenen Bisthümer Utrecht, Lüttich, Cambray und Dornick zu dem neuen burgundischen Königreiche schlagen, und ihn zum Reichsverweser in den Niederlanden ernennen. Er versprach dafür dem Kaiser eine ansehnliche Geldsumme. Friedrich war der Erfüllung seiner Wünsche gar nicht abgeneigt. Schon seinem Vater hatte er die königliche Würde zugedacht, und dem Sohne konnte er sie um so leichter verwilligen, da er in ihm den künftigen Schwiegervater seines Sohnes erblickte. Schon vor dieser Zusammenkunft war über diesen wichtigen Punct, sowol durch Gesandten, als durch Schreiben, gehandelt worden. Eben dies geschah auch gleich bey den ersten Unterredungen, welche zwischen dem Kaiser und dem Herzog Carl vorfielen. Der Herzog schien des Kaisers Antrag gar nicht unannehmlich zu finden; der junge Erzherzog Maximilian hatte ja ohnedies seinen Beyfall. Allein der Kaiser betrieb die Sache zu hitzig. Das Beylager, oder wenigstens die Vermählungsfeyer, sollte schon zu Trier vor sich gehen. Carl, der ihm aber nicht traute, oder dem vielleicht die Trennung von seiner geliebten Tochter noch zu schwer wurde, wollte durchaus die Sache mit der burgundischen Krone erst berichtigt wissen. Die Unterhandlungen dauerten indessen immer fort, und gediehen auch, wenn anders ein Schreiben des Churfürsten Albrechts von Brandenburg an den Herzog Wilhelm von Sachsen Glauben verdient, so weit, daß der Kaiser dem Herzog von Burgund wirklich die königliche Würde ertheilte. Der Kaiser mußte dieses kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit thun, indem die zu Trier befindlichen Churfürsten und die Räthe der abwesenden geäußert hatten, daß sie diese Sache erst an ihre Mitchurfürsten und Principalen berichten müßten. Der Herzog versprach dem kaiserlichen Prinzen Maximilian nicht nur seine Tochter Marie zur Gemahlin; er machte sich auch verbindlich, ihm jederzeit zehn tausend Mann zu Pferd zu stellen.

Sie laufen fruchtlos ab.

5. So viel scheint auf alle Fälle ausgemacht, daß Friedrich und Carl nun wirklich mit einander einig waren, und daß jetzt weiter nichts als die öffentliche Erklärung fehlte. Carl war seiner Sache schon vorher so gewiß gewesen, daß er Krone, Zepter und andre Krönungszeichen mit nach Trier brachte. Schon wurden in der Domkirche die prächtigsten Anstalten zur Krönung gemacht. Schon war der Tag zu dieser Feierlichkeit angesetzt, als der Kaiser, ohne vom Herzog Abschied zu nehmen, von Trier wegreisete, und sich nach Cöln begab. Zum Vorwande dienten ihm die zwischen dem Churfürsten und dem Domcapitel noch immer fortdauernden Streitigkeiten. Aber jedermann errieth sehr leicht, daß eine solche Ursache seine Entfernung unmöglich hatte bewirken können. Der schlaue König Ludewig XI. von Frankreich war es, der den sonst so trägen Friedrich so schnell von Trier wegtrieb. Ludewig wollte eine so reiche Braut, als die burgundische Marie war, seinem Hause

im Nov.

durch-

durchaus nicht entgehen lassen. Er mußte also die Vollziehung des zwischen dem Kaiser und dem Herzog geschlossenen Vertrages zu verhindern suchen. Und dies kostete ihm wenig Mühe. Er durfte nur dem argwöhnischen Kaiser die Gefahr, in die er sich durch Carls Erhebung stürzen würde, recht lebhaft vormahlen; er durfte es ihm nur wahrscheinlich machen, daß der ehrsüchtige Carl, als König von Burgund, wol gar nach der Kaiserkrone streben könnte; er durfte ihn nur erinnern, daß Carl schon mehrern zum Besitze seiner Tochter eine reizende, aber eitele Hoffnung gemacht habe. Genug, der mit so wenig Scharfsinn ausgerüstete Friedrich glaubte ihm, und brach ganz plötzlich alle Unterhandlungen mit Carln ab. Was das auf den stolzen, so leicht zu beleidigenden Carl für einen Eindruck machte, das kann man sich leicht vorstellen. Zwar verbarg er damals den äußersten Unwillen, den er darüber empfand; aber er verbarg ihn bloß in der Absicht, seine Rache desto sicherer und glücklicher auszuführen [a].

6. Der Kaiser hatte die cölnischen Streitigkeiten zum Vorwande seiner unerwarteten Entfernung von Trier gemacht, und eben diese Händel verschafften dem Herzog von Burgund Gelegenheit, dem Kaiser eine empfindliche Kränkung zuzufügen. Die Uneinigkeit zwischen dem Churfürsten Ruprecht und seinem Domcapitel, auf dessen Seite die vornehmsten Städte übertraten, war so weit gediehen, daß Ruprecht, mit Bewilligung des Pabstes abgesetzt, und der Landgraf Hermann von Hessen, bisheriger Probst zu Aachen und zu St. Gereon in Cöln, zum Administrator des Erzstiftes ernannt wurde. Letztrer setzte sich auch bald in Besitz, besonders da ihn sein Bruder, der Landgraf Heinrich von Hessen, unterstützte. Der Kaiser untersagte hierauf alle fernere Feindseligkeiten, und übernahm es, den Handel selbst zu schlichten. Er schickte deswegen auch Gesandte an den Churfürsten Ruprecht, um ihm seine Vermittlung anbieten zu lassen. Dieser antwortete ihm aber ganz trotzig: das Domcapitel habe den Landgrafen Hermann von Hessen zum Schutzherrn erwählt; sein Schutzherr sey der Herzog von Burgund; diese beide möchten nun die Sache mit einander ausmachen. Herzog Carl hatte dem Churfürsten Ruprecht seine Hülfe wirklich zugesagt. Erst wollte er sich dadurch an dem Kaiser rächen; sodann hoffte er bey dieser Gelegenheit seinen schon lange entworfenen Plan, die Grenzen seines Reiches vom Ausflusse des Rheins bis an seinen Ursprung, von der Nordsee bis zum mittelländischen Meere zu erweitern, auszuführen [b]. Carl ließ auch bald darauf durch einen Herold zu Cöln ausrufen: Ruprechten wieder als Erzbischof, und ihn für den Schutzherrn zu erkennen, auch eine Besatzung einzunehmen. Da die Stadt sich ganz natürlich nicht hierzu verstehen wollte, so gab es Krieg. Carl rückte mit einem ansehnlichen Heere [c] vor Neuß, dessen Vertheidigung der Landgraf

Carl der Kühne mischt sich in die cölnischen Händel.

1474 im Jul.

c) Häberlin, S. 319.

b) Häberlin, S. 22 : 24.

c) Dieses Heer soll sich, nach Fuggers Versicherung S. 793, auf sechzig tausend Mann belaufen haben. Es befanden sich bey demselben allein über zwölf tausend Lombarden, deren Abtheilungen und Sold von Fuggern genau angegeben werden. Ihr Oberhauptmann war der Graf Nicolaus von Campobasso, ein neapolitanischer Bandit, und wie ein Bandit gesinnt. Der König Eduard IV. von England, des Herzogs Schwager, hatte ihm wenigstens zwey (nach andern gar sechs) tausend Reisige und Armbrustschützen geschickt. Die Mannschaft, welche der Landvogt Hermann in die Stadt Neuß geworfen hatte, bestand aus drey tausend Mann Fußvolk und fünf hundert Reitern.

Digitized by Google

Landgraf Hermann selbst übernommen hatte. Dieser vertheidigte es auch so tapfer und standhaft, daß er achtzehn Stürme der Burgunder abschlug, daß er dem Herzog durch manchen herzhaften Ausfall Schaden zufügte, daß er ihm sogar dreyzehn Paniere abnahm. Das Domcapitel und die Stadt Cöln flehten indessen, die damals zu Augsburg befindliche Reichsversammlung um Beystand an. Und wie ungleich bereitwilliger als zum Türkenzuge zeigte sich nun der Muth der Deutschen! Aber es brennte auch schon im Hause des Nachbars. Selbst der Kaiser wollte dem Feldzuge gegen den Herzog von Burgund in eigner Person beywohnen; nur bedauerte er, daß seine erschöpfte Casse die Kosten nicht tragen könnte. Diesem Besorgniß wußten aber die reichen Bürger von Cöln geschwinde abzuhelfen. Sie versprachen erstlich nicht nur allen Aufwand, den der damalige Reichstag dem Kaiser verursacht hatte, zu tragen; sie machten sich auch verbindlich, ihm, so lange er ihrentwegen Krieg führen würde, wöchentlich tausend Gülden zu geben, und am Ende des Feldzuges ein Geschenk von wenigstens hundert tausend Gulden hinzuzufügen, das Reichsoberhaupt ließ sich also von den cölnischen Bürgern Subsidien versichern.

im Aug. Und nun erfolgte an alle und jede Reichsstände eins der ernstlichsten Aufgebote. Versprechen ist aber leichter, als halten. Der Kaiser war, als er Augsburg nach beynahe sechs Monaten verlassen wollte, für seine Zehrung 6736 Gülden schuldig. Er rechnete darauf, daß die Abgeordneten der Stadt Cöln sie bezahlen würden; diesen fehlte es aber sowol an baarem Gelde, als an Credit. Da hatten nun die augsburgischen Schmiede und andre Handwerksleute für das erhabene Oberhaupt des Reiches so wenig Achtung, daß sie die kaiserlichen Pferde und Reisewagen in Beschlag nahmen; ja die Weber vergingen sich so weit, daß sie die zum Gefolge des Kaisers und des Erzherzogs gehörenden Herren und Edelleute mit Schlägen und mit Kothwerfen mißhandelten. Kurz, der Kaiser mußte sein Kammer- und Küchengeräthe eine Nacht durch entbehren, und er bekam es nicht eher wieder, als bis den cölnischen Gesandten vom Rathe zu Augsburg mit funfzehn hundert Gulden, und von andern Städten gleichfalls mit Anleihen, war ausgeholfen worden [f]). Den Kaiser verdroß das Betragen der Augsburger so lebhaft, daß er ihnen von seinem Verdrusse sogleich einen Beweis gab. Er schlug ihr Contingent zum burgundischen Kriege nicht geringer, als zu tausend Mann an, und noch hatten die Augsburger den großen Aufwand des bayrischen Krieges nicht verschmerzt. Sie ließen also um Milderung ihres Anschlages anflehen. Lange blieb der gekränkte Kaiser unerbittlich; endlich erließ er ihnen doch noch zwey hundert Mann, dabey wurde aber ausgemacht, daß sich unter den übrigen acht hundert Köpfen zwey hundert Reisige befinden sollten.

Anstalten zum 1 im Oct. Reichskriege gegen denselben.

7. Der erste Sammelplaß des zum Kriege wider den Herzog von Burgund bestimmten Heeres war bey Frankfurt, und der erste Reichsfürst, der anzog, war der Churfürst Albrecht von Brandenburg, der tausend Reiter, zwey tausend und drey hundert Fußknechte, und vier hundert Wagen mitbrachte. Nach und nach stellten sich zwey tausend Reiter und acht tausend Mann Fußvolk ein. Zu Coblenz fand der Kaiser schon auf acht tausend Mann zu Roß und zu Fuß versammelt [g]). Von da rückte er den Rhein herunter nach Andernach. Von hieraus schickte

f) Fugger, S. 792. 798. g) Fugger, S. 805.

schickte er dem Herzog von Burgund einen feierlichen Absagebrief zu, den er ihm durch einen Herold übergeben ließ [h]). Er hätte aber mit der Ankündigung des Krieges billig noch warten sollen; denn mit den achtzehn bis zwanzig tausend Mann, die er jetzt bey sich hatte, durfte er es nicht wagen, dem zahlreichen Heere des Herzogs sich entgegen zu stellen. Er mußte vielmehr ein neues, und noch geschärfteres Aufgebot ins Reich ergehen lassen. Jeder Reichsstand sollte nunmehr den vierten Mann stellen [i]). Diese neue Mannschaft mußte aber doch erst erwartet werden. Indessen rückte das Contingent der Stadt Augsburg an. Es bestand aus hundert Reisigen und fünf hundert Fußknechten; jene waren wohlberitten, auch mit Harnischen, Armbrusten und langen Schnitzern [k]) versehen; diese führten zwey hundert gemeine Handbüchsen, zwanzig Hakenbüchsen, und drey Stücke, die zwanzig Pferde zogen, mit sich, und die ganze Mannschaft war in der Stadt Farbe gekleidet. 1475 im Jan.

8. Während dieser ernsthaften Anstalten, dem Herzog von Burgund entgegen zu rücken, fehlte es, wie gewöhnlich, nicht an allerley Versuchen, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Unter andern ließ sich der König Christian von Dänemark dieses Geschäffte eifrig angelegen seyn. Er begab sich in dieser Absicht selbst nach Düsseldorf, um mit dem Herzog von Burgund darüber zu sprechen. Carl sollte, seinem Verlangen gemäß, sogleich vom deutschen Boden wieder abziehen; Carl erklärte aber, daß er lieber sterben, als dem Kaiser aus dem Felde weichen wollte. Und auch der Kaiser dachte damals an nichts weniger, als an einen Vergleich mit dem stolzen Herzog von Burgund, der sein Ansehn so sehr beleidigt hatte. Er neigte sich vielmehr zu einer Verbindung wider denselben, die ihm der König von Frankreich hatte antragen lassen. Man arbeitete zu Maynz bereits an dem Entwurfe zu diesem Bündnisse. Der Kaiser und das Reich sollten dreyßig tausend Mann stellen, und der französische Monarch versprach eine eben so große Anzahl. Man verglich sich sogar schon über die Theilung. Unter solchen Umständen konnten des Königs von Dänemark Bemühungen, einen Vergleich zu stiften, freylich nicht glücklich seyn. Der Kaiser verlangte jetzt vom Herzog weit mehr, als dieser, seiner Denkungsart nach, jemals eingehen konnte. Erstlich sollte er sich gar nicht mehr in die cölnischen Angelegenheiten mischen; und dennoch sollten dem Kaiser und Reiche alle ihre Forderungen auf seine Länder vorbehalten seyn. Das hieß für Herzog Carln so gut wie kein Friedensantrag. (1474 im Nov.) 1475 im Jan.

9. Indem nun Friedensunterhandlungen und Kriegsanstalten mit einander abwechselten, verstrich die zum Feldzuge schickliche Zeit immer mehr. Hierüber wurden einige von den Reichsständen, die sich schon lange eingefunden hatten, unwillig. Unter andern wollte die sächsische Mannschaft, die der Herzog Albrecht anführte, wieder nach Hause ziehen. Sie hatte sich nur auf ein Vierteljahr verbindlich gemacht; auch zog sich der damals in Böhmen und Schlesien noch fortdauernde Krieg an die sächsische Grenze, man konnte ihr also ihre Entschließung im Grunde nicht verdenken. Indessen sieht man daraus, wie unsicher von jeher die Anstalten zum Reichskriege gewesen sind. Der Kaiser schrieb selbst an den Churfürsten Ernst und Eröffnung des Feldzuges.

h) Fugger, S. 808.
i) Fugger, S. 809.
k) Was mag dieses Wort eigentlich bedeuten?

Digitized by Google

und den Herzog Wilhelm, daß sie ihm ihre Mannschaft und deren obersten Feldhauptmann, den Herzog Albrecht, in den er ein besondres Vertrauen setzte, doch ferner überlassen möchten. Die Kriegsleute des Herzogs Wilhelm wollten aber durchaus nicht bleiben, und dieser mußte sie erst durch ernstliche Drohungen dazu bestimmen. Viele streit- und beutesüchtige Krieger beysammen zu haben, ohne ihnen eine Beschäfftigung zu geben, war in jenen Zeiten, wo die militairische Subordination noch nicht eingeführet war, gar nicht rathsam. Man beschloß also die Städte Zons, Reinmagen, und Linz, die auf dem Wege nach Neuß lagen, einstweilen in Besitz zu nehmen, und dieses glückte auch mit mehr oder weniger Schwierigkeit. Die meiste Mühe machte die Eroberung von Linz, welches der Churfürst Albrecht von Brandenburg belagerte. Indessen fanden sich die Contingente der Reichsstände allmählig ein, und man näherte sich nun der Stadt Cöln, wo der Kaiser bereits angelanget war. Seit fünf Monaten hatte sich also dieses Reichsheer zusammengezogen, das bereits im October des vorigen Jahres im Felde stehen sollte, und noch fehlte manches Reichsstands Kriegsvolk. Einige hatten zu diesem Feldzuge gar keine Lust. Ja der Herzog Gerhard von Jülich und Berg schlug sich öffentlich auf Carls des Kühnen Seite. Der Kaiser, den dieses im höchsten Grade verdroß, ließ ihn und seinen Sohn Wilhelm zur Verantwortung vorladen; er ließ sie vor einem zu Cöln niedergesetzten Gerichte auf die Reichsacht verklagen; endlich erschien der Prinz Wilhelm, und gewann durch eine neue Frist wenigstens so viel, daß der Achtsproceß nicht weiter fortgesetzt wurde. Unter solchen Geschäfften verstrichen abermals auf sechs Wochen, ohne daß man dem bedrängten Neuß zu Hülfe kam. Den Fürsten und andern Reichsständen war das nicht gleichgültig, daß sie so vielen Aufwand vergeblich machen sollten. Herzog Albrecht von Sachsen wollte jetzt zum zweytenmal mit seiner Mannschaft nach Hause ziehen. Der Kaiser bot ihm sechs tausend Gulden Subsidiengelder an; der großmüthige Albrecht blieb aber endlich, ohne sich bezahlen zu lassen. Dem Landgrafen Hermann wurde indessen die Zeit in Neuß gewaltig lang. Sein Vorrath von Kriegsbedürfnissen nahm sehr sichtbar ab. Man schickte ihm auf sein dringendes Bitten sechzehn Centner Pulver und zwey tausend Stück Bleykugeln, welche fünf hundert cölnische Kriegsleute glücklich überbrachten. Ein andrer Versuch des Churfürsten Albrecht, das bedrängte Neuß mit Lebensmitteln zu versorgen, lief hingegen fruchtlos ab [1]).

im Febr.

im März.

Das Reichsheer rückt zum Entsatze von Neuß heran.

10. Endlich nahete sich der längst erwartete Zeitpunct, da das wider den Herzog von Burgund aufgebotene Reichsheer größtentheils beysammen war. Die vornehmsten unter denen, die sich mit ihrer Mannschaft eingefunden hatten, waren die Churfürsten von Maynz, Trier und Brandenburg, die Bischöfe von Eichstedt, Speyer, Worms und Münster, die Herzoge Ludewig Albrecht und Christoph von Bayern, der Herzog Albrecht von Sachsen, der Landgraf Heinrich von Hessen, die Markgrafen Carl und Christoph von Baden, und der Fürst Waldemar von Anhalt. Der Bischof von Münster, und Administrator des Erzstifts Bremen, ein gebohrner Graf von Schwarzburg, soll allein mit vierzehn tausend Mann erschienen seyn. Sodann fanden sich auf funfzig Grafen, und unter ihnen der Graf Eberhard von Wirtemberg, und auch viele Haufen von Kriegern aus den schwäbischen und rheinischen Städ-

[1]) Fugger, S. 811. 814.

Städten ein. Noch fehlten aber sehr viele Contingente, und viele stellten sich gar nicht ein. Der Sammelplatz desselben war auf einer großen Wiese bey Cöln. Hier ließ der Kaiser, in Begleitung des Churfürsten Albrechts, das Reichsheer durch die Musterung gehen, und jeder mußte ein kleines weißes Schild mit einem rothen Kreuze aufheften. Am nächsten Tage nach Himmelfahrt geschah der wirkliche Aufbruch von Cöln. Den Vorzug, der aus zwey und zwanzig tausend Mann Niedersachsen, Westphälingern und Seestädtern bestand, führte der tapfere Bischof von Münster an. Ihm folgte der Landgraf Heinrich von Hessen mit zwölf tausend Mann; an diesen schlossen sich die Churfürsten von Maynz und Trier mit zehn tausend Mann an. Im Nachzuge befand sich der Kaiser, der Churfürst Albrecht von Brandenburg, der den obersten Kriegsrath und Feldmarschall vorstellte, der Herzog Albrecht von Sachsen, der in Abwesenheit seines Bruders das Reichspanier führte, der Markgraf Carl von Baden und noch viele andre Fürsten, Bischöfe, Grafen und Herren, nebst der Mannschaft der fränkischen, schwäbischen und rheinischen Städte; zusammen ein sehr großer Haufe, wie sich schon aus dem über vierzig tausend Mann starken Vorderzug schließen läßt [m]). Die Reichsstadt Cöln stellte allein funfzehn hundert Mann, alle roth und weiß gekleidet, die sich der Kaiser zum Leibregimente wählte. Da die Reichsstädte bey diesem Zuge sich so außerordentlich auszeichneten, so erwies ihnen der Kaiser die besondre Gnade, daß er ihnen ein eignes Reichspanier, die Reichs-Renn- und Lauffahne genannt, verlieh. Ueber die Ehre, dieselbe zu führen, entstand zwischen den Reichsstädten ein Streit, der für uns aber nicht wichtig genug ist. Doch wurde durch diese und andre Streitigkeiten dieser Art bewirkt, daß die so langsame Maschine des Reichsheeres sich abermals elf Tage lang nicht fortbewegte, und im Lager bey Zons liegen blieb. Bey einer daselbst vorgenommenen Musterung bestand das Reichsheer aus sieben tausend Reisigen, und sechs und dreyßig tausend Mann Fußvolk, zusammen also aus drey und vierzig tausend Köpfen. Dieses ansehnliche Heer führte acht und zwanzig große Stücke auf vier Rädern, auf vierzig Karrenbüchsen auf zwey Rädern, auf drey tausend Haken- und Handbüchsen (Musketen und Pistolen, imgleichen Armbrustschützen. Es hatte sodann acht tausend Wagen bey sich. Rechnet man nun zu jedem derselben zwey Knechte; rechnet man die drey tausend Mann starke Besatzung des am Rhein gelegenen Schlosses Stein; und rechnet man noch den Troß, so mag die Summe von achtzig tausend Köpfen, die man für dieses Heer rechnet, sich allenfalls herausbringen lassen [n]).

im May.

11. So ansehnlich aber auch dieses Heer war, so sehr eilte man doch, als man dem Feind bis auf eine kleine Stunde entgegengerückt war, das Lager desselben nicht allein durch eine Wagenburg, sondern auch durch einen tiefen Graben einzuschließen. Das Lager des Herzogs von Burgund aber glich einer großen Stadt. Es war nicht nur verschanzt, sondern auch in Gassen und Märkte eingetheilt, und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. An diesen litten aber die Belagerten einen desto größern Mangel. Schon hatten sie auch alle Außenwerke verlohren, und dennoch hielten sie sich hinter ihren Mauern sehr tapfer. Wie das Reichsheer zu ihrem

Friede zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Burgund.

m) Wenn die Angaben von diesem Heere nicht mit einander übereinstimmen, so rührt dieses unstreitig hauptsächlich von den verschiedenen Zeiten derselben her. Man vergl. Häberlin, S. 76.

n) Fugger, S. 317.

Digitized by Google

Entsatze herbeyrückte, wagte der Herzog abermals einen Versuch, die Stadt mit stürmender Hand zu erobern. Die stürmenden Haufen wurden immer wieder mit frischen vertauscht, und der Sturm an Einem Tage neunmal wiederholt, von den muthigen und standhaften Belagerern aber auch neunmal zurückgeschlagen. Carl büßte dabey viel Kriegsvolk, und besonders viele lombarder, ein. Es fielen hierauf zwischen den Kaiserlichen und Burgundern verschiedene Gefechte vor; der Herzog Carl und der Markgraf Albrecht rückten auch selbst gegen einander aus. Es war jedoch mit den Feindseligkeiten kein rechter Ernst. Der Kaiser vermied eine Hauptschlacht, weil der in seinem Lager befindliche päbstliche Legat, der Bischof Alexander von Forli, an einem Vergleiche mit allem Eifer arbeitete. Da der Herzog von Burgund durch die elfmonatliche Belagerung von Neuß, die ihm sechs und funfzig Stürme und funfzehn tausend Mann kostete, sich äußerst geschwächt hatte, und das Reichsheer, das gegen ihn heranrückte, dem seinigen überlegen sah; da seine Länder auf der einen Seite von den Schweizern, auf der andern von dem Könige von Frankreich angegriffen wurden, so fühlte er die Nothwendigkeit, Frieden zu machen, jetzt auch weit lebhafter als ehemals. Er ließ sich daher einen Stillstand
am 25. May. gefallen, der am Fronleichnamstage seinen Anfang nahm. Der Kaiser und der Herzog sprachen, wie man sagt, einander persönlich. Von der Zeit an war jedem Theile der Eingang in Neuß und in beide Lager verstattet. Als nun die Deutschen den geschwächten Zustand des burgundischen Heeres dadurch kennen lernten, so fanden sie den geschlossenen Waffenstillstand sehr voreilig; sie fingen daher allerley Händel mit den Burgundern an, die, wenn es der päbstliche Legat nicht noch verhinderte,
am 17. Jun. die Friedensbemühungen würden vereitelt haben. Der Vergleich kam also noch glücklich zum Schlusse. Herzog Carl machte sich verbindlich, in Zeit von vier Tagen von Neuß abzuziehen, und dem Pfalzgrafen Ruprecht nicht ferner benzustehen. Ruprecht blieb abgesetzt, und der tapfere Landgraf Hermann von Hessen wurde Erzbischof und Churfürst von Cöln. Carl bestätigte endlich auch die Verbindung, die man zwischen seiner Tochter und Friedrichs Sohne verabredet hatte. Das letztre aber war ein geheimer Punct, damit dieser den Deutschen ohnedies schon so unangenehme Friede ihnen nicht noch unerträglicher werden möchte. Sie hatten von diesem Kriege nichts als Mühseligkeiten und Unkosten, und das Haus Oestreich erndtete alle Vortheile desselben. Bey Cöln ging nun das mit so vielem Aufwand von Zeit und Mühe zusammengebrachte Reichsheer wieder auseinander, und der Kaiser ließ sich durch das Land des Churfürsten von der Pfalz durch zwey hundert Reiter begleiten. So endigte dieser Feldzug, der mehr Krieger zusammenbrachte, als vielleicht seit Jahrhunderten beysammen waren o).

Carl vereinigt sich mit den Eidgenossen.

12. So wie sich aber Carl der Kühne in die cölnischen Streitigkeiten mischte, weil er dadurch die Ausführung seiner großen Entwürfe zu beschleunigen glaubte, so nahm er auch an den Händeln, in welche der Erzherzog Siegmund mit den Eidgenossen verwickelt wurde, aus eben dieser Absicht lebhaften Antheil, und eben dadurch bereitete er sich seinen Untergang. Die Händel zwischen dem Erzherzog Siegmund und den Schweizern entstanden durch wechselseitige Neckereyen des östreichischen Adels und der eidgenossischen Städte. Siegmund stellte auf dreyzehn tau-
1468 send

o) Fugger — S. 823. Häberlin — S. 83.

Digitized by Google

send Mann gegen die Schweizer ins Feld; diese nöthigten ihn aber dennoch zu einem nachtheiligen Vergleiche. Siegmund wünschte denselben nicht beobachten zu dürfen; er suchte daher bey den Reichsfürsten um Hülfe gegen die Eidgenossen an. Diese wollten aber weiter nichts für ihn thun, als einen neuen Vergleich vermitteln. Wozu halfen aber Vergleiche, da er die in denselben ausgemachten Geldsummen nicht bezahlen konnte? Da nun niemand in Deutschland Siegmunden helfen wollte, so sah er sich nach auswärtiger Hülfe um. Er reisete deswegen nach Frankreich; aber der König Ludewig XI. bewilligte ihm weiter nichts, als einen Jahrgehalt von zehn tausend Franken. Siegmund brauchte aber gleich auf der Stelle eine große Geldsumme. Er wendete sich endlich an den Herzog von Burgund, und dieser versprach ihm nicht nur Hülfe, und dieser lieh ihm nicht nur das Geld, das er den Eidgenossen schuldig war; er schoß ihm auch noch außerdem achtzig tausend Gulden vor. Siegmund versetzte ihm dafür die Grafschaft Pfirt, den Schwarzwald, die vier Waldstädte am Rhein, und alle seine Herrschaften im Sundgau, Breisgau und Elsaß. Der Herzog Carl bestellte zum Statthalter in diesen Ländern Petern von Hagenbach, einen äußerst stolzen und unbarmherzigen Mann, den Urheber so mannigfaltigen Unglücks, den man, seines tyrannischen Verfahrens wegen, eine Ruthe und Peitsche Gottes zu nennen pflegte; den Mann, der Carln seinen eignen Untergang zubereitete *). Hagenbach, ein Erzfeind der Schweizer, that alles, was in seinem Vermögen stand, sie zu drücken. Alle ihre Feinde fanden bey ihm Schutz und Aufenthalt. Die Eingriffe in ihre Gebietsrechte dauerten unaufhörlich fort. Da halfen keine Vorstellungen und keine Beschwerden. Hagenbach drohete wol gar, daß sein Herr die Bezwingung der ganzen Schweiz sich vorgenommen habe. Das schlimmste Schicksal hatten die eigentlichen Unterthanen. Da wurde weder Edelmann, noch Bürger, noch Bauer geschont. Der Tyrann Hagenbach war aber auch zugleich ein Wollüstling, und vor seinen unkeuschen Angriffen waren selbst geistliche Frauen und Jungfrauen nicht sicher. Seinen Wohnsitz hatte er zu Breisach im Elsaß. Der Herzog Carl erschien daselbst von vier bis fünf tausend Reitern begleitet, und ließ sich huldigen. 1473
Diese Gelegenheit benutzten die Städte Bern, Freyburg und Solothurn, sich über Hagenbachs Aufführung bey ihm zu beklagen. Ihre Gesandten mußten ihren Vortrag kniend thun, und erhielten dennoch keine Antwort. Sie folgten ihm bis Dijan nach, und der stolze Carl äußerte seine Gedanken noch immer nicht. So eine Begegnung mußte die Eidgenossen empfindlichst verdrießen. Dazu kam, daß Hagenbach, durch seines Herzogs Betragen, und von einer flamländischen Mannschaft von acht hundert Mann aufgemuntert, in seinem ungerechten Verfahren immer kühner wurde. Dieses Verhältniß zwischen Carln und den Eidgenossen benutzte der schlaue Ludewig XI. von Frankreich, mit den Schweizern wider den mächtigen und planvollen Herzog von Burgund ein Schutzbündniß zu errichten.

13. Der Erzherzog Siegmund, dessen Geldmangel die Feindschaft zwischen dem Herzog Carl und den Eidgenossen veranlaßt hatte, empfand die Folgen derselben auch sehr bald. Die Stände der von ihm an Carln versetzten Länder, und besonders die Breisgauer, fühlten Hagenbachs Bedrückungen so lebhaft, daß sie die- Hagenbachs Hinrichtung.

*) Häberlin, S. 583-590. Fugger, S. 748. 752.

Digitized by Google

selben durchaus nicht mehr ertragen wollten. Sie ließen also dem Erzherzog Siegmund zu wissen thun, sie würden, wenn er sie nicht bald von dieser Tyranney befreyte, sich entweder mit den Schweizern verbinden, oder dem Herzog von Burgund sich völlig unterwerfen. Da nun Siegmund einen Krieg mit dem kühnen Carl voraussah, so war er darauf bedacht, mit den Eidgenossen sich wieder auszusöhnen, und sowol der Kaiser, als der König von Frankreich waren aus sehr begreiflichen Gründen hierzu behülflich. Diese Aussöhnung erfolgte aber nicht sogleich. Indessen schossen die Städte Straßburg, Basel und Colmar dem Erzherzog achtzig tausend Gulden vor, um die an den Herzog von Burgund verpfändeten Länder wieder einzulösen. Siegmund ließ hierauf Carln die Wiedereinlösung durch zwey Herolde verkündigen. Carl aber antwortete, er hätte dies zu Besançon thun sollen. Hagenbach ließ seitdem an Breisachs Befestigung Tag und Nacht arbeiten. Selbst am Osterfeste sollten die Bürger schanzen. Hierüber empörten sie sich, und brachten ihn in Verhaft. Seine Kriegsleute waren froh, daß man sie ruhig abziehen ließ. Die Nachricht von Hagenbachs Gefangenschaft verbreitete über die ganze Schweiz eine allgemeine Freude. Siegmund begab sich nach dem Sundgau und Breisgau, um sich von neuem huldigen zu lassen. Zu Hagenbachs Untersuchungssache wurde ein besondres aus Rechtsgelehrten und Abgeordneten der Städte bestehendes Gericht verordnet. Der so stolze Hagenbach mußte nun alle seine Bosheiten auf der Folter bekennen. Man verurtheilte ihn zum Schwerdte, und dieses Urtheil
im May. wurde in der gleich darauf folgenden Nacht, beym Scheine der Fackeln, und in Gegenwart einer zahlreichen Menge, die ihm sein klägliches Schicksal gönnte, wirklich vollzogen.

Die Eidgenossen bekriegen Carln den Kühnen.

14. Wie sehr aber das Verfahren gegen Hagenbachen den Herzog Carl, der so wenig zu verzeihen gewohnt war, kränken mußte, das kann man sich leicht vorstellen. Er ließ sogleich durch einen Bruder des hingerichteten Hagenbach die Grafschaft Pfirt verwüsten. Hierdurch bewirkte er aber weiter nichts, als daß verschiedene Herrschaften, die der burgundischen Gewalt am meisten bloßgestellt waren, dem Bunde der Eidgenossen beyzutreten wünschten, und durch Empfehlung des Erzherzogs Siegmund und des Grafen von Wirtemberg, dem Mömpelgard gehörte, ihre Absicht erreichten. Nun wurde Carl der Kühne vollends recht erbittert. Der Graf von Wirtemberg reisete durch das luxemburgische. Carl ließ ihn ohne Umstände in Verhaft nehmen. Sodann brachte er den gefangenen Grafen auf den der Stadt Mömpelgard nahgelegenen Krottenberg. Hier mußte er, den Scharfrichter mit einem bloßen Schwerdte hinter sich, niederknien, und Carl ließ dem Oberbefehlshaber in Mömpelgard melden, daß er seines Grafen Tod bloß durch Uebergebung der Stadt retten könnte. Aber der Hauptmann blieb standhaft, und Carl scheute sich, die Drohung zu vollziehen. Er verurtheilte den Grafen zu einer harten Gefangenschaft. Der fürchterliche Auftritt hatte aber auch das Nervensystem desselben dergestalt zerrüttet, daß er darüber wahnsinnig wurde *). Die Rache an dem Grafen von Wirtemberg verhalf jedoch Carln zu keinem Vortheile. Der schlaue König von Frankreich söhnte nicht nur den Erzherzog Siegmund mit den Schweizern wieder aus, sondern brachte es auch dahin, daß sie sich mit ihm gegen den Herzog von Burgund

*) Häberlin, VII, S. 10-16.

Burgund verbanden. Carl hätte sie jetzt um so eher schonen sollen. Weil er aber dem Stephan von Hagenbach die Rächung seines Bruders einmal aufgetragen hatte, so glaubte sich dieser zu einem Einfalle in das Sundgau berechtigt. Er bediente sich dabey burgundischer Kriegsleute; dies brachte die Eidgenossen wider den Herzog auf. Da sie nun die Bischöfe und Städte des Elsasses und Breisgaues, welche den niedern Bund bildeten, ohnedies um Beystand ansteheten; da sie der Kaiser und der Erzherzog Siegmund zum Kriege gegen den Herzog von Burgund gleichfalls anreizten, da der kühne und mächtige Carl mit der Belagerung von Neuß damals schon genug beschäfftigt war, so rückten sie endlich, mit dem niedrigen Bunde vereinigt, auf achtzehn tausend Mann stark, vor die burgundische Stadt Hericourt, schlugen den Grafen von Romont, einen Anhänger des Herzogs, der dem belagerten Orte zu Hülfe kommen wollte, muthig zurück, und eroberten hierauf nicht nur Hericourt, sondern auch noch einige andre Oerter [1]). Eben so glücklich waren sie im Feldzuge des künftigen Jahres. Sie nahmen dem Herzog eine Stadt und ein Schloß nach dem andern weg [2]). 1474 im Oct. 1475

15. Nun kehrte aber Carl von der Belagerung von Neuß wieder in seine Erblande zurück, und da er sich mit dem Könige von Frankreich wieder ausgesöhnt hatte [1]), so beschloß er den Schweizern und den Herzog von Lothringen seine Rache fühlen zu lassen. Das zwischen den Niederlanden und dem Herzogthume Burgund gelegene Lothringen hatte den planvollen Carl schon lange nach seinem Besitze lüstern gemacht, und er hatte, denselben zu erlangen, schon mehr als einen Versuch gewagt. Er erkühnte sich sogar einmal, den jungen Herzog Renatus durch einen deutschen Hauptmann aus seiner Residenzstadt rauben zu lassen. Dies half ihm aber zu nichts, weil der König von Frankreich dagegen einen Neffen des Kaisers in Verhaft nahm. Er mußte daher den Herzog Renatus wieder ausliefern. Hierauf suchte er eine alte Schuldforderung hervor, die schon lange abgethan war. Unter solchen Umständen hielt es der Herzog von Lothringen für rathsam, sich durch ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich Sicherheit zu verschaffen. Wie er aber noch in Unterhandlungen mit demselben begriffen war, nöthigte ihn Carl, mit ihm eine Verbindung zu schließen. Diese dauerte jedoch nur so lange, als der Herzog den Zwang noch fühlte. Der König von Frankreich beredete ihn sehr bald, der Verbindung mit Carln wieder zu entsagen; Renatus verband sich auch wider den Herzog von Burgund, nicht nur mit den Eidgenossen, sondern auch mit dem Kaiser, und den Churfürsten von Maynz, Trier und Brandenburg, und ungeachtet Carl der Kühne heftig drohete, so brach dennoch sein Kriegsvolk, mit französischen Truppen vereinigt, in das Herzogthum Luxemburg ein. Die Lothringer machten auch einige Eroberungen. Ihr Glück dauerte jedoch nur so lange, bis Carls Heer von Neuß zurückkehrte. Carl ließ durch sechs tausend Mann einen Einfall in Lothringen thun. Diesen folgte er bald selbst mit vierzig tausend Mann und einer zahlreichen Artillerie nach. In Zeit von vier Wochen sah er das ganze Herzogthum in seiner Gewalt. Nur noch Nancy fehlte ihm. Als er auch dieses belagerte, wußte der bedrängte Herzog Renatus bey niemand, als bey dem Könige von Frankreich, dem ersten Urheber seines Unglücks, 1474 1475 im Jul. Carl der Kühne bemächtigt sich des Herzogthums Lothringen.

r) Häberlin, — S. 19.
s) Häberlin, — S. 21. Fugger, S. 823.
t) Häberlin, S. 90.

Digitized by Google

Unglücks, Zuflucht zu ſuchen, aber auch bey dieſem fand er ſie nicht. Ludewig XI. wünſchte, daß ihm Carl ſeinen Connetable, den Grafen von S. Pol, ausliefern möchte. Er durfte alſo den Herzog Renatus nicht unterſtützen. So mußte ſich
im Nov. endlich auch Nancy ergeben. Carl der Kühne zog daſelbſt im Triumphe ein, und die Stände des Herzogthums Lothringen mußten ihm Gehorſam ſchwören [u]).

Schlacht bey Granſon. 1476

16. Eben ſo leicht dachte Carl die Eidgenoſſen zu unterjochen. Er führte ein mächtiges Heer von funfzig tauſend Mann gegen ſie ins Feld; dreyßig tauſend Unterthanen und zwanzig tauſend Mayländer und Savoyarden. Aus Eitelkeit nahm er alle ſeine Koſtbarkeiten, ſeine Juwelen, ſein goldnes und ſilbernes Geräthe, und ſeine prächtige Kleider mit ſich. Selbſt einer von den Geſandten der Eidgenoſſen verſicherte ihm, daß der Werth der Sporen ſeiner Reiter und der Zäume ihrer Pferde das ganze Vermögen der Schweizer überſtiege [v]). Das ſchmeichelte Carls Ehrgeiz; aber er bedachte nicht, daß es im Kriege nicht auf geſchmückte, ſondern auf tapfere Arme ankömmt. Carl war von dem Gedanken, die Schweiz zu erobern, ſo erhitzt, daß er ſchon in der Mitte des Winters aufbrach. In den erſten Tagen des Februars ſtand er bereits bey Joigne, einem Grenzorte, und ſeine Mannſchaft bemächtigte ſich in kurzer Zeit verſchiedener in der Waat gelegenen Oerter. Die Stadt Granſon verrieth ihm der treuloſe Hauptmann der Beſatzung, und Carl dachte ſo wenig edelmüthig, ſo wenig menſchenfreundlich, daß er den größten Theil der Beſatzung, vier hundert und funfzig an der Zahl [v]), theils aufhängen, theils erſäufen ließ. Dieſe grauſame Behandlung fügte zur Tapferkeit der Eidgenoſſen, welche achtzehn tauſend Mann ſtark heranrückten, noch Erbitterung. Die braven Schweizer verſchworen ſich, entweder zu ſterben, oder den Tod dieſer Unſchuldigen zu rächen, und des Herzogs Treuloſigkeit zu beſtrafen. Mit ſolchen Geſinnungen rückten ſie nun gegen den Herzog heran. Carl, der bey Granſee in einem vortrefflichen Lager ſtand, indem er auf der einen Seite den See, auf der andern Graben und Schanzen, hinter ſich die Wagenburg nebſt den kleinen Stücken, und vor ſich das grobe
am 2. März. Geſchütz hatte, verließ, auf ſeine Kriegermenge trotzend, dieſe herrliche Stellung, und rückte nach einem nicht weit davon gelegenen engen Paß bey der Carthauſe, den die Schweizer beſetzt hatten, und wo er von ſeiner zahlreichen Reiterey, und von ſeinem groben Geſchütze, gar keinen Gebrauch machen konnte. Als die Eidgenoſſen die Feinde vor ſich ſahen, warfen ſie ſich zur Erde, den Beyſtand des Höchſten zu erbitten; ſodann drangen ſie auf den erſten Haufen muthig ein. Dieſen führten Antonius und Baldwin, zwey natürliche Söhne des Herzogs von Burgund, an. Sie glaubten dem herzhaften Angriffe der Schweizer nicht glücklicher auszuweichen, als wenn ſie durch einen allmählichen Rückzug dieſelben aus dem Gebirge ins freye Feld lockten, wo ſie mit der Reiterey ſie umringen, und mit der Artillerie unter ſie feuern könnten. Aber dieſer Anſchlag mißglückte ihnen. Die gemeinen Kriegsleute vermutheten, mit ihrer Abſicht unbekannt, daß der Vorderzug ſchon geſchlagen ſey, und begaben ſich unaufhaltſam auf die Flucht. Da halfen keine Vorſtellungen und Ermahnungen ihrer Hauptleute. Noch ſchleuniger aber flohen ſie, als ſie die Schweizer, gleich Regengüſſen, von den nahgelegenen Bergen herabkommen ſahen. Ihre Furcht

u) Häberlin, S. 94-98.
v) Häberlin, S. 105.
v) Nach Fuggern S. 827. wurden 80 aufgehängt und 200 erſäuft.

Digitized by Google

Furcht war für Carls übriges Heer so ansteckend, daß alle Bemühungen desselben, die Schlacht wieder herzustellen, zuletzt verlohren waren, daß ihm zu seiner eignen Rettung weiter nichts, als die Schnelligkeit seines Pferdes übrig blieb. Zum Glücke für ihn, hatten die Eidgenossen weiter keine Reiteren, als die wenige, die ihnen der Bischof von Basel geschickt hatte. Sie konnten also den fliehenden Burgundern nicht weit nachsetzen, und Herzog Carl verlohr daher nicht mehr, als zwey tausend Mann. Von den Schweizern waren nicht über funfzig getödtet, und etwa auf drey hundert verwundet worden. Für das Misvergnügen, den geschlagenen Feind nicht weit genug verfolgen zu können, hielt sie die außerordentlich große und kostbare Beute, die ihnen in die Hände fiel, vollkommen schadlos. Carls ganzes Lager, die ganze Artillerie von hundert und zwanzig Stücken, der ganze Vorrath von Kriegsbedürfnissen, seine Canzley, sein ganzer von ihm und seinen Vorfahren gesammelter Schatz, alles ging hier auf Einmal verlohren, und es blieb ihm weiter nichts, als das traurige Andenken an dasselbe. Auf sieben und zwanzig Paniere wurden erobert. Das Gold, das Silber, die Kleinodien, das baare Geld, die schönen Kleider, und andre dergleichen Kostbarkeiten waren in solcher Menge da, daß man auf vier hundert Reisträge damit anfüllte, daß die theilenden Schweizer nicht genug Haufen machen konnten. Der Werth dieser Beute wurde auf drey Millionen Gulden geschätzt, und gewiß eben so hoch belief sich das, was man noch sonst im Lager gefunden hatte [1]). Man zählte allein einige tausend mit allerley Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln angefüllte Wagen. Am meisten bereicherten sich durch diese Beute diejenigen, die am wenigsten oder gar nichts beym Treffen gethan hatten, die Marketenter, Krämer und Kaufleute; denn diesen verkauften die einfältigen gemeinen Schweizer, die sich besser auf Kühe, als auf Kleinodien verstanden, die köstlichen Perlen und Edelsteine um ein Spottgeld, und ganze silberne Platten für Zinn. Nachdem die Eidgenossen, der Theilung wegen, sich drey Tage lang auf der Wahlstatt verweilet hatten, eroberten und verbrennten sie das Schloß zu Granſee, nahmen mit gerührtem Herzen die achtzig Aufgehängten von den Bäumen, und hingen an ihre Stelle zwey hundert gefangne Burgunder auf [2]).

17. Lebhafter war die Eitelkeit eines großen Fürsten lange nicht gedemüthigt worden. Carl hielt auf seiner Flucht nicht eher, als in Lausanne still, wo er, über die erlittene Niederlage sich recht besinnend, beynahe in Raserey verfiel, einige Tage keine Speise zu sich nahm, mit den Füßen stampfte, mit den Zähnen knirschte, und mit dem Munde schäumte, wo er sich vor Wuth sogar in die Finger biß, und Flüche und Gotteslästerungen sich erlaubte. Noch höher aber stieg sein rasender Verdruß durch die Nachricht, daß die Savoyarden und Lombarden, die ihm zu Hülfe gezogen waren, von den Freyburgern und Wallisern sich hatten müssen auseinanderjagen lassen. Und dennoch war auch dieses Unglück zur Unterdrückung seiner Rachbegierde nicht groß genug. Er rüstete sich vielmehr mit dem größten Schlacht bey Murten.

1) Andre Nachrichten geben diese Beute nur zu einer Million an. Unter derselben befand sich auch der größte Diamant der damaligen Zeit, wenigstens in Europa, der zuletzt in die päbstliche Krone kam. Fugger, S. 828. Hegewisch Gesch. Mar. I, 27.

2) Fugger, S. 827 – 829.

ten Eifer, und mit der möglichſten Geſchwindigkeit, die Schweizer von neuem anzugreifen, und er brachte in Zeit von drey Monaten, nemlich im März, April und May, wieder ſo viel Kriegsvolk zuſammen, daß er das ganze Land Waat damit anfüllte. Als ihn die Muſterung deſſelben viele Tage hindurch beſchäftigt hatte, zog er ſeine ganze Kriegsmacht, vierzig tauſend Mann ſtark, auf einer großen Ebene bey Lauſanne zuſammen, und nun feuerte er von einem hohen Stuhle herab ſeine Hauptleute ſo lebhaft gegen die Eidgenoſſen an, daß ſie ihm ihre Bereitwilligkeit, den erlittenen Schaden zu erſetzen, oder zu ſterben, durch allgemeinen Zuruf, oder Bewegung des Gewehres erklärten. Von ſolchen Geſinnungen begeiſtert, führte ſie nun Carl der Kühne vor die Stadt Murten am See. Ein dreymaliger vergeblicher Sturm koſtete ihm funfzehn hundert Mann. Nun forderte er den Ort in der Güte zur Uebergabe auf; aber es lagen funfzehn hundert Berner und achtzig Freyburger darin, die ſo etwas für die größte Schande hielten. Indeſſen hatten ſich die Eidgenoſſen gleichfalls mächtig gerüſtet. Sie hatten, unter andern durch Hülfe des Erzherzogs Siegmund, auf dreyßig tauſend Mann Fußvolk und
am 22. Jun. auf vier tauſend Reiter beyſammen. Als ſich dieſes Heer dem Herzog Carl bis auf fünf hundert Schritte genähert hatte, eilte ihm Carl mit der heftigſten Schlachtbegierde entgegen. Und dennoch wagte er keinen Angriff auf das Lager der Eidgenoſſen, die es ruhig abwarteten [b]). Nach einer Stunde führte er ſein Heer wieder zum Lager, aber, aus unzeitiger Verachtung der Feinde, mit einiger Unordnung, und nicht genug im Nachzuge verwahrt. Darauf hatten die Eidgenoſſen eben gewartet. Sie fielen, nach gethanem Gebete, mit zwey Haufen aus ihrem Lager heraus, und griffen die Feinde ſo geſchwinde im Rücken an, daß ſie denſelben zum Stehen und zum Fechten gar keine Zeit ließen. Dieſe retteten ſich daher zu ihren Kanonen, und die Schweizer, wurden mit einem gewaltigen Feuer empfangen. Die unerſchrocknen Eidgenoſſen drangen aber dennoch ſo lange auf ſie ein, bis ſie die Stücke umdrehen, und die Feinde durch ihr eignes Geſchütz beſchädigen konnten. Nun wurden ſie zwar von Carls Leibwache und den engliſchen Schützen etwas zurückgetrieben; als aber die Reiterey des Erzherzogs Siegmund heranrückte, ſo verbreitete ſich unter dem burgundiſchen Heere eine allgemeine Zerſtreuung. Nun munterten die Schweizer durch das Feldgeſchrey: Granſon! Granſon! einander zum Schlachten der Burgunder auf [c]). Faſt ein ganzer Haufe von zehn tauſend Mann wurde in den See geſprengt, und gleich den Enten gepürſcht, ſo daß das Waſſer ſich davon roth färbte. Andere, die auf den Bäumen ihre Zuflucht ſuchten, wurden gleichfalls herunter geſchoſſen, und mit Spießen aufgefangen. Man rechnete überhaupt dreyßig tauſend Burgunder, die in dieſer mörderiſchen Schlacht ihr Leben verlohren hatten. Es wurden zwey und zwanzig tauſend und fünf und ſechzig Erſchlagene begraben, und unter dieſen zählte man nicht mehr, als etwa dritthalb hundert Eidgenoſſen. Wie manches edle Geſchlecht wurde durch dieſes Treffen betrübt! Noch jetzt blinken in einer Capelle bey Murten die Hirnſchedel und die Gebeine der getödteten burgundiſchen Herren, und noch jetzt erſtaunt man über die auf ihnen eingedrückten Mahlzeichen mächtiger Schwerdtſtreiche [d]).

18. Her-

b) Nach andern hielt ſie ein heftiger Regen im Lager zurück. Häberlin, S. 114.

c) Häberlin, S. 115.

d) Fugger, S. 829. 830.

Digitized by Google

18. Herzog Carl verlohr hier zum zweytenmale sein ganzes Heergeräthe und Geschütze, nebst dem ganzen Lager, welches, einer Stadt ähnlich, aus tausend Zelten und vier hundert Hütten bestand. Man fand in demselben aber auch auf drey tausend Weiber. Herzog Carl floh auf öfters umgewechselten Pferden bis nach Genf, wo er sich wieder einige Tage lang aller Gesellschaft der Menschen entzog, und weder Trank noch Speise zu sich nahm. Das neue Unglück hatte auf die Beschaffenheit seines Körpers mächtig gewirkt. Da er vorher bey der Mahlzeit seine übermäßige Hitze durch Gerstenwasser abzukühlen pflegte, so hatte er nunmehr, zur Erwärmung seines kalten Magens, die hitzigsten Weine nöthig e). Der Erzbischof Catto von Vienne suchte seine zerstöhrte Gesundheit durch Arzneymittel wieder herzustellen; aber die vorige Stärke seines Geistes konnte er ihm nicht wiedergeben f). Der von Eitelkeit so gewaltig beherrschte Carl wurde von den Folgen seiner zweyten Niederlage auch bald genug durch die Erfahrung überzeugt. Der König von Frankreich, dem sein Unglück die empfindlichste Freude machte, reizte nicht nur die Eidgenossen zur Fortsetzung des Krieges gegen ihn an, sondern ermunterte auch den Herzog von Lothringen, seines Herzogthumes sich wieder zu bemächtigen. Er fügte zu dieser Aufmuntrung eine Geldsumme. Da nun Renatus gerade damals auch eine reiche Erbschaft gethan hatte, so brachte er vier tausend Mann Fußvolk und funfzehn hundert Reiter zusammen, und nun sah er in kurzer Zeit fast ganz Lothringen wieder in seiner Gewalt. Nur die Hauptstadt Nancy that ihm bis in die zehnte Woche tapfern Widerstand; sie mußte sich aber endlich dennoch ergeben. Der Herzog Carl konnte ihr nicht zu Hülfe eilen; es fehlte ihm an Geld und an Mannschaft, und die burgundischen Stände wichen seinen Auffordrungen zu einem neuen Feldzuge durch Vorstellung ihrer Armuth aus, und ermahnten ihn zum Frieden. Carl sammelte aber demungeachtet ein neues Heer von vierzig tausend Mann, aber freylich nicht so geschwinde, als er wünschte. Vor dem Winter konnte er daher nicht ins Feld rücken; und bis auf das Frühjahr wollte er seinen Feldzug nicht verschieben. Er zog also erst im October vor Nancy, um es wieder zu erobern, da er es drey Tage vorher noch hätte entsetzen können, und nun zeigten sich alle die traurigen Folgen eines mit zu weniger Vorsicht und im Winter angefangnen Krieges. Carls Kriegsvolk, das, des Geldmangels wegen, nur schlecht gekleidet, und wider die Kälte nicht hinlänglich geschützt war, das noch überdies der Mangel an Lebensmitteln drückte, das mußte haufenweise als ein Opfer der Unbesonnenheit seines Herrn hinsterben. Carl schrieb an den burgundischen Kanzler Hugonet, daß er die niederländischen Stände zur Lieferung von Geld und Mannschaft anhalten sollte. Aber der Graf von Campobasso, dem Carl sein ganzes Vertrauen schenkte, und der ihn schon einigemal an den König von Frankreich und den Herzog von Lothringen hatte verrathen wollen, schrieb gleichfalls an die vornehmsten niederländischen Herren, und zeigte ihnen, daß ihr Beystand gar nicht nöthig sey, und daß der Kanzler nur die Beförderung seines Eigennutzes dabey zur Absicht habe. Also wurde Carl auch von dieser Seite nicht unterstützt. Indessen hatte der Herzog Renatus so viel Leute angeworben, daß er, als noch acht tausend Eidgenossen zu ihm stießen, funfzehn tausend Mann stark war. Dieses Heer konnte sich, der strengen

Schlacht bey Nancy.

im Oct.

am 15.

e) Fugger, S. 831. f) Häberlin, S. 118.

Digitized by Google

Jahrszeit und der Verödung des landes wegen, kaum des Hungers erwehren. Dieser zeigte sich aber auch in Nancy in einer so fürchterlichen Gestalt, daß man nicht nur das Fleisch von Pferden, sondern auch von unreinen Thieren verzehren mußte. Das Heer der Vereinigten durfte also mit dem Entsatze nicht länger säumen. Es rückte, seitdem bis auf neunzehn oder zwanzig tausend Mann verstärkt [g]),
1477 am 2. Jan. nach Niclasport. Carl wagte, als er von seinem Anzuge Nachricht bekam, einen gewaltigen Sturm, ohne jedoch etwas auszurichten. Der Mangel an lebensmitteln äußerte sich aber sowol in Nancy, als bey dem Heere der Vereinigten, immer
am 5. Jan. mächtiger. Die Kälte wurde für das letzte immer drückender. Herzog Carl sollte also angegriffen werden. Jener berief, als er hievon Nachricht bekam, seine Hauptleute zusammen, und die erfahrensten und einsichtsvollsten unter ihnen riethen ihm einmüthig, sich nach Pont a Mousson zurückzuziehen, das Kriegsvolk in die nächsten Städte zu verlegen, und mit dem Frühjahre das niederländische Volk und Geld zu erwarten. Allein Carl verwarf diesen heilsamen Rath, indem er sichs für eine Schande achtete, dem Feinde mit Klugheit auszuweichen, von dem er doch schon zweymal war zur Flucht genöthigt worden. In diesen höchst unweisen Gesinnungen stärkte ihn der Verräther Campobasso. Carl rückte also mit seinem durch Kälte und Hunger geschwächten Heere dem Herzog von Lothringen und den Eidgenossen entgegen. Vor sich hatte er einen tiefen Wassergraben, und die Seite, wo die Feinde herkamen, verwahrte er durch sein Geschütz. Aber zwey landflüchtige Schweizer, die sich dadurch mit ihrem Vaterlande wieder auszusöhnen hofften, verriethen ihren Landsleuten nicht nur alle Vortheile seiner Stellung, sondern zeigten ihnen auch den Ort, wo sie den Herzog mit der wenigsten Gefahr angreifen könnam 6. Jan. ten. Dies war an seinem linken Flügel. Sie mußten zwar, während eines heftigen Schnees, durch das tiefe und kalte Wasser des Grabens setzen, und sodann eine Anhöhe hinaufklimmen; aber ihre unerwartete Erscheinung machte auf die Burgunder einen so schreckhaften Eindruck, daß sie dem unvermutheten Angriffe der Eidgenossen unmöglich lange widerstehen konnten. Zu diesem Unglücke gesellte sich nun noch die Verrätherey des Campobasso, welcher, gleich beym Anfange des Treffens, mit seiner italienischen Reiterey zum Herzog Renatus überging. Die Schweizer dachten so rechtschaffen, daß sie nicht mit ihm fechten wollten; sein Abzug brachte indessen doch Furcht und Verwirrung unter das burgundische Heer. Die Eidgenossen verfolgten die zerstreuten Burgunder bis in die Nacht, und sprengten sie zum Theil in die Mosel. Es büßten ihrer auf sieben tausend Mann ihr Leben ein, und von den Siegern lagen nicht mehr als funfzig auf dem Schlachtfelde. Unter den vielen gefangnen Burgundern befanden sich die beiden natürlichen Brüder des Herzogs, und noch auf hundert und funfzig andre Grafen, Herren und Ritter [h]).

Carls des Kühnen Tod. 19. Dem Herzog Carl hatte sein Tod gleichsam geahndet. Er sagte, als er zu Pferde stieg, einem seiner Vertrauten erst mündlich, wer der Gemahl seiner Tochter seyn sollte, sodann stellte er ihm noch einen schriftlichen, eben diesen Gegenstand betreffenden Aufsatz zu. Seine Ahndung trügte auch nicht. Es war das letztemal, daß der kühne Carl, vor dem so mancher seiner Nachbarn gezittert hatte, in die Schlacht zog. Als er die Seinen fliehen sah, that er alles, sie wieder zum Ste-

g) Häberlin, S. 110. h) Fugger, S. 836.

Digitized by Google

Stehen zu bringen, und mancher Feind, der ihm aufstieß, wurde das Opfer seines rasenden Zornes. Zuletzt, als er sich von seinen Leuten verlassen, und von den Feinden umringt sah, schlug er sich, nur noch von einigen Edelleuten begleitet, glücklich durch, bis zu einem Bach. Nun gab er seinem Pferde die Sporen, um hinüber zu setzen; dem ermatteten Pferde aber mißlang der Sprung, und es stürzte mit seinem Reiter ins Wasser. Einer von den vielen Feinden, die ihm nachsetzten, ein lothringischer Edelmann, der zu Fuße diente, gab dem Pferde des Herzogs mit seiner Hellebarthe so lange Stiche, bis es endlich, sich aufzurichten bemühend, seinen schwer gerüsteten und halb ohnmächtigen Reiter aus dem Sattel warf, und nun löschte ihm der Edelmann mit einigen Hieben und Stichen das Lebenslicht aus. Deutsche Fußknechte zogen ihn aus, und ließen ihn, weil sie ihn nicht kannten, nackend liegen. Erst nachdem die Sieger, wie gewöhnlich, drey Tage lang auf der Wahlstatt sich verweilet hatten, die Erschlagenen zu begraben, fand man seinen leichnam eingefroren, und von der Kälte so aufgeschwollen und verstellt, daß ihn selbst sein Helmträger und sein Leibarzt mit Mühe erkennen konnten. Herzog Renatus ließ ihn in der Hauptkirche zu Nancy begraben. Hier blieb er aber nicht, sondern er wurde zu Kaiser Carls V. Zeiten nach Brügge in Flandern gebracht. Den Ort seines Todes bezeichnet ein steinernes Kreuz. Dies Schicksal hatte ein Fürst, der in seinem Alter (er war erst vier und vierzig Jahre alt) und wegen seiner Macht noch eine der größten Rollen in der Welt spielen konnte. Sein Körper war von mittlerer Größe, aber stark gebaut, das Gesicht etwas länglich, mit einer breiten Stirn; die Augen und Augenbraunen schwarz, der Blick ernsthaft und männlich, die Nase und das Kinn lang, Bart und Haare schwarz. Diesen Körper belebte ein überaus feuriger Geist, der sich bloß mit erhabenen Gegenständen beschäfftigte, der, ein Feind aller leiblichen Wollust, Frost und Hitze, Hunger und Durst, kurz, alles Ungemach, mit der größten Unempfindlichkeit ertrug. Zu Hause begnügte er sich mit schlechter Kost und Kleidung; aber außer demselben war ihm nichts zu kostbar, nichts zu prächtig. Die stärkste Leidenschaft, die ihn beseelte, war überhaupt sein Ehrgeiz. Bey dem Besitze seiner Staaten, die, wo nicht zwey, doch wenigstens eins der ansehnlichsten Königreiche vorstellen konnten, hätte er so leicht keinen andern Monarchen zu beneiden Ursache gehabt. Allein, er glaubte, gleich Alexandern und andern berühmten Weltstürmern, nicht glücklich zu seyn, wenn er nicht erst recht viel erobert hätte. Als er, dem vorher die beiden größten Beherrscher in Europa, der Kaiser und der König von Frankreich, mit aller ihrer Macht nicht schaden konnten, von dem Herzog Renatus, einem Jüngling von zwanzig Jahren, und von den helvetischen Bauern, wie er die Eidgenossen nennte, sich zweymal geschlagen, und aller von seinen Vorältern gesammelten Schätze beraubt sah, so zerrütteten ihm Schaam und Wuth den Verstand so gewaltig, daß er von dieser Zeit an gar keine Ruhe mehr hatte, daß er, wie man mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, dem letztern Treffen mehr aus Verlangen nach dem Tode, als in der Hoffnung zu siegen, entgegen eilte [1]).

1) Fugger, S. 838.

Marie, die Erbin Carls des Kühnen.

20. Carls des Kühnen Tod gehört unter die wichtigsten Begebenheiten der europäischen Geschichte. Auf Einmal sah sich der große Staat, als dessen Beherrscher er noch so mannigfaltig auf Europas Zustand wirken konnte, seines Regenten beraubt, sah er sich in dem Besitze eines zwanzigjährigen Mädchens, die durch die Wahl eines Gatten sein Schicksal auf lange Zeiten bestimmen konnte. Ihr Vater hatte sie, als er gegen die Eidgenossen zu Felde zog, der Aufsicht ihrer Stiefmutter Margrethe, imgleichen des Herzogs Johanns von Cleve, des Bischofs Adolfs von Lüttich und Utrecht, und verschiedener andrer Herren und Minister anvertraut. Diese stellten, so bald sie des Herzogs Tod vernahmen, eine treue Wache vor den Pallast der Prinzessin, um niemand, der ihr diese Nachricht zur Unzeit überbringen möchte, zu ihr zu lassen. Vielleicht trieb sie aber auch Furcht vor einem Abenteuer zu dieser Behutsamkeit an. Denn als sie kurz darauf zur Berathschlagung über die Lage der Prinzessin sich versammelten, so fanden sie, den Gewaltthätigkeiten des Königs von Frankreich und einem Aufstande der Unterthanen vorzubeugen, kein besseres Mittel, als Carls des Kühnen Tochter möglichst geschwinde an einen großen, tapfern und mächtigen Fürsten zu vermählen. An Fürsten, welche sich eine so schöne und reiche Braut wünschten, konnte es nun freylich nicht fehlen. Man zählte derselben wenigstens ein Dutzend; aber unter diesen waren nur vier, welche besondre Rücksicht verdienten; der Erzherzog Maximilian, der Dauphin, und die beiden Herzoge von Cleve, deren Verwandten dieser wichtigen Berathschlagung beywohnten [1]). Der glücklichste unter allen aber war der edle und schöngebildete Erzherzog Maximilian, dem die Liebe der Braut und der Nation dieses Glück verschaffte.

Der Dauphin erhält sie nicht.

21. Ludewig XI. wollte eine so reiche Braut seinem Hause durchaus nicht entwischen lassen. Es sollte sie entweder sein Dauphin, oder, wenn dieser noch zu jung wäre, ein andrer Prinz von seinem Geschlechte zur Gemahlin bekommen. Der Ahnherr der Herzoge von Burgund, deren Reihe mit Carln dem Kühnen sich geschlossen hatte, war ein naher Verwandter seines Hauses. Ludewig XI. hatte also im Grunde nicht Unrecht, wenn er das erledigte Land desselben keinem fremden Fürsten gönnte. Die niederländischen Stände fühlten auch gegen die Herrschaft eines französischen Prinzen keine Abneigung. Alles kam jetzt darauf an, daß sich Ludewig ihrer Zuneigung mit kluger Behutsamkeit zu versichern wußte; daß er ihren Willen nicht bestürmte. Allein Ludewig, sonst der schlaueste und behutsamste unter den europäischen Monarchen seiner Zeit, überließ sich den Empfindungen der Freude, die Carls des Kühnen längst gewünschter Tod in ihm erregte, so ohne alle Mäßigung, überließ sich dem heftigen Verlangen, Carls sämmtliche Staaten sogleich zu besitzen, so ohne alle Ueberlegung, daß seine Minister nicht den erfahrnen und vorsichtigen König, sondern den jungen Fürsten, der alles seinem Schwerdte verdanken will, in ihm zu sehen glaubten. Kurz, Ludewig faßte, so bald er von dem Tode des Herzogs völlig überzeugt war, die Entschließung, nicht etwa nur das Herzogthum Burgund, ein französisches Stammlehn, sondern auch alle übrige Länder des burgundischen Hauses mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Zur Ausführung dieses Plans wurde unverzüglich geschritten. Bey der Bestürzung, die das unglückliche

1) Fugger, S. 845.

sische Schicksal des Herzogs über die burgundischen Staaten verbreitet hatte, schien kein Widerstand zu besorgen zu seyn, und die Einnahme des Herzogthumes kostete keine Mühe. Auch Bouchain, St. Quentin, Perronne und andre niederländische Städte ergaben sich bereits, oder machten wenigstens Hoffnung, sich zu ergeben. Aus diesem Gedränge glaubten die Rathgeber der Prinzessin ihr nicht glücklicher helfen zu können, als wenn sie sich mit dem Könige von Frankreich heimlich in Friedensunterhandlungen einließen. Der schlaue Ludewig schmeichelte mit Hoffnungen, und bemächtigte sich indessen eines Ortes nach dem andern. Seine Arglist aber ging noch weiter. Um die Parten der Prinzessin und die Stände der verschiedenen niederländischen Provinzen gegen einander argwöhnisch zu machen, gab er den Ständen von der geheimen Gesandtschaft der Prinzessin nicht nur Nachricht, sondern er schickte ihnen auch das Beglaubigungsschreiben der Gesandten, das sie der Marie, zu ihrer großen Bestürzung, in einer Versammlung zu Gent ganz unvermuthet vorlegten. Hugone und Imbercourt, zwey der verdienstvollsten Minister des burgundischen Hofes, verlohren darüber ihr Leben. Sie wurden alter Verbrechen wegen angeklagt, und öffentlich enthauptet. Es konnte sie nicht retten, daß die Prinzessin nicht nur die Stände, sondern, am Tage der Hinrichtung, selbst die unter den Waffen stehende Bürgerschaft, persönlich und mit Thränen, um ihre Begnadigung bat. Die niederländischen Stände benutzten die bedrängte Lage der Prinzessin, sich große Vorrechte und Freyheiten ertheilen zu lassen [l]). Ludewig XI, dessen Eigennutz an dieser ganzen Verwirrung Schuld war, zog jedoch von derselben lange nicht den Vortheil, den er sich versprochen hatte. Marie und ihre Vertrauten fühlten die Nothwendigkeit ihrer Vermählung in ihrer größten Stärke. Der Bischof von Lüttich empfahl den Dauphin mit der größten Wärme; den Erzherzog Maximilian schilderte er hingegen als einen Fürsten ohne Land, und ohne Kenntniß der vaterländischen Sitten und Gebräuche; er dichtete ihm sogar einen Buckel und schielende Augen an. Andre unter den Anwesenden beschrieben ihn aber, der Wahrheit gemäß, als einen schönen und edlen Fürstensohn, als den Erben vieler Länder und den Verwandten hoher und mächtiger Häuser. Am allereindringendsten aber empfahl ihn der Prinzessin Oberhofmeisterin. Wir haben eine schöne, wackere Fürstin, (sagte sie) der ihr Alter Mutterrechte giebt; wir müssen ihr einen Mann, und keinen Knaben, zum Gemahl geben. Dieser lustige Ausspruch stimmte alle Anwesenden zum Lachen, aber auch zum Beyfalle. Man merkte nemlich ohne Mühe, daß die alte Dame in der Prinzessin Seele redete, und eben so leicht merkten die französischen Gesandten, daß die Prinzessin Marie zum Warten keine Lust hatte [m]).

22. Für den Erzherzog Maximilian wurde also der Weg, zum Besitze der Marie zu gelangen, immer gebahnter. Sein Vater, Friedrich, hatte indessen nicht gesäumt, sowol öffentlich als heimlich sich um die Gunst der niederländischen Stände zu bewerben. Als er nun den größten Theil derselben seinem Sohne geneigt sah, fertigte er, den Handel richtig zu machen, eine ansehnliche Gesandtschaft ab. Die vornehmsten Mitglieder derselben waren der Churfürst von Trier, der Bischof zu Metz, der Pfalzgraf Ludewig von Veldenz. Sie hatten noch viele andre Grafen und Herren, und überhaupt auf drey hundert Pferde bey sich. Von Cöln

Aber der Erzherzog Maximilian.

l) Fugger, S. 850. u. f. f. Hegewisch, S. 30. m) Fugger, S. 852.

Digitized by Google

Cöln aus schickten sie erst zwey Herren an den Hof der Prinzessin, um sich zu erkundigen, zu welcher Zeit und an welchem Orte sie bey der Prinzessin und den Ständen ihren Auftrag vollziehen könnten. Sie überreichten zugleich der Prinzessin das Bildniß des Erzherzogs, das ihn freylich weit schöner darstellte, als ihn die Misgunst abgebildet hatte. Nun waren alle Bemühungen des Bischofs von Lüttich und der Herzoge von Cleve, den Absichten der Gesandschaft hinderlich zu seyn, vergeblich. Sie verstatteten zwar den Gesandten nicht, die Prinzessin selbst zu sprechen; die Herzogin Margrethe ließ ihnen aber heimlich sagen, sie sollten ja nicht den Muth verliehren, sondern nur nach Gent kommen. Indessen schickten auch die dem Erzherzog geneigten Brabanter einen Abgeordneten nach Wien, und ließen Maximilianen ihre Prinzessin und ihr Land antragen. Der Abgeordnete ward mit tausend Ducaten beschenkt, und brachte das Versprechen mit zurück, daß der Erz-
im Apr. herzog sich nächstens einfinden würde. Seine Gesandtschaft begab sich auf die von der Margrethe erhaltene Einladung nach Gent, und der Handel gedieh gleich bey der ersten Zusammenkunft zur Richtigkeit. Der Bischof von Metz, welcher in französischer Sprache den Vortrag that, erinnerte die Prinzessin nicht nur an das, was, ihrer Verbindung mit dem Erzherzog wegen, zwischen ihrem und dessen Vater verabredet worden war, sondern zeigte auch den eigenhändigen Brief, den sie an Maximilianen geschrieben, zeigte den kostbaren Diamantring, den sie demselben überschickt hatte, vor. Die Prinzessin gestand mit der größten Bereitwilligkeit, daß sie, auf Befehl ihres Vaters, den Brief geschrieben, und den Ring übersendet habe, und daß sie dem väterlichen Befehle zu folgen, fest entschlossen sey. Der Herzog von Cleve und andre Widriggesinnte stutzten und — verstummten. Da nun auch Carls des Kühnen natürlicher Bruder, Anton, aus seinem Gefängnisse heraus versichert hatte, daß diese Vermählung des Vaters der Marie letzter Wille sey, den er ihm kurz vor der Schlacht bey Nancy entdeckt habe, so fand sich niemand mehr, der ihr zu widersprechen den Muth hatte. Die niederländischen Stände bestätigten sie darauf in einer zu Löwen gehaltenen Versammlung. Herzog
am 26. Apr. Ludewig von Bayern ließ sich nun, in Maximilians Namen, die Prinzessin antrauen, und vollzog mit ihr, der Fürstensitte gemäß, das Beylager. Er war am rechten Arm und Fuß leicht geharnischt; und zwischen ihm und der Marie lag ein langes bloßes Schwerdt. Auf der einen Seite des Bettes standen die Herzogin Margrethe, und die Oberhofmeisterin; auf der andern die Minister. Die ganze feierliche Handlung ging um Mitternacht vor.

Maximilians und der Marie Vermählung.

23. Kaiser Friedrich hatte nunmehr das große Ziel seiner Wünsche, das Einzige, was seine Regierung verherrlicht, glücklich erreicht. Die burgundische Marie war die Braut seines Sohnes Maximilians, und es fehlte jetzt weiter nichts mehr, als daß der Erzherzog nun selbst nach den Niederlanden reisete, um sich des Besitzes derselben zu versichern. Der Kaiser bot nicht nur in seinen Erblanden, sondern auch im ganzen Reiche den Adel auf, seinen Sohn, der deutschen Nation zu Ehren, nach den Niederlanden zu begleiten. Maximilian reisete, von seinem Landadel begleitet, von Wien ab, und über Speyer nach Cöln. Auf dem Wege fanden sich seine Begleiter aus der Zahl der deutschen Reichsstände, die Churfürsten von Maynz, Trier und Brandenburg, der Markgraf Christoph von Baden,

der

der Herzog Wilhelm von Jülich, der Herzog Albrecht von Sachsen, ein Landgraf von Hessen, und viele Grafen, Ritter und Edle, bey ihm ein. Sie sollen, die Knechte ungerechnet, auf zwölf hundert Reiter ausgemacht haben. Von Cöln aus, wo man einen ganzen Monat still lag, that der Erzherzog der Prinzessin seine Ankunft durch ein Schreiben zu wissen. Die verwittwete Herzogin, die des Kaisers Sparsamkeit (oder seinen Geldmangel) sehr gut kennte, ließ Maximilianen zu Cöln hundert tausend Gulden auszahlen, damit er sich den niederländischen Ständen in desto größerer Herrlichkeit zeigen könnte. Seine Braut schickte ihm einen Herrn von Ravenstein mit zwey hundert Reitern entgegen, und jener überreichte ihm in ihrem Namen ein Juwel, das auf zwanzig tausend Gulden geschätzt wurde. Zu Dendermonde, fünf Meilen von Gent, holten ihn die Herren des burgundischen Hofes ein. Er und sein ganzes Gefolge waren bisher noch in der Trauer aufgezogen. Da er sie aber bey den Burgundern abgelegt sah, warf er sich nebst seinen Begleitern, die gleich ihm in vollem Harnisch einherritten, in ein anders Gewand. Dieses bestand in einem über den Harnisch angelegten Waffenrocke, der von rothem und weißen Sammt dergestalt zusammengesetzt war, daß er das burgundische rothe Andreaskreuz, das gewöhnliche Zeichen der burgundischen Fahnen, bildete. Da nun die Deutschen meistens eine schöne Leibeslänge hatten, und zum Theil auch von Gold und Kleinodien reichlich glänzten, so stellten sie fürwahr eine sehr schön in die Augen fallende Reiterey vor. Auch die Beschreibung des Einzugs, den Maximilian zu Gent hielt, darf, da er die Fürstensitte dieser Zeit erklärt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Voran zogen zwey hundert und funfzig Fußknechte im Harnisch; diesen wurden zwey und dreyßig Wagen mit Artillerie, und sodann zwanzig Stücke groben Geschützes auf Rädern, nachgeführt. Auf diese folgten wieder zwey hundert und funfzig Fußknechte, von welcher jeder, so wie bey dem vorigen Haufen, ein roth und weißes gleich dem östreichischen Wappen eingetheiltes Fähnchen führte. Nun erschienen sechs hundert wohlgeputzte Reiter in schwarzer Kleidung, jeder eine oben am Eisen schwarz befahnte Lanze vor sich tragend. Nach diesen kamen die deutschen Fürsten, Grafen und Herren u. s. w. Maximilian ritt, in einem silbernen mit Gold mustirten Harnisch, auf einem hohen braunen Hengst; sein bloßes lichtgelbes Haar war mit einem kostbaren Kranz von Perlen und Edelsteinen geschmückt. Seine erste Zusammenkunft mit der Prinzessin war rührend und zärtlich, und Marie freute sich über einen so schönen Gemahl nicht wenig. Drey Tage hernach wurden sie von dem päbstlichen Legaten getraut. Das Vermählungsfest feierte man zu Brügge. So wurden Maximilian und Marie, beide zwanzig Jahre alt, beide mit vorzüglichen Gaben des Geistes und des Körpers ausgerüstet, beide die einzigen Erben reicher Väter, ein Paar [n]), und so kamen die schönen und reichen burgundischen Länder, deren Besitz Ludewig XI. mit so unbegreiflicher Verblendung verscherzt hatte, an das Haus Oestreich. Eben diese wichtige Vermählung aber war die erste Ursache der langen Eifersucht, die über drittehalb Jahrhunderte zwischen Oestreich und Frankreich herrschte [o]).

im Aug.

n) Zugger, S. 854 – 859. o) Heyerwisch, S. 35.

Achter Abschnitt.

Friedrichs III. letzte Geschichte.

1.

Ende der Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Ch. von der Pfalz.

Kaiser Friedrich III. konnte den damaligen Zeitpunct unstreitig den glücklichsten seines Lebens nennen. Er hatte nicht nur seinen Sohn an eine sehr reiche Prinzessin verheirathet; der Tod ihres Vaters, der ihm zu diesem Glücke verhalf, befreyte ihn auch von der Gefahr, den großen Entwürfen des ehrgeizigen Carls zu unterliegen. Es starben aber um eben diese Zeit noch zwey der vornehmsten Feinde des Kaisers, der Churfürst Friedrich von der Pfalz, und dessen Bruder, der Churfürst Ruprecht von Cöln. Des Kaisers Handel mit Friedrichen hatte noch eine ziemlich ernsthafte Wendung bekommen. Der Kaiser setzte den Proceß gegen denselben sehr eigenmächtig fort. Er schickte ihm von Augsburg aus eine Vorladung,

1474 im May.

worin weder der Richter, noch eine gewisse Mahlstatt bestimmt war. Der Churfürst fertigte indessen dennoch Gesandten nach Augsburg ab, wo der Kaiser, seiner Sache wegen, eben ein Gericht angeordnet hatte. Der Präsident desselben war der Churfürst Albrecht von Brandenburg, und verschiedene anwesende Fürsten gaben die Beysitzer ab. Der Kaiser selbst vertrat die Stelle des Anklägers. Die pfälzischen Gesandten glaubten die Beschaffenheit dieses Gerichtes erst ihrem Herrn melden zu müssen, und sie baten sich deswegen einen Monat Aufschub aus. Der Churfürst von Brandenburg fand ihr Gesuch so billig, daß er demselben willfahrte. Aber der bloß von Privatleidenschaft beseelte Kaiser nahm dem Churfürsten den Gerichtsszepter aus der Hand, und setzte sich, vergessend, daß er erst einige Tage vorher den Ankläger abgegeben hatte, statt dessen auf den Richterstuhl, und verwilligte nun den gebetenen Anstand nicht weiter als auf acht Tage, und zwar unter der Bedingung, daß der Churfürst entweder in Person, oder durch Bevollmächtigte erscheinen, und sein Urtheil anhören sollte. Gegen ein solches ungesetzmäßiges Verfahren protestirten nun die pfälzischen Gesandten. Hierauf setzte sich der Kaiser,

am 27. M.

am Freytage vor Pfingsten, abermals auf den Richterstuhl, ließ den Churfürsten durch den Erbmarschall unter Trompetenschall dreymal nach einander öffentlich vorladen, und sprach ihm sodann nicht nur den Titel und die Würde eines Churfürsten ab, sondern erkennte ihm auch, der beleidigten Majestät und des gebrochenen Landfriedens wegen, die Strafe der Reichsacht zu. Er hätte aber, wenn er sein Urtheil nicht so voreilig sprach, seinem Ansehn besser gerathen; denn es fand sich niemand, der es vollziehen wollte. Die Reichsstädte, denen er es zumuthete, waren über ihre hohen Anschläge ohnedies misvergnügt. Und der Kaiser selbst hatte nicht Macht genug. Darüber spottete man schon zu seiner Zeit p). Der siegreiche Churfürst Friedrich konnte also einem Vergleiche mit dem Kaiser ruhig entgegen sehen. Dennoch bestrebten sich einige Fürsten, besonders der Herzog Ludewig von Bayern, diesen Vergleich zur Vollendung zu bringen; aber der Kaiser verlangte immer noch zu viel q). Und so dauerte dieses Misverhältniß bis auf des Churfürsten

p) Kremer, S. 492 – 497. q) Kremer, S. 497 – 502.

ſten Tod fort e). Dieſer raubte dem deutſchen Vaterlande einen der größten Fürſten, die es jemals gehabt hat; einen Fürſten, der es auf alle Art verdient, daß wir uns mit ihm etwas näher bekandt machen. 1476 im Dec.

2. Friedrich der Siegreiche hatte eine nur mittelmäßige Größe, aber rüſtige und wohlgebaute Glieder; ſein Haar war blond, und aus ſeinen großen Augen ſtrahlte der Held und der Menſchenfreund. Von ſeiner Klugheit ſind ſeine Handlungen die überzeugendſten Beweiſe. Seinen Eifer für die Religion äußerte er nicht allein durch Stiftung neuer Klöſter, ſondern auch durch ſtrenge Aufmerkſamkeit über die alten. Wahrheit und Treue waren ihm beſonders heilig. In ſeiner Gemüthsart herrſchte ſehr viel Laune. Er unterhielt ſich gern mit Damen und mit der Tonkunſt; er liebte aber auch eben ſo ſehr das Reiten, und die Jagd. Im Schachſpiele war er ein großer Meiſter. Schon hieraus erhellt ſeine Stärke im Nachdenken. Dieſes übte er aber auch in der Beſchäfftigung mit den Wiſſenſchaften. Schon in ſeiner Jugend hatte er die beſten Schriftſteller geleſen, und er glaubte, ein Fürſt müſſe Gelehrſamkeit beſitzen, um den Gelehrten nicht zu viel trauen zu dürfen. Am liebſten aber war ihm die Unterhaltung mit der Geſchichte und der Dichtkunſt. Matthias von Kemnat und der weinsbergiſche Dichter folgten ihm ſogar in die Treffen nach, und eben daher herrſcht in ihrer Beſchreibung derſelben ſo viel Wahrheit. Friedrich ſchickte einſt, während der Belagerung eines Schloſſes, ſeinem Dichter lateiniſche Verſe zu, und aus dieſen leuchtete die Munterkeit ſeines Geiſtes eben ſo gut, als aus ſeinen mündlichen Vorträgen, hervor. In ſeinen jüngern Jahren widmete er der Meßkunſt vorzüglichen Fleiß, und im Alter unterſuchte er die Natur ſehr eifrig; das Studium der Alchemie koſtete ihm aber auch manche ſchöne Summe. Daß ein Fürſt von Friedrichs Kenntniſſen für die Aufnahme der hohen Schule zu Heidelberg wird geſorgt haben, kann man leicht erwarten, und dies hatte für ihren Zuſtand die wohlthätigſten Folgen. Wenn aber alles dieſes ſeinem Geiſte mannigfaltige Beſchäfftigung gab, ſo war er für die Vergnügungen, welche der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte gewährt, doch nichts weniger als gleichgültig. Die augsburgiſche Clara Dettin, welche mit dem reizendſten Körperbau alle Vorzüge des Verſtandes und Herzens vereinigte, die bey allen dieſen Vorzügen noch die Kunſt, durch ſchönen und edlen Geſang zu rühren, beſaß, die zog unſern ſiegreichen Friedrich, der ſie an dem Hofe zu München kennen lernte, ſo mächtig in ihre Feſſeln, daß er ſie zu ſeiner Freundin wählte. Er zeugte zwey Söhne mit derſelben, die Friedrich und Ludewig hießen. Jener, der dem geiſtlichen Stande gewidmet war, ſtarb zwey Jahre vor dem Vater. Von dem jüngern Ludewig ſtammen die Fürſten von Löwenſteinwertheim ab f). Friedrichs des Siegreichen Privatcharacter.

3. So handelte Friedrich der Siegreiche als Privatmann. Nun wollen wir ihn aber auch als Helden und als Staatsmann kennen lernen. Man rühmt ihn als denjenigen, der die alte Kriegszucht in Deutſchland wieder einführte. Seine Heere beſtanden nicht aus ſolchen Haufen, die man, nach damaliger Sitte, heute annahm, und morgen wieder abdankte; er unterhielt vielmehr eine beſtändige Ebenderſelbe als Held und Staatsmann.

e) Kremer — S. 512.

f) Kremer, S. 517 — 541. Daß ſich der Churfürſt Friedrich die Clara Dettin 1474 an die linke Hand antrauen ließ, macht Hr. Hofrath Spittler im götting. hiſt. Mag. B. III, St. 3, höchſt wahrſcheinlich.

Digitized by Google

Mannschaft, die er täglich übte, und ans Siegen gewöhnte. So hatte er in allen seinen Kriegen den großen Vortheil für sich, daß er schon völlig gerüstet erschien, wenn seine Feinde erst ein Aufgebot mußten ergehen lassen. Dabey waren aber seine Vasallen und Ritter von der Pflicht, so oft er es verlangte, aufzusitzen, nichts weniger als befreyt. Da wurde weder Fürst noch Graf geschont. In Fällen, wo die Lehnverbindlichkeit fehlte, mußten die sogenannten Dienst- und Schirmbriefe ihre Stelle vertreten. Durch dieselben machte sich ein tapfrer und versuchter Ritter, der sich in des Churfürsten Dienst oder Schutz begab, verbindlich, ihm nicht nur, von noch mehrern Reisigen begleitet, im Felde zu dienen, sondern ihm auch sein Schloß bey jeder Gelegenheit zu öffnen. Friedrich der Siegreiche konnte auf diese Art beständig auf eine zahlreiche und treue Mannschaft rechnen, und da er seine Kriegsmacht auch durch Bündnisse zu verstärken wußte, so fiel es ihm gar nicht schwer, in kurzer Zeit ein Heer von zwanzig und noch mehrern tausend Mann ins Feld zu führen. Oefters hatte er zugleich drey bis vier besondre Lager. In seinen Entschließungen war er eben so heimlich, als geschwind und unermüdet in der Ausführung derselben. Dabey hatte er den Grundsatz, daß die Kriege mehr mit Tapferkeit, als mit heimlichen Ränken, müßten geführt werden. Bey der Gefahr war er immer der erste. Dies erwarb ihm liebe bey seinen Kriegsleuten, und Hochachtung bey seinen Bundesgenossen. Durch die besten Kundschafter verschaffte er sich von den feindlichen Unternehmungsentwürfen genaue Nachrichten. Endlich wartete er niemals, bis er vom Feind angegriffen wurde; er griff ihn immer zuerst an t). So vortrefflich sich aber Friedrich der Siegreiche in Schlachten und bey Belagerungen zeigte, so verehrungswürdig erschien er auch als Landesregent. Den wichtigsten Dienst erwies er dem Vaterlande durch die Arrogation seines Brudersohnes, welche die Untheilbarkeit des Landes befestigte, welche alle einzelnen Stücke desselben, und selbst die neuen Erwerbungen, in ein festverbundenes Ganze vereinigte. Friedrich wählte sich nicht allein einsichtsvolle, sondern auch vornehme Minister. Es befanden sich unter ihnen die Herzoge von Simmern und von Veldenz, imgleichen die Bischöfe von Worms, Basel und Breslau, und der Deutschmeister, die ihm sämmtlich den Rathseid abgelegt hatten. Auch sein Hofstaat war sehr glänzend und mit den edelsten Männern besetzt. Nichts aber übertraf so leicht seinen zahlreichen und erhabenen Lehnshof, zu welchem, wie uns der weinsbergische Dichter versichert, acht fürstliche, zwanzig gräfliche, und funfzehn dynastische Geschlechter, sodenn noch über acht hundert zum Schilde gebohrne Edelleute gehörten. Den Eingriffen fremder Gerichte setzte sich Friedrich mit dem größten Eifer entgegen. Dies beweiset der Krieg, den er, des nürnbergischen Landgerichts wegen, mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg führte; dies beweiset sein mit dem Churfürsten Dietrich von Maynz geschlossenes Bündniß, den dreisten Anmaßungen der westphälischen Fehmgerichte Einhalt zu thun u). Kurz, das pfälzische Land, das er überaus ansehnlich vermehrte, befand sich unter seiner Regierung glücklich, und glücklich wäre ganz Deutschland gewesen, wenn es seinen östreichischen Friedrich mit dem pfälzischen hätte vertauschen können.

4. An

t) Kremer — S. 555. u) Kremer, S. 627. u. f. f.

4. An Friedrichen dem Siegreichen verlohr auch sein Bruder, der unglückliche Churfürst Ruprecht von Cöln, eine mächtige Stütze. Dieser wollte, ungeachtet ihm der zu Neuß geschlossene Friede die Churwürde abermals abgesprochen hatte, den Besitz derselben doch nicht aufgeben, und da sich noch einige Städte und Schlösser des Erzstiftes Cöln in seiner Gewalt befanden, so beunruhigte er von da aus den übrigen Theil desselben durch beständige Streifereyen, die er seinem gedungenen Kriegsvolke, dem er seinen Sold nicht auszahlen konnte, schlechterdings verstatten mußte. Da halfen keine Vergleichsvorschläge; Ruprecht schlug sie immer hartnäckig aus. Bey einem solchen Betragen widerfuhr ihm das Schicksal, das ihm nun begegnete, nicht unverdient. Ruprecht wollte durch Hessen ins Oberland reisen; des Landgrafen Heinrichs Leute erkannten ihn aber, und brachten ihn auf das Schloß Blankenstein in Verwahrung. Hier half es ihm nichts, daß sich der Pabst sehr nachdrücklich für ihn verwendete. Der Landgraf Heinrich achtete der päbstlichen Drohungen wenig, und weder der Kaiser, noch sonst ein Reichsstand nahm sich des gefangnen Ruprechts an. Dieser mußte also noch ferner im Gefängnisse schmachten. Nach zwey Jahren tödtete ihn endlich der Gram [1]. Letzte Schicksale des Churfürsten Ruprechts von Cöln. 1478 1480

5. Schon mancher von Kaiser Friedrichs III. Feinden war von dem Schauplatze abgetreten; aber an ihre Stelle traten immer wieder andre hervor. Einer der furchtbarsten unter denselben war der König Matthias von Ungern. Die Gelegenheit zur Uneinigkeit zwischen ihm und dem Kaiser gab die böhmische Krone. Um diese hatten sich, nach Podiebrads Tode, nicht mehr als sechs Herren beworben; der Kaiser, der König von Ungern, der König von Frankreich, der polnische Prinz Wladislaw, der Herzog Albrecht von Sachsen, und der Herzog Heinrich zu Münsterberg, des verstorbenen Königs Sohn. Alle diese Herren hatten ihre Anhänger; die meisten aber zählte der polnische Wladislaw, der schon beym Leben Georgs zu dessen Nachfolger bestimmt war. Matthias stand nun zwar mit einem Heere an der Gränze; allein Casimir, Wladislaws Vater, befand sich mit seiner Mannschaft gleichfalls in Bereitschaft. Kurz, der polnische Wladislaw erhielt bey den böhmischen Herren den Vorzug, und es half dem Matthias zu nichts, daß der Pabst Wladislaws Wahl durchaus nicht bestätigen wollte, und daß er selbst die drey Provinzen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, auf seine Seite brachte; Casimir zog seinem Sohne mit sechzig tausend Polen und Tatern zu Hülfe, und es wurde, nachdem Casimir und Wladislaw die Stadt Breslau vergeblich belagert hatten, auf drittehalb Jahre Waffenstillstand geschlossen. Während dieser Zeit wollte man an einem dauerhaften Frieden arbeiten. Die böhmischen und ungerschen Herren, denen man dieses Geschäffte auftrug, wurden auch einig, daß Matthias ganz Mähren und Schlesien, die beiden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer ausgenommen, bekommen sollte. Matthias verlangte aber noch Böhmen, und er trug beym Kaiser auf die Belehnung mit demselben an. Dieser ertheilte sie jedoch dem polnischen Wladislaw [2]. Wladislaw wird König von Böhmen. 1474 1477

6. Matthias glaubte sich von dem Kaiser sehr beleidigt, und dachte auf Rache. Er fühlte das Verlangen nach derselben um so stärker, je mehr ihn der Kaiser auch schon sonst gekränkt hatte. Er soll ihm unter andern seine Tochter Cu- Des Kaisers Händel mit dem K. Matthias.

1) Häberlin, S. 164 – 166. 2) Pelzel, I, 479 – 487.

Digitized by Google

nigunde versagt haben [1]); er hatte den Erzbischof Johann von Gran, den Sohn eines breslauischen Beckenschlägers, der durch Verstand und Geschicklichkeit sich so hoch schwang, und von den misgünstigen Prälaten der Ungern deswegen verfolgt wurde, in seinen Schutz genommen. Kurz, Matthias erklärte den deutschen Reichsständen durch ein öffentliches Ausschreiben, daß er gegen den Kaiser die Waffen ergreifen müsse; er ermahnte sie zugleich, demselben ihren Beystand zu versagen. Auf diesen Beystand konnte der Kaiser ohnedies nicht so geschwinde rechnen, und es blieb ihm also weiter nichts übrig, als mit dem wenigen Kriegsvolk, das er in der Eile zusammenbrachte, die wichtigsten Oerter zu besetzen. Matthias, der im Jul. mit einem ansehnlichen Heere, unter welchem sich allein zehn tausend Mann Fußvolk befanden, in Oestreich einrückte, fand so wenig Widerstand, daß er in wenigen Tagen bis in die Gegend von Wien vordringen konnte. Da nun die erwartete Reichshülfe sich noch immer nicht einstellte, so mußte sich der Kaiser mit dem König von Ungern zu vergleichen suchen. Zu diesem Vergleiche verhalf ihm endlich das Versprechen, den Matthias mit Böhmen zu belehnen, und ihm in Zeit von einem Jahre hundert tausend Gulden auszuzahlen [a]). Hundert tausend Gulden waren aber für Kaiser Friedrichs geldarme Casse eine viel zu große Summe, als daß man die Berichtigung derselben so leicht von ihm erwarten konnte. Es verstrichen einige Jahre, und Matthias bekam nicht nur von dieser Summe nicht das geringste zu sehen, sondern der Kaiser untersagte es sogar den östreichischen Ständen, die seine Ehre retten wollten, bey hoher Strafe, die gedachte Summe auszuzahlen [b]). Sodenn wollte er den Erzbischof von Gran und den Schatz, den derselbe gesammelt hatte, noch immer nicht ausliefern. Auf diese Art war der Ausbruch eines neuen Krieges unvermeidlich. Friedrich wollte nicht wieder in die vorige Verlegenheit gerathen. Er rüstete sich also besser, als er es seit langer Zeit gethan hatte. Um seine durch die fast ununterbrochenen Kriege, und besonders durch Maximilians Ausstattung erschöpfte Casse wieder anzufüllen, legte er seinen Unterthanen eine außerordentliche Steuer auf. Jeder derselben, der communicirt hatte, mußte wöchentlich einen, der reiche Bürger in Städten sechs, und der Edelmann acht Pfennige geben. Und nun war er aber auch darauf bedacht, ein ansehnliches Heer zu bekommen. Der Besitzer von hundert Pfund Geld mußte ein Pferd halten, und einen Mann zu Fuß stellen. Hiernächst bot er den zehnten Mann sowol von den Herren, als von den Bauern auf. Die Klöster, deren vorräthige Baarschaft zur Entrichtung der Steuer nicht hinreichte, mußten ihre silbernen Zierathen versetzen. So große Fordrungen erregten aber bey Friedrichs Unterthanen nicht wenig Unwillen, und dieser wurde so laut, daß er, von seiner Tochter begleitet, auf den Strassen herumfahren mußte, um die Landherren und Bürger zu besänftigen [c]). Es kamen indessen dennoch zwey tausend Reiter und vier tausend Mann Fußvolk aus den Erblanden zusammen. Friedrich rechnete noch auf Reichshülfe; aber es wollen,

1) Fugger, S. 875.

a) Fugger — S. 877.

b) Dies behauptete der König Matthias in einem an den Churfürsten Ernst und den Herzog Albrecht von Sachsen gerichteten Schreiben, welches diese Fürsten dem Kaiser überschickten. Nach dessen Antwort sollen aber schon funfzig tausend Gulden von den Landständen bezahlt worden seyn. Fugger, S. 895 – 897.

c) Fugger, S. 898.

Digitized by Google

ten, ihm zu Gefallen, nur wenige ihre Mannschaft von den Ungern niederhauen lassen. Endlich rückten von Augsburg, Ulm und Nördlingen drey hundert Schützen, alle blau gekleidet, heran [b]). Auch andre Reichsstädte schickten ihm einige Mannschaft. Bey einem so wenig furchtbaren Zustande seiner Kriegsmacht war ein Vergleich jedoch das sicherste Mittel, nicht in Noth zu gerathen. Aber Friedrich hielt auch diesen nicht. Hierzu trug der gewesene Erzbischof von Gran, den er dem Erzstifte Salzburg aufgedrängt hatte, das meiste bey. Anfangs waren die östreichischen Waffen unglücklich; als aber Böhmen, Sachsen, Nürnberg und Pfalz seine Kriegsmacht verstärken halfen, da wuchs des Kaisers Muth, und diesem Muthe entsprach der Sieg, den seine mit der Reichshülfe verbundenen Oestreicher bey Bruck an der Leytha erfochten. Die Sachsen hielten sich besonders sehr tapfer, und es geriethen auf siebzig ungersche Herren in die Gefangenschaft. Der nur eine Meile vom Schlachtfelde gelagerte Matthias zog sich, auf die Nachricht von der Niederlage der Seinigen, plötzlich nach Ungern zurück. Der alte Kaiser war über diesen Sieg so erfreut, daß er dem Höchsten dafür auf den Knien dankte, daß er am folgenden Tage einen feierlichen Umgang halten ließ, daß er die, welche vorzügliche Tapferkeit bewiesen hatten, zu Rittern schlug [c]). 1482

7. Damit war der Krieg gegen den Matthias noch immer nicht geendigt, und der Kaiser war wegen desselben so wenig unbesorgt, daß er auf neues Geld und Kriegsvolk dachte. Weil nun verschiedene Fürsten und Städte des Reiches in den vorigen Jahren ihre zur Reichshülfe verwilligte Mannschaft nicht gestellt hatten, so schickte er seinen Fiscal, den Magister Peter, ins Reich, und ließ durch denselben die Ursachen ihrer Nachlässigkeit untersuchen, und mit Geld bestrafen. Besonders mußte die Stadt Regensburg ihren Ungehorsam mit fünf tausend Gulden büßen. Der Kaiser hatte es aber auch nöthig, mit der Stellung der Reichshülfe es so genau zu nehmen; denn noch im Sommer dieses Jahres rückte Matthias mit neun tausend Mann vor die Stadt Haimburg, und bemächtigte sich derselben, ungeachtet der Kaiser zu ihrem Entsatze ein ansehnliches Heer zusammengebracht hatte [d]). Mit Haimburg bekam Matthias den Schlüssel zu Oestreich in seine Gewalt, und nun rüstete er sich nach allem seinem Vermögen, das niederöstreichische Land, welches zur Zeit der Avaren mit Ungern vereinigt gewesen war, demselben wieder einzuverleiben. Er traf in dieser Absicht die wirksamsten Anstalten. Zuerst machte er mit den Türken Friede, sodann suchte er, durch heimliche Schreiben an die Reichsfürsten, es so weit zu bringen, daß sie dem Kaiser keinen Beystand leisten, und seinen Krieg mit demselben als eine Privatfehde betrachten möchten; endlich bereitete er die Herzoge von Schlesien, welche doch dem Könige von Böhmen unterworfen waren, ihm auf zwölf tausend Mann zu schicken. Diesen mächtigen Zurüstungen entsprach auch der Ausgang seiner Unternehmung. Die ungerschen Feldherren rückten sogleich bis Chorneuburg vor; die Kaiserlichen, die sich ihm hier entgegenstellten, verlohren den bereits erfochtenen Sieg wegen ihrer Beutegierigkeit, und nun fiel ganz Niederöstreich, Neustadt und Wien ausgenommen, den Ungern in die Hände. Der Kaiser befand sich jetzt in einer traurigen Lage. Die Reichsstände 1483 Der Kaiser wird vom K. Matthias aus seinem Lande gejagt. 1484 1485

b) Fugger, S. 900.
c) Fugger, S. 911–914.
d) Fugger, S. 923. 924.

Digitized by Google

stände versagten ihm ihre Hülfe, und die östreichischen Landherren und Städte hatten dem Matthias entweder schon gehuldigt, oder wollten wenigstens nicht wider ihn fechten. Bey solchen Umständen hielt es der Kaiser endlich für das Beste, Oestreich seinem Schicksale zu überlassen, und indessen zu Grätz in Steyermark seinen Aufenthalt zu nehmen. Während daß er sich daselbst befand, fielen auch noch die Türken, die seit einiger Zeit sich öftrer auf deutschen Boden gewagt hatten, in Krain und Kärnthen ein, und führten allein zehn tausend Menschen mit hinweg. Der Kaiser ließ den Grafen von Werdenberg im Reiche herumreisen, um für ihn recht dringend um Hülfe zu bitten. Indessen konnte Matthias auch die Stadt Wien erobern, und der Kaiser besaß von ganz Niederöstreich nun weiter nichts mehr, als Neustadt. Jetzt hielt er sich auch zu Grätz nicht mehr sicher. Er beschloß daher, nachdem er seine Tochter und seine Kostbarkeiten dem Erzherzog Siegmund anvertraut hatte, die schwäbischen Reichsstädte zu besuchen. Dabey hatte er nicht allein die Absicht, sich Hülfe zu verschaffen, sondern auch seinem Sohne, dem Erzherzog Maximilian, zur römischen Königskrone zu verhelfen. Hierzu brauchte er aber Geld. Er ließ sich also erstlich vom Rathe zu Augsburg sechs tausend Gulden vorschießen; sodenn nahm er, die Kosten zu ersparen, die Mittagsmahlzeit und die Nachtherberge in den Reichsstädten und Klöstern; endlich wußte er sich auch durch Belehnung verschiedener Fürsten ansehnliche Summen zu verschaffen. Er reisete auf diese Art von Augsburg über Nürnberg, Bamberg, Speyer und Cöln nach Aachen [8]).

Maximilians Händel mit Ludewig XII.

8. Zu Aachen wollte sich der Kaiser mit seinem Sohne, dem Erzherzog Maximilian, der indessen nicht weniger widerwärtige Schicksale gehabt hatte, unterreden. Die meisten bereitete ihm der König von Frankreich zu, der es gar nicht vergessen konnte, daß die reiche Erbschaft der burgundischen Staaten seinem Hause entgangen war. Es wurde zwar an einem Frieden zwischen ihm und Maximilianen gearbeitet; da aber letztrer das Herzogthum Burgund und andre Oerter, die Ludewig in Besitz genommen hatte, nicht missen wollte, so konnten die Friedensunterhandlungen unmöglich glücklich ausfallen. Ludewig suchte vielmehr eine ganz besondre Gelegenheit zum Kriege hervor. Er ließ den verstorbenen Herzog Carl vor dem Parlamente zu Paris als einen meineidigen und aufrührerischen Vasallen anklagen; er ließ seine Tochter und ihren Gemahl zu dessen Rechtfertigung vorladen. Natürlich erschienen sie nicht, und nun wurde auch die Prinzessin Marie des Vasallenmeineids beschuldigt, weil sie die Stände des Herzogthums Burgund ermahnt hatte, dem König von Frankreich sich nicht zu unterwerfen. Zur Ergreifung der Waffen war nun alles vorbereitet. Maximilians Vater, der Kaiser Friedrich, suchte ganz Deutschland gegen den König von Frankreich in Bewegung zu setzen; Ludewig, der dieses zu verhindern wünschte, schlug einen so billigscheinenden Stillstand auf ein Jahr vor, daß die Reichsstände die Kosten eines Feldzuges, die sie sich ohnedies so gern ersparten, nicht weiter für nöthig hielten. Ludewig gab nemlich während der Zeit alles, was er in der Grafschaft Burgund und Hennegau eingenommen hatte, zurück; dabey wurde ausgemacht, daß zwölf Schiedsrichter, von jeder Partey sechs, den Streit entscheiden sollten. Ludewig

im Jul.

fand

8) Fugger, S. 926 – 932.

Digitized by Google

fand jedoch es nicht für gut, seine Schiedsrichter zu ernennen. Maximilian mußte also, zur Vertheidigung seiner und seiner Gemahlin Rechte, die Waffen abermals ergreifen. Er belagerte Terouanne, und als die Franzosen diese Stadt entsetzen wollten, erfocht er bey Guinegate einen blutigen Sieg über dieselben, der dem Kö- 1479
nig von Frankreich mehrere Neigung zum Frieden einflößte. Man schloß zum im Aug.
zweytenmale einen Waffenstillstand, der jedoch die Feindseligkeiten nur wenig un- 1481
terbrach [h]).

9. Maximilian hätte, auch ohne vom deutschen Reiche unterstützt zu wer- Maximilians
den, dem Könige von Frankreich eine hinlängliche Macht entgegenstellen können, Händel mit
wenn nur alle Niederländer gleich eifrig für ihn gesinnt waren; aber diese schienen den Flan-
sich für die Regierungshärte, die sie Carl der Kühne hatte empfinden lassen, nun drern.
schadlos halten zu wollen; besonders äußerten die Stände Flanderns eine außeror-
dentliche Neigung zur Unabhängigkeit, und nichts übertraf den Uebermuth und Trotz
der Bürger von Gent, Ypern und Brügge, die in die vornehmsten Angelegenhei-
ten ihrer Provinz den stärksten Einfluß hatten. Der schlaue Ludewig benutzte die-
sen Freyheitssinn der Niederländer, Maximilianen Verdruß zu machen. Am mei-
sten zeigte sich dieses, als Maximilian seine Gemahlin verlohr. Zum Glücke hatte 1482
er einen Sohn und eine Tochter mit ihr erzeugt, sonst würden ihm die burgundi- im März.
schen Länder vielleicht wieder entrissen worden seyn. Aber so behielt er sie doch we-
nigstens als der Vormund seiner Kinder. Auch wurde er dafür von allen Provin-
zen erkannt; nur die Flandrer wagten es, ihm ihre Bestätigung zu versagen. Sie
beschuldigten ihn, daß er den Krieg seines eigenen Vortheiles wegen zu verlängern
suche; daß er die ihm anvertrauten Gelder nicht gehörig anwende; daß er mehr
Ausländer, als Eingebohrne zu Rathe ziehe. Kurz, sie hielten sich berechtigt,
sich der Person des jungen Erzherzogs Philipps zu bemächtigen, und den Vater
von allem Antheile an dessen Erziehung auszuschließen. So entstand ein bürgerli-
cher Krieg, in welchem verschiedene niederländische Provinzen, als Oberbrabant,
Hennegau, Holland und Seeland, Maximilians Partey ergriffen, und ihn mit
Geld und Mannschaft unterstützten. Der französische Hof, mit welchem man doch
schon einige Monate nach dem Tode der Marie Frieden geschlossen hatte, gab sich alle im Jun.
Mühe, diese Verwirrung zu vermehren. Aber Carl VIII, Ludewigs XII. Nachfol-
ger, hatte mit Unruhen in seinem eignen Lande zu kämpfen. Da er sich nun daher
der Flandrer nicht so recht eifrig annehmen konnte, so mußten sich diese endlich auch 1485
bequemen, Maximilianen den Erzherzog Philipp auszuliefern, und ihn als Vor-
mund und Regenten zu erkennen. Dagegen machte sich Maximilian verbindlich,
ihnen alle ihre Rechte und Freyheiten ungekränkt zu lassen; machte er sich verbindlich,
seinen Sohn bis zu seiner Volljährigkeit nie aus den Niederlanden wegzuführen [i]).

10. Um eben diese Zeit war es, wo Kaiser Friedrich III. anfing, ernstlich Maximilian
daran zu arbeiten, daß Maximilian sein Nachfolger auf dem deutschen Throne wer- wird römi-
den möchte. Lange dachte Kaiser Friedrich, der auch hier eine ganze Menge von scher König.
Bedenklichkeiten vor sich sah, in diesem Puncte ganz verschieden von andern Vätern.
Ein andrer würde seinem Sohne die Nachfolge so früh als möglich zu versichern
gesucht

h) Hegewisch, S. 36 – 39. i) Hegewisch, S. 39 – 43.

Digitized by Google

geſucht haben. Friedrich lenkte es vielmehr ab, als ihm einige Churfürſten ihre Stimme zu Maximilians römiſcher Königswahl anboten. Er wollte, wie uns einige Nachrichten verſichern, nicht einmal etwas davon hören, und er ſoll den Churfürſten, die ihm den Antrag thaten, geantwortet haben: er kennte ſeinen Sohn beſſer wie ſie, und wüßte, daß er zu Geſchäfften nicht gemacht wäre. Maximilian war von feuriger Gemüthsart; er ſcheute keine Gefahr, wenn er nur Gewandtheit und Herzhaftigkeit dabey zeigen konnte. Dabey beſaß er eine an Verſchwendung gränzende Freygebigkeit. Lauter Eigenſchaften, die von Friedrichs Character weit entfernt lagen. Eben daher wird es aber ſehr begreiflich, wie er ſeinen Sohn zur Regierung unfähig glauben konnte. Die widrigen Schickſale, die Maximilian in den Niederlanden erfuhr, hatten indeſſen ſein Feuer etwas gemildert, hatten ihn, von der Nothwendigkeit der Behutſamkeit und Ueberlegung bey wichtigen Regierungsgeſchäfften, durch Erfahrung überzeugt. Friedrich, der nun ſchon ſechs und vierzig Jahre regiert hatte, ſah jetzt immer weniger Zeit vor ſich, die Kaiſerkrone bey ſeinem Hauſe zu erhalten [l]), ſah ſich, was vielleicht noch wichtiger war, damals in einem bedrängten Zuſtande, wo ihm ſeines Sohnes römiſche Königswahl vortheilhaft ſeyn, wo ſie der Reichshülfe vielleicht neue Geſchwindigkeit und Thätigkeit geben konnte [l]). Der Kaiſer übertrug es ſeinem geheimen Rathe, dem Grafen Hugo von Werdenberg, dieſes Geſchäffte zur glücklichen Vollendung zu bringen. Der Graf reiſete deswegen an den churfürſtlichen Höfen herum, und er wußte nicht allein Maximilians Eigenſchaften, ſondern auch ſeine Macht von einer ſehr empfehlenden Seite darzuſtellen [m]). Er rühmte unter andern auch ſeine Kenntniß vieler Sprachen. So große Empfehlungen waren aber bey den damaligen Churfürſten nicht einmal nöthig. Der Churfürſt Berthold von Mannz, ein gebohrner Graf von Henneberg, ſtand mit Maximilianen in ſo freundſchaftlichem Verhältniſſe, daß er ihn öfters in den Niederlanden beſuchte. Die beiden übrigen geiſtlichen Churfürſten ſowol, als die Churfürſten von Sachſen, Brandenburg und Pfalz, waren insgeſammt mit dem Kaiſer verwandt [n]). Maximilians Wahl ſtimmte ja auch ohnedies mit ihrer Neigung überein. Der einzige Churfürſt, von dem der Kaiſer Widerſtand beſorgte, der König von Böhmen, wurde gar nicht zur Wahlverſammlung berufen. Zum Vorwande diente, daß Wladiſlaw weder ein Böhme, noch ein Deutſcher war. Die Unterhandlungen wurden vor ihm auch ſo ſorgfältig verborgen, und man nahm die Wahl mit ſolcher Geſchwindigkeit vor, daß er zur Ver-
1486 am 16. Febr. hinderung derſelben gar keine Zeit behielt. Wladiſlaw fühlte ſich jedoch durch dieſe Verletzung ſeines Churrechtes ſo gekränkt, daß er ſich darüber bey dem Pabſt beklagte, daß er ſogar mit Krieg drohete. Auch wollte er Maximilianen durchaus nicht eher für einen römiſchen König erkennen, als bis ihm jeder von den übrigen ſechs Churfürſten ſchriftlich verſichert hatte, daß er ihm, wenn er einmal wieder zu einer

l) Hegewiſch, S. 71. 73.

l) Der Churfürſt Albrecht von Brandenburg, den der Kaiſer, aus Oeſtreich vertrieben, zu Anſpach beſuchte, war es, der ihm den Vorſchlag that, Maximilianen zum römiſchen Könige wählen zu laſſen, und der ſeine Wahl ganz vorzüglich unterſtützte (Buchholz, III, 138.) Nächſt ihm half ſie der Churfürſt Ernſt von Sachſen am meiſten befördern. Heinrichs ſächſ. Geſch. II, 9.

m) Fugger, S. 950.

n) Fugger, S. 950. 951.

Digitized by Google

einer Wahl nicht gezogen werden ſollte, fünf hundert Mark Goldes geben wollte o).
Zwey Monate nach ſeiner Wahl wurde Maximilian zu Aachen feierlich gekrönt. am 19. Apr.
Auf ſeiner Rheinfahrt nach Aachen ließ man ihn bey Renſe ausſteigen, um ihn nach alter Sitte auf den daſigen Königsſtuhl zu ſetzen. Der Einzug in Aachen war ſehr prächtig. Jeder Churfürſt erſchien an der Spitze einer ſtattlichen Reiterey. Dem Kaiſer folgten auf acht hundert Grafen, Herren und Edelleute. Am Thore wurde er von der Geiſtlichkeit und dem Stadtrathe empfangen, und er ſtieg vom Pferde, um das Haupt Carls des Großen, das ihm der Dechant überreichte, mit gebogenen Knieen zu küſſen. Maximilian löſete, einem alten Herkommen zufolge, ſein Pferd mit fünf und funfzig Gulden. Bey der Krönungsfeierlichkeit ſelbſt mußte Maximilian unter andern Puncten verſprechen, daß er dem heiligſten Vater und Biſchof zu Rom, und der Kirche, ſchuldigen Gehorſam erweiſen wollte. Der Erzbiſchof von Cöln entblößte ihn von oben her, um ihm Haupt, Bruſt und Schultern zu ſalben, und die zwey älteſten Domherren trockneten ihn in der Sacriſtey mit Baumwollen wieder ab. Zuletzt wurde Maximilian auf Carls des Großen ſteinernen Stuhl geſetzt, auf welchem er, mit Carls des Großen Schwerdt, zwey hundert Fürſten, Grafen, Herren und Edelleute zu Rittern ſchlug. Hierauf wurde das Te Deum geſungen, und nun las der römiſche König Maximilian das lateiniſche Evangelium mit ſolcher Fertigkeit her, daß die anweſenden Fürſten ſich darüber verwunderten. Als der Kaiſer dieſes gewahr wurde, ſagte er, ſie würden ſich noch mehr darüber wundern, wenn ſie wüßten, daß Maximilian, ſchon zehn Jahre alt, noch ſo ſehr im Sprechen zurückgeweſen wäre, daß man gezweifelt hätte, ob er auch jemals ſeine Mutterſprache recht lernen würde p).

11. Maximilian war nun zwar mit der römiſchen Königskrone geziert; Die Flandrer empören ſich gegen Maximilianen.
dieſe flößte aber eben ſo wenig ſeinen niederländiſchen Unterthanen, als dem Könige von Frankreich, ſtärkere Ehrfurcht ein. Jene glaubten immer größere Urſachen zur Unzufriedenheit zu haben. Maximilian hatte, zum Kriege gegen Frankreich, deutſches Kriegsvolk in Sold genommen. Dieſer Sold wurde, von den eigennützigen Hauptleuten, nicht richtig genug ausgezahlt, und die gedungenen Kriegsmänner erlaubten ſich daher, wie gewöhnlich, allerley Freyheiten, die den Niederländern zur Laſt gereichten. Hiernächſt beſchwerten ſich dieſelben über die Freygebigkeit, die Maximilian, auf ihre Koſten, gegen die Deutſchen bewieſe; bey den vielen Kriegen Carls des Kühnen hätten ſie, wie ſie ſagten, nicht ſo viel Geld aufbringen müſſen, als unter dieſer kurzen vormundſchaftlichen Regierung. Endlich beklagte man ſich auch, daß, allen Verträgen und Privilegien zuwider, die Einheimiſchen den Ausländern noch immer nachgeſetzt würden. Der franzöſiſche Hof ſuchte die erbitterten Gemüther der Republicaner immer ſtärker anzufeuern, und es gelang ihm ganz natürlich. Es fanden ſich nun verſchiedene vornehme Herren, und beſonders ein Herr von Raſſingen, die mit ihren läſterzungen auch das gemeine Volk gegen Maximilianen aufzuhetzen ſuchten. Maximilian ließ ihn auf das Schloß Vilvoorden in Verwahrung bringen, aber einer ſeiner Freunde ſetzte ihn wieder in Freyheit, und nun diente das Schickſal, das ihm widerfahren war, die Bürger der flandriſchen Städte mit feindſeligen Geſinnungen gegen Maximilianen zu erfüllen. Die

o) Hegewiſch, S. 73 – 75. p) Fugger, S. 953 – 955.

Digitized by Google

1488. Jan. Bürger von Gent schickten Abgeordnete an denselben, und verlangten, im Namen der drey Stände von Flandern, Rechenschaft wegen der großen Geldsummen, die sie ihm ausgezahlt hatten. Sie erhielten aber weiter keine Antwort, als, daß der König mit wichtigern Sachen beschäfftigt sey. Sie beschlossen also heimlich, sich seiner Person bey der ersten Gelegenheit zu bemächtigen, und diese Gelegenheit machten sie bald selbst. Die Bürger von Brügge ließen ihn einladen, das Fest der Lichtmesse in ihrer Stadt zu feiern. Er traute selbst nicht recht; auch wurde er von andern gewarnt, und dennoch zog er, von ungefähr fünf hundert Reitern begleitet,

1. Febr. dahin. Gleich am folgenden Morgen nach seiner Ankunft erfuhr er, daß drey tausend Bürger aus Gent die Stadt Oortryck belagerten. Er setzte sich also mit den Seinigen auf, den Ort zu entsetzen, fand aber das Thor bereits verschlossen, und indessen waren sechzig Zünfte von Handwerkern auf dem großen Marktplatze bewaffnet versammelt, und es wurden alle Thore und alle Gassen von ihnen besetzt. Maximilian ritt, von hundert und sechs und funfzig Fußknechten begleitet, auf den Markt, und fragte die in Waffen stehenden Bürger nach der Ursache ihres Auflaufes. Es erschallten viele, aber lauter unverständliche Antworten. Indessen meldete man ihm, die Schmiedezunft, damals die angesehenste, habe das Catharinen- und Genterthor besetzt. Er begab sich, nur von wenigen begleitet, dahin, und erkundigte sich um ihre Absicht; sie würden, war die Antwort der Schmiede, dieses Thor bis zum letzten Hauche ihres Lebens besetzen. Während Maximilians Abwesenheit gab eine kleine Ursache zu einem großen Aufstande auf dem Markte Gelegenheit. Einige niederländische Herren von Adel, die sich mit den Deutschen in eine Unterredung eingelassen hatten, baten den Grafen Friedrich von Zollern, ihnen die Handgriffe mit den langen Spießen zu zeigen. Eben standen alle Deutschen mit emporgereckten Spießen, als ihnen der Graf, das Gewehr zu senken, zurief. Einige Bürger, welche, ohne die Ursache zu wissen, so viele Spieße auf Einmal gesenkt sahen, befürchteten sogleich einen feindseligen Angriff, und begaben sich auf die Flucht, und bald wurde das Laufen der Bürger so allgemein, daß sie haufenweise über einander herstürzten. Maximilian, der eben wieder zurückkam, fand seine Leute zwar aufgestellt, aber ohne jemand anzugreifen, und zog mit ihnen nach der Burg zurück.

Maximilian wird zu Brügge gefangen gesetzt.

12. Dieser sonderbare Zufall diente dazu, den Pöbel immer mehr gegen die Deutschen zu erbittern. Es wurden nun zwey und funfzig Paniere der Zünfte aufgerichtet. Der ganze Pöbel zog bewaffnet auf den Markt, und verschanzte sich hinter einer durch Kanonen gedeckten Wagenburg. Am folgenden Morgen wurde in die Häuser einiger Anhänger des Königs eingebrochen, und Gewalt verübt. Maximilian schickte einige Herren von seinem Hofe an dieselben, um ihnen Vorstellungen thun zu lassen; aber das half zu nichts. Die aufrührerischen Bürger wählten sich vielmehr einen obersten Kriegshauptmann und einen neuen Stadtschultheißen. Der römische König begab sich hierauf, nur von zwanzig Herren begleitet, selbst auf den Markt, und redete dem Pöbel in den sanftmüthigsten Ausdrücken zu. Dieser bestand aber auf die Auslieferung derer, die das Geld unter den Händen gehabt hätten. Durch einen zweyten Zufall mußte Maximilians Gefahr noch größer werden. Einige Mohrinnen, die sich im Dienste des Grafen Zollern befanden, erzähl-

Digitized by Google

erzählten ihren Wirthinnen im Vertrauen, daß der Markgraf von Antorf mit einem großen Heere im Anzuge begriffen sey, die Brügger ihres Aufruhres wegen zu züchtigen. Bald hieß es, er würde alles niederhauen, und die Stadt anzünden. Nun wurde das gemeine Volk erst ganz wüthend. Auf einmal erschallte die große Sturmglocke, die Aufwiegler warfen das Panier von Flandern auf, und der ganze zu demselben versammelte Pöbel zog nunmehr in einem ungeheuren Schwarme nach der Burg, entschlossen, den König mit allen Anhängern seiner Wuth aufzuopfern. Kaum vermochten ihn die angesehensten Männer von dieser grausamen Entschließung abzuhalten. Auf hundert Mann blieben indessen doch im Schlosse zurück, den König zu bewachen. Am folgenden Tage langte ein Schreiben der Genter an, worin sie die Bürger von Brügge zur sorgfältigen Bewachung des römischen Königs aufforderten. Diese Auffordrung hatte die Wirkung, daß Maximilian in ein schlechtes Bürgerhaus in enge Verwahrung gebracht wurde. Und nun stellten sich auch die Bürger von Gent in großer Anzahl vor den Thoren von Brügge ein, der Person des Königs sich zu bemächtigen; es wurden ihrer aber nicht mehr, als hundert, hineingelassen. Diese brachten es dahin, daß man Maximilianen immer enger verwahrte, daß man, im Namen des Erzherzogs Philipp und des Königs von Frankreich, neue Beamten wählte, und den römischen König der vormundschaftlichen Regierung verlustig erklärte; daß man nicht nur seine Minister und seine Hofbeamten, sondern auch seine Kriegsleute, ins Gefängniß warf, und einige derselben sogar auf die Folter brachte. Ja Maximilian sah sich endlich auch genöthigt, sein bisheriges Gefängniß mit einem andern, wo er noch genauer bewacht werden konnte, zu vertauschen. Die Aufrührer trugen ihm hier verschiedene Vergleichspuncte an; er wollte aber, ohne den Rath seines Vaters, imgleichen der Reichsfürsten, durchaus in nichts sich einlassen. Ueberhaupt bewies er in seiner Gefangenschaft außerordentlich viel edle Standhaftigkeit *).

am 5. Febr.

13. Nicht alle Stände Flanderns stimmten dem eigenmächtigen Verfahren gegen Maximilianen bey. Es blieben vielmehr noch manche unter denselben dem römischen Könige ergeben. Diss setzte die Aufführer seiner deutschen Mannschaft in den Stand, einige feste Oerter zu besetzen, und die Bürger von Gent von verschiedenen Seiten anzugreifen, und zu demüthigen. Der König wurde zwar genöthigt, ihnen dieses schriftlich zu verbieten, aber sie brandschatzten und beunruhigten die Flandrer demungeachtet noch immer fort. Hierdurch wuchs jedoch die Erbitterung so sehr, daß die Bürger von Gent erst fünf, und hernach noch zehn von denen, die für Maximilianen Eifer und Treue in vorzüglichem Grade bewiesen hatten, hinrichten ließen. Das Schicksal hatten in der Folge noch mehrere. Maximilian hatte, ehe er nach Brügge gegangen war, seinen Sohn Philipp, nebst einigen seiner vornehmsten Minister, nach Mecheln geschickt. letztre riethen nun dem jungen Erzherzog, die Stände der sämtlichen Provinzen nach eben dieser Stadt zu berufen, und ihnen das ungerechte Verfahren gegen seinen Vater vorstellen zu lassen. Dieses geschah, und es hatte den Erfolg, daß im Namen der Stände Abgeordnete nach Gent geschickt wurden, welche auf Maximilians Loslassung dringen mußten. Es fingen sich auf diese Art Unterhandlungen an, und man wurde

Anstalten zu seiner Befreyung.

*) Zugger, S. 979 – 988.

endlich einig, die Sache auf einem Landtage zu Brüssel völlig abzuthun [1]). Jetzt zeigte sich aber auch Maximilians Vater zur Befreyung seines Sohnes ungewöhnlich thätig. Er ließ ein allgemeines und scharfes Aufgebot ins Reich ergehen; jeder sollte mit so vieler Mannschaft und so geschwinde erscheinen, als es ihm möglich wäre. Er selbst, ein Greis von drey und siebzig Jahren, wollte den obersten Heerführer vorstellen. Die Reichsfürsten kamen auch zu Wirzburg zusammen, um sich wegen einer schleunigen Reichshülfe zu berathschlagen. Indessen schickte man den Bischof von Worms und einige andre Herren nach Flandern, die sich nicht nur mit Maximilians Ministern zu Mecheln beraten, sondern auch die Bürger von Gent und Brügge auf andre Gesinnungen zu bringen sich bemühen sollten. Der angesetzte Landtag zu Brüssel bewirkte auch so viel, daß verschiedene niederländische Herren und Städte sich fest verbanden, den römischen König entweder durch friedliche oder gewaltsame Mittel aus seinem Gefängnisse zu befreyen. Den Pöbel zu Brügge versetzte diese Nachricht in große Bestürzung. Es thürmten sich jetzt von allen Seiten Gewitterwolken gegen die Empörer auf. Der Pabst ließ durch den Erzbischof von Cöln die drey Städte, die sich gegen den König verbunden hatten, nebst allen ihren Anhängern, in den Bann thun; die Genter, die mit Hülfe der Franzosen die Stadt Hulst überrumpeln wollten, erlitten von den Deutschen, die der Herzog Christoph von Bayern anführte, eine so große Niederlage, daß von sechs tausend Mann sich nur wenige retteten. Der Graf von Zollern und der Herr von Isselstein rückten mit vier tausend Mann Fußvolk und drey hundert Reitern aus Brabant heran; der Kaiser bot das ganze Reich zum drittenmal auf; Herzog Albrecht von Sachsen wurde zum obersten Reichsfeldherrn erwählt, und die Reichsstände stellten auch ihre Mannschaft mit solcher Geschwindigkeit, daß gegen Ende des Aprils auf elf tausend Mann Fußvolk und vier tausend Reiter, nebst zwey hundert und zwey und dreyßig Wagen, bey Cöln versammelt waren.

Maximilian wird wieder in Freyheit gesetzt.

14. Alles dieses machte auf die Empörer natürlich einen Furchterregenden Eindruck, der sie allmählich zu Maximilians Loslassung umstimmte. Die Bürger von Brügge waren kurz vor Ostern der kriegerischen Beschäftigungen so überdrüssig, daß sie, nachdem sie siebzehn tausend Mann stark auf dem großen Markte gelegen hatten, auf Einmal wieder abzogen, und die Waffen eben so geschwinde ablegten, als sie dieselben ergriffen hatten. Es versammelten sich nun auch die Abgeordneten der niederländischen Stände in großer Anzahl zu Gent, wo man, nach einem Gezänke vieler Tage, über die Bedingungen, unter welchen der römische König seine Freyheit erhalten sollte, endlich einig wurde. Die vornehmsten von diesen Bedingungen waren folgende: Der König sollte alle feste Plätze gewissen Personen übergeben, die sie im Namen des jungen Erzherzogs Philipps in Besitz nehmen sollten; er sollte ferner der Vormundschaft und Regentschaft in Ansehung der Provinz Flandern entsagen; er sollte von nun an weder Wappen noch Titel von der Provinz Flandern führen u. s. w. Da nun Maximilian besorgte, seines Vaters Anzug möchte die unruhigen Bürger von Brügge zu einer ihm gefährlichen Verzweiflung bringen, so kam er ihnen mit dem Erbieten, einen Vergleich zu schließen, noch zuvor. Er ließ sich die gemachten Bedingungen auch gefallen, und so wurde er, nach einer

1) Hegewisch, S. 48. 49.

Digitized by Google

einer Gefangenschaft von funfzehn Wochen, wieder in Freyheit gesetzt. Die Aufrührer baten ihn öffentlich um Verzeihung, und Maximilian bestätigte alles, was er ihnen versprochen hatte, durch einen feierlichen Eid. Er erklärte aber noch zu Brügge, daß er sehr daran zweifle, ob der Kaiser, sein Vater, diesen erzwungenen Frieden bestätigen werde, und er hatte sich in seiner Vermuthung nicht geirrt. Der Kaiser setzte demungeachtet den Zug gegen die Flandrer, die den römischen König gemißhandelt hatten, fort. Maximilian that ihm deswegen die dringendsten Vorstellungen, weil er, sein gegebenes Wort zu brechen, zu edel dachte; aber der alte Kaiser wollte diese Kränkung seiner und seines Sohnes Majestät durchaus nicht verzeihen, und da sich Maximilian auf seinen Eid berief, so ordnete sein Vater von den anwesenden Fürsten und Grafen ein Gericht an, welches untersuchen sollte, ob Maximilians schriftliche und eidliche Versprechung, die ihm die Flandrer abgezwungen hatten, ihre Gültigkeit behaupten könne. Man ließ den Streitpunct durch zwey Doctores der Rechte verfechten. Nach einer Versammlung von vier Stunden wurde endlich das Urtheil gefällt, daß die Bürger von Brügge, die sich der Person des von ihnen auf Treu und Glauben eingeladenen Maximilians bemächtigt, und ihm einen Vergleich abgedrungen hätten, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig wären, und daß der römische König das eidliche Versprechen, das er ihnen gethan hätte, durchaus nicht halten dürfe. Da nun auf diese Art die Rechtmäßigkeit des Reichskrieges gegen Flandern bewiesen worden war, so rückte der Kaiser nunmehr in das Gebiet der Stadt Gent ein. Er belagerte zwar die Stadt selbst, da ihm aber die zahlreiche Besatzung derselben, welche noch tausend Franzosen vermehrten, ihre Eroberung ganz außerordentlich erschwerte, so hob er die Belagerung, welche sechs Wochen gedauert hatte, wieder auf, übergab die Aufsicht über den größten Theil seines Heeres dem Herzog Albrecht von Sachsen, und ging mit dem übrigen Theile desselben nach Antorf, wo er sich bis in den October aufhielt. Von da reisete er nach Oberdeutschland wieder zurück [k]). Er ließ den größten Theil seines mitgebrachten Kriegsvolkes, unter dem Herzog Albrecht und dem Grafen von Nassau, in den Niederlanden. Maximilian, der den Krieg gegen die flandrischen Städte noch immer für ungerecht hielt, hatte sich indessen nach Tyrol begeben [l]). Weil aber Frankreich die Flandrer gar zu lebhaft unterstützte, so glaubte Maximilian sich berechtigt, seine kriegerische Thätigkeit, die er seines Eides wegen gegen die Flandrer nicht richten wollte, gegen Frankreich anzuwenden. Schon hatte er auch auf einem Reichstage zu Frankfurth die Reichsstände zur nachdrücklichen Unterstützung seines Vorhabens beredet [m]), als auf eben diesem Reichstage zwischen ihm und dem Könige von Frankreich ein Friede gestiftet wurde. Jede von den beiden Parteyen hatte damals besondre Ursachen, sich Ruhe zu wünschen. Der fran-

am 16. May.

Reichskrieg gegen die Flandrer.

am 13. Jul.

im Oct.

1489 im Jul.

k) Zugger — S. 1004.

l) Von seiner Reise dahin giebt Zugger S. 1012. Nachricht. Der Erzherzog Sieamund zeigte ihm die tyrolischen Bergwerke, deren Gewerkleute, 7400 an der Zahl, mit fliegenden Fahnen, und in schöner Ordnung ihm entgegenkamen, und ihm einige goldne mit rheinischen Goldgulden angefüllte Schüsseln, nebst einem Centner Silber, überreichten. Der alte Erzherzog Sieamund ließ auch damals Maximilianen von seinen Unterthanen huldigen. Zugger, S. 1013.

m) Sie machten sich verbindlich, sechs tausend Mann, halb an Geilde, und halb an Mannschaft zu liefern. Zugger, S. 1015.

Digitized by Google

französische Hof beschäfftigte sich heimlich mit dem Gedanken, das Herzogthum Bretagne sich nicht entgehen zu lassen; und Maximilian wünschte sich bey dem Tode des kränklichen Matthias in der Verfassung zu sehen, nicht nur Wien und Oestreich wieder in Besitz zu nehmen, sondern auch seine Ansprüche auf Ungern geltend zu machen. Die französischen Gesandten, die, der Friedensunterhandlungen wegen, nach Frankfurth kamen, erreichten also ihre Absicht sehr bald, und konnten sie um so eher erreichen, da man im Grunde weiter nichts, als eine Zusammenkunft der beiden Monarchen, beständige Eintracht zu befestigen, verabredete. Die Flandrer verlohren indessen durch diesen Frieden ihre mächtigste Stütze, und sie mußten sich
im Oct. folglich auch mit Maximilianen vergleichen. Unter den Bedingungen dieses Vergleiches scheinen mir nur zwey vorzüglich merkwürdig; daß nemlich die Flandrer Maximilianen für den Vormund seines Sohnes erkannten, und daß sie, in Zeit von drey Jahren, eine Summe von ungefähr dreymal hundert tausend Thaler zu zahlen versprachen r).

Der Kaiser bekömmt Oestreich wieder. [1487

15. Daß Maximilian mit Frankreich in Ruhe zu leben wünschte, daran war der Wunsch, bey dem Tode des Königs von Ungern in der gehörigen Verfassung zu seyn, hauptsächlich Ursache. Matthias hatte, nach der Eroberung von Wienerischneustadt, ganz Niederöstreich in seiner Gewalt, und wenn er seine Eroberungen nicht auch über andre östreichische Erbländer verbreitete, so hatte es der Kaiser bloß dem vortrefflichen Herzog Albrecht von Sachsen zu danken, der, als Oberbefehlshaber der Reichshülfe, dem Matthias so tapfern Widerstand that, daß sich derselbe, seinem eignen Geständnisse zufolge, vor dem Herzog Albrecht allein weit mehr fürchtete, als vor der ganzen östreichischen Macht. Da aber der Kaiser den Herzog zu wenig mit Geld unterstützte, so mußte er mit dem Könige von Ungern einen Stillstand schließen, und ihm einstweilen alle in Oestreich gemachte Eroberungen überlassen. Wenn nun der Kaiser über Albrechten so aufgebracht war, daß er ihn auf dem Reichstage zu Nürnberg gar nicht vor sich lassen wollte, so handelte er doch wahrlich ungerecht. Einmal war es doch seine Schuld, wenn Albrecht Niederöstreich nicht retten konnte s). Es dem Könige von Ungern mit bewaffneter Hand wieder abzunehmen, würde vieles Menschenblut gekostet haben. Da aber Matthias bey seinem hohen Alter keine Erben hatte, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß durch seinen Tod der Besitz von Niederöstreich wieder würde
im Nov. erledigt werden. Man beredete also den Kaiser, sich mit ihm zu vergleichen, und ihm Oestreich auf seine Lebenszeit abzutreten. Die Wiener, die dem Kaiser nicht gehorchen wollten, konnten nun den Unterschied zwischen seiner und der ungerschen Regierung recht lebhaft empfinden. Matthias belegte sie nicht nur alle mit neuen Abgaben; er preßte auch manchem Reichen unter denselben noch besondre Geldsummen ab, und endlich gestattete er seinen jungen Hofdienern, sich außerordentliche Freyheiten gegen die wienerschen Damen herauszunehmen t). Aber nicht allein die Wiener, sondern auch andre Unterthanen des Kaisers, hatten von der Mathiasherschaft der Ungern manches Ungemach. Diese streiften nach Steyermark, Kärnthen und Krain, und nöthigten die dasigen Landherren, ihre fernern Mishandlungen

r) Fugger, S. 1004 – 1019. Hegewisch, S. 55 – 58.

s) Heinrichs sächs. Gesch. II, 235.

t) Fugger, S. 973. 974.

gen durch schöne Geldsummen abzukaufen. Bey dem Kaiser, der sich damals zu Linz aufhielt, liefen häufige Klagen ein. Sie bewogen ihn, dem Könige von Ungern den Antrag thun zu lassen, ob er nicht Niederöstreich für eine Geldsumme wieder herausgeben wollte. Aber Matthias verlangte nicht weniger, als siebenmal hundert tausend Gulden, und der Kaiser glaubte, der König von Ungern hätte aus Oestreich bisher so viel gezogen, daß er, ohne unbillig zu seyn, gar nichts mehr fordern könnte. In dieser Lage war die Sache, als Maximilian am Hofe seines 1489
Vaters anlangte. Er wünschte recht herzlich, einen Vergleich zu stiften, und er ermahnte dahér sowol seinen Vater, als den Matthias, einander näher zu kommen. Maximilian wußte, daß ihn der König von Ungern hochschätzte, und Matthias, er mag es nun aus Zuneigung, oder aus List gethan haben, schickte ihm vier hundert Eimer Wein, eben so viel ungersche Ochsen, und zwölf tausend Gulden zum Geschenke. Der Sohn wurde hierdurch dem Vater so verdächtig, daß er ihm mit den ungerschen Gesandten keine Unterredung ferner gestatten wollte. Der Kaiser wollte die Unterhandlungen mit dem Könige von Ungern überhaupt nicht eifrig betrieben haben, denn Podagra und andres körperliches Ungemach hatten den Matthias so sehr entkräftet, daß man seinen Tod nicht mehr fern sah. Des Kaisers Astrologen weissagten sämmtlich, daß Matthias nicht dieses Jahr überleben würde. Friedrich wollte aber dasjenige, was ihm sobald heimsterben. könnte, nicht erst theuer erkaufen a). Er zögerte also in den Unterhandlungen, so viel es ihm möglich war, und in der Charwoche des folgenden Jahres erlebte er endlich die Freude, ei- 1490
nen seiner schlimmsten Feinde sterben zu sehen. Er machte nun auf das Königreich am 5. Apr.
Ungern selbst Anspruch, und des Matthias Wittwe Beatrix, welche unter den ungerschen Ständen viele Feinde hatte, war gegen den jungen und wohlgebildeten Maximilian gar nicht gleichgültig; sie ließen ihn sogar schon nach Ungern einladen; da er sie aber in dem Briefe, den er an sie schrieb, mit dem Namen einer Mutter belegte, so merkte sie es deutlich, daß sie ihm zur Gemahlin schon zu alt war, und sie richtete daher ihre Gedanken auf den gleichfalls unverheiratheten König Wladislaw von Böhmen. So wenig sich aber Maximilian damals Mühe gab, König von Ungern zu werden, so eifrig war sein Bestreben, Niederöstreich wieder in Besitz zu nehmen, und er schonte sich bey der Eroberung der Burg zu Wien so wenig, daß er in die Schulter verwundet wurde. In kurzer Zeit sah er aber auch ganz Niederöstreich wieder in seiner Gewalt.

16. Nun traf Maximilian auch die ernstlichsten Anstalten, seine An- Maximilian
sprüche auf Ungern zu behaupten. Er hatte unter den vornehmsten ungerschen erwirbt sich
Herren verschiedene Freunde. Der Herzog Georg von Bayern, und dessen Vet- ein Erbrecht
ter, der Herzog Christoph, zogen ihm mit zwölf hundert Reitern zu Hülfe. Ma- auf Ungern.
ximilian konnte seine Unternehmungen in Ungern mit mehr als zwanzig tausend Streitern ausführen. Es mußte sich ihm eine Stadt nach der andern, und zuletzt auch Stuhlweißenburg ergeben, und Maximilian legte sich nunmehr den Titel eines Königes von Ungern bey. Alle erworbenen Vortheile raubte ihm aber ein unter seinem Heere ausgebrochener Streit. Das Fußvolk, welches die Mauern von Stuhl-

a) Fugger, S. 1021.

Digitized by Google

Stuhlweißenburg erſtieg, hatte den Reiſigen, denen es erſt die Thore öffnen mußte, nur den kleinſten Theil der Beute übrig gelaſſen; die Reiter, unter welchen ſich viele Edelleute befanden, verlangten aber einen gleichen Antheil. Hierüber wurden die Fußknechte, welche noch überdies den Sold von einigen Monaten zu fordern hatten, ſo unwillig, daß ſie in der Nacht aus dem Lager aufbrachen, und rottenweiſe nach Deutſchland zurückzogen. Daß ihnen Maximilian die Reiterey nachſchickte, daß er ſie mit den nachdrücklichſten Strafen bedrohete, das alles hielt ſie von ihrem Vorhaben nicht zurück, und ſie wanderten höchſtens nur einzeln nach ihrer Heimath zurück. Maximilian befand ſich hierdurch in große Verlegenheit verſetzt. Sein noch übriges Kriegsvolk zu bezahlen, fehlte es ihm an Geld. Unter ſolchen Umſtänden konnte er alſo weiter nichts thun, als Stuhlweißenburg mit einer ſtarken Beſatzung verſehen, und den Rückzug nach ſeinen Erblanden antreten. Auf dieſem Zuge übte er an den verlaufenen Kriegsknechten, die ihm in die Hände fielen, ſtrenge Rache aus. Sie wurden an Weidenbäume, und ihre Anführer noch an höhere Bäume, aufgehängt. Diejenigen, die zu Wien und an andern Orten Oeſtreichs ergriffen wurden, ließ er zum ſchreckenden Beyſpiele hinrichten. Alles dieſes aber vergütete ihm nicht die Vortheile, die ihm der unglückliche Beuteſtreit entriſſen hatte [b]). Maximilian wohnte hierauf der beſonders zahlreichen Reichs-
1491 verſammlung bey, die im folgenden Jahre zu Nürnberg gehalten wurde. Man berathſchlagte ſich daſelbſt unter andern auch wegen der Fortſetzung des ungerſchen Krieges, und es wurden viele Kriegsleute, welche gegen die Ungern ihre Dienſte anboten, in Sold genommen. Sehr beträchtlich konnte jedoch die Anzahl dieſer Leute nicht ſeyn; denn es fehlte ſowol Maximilianen, als ſeinem Vater an Geld. Die Hülfe der Reichsſtände war von ſehr geringer Wichtigkeit. Der König Wladiſlaw konnte indeſſen Stuhlweißenburg, und alle übrige Oerter, die ſich in den Händen der Deutſchen befanden, wieder erobern. Zum Glücke für Oeſtreich bedrohete ihn nicht nur ſein Bruder Albrecht, ſondern auch der türkiſche Kaiſer, mit Krieg. Er ſtimmte daher mit dem Wunſche des römiſchen Königes, Friede zu ſchließen, überein. Maximilian durfte ſich fernerhin einen König von Ungern nennen; er erhielt auch, was noch weit wichtiger war, für ſich und ſeine Nachkommen, das Recht, dem König Wladiſlaw, wenn er keine Erben hinterlaſſen ſollte, in Ungern nachzufolgen, und Wladiſlaw verſprach ihm noch überdieſes hundert tauſend Gulden Kriegskoſten. Die ungerſchen Herren bezeigten über die deutſche Herrſchaft, die ihnen bevorſtand, einen großen Unwillen, und es koſtete viele Mühe, ſie zu beruhigen; endlich bequemten ſie ſich aber dennoch, den Vertragsbrief durch ihre Unterſchrift und ihr Petſchaft zu befeſtigen, und er wurde Maximilianen mit ſiebzig Siegeln behänget ausgeliefert [c]).

Herzog Georg von Bayern belagert Nördlingen.

17. Der Kaiſer und das öſtreichiſche Haus waren von dem gefährlichen
1485 Feinde, dem König Matthias, noch nicht völlig befreyt, als ſie auf einer andern Seite mit den benachbarten Herzogen von Bayern in lebhafte Händel verwickelt wurden. Dieſe Herzoge benutzten des Kaiſers bedrängte Lage, ihre Rechte und Vorzüge auf Unkoſten ihrer Nachbarn zu vergrößern. Während der Zeit, daß der Kaiſer ſeine Erblande verlaſſen mußte, fing der Herzog Georg von Bayern-Landshut mit

b) Fugger, S. 1020–1029. c) Fugger, S. 1031.

Digitized by Google

mit der Reichsstadt Nördlingen Streit an. Der Rath dieser Stadt hatte einen Straßenräuber auf den Gränzen der Grafschaft Kirchberg, welche dem Herzog Georg gehörte, in Verhaft genommen. Der Herzog, der seine Gerichtbarkeit immer weiter auszudehnen suchte, glaubte sich dadurch so beleidigt, daß er sogleich mit vier tausend Mann Fußvolk und zwölf hundert Reitern vor die Stadt rückte, und sie zu beschießen anfing. Es langte zwar ein Abmahnungsschreiben vom Kaiser bey ihm an; aber Georg fürchtete sich vor dem Kaiser, der sich selbst in Noth befand, so wenig, daß ihm dessen Abmahnung nur zum Gegenstande des Spottes diente. Die Belagerten wehrten sich indessen sehr standhaft, und da sein Vorrath von Lebensmitteln beynahe völlig aufgezehrt war, so ließ er sich endlich die Bemühungen des Bischofs von Eichstedt, einen Vergleich zu stiften, gefallen, und die Stadt zahlte ihm eine Geldsumme. Des Kaisers Ansehn hatte ihn also nicht vermocht, die Belagerung von Nördlingen aufzuheben. Ueberhaupt ließen die Herzoge von Bayern ihre feindseligen Gesinnungen gegen den Kaiser damals deutlich merken. Sie versagten ihm nicht nur alle Hülfe gegen den König von Ungern; sie verboten es auch allen ihren Unterthanen ausdrücklich, dem Kaiser wider den König Mathias auf irgend einige Weise Beystand zu leisten [b].

1486 Regensburg begiebt sich unter bayrische Oberherrschaft.

18. Im folgenden Jahre gab der Herzog Albrecht IV. zu München von der geringen Achtung, die er für den Kaiser hegte, gleichfalls einen sehr in die Augen fallenden Beweis. Hierzu verschaffte ihm die Stadt Regensburg die Gelegenheit. Diese Stadt, ehedem die Hauptstadt Bayerns, und der Siz seiner Herzoge, hatte bey dem unglücklichen Schicksale Heinrichs des Löwens sich von dem bayrischen Staatskörper getrennt, und, durch Begünstigung Kaiser Friedrichs I, unter die freyen Reichsstädte sich empor geschwungen [c]. Seit ungefähr vierzig Jahren war aber Regensburg, theils durch die vielen Fehden, theils durch die schlechte Wirthschaft seiner Vorgesetzten, in so große Schulden gerathen, daß seine Einkünfte zur Bezahlung der Zinsen nicht einmal hinreichten. Diese Lage der Stadt hielt Herzog Albrecht der Weise von Bayern für sehr bequem, sie wieder unter bayrische Oberherrschaft zu bringen. Er wußte den Regensburgern das Joch der Dienstbarkeit, das er ihnen auflegen wollte, so sanft zu beschreiben, daß sie sich endlich ganz geduldig unter dasselbe schmiegten. Dahey wurde aber der Bischof nicht um Rath gefragt; da es aber demselben nicht gleichgültig war, ob er seinen Wohnsitz in einer Reichs- oder in einer Fürstenstadt hatte, so gab er sich alle Mühe, die bayrische Herrschaft über Regensburg wieder wegzuschaffen. Er konnte auf die Erreichung seiner Absicht um so eher rechnen, da er den Kaiser, ohne dessen Vorwissen und Einwilligung diese Veränderung vorging, auf seiner Seite hatte. Die Feindschaft zwischen dem Kaiser und den Herzogen von Bayern wurde aber um eben diese Zeit noch auf andre Art vermehrt. Der bischöfliche Stuhl zu Augsburg war im Februar dieses Jahres durch den Tod des Bischofs Johanns, eines gebohrnen Grafen von Werdenberg, erledigt worden. Als nun der zur Wahl eines neuen Bischofs angesetzte Tag herankam, langte der Domprobst Johann, der Sohn des Pfalzgrafen Ottos zu Mosbach, aus dem Hause Bayern, von den fünf Herzogen Georg, Albrecht, Christoph, Wolfgang und Otto begleitet, zu Augsburg an, um

b) Fugger, S. 932. c) Band I, S. 531.

Digitized by Google

seine Wahl zum Bischofe durchzusetzen. Es war jedoch den Tag vorher ein Schreiben angelangt, in welchem nicht nur der Kaiser und der römische König, sondern auch die zu Frankfurth versammelten Churfürsten, den Grafen Friedrich von Zollern, Domdechanten zu Straßburg und Kammermeistern des Hochstifts Augsburg, einen Bruder des an Maximilians Hofe sich aufhaltenden Grafen von Zollern, zum Bischof vorschlugen. Dieses Schreiben machte auf die augsburgischen Domherren so viel Eindruck, daß sie, aller Vorstellungen der Herzoge von Bayern ungeachtet, dem Grafen von Zollern ihr Bisthum anvertrauten [1]).

H. Albrecht von Bayern entführt die kaiserliche Prinzessin.

19. Die bayrischen Herzoge wurden hierdurch empfindlich gekränkt; aber einer derselben, der Herzog Albrecht, rächte sich am Kaiser auf eine noch ungleich empfindlichere Art. Der Kaiser hatte, als er Oestreich verließ, seine einzige Tochter Cunegunde seinem Bruder, dem Erzherzog Siegmund zu Inspruck, anvertraut. Mit diesem lebte nun der Herzog Albrecht von Bayern in dem freundschaftlichsten Verhältnisse. Sie besuchten einander öfters, und bey einem solchen Besuche lernte Albrecht die schöne zwey und zwanzigjährige Prinzessin Cunegunde, um die schon so mancher vergeblich gebuhlt hatte, kennen, fand er diese Cunegunde in so hohem Grade liebenswürdig, daß er ohne ihren Besitz durchaus sich nicht glücklich denken konnte. Albrecht, erst vierzig Jahre alt, vereinigte mit einem ansehnlichen und wohlgebildeten Körper, einen edlen und einnehmenden Anstand. Kurz, er gefiel der Prinzessin Cunegunde nicht weniger, als sie ihm gefiel. Ihr damaliger Pflegevater Siegmund brauchte zum venetianischen Kriege sehr viel Geld. Albrecht schoß ihm ansehnliche Summen vor, und erwarb sich dadurch dessen Unterstützung in seinem Liebeshandel. Bisher ging alles vortrefflich. Wie konnte aber Albrecht die Einwilligung des Vaters der Cunegunde, der seine Tochter schon manchem versagt hatte, der von ihm durch die Besitznahme Regensburgs beleidigt worden war, zu erlangen hoffen? Doch die Liebe, diese große Erfinderin, lehrte ihn, mit Siegmunds Hülfe, des Kaisers Hand und Petschaft so natürlich nachbilden, daß die Prinzessin einen Brief ihres Vaters zu sehen glaubte. Siegmund verschrieb ihr die Grafschaft
1487 Tyrol zum Heirathsgute; Albrecht ließ sich zu Inspruck von dem Bischof zu Eich-
am 1. Jan. stedt öffentlich trauen, vollzog mit ihr das Beylager, und reiste nun mit seiner schönen jungen Gemahlin nach München. Des Kaisers Unwillen, als er diese kühne That erfuhr, kann man sich leicht vorstellen. Er war von Albrechten nicht nur als Kaiser, sondern auch als Erzherzog von Oestreich und als Vater, beleidigt worden; Albrecht hatte dem Reiche Regensburg, hatte ihm Tyrol und seine Tochter entrissen. Er schickte sogleich Gesandten an den Erzherzog Siegmund, und verlangte, daß er Tyrol durchaus nicht an Albrechten einräumen sollte; sein Bruder willfahrte seinem Verlangen, und dies diente wenigstens einigermaßen zu seiner Beruhigung [2]). Auch sein Sohn Maximilian gab sich viele Mühe, ihn zu besänftigen, und es mißlückte ihm nicht ganz. Albrecht begab sich hierauf selbst nach Linz, sich mit dem
1489 Kaiser völlig auszusöhnen, und dieser ließ zwar den Handel mit seiner Tochter unberührt; er bestand aber durchaus darauf, daß Albrecht das in Regensburg aufgeführte Schloß niederreißen, und die Herrschaft über die Stadt wieder aufgeben sollte. Albrecht hatte hierzu noch keine Lust, und beide schieden also in ziemlichem Unwil-

1) Fugger, S. 955–957. 2) Fugger, S. 962–964.

Digitized by Google

Unwillen von einander. Der Kaiser schickte hierauf der Stadt Regensburg eine scharfe Verordnung zu, sich wieder unter den Schuz des Reiches zu begeben h). Der römische König Maximilian setzte indessen seine Bemühungen, den Herzog Albrecht mit seinem Vater auszusöhnen, eifrig fort, aber der alte gekränkte Kaiser wollte Regensburg durchaus nicht fahren lassen, und da die Stadt seinem Befehle nicht gehorchte, so stellte er deswegen ein feierliches Rechtsverfahren an. Friedrich 1491
setzte sich, auf dem Schlosse zu Linz, mit vielen Grafen, Herren, Rittern, Edlen im Sept.
und Doctorn, zu Gerichte. Vor demselben erschien der kaiserliche Fiscal, Meister Johann Kessel, und brachte, in Gegenwart einer großen Anzahl von Menschen, wider die ungehorsame Stadt Regensburg eine förmliche Klage an. Hierauf ward durch Urtheil und Recht erkannt, daß Meister Johann Kessel die Bürger von Regensburg dreymal aufrufen sollte. Da nun, zur Verantwortung derselben, niemand auftrat, und der Fiscal fernere Verhaltungsbefehle verlangte, so nahm der Kaiser nebst seinen Beysitzern auf drey Tage Bedenkzeit. Nach Verfließung derselben wurde das Gericht abermals niedergesetzt, und es erfolgte nun das endliche Urtheil, daß Kämmerer, Rath und Gemeine der Stadt Regensburg in die Reichsacht verfallen seyn sollten. Der Kaiser nahm den Aufsatz, der dieses Urtheil enthielt, seinem Kanzler aus der Hand, und zerriß ihn, und es wurde hierauf durch ein öffentliches Ausschreiben im ganzen Reiche bekandt gemacht.

20. Weder die Stadt Regensburg noch der Herzog Albrecht hatten vor Ursprung des
dem Zorne des Kaisers sich zu fürchten Ursache, wenn ihm nicht der mächtige schwä- schwäbischen
bische Bund den Nachdruck gab. Diesen Bund hatte aber gerade das eigenmächtige Verfahren der Herzoge von Bayern am meisten erzeugen helfen. Die Vorgänge mit Nördlingen und Regensburg hatten die schwäbischen Reichsstände auf die Entwürfe der bayrischen Fürsten aufmerksam gemacht. Sie hielten, den gefährlichen Folgen derselben zu entgehen, einen Bund für das wirksamste Mittel, und der Kaiser, der dem Stolze der Herzoge von Bayern nicht glücklicher entgegen zu arbeiten wußte, trug zur Beförderung dieses Bundes alles mögliche bey. Er veranstaltete eine Zusammenkunft der schwäbischen Stände nach Eßlingen, die aber, der 1487
niederländischen Händel wegen, nicht vor sich gieng i). Die schwäbischen Stände kamen, ehe sie sich in Ansehung desselben vereinigen konnten, mehr als Einmal zusammen. Bald wollten sie sich die Zeit, die diese Verbindung dauern sollte, nicht vorschreiben lassen; bald wollten sie nicht gegen alle und jede sich vereinigen. Nachdem endlich der Erzherzog Siegmund von Oestreich, und der Graf Eberhard der Aeltre von Wirtemberg dem Bunde beygetreten waren, so wurde zu Eßlingen der 1488
Bundbrief endlich völlig berichtigt und besiegelt. Nicht lange hernach trat die ganze im März.
Gesellschaft des S. Georgenschilds am Kocher dieser Verbindung bey; von den Ständen des Schwabenlandes waren aber, aller Ermahnungen des Kaisers ungeachtet, dennoch einige, die sich vor dem mächtigen Herzog Georg fürchteten, noch unschlüssig, ob sie sich in den Bund begeben wollten, und der Kaiser mußte es ihnen bey nachdrücklicher Strafe anbefehlen. Dies that einige Wirkung. Es trat

h) Fugger, S. 1021 – 1023.

i) Fugger, S. 976. Die dieser Absicht wegen vom Kaiser an die Stände erlassenen Schreiben findet man beym Datt de pace publ. II, 255. 272.

z. B. der Markgraf Friedrich von Brandenburg, der Bischof von Augsburg und die Stadt Augsburg dieser Verbindung bey. Sie wurde aber damals noch nicht der schwäbische Bund, sondern die Gesellschaft vom S. Georgenschilde genennt [f]). In der Folge traten, außer dem Churfürsten Berthold von Mayn;, immer mehrere Fürsten und Städte, und besonders die Glieder des löwenbundes [l]), demselben bey. Seine Macht wurde dadurch so ansehnlich, daß er beständig über tausend Reiter, und acht bis neun tausend Mann Fußvolk zu unterhalten im Stande war, daß er, unter der Aufsicht eines besondern Bundsrathes und angeordneter Bundsgerichte, Ruhe und Sicherheit dieser Gegend mit Nachdruck schützen konnte [m]).

Regensburg kehrt wieder an das Reich zurück.

21. Den Herzogen von Bayern war die Aufnahme dieses Bundes überaus unangenehm; aber keinem derselben mehr als dem Herzog Georg, der mit verschiedenen Mitgliedern desselben Streitigkeiten hatte. Der Bund bedrohete ihn mehr als Einmal mit einem Angriffe, und Georg gerieth darüber in solche Verlegenheit, daß er sogar zum Kaiser seine Zuflucht nahm. Der bedächtliche Friedrich fand jetzt selbst die Macht des schwäbischen Bundes so gefährlich, daß er dieselbe zu vermindern suchte. Seine Bemühungen bewirkten aber weiter nichts, als daß die Mitglieder des Bundes sich immer fester vereinigten [n]), und als er sein kaiserliches Ansehn in der Regensburger Sache behaupten wollte, mußte er es noch für ein Glück halten, daß er zur Unterstützung desselben den mächtigen schwäbischen Bund auffordern konnte. Die Vollziehung der über Regensburg ergangnen Reichsacht trug nemlich der Kaiser nicht nur den Staufern, Freyherren von Ehrenfels, imgleichen Herzog Albrechts beiden Brüdern, den Herzogen Christoph und Wolfgang, sondern auch den obersten Hauptleuten des schwäbischen Bundes auf. Die ersten, die ins Feld rückten, waren die Staufer, die, mit zwey hundert und zwanzig Pfer-

f) Häberlin, VII, 409 – 416. Jedes Mitglied dieses Bundes trug den Ritter S. Georg in seinem Schilde. Fugger, S. 1004.

l) Diese Löwengesellschaft war eine in Bayern entstandene Verbindung von Herren und Edelleuten, der sogar der Herzog Wolfgang von Bayern, ein Bruder des Herzogs Albrechts, sich zugesellte. Häberlin, S. 514.

m) Pütters Handb. der Reichshistorie, I, 450. Die Verfassung dieses Bundes, oder dieser sogenannten Einigung, gereicht der Klugheit ihrer Urheber zur Ehre. Die Vorgesetzten desselben waren zwey Hauptleute; den einen wählten die Städte, den andern die übrigen Ritter. Jedem Hauptmann wurden neun Räthe zugesellt. So entstand ein Bundesrath von zwey Hauptleuten und achtzehn Räthen, welcher aber, so wie die Anzahl der Mitglieder sich vermehrte, gleichfalls immer größer wurde. Die Fälle, wie die zwischen den Mitgliedern ausgebrochenen Streitigkeiten entschieden werden sollten, wurden mit aller Genauigkeit bestimmt. Kein Mitglied desselben durfte auderwärtige Verbindungen eingehn, durfte nicht einmal bey einem andern Fürsten, oder bey einer andern Stadt in Dienst treten. Das Aufnehmungsrecht wurde dem Bundesrathe zugestanden; wenn aber Fürsten, oder fürstenmäßige Herren, oder mächtige Communen beyzutreten verlangten, so sollten alle Mitglieder, und zwar die Städte besonders, und die übrigen Verbundenen auch allein, sich über die Aufnahme berathschlagen. Könnten sie nicht einig werden, so sollte jeder Theil drey Männer zu Schiedsrichtern wählen, und wären auch in diesem Falle die Meinungen zu verschieden, so sollte das Loos den letzten Entscheider bestimmen. Datt, S. 281. u. f. f. — Dieser Bund zerstörte auf vierzig Raubschlösser; ob er sich aber mit Grunde rühmen konnte, nicht nur in Schwaben, sondern auch im dem übrigen Deutschland Ruhe und Sicherheit merklich befördert zu haben, das wird die folgende Geschichte lehren. Gegewisch, I, 96 – 101.

n) Häberlin, S. 461. 463. 513.

Digitized by Google

Pferden, den den Regensburgern gehörigen Flecken Pfetters besetzten, und die herumliegende Gegend durch Raub und Brand verwüsteten. Allein sie hatten von ihrem voreiligen Feldzuge schlechten Vortheil. Herzog Albrecht, der in der Geschwindigkeit drey hundert Reiter, und vier tausend Mann Fußvolk zusammenbrachte, nahm den Staufern in kurzer Zeit alle ihre Schlösser weg. Eben das Schicksal hatten seine Brüder. Herzog Georg, der es voraussah, daß der erzürnte Kaiser noch ganz Deutschland wider seinen Vetter Albrecht in die Waffen bringen würde, ermahnte ihn dringend, durch den römischen König beym Kaiser Gnade und Versöhnung zu suchen. Beide ritten hierauf nach Aichach, wohin sie Maximilianen einluden. Maximilian versprach ihnen alles mögliche zu thun. Er begab sich zu seinem Vater nach Linz, erhielt aber die Antwort, daß der Stolz des bayrischen Fürsten müßte gedemüthigt werden [o]). Hierzu machte auch der Kaiser ernstliche Anstalten, und er ruhete nicht eher, als bis der schwäbische Bund zu einem Feldzuge sich entschlossen hatte. 1492

Der Markgraf Friedrich von Brandenburg, der Graf Eberhard von Wirtemberg, und der Graf Ulrich von Montfort, wurden zu obersten Hauptleuten ernennt. Der Sammelplatz wurde vor Augsburg verlegt. Hiernächst verordnete man, es sollte in allen Pfarreyen der Städte und Dörfer wöchentlich ein Umgang gehalten, und ein Amt gesungen werden, und aus jedem Hause wenigstens Eine Person sich dabey einfinden, um den Sieg von Gott erbitten zu helfen. Herzog Albrecht sah sich dadurch in eine schlimme Lage versetzt. Auf allen Seiten umringten ihn Feinde, und die Zahl derer, die ihm helfen wollten, war außerordentlich klein. Selbst sein Vetter, der Herzog Georg, versagte ihm alle Hülfe, und schlug sich auf die östreichische Seite. Albrecht schrieb an die Reichsstadt Augsburg, und vielleicht auch an andre Reichsstände, sich zu rechtfertigen, und zugleich von der Theilnahme an dem Kriege abzumahnen; aber der Feldzug hatte demungeachtet seinen Fortgang, und das ganze vor Augsburg nach Schwaben zu gelegene Feld wurde von einem Lager eingenommen. im May.

Das versammelte Kriegsvolk belief sich nur allein auf zwölf tausend Mann von der Reichshülfe. Ueberhaupt waren aber auf zwey tausend hundert und funfzig Reiter, auf achtzehn tausend Mann Fußvolk, und auf sechszehn hundert freywillige Reiter und Knechte, beysammen [p]). Den obersten Hauptmann dieser ansehnlichen Kriegsmacht stellte der Markgraf von Brandenburg vor. Das Reichspanier wurde ihm, von einem kaiserlichen Bevollmächtigten, in Gegenwart von vier Grafen, und eben so vieler Ritter, und reichsstädtischer Abgeordneten, übergeben. Unstreitig würde Herzog Albrecht mit diesem Heere, welches noch die Herzoge Wolfgang und Christoph vermehrten, viel zu kämpfen gehabt haben, wenn der römische König durch sein Ansehn, das er bey den Partenen behauptete, nicht den Frieden vermittelt hätte. Der Hauptpunct desselben bestand in Albrechts Entsagung auf den Besitz von Regensburg [q]). Eins der schönsten Heere, die das damalige Deutschland beysammen gese-

o) Fugger, S. 1032 – 1035.

p) Man zählte bey diesem Heere 1561 Pferde, 8794 Knechte, 687 Wagen, 330 Zelte und 37 Stücke Geschütz. Hierzu kam aber noch so viel andres Kriegsvolk und Geschütz, daß sich jenes auf 22,000. und dieses auf 57 Stücke belief. Hiernächst waren auch 1400 Wagen vorhanden. Fugger, S. 1056. und 1057.

q) Fugger, S. 1057 — 1066.

Digitized by Google

gesehen hatte, ging nun, ohne einen Schwerdtstreich gethan zu haben, wieder auseinander. Der Kaiser schickte den Markgrafen von Brandenburg und den Grafen von Zollern, nebst drey hundert Reitern, dahin, welche, im Namen des Kaisers und Reiches, die ganze Bürgerschaft aufs neue in Eid und Pflicht nahmen, den Rath mit neuen Mitgliedern besetzten, und einen Hauptmann bestellten, der, als Bevollmächtigter des Kaisers und Reiches, an allen wichtigen Angelegenheiten der Stadt Antheil nehmen sollte. Die Mitglieder des alten Raths kamen in Verhaft, und es wurde zur Untersuchung ihres Verfahrens ein Gericht niedergesetzt, dem aus jeder der drey Städte Augsburg, Nürnberg und Ulm zwey Rathsmitglieder beywohnten. Dieses erkannte einigen von jenen den Verlust aller Aemter, andern die Landesverweisung, und dem vornehmsten Rädelsführer den Strang zu r).

Maximilians Absichten auf Bretagne.

22. Regensburg war nun wieder eine dem Kaiser und Reiche unterworfene Stadt; aber das Vergnügen, das Friedrich und Maximilian deswegen empfanden, wurde durch den Verlust einer reichen Braut, deren Besitze Maximilian mit der größten Gewißheit entgegensah, gar sehr geschwächt. Maximilian, der schon Einmal im Heirathen so glücklich gewesen war, dachte es auch zum zweytenmale zu seyn. Der Besitzer der schönen und ansehnlichen Halbinsel Bretagne, der Herzog Franz II, hatte nur eine einzige Tochter, Anne genannt. Maximilian, der seit einigen Jahren ihres Vaters Bundesgenosse war, bewegte denselben, ihm die künftige Erbin von Bretagne zur Gemahlin zu versprechen. Dieses Versprechen durfte aber, weil sich der Herzog vor einigen andern Herren, die seine Tochter zu besitzen wünschten, damals fürchtete, noch nicht bekandt gemacht werden. Indessen starb er, und nun wollte der König von Frankreich sein Herzogthum, als ein erledigtes Lehn, in Besitz nehmen. Auch bekam er immer mehrere Oerter desselben in seine Gewalt. Die Unterhandlungen, welche Maximilians Vermählung mit der Herzogin Anne betrafen, wurden zwar so glücklich betrieben, daß seine Gesandten sich dieselbe in seinem Namen antrauen ließen s); allein Maximilian hatte zu eben der Zeit mit neuen Unruhen in den Niederlanden zu kämpfen; die ihm zwar ergebenen, aber weniger freygebig als argwöhnisch gesinnten Provinzen wollten ihm zur Erwerbung eines mächtigen Herzogthumes nicht behülflich seyn, und Maximilian selbst hatte nicht Geld genug, sich Transportschiffe zu miethen, um der Prinzessin Beystand zu verschaffen, und die wenigen Fußknechte, die er dahin schickte, waren gegen die Macht der eindringenden Franzosen viel zu schwach. Carl VIII. hatte den festen Vorsatz gefaßt, das Herzogthum Bretagne mit den übrigen Ländern seiner Krone zu verbinden. Er beschloß deswegen, die Prinzessin Anne selbst zur Gemahlin zu nehmen. Nun standen zwar seinem Vorhaben unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten im Wege; Maximilians Tochter, Margrethe, hielt sich bereits am französischen Hofe auf, genoß bereits alle Achtung einer Königin von Frankreich, und Carl hatte schon so manchmal Maximilianen öffentlich seinen Schwiegervater genennt; Anne von Bretagne war auf der andern Seite dem Bevollmächtigten Maximilians anvertraut; sie hatte schon den Titel einer römischen Königin ange-

1488

um 1490.

r) Fugger, S. 1067. Häberlin, S. 549. 574. jetzt mit Zuverlässigkeit bekandt. Häberlin.

s) Das Factum ist ausgemacht richtig; aber weder die Zeit, noch die Gesandtschaft ist bis S. 541.

angenommen; sie fand, was das wichtigste war, den übelgebildeten König von Frankreich eben so unausstehlich, ja hassenswürdig, als ihr der schöne und edle Maximilian reizend und bezaubernd vorkam; sie hielt sich in ihrem Gewissen für die Gemahlin desselben. Kurz, einer Heirath zwischen ihr und Carln schienen sich alle göttlichen und menschlichen Rechte, schien die Heiligkeit der feierlichsten Verträge, und die gänzliche Abneigung der einen Hauptperson sich zu widersetzen, und dennoch wußte die Politik und die Entschlossenheit der französischen Minister alle diese Schwierigkeiten zu überwinden t).

Carl VIII. von Frankreich vereitelt ihm dieselben.

23. Man suchte zuerst den Adel, den mächtigsten Stand in Bretagne, und die vornehmsten Vertrauten der Prinzessin, zu gewinnen. Es gelang, und so standhaft Anne anfangs erklärte, daß sie ihrem Maximilian nie untreu werden würde, so glücklich wußte man es endlich durch Belagerung ihrer Hauptstadt, und durch den Zustand, lauter Anhänger des Königs von Frankreich um sich zu sehen, dahin zu bringen, daß sich Anne selbst zu Carln begab, und die Vermählung mit ihm vollzog. Sie legte auch, auf Verlangen des Pabstes, in ihrem ersten Wochenbette, das eidliche Geständniß ab, daß sie nicht geraubt, oder durch andre Gewalt zu dieser Heirath gezwungen worden sey. Die östreichische Margrethe, die am französischen Hofe, an dem sie schon neun Jahre zugebracht hatte, jetzt völlig überflüssig war, wurde ohne weitere Umstände ihrem Vater zurückgeschickt. Maximilian hatte also auf Einmal den unerwarteten Verdruß, sich selbst einer ländereichen Gemahlin, und seine Tochter der Ehre, Königin von Frankreich zu werden, beraubt zu sehen. Carl VIII. suchte sein listiges Verfahren noch dadurch zu entschuldigen, daß er vorgab, Friedrich und Maximilian hätten sich oft beklagt, daß die Prinzessin Margrethe von der Provinz Flandern zur Verlobung mit dem König von Frankreich wäre gezwungen worden, und diese böse Nachrede wäre Carln zuletzt so unerträglich gewesen, daß er sich um eine andre Gemahlin beworben hätte. Eine solche Entschuldigung mußte den höchlich beleidigten Maximilian, wenns möglich war, noch lebhafter kränken u). Der römische König forderte alle deutsche Fürsten auf, diese dem Vaterlande so schimpfliche Beleidigung zu rächen. Schon auf einer Reichsversammlung zu Nürnberg hatte man die Reichsstände zum Kriege gegen Frankreich aufgemuntert, aber seine Absicht nicht erreicht, weil man, dem Herkommen zuwider, diese Aufmuntrung in Befehlsausdrücke einkleidete, und weil man nicht alle Reichsstände, und besonders die Reichsstädte nicht eingeladen hatte. Auch that es keine Wirkung, daß Maximilian einige Reichsstände noch besonders ermahnte, ihre Mannschaft zum französischen Kriege zu stellen x). Im folgenden Jahre hielt Maximilian in eben dieser Absicht zu Coblenz einen Reichstag. Man lud zu demselben zwar alle Churfürsten, aber nur einige Fürsten und Städte, ein. Diese wollten, weil so viele von ihren Mitständen fehlten, durchaus keinen Schluß fassen. Sie hatten aber auch noch andre Ursachen, einen Krieg mit Frankreich sehr bedenklich zu finden; eine kleine Macht, sagten sie, wäre dazu nicht hinlänglich, und eine große ließe sich, des einbrechenden Winters, und der eingefallenen Theurung

1491 im Apr.

1492

t) Hegewisch, S. 59 – 63.
u) Hegewisch, S. 63 – 66.
x) Häberlin, S. 542.

rung wegen, nicht sogleich aufbringen; der König von Frankreich würde ihnen leicht zuvorkommen, und da würden sich alsdenn die am Rheine wohnenden Reichsstände in großer Gefahr befinden. Ihre Gründe würden vielleicht jeden andern überzeugt haben; aber Maximilianen, der die erlittene Kränkung noch so lebhaft fühlte, schienen so wenig von Wichtigkeit, daß er ihren Ungrund in einer trefflichen Rede sich zu zeigen bemühete. Doch der Churfürst Berthold von Maynz [y]) antwortete ihm mit vieler Entschlossenheit: die bisherigen Anschläge, die auf einen Churfürsten funfzig tausend Gulden betrügen, wären für das Vermögen der meisten Reichsstände viel zu hoch eingerichtet; überhaupt wäre es sehr unweise gehandelt, Geld zu geben, da manche Reichsstände nur einen Theil, oder gar nichts zu entrichten pflegten; wenn endlich der Kaiser glaube, daß mit seinem Untergange auch der ihrige verbunden sey, so sollte er sich erinnern, daß sie ihm sein Land hätten wieder erobern helfen; ihnen würde aber, wenn sie das Ihrige verlohren hätten, niemand beystehen. Diese Wahrheiten, die der Churfürst von Maynz vortrug, waren so einleuchtend, daß ihnen der römische König weiter nichts als Bitten und Vorstellungen entgegensetzen konnte. Hierdurch brachte er es endlich auch so weit, daß ihm die Reichsstände eine Abgabe auf ein Jahr bewilligten. Diese Abgabe wurde auf die Häuser gelegt. Jede Feuerstätte in der Stadt sollte z. B. einen Ortsgulden [z]), und jede auf dem Lande einen halben Ortsgulden entrichten [a]).

Maximilians Krieg mit Frankreich.

24. Auf die Reichshülfe konnte Maximilian auf keinen Fall sehr geschwinde rechnen. Er bildete sich ein, daß ihm der König Heinrich VII. von England einen wichtigen Beystand leisten würde; aber Heinrich, der zwar fürchterliche Anstalten machte, und auch Boulogne belagerte, schloß dennoch ganz unerwartet mit dem König von Frankreich Frieden. Maximilian sollte, wenn er wollte, in diesen Frieden eingeschlossen seyn; aber er war zu stolz, als daß er mit einem Bundesgenossen, der ihn so bald verließ, ferner hätte in Verbindung stehen sollen. Indessen befand er sich in einer schlimmen Lage; verlassen von seinem Bundesgenossen, verlassen vom deutschen Reiche, verlassen von seinen niederländischen Unterthanen, die mit Frankreich keinen Krieg führen wollten, und die ihm zum Theil allerley Händel machten. Den wenigsten Beystand konnte er von seinem Vater hoffen. Dennoch besaß er Muth genug, den Krieg mit dem französischen Monarchen allein anzufangen. Es glückte ihm, die wichtige Stadt Arras durch Ueberraschung in seine Hände zu bekommen. Diese Begebenheit verschaffte ihm den Frieden zu Senlis, verschaffte ihm durch denselben die Provinzen wieder, welche seiner Tochter Margrethe zum Heirathsgute bestimmt waren. Eine Erwerbung, die dem östreichischen Hause ungleich wichtiger war, als das entfernte Bretagne [b]).

1493 im May.

25. So

y) Einer der scharfsinnigsten und einsichtsvollsten Männer seines Zeitalters, der auf die wichtigsten Angelegenheiten, die sich damals in Deutschland ereigneten, den stärksten Einfluß hatte, und durch dessen Betrieb der schwäbische Bund zur Festigkeit gelangte s. Malinkrot de Archicancell. S. R. Imp. p. 103. — Man vergl. (J. A. Schultes) diplom. Gesch. des gräflichen Hauses Henneberg, Th. I. S. 378.

z) von Ort, dem vierten Theile eines Gantzen. Adelung im Wörterbuche.

a) Häberlin, S. 615 — 624.

b) Hegewisch, S. 67 — 69.

Digitized by Google

25. So hatte also der alte Kaiser Friedrich noch kurz vor seinem Tode das Vergnügen, seinen Sohn als ruhigen Besitzer der schönen Niederlande zu sehen. Aber auch diese Freude wurde ihm noch durch ein Räuberheer von dienstlosem Kriegsvolke verbittert. Kriegsleute, die dem König Matthias von Ungern gedient hatten, und, wegen der schwarzbraunen Farbe ihrer Haut, die ihnen die Sonnenhitze gebrennt hatte, nur die Schwarzen hießen, vereinigten sich mit andern, die in Oestreich abgedankt worden waren, und suchten das Land durch ihre Streifzüge gewaltig heim. Der Kaiser mußte sieben tausend Mann gegen sie anrücken lassen. Diese griffen sie in ihrem verschanzten Lager an, würden sie aber vielleicht nicht so bald bezwungen haben, wenn nicht ein Büchsenmeister ihren Pulvervorrath anzuzünden gewußt hätte. Das dadurch entstandene Feuer begünstigte den Sturm der kaiserlichen Mannschaft, und die Räuber wurden sämmtlich bis auf sieben hundert niedergehauen. Unter diesen befanden sich sechs und vierzig Edelleute, welche enthauptet wurden; die übrigen knüpfte man an Bäume auf. Diese Begebenheit, welche die Ruhe in Oestreich wieder herstellte, überlebte Friedrich, der sein ganzes Leben hindurch mit so manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, nur einige Monate. Er bekam, im acht und siebzigsten Jahre seines Alters, einen Schaden am Fuße, zu dem der kalte Brand stieß. Die einsichtsvollsten und berühmtesten Aerzte, die man darüber zu Rathe zog, erkannten den Schnitt für das einzige Rettungsmittel. Unwissenheit machte den Schnitt nicht so wie es seyn sollte. Er mußte also wiederholt werden. Man erzählt bey dieser Gelegenheit eine kleine Geschichte, die auf Friedrichs Denkart einiges licht verbreitet. Friedrich nahm, als die Schmerzen der Operation etwas nachgelassen hatten, den abgeschnittenen Fuß in die Hand, und fragte die sein Bett umgebenden Minister und Aerzte, was zwischen einem Kaiser und einem Bauer wol für ein Unterschied wäre? Als nun die Minister und Aerzte keine Antwort zu finden wußten, antwortete er selbst: Daß ein gesunder Bauer glücklicher sey, als ein kranker Kaiser. — Sein Zustand besserte sich schon so sehr, daß man alle Hoffnung hatte, ihn wieder hergestellt zu sehen. Hätte er also nicht auf Einmal acht Melonen gegessen, und Wasser darauf getrunken, so würde sein alter geschwächter Magen vielleicht noch einige Zeit seine Dienste haben thun können; diese Verkältung zerrüttete ihn aber so sehr, daß sie das Ende seines Lebens beförderte [c]). Friedrich III. hatte beynahe acht und siebzig Jahre gelebt, und über drey und funfzig Jahre Deutschlands Beherrscher vorgestellt [d]). Friedrichs III. Lebensende. am 19. Aug.

26. So sehr auch Friedrich III. von jeher ein Gegenstand des Tadels gewesen ist, so besaß er doch gewiß auch manche gute Eigenschaft. Daß er einen großen, schön und ansehnlich gebildeten Körper hatte, das war vielleicht noch einer seiner geringsten Vorzüge. Die Zeitgenossen rühmen unter andern sein vortreffliches Gedächtniß, seinen Scharfsinn, und seine Gabe, an sich zu halten; sie erzählen, daß selbst die Italiener hätten gestehen müssen, es sey schwer, ihm ins Herz zu sehen, und seine Gedanken zu errathen. Seine Mäßigkeit in Ansehung der Kleidung und Tafel war musterhaft, und beide verursachten ihm keinen großen Aufwand. Desto freygebiger aber verwendete er Summen, wenn Gebäude aufgeführt, wenn Betrachtungen über denselben.

c) Fugger, S. 1073. d) Fugger, S. 1079.

Digitized by Google

Juwelen, Medaillen und alte Münzen, güldene Kreuze und anderes goldenes und ſilbernes Geräthe angeſchafft werden ſollten. Seine Gärten, die er zum Theil auch für die Heilkunde anlegte, koſteten ihm gleichfalls beträchtliche Summen. Sein Hofſtaat war beſtändig mit einer ſtattlichen Anzahl von Fürſten, Grafen und Herren beſetzt. Dabey löſete er über ſechzig von ſeinen Vorfahren verpfändete Herrſchaften wieder ein. Bringt man nun die faſt unaufhörlichen Kriege, die er zu führen hatte, mit in Anſchlag, ſo wird man ſich nicht ſehr wundern, daß er, ſeiner genauen Wirthſchaft ungeachtet, doch öfters keinen großen Geldvorrath beſaß; daß er alle Gelegenheiten, Geld zu bekommen, beſtens benutzte, daß er den Reichsſtädten manche von ihren überflüſſigen Geldſummen abpreßte, daß er wol gar die Gelder, die man ihm zur Werbung und Unterhaltung eines Reichsheeres anvertraut hatte, für ſich behielt e). Ein Hauptzug ſeines Charakters war Bedächtſamkeit. Zwar hielt ſie ihn von unüberlegten Handlungen zurück, ſie hinderte ihn aber auch an Unternehmungen, deren Ausführung ſchlechterdings ſchnelle Entſchließung und Geiſtesgegenwart erforderte. In ſeine Miniſter ſetzte er ein ganz uneingeſchränktes Vertrauen, das ſelbſt Beweiſe von ihrer Unredlichkeit nicht zu erſchüttern vermochten. Man ſchickte ihm einſt einige verdächtige Briefe, welche ſein Miniſter Schlick an einige ungerſche Herren hatte abgehen laſſen. Friedrich war nicht einmal neugierig genug, ſie aufmachen zu laſſen. Ich halte, ſagte er, Schlicken für einen redlichen und mir ergebenen Mann; ſollte ich mich aber in meiner Meinung irren, ſo will ich lieber, daß der Betrug durch ſich ſelbſt, als durch mein unzeitiges Nachforſchen, offenbar werde f). — Vereinigt man alle dieſe Züge zu einem Bilde, ſo zeigt ſich Kaiſer Friedrich III. doch immer als ein Fürſt, der für den großen Umfang ſeiner Regierung zu wenig Fähigkeiten beſaß; ſo zeigt ſich ein gutmüthiger, frommer, vielleicht mit dem beſten Willen erfüllter Regent, der aber von mehrern Reichsfürſten ſeines Zeitalters, als von einem pfälziſchen Friedrich, von einem bayriſchen Ludewig, von einem brandenburgiſchen Albrecht, an Unternehmungsgeiſt gar ſehr übertroffen wurde. Zwar haben die Reichsſtände, beſonders gegen das Ende ſeiner Regierung, die guten Anträge, die er ihnen machte, oder machen ließ, meiſtens nicht gehörig unterſtützt; wenn er aber ihren Verſammlungen ſo wenig in eigner Perſon beywohnte; wenn er die verſammelten Fürſten und Stände ſo öfters vergeblich auf ſich warten ließ; wenn er zu Berathſchlagungen über wichtige Reichsangelegenheiten nicht alle Reichsſtände, ſondern nur einen Theil derſelben, zuſammenberief; wenn er endlich, durch das unrichtige Verhältniß in den Anſchlägen derſelben, zur Unzufriedenheit einiger, beſonders der Städte, große Veranlaſſung gab, ſo war es höchſt natürlich, wenn Reichstäge über Reichstäge, und dennoch meiſtens ohne glücklichen Erfolg, gehalten wurden. Wenn nun auch die verwickelte Lage, in der ſich Friedrich III. ſo öfters befand, ihn an der Ausführung mancher der Reichswohlfahrt heilſamen Entwürfe hinderte, ſo wurde dieſe verwickelte Lage doch nicht ſelten von ſeiner übertriebenen Bedächtlichkeit, von ſeinem geringen Unternehmungsgeiſte erzeugt.

e) Häberlin, S. 656. f) Fugger, S. 1083.

Neun-

Neunter Abschnitt.

Verfassung der vornehmsten weltlichen Staaten bey Friedrichs III. Tode.

1.

In Ansehung der Macht und des wechselseitigen Verhältnisses der vornehmsten deutschen Staaten dieses Zeitalters, hatten sich in dem letzten Jahrzehend der langen Regierung Friedrichs III einige wichtige Veränderungen ereignet. Das Haus Oestreich, das beym Anfange des gegenwärtigen Zeitraumes noch in drey Stämme getheilt war, beruhete, da der Erzherzog Siegmund seinem Tode immer näher entgegen sah, nur noch auf dem römischen König Maximilian I, dem sein Oheim bereits sein Land übergeben hatte a), und eben dieser Maximilian beherrschte zugleich auch die Niederlande, und stellte also unstreitig den mächtigsten Fürsten in Deutschland vor. Oestreichs Nachbarn, die Herzoge von Bayern, Georg der Reiche von Landshut, und Albrecht IV. von München, hatten, wie der vorige Abschnitt beweiset, Muth und Kräfte genug, dem Reichsoberhaupte Trotz zu bieten, und jagten allen ihren Nachbarn eine solche Furcht ein, daß nur ein Bund von zahlreichen Mitgliedern dieselben vor ihren Angriffen zu schützen schien. Der pfälzische Philipp, der Nachfolger des großen Friedrichs, spielte damals noch keine ausgezeichnete Rolle. In Baden hatten die beiden Brüder, Christoph und Albrecht, zwar das Land getheilt, und Albrechten war die Markgrafschaft Hachberg zu Theil geworden; durch seinen kinderlosen Tod ward aber das Ganze unter Christophs Besitz wieder vereiniget b).

Oestreich. Bayern, Pfalz, Baden, 1488

2 In Wirtemberg hatte der unglückliche Graf Ulrich, ein halbes Jahr vor seinem Tode, die Regierung an seinen Sohn, Eberhard den Jüngern, abtreten müssen. Neben demselben regierte noch sein Vetter, Eberhard der Bärtige, oder der Aeltre, der, seit seinem neun und zwanzigsten Jahre, von den Ausschweifungen der Jugend sich völlig losgerissen hatte, und, theils von einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande, theils von einer vortrefflichen Gemahlin, einer Prinzessin von Mantua, umgestimmt, die Fehler seiner jüngern Jahre sorgfältig wieder gut zu machen suchte, und daher neue Klöster stiftete, oder alte verbesserte. Seine durch die Erziehung sehr vernachlässigten Einsichten und Kenntnisse bemühete er sich durch den Umgang mit gelehrten Männern, z. B. mit Johann Reuchlin, und den Vergenhanzen (Nauclern) zu erweitern. Oft wenn er zu Tübingen war, schickte er sein Gefolge in das Schloß zurück, um mit seinem Kanzler Vergenhans so recht eines vertraulichen Umganges pflegen zu können. Die lateinischen Bücher, die er nicht verstand, ließ er sich ins Deutsche übersetzen; kein Buch aber las er lieber und häufiger, als die Bibel. Eberhard war, seitdem eigne Ueberlegung ihn leitete, von den ganz gewöhnlichen Regentenfehlern seines Zeitalters frey. Die meisten deutschen Fürstenhäuser lebten damals in Streit; Eberhard dachte, der

1480 Wirtemberg,

a) Fugger, S. 1013. b) Michaelis, III, 85.

Digitized by Google

wiederholten Untreue seiner Vettern ungeachtet, doch immer edel und rechtschaffen, und gründete durch seine eifrigen und anhaltenden Bemühungen eine Hausverfassung, deren Fortdauer durch sich selbst gesichert war. Das unverdächtigste Lob legte ihm der Kaiser Maximilian, an seinem Grabe, bey; hier liegt, sagte er, ein Fürst so klug und tugendhaft, wie keiner im Reiche; sein Rath hat mir oft genutzt [1]). Die Untheilbarkeit und das Erstgeburtsrecht einzuführen, kostete aber Eberharden viele Mühe. Der zweyte Sohn seines Onkels Ulrich, der Graf Heinrich, hatte durchaus keinen Sinn für den geistlichen Stand. Der unruhige Jüngling, der schon beym leben seines Vaters nach einer Selbstregierung strebte, mußte abgefunden werden. Man wählte hierzu ein Stück landes, dessen Absonderung der Größe des wirtembergischen Hauses am wenigsten schaden konnte; Eberhard trat demselben Mömpelgard, nebst mehrern dazugehörigen Herrschaften, ab, und der alte Graf Ulrich mußte Eberharden diesen Verlust, durch Geld und Güter, wenigstens
1473 einigermaßen ersetzen. Zugleich wurde in einem zu Urach geschlossenen Vertrage ausgemacht, daß, so lange jemand vom Mannsstamme der beiden Eberharde übrig wäre, Heinrich gar kein Erbrecht ausüben könne. Durch diesen Vertrag war für die Untheilbarkeit noch wenig gesorgt. Jeder der beiden Eberharde konnte künftig unter mehrere Söhne so viel theilen, als er wollte. Doch Eberhard der Jüngere,
1482 entweder zu träge zur Regierung, oder zu leichtsinnig, schloß, schon zwey Jahre nach dem Tode seines Vaters, mit seinem Vetter, Eberhard dem Aeltern, zu Mynsingen einen Vertrag, durch den er demselben seinen ganzen landesantheil abtrat, und es wurde dabey ausgemacht, daß künftig allemal der älteste Herr der beiden Eberhardischen linien die Regierung des ganzen landes führen sollte. Eberhard bedung sich weiter nichts, als ein jährliches Einkommen von sechs tausend Gulden aus. So ansehnlich diese Summe für jene Zeiten aber auch seyn mochte, so wenig war sie doch hinreichend, Eberhards launen, und den Eigennutz seiner Räthe völlig zu befriedigen. Es ereigneten sich schon nach einigen Jahren Streitigkeiten, deren Beylegung nicht nur dem Churfürsten Albrecht von Brandenburg, sondern
1489 auch dem römischen Könige selbst, Mühe machte. Zu Frankfurth vereinigte man sich endlich wieder; aber einer der wesentlichsten Puncte des Mynsinger Vertrages wurde abgeändert. Der ältre Eberhard bekam, auf den Fall, daß Eberhard der Jüngere keinen Sohn hinterlassen würde, das Recht, nicht nur sein Silbergeschirr und seinen Hausrath, sondern auch seinen landesantheil jedem Ehelichgebohrnen des wirtembergischen Hauses zu vermachen. Dieser Vertrag aber behagte dem jüngern Eberhard so wenig, daß er, durch Vermittlung des Churfürsten Albrechts, den
1492 ältren Eberhard zu einem neuen Vertrage hinlenkte, der ihm die Erbfolge von neuem versicherte; doch behielt der ältre Eberhard das Recht, die Anordnung zu machen, wie das land nach seinem Tode regiert werden sollte. Die Untheilbarkeit war also aufs neue festgesetzt [2]).

Hessen. 3. Hessen erhielt um diese Zeit einen ansehnlichen Zuwachs seines landes. Der landgraf Heinrich von Oberhessen hatte die einzige Tochter des letzten Grafen von Katzenellnbogen und Dietz zur Gemahlin. Heinrich, der mit seinem Schwiegervater, dem Grafen Philipp, im freundschaftlichsten Verhältnisse lebte, und eben deswe-

1) Spittler, S. 52—53. 2) Spittler, S. 53—59.

deswegen den Erzbischof Adolf von Maynz unterstützte, zog sich des Kaisers Friedrichs III. Ungnade in so hohem Grade zu, daß dieser, ihm zum Verdrusse, dem König Georg von Böhmen die Anwartschaft auf des Grafen Philipps Länder ertheilte. Doch der Graf Philipp that, durch Unterhandlungen mit den Lehnsherren, alles mögliche, seinem Schwiegersohne den künftigen Besitz seines Landes zu versichern, und der Landgraf Heinrich bewies sich, nach seinem Tode, eben so wenig nachlässig, diesen Besitz zu ergreifen. Er verglich sich unter andern auch mit der Ottilia, der Gemahlin des Markgrafen Christophs von Baden, die, als Tochter Philipps des Jüngern, Philipps des Aeltern Sohn, gleichfalls Ansprüche machte, zu letzt aber mit einer Geldsumme und dem künftigen Erbrechte sich abfinden ließ [l]. 1482

Der Kaiser Friedrich achtete aber darauf so wenig, daß er dem Landgrafen nicht nur Katzenellnbogen und Dietz, sondern auch die Grafschaften Ziegenhayn und Nidda entziehen wollte. Er betrachtete sie als eröffnete Reichslehne, da doch nur ein kleiner Theil von Ziegenhayn darunter gehörte. Genug, er trug bey der zu Cöln gehaltenen Reichsversammlung darauf an, daß dieselbe alle Sorgfalt anwenden möchte, diese Lehne wieder an das Reich zurückzubringen. Eben diese Gesinnungen hegte auch sein Sohn Maximilian, und die Grafen von Hohenloh, die Allodialerben von Ziegenhayn und Nidda, wußten sich eine Belehnung über Ziegenhayn zu verschaffen. Das hessische Haus fand es daher für nöthig, der Reichsversammlung zu Worms die Entscheidung dieses Streites zu überlassen, und diese Entscheidung fiel endlich zu seinem Vortheile aus. Die Landgrafen Wilhelm II. und Wilhelm III. brachten es auch, besonders wegen der nachdrücklichen Hülfe, die Wilhelm der Mittlere Maximilianen nicht nur in Flandern, sondern auch gegen die Ungern bewiesen hatte, so weit, daß die vier Grafschaften dem kaiserlichen Lehnbriefe einverleibt wurden, und daß sie vom Kaiser eine feierliche Belehnung darüber erhielten [m]. Uneinigkeit durch Ländertheilung erzeugt, welche das Familienglück der Fürsten dieses Zeitalters so öfters störte, ereignete sich auch im hessischen Hause, und ereignete sich besonders unter den beiden Brüdern Wilhelmen dem Aeltern und dem Mittlern, den Söhnen des Landgrafen Ludewigs II. letztrer verlangte durchaus seinen eignen Landesantheil [n]; er begnügte sich aber endlich mit einer Apanage. Seine länderbegierde wurde aber schon nach einigen Jahren völlig befriedigt. Sein ältrer Bruder fühlte eine so merkliche Abnahme seiner Seelenkräfte, daß er ihm ganz Niederhessen abtrat, und sich bloß einige Güter zu seinem Unterhalte ausbedung. Ganz Niederhessen hatte also wieder nur Einen Regenten. Eben so vereinigte Wilhelm III, Heinrichs III. Sohn, ganz Oberhessen [o]. 1486 1495 1483

4. Auch im braunschweigischen Hause stritt sich ein jüngerer Bruder mit dem ältern, weil er ihm das Land nicht allein überlassen wollte. Herzog Wilhelm schwieg der Siegreiche von der braunschweigischen Linie hatte noch bey seinem Leben seinem älte- Braunschweig.

l) Teuthorn, VII, 483 – 490. Mangold. Wichaelis, III, 30.

m) Teuthorn, S. 533 – 542. 566.

n) Wilhelm der Mittlere († II.) wurde nach Cöln geschickt, um sich da dem geistlichen Stande zu widmen. Er fühlte sich aber zum Geistlichen so wenig bestimmt, daß er vielmehr Kriegsvolk anwarb, und Maximilianen in den Niederlanden wichtige Dienste leistete, und dessen Fürsprache verschaffte ihm in der Folge einen Landesantheil. Götze, S. 54.

o) Teuthorn, S. 550 – 554. 579.

Digitized by Google

ältesten Sohne, Wilhelmen dem Jüngern das göttingische, und dem jüngern Friedrich das calenbergische Gebiet abgetreten. Nach seinem Tode fiel beiden die gemeinschaftliche Regierung des wolfenbüttelschen Landes zu, das er noch für sich behalten hatte. Aber Friedrich, den man, seiner vielen Händel mit den Nachbarn wegen, den Unruhigen nennte, gerieth mit seinem ältern Bruder sehr bald in Streit. Die dadurch erzeugte Uneinigkeit äußerte sich bey einem Kriege, den der Bischof von Hildesheim mit der Stadt seines Wohnsitzes führte. Wilhelm leistete dem Bischof, und Friedrich der Stadt Beystand. Die Fehde hatte jedoch für Friedrichen einen unglücklichen Ausgang. Sein Bruder bekam ihn gefangen, und ließ ihn nach Münden in Verwahrung bringen. Schwermuth endigte sein Leben, und da er keine Kinder hatte, so war sein Bruder Wilhelm der Erbe seines Landes. Dieser, der nun Wolfenbüttel, Göttingen und Calenberg vereinigte, vermehrte das Land noch durch die Stadt Helmstädt [p]).

1482

1494

Thüringen.

5. In dem sächsischmeißnischen Hause ward, durch den Tod Herzog Wilhelms III, Thüringen wieder mit den übrigen Ländern desselben verbunden. Dieser Herzog Wilhelm, einer der lobenswürdigsten Regenten seiner Zeit, bestrebte sich mit allem Eifer, seine Unterthanen gegen die Anmaßungen auswärtiger Gerichte, besonders der westphälischen und der geistlichen, in Sicherheit zu setzen; eben so thätig bewies er sich auch, den Handel in Aufnahme zu erhalten, und er hob z. B. eine Abgabe auf, welche von dem Waid, der aus Thüringen ging, entrichtet werden mußte. Seine Regierungssorgfalt beweiset auch eine Landesordnung und eine Münzordnung [q]), die, so viel man weiß, wenigstens in Sachsen, die ersten in ihrer Art waren. Da dieser treffliche Fürst keine ehelichgebohrne Nachkommenschaft hinterließ, so fiel sein Land seinen beiden Vettern, dem Churfürsten Ernst, und dem Herzog Albrecht, zu [r]). Sie, die ihr Land bisher gemeinschaftlich regiert hatten, blieben auch, noch einige Jahre nach jenem wichtigen Anfalle, im ungetheilten Besitze desselben. Endlich regten sich aber auch unter ihnen die Mißhelligkeiten, welche gemeinschaftlicher Genuß des väterlichen Landes damals so oft erzeugte. Der Herzog Albrecht war mit den Beamten, die sein Bruder angestellt hatte, so unzufrieden, daß er einen eignen Landesantheil zu besitzen wünschte, und da der Churfürst endlich einwilligte, so wurde ausgemacht, der ältere Bruder sollte, dem Sachsenrechte gemäß, theilen, und der jüngere wählen. Man konnte die meißnischen Länder den thüringischen, welche weniger Werth hatten, nicht gerade entgegensetzen. Albrecht würde sie ohne Zweifel gewählt haben, und Ernst wünschte sie doch selbst zu besitzen. Seine Absicht zu erreichen, bestimmte Ernst demjenigen, der Thüringen bekommen würde, noch hundert tausend Gulden. Er schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß seines Bruders Wahl gewiß auf das thüringische Land fallen würde; aber Albrecht wählte, zu seinem innigen Verdrusse, Meißen. Der Theilungsvertrag wurde zu Leipzig geschlossen. Ernst ließ sichs auch noch gefallen, daß ihm sein Bruder, statt hundert tausend Gulden, nur funfzig tausend auszahlte. Die Bergwerke des ganzen Landes, das Fürstenthum Sagan, und die Herr-

1482 Meißen.

Ursprung der beiden [1485 Hauptlinien des sächsischen Hauses.

p) Michaelis, I, 94.

q) Jene von 1446, und diese von 1444, Man findet sie in Müllers Reichstagstheater unter Maximilian I, Th. II, S. 86, und 472.

r) Gesch. Thüringens, IV, 209 – 218.

Digitized by Google

Herrschaften Sorau, Storkow, Beeskow und einige andre Besitzungen, blieben ungetheilt, und die Theilung desjenigen, was man absonderte, ließ man mit Vorsatz einander durchkreuzen, damit, bey entstandenen Streitigkeiten, kein Bruder des andern Land verwüsten könnte, ohne zugleich dem seinigen zu schaden [s]. So sorgfältig diese Theilung aber auch getroffen wurde, so wenig gerechte sie doch zu des Churfürsten Zufriedenheit, und man schreibt dem Verdruß, den er darüber empfand, die Beförderung seines Todes zu, der ihn schon im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters überraschte. 1486 Sein Vaterland betrauerte in ihm einen der weisesten und rechtschaffensten Fürsten seiner Zeit, der sich das Wohl seiner Unterthanen mit vorzüglichem Eifer angelegen seyn ließ. Eben deswegen merkten sie auch nicht über einige neue Abgaben, die er ihnen auflegte [t]. Sein Ansehen und seine Rechte behauptete er mit großem Nachdrucke. Seine Schwester Hedwig war Aebtissin zu Quedlinburg. Die Hauptstadt des Stiftes weigerte sich, ihre Hoheit zu erkennen. Sie berufte sich dabey auf die alte Rolandssäule, welche aber kein Zeichen der Unabhängigkeit, sondern der peinlichen Gerichtbarkeit vorstellte. Da nun der Churfürst von Sachsen schon seit länger als hundert und funfzig Jahren den Erbvogt des Stiftes Quedlinburg vorstellte, so schloß er die widerspenstige Stadt mit einer 1477 ansehnlichen Mannschaft ein. Die Bürger mußten nun dem Stifte aufs neue ihre Unterwürfigkeit angeloben, und die Rolandesäule, die ihnen die Freyheitsschwärmerey eingeflößt hatte, wurde niedergerissen. Die Hauptstädte der Bisthümer strebten damals überhaupt sehr häufig nach Unabhängigkeit. Dies erfuhr des Churfürsten Sohn, Ernst, der zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt war. Sowol Halberstadt als Halle wollte ihm nicht gehorchen; sein Vater brachte jedoch die unruhigen Bürger bald wieder zum Gehorsam [u]. Das väterliche Land erbten Friedrich III. der Weise, und Johann der Beständige, die es gemeinschaftlich, und, was gewiß sehr selten war, in beständiger Eintracht, regierten [v]. Ihr Vatersbruder, Albrecht, welcher Meißen beherrschte, zeichnete sich durch seine ausserordentliche Ergebenheit für das östreichische Haus aus. Diese Ergebenheit war ihm während der Zeit, da er einen Theil seiner Jugend am kaiserlichen Hofe bey seinem Oheim, dem Kaiser Friedrich III, zubrachte, eingeflößt worden. Er hat ihr seine meiste Lebenszeit aufgeopfert. Bald focht er für Oestreich gegen Carln den Kühnen, bald gegen die Flandrer, und bald gegen den König Matthias; zuweilen von dem eigennützigen Kaiser zu wenig unterstützt, und schlecht belohnt [w].

6. Einen andern eifrigen Anhänger des östreichischen Hauses, dem es auch sehr wenig Vortheil brachte, hatte Kaiser Friedrich III. an dem Churfürsten Albrecht von Brandenburg, der Maximilians Wahl zum römischen König, die er so angelegentlich beförderte, nicht lange überlebte. Er fügte, einige Jahre vor seinem Tode, noch das schlesische Herzogthum Crossen zum brandenburgischen Staate hinzu. Die Art, wie er sich dabey benahm, verbreitet über den Character dieses vor- Brandenburg.

s) Heinrich, II, 7 – 9.
t) Heinrich, S. 9.
u) Heinrich, S. 4.
v) Heinrich, S. 10.
w) Heinrich, S. 234 – 236.

Digitized by Google

vortrefflichen Fürsten nicht wenig licht. Er brachte es nemlich so weit, daß der Herzog Heinrich von Glogau sich mit seiner neunjährigen Tochter Barbara verlobte, daß er ihr, wenn ihm leibeserben fehlen sollten, sein ganzes Land vermachte. Die Vollziehung dieser Verbindung wurde noch auf fünf Jahre hinausgeschoben. Der Bräutigam, der eine schwache Gesundheit besaß, konnte aber indessen sterben, und die ganze Hoffnung zur Erbschaft wäre dadurch vereitelt worden. Albrecht, dem deswegen bange wurde, lieferte seine Tochter, nicht älter als zehn Jahre, an ihren Bräutigam aus, und ließ ihn das Beylager mit ihr vollziehen. Die Geistlichen schrieen über eine so frühzeitige Verbindung ganz gewaltig; aber Herzog Hein-
1476 rich hatte seine kleine Gemahlin so lieb gewonnen, daß er sie, als er zwey Jahre hernach starb, zur Erbin seines ganzen Landes einsetzte. Dieses Land bestand nun aus dem Herzogthume Glogau, Crossen mit einbegriffen. Es war, so wie die andern schlesischen Herzogthümer, ein Lehn des Königs von Böhmen. Matthias, der sich um eben diese Zeit mit dem polnischen Wladislaw um Schlesien stritt, wollte es als ein erledigtes Lehn einziehen, und seinem Sohne Johann Corvin zuwenden. Wladislaw, der ihm Schlesien streitig machte, glaubte aber auch auf Glogau ein gegründetes Recht zu besitzen, und glaubte es nicht glücklicher behaupten zu können, als wenn er sich mit der zur Erbin erklärten Gemahlin des letzten Herzogs vermählte. Albrecht, dem die Macht der Ungern und Böhmen, die damals vereinigt war, zu furchtbar schien, willigte in seinen Antrag, und Barbara, die nun erst ihr zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, sollte schon den zweyten Gemahl nehmen. Glogau huldigte nun dem Wladislaw. Jetzt machte aber auch der Herzog Hans von Sagan, der nächste Seitenverwandte des Herzogs von Glogau, ernsthafte Anstalten, seine Ansprüche durchzusetzen. Der Churfürst Albrecht hatte sich wieder nach Franken begeben, und sein Churprinz Johann konnte es nicht verhindern, daß sich der Herzog von Sagan der Stadt Glogau und andrer Oerter bemächtigte, daß er sogar in die Mark Brandenburg eindrang, und Frankfurth an der Oder belagerte. Der Churprinz, der es selbst vertheidigte, that einen unglücklichen Ausfall. Sein Vater mußte aus Franken ihm zu Hülfe eilen. Der Krieg wurde nun brandenburgischer Seite mit mehrerer Lebhaftigkeit fortgesetzt. Die Brandenburger brachten dem Herzog Hans eine Niederlage bey, die den Krieg wahrscheinlich geendigt hätte, wenn nur nicht Matthias den Herzog von Sagan unterstützte. Doch Matthias bekam mit den Türken zu thun. Dies machte ihn zum Frieden geneigt, in welchem der Churfürst Albrecht um so lieber willigte, da der König Wladislaw seine Tochter Barbara, mit der er sich verlobt hatte, nun nicht mehr heirathen wollte. Matthias erbot sich, der Prinzessin für ihr Eingebrachtes funfzig tausend
1482 Ducaten zu bezahlen, und für diese Summe setzte er Crossen, Züllichow, Sommerfeld und Bobersberg, nebst den dazugehörigen Bezirken, zum Unterpfande. Doch der Herzog von Sagan, der sie noch im Besitze hatte, räumte sie nicht ein,
1491 und erst nach Matthias Tode war der Churfürst Johann so glücklich, diese Bezirke, die seinem Hause so viel gekostet hatten, in seiner Gewalt zu sehen [1]). Sein Vater Albrecht hinterließ, außer ihm, noch zwey mit einer zweyten Gemahlin erzeugte Söhne, Friedrich den Aeltern genennt, welcher die fränkischen Länder unterhalb

1) Buchholz, S. 200 – 209.

halb Gebirges zu seinem Antheile erhielt, und Siegmunden, dem der Vater das Land oberhalb des Gebirges bestimmte y).

Mecklenburg.

7. Die Staaten des brandenburgischen Hauses, welche der große Churfürst Albrecht vereinigt besaß, wurden also nach seinem Tode wieder unter drey Stämme getheilt. In dem benachbarten Mecklenburg war es gerade umgekehrt. Heinrich III, der ganz Mecklenburg besaß, hinterließ zwar drey Söhne, die sich in die Linien zu Güstrow und Schwerin theilten; aber zehn Jahre vor Kaiser Friedrichs III. Tode war die güstrowische bereits wieder ausgestorben, und die beiden Herzoge zu Schwerin, Magnus II. und Balthasar, regierten in Gemeinschaft z). Sie hatten das Schicksal, das in diesem Zeitraume so manche Landesfürsten traf, daß nemlich eine ihrer Städte, das über seinen blühenden Handel stolze Rostock, ihrer Herrschaft sich zu entziehen suchte. Die Bürger desselben waren noch über die letzte Landbede, die sie an die Herzoge hatten entrichten müssen, unzufrieden, als diese, zum Vortheile der hohen Schule, die sich durch Einziehung ihres Stiftungsfonds in dürftigen Umständen befand, eine Kirche zu Rostock in ein Collegiatstift verwandeln wollten. Die Unzufriedenheit, welche die Rostocker darüber empfanden, stieg, als die Einweihung des Stiftes vorgenommen werden sollte, so 1487
hoch, daß ein förmlicher Aufruhr entstand. Den Herzogen blieb, den Uebermuth der Rostocker zu bändigen, nun weiter kein Mittel übrig, als ihre Stadt zu belagern. Ihr Schwager, der Herzog Bogislav von Stettin, leistete ihnen Beystand. Man versäumte es aber, die erste Bestürzung der Rostocker zu benutzen, und diese konnten sich indessen mit zwey hundert Reitern, und zwey tausend Mann Fußvolk versehen. Unter solchen Umständen war es also am besten, daß der Churfürst Albrecht von Brandenburg einen Waffenstillstand vermittelte. Man arbeitete an einem Vergleiche, welchen sich die wendischen Städte überaus angelegen seyn ließen; den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen aber verhinderte ein neuer zu Rostock ausgebrochener Aufruhr, bis endlich nicht nur der Churfürst von Brandenburg, und die benachbarten Bischöfe und Städte, sondern auch der König von Dänemark in eigner Person, die Entscheidung dieses Streites über sich nahmen, und, aller Gegenbemühungen der Rostocker ungeachtet, das Urtheil fällten, daß es bey dem von den Herzogen errichteten Collegiatstifte sein Bewenden haben sollte a).

K. Christians I. Händel mit seinem Bruder Gerhard.

8. Das angränzende Holstein und Schleswig besaß der König Christian I. von Dänemark, aus dem oldenburgischen Hause, zwar ungetheilt; aber eben dieser ungetheilte Besitz zog ihm manche verdrießliche Händel zu. Auf Holstein und Schleswig hatten nicht nur seine Brüder, sondern auch seine Vettern, die Grafen von Schauenburg-Pinneberg, Ansprüche gemacht. Christian I. kaufte ihnen dieselben durch große Geldsummen ab. Jedem seiner beiden Brüder (Gerhard und (1460)
Moritz) versprach er vierzig tausend rheinische Gülden, welche zu gewissen Fristen abgetragen werden sollten; die Grafen von Schauenburg-Pinneberg wurden durch drey und vierzig tausend Gülden abgefunden. Dem Grafen Gerhard, Christians Bruder, folgten aber die Zahlungen nicht geschwinde genug auf einander. Chri-

y) Er hatte mit der ersten Gemahlin 6, und mit der zweyten 13, zusammen also 19 Kinder erzeugt. Buchholz, S. 216.

z) Rudloff, II, 824.

a) Rudloff, S. 841. 858. 860. 862. 865. 867.

Digitized by Google

stian hatte theils durch Feldzüge nach Schweden, theils durch die Abfindungssummen, die bereits abgetragen waren, seine Casse erschöpft. Vielleicht glaubte er auch, daß Gerhard, dem er nach dem Tode seines Bruders Moritz, ungeachtet derselbe einen Sohn hinterließ, zum Besitze der ganzen Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst verholfen hatte, ihn zu drängen am wenigsten Ursache hätte; allein Gerharden kümmerte dieses so wenig, daß er nicht nur seine, sondern auch seines Bruders vierzig tausend Gülden sogleich bezahlt haben wollte. Er begab sich, in
1465 Abwesenheit seines Bruders, nach Holstein, und verlangte von den Vornehmsten der Ritterschaft die Summen, die noch nicht abgetragen worden waren. Natürlich fand sich niemand, der sie ihm auszahlen wollte. Er bemächtigte sich hierauf verschiedener Schlösser und Oerter. Kurz, sein Bruder, der König, mußte ihm sogleich vier tausend Gulden auf Abschlag auszahlen lassen. Da aber Christian durch den schwedischen Krieg an der Abtragung des Ueberrestes verhindert wurde,
1466 so äußerte Gerhard seine Unzufriedenheit wieder sehr laut, und der König sah sich genöthigt, ihn zu seinem Statthalter in den schleswig-holsteinischen Ländern zu bestellen, und ihm die Einkünfte derselben so lange abzutreten, bis er völlig befriedigt seyn würde. Gerhard mißbrauchte seine Gewalt, zum Nachtheile des Königs, so sehr, daß er ihm durch Verhaftnehmung seiner Person eine schriftliche Versicherung, diesen Mißbrauch einzustellen, abdringen mußte. Aber auch diese hinderte ihn nicht, seine Gelderpressungen und Gewaltthätigkeiten fortzusetzen. Christian schloß jedoch zuletzt mit seinen Ständen und Städten solche Verbindungen, daß die Sicherheit des Landes von Gerharden nichts mehr zu befürchten hatte a).

Holstein wird ein Herzogthum. [1474

9. Christian I. erwarb sich hierauf auch noch das Verdienst um Holstein, daß er seinen Rang unter den deutschen Staaten erhöhete. Er legte auf einer Reise, die er nach Rom that, zu Rotenburg an der Tauber bey dem Kaiser Friedrich III. einen Besuch ab. Der Kaiser, der auf seine Vermittlung der zwischen ihm und Carln dem Kühnen obwaltenden Streitigkeiten sehr viel rechnete, behandelte ihn mit außerordentlicher Achtung. Diesen Umstand benutzte Christian in verschiedenen Absichten. Erstlich wirkte er seinen deutschen Unterthanen das Vorrecht aus, daß sie in keiner Rechtssache, in erster Instanz, vor auswärtige Gerichte sollten gezogen werden; sodann ließ er Holstein, wozu damals meistens auch Stormarn, gewöhnlich aber Wagrien gerechnet wurde, zum Herzogthume erheben. Mit diesem letztern Puncte war aber noch eine andre Bedingung verbunden.

Die Dithmarscher sollen dem Herzog von Holstein gehorchen.

Die Dithmarscher, die in vorigen Zeiten ihre Freyheit so glücklich vertheidigt hatten, lebten damals in einer völligen Unabhängigkeit. Christian stellte nun dem Kaiser vor, daß die Dithmarscher ein herrenloses Volk wären, welches, aller im römischen Reiche üblichen Gewohnheit zuwider, ohne Haupt und ohne Fürsten niemand gehorchen wollte, das vielmehr allen umliegenden Ländern, besonders aber seinen Unterthanen, manche Kränkung zufüge; er ersuche daher den Kaiser, die landschaft Dithmarschen dem neuen Herzogthume Holstein einzuverleiben. Der Kaiser erfüllte seine Wünsche mit Vergnügen, und belehnte ihn zugleich mit dem neuen Fürstenthume. Die Dithmarscher erfuhren nun zu ihrem großen Erstaunen, daß sie sich,

im Febr.

auf

a) Christiani Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein unter dem oldenb. Hause. Th. 1, S. 15. u. f. w.

Digitized by Google

auf Befehl des Kaiſers, dem Herzog von Holſtein unterwerfen ſollten. Sie konnten es ganz ſicher erwarten, daß der König auf die Vollziehung der ihm zum Beſten ertheilten kaiſerlichen Verordnung bedacht ſeyn würde, indem verſchiedene Reichsfürſten vom Kaiſer aufgefordert waren, dem König zur Bezwingung Dithmarſchens Beyſtand zu leiſten. Sie mußten alſo auf Mittel denken, derſelben auszuweichen. Da fiel ihnen nun die alte Verbindung mit dem Erzſtifte Bremen wieder ein, und dieſes erinnerte ſich zugleich, oder noch eher, an die ehemalige vermeinte Oberherrſchaft über Dithmarſchen. Auf Antrieb des Erzbiſchofs appellirten nun die Dithmarſcher von der Verordnung des Kaiſers an den Pabſt. Der Pabſt miſchte ſich auch mit Vergnügen in dieſen Handel, und ließ deswegen allerley Verordnungen ergehen, und ernennte zur Vollziehung derſelben verſchiedene Bevollmächtigte. Chriſtian wurde durch andre Händel, und beſonders durch Streitigkeiten mit den Landſtänden, abgehalten, auf die Ausübung ſeines Rechtes über Dithmarſchen ernſtlich bedacht zu ſeyn. Erſt einige Jahre hernach machte er den Dith- 1480
marſchern den kaiſerlichen Befehl bekandt. Er geſtattete ihnen dabey ein Jahr Zeit, um die Sache gehörig in Ueberlegung zu ziehen. Noch ehe dieſe Friſt aber abgelaufen war, ſtellten die Dithmarſcher dem Kaiſer vor, daß er von ihrer Verfaſſung nicht recht unterrichtet geweſen wäre; daß Dithmarſchen noch immer dem Erzſtifte Bremen unterwürfig ſey, und daß alſo der Kaiſer die Verordnung, durch welche daſſelbe mit Holſtein verbunden werden ſollte, wieder aufheben möchte. Der Kaiſer, oder ſeine Canzley, erinnerte ſich nun an das, was man dem König zugeſtan- 1481
den hatte, ſo wenig, daß die Dithmarſcher an ihn, als Herzogen von Holſtein, einen kaiſerlichen Befehl auswirkten, das Land Dithmarſchen in ſeiner Verbindung mit dem Erzſtifte Bremen nicht zu ſtören, oder die rechtlichen Gründe, die er der Befolgung dieſer Verordnung entgegenſtellen könnte, in Zeit von drey und ſechzig Tagen bey dem kaiſerlichen Gerichte einzubringen. Dieſe Verordnung konnte aber, wenigſtens in Rückſicht auf den König Chriſtian, durchaus keine Wirkung haben, weil derſelbe beynahe ſechs Wochen vorher ſchon geſtorben war [a]). im May.

10. Chriſtian I. hinterließ zwey Söhne, die Johann und Friedrich hie- Die Herzogthümer Schleswig und Holſtein werden getheilt.
ſſen. Jener wurde ſein Nachfolger auf dem däniſchen Throne. Da ihn dieſer ſchon reichlich verſorgte, ſo hätte er der Herzogthümer Schleswig und Holſtein allenfalls entbehren, und ſie ſeinem Bruder überlaſſen können, auch ſoll, wie man behauptet, der Vater auf ſeinem Todbette dieſes mündlich verordnet haben. Seine Gemahlin wünſchte es gleichfalls, daß ihr jüngſter Sohn Friedrich Schleswig und Holſtein allein beſitzen möchte, und die Stände hätten auch lieber einen eignen Fürſten, als den König von Dänemark und Norwegen zum Regenten gehabt. Johann aber, der die Herzogthümer Schleswig und Holſtein nicht verlieren wollte, wendete alle Behutſamkeit an, ſich bey dem Beſitze derſelben zu erhalten. Er ſchickte ſeinen Bruder, unter dem Vorwande, ſeine Ausbildung zu befördern, nach 1483
Cöln. Vielleicht, dachte er, widmet er ſich, ſo wie ſein Vatersbruder Moritz, dem geiſtlichen Stande, und findet alsdenn ſeine Verſorgung, ohne an Schleswig und Holſtein Antheil zu haben. Er kaufte ihm in dieſer Abſicht auch ein cölniſches Canonicat. Allein ſeine Hoffnung täuſchte ihn; Friedrich, der ſich zum geiſtlichen

a) Chriſtiani, S. 112.

Stande nicht geneigt fühlte, entsagte den wissenschaftlichen Bemühungen zu Cöln,
1485 und kehrte, ohne Vorwissen seines Bruders, nach Holstein zurück [b]). Dieser
mußte ihn, sobald er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, nicht nur an der
Regierung Antheil nehmen lassen, sondern sich auch zu einer Theilung des Landes
1490 bequemen. Der darüber zu Gottorp errichtete Vertrag theilte die beiden Herzog-
im Aug. thümer Schleswig und Holstein in zwey Theile; in den gottorpischen und in den se-
gebergischen. Der Herzog Friedrich, dem, der damaligen Sitte nach, sein ältrer
Bruder die Wahl überlassen hatte, wählte den gottorpischen Theil [c]). So wurden
die Länder des schleswigholsteinischen Hauses in zwey Fürstenthümer abgesondert.

Zehnter Abschnitt.

Rechte der Reichsstände und des Kaisers. Reichstäge. Geistliche Verfassung. Kriegsverfassung.

1.

Noch kein völliges Erstgeburtsrecht in den deutschen Häusern.

Landestheilungen waren, selbst in den vornehmsten deutschen Häusern, noch immer sehr gewöhnlich, und noch immer betrachtete man einen deutschen Staat nicht als ein Ganzes, welches ungetheilt an Macht und innerer Stärke immer zunehmen muß, sondern als ein Erbgut, auf welches alle Söhne eines Vaters, wenn sie die Kirche nicht versorgte, gerechten Anspruch machen konnten. Gegründet aber fand man diese Ansprüche nicht nur nach göttlichen und natürlichen, sondern auch nach römischen Rechten. So sehr man aber auch, besonders wenn man ein jüngerer Bruder war, von der Nothwendigkeit der Landestheilungen sich überzeugt glaubte, so lebhaft lehrte doch die Erfahrung, wie sehr durch eben diese Landestheilungen das Glück der fürstlichen Familien und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen gestöhrt wurde. Unaufhörliche Streitigkeiten und Fehden waren die Folge derselben. Einsichtsvolle Fürsten und ihre Minister wünschten den Ursachen derselben vorzubeugen; aber so leicht war dieser Wunsch nicht befriedigt. Daß der Vater seinen jüngern Sohn geradezu von der Erbschaft ausschließen sollte, das schien auf alle Fälle zu hart. Man mußte also auf Mittel denken, wie man ihn, auch ohne das Land zu zerstückeln, befriedigen könnte. Solcher Mittel gab es aber mehrere. Man theilte zwar das Land, aber die verschiedenen Theile machten, in Rücksicht auf die Regierung, noch immer ein Ganzes aus, und man wechselte in dem Besitze derselben ab. Zuweilen hatte der älteste Bruder den größten Theil an der Staatsverwaltung; zuweilen wurde das eigentliche von den Vorfahren ererbte Land gar nicht getheilt, sondern man fand den jüngern Bruder mit einer neuen Erwerbung ab. So entstanden gemeinschaftliche Regierungen, Seniorate, Majorate, Mutschierungen. Durch Seniorate näherte man sich schon dem Erstgeburtsrechte; aber es verflossen mehrere Jahrhunderte, ehe dasselbe nur in den meisten deutschen Häusern zur Festigkeit gelang-

b) Christiani, S. 141. 144. c) Christiani, S. 152. u. ff.

Digitized by Google

gelangte f). Einzelne Fälle, die man aus den vorigen Zeiten anführt, wirkten zu wenig und zu kurze Zeit; selbst die Verordnung der goldnen Bulle, die das Erstgeburtsrecht und die damit nothwendig verknüpfte Untheilbarkeit der Länder und der Landesregierung, wie auch die Linealsuccession einführte, und die, bey Gelegenheit einiger im pfälzischen und im sächsischen Hause vorgefallenen Streitigkeiten, sowol von Carln IV. als von Siegmunden, noch durch neue Urkunden erläutert wurde, vermochte doch nicht allen Mißdeutungen und Mißhelligkeiten in diesem Puncte vorzubeugen. Da nun das Erstgeburtsrecht selbst in churfürstlichen Häusern, wo es doch so ausgemacht war, zuweilen noch bestritten wurde, so kann man sich die Schwierigkeiten, die sich der Einführung desselben in andern fürstlichen Familien entgegenstellen mußten, leicht vorstellen. Das gräfliche Haus Dieß war das einzige deutsche Geschlecht, wo am Ende dieses Zeitraums das Erstgeburtsrecht nicht mehr Widerspruch fand g).

Landeshoheit der Fürsten.

2. Ungeachtet aber bey den wenigsten fürstlichen Häusern das Recht, das die Macht ihres Landes ungetheilt und ungeschwächt erhielt, befestigt war, so gelangte doch bey den meisten eben diese Macht zu immer größerer Ausdehnung. Friedrichs III. langwierige Regierung, unter welcher sich die Bande des deutschen Staatskörpers ihrer Auflösung ziemlich nahe befanden, war den landesherrenrechten der deutschen Fürsten außerordentlich vortheilhaft. Mächtige Regenten deutscher Staaten ließen sich damals so wenig vom Reichsoberhaupte einschränken, daß sie sogleich mit einem Fehdebriefe droheten. Schon die vielen fruchtlosen Reichstäge beweisen es, daß sich die Stände nach des Kaisers Willen nur sehr selten bequemten. Desto geschäftiger aber zeigten sie sich, die Verfassung ihres Landes zweckmäßiger einzurichten. Am meisten äußerte sich dieses in der Gerechtigkeitspflege, und wenn auch die Gerichtsverfassung selbst keine merkliche Veränderung erfuhr, so sorgten doch die Fürsten und ihre Minister für Verordnungen, welche das Verfahren in Justiz- und Polizeysachen genauer bestimmten. Freylich gingen ihnen in diesem Puncte die Städte mit ihrem Beyspiele vor, denn diese hatten schon weit eher ihre besondern Stadtrechte und Statuten h); aber landstände von Adel ließen sich unstreitig auch weniger vorschreiben, als die Bürger in den Städten. Eine der ersten Verordnungen dieser Art war die Landesordnung, welche der Herzog Wilhelm III. von Sachsen, mit Zuziehung seiner landstände, errichtete. Häufig 1446
scheint indessen dieses gute Beyspiel noch nicht nachgeahmt worden zu seyn.

Die Stände bezahlen der Landesherren Schulden.

3. Zu Landesordnungen, welche die Abstellung nachtheiliger Mißbräuche zur Absicht hatten, verstanden sich aber die landstände unstreitig eher, als zur Bewilligung neuer Abgaben, welche in diesem Zeitraume schon nicht selten von ihnen verlangt wurden. Sie bequemten sich dazu so ungern, daß Streitigkeiten, ja sogar Fehden, daraus zu entstehen pflegten. Sehr gut erläutern dieses einige Fälle aus der mecklenburgischen Geschichte. Herzog Heinrich III. hatte seine Rentkammer mit ungeheuren Schulden belastet. Wenn nun seine Söhne auch noch so gut wirthschafteten, so hatten sie doch drey Haushaltungen, so hatten sie doch noch drey fürstliche Wittwen und zwey Prinzessinnen zu erhalten, so mußten sie doch noch so manchen

f) Häberlin, VIII, 613. u. f. f.
g) Häberlin, S. 657.
h) Häberlin, S. 719.

Digitized by Google

chen Reichstag besuchen, und die Besuchung eines Reichstages verursachte damals großen Aufwand. Kurz, die Schulden mehrten sich eher, als daß sie hätten abnehmen sollen. Die Gläubiger fingen an zu murren, und es mußte Rath geschafft werden. Nun war es schon in den vorigen Zeiten nicht ungewöhnlich gewesen, in außerordentlichen Fällen eine außerordentliche Hülfe oder Landbede von den Mannen und Städten zu verlangen; man beschloß also auch für diesesmal zu jenem Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Die Herzoge Albrecht und Magnus forderten hierauf die Bede wirklich ein, und die Landstände und die Deputirten der Städte fanden die Ursachen derselben so rechtmäßig, daß sie die Steuer ohne Zwang und Widerspruch bewilligten. Aber die beiden Städte Rostock und Wismar widersetzten sich der landesherrlichen Fordrung mit der größten Lebhaftigkeit, und nur ein Vergleich vermochte diesen Streit zu endigen. Eben so verweigerten die beiden Städte ihren
1487 Beytrag zu der Reichshülfe, die dem Kaiser wider den König Matthias von Un-
und 1491 garn und den König von Frankreich war bewilligt worden [1]). Manchmal, besonders in den folgenden Zeiten, mochte eine Reichshülfe auch nur den Vorwand zu einer neuen Steuer abgegeben haben. Daß aber die Landstände der deutschen Staaten die Schulden ihrer Landesherren zu bezahlen pflegten, das lehren uns Beyspiele aus der brandenburgischen und sächsischen Geschichte. Der Churfürst Albrecht fand beym Antritte seiner Regierung die herrschaftliche Casse mit vielen Schulden beschwert, und manches Kammergut verpfändet. Wollte man nicht weiter verpfänden, sondern das Verpfändete vielmehr wieder einlösen, so mußten
1472 die Schulden getilgt werden. Man trug die Bezahlung derselben den zu Berlin versammleten Ständen an. Sie wurden zu hundert tausend rheinischen Gülden angeschlagen, und die Stände versprachen dieselben in fünf Terminen abzutragen. Dafür wurde ihnen aber auch die ordentliche Landbede erlassen, und sie sollte nie wieder eingefordert werden, als nur in außerordentlichen Fällen, und diese waren: wenn der Churfürst oder seine Erben eine Niederlage oder ein andres Unglück erlitten, oder wenn mit Bewilligung der Prälaten, Mannen und Städte, ein Krieg geführt würde, oder wenn ein Prinz oder eine Prinzessin sich vermählte. Der Churfürst machte sich auch gegen die Stände verbindlich, die Kammergüter nicht ferner ohne ihren Rath zu verpfänden. An Vorwänden zu neuen Steuren konnte es also den Fürsten nicht leicht fehlen [2]). In Sachsen gaben die Schulden, womit die durch den Tod des Landgrafen Friedrichs des Einfältigen erledigte Landgrafschaft Thüringen beschwert war, zur fernern Bewilligung der Consumtionsabgabe, oder sogenannten Ziese, welche den Hussitenkrieg zuerst nöthig gemacht hatte, neue Gelegenheit. Sie wurde (1440) auf einem Landtage zu Grimma dergestalt ausgedehnt, daß nicht nur alle fremde und einheimische Kaufmannsgüter, nebst dem gebrauten Biere, derselben unterworfen seyn, sondern auch alle Handwerker den dreyßigsten Pfennig ihres Verdienstes erlegen sollten. Sechzehn Jahre später mußten die sächsischen Landstände das durch den Bruderkrieg bewirkte Unheil durch Bewilligung neuer Auflagen wieder gut zu machen suchen. Eben dieser Fall trat im Jahr 1488 schon wieder ein [1]).

4. Eine

i) Rudloff, S. 827. 869. 877.
k) Buchholz, III, 211.

l) Jeder Unterthan, Manns- oder Weibsperson, mündig oder unmündig, mußte den Betrag

4. Eine der vornehmsten Veranlassungen, neue Steuern zu fordern, gaben die Reichshülfen ab, welche Friedrich III. so oft von den Reichsständen verlangte. Diese Reichshülfe wurde nun freylich nicht immer zu der Absicht, zu der sie eigentlich bestimmt war, angewendet; allein das Reichsoberhaupt hatte auch selten Gelegenheit, seine erhabne Würde einträglich zu machen. Judenschutz, Standeserhöhungen, Zollrecht und Obergerichtbarkeit machten die gewöhnlichsten Quellen seiner Einkünfte aus. Der Judenschutz, an dem nunmehr so viele Fürsten und Städte Antheil hatten, brachte jetzt nur wenig mehr ein. Kaiser Friedrich III. trug dem Grafen Ulrich von Wirtemberg den Schutz über alle Juden und Jüdinnen 1465
in den Erzstiftern Maynz, Trier, Salzburg und Besançon auf. Er übergab ihm dadurch das Recht, alle in diesen Ländern wohnende Juden, in seinem und des Reiches Namen, zu beschirmen, und bey ihren Rechten zu handhaben; er verlieh ihm aber auch zugleich Gewalt, die argen Wucherer dieser Nation, deren Habsüchtigkeit den Unterthanen des Reiches zur Last gereichte, auf jedesmaliges Ansuchen, zu bestrafen, und die Strafgelder zur kaiserlichen Kammer einzuschicken. Da mag der Graf in der That wenig Vortheil davon gehabt haben. Der Kaiser, dem er als Reichshauptmann große Dienste geleistet hatte, erfreute ihn aber bald darauf durch ein Zollprivilegium [m]), das ihm den erlittenen Schaden besser vergütete. Ein neues Mittel, die kaiserlichen Einkünfte etwas zu vermehren, bestand in Adelsbriefen, die seit Carls IV. Zeiten immer häufiger wurden. Friedrich III. bewies sich in der Ertheilung des niedern Adels ganz besonders freygebig. Ein gewisser Albrecht von Bunstetten besaß einige hundert von solchen Adelsbriefen, mit welchen er gleichsam einen Handel trieb [n]). Friedrich III. wußte aber auch von den Reichsstädten manche schöne Summe zu erpressen. Als er zu Straßburg die Huldigung einnahm, machte ihm die Bürgerschaft ein sehr ansehnliches Geschenk; er borgte aber von derselben noch drey tausend Gulden, die er niemals wieder bezahlte. Auf ähnliche Art benahm er sich, wie uns ein Chronikenschreiber versichert, in allen Städten, wo er hinkam; er ließ sich nicht nur Kleinodien, silberne Becher und andre Kostbarkeiten von ihnen schenken, sondern sie mußten ihm noch überdies Geld leihen [o]). Die häufigen Privilegien, die er den Fürsten, Herren und Städten ertheilte, gaben, wenigstens für die gegenwärtige Zeit, eine ziemlich ergiebige Quelle ab. Solche Privilegien, welche der Kaiser, ohne Zuziehung der Churfürsten, ertheilen konnte, betrafen jedoch öfters nur sehr minderwichtige Gegenstände.

Die Würde eines Reichsoberhauptes bringt wenig ein.

So

Betrag seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens nach Gewissen angeben, und sodenn von 100 Fl. 2, von 50 Fl. 1, von 25 Fl. 4 alte Groschen entrichten. Die Handwerksleute, deren Eigenthum 25 Fl. nicht erreichte, wurden zu 4 Groschen, müßige Leute, deren Vermögen nicht 50 Fl. ausmachte, und die auch kein Handwerk trieben, oder um Lohn dienten, zu 1 Gülden, jeder Hausgenosse, der nicht 25 Fl. werth besaß, zu 4 Groschen, das Gesinde aber zum 10sten Theil des Lohns angesetzt. Hungers Gesch. der Abgaben in Sachsen, S. 9. 10. 33.

m) Häberlin, VI, 538. Auch andre mächtige Reichsfürsten, als die Churfürsten von Brandenburg, der Churfürst von Cöln, der Erzbischof von Salzburg, und der Bischof von Wirzburg bekamen Zollprivilegien. Ebendas. VIII, 456.

n) Häberlin, VIII, 369.

o) Häberlin, VI, 124. 127.

Digitized by Google

So bekam z. B. die Stadt Augsburg die Befugniß, ihre eignen Trompeter zu halten, und das Stadtwappen an ihre Trompeten zu hängen. Ein andermal erhielt sie eine Bestätigung ihrer Viehtrift, ihrer Fischerey und ihres Waidwerkes. Alle diese Quellen flossen aber meistens nicht reichlich und nicht lange p). So konnte Friedrich III. von den Einkünften, die er als Reichsoberhaupt hatte, nicht einmal die Gesandtschaftskosten bestreiten. Man that zwar allerley Vorschläge, die Einnahme des Kaisers zu verbessern, und ihm jährlich wenigstens zweymal hundert tausend Goldgülden zu sichern. Da hätten aber die Fürsten und Stände manches Reichsgut und manche Gerechtigkeit wieder herausgeben, oder ansehnliche Beyträge thun müssen; sie konnten also die Ausführung solcher Anschläge unmöglich mit Ernst betreiben und folglich blieb die Sache in ihrer alten Lage q).

Eben so wenig die geistliche Hoheit.

5. So wie die weltlichen Hoheitsrechte des Reichsoberhauptes von den Reichsständen immer mehr eingeschränkt wurden, so waren die geistlichen den Angriffen der Päbste immer stärker ausgesetzt. Zwar hielt man den Kaiser noch immer für den Schutzherrn der Kirche, und sowol Albrecht II, als Friedrich III. eigneten sich daher die Oberaufsicht über die Kirchenversammlungen zu; aber sowol Albrecht als Friedrich leisteten dem Pabst, der ihren Schutz genoß, die Obedienz, und letztrer, der durch die aschaffenburger Concordaten dem Pabste sogar die abwechselnde Verleihung der geringern Pfründen einräumte, der schränkte dadurch das kaiserliche Recht, auf das erste erledigte geistliche Amt eine Anwartschaft zu ertheilen, nothwendig ein. Denn, wurde die Pfründe in einem päbstlichen Monate erledigt, so konnte sie ohne Bewilligung des Pabstes nicht vergeben werden. Es mußte also ein sogenannter päbstlicher Indult darüber ertheilt werden. Einen solchen Indult bekam Friedrich III. am Tage seiner Kaiserkrönung vom Pabste Nicolaus V. r) Man setzte aber demungeachtet seiner Ausübung dieses Rechtes so manche Zweifel und Hindernisse entgegen, daß er sich vom Pabst noch eine besondre Erläuterung seines Indultes ausbitten mußte. Von den folgenden Päbsten ließ sich Friedrich III. das Recht der ersten Bitte gleichfalls bestätigen, und er scheint von demselben ziemlich öftern Gebrauch gemacht zu haben. Desto weniger aber gestattete man ihm einen wichtigen Einfluß auf die Verleihung ansehnlicher geistlicher Aemter. Als der Pfalzgraf Ruprecht zum Erzbischof von Cöln war erwählt worden, bat sich der Graf Ulrich von Wirtemberg die dadurch erledigten Domprobsteyen zu Straßburg und Wirzburg für seinen jüngern Sohn Heinrich aus, und obgleich der Kaiser erklärte, daß er den Pfalzgrafen Ruprecht nicht für einen Erzbischof von Cöln erkennen könnte, und daß folglich die von ihm bisher genossenen Pfründen auch nicht erledigt wären, so achtete doch niemand auf diese Erklärung, und Ruprecht war und blieb Erzbischof von Cöln s).

Wichtigkeit der Kaiserwürde für Oestreich.

6. So wenig aber die Würde eines Reichsoberhauptes einbrachte, und so gering auch das Ansehn des Kaisers in einzelnen Fällen sich zeigte, so mächtig war es doch dem östreichischen Hause zur Vergrößerung seiner Macht behülflich. Rech-

p) Häberlin, VIII, 448.
q) Häberlin, S. 596.
r) In demselben heißt es ausdrücklich, daß der kaiserliche Precibe das Beneficium, das zuerst erledigt worden, in quibus mensibus vacaverit, erhalten solle. Häberlin, S. 360.
s) Häberlin, S. 353.

Digitized by Google

Rechnete Carl der Kühne nicht darauf, daß ihm Kaiser Friedrich die Königskrone aufsetzen könnte, so hätte er sich vielleicht um seine Freundschaft nie beworben; so hätte er den Gedanken, dessen Sohn mit seiner Tochter zu vermählen, vielleicht nie gehegt; so hätte die schöne Marie den wohlgebildeten Maximilian vielleicht nie kennen gelernt; so wären die östreichischen, die burgundischen und die spanischen Länder vielleicht nie zur ungeheuren Monarchie vereinigt worden. Und dennoch konnte sich der übertriebene bedächtliche Friedrich III. noch besinnen, ob er seinem Sohne die römische Königswürde verschaffen wollte. Schon während des Lebens eines Kaisers einen römischen König zu wählen, war aber auch nicht Herkommens. Albrecht I, der seinen ältesten Sohn Rudolf zum römischen Könige vorschlug, fand, besonders bey dem Erzbischof von Maynz, so lebhaften Widerspruch, daß er seinen Entwurf nicht durchsetzen konnte. Adolf hätte als Kaiser seinen ältesten Sohn gleichfalls zum römischen König empfehlen können, und auf diese Art wäre der deutsche Thron für das östreichische Haus vielleicht weit eher erblich geworden. Davor fürchteten sich aber die deutschen Fürsten; davor fürchtete sich besonders der Pabst, der, wenn die Kaiserwürde gleichsam erblich wurde, seinen Einfluß auf dieselbe immer mehr verliehren mußte. Aus eben diesem Grunde wurde die Wahl eines römischen Königs auch in der goldnen Bulle mit Stillschweigen übergangen [t]). Und dennoch brachte es Carl IV, der Urheber derselben, dahin, daß die Churfürsten seinen Sohn Wenzel zum römischen Könige wählten. Der Pabst wurde vorher um seine Einwilligung dazu ersucht. Nun dauerte es über hundert Jahre, ehe Deutschland einen Kaiser und einen römischen König zugleich sah. Als sich Friedrich III. der deutschen Regierung mit so weniger Thätigkeit annahm, trugen die Churfürsten auf die Wahl eines römischen Königs an; da sie aber zugleich die Bedingung machten, daß ihm der Kaiser die volle Gewalt abtreten sollte, so konnte ein solcher römischer König Friedrichs Wünschen freylich nicht angemessen seyn. Vielleicht rührte eben davon seine Abneigung gegen die Wahl eines römischen Königes her, die er, selbst wie sie sich zum Vortheile seines Sohnes hinlenkte, nur mit Ueberwindung abzulegen vermochte. Daß Friedrich III. sich aber meistens so wenig um das übrige Deutschland bekümmern konnte, das bewirkten die Unruhen in seinen Erblanden, die ihm selten eine lange Entfernung erlaubten. Eben deswegen hielt er sich auch meistens in seinen Erbländern auf; bald zu Wienerischneustadt, bald zu Wien, bald zu Grätz, und gegen das Ende seines Lebens zu Linz.

Wahl eines R. Königs beym Leben des Kaisers.

7. Wenn das Reichsoberhaupt seine Pflicht, für Deutschlands Wohlfahrt zu sorgen, zu nachlässig beobachtete, so glaubten sich die Churfürsten berechtigt, gleichsam seine Stelle zu vertreten. Sie schlossen alsdenn sogenannte Churfürstenvereine. Einer der wichtigsten unter denselben war derjenige, den sie im Jahr 1446 zu Frankfurth errichteten. Sie machten damals mit einander aus: sie wollten nicht nur in Freundschaft leben, und die unter ihnen vorfallenden Streitigkeiten durch Unterhandlungen, oder durch Schiedsleute ausmachen, sondern sie wollten auch in Reichssachen nichts ohne gemeinschaftliche Berathschlagung unternehmen, und die Zergliederung des Reiches zu verhindern suchen. Dabey wurde zugleich festgesetzt, daß jeder Nachfolger in der Chur diesen Verein beschwören sollte.

Churfürstenvereine und Churfürstentäge.

t) Band II, S. 325 und 347.

Digitized by Google

sollte u). Zuweilen schlossen die rheinischen Churfürsten besondre Vereine, welche aber mehr ihren eignen, als des Reichs Vortheil zum Gegenstande hatten. Sie betrafen z. B. die Zollgerechtigkeit und die freye Schifffahrt auf dem Rheine x). Wenn sich die Churfürsten mit dem Reichsoberhaupte, oder auch allein, versammelten, so nennte man eine solche Versammlung einen Churfürstentag. Ein solcher Churfürstentag sollte jährlich, vier Wochen nach Ostern, gehalten werden. Sowol der Kaiser als die Churfürsten sollten alsdenn persönlich erscheinen, und die gemeine Wohlfahrt des deutschen Reichsstaates, und der Christenheit, wie auch die besondern Angelegenheiten der Churfürstenthümer, zum Gegenstande ihrer Berathschlagungen machen. Solche Versammlungen wurden unter Friedrichs III. Regierung ziemlich häufig gehalten; die guten Entschließungen derselben gediehen aber nur nicht zur Ausführung y). Es gab aber, außer der genauern Theilnahme an der Wohlfahrt des Ganzen, noch besondre Gegenstände, die, ohne Bewilligung der Churfürsten, nicht wohl zur Richtigkeit gelangen konnten. Vornehme Standeserhöhungen, neue Belehnungen, neue Privilegien von Wichtigkeit, oder Bestätigung alter; Legitimation, welche den aus Mißheirathen entsprossenen Kindern der Reichsstände die Vorrechte standesmäßiger Geburt verlieh; Verschenken oder Verpfänden von Reichsgütern; Verleihung der Reichsstandschaft; besonders aber der Fall wenn eröffnete ansehnliche Reichslehne an eine andre Familie sollten vergeben werden; (also auch wol, wenn ein Tausch getroffen werden soll, der eine wichtige Veränderung in Rücksicht der ganzen Verfassung des deutschen Staates bewirkt?) Dies waren die vornehmsten Puncte, zu welchen die Einwilligung der Churfürsten erfordert wurde. Einer derselben, der Churfürst von der Pfalz, hatte, einem alten Gebrauche oder Reichsherkommen gemäß, das ihm von Carln IV. in der goldnen Bulle bestätigte Recht, über den Kaiser zu richten. Noch vor der G. B. beriefen sich die mit Albrecht I. in Streit verwickelten drey geistlichen Churfürsten auf dieses Recht. Nach der Bekandtmachung der G. B. soll der Burggraf Friedrich von Nürnberg, gegen Carln IV, von diesem Rechte des Pfalzgrafen Gebrauch gemacht haben. Doch Friedrich III. selbst berief sich, in seinen Streitigkeiten mit den Eidgenossen, auf den rechtlichen Ausspruch des Pfalzgrafens am Rhein, und versprach, sich demselben zu unterwerfen. Dies wären also Beweise genug, daß des Pfalzgrafen Richteramt, in Privatangelegenheiten zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, wenigstens in der Theorie stattfand, wenn es auch in der Ausübung selten vorkam z).

Versammlungen aller Reichsstände.

8. Zu Angelegenheiten, welche auf alle und jede Deutschen wirkten, war aber nicht allein die Einwilligung der Churfürsten, sondern die Genehmigung aller, oder der meisten Reichsstände nöthig. Wie öfters wurden unter Friedrichs III. Regierung nicht solche Versammlungen der Reichsstände gehalten! Man pflegte sie damals

u) Häberlin, S. 234.

x) Häberlin, S. 239.

y) Häberlin, S. 203.

z) Häberlin, VIII, 104 — 106. Man vergl. Hofelands Abhandlung: Des Rheinpfalzgrafen Richteramt über den Kaiser, kein Mährchen, in Fabri und Hammersdörfers hist. und geograph. Monatschrift, 1788. St. 4. worin der Verf., außer den bekandten Beyspielen von diesem Richteramte des Pfalzgrafen, noch einige neue anführt, welche hinlänglich zeigen, daß der sonst große staatsrechtskundige Senkenberg sich übereilte, wenn er dieses Richteramt für ein Mährchen ausgab.

Digitized by Google

damals noch nicht so öfters Reichstage, als gemeine Tage, offene Tage, kaiserliche Tage zu nennen. Die Zusammenberufung der Reichsstände geschah entweder durch kaiserliche Edicte, oder durch besondre kaiserliche Ausschreiben, wodurch dieser oder jener zum Reichstage eingeladen wurde. Solche Ausschreiben führten zuweilen eine sehr ernsthafte, gebieterische Sprache. So ermahnte z. B. Friedrich III. die 1487
Stadt Augsburg bey den Pflichten, womit sie ihm und dem heiligen Reiche verbunden wäre, imgleichen mit der Drohung, im Falle der Nichterscheinung aller ihrer vom Kaiser und Reiche verliehenen Vorrechte und Freyheiten beraubt zu werden, dem Reichstage beyzuwohnen. So ernsthaft und gebieterisch aber auch diese Einladungen lauten mochten, so wenig wurden die Reichsversammlungen doch öfters besucht. Die Reichsstände wurden des großen Aufwandes, den ihnen die häufigen Reichsversammlungen verursachten, endlich überdrüssig. Fürsten reiseten damals nicht so prachtlos und wohlfeil, wie jetzt. Sie hatten meistens ein zahlreiches Gefolge von mehrern hundert Pferden bey sich. Wenn nun auch einer oder der andre reiche Herr oder Edelmann von diesem Gefolge keine besondre Erstattung seiner Kosten verlangte, so waren doch derer, denen der Fürst ihren Aufwand vergüten mußte, noch immer genug. Manche Fürsten beschwerten deswegen ihre Rentkammer mit vielen Schulden, welche hernach die Landstände bezahlen mußten. Nun war das nicht genug, daß die Hin- und Herreise und der lange Aufenthalt auf dem Reichstage schon Geld kostete, sondern man verlangte nun noch besondre Geldbeyträge, bald wider die Franzosen, und bald wider die Türken. Darüber wurden die Landstände zu Hause unwillig. Die Lust, die Reichstäge zu besuchen, mußte sich also gewaltig verliehren. Oefters stellten sich also nur sehr wenige, oder nur die in der Nähe des Versammlungsortes wohnenden Reichsstände ein. Nicht selten trat auch der Fall ein, daß der Kaiser einige von denselben gar nicht einlud. Kaiser Friedrich erlaubte sich diese Parteylichkeit mehr als einmal. Besonders entfernte er auf diese Art zuweilen die Reichsstädte, die, wenn es Geldsachen betraf, immer widersprachen, und bey jeder Sache erst von Hause Bescheid erwarten wollten a). Denkt man sich nun zu allem diesem hinzu, daß Friedrich III, dem unter Wenzeln aufgekommenen schlimmen Beyspiele zufolge, meistens nicht selbst sich einfand, sondern nur verschiedene Anwälde oder Commissarien schickte, so wird man es sehr begreiflich finden, wenn die Fürsten allmählich auch immer seltener sich einstellten, und wenn sie höchstens durch Gesandten erschienen. Gewöhnlich fehlten also gar viele von den Reichsständen; die übrigen benutzten diesen Umstand, sich einer vielleicht unangenehmen Bewilligung zu entziehen, und fast alle unter Friedrich III. gehaltene Reichstäge verfehlten daher ihre Absicht.

9. Daß aber der Ausgang dieser Reichsversammlungen ihrer Absicht so wenig entsprach, veranlaßten nicht selten die Reichsstädte, welche sich um diese Zeit eines wichtigen Einflusses auf die Verhandlungen der Reichstäge bemächtigt hatten. Zwar suchte man von Seiten des Kaisers und der Fürsten die Regel festzusetzen, daß sich die Städte dasjenige, was die Churfürsten und Fürsten mit dem Kaiser ausmachten, müßten gefallen lassen; allein die Reichsstädte widersprachen der Behauptung derselben mit der anhaltendsten lebhaftigkeit, und widersprachen um so glücklicher, Der Reichsstädte Einfluß auf die Reichsangelegenheiten.

a) Häberlin, S. 304.

Digitized by Google

cher, je weniger man in Angelegenheiten, wo es um Geldbeträge zu thun war, ihrer Hülfe entbehren konnte. Sie behaupteten den Reichsanlagen eben so gut eine entscheidende Stimme zu haben, als die Churfürsten und Fürsten, die ihnen nur eine rathschlagende zugestehen wollten. Ihre Abgeordneten hatten sich von jeher in einem besondern Zimmer berathschlagt. Eben das hatten, wenigstens seit hundert Jahren, auch die Fürsten gethan, und von den letztern sonderten sich nun wieder die Churfürsten ab. Gegen das Ende der Regierung Friedrichs III. geschah dieses schon ganz gewöhnlich und ordentlich. So entstanden die heutigen drey Reichscollegien. Die Städte sonderten sich aber in die jetzt noch gewöhnlichen zwey Bänke, nemlich in die rheinische und schwäbische, ab [b]). Diese Absondrung nahm auf dem augsburgischen Reichstage des Jahrs 1474 ihren Anfang. Die Abgeordneten der Reichsstädte hatten sich, zur Berathschlagung über den Landfrieden, auf dem Rathhause zu Augsburg versammlet. Zur rechten hatten sich die rheinischen, elsassischen, wetterauischen, thüringischen und sächsischen, zur linken die schwäbischen und fränkischen niedergesetzt. Diese Einrichtung gefiel, weil sie die Ordnung beförderte und Rangstreitigkeiten verhinderte. Man beschloß daher, sie auch für die Zukunft beyzubehalten, und nur mit dem Stimmensammlen abzuwechseln. Sobald die besondern Versammlungen der Städtedeputirten ihre feste Ordnung erhielten, so waren auch beständige Directoren nöthig. Man nennte die Städte, deren Abgeordnete diese Stellen versahen, die ausschreibenden, und kurz vor dem Ende der Regierung Friedrichs III. kamen drey solche ausschreibende Städte, nemlich Straßburg, Frankfurth und Nürnberg vor, zu welchen in der Folge sich noch Augsburg gesellte [c]). Die Städte hielten aber öfters, auch wenn sie kein Reichstag dazu aufforderte, Versammlungen oder Städtetäge, auf welchen sie die Angelegenheiten, die sie gemeinschaftlich betrafen, in besondre Ueberlegung zogen; auf welchen sie, wenn es die Umstände erforderten, auch wol die Entschließung faßten, ihre Rechte und Freyheiten mit vereinigten Kräften zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Die Städte machten also damals wichtige Glieder des deutschen Staates aus! Es gab aber auch damals Reichsstädte, die, wie Augsburg, Nürnberg, Ulm, Cöln und Straßburg, es mit manchem Reichsfürsten aufnehmen konnten, und die, so oft von Geld die Rede war, es ihnen meistens zuvorthaten. Solche Städte huldigten zwar jedem neuen Kaiser, aber sie besaßen dabey so viele Vorrechte, daß man sie, wie Aeneas Sylvius sagt, freye Städte nennen konnte. Sie sind, wie er sich ausdrückt, bloß dem Kaiser unterworfen, dessen Herrschaft so viel wie Freyheit ist [d]).

Ob auch die Reichsritterschaft auf die Reichsversammlungen wirkte?

10. Ihre Nebenbuhler, die Reichsritter, bey denen der Reichthum und der Uebermuth der Bürger Empfindungen des Neides und des Unwillens erregte, konnten es nicht so weit bringen, daß sie auf die Verhandlungen der Reichsversammlungen wirklich einen merklichen Einfluß erlangten. Selbst ihre häufigen und ansehnlichen Verbindungen vermochten nicht, ihnen diese Ehre zu verschaffen. Solche Verbindungen hatte schon im vorigen Zeitraume Eifersucht über die Städte, zum Theil aber auch Bedrückungen, die sie in Ansehung ihrer Rechte erfahren hatten, erzeugt. Kaiser Siegmund, dem sie im Hussitenkriege gute Dienste thaten, erthei-

b) Häberlin, VII, 465. VIII, 209. 210. 313.
c) Häberlin, S. 284.
d) Schmidt, S. 543.

ertheilte ihnen einigemal die besondre Befugniß, die Vertheidigung und Behauptung ihrer Rechte und Freyheiten durch Verbindungen unter sich zu sichern, und die Reichsritterschaft machte von dieser Erlaubniß so guten Gebrauch, daß eine Ritterverbindung nach der andern entstand. Friedrich III. begünstigte und beförderte solche Rittergesellschaften mit besonderm Eifer. So wurden ihrer natürlich immer mehr. Sie theilten sich nun, größerer Ordnung wegen, in sogenannte Viertel oder Cantons. So entstand der ritterschaftliche Canton in der Ortenau, zu dessen 1474
Bildung der Markgraf Carl von Baden Gelegenheit gab; so entstanden die vier Cantons der Gesellschaft vom S. Georgenschilde in Schwaben, 1) im Hegau und 1488
am Bodensee, 2) am Kocher, 3) an der Donau, und 4) am Neckar. Jeder Canton bekam seinen Hauptmann und seine Räthe. Zu diesen vier Cantons gesellte sich im folgenden Jahre, dem wiederholten Befehle des Kaisers zufolge, die 1489
Ritterschaft im Creichgau, die den fünften Viertelsort oder Canton im schwäbischen Ritterkreise ausmachte. Die Ritterschaft in Franken und am Rheine hatte sich schon seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts der Verfassung seiner jetzigen sechs Rittercantons genähert. Wenn eine so ansehnliche Rittergesellschaft einen Reichsfeldzug unterstützte, so hatte, wie die Geschichte des schwäbischen Bundes beweiset, ein solcher Feldzug Kraft und Nachdruck. In Fällen, wo ein Reichskrieg nöthig war, wurde also die Reichsritterschaft gemeiniglich auch zum Reichstage berufen. Ritter und Edelleute waren aber auch diejenigen, welche den Landfrieden am meisten störten. Bey Reichsversammlungen, welche Landfriedensanstalten zum Gegenstande hatten, schien daher die Anwesenheit der Ritterschaft unentbehrlich. In beiden Fällen mußten also die Reichsritter gleichfalls um ihre Einwilligung gefragt werden. Gewöhnlich aber war die Sache durch Fürsten und Städte schon entschieden, und den andern Angelegenheiten, wo weder von Feldzügen noch vom Landfrieden die Rede war, scheint man auf ihre Meinung gar keine Rücksicht genommen zu haben e).

11. Die unbedeutendste Rolle in dem deutschen Staatssysteme spielten Verhältniß der Reichsdörfer zu den übrigen Reichsständen.
von jeher die freyen Reichsdörfer, welche die Rechte ihrer Reichsunmittelbarkeit theils kaiserlichen Privilegien, theils den Reichsgesetzen, theils unvordenklichem Herkommen und Besitze verdanken. In ihre Classe gehörten ehedem auch Leutkirch, Ulm, Biberach und andre Reichsstädte mehr. Einige derselben kommen zwar in der Reichsmatrikel vom Jahre 1521 vor; daraus läßt sich aber ihre Reichsstandschaft keinesweges beweisen. Ehedem gab es solcher Reichsdörfer weit mehrere, als jetzt. Manche derselben mögen aus ehemaligen Reichskammergütern entstanden seyn; von allen aber läßt sich dieses wol nicht behaupten. Sie sind sich auch in Ansehung ihrer Gerechtsamen nicht alle gleich. Sie haben sämmtlich die Kirchengewalt, aber nicht sämmtlich das Patronatrecht. Die gesetzgebende Gewalt üben sie auch alle aus. In den meisten stellt der Reichsschultheiß die oberste Person vor. Ehedem mußten sie bestimmte und nicht bloß freywillige Reichssteuern erlegen f).

12. Daß

e) Häberlin, S. 289. 292.

f) L. L. W. von Dacherden Versuch eines Staatsrechts, Gesch. und Statistik der freyen Reichsdörfer in Deutschland, Th I, 1785. 8. verglichen mit Meusels literar. Annalen für das Jahr 1786, II, 390. u. f. f.

Digitized by Google

Wie auf dem Reichstage verfahren wurde.

12. Daß nicht alle diejenigen, die zu einem Reichstage berufen wurden, dadurch die Reichsstandschaft erlangten, das sieht man auch daraus, weil auch die Judenschaft im Reiche wenigstens zuweilen dazu gefordert wurde. Dies geschah z. B. als Albrecht II. die Reichsstände zu seinem ersten Reichstage nach Nürnberg einlud. Die Juden sollten (dies war die Absicht ihrer Erscheinung) nicht nur die gewöhnliche Krönungssteuer erlegen, sondern auch bey der Krönung zu Aachen, und bey andern Reichsgeschäfften und Bedürfnissen, gebraucht werden [g]). Man forderte sie also auf den Reichstag, weil man von ihnen Geld zu haben wünschte, und eben dieser Fall trat auch bey andern ein, die zur Reichsversammlung berufen wurden. Die bloße Berufung zum Reichstage ertheilte also durchaus keine Reichsstandschaft. Am sichersten bezeichnet sie das Stimmrecht [h]). Dieses übten nunmehr aber blos Churfürsten, Fürsten und Städte aus. Sobald der Kaiser oder dessen Commissarien den Reichstag eröffnet, oder die Gegenstände der Berathschlagung bekandt gemacht hatten, so zog sie jedes der drey Reichscollegien in einem besondern Zimmer in Ueberlegung. Die beiden höheren theilten sich ihre Meinungen durch die sogenannten Re- und Correlationen mit. Waren sie über einen einmüthigen Schluß einverstanden, so ließen sie ihn den Reichsstädten bekandt machen, und sie fragen, ob sie ihrer Meinung beystimmten. Waren diese nun (ein ziemlich häufiger Fall) etwa anders gesinnt, oder erklärten sie, daß sie die Sache erst nach Hause berichten müßten, so übergaben die Churfürsten und Fürsten ihre Meinung, die sie ein Gutachten, ein Bedenken, oder einen Rathschlag nennten, für sich allein. Wurden alle Reichsstände, oder doch die meisten, mit einander und mit dem Kaiser einig, so bildete man aus dem Verglichenen einen Schluß. Die meisten Stimmen entschieden also. Sie wurden daher gezählt. In dem churfürstlichen Collegium stellte der Churfürst von Maynz den Decanus vor. Eben derselbe führte auf dem ganzen Reichstage das Directorium, und hielt die Umfrage. Ein Churfürst, oder ein Fürst, der mehrere Fürstenthümer besaß, führte zwar nur Eine Stimme, weil das Siz- und Stimmrecht damals noch nicht auf den Ländern, sondern auf den Personen haftete; allein die Geschichte beweiset es häufig, daß ein mächtiger Fürst zwar nur Eine, aber überaus vielgeltende Stimme haben konnte, und daß die mindermächtigen Reichsstände, damals schon so gut wie in unsern Zeiten, der Meinung ihrer größern Mitstände beyzutreten pflegten. Seit der Absondrung der drey Reichscollegien ereignete sich gar oft der Fall, daß die beiden höhern Collegien einen Schluß machten, dem die Städtedeputirten nicht beytreten wollten. Alsdenn hatten wol die meisten Collegien, aber nicht die meisten Stimmen entschieden [i]). Der durch diese Entscheidung gebildete Schluß wurde lange Zeit nicht schriftlich, sondern nur mündlich bekandt gemacht. War es nicht eine besondre kaiserliche Verordnung, so konnte man nicht einmal aus der kaiserlichen Canzley eine Abschrift von dem Reichstagsschlusse erhalten. Für sich mochte jeder die gemachten Schlüsse aufschreiben, und auf diese Art entstanden die Urschriften mancher Reichstagsschlüsse, die auf unsere Zeiten gekommen sind. Selbst die bekandte Reformation Kaiser Friedrichs III. wurde nur von einigen Ständen aus der kaiserlichen und

g) Häberlin, VI, 10.
h) Häberlin, VIII, 134.
i) Häberlin, S. 315. u. f. f.

Digitized by Google

und Reichskanzley erhoben. Die sogenannten Reichsabschiede, die in den ältern und neuern Sammlungen derselben sich befinden, bestehen daher nur aus solchen Puncten, die zur Dictatur kamen, oder aus kaiserlichen dem Reichstage mitgetheilten Entwürfen zu Verordnungen. Es sind im Grunde also nur Reichstagsacten, und man trifft vor dem Jahre 1495 wenige, oder fast gar keine ordentlich vollzogene Reichstagsabschiede an [f]).

13. So oft ein Reichstag eröffnet wurde, so oft hörte man von Seiten des Kaisers Auffordrungen, Geld oder Mannschaft zu liefern, und von Seiten der Stände Klagen über die Vernachlässigung der Gerechtigkeitspflege, und über Gewaltthätigkeiten, welche Ruhe und Sicherheit störten. Nach dem Beyspiele der gröſsern Reichsfürsten, welche unter Friedrichs III. Regierung in eine fast ununterbrochene Reihe von Kriegen verwickelt waren, tummelten sich auch die kleinern Herren entweder unter sich, oder mit den Städten, herum. Die Edelleute machten sich noch immer einen Zeitvertreib und ein Gewerbe daraus, ihre Mitbürger zu berauben und zu plündern [l]). Die geringste Beleidigung diente manchmal zum Vorwande einer Fehde. So befehdete z. B. ein Herr von Praunheim die Stadt Frankfurth, weil eine frankfurthische Jungfer einem seiner Vetter, der seinen Helfer abgab, einen Tanz versagt hatte [m]). So schickten sogar die Schuhknechte in Leipzig der dasigen Universität einen Fehdebrief zu. Wenn ein Fürst einen andern, oder eine Stadt befehdete, so erhielt der Feind desselben von allen dessen Dienern Fehdebriefe. Dies thaten die Becker und Buben des Markgrafen Jacobs von Baden, als ihr Herr Eſslingen, Reutlingen, und andre Reichsstädte befehdete; dies thaten die Becker des Pfalzgrafen Ludewigs, wie derselbe den Städten Augsburg, Ulm, Rothweil und andern eine Fehde ankündigte [n]); dies that der Koch Heinz, als sein gnädiger Junker, Gottfried von Eppenstein, Herr zu Münzenberg, mit dem Grafen Otto zu Solms in Feindschaft gerathen war [o]). Der Koch Heinz kündigte dem Grafen an, daß er mit allen seinen Kochknaben, Viehmägden, und allem seinem übrigen Gesinde, sein und seines Landes, und seiner leute, besonders aber seines Viehes, Feind seyn wolle. — Die Folgen dieses Unfugs kann man sich leicht vorstellen. Das so mächtige Deutschland (so beschreibt es uns ein italienischer Augenzeuge) [p]) gleicht einer Mördergrube, und unter seinen Edeln ist der der edelste, der am besten rauben kann.

Fortdauern der Gebrauch des Faustrechts.

1489

1471

1450

1462

1477

14. An Vorschlägen, den Landfrieden zu befestigen, fehlte es wahrlich nicht! Albrechts Entwurf, Deutschland in kleinere Bezirke zu theilen, um es besser übersehen zu können, war vortrefflich; aber die Uneinigkeit der Fürsten und Städte ver-

Damaliger Zustand der Landgerichte.

f) Häberlin, S. 15.

l) Noch im funfzehnten Jahrhundert sang man in Westphalen:

Ruten, Roven, da en is gheyn Schande,
Dat dovnt die Besten von dem Lande.

Ruten bedeutet so viel als reiten, einen Ritt thun.

m) Häberlin, S. 524.

n) Datt, I, S. 118.

o) Dieser höchst seltsame Fehdebrief befindet sich in Müllers Reichstagsth. unter Friedrich V, Vorst. I, S. 97. — Man vergl. Pürters Hauptfaden, S. 373.

p) Der italienische Bischof Campani, der, in Gesellschaft des päbstlichen Legaten, verschiedenen Reichstägen unter Friedrich III. beywohnte.

Digitized by Google

verhinderte die Ausführung desselben. Friedrich III. befahl den Reichsständen zwar mehr als einmal, den Landfrieden nicht zu brechen; aber er vernachlässigte das Mittel, das ihn am wirksamsten befördern konnte; er wollte oder konnte die Einführung der Kreise nicht durchsetzen. Eben so fruchtlos waren seine Bemühungen, der Gerechtigkeitspflege mehr Sicherheit und Ordnung zu geben. Die schwäbischen und fränkischen Landgerichte dauerten zwar noch immer fort, aber in einer Verfassung, wo sie ihre eigentliche Absicht unmöglich befriedigen konnten. Sie waren meistens an Privatpersonen verpachtet. Das Landgericht zu Rothweil wurde schon seit den Zeiten Carls IV. von den Grafen von Sulz verwaltet. Diese stellten beständige Land- und Hofrichter desselben vor. Ihr Gericht, welches seit der Regierung Friedrichs III. das Hofgericht ohne weitern Beysatz hieß, hatte sich zum Hofgericht für beynahe ganz Süddeutschland empor gehoben. Seine Gerichtbarkeit erkenneten Franken, Schwaben, ein Theil von Elsaß und Burgund, und die rheinischen Länder; sie wurde jedoch durch Appellationsprivilegien, welche die Kaiser ertheilten, immer stärker eingeschränkt. Auch die Landvogtey in Schwaben war seit Wenzels Zeiten verpachtet. Unter Siegmunden gelangten die Truchsesse von Waldburg zum Besitze desselben. Sie behaupteten ihn auch bis auf Friedrichs III. Zeiten; doch wurde der Pfandschilling allmählich bis auf dreyzehn tausend und zwey hundert Gulden erhöhet. Für diese Summe verschrieb sie Friedrich seinem Bruder Albrecht, der sie aber nicht einlöste. Nun trat Friedrich das Einlösungsrecht in Ansehung der Landvogtey in Schwaben an seinen andern Bruder Siegmund ab, und
1486 dieser machte wirklich Gebrauch davon. So gelangte sie an das Erzhaus Oestreich, bey dem sie seit der Zeit beständig geblieben ist. Das Landgericht des Burggrafthums Nürnberg, welches die Markgrafen von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg im Besitze hatten, suchte schon seit einiger Zeit seine Gerichtbarkeit auch außer Franken, bis nach Schwaben und Bayern, auszudehnen. Am meisten hatten dies die Reichsstädte in Schwaben empfunden. Nun hatten zwar verschiedene Reichsstände besondre Privilegien, die sie von der Gerichtbarkeit des nürnbergischen
1454 Hofgerichtes freysprachen; allein Friedrich erklärte zum Vortheile des brandenburgischen Hauses, das ihm wichtige Dienste geleistet hatte, alle diese Privilegien für ungültig, und nun griff dieses Hofgericht immer weiter um sich. Natürlich mußte dies zu Streitigkeiten mit den Nachbarn Veranlassung geben. Mit einigen schwä-
1454 bischen Reichsstädten schloß der Markgraf Albrecht einen Vergleich, den der Kaiser genehmigte; so leicht war aber der Streit mit dem Herzog Ludewig von Bayern nicht gehoben, und Albrecht und sein Bruder Johann mußten, nach einem blutigen Kriege,
1460 dem Herzog Ludewig eine schriftliche Versicherung ausstellen, daß seine Unterthanen nie wieder vor das Landgericht des Burggrafthums Nürnberg gefordert werden sollten. Es bewies hierauf auf dreyßig Jahre lang so wenig Thätigkeit,
1488 daß Friedrich III. die Söhne des Markgrafen Albrechts, die Markgrafen Friedrich und Siegmund, ganz besonders ermahnen mußte, den Verrichtungen des nürnbergischen Landgerichtes mehrere Bewegung zu geben. Da er jedoch in eben dem Jahre des Hochstifts Eichstedt und andrer Reichsstände Befreyung von dessen Gerichtbarkeit bestätigte, so schwächte er eben dadurch dessen Wirksamkeit von neuem *).

15. Von

*) Häberlin, S. 546 — 553.

15. Von landgerichten, die, wie diese, eine so unzuverlässige und so angefochtene Gerichtbarkeit hatten, konnte man für die Ruhe des südlichen Deutschlands wenig Vortheil erwarten. Schon in den ersten Regierungsjahren Friedrichs III, in der sogenannten Frankfurther Reformation, wurde daher der Vorschlag zu einer neuen Gerichtsverfassung im deutschen Reiche gethan; ein Vorschlag, dessen Ausführung die wohlthätigsten Folgen haben mußte. Erst ein mit sechzehn Personen besetztes Kammergericht; unter diesem vier Hofgerichte; unter jedem Hofgerichte vier landgerichte; unter jedem landgerichte vier Frengerichte; ein herrliches System, das dem Verstande seines Erfinders Ehre macht, wenn es nicht gar die Erfindung eines neuern deutschen Politikers ist [1]). Es hatte jedoch bey allen seinen Vorzügen zwey außerordentlich große Fehler; erstlich schränkte es die Gerichtbarkeit der Reichsstände gewaltig ein; zweytens kostete es große Geldsummen! Der Obergerichtshof für alle Deutschen blieb also noch immer das Gericht, das am kaiserlichen Hofe selbst gehalten wurde; das eigentliche kaiserliche Hofgericht. Neben diesem war aber, nach dem Beyspiele von Frankreich, Böhmen und andern benachbarten Staaten, noch ein Kammergericht [2]) aufgekommen, welches, allem Ansehn nach, mit lauter vornehmen Beysitzern vom deutschen Adel, und den angesehensten Doctoren der Rechte bestellt werden mußte. Durch den letztern Umstand unterschied sich das Kammergericht von dem Hofgerichte, welches nur mit Herren von Adel besetzt zu werden pflegte. Es diente übrigens vortrefflich, das ehemalige höchste Richteramt des Kaisers wieder herzustellen; denn die vom Hofgericht befreyten Stände konnten doch kein Privilegium gegen das Kammergericht anführen. Allein weder dieses Kammergericht, noch das Hofgericht entsprachen unter Siegmunds Regierung ihrer Absicht. Da sie keinen festen Sitz hatten, so folgten sie dem Kaiser überall hin. Den deutschen Fürsten wurde es aber am Ende zu beschwerlich und zu kostbar, dem Kaiser in seine entlegenen Staaten nachzureisen, um die Ehre zu haben, ihrer Mitstände Richter zu seyn. Und wenn nun auch der Kaiser einmal nach Deutschland kam, und einige Fürsten zu sich entbot, ihm einen wichtigen Rechtshandel entscheiden zu helfen; so stellten sie sich auch nicht so gar geschwinde ein, weil der Kaiser, wie sie aus der Erfahrung wußten, gewöhnlich lange auf sich warten ließ. Den kaiserlichen Gerichten nach Ungern nachzuziehen, konnte man den streitenden Parteyen nicht leicht zumuthen. So gerieth das Ansehn der kaiserlichen Obergerichtbarkeit immer mehr in Abnahme [1]). Alle Vorstellungen und Klagen der Reichsstände waren unter Siegmunds Regierung vergeblich, und Albrechts II. Leben dauerte für seine guten Absichten zu kurz. Friedrich III. machte zwar anfangs einige Anstalten, seine oberrichterliche Gewalt zu behaupten, indem er sowol zu Frankfurth als zu Nürnberg sein Hofgericht eröffnete, und den Grafen Gumpert von Nuenar zum Hofrichter bestellte; als aber derselbe nach seinen Erbländern zurückkehrte, so brachen auch die alten Klagen über die Entfernung der Kammer- und Hofgerichte, und über deren Vernachlässigung, wieder aus. Man sah nun wol, daß

Geringes Ansehn der kaiserlichen Obergerichtbarkeit. 1442] 1442

Aa 2

1) Häberlin, S. 545.

2) Kammer bedeutete im Mittelalter des Fürsten Wohnsitz in eben so ausgedehntem Sinne, als ihn jetzt das Wort Hof bezeichnet; ein Kammerrichter war also eben so viel als ein am Hofe des Fürsten angestellter Richter. Adelung im Wörterbuche.

1) Häberlin, S. 531 — 535.

Digitized by Google

daß man des Kaisers Aufenthalt an keinen Ort in Deutschland würde fesseln können; man drang also darauf, daß man wenigstens dem Kammergerichte einen beständigen Sitz anweisen möchte. Der Kaiser wollte es aber durchaus nicht von seinem Hofe trennen lassen. Er suchte ihm vielmehr eine bessere Einrichtung zu geben. Hofgericht und Kammergericht schmolzen nun in Eins zusammen, oder das Hofgericht vertauschte seinen alten Namen mit dem neuern des Kammergerichtes, welches zuweilen auch schon der kaiserliche Hofrath genennt wurde [u]). Den Kammerrichter wählte der Kaiser jederzeit aus den vornehmsten Reichsfürsten; und die Beysitzer waren lauter Herren von hohem Adel. Dem Vorwurfe, als wenn deutsche Rechtshändel nicht im Reiche abgeurtheilt würden, suchte er dadurch auszuweichen, daß er in wichtigen Fällen, welche Fürsten und Stände betrafen, zuweilen in den Reichsstädten eigene Reichstage ansetzte; daß er auf denselben die Sachen entweder in Person, oder durch Commissionen, die aus allen Gattungen der Stände genommen waren, untersuchte und entschied. Alles dieses aber geschah noch lange nicht oft genug, um die Klagen über den Verfall der Reichsjustiz nachdrücklich zu hemmen. Die Churfürsten stellten daher dem Kaiser mehr als einmal recht dringend vor, daß durchaus ein mit einer hinlänglichen Anzahl von Prälaten, Grafen, Herren, Rittern, Knechten und andern dazu tauglichen Personen [x]) besetztes Gericht, welches beständig fortdauerte, an allen gebührlichen Tagen Gericht hielte, seine Besoldung richtig empfinge, und auf unparteyische Justizpflege vereidet sey, errichtet werden müsse; aber alle diese Vorstellungen vermochten den bedenklichen Friedrich und seine Minister lange nicht in Feuer zu setzen. Endlich kam es
1471 doch auf einem Reichstage zu Regensburg so weit, daß eine Kammergerichtsordnung entworfen wurde. Für den Urheber derselben hält man den vortrefflichen Churfürsten Adolf von Maynz, der einige Jahre hindurch die Stelle eines Kammerrichters mit solchem Eifer verwaltete, daß sich das deutsche Justizwesen nicht
1473 und 1474 leicht in größerm Ansehn befunden hatte. Auf zwey Reichstägen, die zu Augsburg gehalten wurden, hielt er das Kammergericht auf dem dasigen sogenannten Tanz-
1475 hause [y]). Leider starb dieser patriotische Mann für die deutsche Gerechtigkeitspflege viel zu früh. Die Kammerrichterstelle wurde, so viel man weiß, bis zum Jahr 1492 nicht wieder besetzt; der Kaiser nahm vielmehr das Urtheilsbuch [z]) in eigne Verwahrung, und ordnete fast alles allein an; übrigens setzte das Kammergericht sein gerichtliches Verfahren fort.

16. Friedrich III. hatte also durchaus keine Neigung, der Reichsstände Wünsche in Ansehung des Kammergerichts zu befriedigen. Die Kammergerichtsordnung war zwar entworfen; aber das Kammergericht selbst hatte noch immer keinen beständigen Sitz, und keine beständige Mitglieder. Die Reichsstände benutzten jedoch, ihm diese Einrichtung zu verschaffen, alle Gelegenheiten, die sich
1486 darboten. Friedrich forderte sie zur Hülfe gegen die Türken auf; er wünschte seinen Sohn Maximilian als römischen König zu sehen. Sogleich war man mit einer nachdrücklichen das Kammergericht betreffenden Vorstellung bey der Hand. Der Kai-

u) Häberlin, VI, 511.

x) Unter den letztern wurden unstreitig die Doctoren beider Rechte verstanden.

y) Häberlin, VI, 621. VII, 34.

z) Das Protocollbuch, in welchem die Urtheile und Rechtssprüche aufgezeichnet wurden.

Digitized by Google

Kaiser, der den Ständen wenigstens damals keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben wollte, mußte sich anstellen, als wenn es ihm mit dem Kammergericht wirklich ein Ernst wäre. Er gestattete also den Fürsten, eine neue Kammergerichtsordnung zu entwerfen. Die Stände übergaben ihm den Entwurf zu Frankfurth. Der Kaiser hatte aber manches dagegen zu erinnern; er wollte demselben die Verkündigung der Reichsacht nicht überlassen; auch erklärte er, daß er das Kammergericht und dessen Canzley von den bloßen Sporteln nicht unterhalten könne, und daß die Beysitzer, wenn sie sich nach der vorgeschriebenen Ordnung richten sollten, auch müßten besoldet werden; endlich verlangte er, in diesem Puncte eben so wenig, als andre Fürsten in Ansehung ihrer Gerichte und Canzleyen, eingeschränkt zu seyn. Auf dem nürnbergischen Reichstage des folgenden Jahres that hierauf der Kaiser 1487
den Ständen zu wissen, daß er zwar einen Kammerrichter angestellt, und einige Beysitzer ernennt habe, es fehle ihm aber an einer hinlänglichen Anzahl tüchtiger Männer, das Kammergericht völlig zu besetzen; die Reichsstände möchten ihm also deswegen Vorschläge thun; er wollte alsdenn die Assessoren nach ihrem Rathe wählen, ihnen hinreichende Besoldung anweisen, und sodenn das Gericht ohne Verweilen eröffnen. Die Reichsstände übergaben ihm hierauf einen neuen Entwurf zu einer Kammergerichtsordnung; sie schlugen ihm auch verschiedene Personen zum Kammerrichter und zu den Beysitzern vor. Ihr Entwurf und ihre Vorschläge mißfielen aber dem Kaiser abermals. Auf jedem Reichstage wurde das Kammergericht in Erinnerung gebracht, und immer fanden sich Schwierigkeiten. Nach einigen Jahren war es noch immer nicht weiter gediehen, als daß der Kaiser das 1492
alte Kammergericht zu Linz in eigner Person wieder herstellte; als daß er den Grafen Eitel Friedrich von Zollern zum Kammerrichter ernennte a). Noch immer aber blieb das Kammergericht am kaiserlichen Hofe. War es Furcht, die oberrichterliche Gewalt in Deutschland zu verliehren, die Friedrichen und seine Minister so außerordentlich gegen des Kammergerichts Trennung vom kaiserlichen Hofe einnahm; oder war es Mangel an hinlänglichen Mitteln seines Unterhalts, der sich seiner dauerhaften Einrichtung entgegensetzte? Vielleicht beide Ursachen zugleich.

17. Je weniger der kaiserliche Obergerichtshof die Thätigkeit zeigte, die Umfang der
ihm die Reichsstände wünschten, desto geschäfftiger bewiesen sich die westphälischen westphälischen
Freygerichte, den Umfang ihres Wirkungskreises zu erweitern. Friedrich III. hatte Gerichte.
zwar durch die sogenannte Reformation derselben genauere Gränzen zu setzen ge- 1442
sucht; er hatte ihren Gerichtszwang nur auf die Fälle eingeschränkt, wo der Beklagte nicht anderwärts Recht geben oder nehmen wollte. Allein diese Einschränkung war zu unbestimmt, als daß sie nicht noch manchen Mißbrauch gestatten sollte. Die sogenannten Freygrafen und Schöppen setzten ihre dreisten Eingriffe in fremde Gerichtbarkeit unaufhörlich fort. Sie gingen zuweilen in ihren stolzen Gedanken so weit, daß sie sich einbildeten, weder der Kaiser noch der Pabst habe ihnen etwas zu befehlen. Sie wagten es sogar, selbst den Kaiser und seinen Kammerrichter vor sich zu fordern, um sich, des Leibes, des Gutes und der Ehre wegen, zu verantworten b). Man kann sich nun die Bedrückungen, die sich andre Reichsstände von

a) Häberlin, VIII, 535 – 545. b) Häberlin, S. 555.

Digitized by Google

von ihnen gefallen lassen mußten, leicht vorstellen. Einer der Reichsfürsten, der dieses besonders lebhaft fühlte, war der Herzog Wilhelm III von Sachsen. Er wendete sich deswegen an den Kaiser; es erfolgten Verbotsschreiben, welche aber wenig Wirkung thaten. Und dennoch glaubte Herzog Wilhelm alle mögliche Ursache zu haben, diese Eingriffe in seine Gerichtbarkeit nicht ferner zu gestatten. Es befanden sich unter den vornehmsten thüringischen Herren selbst nicht wenige, die sich echte und rechte Freyschöppen nennten [c]. Ja Wilhelm und seine Räthe gehörten selbst zu den Wissenden. (So ausgebreitet war also dieser Gerichtsorden!) Um so mehr hielt sich Herzog Wilhelm berechtigt, diesem Unfuge Einhalt zu thun [d]. Verschiedene Stände des deutschen Reiches schlossen, demselben vorzubeugen, sogar Verbindungen. Dies thaten die Städte in der Altmark [e]; dies
1449 1461 thaten der Churfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, der Markgraf Carl von Baden, der Bischof Ruprecht von Straßburg, der Erzherzog Albrecht von Oestreich und noch andre Fürsten und Reichsstädte [f]. Der Markgraf von Baden, der Erzherzog Siegmund von Oestreich und noch andre Reichsstände ließen sich vom Kaiser die ausdrückliche Versicherung geben, daß ihre Unterthanen von den heimlichen, westphälischen Vehmgerichten nicht sollten vorgefordert werden dürfen [g]; aber auch dieses half zu nichts. Mitglieder dieses justizjarischen Inquisitionsordens waren überall zu finden. Der Markgraf Carl von Baden verbot es den Bürgern der Stadt Eßlingen ausdrücklich, keine Beysitzer westphälischer Gerichte zu werden; und wären sie bereits unter dieselben aufgenommen, so sollten sie durchaus keinen Bürger vor Gericht laden, ohne die Citationen vorher an seinen Hof zu schicken. Ja er ernennte, alle Ausflucht zu benehmen, sogar einige von seinen Räthen zu Freyschöppen. Also eben der Fall wie in Thüringen [h].

Appellationsfreyheit der Reichsstände.

18. Wenn aber die deutschen Fürsten dieser Zeit ihre Unterthanen nicht vor fremde Gerichte wollten hinziehen lassen, so hatten sie meistens zwey wichtige Ursachen, die sie dazu bestimmten; erstlich Appellationsfreyheit, und dann eine befriedigende Gerichtsverfassung in ihrem eignen Lande. Schon seit Jahrhunderten hatten manche von ihnen das Unangenehme, das ihre Unterthanen, gleich in der ersten Instanz, vor fremden und öfters entlegenen Gerichten erscheinen mußten, und die Kränkung, die ihrem alten und hergebrachten Rechte des ersten Gerichtsstandes dadurch zugefügt wurde, lebhaft empfunden. Eine offenbare Widersetzung war gefährlich; Berufung auf altes Herkommen, oder angebrachte Beschwerden, fanden nicht allemal Gehör. Man war daher auf den Einfall gekommen, sich vom Reichsoberhaupte Freyheitsbriefe [i]) geben zu lassen, welche nicht nur gegen die Vorladungen der Landgerichte, sondern selbst des kaiserlichen Hofgerichtes schützten. Solche Freyheitsbriefe hatten nun die Kaiser sehr freygebig ertheilt [k]. Die Gerichtsbefreyung, welche dieselben gewährten, besaßen nun zuerst der König von Böhmen, für welches sie Carl IV. erneuerte und bestätigte; besaßen ferner die Chur-

c) Müllers Reichstagsth. unter Friedrich V, Vorst. II, S. 492 – 509.
d) Gesch. Thüringens, IV, 213.
e) Buchholz, III, 154.
f) Müller, am a. O. S. 116.
g) Haberlin, VII, 86. Michaelis, III, 68.
h) Michaelis am a. O.
i) Privilegia de non evocando.
k) Selbst viele Reichsstädte waren auf diese Art zum Rechte der ersten Instanz gelangt; jedoch mit Unterschied. Haberlin, VIII, 573.

Digitized by Google

Churfürsten, die sie von einem uralten Besitze ableiteten, die Erzherzoge von Oestreich, und die Herzoge von Brabant. Gemeiniglich aber war der Fall des versagten und erschwerten Rechtes ausgenommen; auch war dadurch die Berufung von den Aussprüchen der Gerichtshöfe der Reichsstände an die kaiserlichen höchsten Gerichte nicht aufgehoben. Es konnte also noch immer jeder Deutsche in der zweyten Instanz an den Kaiser und dessen Gericht gehen, und sich über das von seinem Landesherrn gefällte Urtheil beschweren. Nur des Königs von Böhmen Gerichtsbefreyung erstreckte sich auch auf diesen Fall [l]), und Carl IV. dehnte sie in der goldnen Bulle auf alle übrige Churfürsten aus. Durch diese Gerichtsbefreyung der Churfürsten verlohren aber ihre Landstände einen Gerichtsstand. Dies konnte denselben unmöglich gleichgültig seyn, und sie mögen vielleicht auf diese Gerichtsbefreyung wenig geachtet haben. Vielleicht rührte es eben daher, daß sie die Churfürsten nicht mit allem Nachdrucke behaupten konnten, und daß sie sich dieselbe, einige Jahrhunderte hernach, von neuem bestätigen ließen. Wenn also Herzog Wilhelm III. von Sachsen allen seinen Ständen und Unterthanen die Berufung an auswärtige geistliche und weltliche Gerichte, sogar bey Strafe der Acht, verbot, so nahm er dabey sehr wahrscheinlich nicht sowol auf das kaiserliche Hof- und Kammergericht, als auf die westphälischen und die geistlichen Gerichte Rücksicht [m]). In der zweyten Instanz fand also die Gerichtbarkeit der kaiserlichen Gerichte noch immer statt.

Verbesserung der Gerichtspflege in den reichsständischen Landern.

19. Sowol die sächsischen, als verschiedene andre mächtige Reichsfürsten hatten aber dafür gesorgt, daß sich ihre Landstände und Unterthanen über Versagung und Erschwerung des Rechtes nicht leicht beklagen konnten. Die Fürsten, welche Meißen und Thüringen beherrschten, hatten die Gerichtsverfassung ihrer Länder mit ausgezeichnetem Eifer verbessert. Der Churfürst Ernst und der Herzog Albrecht lösten nicht nur das von dem Landgrafen Albrecht an die Stadt Erfurth wiederkäuflich veräußerte kleinere Landgericht zu Mittelhausen, dessen Gerichtbarkeit sich nur über einen gewissen Theil von Thüringen erstreckte, wieder ein, sondern sie verwalteten auch das allgemeine thüringische Landgericht, das zu Mittelhausen seine Mahlstatt hatte, sie hielten zuweilen auch noch ein sogenanntes mittelhausisches Landgericht, welches hauptsächlich die Erhaltung des Landfriedens und die Bestrafung der Friedensstörer zur Absicht hatte [n]). Höchstwahrscheinlich hatte schon ihr Vorgänger der Herzog Wilhelm III. die Thätigkeit dieser Gerichte wieder hergestellt; wie hätte er sonst die Berufung an auswärtige Gerichte bey Strafe der Acht und Landesverweisung verbieten können? Die Landesordnung welche dieses strenge Verbot enthielt, und die er mit Bewilligung seiner Landstände entwarf, stellt das richtigste Bild von der Verfassung der damaligen Zeiten vor; sie ist so ganz der Abriß der Redlichkeit und des Zutrauens, weit von dem entscheidenden Regententone entfernt, eher einem Vertrage als einem Gesetze ähnlich. Der Landesherr verspricht seinen Unterthanen Schutz und Ergehenheit, und sie geloben ihm ewige

l) Privilegium de non appellando illimitatum.

m) Häberlin, VIII, 557–563.

n) v. Hellfelds Gesch. der höchsten Gerichtsbarkeit in Sachsen, S. 82. 83. Hierdurch wird meine im II. B. S. 239. gedäußerte Meinung, daß das thüringische Landgericht früher aufgehört habe, widerlegt. Vielleicht war aber auch das Landgericht vorher lange nicht gehalten worden.

Digitized by Google

Treue auf o). Dieser schönen landesordnung und des darin enthaltenen Verbots ungeachtet, hielten es Ernst und Albrecht dennoch für nöthig, sich vom Pabst Sixtus V. eine abermalige Bestätigung ihrer längstbesessenen Privilegien ertheilen zu lassen. Diese Bestätigung bedrohete nochmals alle diejenigen mit dem Banne, die sich in die Gerichtbarkeit der sächsischen Regenten, sowol in der ersten als in der zweyten Instanz, Eingriffe erlauben würden, und es waren darunter nicht allein die geistlichen, sondern auch die weltlichen Gerichte gemeint p). Ein solches Ansehn konnte sich der Pabst damals noch anmaßen! Da aber die sächsischen landstände ihren zweyten Gerichtsstand doch nicht gern einbüßen wollten, so dachten Ernst und Albrecht auf die Errichtung einer Art von Oberappellationsgerichte. Ernst erlebte zwar die Ausführung dieses preiswürdigen Vorhabens nicht; aber seine Söhne, Friedrich der Weise und Johann, und sein Bruder Albrecht, setzten
1488 sie glücklich durch. Sie vereinigten in dieser Absicht die beiden Hofgerichte, die bisher zu Dresden und Eckardsberge ihren Siz gehabt hatten, und wiesen dem vereinigten Gerichtshofe Leipzig zum Sitze an q). Noch ein solcher Obergerichtshof für ein deutsches Land, der unter Friedrich III. seinen Anfang nahm, war das pfälzische Hofgericht, welches der berühmte Churfürst Friedrich der Siegreiche anordnete. Es sollte viermal im Jahre seine Sitzungen haben, und die Mitglieder desselben bestanden aus adlichen und gelehrten Räthen. Anstatt, daß es vorher geheißen hatte, daß man Recht nehmen solle vor dem Churfürsten oder seinen Räthen, so wurde jetzt gesetzt: vor dem Churfürsten oder seiner Gnaden Hofgericht r).

Römisches Recht und Rechtsgelehrten.

20. Die gelehrten Beysitzer der Hofgerichte, oder die Rechtsdoctoren, waren nunmehr, da römisches und canonisches Recht das alte hergebrachte vaterländsche Recht so sehr verdrängt hatten, unentbehrlich. Den alten ehrlichen Rittern, welche ehedem die Gerichte besetzten, konnte man keine Kenntniß fremder Rechte, die man aus lateinischen Büchern holte, zumuthen. Und schon aus diesem Grunde mußten die ehemaligen Reichshöfe und das Fürstenrecht in Abnahme kommen. Man sah sich jetzt genöthigt, Doctoren beider Rechte, oder Rechtskundige in die Gerichtsstuben aufzunehmen. Anfangs gaben sie zwar nur Referenten und Consulenten, oder bloße Rathgeber ab; bald wurden sie aber ordentliche Beysitzer. Die Rechtsgelehrten bildeten nun einen besondern Stand, der, so lange ein Doctor Juris noch eine Seltenheit war, und so lange die juristischen Facultäten auf hohen Schulen die Würde desselben weniger freygebig ertheilten, die Rechte des Adels sich anmaßte. Für leute, die, ihrer höhern Fähigkeiten ungeachtet, sonst keine so gute Gelegenheit sich hervorzuthun hatten, mußte es außerordentlich reizend seyn, sich einer Wissenschaft zu widmen, die so schöne Aussichten zeigte. Wie sehr mußte nicht das Beyspiel eines Caspar Schlicks wirken, der, vom Bürgerssohne aus Eger, sich zum Kanzler dreyer Kaiser, sodann zum Ritter, und zum Besitzer großer Güter emporhob! Die Deutschen, welche beide Rechte mit so großem Eifer studir-

o) v. Hellfeld, S. 101.
p) v. Hellfeld, S. 103.
q) Dresden gehörte der Albertinischen und Eckardsberge der Ernestinischen Linie. Das neue Hofgericht zu Leipzig entstand also aus den besondern Hofgerichten von Thüringen und Meissen. Wahrscheinlich sollte es also für beide Länder einen Obergerichtshof abgeben. Man vergl. v. Hellfeld, S. 123.
r) Kremers Besch. Friedrichs I, S. 636.

Digitized by Google

ſtudirten, brachten es bald ſo weit, daß ſie auch in Staatsgeſchäfften, oder als Miniſter, gebraucht wurden. Seitdem aber Rechtsgelehrte die Streitigkeiten nach römiſchen und canoniſchen Rechtsgrundſätzen ſchlichteten, ſeitdem wurden die Proceſſe natürlich viel weitläuftiger und koſtbarer. Die Partenen waren darüber manchmal unzufrieden, und die Rechtsdoctoren gaben häufig einen Gegenſtand des Haſſes ab. So wollte der Herzog Heinrich von Bayern, bey dem Straubingiſchen Erbfolgeſtreite, durchaus nichts von den rothen Barretten wiſſen, und auch die Stadt Strasburg proteſtirte, in einem mit dem Churfürſten Friedrich I. geſchloſſenen Vergleich, ganz förmlich wider Doctoren oder Juriſten. Ja man behauptet ſogar, daß Friedrich III, gleich beym Anfange ſeiner Regierung, den Vorſatz gefaßt habe, die Doctoren des weltlichen Rechts aus allen Gerichtsſtellen und Rathsſtuben in Deutſchland völlig zu verbannen; andre mögen dieſen Wunſch wol geäußert haben, aber Friedrich ſelbſt hat ſich die Ausführung deſſelben gewiß niemals vorgeſetzt [s]). Auch möchte ſie bey den damaligen Umſtänden faſt unmöglich geweſen ſeyn. Uebrigens wurde durch die Rechtsgelehrten das vaterländiſche Recht und Herkommen nicht ganz verdrängt. Es behauptete ſich vielmehr noch immer unter dem Namen des gemeinen und kaiſerlichen Rechtes. Man pflegte, beſonders bey den Austragegerichten, die Partenen erſt zu fragen, nach welchem Rechte ſie ihren Streit entſchieden zu haben wünſchten. Beſtimmten ſie daſſelbe, ſo nennte man es das gewillführte Recht; wurde aber deſſen Wahl dem Richter überlaſſen, ſo hieß es ein unverdingtes Recht. So ſehr man aber über das römiſche Recht unzufrieden zu ſeyn, ſich berechtigt glaubte, ſo wenig läßt ſich doch ableugnen, daß eben dieſes Recht für die deutſche Menſchheit einige ſehr wohlthätige Folgen gehabt hat. Die nach demſelben gebildete Form der Rechtshändel verbannte die Gottesurtheile [t]), und beſonders den Zweykampf, aus den Gerichten; verbannte die vielen unnöthigen Eidſchwüre, und entwöhnte, was das wichtigſte war, die Deutſchen allmählich vom Fauſtrechte [u]).

21. Das römiſche Recht gab den ehrlichen Deutſchen zu manchen Beſchwerden Anlaß; aber nicht weniger drückte ſie das canoniſche, drückten ſie die unaufhöhlichen Anmaßungen der geiſtlichen Gerichte. Der Herzog Wilhelm III. von Sachſen, der Churfürſt Friedrich I. von der Pfalz — kurz, die meiſten deutſchen Fürſten und Stände waren über dieſe Eingriffe in ihre Rechte ſo unzufrieden, daß ſie dieſelbe durchaus nicht länger dulden wollten. Die meiſten Klagen verurſachten aber die Sendgerichte [x]), beſonders in ſolchen Gegenden, wo die geiſtliche Gerichtbarkeit ſich über fremdes Gebiet erſtreckte. Dies bewirkte endlich, daß mehrere Biſchöfe mit Ernſt auf die Verbeſſerung ihrer Gerichte und Sende bedacht waren. Dies that z. B. der Biſchof Gottfried von Wirzburg, als er den dringenden Beſchwerden der Markgrafen von Brandenburg nicht länger ausweichen konnte. Er ordnete deswegen eine ſogenannte Reformation ſeiner geiſtlichen Gerichte an. Aber

Beſchwerden über die geiſtlichen Gerichte.

s) Häberlin, VIII, 19.

t) Doch noch gegen das Ende der Regierung Friedrichs III. waren die Ordalien nicht ganz aus dem Gebrauch gekommen. Innocenz VIII. ſchrieb, der Probe des glühenden Eiſens wegen, noch 1485 an den Erzherzog Siegmund von Oeſtreich. Häberlin, S. 577.

u) Schmidts Geſch. der Deutſchen, IV, 519–523.

x) Man vergl. Band I, S. 210.

Digitized by Google

auch mit dieser Reformation war Markgraf Albrecht von Brandenburg noch nicht zufrieden. Man überließ die Entscheidung des Streites dem Erzbischof Dietrich
1448 von Maynz, der die Reformation des Bischofs, einen einzigen Punct die Interdicte ausgenommen, bestätigte. Aus dieser Reformation lernt man nun die Ursachen der Beschwerden über die geistlichen Gerichte am besten kennen. Eine der vornehmsten unter denselben betraf die verschiedenen Abgaben, welche die Archidiaconen, unter deren Aufsicht die Sende standen, unter dem allgemeinen Titel der Sendrechte, sowol von Geistlichen als Weltlichen forderten. In Ansehung dieses Punctes verordnete nun die wirzburgische Reformation, daß die Archidiaconen oder ihre Officialen die Pfarrer oder andre Personen, die sie visitirten, nicht durch ungerechte und beschwerliche Erpressungen drücken, und weder eine kostbare noch überflüssige Bewirthung verlangen sollten. Was die Zeit dieser Visitation betrifft, so wird zwar in der erwähnten Reformation nichts deswegen festgesetzt, man weiß es aber aus andern Nachrichten, daß die Sende aus Eigennutz öftrer gehalten wurden, als es recht war. Die Sende machten, schon nach ihrer ersten Stiftung, eine Art eines geistlichen Rügegerichts aus. Die Verwalter derselben wußten aber alle mögliche Arten von Verbrechen unter ihre Gerichtbarkeit zu ziehen. Am Ende waren es doch lauter Sünden, und Sünden, glaubten sie, müßten von ihnen gerügt werden. Wenn sie über Ehebruch und Unzucht, über ungerechte Behandlung geistlicher Personen, Oerter und Güter, über Wucher, über Unkeuschheit zwischen verwandten Personen, und andre diesen ähnliche Fälle, eine Rüge sich anmaßten, so widersprach man ihnen nicht, und man erklärte diese Vergehungen für geistliche Laster; daß sie aber über Betrug im Kaufen und Verkaufen zu richten sich anmaßten, das wollten ihnen die weltlichen Richter, welche solche Betriegereyen zeitliche oder weltliche Sünden nennten, durchaus nicht gestatten. Noch mehr aber als die Gegenstände, welche die Archidiaconen unter ihre Gerichtbarkeit zogen, scheint die Verfahrungsart derselben zu Klagen Gelegenheit gegeben zu haben. Die Archidiaconen und ihre Officialen ließen nemlich Personen, die nur einen geringen Verdacht wider sich hatten, heimlich zu sich rufen, und preßten ihnen durch die Drohung, ihre Vergehungen öffentlich zu rügen, einiges Geld ab. Gegen andre, die ihnen ein Gewisses zahlten, bewiesen sie hingegen, selbst bey kundbaren Aergernissen, viele Jahre lang Nachsicht. So sehr man aber auch damals die Anmaßungen der Sendrichter einzuschränken suchte, so wenig fehlte es ihnen in der Folge hierzu an Gelegenheit. Diese verschaffte ihnen besonders die Unbestimmtheit in den Ausdrücken, deren man sich bey diesen Einschränkungen bediente. So hieß es z. B. in der Wirzburgschen Reformation, daß man über Sachen, die ganz weltlich wären, nicht eher richten sollte, als bis sich durch gewisse Umstände in Ansehung der Personen oder Dinge, oder durch ein gegründetes Herkommen, beweisen ließe, daß die Gerichtbarkeit des geistlichen Richters wirklich stattfände. In einem Vertrage, den
1439 die sächsischen Fürsten mit dem Bischofe zu Halberstadt schlossen, wurde es zur Regel gemacht, daß geistliche Richter eine weltliche Sache nicht eher abweisen sollten, als bis der Beklagte durch einen Brief seines Junkers, Vogtes oder eines andern Beamten, oder auch seines Pfarrers, seines Stadtrathes, oder zweyer Schöppen, die es eidlich versicherten, beweisen könne, daß die Sache vor weltlichen Gerichten

schon

schon abgethan, oder noch vor denselben anhängig sey [y]). Sodenn gab es auch noch besondre Fälle, in welchen weltliche Sachen vor geistliche Gerichte konnten gebracht werden: wenn zwischen den Parteyen ein Handgelöbniß an Eidesstatt vorgefallen war; wenn der weltliche Richter dem klagenden Theile sein Recht versagt oder erschwert hatte; wenn eine geistliche Person einen Layen in weltlichen Sachen, die seine Person, oder seine Ehre angingen, verklagte; wenn endlich beide Parteyen in die Entscheidung eines geistlichen Gerichtes willigten. Und an manchen Orten mußte der eine Theil sichs gefallen lassen, wenn der andre den Streit vor einem geistlichen Gerichte anhängig machen wollte, und Testamentsachen pflegten überhaupt sehr häufig vor bischöfliche Gerichte gezogen zu werden [z]).

Des Pabstes Eingriffe in die geistlichen Rechte der Deutschen.

22. Wenn die Geistlichkeit in Deutschland sich viele Freyheiten erlaubte, so hatte sie das große Beyspiel des Pabstes vor sich. Man hatte zwar durch die Concordaten der deutschen Nation die Wahlfreyheit der Domcapitel und Conventе wieder hergestellt, und die päbstlichen Eingriffe nur in gewissen Fällen gestattet; die Päbste vergaben aber noch eben so gut wie ehedem Bisthümer, oder erklärten sie für erledigt. Verschiedene Beyspiele in der vorigen Geschichte beweisen dieses einleuchtend. Da die Domcapitel sich meistens keinen Bischof wollten aufdringen lassen, und da jeder von den beiden Bischöfen, sowol der gewählte als der provinirte, sein Recht zu behaupten suchte, so entstanden daraus gemeiniglich Unruhen. Der Bischof, den der Pabst ernennte, war sehr oft ein Prinz aus einem mächtigen Fürstenhause. So ein Oberhaupt wünschten sich aber die Domcapitel selten. Sie fürchteten sich vielmehr vor dem Zwang, den er ihnen anthun könnte. Wenn, (sagt daher der berühmte Aeneas Sylvius [a]), der mit den Grundsätzen des römischen Hofes so bekandt war,) wenn die Capitel sich den Prälaten nach ihrem Geschmacke wählen dürfen, und der Pabst keinen Einfluß dabey hat, so wird ein Fürstensohn gewiß nie zu einem Bisthume gelangen. Noch waren nemlich die Domherren entweder gar nicht, oder doch nur vom niedern Adel [b]). Auf diese Art mußten Herren aus vornehmen Häusern den Weg zu einem bischöflichen Stuhle freylich sehr verschlossen finden, wenn ihnen der Pabst denselben nicht öffnete. Mancher Prinz reisete deswegen nach Rom, um sich eine reiche Pfründe zu holen. Aus eben der Absicht reiseten aber nicht allein Prinzen, sondern auch viele andre hin, die sich eine Versorgung im geistlichen Stande wünschten. Die verabscheuungswürdigsten Menschen erschlichen sich auf diese Art eine reichlich ernährende Pfründe, die sie zum Aergerniß

y) Müllers Reichstageth. unter Max. I, Vorst. III, S. 70.

z) Schmidt, am a. O. S. 582. 587. 590. 593.

a) De moribus Germ. ap. Freher. II, p. 1045.

b) Die Mitglieder der damaligen Domcapitel bestanden größtentheils aus Patriciern, aus Leuten von bürgerlicher Abkunft, aus Doctoren der Theologie und der Rechte; doch fingen schon im funfzehnten Jahrhundert einige Domcapitel an, mit Bewilligung der Päbste, diejenigen, die nicht von edler Geburt (personae nobiles) d. i. Fürsten, Grafen und Herren waren, oder wenigstens zum niedern Adel gehörten (militari genere nati), aus ihrer Gesellschaft auszuschließen. Einer, der Domherr werden wollte, mußte es nun beweisen, daß er sowol väterlicher als mütterlicher Seite von gutem Adel abstammte. So stellte 1455 der Bischof Reichard von Worms für den Pfalzgrafen Ruprecht ein solches Zeugniß aus, und 1457 bezeugte der Markgraf Carl von Baden, daß der Graf Friedrich von Hohenloh verschiedene fürstliche und gräfliche Voreltern habe. Häberlin, IX, 45.

gerniß der Welt benutzten. So wurden oft eine Menge von Domherrenstellen besetzt, ohne daß der Bischof den geringsten Antheil hatte. Aeneas Sylvius kannte eine Domkirche, wo der Bischof von fünf und dreyßig Pfründen, die in zwanzig Jahren erledigt worden waren, kaum zwey hatte vergeben dürfen. Die Leute, die man den Kirchen auf diese Art aufdrängte, waren entweder überhaupt untüchtige Personen, oder sie verstanden doch als Ausländer die Landessprache nicht, und waren es auch geschickte Leute, so hielten sie sich nie bey ihren Kirchen, sondern entweder an dem römischen, oder an andern Höfen, auf. Sie zogen also die Einkünfte von ihren Stellen, ohne der Kirche den geringsten Dienst geleistet zu haben, und manche derselben hatten die Kirche, die ihnen ihre Pfründe reichte, in ihrem Leben nie gesehen. Zuweilen vereinigte einer den Besitz so vieler geistlichen Ehrenstellen, Würden und Pfründen, daß funfzig bis sechzig geschickte und gelehrte Männer den reichlichsten Unterhalt davon hätten haben können. Selbst Knaben wurden mit Beneficien überhäuft. Kurz, die Kirchen wurden nicht denen, die es am meisten verdienten, sondern denen, die am meisten zahlten, anvertraut [c].

Was er von ihnen für Summen erpreßte.

23. Die Päbste zogen aber von den deutschen Geistlichen nicht allein beym Antritte ihres Amtes; sie preßten ihnen auch noch in der Folge manche schöne Summe ab. Diese belegten sie mit dem Namen von Annaten, von Ablaß u. s. w. Die Annaten, die das Concilium zu Basel abgeschafft hatte, waren durch die Aschaffenburgschen Concordaten dem Pabste von neuem, und zwar ohne alle Einschränkung, bestätigt worden. Er forderte sie, wie der kaiserliche Kanzler Mayer dem Aeneas Sylvius vorwarf, ohne Aufschub ein; ja er erpreßte noch mehr, als er zu nehmen berechtigt war [d]; man ersann am päbstlichen Hofe täglich neue Arten des Ablasses, um Geld zu sammlen; man schrieb die Zehnten aus, ohne die deutschen Prälaten erst darum zu fragen [e]. Die Summen, welche die deutschen Prälaten nach Rom liefern mußten, beschwerten die Rentkammer ihres Hochstiftes öfters mit drückenden Schulden, die sie ihre ganzes leben hindurch nicht zu tilgen vermochten. Die Unterthanen der geistlichen Fürsten befanden sich daher in einer schlimmern lage, als die Leute, die einem weltlichen Regenten unterworfen waren [f]. Rechnet man nun noch dazu, daß der Bischof oder Prälat andern von seinem Stande in Ansehung eines glänzenden und üppigen Hofes nicht nachstehen wollte, so wird man es sehr begreiflich finden, wenn die deutschen Hofstifter, bey der merklichen Abnahme frommer Mildthätigkeit, nicht mehr so viel wie ehedem erwerben konnten. Noch immer aber waren die Einkünfte derselben so beträchtlich, daß sich der

c) Schmidt, S. 563. 567. 569.

d) Hauptsächlich erhöhete Innocenz XXII. die Taxe der apostolischen Canzley. Man fertigte aber das, was man in Einer Bulle hätte verleihen können, mehrere aus, um die für Eine Bulle als ungehener und unverantwortlich in die Augen fallende Taxe unter verschiedenem Namen desto dreister fordern zu können. Außer der Haupttaxe mußte man nemlich noch die Hauptbulle, die Befehlsbulle, die Absolutionsbulle die Bulle an die Clerisey, die Bulle an die Gemeine, die Bulle an die Lehnsleute, die Bulle an den König, das Formular des Eides, und die Einweihungsgebühren, entrichten. Dem Churfürsten Johann II. von Trier kostete die päbstliche Bestätigung vierzig tausend Goldgülden, und der Churfürst Dither von Mayenz sollte dafür vierzehn tausend erlegen. Häberlin, am a. O. S. 38.

e) Schmidt, S. 570.

f) Schmidt, S. 574.

Digitized by Google

der jüngere Sohn eines Fürſten glücklich ſchätzte, wenn ihm ein Hochſtift ſeine Verſorgung gab, und er ließ ſich, um ſich derſelben zu verſichern, zum Coadjutor eines Biſchofs, oder zum Conſervator und Adminiſtrator eines Biſthums ernennen. So wählte der Churfürſt Diether von Maynz den churſächſiſchen Prinzen Albrecht, mit Bewilligung des geſpaltenen Theiles ſeines Domcapitels, zum Conſervator des Erzſtiftes Maynz. Sixtus IV. beſtätigte dieſes, und verordnete, daß der Prinz Albrecht, ſo lange Diether leben oder das Erzſtift beſitzen würde, Conſervator, nach deſſen Tode oder Abdankung aber Adminiſtrator, und dann, wenn er das ſieben und zwanzigſte Jahr erreicht hätte, Erzbiſchof ſeyn ſollte. Der Churfürſt Adolph von Maynz nahm den jungen Grafen Heinrich von Wirtemberg zum Coadjutor an [g]. Die Zahl der deutſchen Biſthümer wurde unter Friedrich III. auch vermehrt. Ihm zu Gefallen errichtete nemlich Paulus II. zu Wien ein neues Biſthum, 1468
und befreyte es von der geiſtlichen Gerichtbarkeit des Biſchofs zu Paſſau, dem ſein Bezirk bisher unterworfen geweſen war [h]. Dagegen verſchwand die Abtey Prüm von neuem auf eine kurze Zeit aus der Reihe der Reichsprälaturen. Schon unter Carls IV. Regierung war ſie dem Erzſtifte Trier einverleibt worden; Bonifacius V. hatte aber dieſe Einverleibung wieder aufgehoben. Jetzt vereinigte Sixtus IV. die Abtey Prüm, auf die Bitte des Churfürſten Johanns von Trier, auf ſeine Lebenszeit, mit den Tafelgütern ſeines Erzſtiftes. Friedrich III. gab hierzu ſeine Ein- 1473
willigung; auch verſprach er, es bey dem Pabſte dahin zu bringen, daß die Abtey auf ewig mit dem Erzſtifte vereinigt werden möchte. Kaum war ſie aber ein Jahr mit demſelben verbunden geweſen, ſo hob Sixtus, dem Abte Ruprecht, einem gebohrnen Grafen von Virneburg, zu Gefallen, die Einverleibung wieder auf [i]. So war es denn doch vielleicht für manche deutſche Prälatur heilſam, daß der Pabſt den Kaiſer nicht völlig mit derſelben ſchalten ließ! Wie mancher Fürſt oder Edelmann weniger würde ſonſt im Schoße der Kirche ſeine Verſorgung gefunden haben!

24. Daß der Fürſt und Edelmann ſich aber vielleicht jetzt mehr wie ſonſt eine einträgliche geiſtliche Stelle wünſchte, das wird man ſehr begreiflich finden, wenn man bedenkt, wie ſehr ihm die Erfindung des Schießpulvers, wodurch perſönliche Tapferkeit verdrängt wurde, die Beſchäfftigung mit den Waffen immer unangenehmer zu machen anfing; wie ſehr, ſeitdem man das Fauſtrecht nachdrücklich einſchränkte, die Gelegenheit, in kleinen Kriegen Ruhm und Beute einzuerndten, verſchwinden mußte. In den vorigen Zeiten beſtanden die Heere meiſtens aus Reiterey, welche die ſogenannten Gleven bildeten. Es waren alſo im Grunde lauter Edelleute mit ihren Knapen und Knechten. Jetzt wurde aber das Fußvolk immer zahlreicher und geehrter. Böhmen und Schweizer hatten deſſelben Werth in Schlachten mehr als Einmal auf das einleuchtendſte gezeigt. Wohlgeübtes und unerſchrockenes Fußvolk ſiegte ſelbſt über Reiter, die ganz in Eiſen gehüllt waren, und mancher Edle erlag, ſeines feſten Harniſches ungeachtet, unter den mächtigen Stößen und Hieben eines Fußgängers. Derer, die zu Fuße fochten, wurden jetzt immer mehr, und derer, die zu Pferde dienten, immer weniger. Bey einem Reichsheere vom Jahre 1492

Des Schießpulvers Einfluß auf den Adel.

g) Häberlin, S. 43. 44.
h) Häberlin, VI, 592.
i) Häberlin, VIII, 250.

Digitized by Google

1492 zählte man z. B. achtzehntausend Fußknechte und nur zwey tausend hundert und funfzig Reiter [1]). Jene bekamen Sold, und die Reiterey bestand größtentheils aus adlichen Vasallen, welche meistens selbst für ihren Unterhalt sorgen mußten. Weil aber die Fürsten auf die Dienste einer Reiterey, die sich selbst ernähren mußte, nicht lange rechnen konnte, so nahm man auch Reiter in Sold. So ließ z. B. der siegreiche Churfürst Friedrich I. von der Pfalz nicht nur seine Vasallen und seine Ritterschaft, so oft er sie nöthig hatte, aufsitzen, und an der Spitze einer bestimmten Anzahl reisiger Knechte erscheinen, sondern er bildete seine furchtbare, mit so vieler Ueberlegenheit fechtende Schaaren auch noch aus andern Gattungen von Kriegsleuten, auf welche er mit größerer Sicherheit rechnen konnte. Er machte sich manchen Edelmann, der ihm keine Lehndienste schuldig war, durch sogenannte Dienst- und Schirmbriefe verbindlich: d. h. er ließ sich seine Kriegshülfe für gewisse Vortheile angeloben, und versicherte ihn dagegen seines Schutzes. Hierdurch gewann er einen doppelten Vortheil. Er verschaffte sich nicht nur einen im Streit geübten Ritter, der ihm meistens noch mehrere Reisigen zuführte; er erhielt dadurch zugleich das Recht, von den Schlössern seines Dienstmannes Gebrauch zu machen. Meistens dauerte diese Verbindung bis an den Tod desselben fort. Das jährliche Dienstgeld, welches der Churfürst dafür bezahlte, war so mittelmäßig, daß man es eigentlich gar nicht als eine rechte Vergeltung der Vortheile, die der Fürst von diesen Dienst- und Schirmbriefen einerndtete, ansehen konnte. Mancher Edelmann, den das Loos traf, den mächtigen Beherrscher der Pfalz zum Nachbar zu haben, schätzte jedoch vielleicht sich noch glücklich, wenn er dessen Oberherrschaft nicht ganz unbedingt anerkennen mußte. Kam ein solcher Dienstmann bey Gelegenheit seines Dienstes um das Seinige, so war zwar der Churfürst, der dadurch beleidigte Schutzherr, verbunden, sich desselben anzunehmen; den erlittenen Schaden brauchte er ihm aber nicht eher zu ersetzen, als bis es ein kundlicher und redlicher Reisiger-Schaden war, den ein solcher Dienstmann an Pferd und Harnisch, und durch seine im Dienste veranlaßte Gefangenschaft, erlitten hatte. Und dieses verstand sich von keiner längern Dienstzeit, als von einem, höchstens zwey Monaten. Konnte man über die Bestimmung des Verlustes nicht einig werden, so kam es auf die Erkenntniß des churfürstlichen Großhofmeisters und Marschalls, sodann desjenigen Hauptmanns an, unter dessen Befehlen derjenige gestanden hatte, von dessen Schadenersetzung die Rede war. Betraf die Sache einen edlen Diener, d. i. einen Dienstmann aus dem Grafen- und Herrenstande, so wurde, wie z. B. bey den Grafen von Hohenloh und von Eberstein, der Vogt von Heidelberg zu diesem Kriegsgericht gezogen. Den Hauptmann kann man sich in solchen Fällen nicht leicht als Beysitzer denken, weil solche Herren, die öfters hundert und mehr Reiter mitbrachten, sie entweder selbst anführten, oder sie doch einem eignen Hauptmann anvertrauten, der in den Angelegenheiten seines Herrn nicht wohl Richter seyn konnte. Zuweilen wurde in dem Bestallungsbriefe festgesetzt, daß der Churfürst selbst und einige von seinen Räthen erkennen sollten; zuweilen durfte sich der Dienstmann einige Wappengenossen unter diesen Räthen selbst wählen, ja er konnte wol gar einen von seinen eignen Edlen dazu ziehen. Der Graf von Stollberg machte es bey seiner Bestallung

Woraus das mals die Reiterey bestand.

1) Fugger, S. 1059.

lung zur ausdrücklichen Bedingung, daß er zum Feldzuge nicht eher verbunden seyn wollte, als bis der Churfürst in einen wichtigen Fürstenkrieg, oder sonst in eine wichtige Angelegenheit würde verwickelt werden. Meistens behielten sichs diese Dienstleute und Schirmverwandte vor, daß sie gegen gewisse Fürsten und Herren nicht zu Felde ziehen wollten, und dies waren nun entweder ihre Lehnherren, oder solche, mit denen sie schon in einer ähnlichen Verbindung standen. Ein Herr oder Edelmann konnte also zugleich mehrern Fürsten dienen, und also immer Beschäfftigung haben.

Wie man Kriegsverbindungen errichtete.

25. Eine dritte Gattung von Kriegsleuten verschaffte sich Friedrich der Siegreiche durch Verbindungen, die er mit andern Fürsten, oder mit Reichsstädten schloß. Die Hülfe, die man durch solche Verbindungen einander versicherte, war meistens auf eine gewisse Zahl gesetzt, und nur in dem Falle unbestimmt, wenn ein Bundesgenosse mit großer Macht überzogen wurde. Von diesem Falle unterschied man die Hülfe zum täglichen Kriege, und die gemeinen Feldzüge. Hier wurden die Kriegsunternehmungen gemeinschaftlich und mit gleicher Macht ausgeführt; dort schickte man dem Bundesgenossen eine verglichene Anzahl Gleven, die man zu den täglichen Streifereyen brauchte, und in des Angegriffenen Schlösser verlegte. Dies bewirkte vornemlich einen Unterschied in Ansehung des obersten Befehls. Bey gemeinschaftlichen Feldzügen führte jeder Bundesgenosse seine Mannschaft selbst an; die zum täglichen Kriege geschickten standen hingegen unter den Befehlen desjenigen Hauptmanns, dem das Schloß, worin man sie verlegte, anvertraut war. In dem letzten Falle mußte derjenige, der die Hülfe zum täglichen Kriege verlangte, wenigstens schon eben so viel von seiner Mannschaft in dem Schlosse liegen haben. Auch war überhaupt der Bundesgenoß nicht eher zur Stellung seines Hülfsvolks verbunden, als bis derjenige, der es verlangte, die Beylegung des ausgebrochenen Krieges ihm aufgetragen, der andre Theil aber dieselbe gar nicht, oder zu spät angenommen hatte. Zuweilen machte man auch wol aus, daß man bey ungerechten und unnöthigen Fehden auf keine Hülfe Anspruch machen sollte. Die Verpflegung der Hülfstruppen ging auf die Rechnung desjenigen, dem sie zuzogen; jedoch erst von der Zeit an, da die Mannschaft an dem ihr bestimmten Orte angelangt war. Manchmal theilten sich die Bundesgenossen in die Verpflegungsunkosten; manchmal mußten sie die Bundesgenossen, besonders die Reichsstädte, selbst übernehmen. Alles dieses verstand sich aber nur von der Hülfe zum täglichen Kriege. Das Zuziehen mit ganzer Macht, sodenn das Nacheilen oder Zuziehen auf frischer That, mußte auf eigne Kosten und auf eignen Schaden geschehen. Diese Art von Hülfsleistung fand nemlich blos bey einem plötzlichen Angriffe statt, wo es zu keinem eigentlichen Feldzuge kam. Auf diesen Fall waren besonders die Beamten angewiesen, die, sobald sie Nachricht oder Anzeige erhielten, die Mannschaft ihres Bezirkes auf der Stelle durch ein gemeines Geschrey aufbieten, und den Frevlern mit bewaffneter Hand nacheilen mußten. Eben deswegen waren auch die Beamten auf die Einungen selbst im Namen beider Theile verpflichtet, und es war in den Einungen öfters ausgemacht, wie der Schaden ersetzt werden sollte, wenn einer oder der andre seine Schuldigkeit nicht gethan hatte. Ein wahrer Vortheil solcher Bündnisse bestand auch darin, daß keiner des andern Feinden in seinem Gebiete, oder in seinen Schlös-

fern Aufenthalt und Unterstützung angedeihen lassen durfte. Alle Fälle von dieser Art wurden mit der größten Genauigkeit auseinander gesetzt; man dachte sogar auf das, was geschehen sollte, wenn einer von den Verbundenen wegen dieser Hülfe sollte angegriffen, oder in Anspruch genommen werden. Man war auch in der Erfüllung aller Bedingungen so pünctlich, daß selbsteigene Verlegenheit die Verweigerung des verlangten Hülfsvolkes nicht entschuldigen konnte.

26. Für den pfälzischen Friedrich den Siegreichen waren aber alle diese Mittel, sich Mannschaft zu versichern, noch nicht hinlänglich. Er, der größte Kriegsgeist seines Jahrhunderts, der Fürst, von dem des Churfürsten Philipps Gesandter zu Rom, der Bischof Johann von Worms, ein gebohrner Herr von Dalberg, rühmen konnte, daß er der erste gewesen sey, der die alte Kriegszucht in Deutschland wieder eingeführt habe, der unterhielt beständig ein Kriegsheer, das er täglich übte, und ans Siegen gewöhnte. Keiner seiner Vorgänger hatte so wie er Soldaten ordentlich besoldet, und gleich gekleidet. Er war im Kriegswesen gleichsam der preußische Friedrich II. seines Jahrhunderts, fast der einzige unter den damaligen Fürsten Deutschlands, der mit der größten Leichtigkeit ein Heer von mehr als zwanzig tausend Mann ins Feld stellen konnte, der zugleich mit mehr als Einem Heere seine Unternehmungen begann. Er unterhielt seinen besondern Feldhofstaat, seinen Kriegsrath und seine Kriegskanzley, über welche der Großhofmeister die Aufsicht führte. Die Kriegskanzley besorgte unter andern auch die Fehde- oder Absagebriefe, womit sie genug zu thun hatte; denn Fehdebriefe wurden nicht allein vom Churfürsten selbst, sondern auch von seinen Bundesverwandten, ja selbst von jedem in seinem Dienste stehenden Edelmann, ins feindliche Lager geschickt, und mußten, dem alten deutschen Gebrauche nach, und wenn man seine Ehre retten wollte, dahin geschickt werden. Die Vasallen sagten noch besonders ihr Lehn auf, und befreyten sich dadurch von der Gefahr, einer Uebertretung der Lehnspflichten beschuldigt zu werden. Manchmal hatten sich der Lehnsherr und der Lehnsmann dahin verglichen, daß letzterer dem erstern, ehe er ihm das Lehn aufkündigte und einen Absagebrief schickte, eine bestimmte Geldsumme auszahlen sollte. Kam es zu einer Schlacht, so ernennte der Churfürst vorher einen obersten Hauptmann, der ihm die Anordnung derselben entwerfen half. Hierauf schritt er gewöhnlich zum Ritterschlag, der den neuen Rittern zum besondern Antrieb zur Tapferkeit wurde, der die übrigen aufmunterte durch ähnliche Thaten eben diese Ehre zu erlangen. Die Kriegsleute stimmten nun ein besondres Kriegslied an, und stürzten, sobald es ausgesungen war, auf den Feind los. Der Marschall, welcher die Reiterey anführte, trug das Rennfähnlein; das churpfälzische Hauptpanier aber führte der Rheingraf, als churpfälzischer Erbmarschall. Die Belagerungen des großen Churfürsten verriethen schon viele Kunst. Er ließ den belagerten Ort von ordentlichen Batterieen so lange beschießen, bis sein Kriegsvolk einen Sturm wagen konnte, und da seine Batterieen beständig fortdauerten, und er die Belagerten zugleich mit Feuereinwerfen unaufhörlich beängstigte, so währten seine Belagerungen selten länger als acht bis vierzehn Tage. In seinem Lager herrschte während der Zeit so viele Sicherheit, daß man eher einen großen Jahrmarkt, als einen Schauplatz kriegerischer Auftritte zu sehen glaubte. Dies bewirkte seine Reiterey, welche die Belagerung decken mußte; dies

Digitized by Google

dies bewirkte die scharfe ohne Rücksicht der Person beobachtete Kriegszucht. Räuber, Mordbrenner und andre Missethäter dieser Art wurden ersäuft; auf den Kirchenraub folgte das Schwerdt, oder auch der Strang. Friedrichs ersten Feldherrn stellte der oberste oder Feldhauptmann vor. Auf diesen folgte der Marschall, der vermuthlich den Anführer der Reiterey abgab. Die übrigen Kriegsbefehlshaber hießen alle Hauptleute. Friedrichs Büchsenmeister hatten auch schon einen Zeugmeister zum Vorgesetzten. Auch war bey seinem Heere ein Bankemeister angestellt [l]).

Kriegsstaat andrer Reichsstände.

27. Wenn wir bey des vortrefflichen Friedrichs Anordnungen im Kriegsstaate uns etwas länger verweilt haben, so kennen wir nun auch das erhabenste Muster, welches das funfzehnte Jahrhundert in der militarischen Kunst aufstellt. Der brandenburgische Albrecht und noch einige andre Fürsten dieses Zeitalters zeichneten sich zwar gleichfalls als Helden und Kriegsmänner aus; aber keiner unter ihnen hatte sein Kriegswesen doch völlig so gut und so ordentlich eingerichtet, als der pfälzische Friedrich. Andre Fürsten unterhielten z. B. gleichfalls Söldner; aber sie gaben ihnen meistens nur wenig Sold; die Söldner mußten sich also durch Plündern und Brandschatzen helfen, und da war an eine strenge Kriegszucht freylich gar nicht zu denken. Am meisten zeichneten sich indessen noch manche Reichsstädte in Ansehung eines wohleingerichteten Kriegesstaates aus. Augsburg stellte, als Friedrich III. zum Entsatz der von Carln dem Kühnen belagerten Stadt Cöln heranzog, hundert Reisige und fünf hundert Fußgänger. Jene waren wohlberitten, auch mit Harnischen, Armbrusten, und langen Schnitzern versehen; diese aber führten zwey hundert Handbüchsen, zwanzig Hakenbüchsen [m]), und drey von zwanzig Pferden gezogene Stücke. Sie waren auch alle in der Stadt Farbe gekleidet. Der Pulvervorrath dieser Mannschaft bestand aus zwey und dreyßig Centnern [n]). Manche Reichsstadt konnte damals eine ungleich größere Mannschaft aufbringen, als sie vielleicht jetzt zu stellen im Stande wäre [o]).

l) Kremers Gesch. Friedrichs I, S. 542. 567.

m) Die Hakenbüchsen waren so groß und schwer, daß man, um sie abzufeuern, ihnen eine Stütze geben mußte; diese Stütze, die man einen Bock nennte, hatte zwey Hörner, zwischen welchen die Büchse mit einem Hacken, der aus dem Schafte hervorging, befestigt war. Von diesem Haken entstand nun ihr Name. Beckmanns Beyträge zur Gesch. der Erfindungen, 1782, I, 360.

n) Fugger, S. 810. 811.

o) Am deutlichsten erhellt dieses aus folgender von Fugger S. 1055. mitgetheilten Uebersicht der Stärke des schwäbischen Bundesheeres, welches 1492 gegen den Herzog Albrecht von Bayern anrückte.

	Pferde.	Knechte.	Wagen.	Zelte.	Stücke.
Der M. Friedrich von Brandenburg, als oberster Hauptmann stellte	400	—	80	40	—
Der Er. Eberhard von Würtemberg, des Bundes oberster Hauptmann	— 250	2500	150	70	8
Der Erzbischof von Maynz	— 115	—	6	2	—
Die Ritterschaft am Kocher und Neckar	— 40	600	—	—	—
Der Bischof zu Bamberg	— 70	—	6	8	—
Der Bischof zu Würzburg	— 70	350	20	12	—
Der Bischof zu Augsburg	— 40	270	—	—	—
Der Markgraf Christoph von Baden	— 60	—	5	3	—

Graf

Elfter Abschnitt.

Handlung. Künste. Wissenschaften. Denkungsart. Sitten und Gebräuche.

1.

Deutsche Kunst wird von Ausländern gelobt.

Schon der mächtige Einfluß, den die Städte auf die Angelegenheiten der Reichstage äußerten, schon die Kriegsmacht, die sie zu stellen im Stande waren, läßt auf fortdauernde Emsigkeit und wachsenden Reichthum des deutschen Bürgers einen sichern Schluß ziehen. Und fürwahr! das funfzehnte Jahrhundert zeichnet sich in der deutschen Kunst- und Handelsgeschichte von einer so glänzenden Seite aus, daß man beynahe sich unentschlossen fühlt, ob man in diesem Puncte dem jetzigen vor jenem Jahrhundert den Vorzug einräumen soll. Selbst Ausländer, selbst Italiener, die auf andre Nationen mit Stolz herabzusehen pflegten, welche die Deutschen wol zuweilen Barbaren nennten; selbst solche mußten gestehen, daß es ihnen dieselben in allerley Künsten zuvorthaten. Wenn der berühmte Aeneas Sylvius den Deutschen seiner Zeit vor allen Völkern den Vorzug in der Baukunst zugestand, so lobte er sie nur wegen Einer Kunst, so konnte sein Lob, wegen seines langen Aufenthaltes in Deutschland vielleicht übertrieben scheinen; allein es giebt viele Zeugnisse von Italienern, welche die deutschen Künstler dieses Zeitalters nicht nur allgemeiner, sondern auch unparteyischer rühmen. Und was das wichtigste ist, so versichert der italienische Bischof Paul Jovio, daß sein Vaterland seine besten Baumeister, Mahler, Bildhauer, Steinschneider, Kupferstecher, Mechaniker, Feldmesser und Wasserbaumeister aus Deutschland erhalten habe. Eben dieses bestätigt Machiavelli, wenn er eingesteht, daß die Deutschen ganz Italien mit Manufacturen ver-

		Pferde.	Knechte.	Wagen.	Zelte.	Stücke.
Graf Ulrich von Montfort, oberster Hauptmann der Ritterschaft	stellte	40	—	—	8	—
Hanns von Fronsberg, Hauptm. an der Donau	—	100	700	80	20	—
Die Ritterschaft im Hegau	—	100	900	42	23	—
Der Bezirk der Niederdonau	—	80	600	40	22	—
Augsburg	—	40	250	35	16	8
Nürnberg	—	32	340	20	7	4
Ulm	—	67	400	80	14	5
Mördingen	—	24	350	30	8	4
Hall in Schwaben	—	28	250	8	4	2
Eßlingen	—	15	110	5	6	—

Die ganze Kriegsmacht, deren Verzeichniß ich nicht weiter fortsetzen mag, belief sich auf 1561 Pferde, 8794 Knechte, 687 Wagen, 330 Zelte, und 37 Stücke. Eine Vergleichung derselben zeigt nun, 1) daß die Reiterey zum Fußvolk sich fast wie 1 zu 6 verhielt; 2) daß die Wagen damals eins der vornehmsten Bedürfnisse eines damaligen Heeres ausmachten; 3) daß man noch sehr wenig Zelte führte (vermuthlich bedienten sich ihrer nur die vornehmsten); 4) daß die Zahl der Kanonen verhältnißmäßig schon ansehnlich war, und 5) daß die meisten Kanonen von den Städten geliefert wurden.

Digitized by Google

versehen hätten. Ein andrer Ausländer, der Athenienser Lavnicus Chalcondylas behauptet, man fände nicht leicht eine in der Mechanik und in der Kriegsbaukunst geschicktere Nation, und die Deutschen besäßen überhaupt in allen Künsten einen großen Vorzug *).

Schönheit und Wohlstand der oberdeutschen Städte.

2. Diese Deutschen wohnten nun in den Städten, in welchen Handel und Künste außerordentlich blüheten, in welchen sie besonders in diesem Jahrhunderte ihre schönste Blüthe erreichten. Zu Augsburg fingen in demselben die Gold- und Silberarbeiter an, berühmt zu werden. Auch vermehrte sich das Gewerbe dieser Stadt, da die große Handelsstraße über Kempten nach Italien jetzt immer häufiger besucht wurde, und da Friedrich III. den Augsburgern, außer dem alten Zoll, auch noch eine neue Abgabe von Korn, Wein, Eisen, Salz u. s. w. einzufordern, erlaubte. Ueber Augsburg ging auch jetzt ein immer stärkerer Waarenzug aus Italien, gingen jetzt die vielen Gold- und Silberarbeiten, und Seidenwaaren, die nunmehr in Italien verfertigt, und auf Maulthieren über die Alpen, und sodann auf Frachtwagen in alle Gegenden Deutschlands geschafft wurden. Nürnberg besaß schon damals eine große Anzahl von Künstlern aller Art, welche die Güte und Schönheit ihrer Waaren in ganz Europa berühmt machte. Man verführte die Nürnbergerwaaren nicht allein nach England, Spanien, Frankreich und Italien, sondern auch nach der Levante. Die Nürnberger scheinen auch die ersten gewesen zu seyn, die ordentliche Fabriken anlegten, und sie mit künstlichen Maschinen versahen. Es gab in ihrer Nachbarschaft viele Eisenhämmer, Schmelzhütten und andre Werkstäten dieser Art. Kurz, keine Stadt Deutschlands befand sich gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in einem blühendern Zustande als Nürnberg. Es zählte um diese Zeit auf zwey und funfzig tausend Einwohner, und diese besaßen einen solchen Reichthum, und führten ein so prächtiges Leben, daß ein Augenzeuge davon, Aeneas Sylvius, versicherte, die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie das gute Leben nur eines mittelmäßigen Bürgers dieser Stadt führen könnten. Wie viele Häuser (fügt er hinzu) gleichen hier nicht den Pallästen? — Das meiste Hausgeräthe eines nürnbergischen Kaufmanns war von Gold und Silber. Nürnberg wetteiferte mit einem Worte mit den größten Städten der damaligen Welt. Sein Rath schickte nach Venedig, mit welcher Stadt die Nürnberger in lebhaftem Handelsverkehr standen, einige Gesandten, und ließ sich vom dasigen Senate seine Gesetze ausbitten, um sich ihrer sowol in Kriegs- als Friedenszeiten zu bedienen. Daß sie aber einen unmittelbaren Handel nach Italien gehabt, daß sie die levantischen Waaren daher geholt, und an die Hanse nach Braunschweig geliefert haben sollen, das läßt sich durch keine Nachricht eines gleichzeitigen Schriftstellers beweisen. Sie handelten blos mit Putzwaaren, Kunstsachen, und sogenannten kleinen Waaren, und erst 1488 nahmen sie aus Schwaben Weber bey sich auf, welche Wollenmanufacturen einführten. Ihr stärkster Handel ging nach Böhmen, Mähren, Oestreich, Italien und den Niederlanden **). Sie besuchten auch die Frankfurter-Messen, die sich außerordentlich gehoben hatten. Frankfurt am

1483

Main

*) Die Beweisstellen dieser Behauptungen findet man in Fischers Gesch. des deutschen Handels II, 506. u. f. f.

**) Fischer, S. 448-455.

Mayn konnte zu den Zeiten des Aeneas Sylvius als die gemeinſchaftliche Niederlage des ober- und niederdeutſchen Handels betrachtet werden. Eben der erwähnte einſichtsvolle Schriftſteller beſchreibt uns den Zuſtand einiger andern Städte des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands ſo reizend, daß man davon auf ihr lebhaftes und blühendes Gewerbe ſchließen muß. Strasburg vergleicht er mit Venedig, ja er geſteht ihm noch den Vorzug ein. Cöln übertraf, ſeiner Verſicherung nach, alle Städte in Europa an Pracht und Verzierungen, und ſo reich wie Augsburg war damals keine Stadt in der Welt. Die deutſchen Städte können mit dem Lobe, das ihnen Aeneas Sylvius beylegt, überhaupt ſehr zufrieden ſeyn. Kein Land in Europa (ſagt er) hat zierlichere und angenehmere Städte als Deutſchland; man kann zwar einigen italieniſchen Städten, als Venedig, Genua, Florenz und Neapel, die wirklich großen Pracht und viele Herrlichkeit beſitzen, gewiſſe Vorzüge einräumen; aber, Nation mit Nation verglichen, hat man keine Urſache, die italieniſchen den deutſchen Städten vorzuziehen. Deutſchland (ſetzt er hinzu) ſcheint eine neue Geſtalt bekommen zu haben, und ſeine Städte ſcheinen nur ſeit ehegeſtern gebaut zu ſeyn. Der obengedachte Athenienſer Chalcondylas behauptete, es gäbe überhaupt auf zwey hundert beträchtliche Städte in Deutſchland [r]).

Der ober- und niederſächſiſchen.

3. Unter dieſe Städte gehörten auch manche ober- und niederſächſiſche. Jene ſtanden damals noch insgeſammt der Stadt Erfurt nach, deren Gewerbe ſo blühend war, daß ſie zwiſchen funfzig bis ſechzig tauſend Einwohner zählte, und daß ſie auf Einen Feldzug viermal hundert tauſend Goldgulden wenden konnte [s]). Da der Waarenzug aus den rheiniſchen Städten über Zeitz und Naumburg ging, ſo hatten die cölniſchen und aachenſchen Kaufleute in dieſen Städten große Niederlagen. Alles dieſes änderte ſich, als die Zeitzer Michaelismeſſe nach Leipzig verlegt wurde, als der Handel von Leipzig ſich immer höher hob. Durch die Aufnahme deſſelben litt aber beſonders auch Halle. Dieſe alte Stapelſtadt fing ſeit undenklichen Zeiten einen ihrer Jahrmärkte mit dem Neujahrstage an, und ſetzte ihn acht Tage lang fort. Fiel nun, wie es oft geſchah, in eben dieſe Zeit ein Sonntag, ſo wurde derſelbe, der fortdauernden Marktbeluſtigungen wegen, nicht ſehr erbaulich zugebracht. Dieſe Entheiligung des Sonntages wollte der Erzbiſchof Friedrich von Magdeburg nicht länger geſtatten; er befahl daher in dieſem Falle den Jahrmarkt auf einige Tage ſpäter hinaus zu verlegen. Nun traf die halliſche Neujahrsmeſſe mit der Leipziger,
1458 die der Churfürſt Friedrich II. angelegt hatte [t]), zuſammen, und letztre, die noch ohnedies im Aufkeimen war, erlitt davon ſehr großen Nachtheil. Friedrich II. glaubte ſich berechtigt, von Halle zu verlangen, daß es ſeiner Meſſe keinen weitern Eintrag thun möchte, und verklagte, als er nichts ausrichtete, die Stadt bey den Stuhlherren, den Freygrafen, Freyſchöffen und Umſtändern des Freygerichts zu Arnsburg [u]), und dieſer weſtphäliſche Freyſtuhl ſchickte der Stadt Halle ſogar eine Vorladung

r) Fiſcher, S. 457.

s) Geſch. Thüringens, V, 138. 139.

t) Er that dieſes aus eignem Antriebe, und mit Bewilligung der Stände, und zwar wegen der beſondern Treue und der willigen Dienſte, welche die Bürger von Leipzig ihm und ſeinen Vorfahren erwieſen hätten. Schlözers kleine Chronik von Leipzig, S. 96.

u) Es gab alſo ſelbſt Fürſten, welche die Gerichtbarkeit der weſtphäliſchen Freyſtühle anerkannten. Kein Wunder alſo, wenn dieſe immer weiter um ſich griffen!

Digitized by Google

dung zu. Allein der Erzbischof von Magdeburg, der sich durch diesen Eingriff in seine Gerichtbarkeit außerordentlich beleidigt glaubte, bedrohete das westphälische Freygericht mit dem Banne. Halle ließ sich hierauf seine Neujahrsmesse vom Kaiser Friedrich III. von neuem bestätigen, und wirkte dabey zugleich das Vorrecht aus, daß zu gedachter Marktzeit niemand in der ganzen umliegenden Gegend eine gleiche Marktgerechtigkeit bekommen sollte. Ob es die kaiserliche Canzley vergessen hatte, oder ob es ihr nur um die Sporteln zu thun war — kurz, sie bestätigte anderthalb Jahre hernach auch die leipziger Neujahrsmesse. Natürlich führete die Stadt Halle darüber Beschwerden. Nun ward die Sache vom kaiserlichen Hofgerichte untersucht, und es fand, daß Halle das meiste Recht hatte. Der Kaiser bestätigte also die Hallische Neujahrmarkts-Gerechtigkeit, und gebot sowol den Fürsten, als dem Stadtrathe zu leipzig, ihre Messe wieder einzustellen. Leipzig wendete zwar wider dieses strenge Gebot alles mögliche ein, ohne jedoch dessen Aufhebung zu bewirken. Halle behielt also seinen Neujahrsmarkt. Er wurde also nicht, wie einige behaupten, nach leipzig verlegt [r]). Die benachbarte Stadt Magdeburg führte einen großen Getreidehandel, besonders nach Hamburg. Da sie es indessen an der hinreichenden Zufuhre doch zuweilen fehlen ließ, so schlossen die Hamburger mit dem magdeburgischen Domcapitel einen Vertrag, eine Kornniederlage bey dem Schiffstande zu Werben zu halten. Dies nahmen jedoch die Magdeburger so übel auf, daß sie zwey hamburgische Schiffe, welche an dem erwähnten Orte Korn abholen wollten, wegnahmen, und Hamburg mußte sie mit großen Geldsummen wieder auslösen. Auch die Grafen von Barby, welchen Kaiser Friedrich III. das Recht ertheilt hatte, Korn auf der Elbe zu verschiffen, machten mit den Magdeburgern aus, daß sie es in ihre Stadt liefern, und dort verkaufen dürften. Die Magdeburger verschifften aber nicht allein Getreide, sondern auch Wein, Bier und Mehl nach Hamburg, und brachten dagegen Heringe, Tücher und andre Waaren mit zurück [s]). Hamburg war von jeher die Stapelstadt für das Mehl, das Getreide, den Wein und das Bier, welches auf der Elbe ausgeschifft wurde. Kaiser Friedrich III. bestätigte ihr dieses Stapelrecht, und sie übte es nicht nur bey den genennten, sondern auch bey andern lebensmitteln aus, die so wie jene drey Tage hindurch bloß ihren Bürgern feil seyn durften [t]). Lübecks Handel war damals noch so wichtig, daß (wie Aeneas Sylvius sich ausdrückt) von dem Winke desselben das Schicksal aller drey nordischen Reiche abhing; von lübeck aus wurden nemlich Dänemark, Schweden und Norwegen mit den vornehmsten Bedürfnissen versehen. Aber lüneburg, das seine Salzwerke ehedem so reich machten, gerieth jetzt immer mehr in Abnahme [u]).

1464 im May.

1466 im Jan.

1468

1469

1463

1471

1483

4. Manche von den sächsischen Städten empfanden die Einschränkungen, die der sonst so ausgebreitete Handel der Hanse erfuhr. Erstlich büßten die Deutschen ihren einträglichen Handel nach lievland größtentheils ein. Denn weil die liev-

Einschränkung des hanseatischen Handels in

r) Dies soll der Churfürst Friedrich II. als Burggraf von Magdeburg gethan haben. Leuber in disquis. de stapulis Saxon. — Fischer, S. 461.

t) Fischer, S. 473.

t) Fischer, S. 472.

u) Fischer, S. 457.

Liefland und Rußland.

liefländer die Partey des deutſchen Ordens ergriffen hatten, ſo wurden ſie von den preußiſchen Städten, und beſonders von Danzig, welches, der Verſicherung des Aeneas Sylvius zufolge, funfzig tauſend Mann ins Feld ſtellen konnte, welches die ganze Oſtſee mit ſeinen Schiffen bedeckte, welches den Handel nach Liefland faſt ganz in ſeiner Gewalt hatte, feindlich behandelt. Man ſperrte die liefländiſchen Seehäfen, und es durfte binnen einigen Jahren keine Hanſeſtadt dahin handeln. Noch mehr Nachtheil brachten der deutſchen Handlung die bald darauf folgenden Kriege der Dänen und Schweden über Liefland und Eſthland; brachten ihr die Streitigkeiten, die zu Nowgorod zwiſchen ihren Handelsbedienten und den Ruſſen vorfielen. Die hanſiſchen Kaufleute wurden mehr als einmal zu Nowgorod in Verhaft genommen, oder zum Abzuge genöthigt. Die Haupturſache dieſer Uneinigkeit gaben die engliſchen Tücher ab, die durch Schleichhandel aus Preußen und Liefland nach Rußland gingen. Dieſe Tücher hatten nicht allein in der Länge und Breite ein volleres Ellenmaaß als die deutſchen, ſondern ſie übertrafen dieſelben auch an innerer Güte. Dies bewirkte, daß die Ruſſen alle Tücher, die den engliſchen nicht gleichkamen, als unecht verwarfen. Dabey litten nun nicht allein die niederländiſchen, ſondern auch die brandenburgiſchen Tuchweber, welche Rußland und die nordiſchen Staaten bisher mit Tuchwaaren verſorgt hatten. Ein großes Unglück für die Hanſe war auch die durch den Zar Iwan Waſiljewitſch I. gewaltſam ausgeführte Eroberung der Stadt Nowgorod. Der Zar zerſtörte bey dieſer Gelegenheit das Comtoir der hanſiſchen Kaufmannſchaft, und dieſe mußte ſich ihre Freyheit mit einer ungeheuren Menge von Gold und Silber erkaufen. Nun wurde zwar zehn Jahre hernach der Hof zu Nowgorod und die hanſiſchen Handelsfreyheiten wieder hergeſtellt; dieſes gute Vernehmen dauerte aber nicht lange. Der König Johann II. von Dänemark, der unverſöhnlichſte Feind der deutſchen Hanſe, ſchloß mit dem Zar von Rußland ein Bündniß, welches die Abſicht hatte, Liefland und Finnland anzugreifen, und den Handel der Hanſe nach Nowgorod völlig zu hemmen. Die Gelegenheit zur Ausführung derſelben gaben einige liefländer, die ſich an einigen Ruſſen vergriffen, die gegen den Zar ſelbſt einige unbeſonnene Reden ausgeſtoßen hatten. Iwan Waſiljewitſch rächte ſich deswegen an den deutſchen Kaufleuten zu Nowgorod. Er ließ neun und vierzig derſelben ins Gefängniß werfen, und ihnen alle ihre Waaren wegnehmen. Der Auslöſungswerth derſelben betrug, nach des Zars Rechnung, auf dreymal hundert tauſend Gulden; die Hanſe ſelbſt aber ſchätzte ihn auf eine Million. Seit dieſem unglücklichen Vorfalle hörte der Nowgorodſche Handel völlig auf, und der Pleskowſche gerieth in Verfall. Die Hanſe verließ ihre dortigen Niederlagen, und behielt bloß zu Nowgorod noch zwey Handelshäuſer [b]). Jetzt zogen die liefländiſchen Städte den ganzen Handel dieſer Gegend an ſich.

1477

1487

1493

1494

in England,

5. Der Handel der Hanſe wurde aber nicht allein im Oſten, ſondern auch im Weſten eingeſchränkt. Schon ſeit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts beſchifften die Britten die Oſtſee häufig, fügten ſie durch ihre Capereyen in der Oſtſee der Hanſe vielen Schaden zu. Die Hanſe brauchte zwar alle Vorſicht, ihren Handelsverſuchen Einhalt zu thun; ſie machte eine ſcharfe Verordnung bekandt,

b) Fiſcher, S. 345. u. f. w.

kandt, vermöge derer kein hanſiſcher Bürger mit den Engländern Gewerbe treiben, oder engliſche Tücher und Waaren in irgend eine Hanſeſtadt einführen ſollte, ſie bewirkte aber dadurch weiter nichts, als daß die dadurch beleidigten Engländer den Hanſeſtädten alle ihre Freyheiten in London entzogen, und daß die hanſiſchen Kaufleute daſelbſt in große Verlegenheit geriethen. Mit vieler Mühe brachten es die Städte Hamburg, Lübeck und Danzig, in Verbindung mit dem Hochmeiſter von Preußen, dahin, daß alle neue Auflagen abgeſchafft, die Beſchwerden abgeſtellt, und die Privilegien der Hanſe auf ewig beſtätigt wurden; doch machte man dabey zur Bedingung, daß die engliſchen Kaufleute in den Städten der Oſtſee die Rechte genießen ſollten, die ſie ſeit langer Zeit gehabt hätten, und daß die Hanſe die Mitglieder ihrer Handelsgilde in England nicht vermehren ſollte. Zwey Bedingungen, die den Abſichten der Hanſe ſehr wenig angemeſſen waren, und die deswegen auch nur ſchlecht beobachtet wurden. Man wollte unter andern den Verkauf der engliſchen Tücher in den Hanſeſtädten durchaus nicht geſtatten. Die Engländer wurden darüber ſo aufgebracht, daß ſie alle hanſiſche Schiffe, die ihnen begegneten, feindlich behandelten, daß ſie ſich mehr als ſiebzig Raubſchiffe hielten, die in kurzer Zeit vier lübiſche und verſchiedene preußiſche Schiffe auf der Fahrt nach Frankreich wegnahmen. Doch die Hanſeſtädte rüſteten eine Flotte aus, welche dieſer engliſchen Caperey bald ein Ende machte. Es ſchien nunmehr, als wenn der hanſiſche Handel in England von neuem wieder aufblühen würde. Der König Eduard IV. rief die entflohenen Kaufleute der Hanſe wieder in ſeine Staaten zurück, beſtätigte ihnen ihre alten Gerechtigkeiten, und verſprach ihnen ſeinen Schutz. Die Vortheile deſſelben raubte ihnen aber der zwiſchen Eduarden und Heinrichen VI. ausgebrochne innerliche Krieg, bey dem die Hanſe, ſo wenig ſie auch Partey nahm, auf ſiebzig Schiffe verlohr, deren Werth ſelbſt vom Parlament in England auf zweymal hundert tauſend Pfund Sterlinge geſchätzt wurde. England erbot ſich zwar zum Vergleiche, und ſchickte deswegen Geſandten nach Hamburg; noch ehe aber dieſe Unterhandlungen einen glücklichen Ausgang erreichten, ward durch einen unglücklichen Zufall alles wieder verdorben. Die Leute von vier engliſchen Schiffen hatten den däniſchen Statthalter auf Island, der ihnen von ihrem dortigen Fiſchfange zu viel Zoll abgefordert hatte, ermordet, und die ganze Inſel verwüſtet. Der König Chriſtian I. von Dänemark ließ ſie deswegen auf dem Rückwege aus Preußen wegnehmen. In England behauptete man nun, dies wäre auf Veranlaſſung der Hanſe geſchehen. Man bemächtigte ſich daher aus Rache aller hanſiſchen Güter auf dem Stallhofe, man erwürgte die Kaufleute, und nur Cöln, die Nebenbuhlerin Lübecks, blieb von dieſem Sturme nicht nur befreyt, ſondern erhielt auch den ausſchließenden Beſitz des Stallhofes und der hanſiſchen Vorrechte. Die Hanſe verbot hierauf von neuem, engliſche Güter und Waaren in den Hanſeſtädten einzuführen, und da die Stadt Cöln dieſes Verbotes nicht achtete, ſo wurde ſie förmlich aus dem Bunde geſtoßen. Die Hanſe kündigte nun den Engländern Krieg an. Zwar litten die Lübecker einigen Verluſt, und ihr Geſchwader, welches die flandriſchen Handelsſchiffe bedecken ſollte, ſtrandete zum Theil, und zum Theil gerieth es durch Ungeſchicklichkeit der Seeleute den Engländern in die Hände; deſto beſſer aber glückte es den Hamburgern und Bremern, die in England landeten, große Verwüſtungen

1437

1462 und 1463

1467

1470

1472

anrichteten, und die gefangnen Engländer an die Mastbäume aufhingen. Den gröſten Schaden aber that den Engländern der Danziger Seeheld, Paul Beneke, der ihnen nicht nur viele Schiffe, und unter andern den St. Thomas, mit dem sie die ganze hanſiſche Seemacht aufhalten wollten, wegnahm, ſondern der ſich auch aller ihrer Güter auf neutralen Schiffen bemächtigte. Nun ſehnten ſich die Eng-
1474 länder immer mehr nach dem Frieden. Carl der Kühne vermittelte ihn zu Utrecht. Der König von England räumte den hanſiſchen Kaufleuten nicht nur ihre vorigen Handelsfreyheiten wieder ein, ſondern erließ ihnen auch hundert tauſend Pfund Sterling von den gewöhnlichen Abgaben, um ſie wegen der geraubten Schiffe zu entſchädigen. Die Hanſe bekam auch die Freyheit, die Rheinweine ſowol im Groſſen als im Kleinen in allen britiſchen Staaten zu verkaufen; dagegen erhielten auch die Engländer den freyen Handel in Preußen und in allen Ländern der Hanſe, und es war ſchon ſchlimm genug, daß ſie Nebenbuhler der hanſeatiſchen Kaufleute blieben. Es war leicht vorauszuſehen, daß das gute Vernehmen zwiſchen beiden nicht lange beſtehen konnte. Die Engländer äußerten den Wunſch, einen eignen Activhandel zu beſitzen, und der Hanſe ihre Handelsvortheile abzugewinnen, gar zu lebhaft. Sie ſuchten beſonders dem nordiſchen Handel der Hanſe Eintrag zu thun. Dabey ließen ſie der hanſiſchen Niederlage zu London ſo viele Bedrückungen widerfahren, daß die deutſchen Kaufleute beynahe gezwungen waren, ſich wegzubegeben. Kurz, die Engländer waren nun im Handel der Hanſe völlig gleichgeſtellt, und dieſe hatte nunmehr einen groſſen Theil ihres einſeitigen Activhandels verlohren c).

in Frankreich, 6. Ihrem Handel mit Frankreich drohete auch ein Unglück, welches ſie
1409 aber noch glücklich abwendete. Schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts hatte nemlich der König Carl VI. von Frankreich den Kaufleuten zu Paris ein Privilegium ertheilt, welches dem Handel der Auswärtigen Gränzen ſetzte. Es ſollte vermöge deſſelben niemand, als nur ein Bürger, oder ein Mitglied der daſigen Kaufmannſchaft, zu Paris eine Waarenniederlage halten dürfen. Natürlich wurde hierdurch auch der Handel der deutſchen Hanſe in Frankreich eingeſchränkt; da ſie nun zugleich von den franzöſiſchen Freybeutern im Canale viel Ungemach erfahren
1483 mußte, ſo ſuchte ſie endlich durch ein mit dem König Ludewig XI. errichtetes Vereinigungsbündniß ſich von dieſen Unannehmlichkeiten zu befreyen. Ludewig beſtätigte den hanſeatiſchen Kaufleuten nicht nur alle Freyheiten, die ihnen ſeine Vorfahren verliehen hatten; er geſtand ihnen unter andern auch zum Vortheile ihres Handels das Unterthanenrecht zu. Dieſes ſo herrliche Privilegium ſchützte ſie aber doch nicht gegen die franzöſiſchen Caper, die ihre Schiffe noch eben ſo gut wie ehedem beraubten. Indeſſen führten die hanſeatiſchen Kaufleute beſonders mit franzöſiſchem Salze einen ſehr einträglichen Handel. Sie verſorgten mit demſelben nicht nur die nordiſchen Reiche, ſondern auch ſelbſt manche Provinzen in Frankreich. Oft brachten ſie eben daſſelbe Salz, das ſie da hergeholt hatten, heimlich wieder dahin, weil ſie es, ihrer Zollbefreyung wegen, wohlfeiler als die mit groſſen Abgaben beſchwerten Eingebohrnen geben konnten. Zuweilen kamen die Schiffe mit Ballaſt, Stein und Sand belaſtet aus Deutſchland an, und fuhren mit Wein, Salz und Getreide beladen wieder ab, und verſahen mit dieſen Producten den nordöſtlichen Theil von Euro-

c) Fiſcher, S. 390–407.

Digitized by Google

Europa. Uebrigens hatten die Franzosen gern mit deutschen Kaufleuten zu thun, denn sie forderten erstlich nicht so hohe Zinsen, als die italienischen Wechsler, sodenn verfuhren sie auch unter allen Handelsnationen am redlichsten und aufrichtigsten. Ehrlichkeit und Treuherzigkeit trugen zur Ausbreitung des deutschen Gewerbes sehr viel bey, und eben diese Tugenden waren es, die in der Folge die Ausdehnung des englischen Handels so sehr beförderten [b]).

7. Niemand aber schränkte den Handel der eigentlichen Deutschen lebhafter ein, als ihre Brüder, die Niederländer, deren von dem Schutze des burgundischen Hauses begünstigte Emsigkeit ihr Land zu einem der fruchtbarsten, reichsten und schönsten in Europa umschuf. Die Niederländer hatten besonders von dem veränderten Waarenzuge des levantischen Handels großen Vortheil. Die levantischen Waaren wurden jetzt nicht mehr durch Rußland nach den deutschen Handelsstädten gebracht; sie gingen vielmehr auf venedischen, genuesischen und pisanischen Schiffen nach Brügge und Antwerpen. Von da wurden sie meistens auf dem Rheine nach Deutschland verschifft. Die hansischen Schiffe verführten sie aus ihrer brüggischen Niederlage nach den nordöstlichen Gegenden Deutschlands, und in die nordlichen Staaten. Die levantischen Waaren kamen also nicht sowol aus Oberdeutschland über Augsburg und Nürnberg nach Braunschweig, und so weiter nach den Seestädten, als daß sie, gerade umgekehrt, aus Lübeck, Hamburg und Bremen herauf nach Braunschweig und Lüneburg, oder seitwärts auf der Achse über Soest dahin gingen, und nun, über Erfurth und Naumburg, nach Obersachsen, Franken, Böhmen und Oestreich versendet wurden [c]). Die Waaren, die man dagegen aus Deutschland nach den Niederlanden ausführte, bestanden in Kupfer, Stahl, Eisen, Messing, leinewand, Hanf, baumwollenen Zeugen, Zwiebelsaat, Salpeter, Schießpulver, Rheinwein, Harnischen, Kesseln, Pfannen, und Nürnberger kurzen Waaren. Aus der Ostsee lieferte die Hanse Flachs, Hanf, Wachs, Pech, Theer, Pottasche, Holz, Getreide, Talg, Rauchwerk, Ankertaue u. s. w. [f]). Die hanseatischen Schiffe brachten diese deutschen und nordischen Producte selbst nach den niederländischen Häfen, und holten auch die levantischen Waaren daselbst ab. Seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts suchten sich aber die Niederländer einen Antheil am nordischen Activhandel zu verschaffen. Sie benutzten in dieser Absicht die Verlegenheit, in welche der König Erich VIII. von Dänemark im Kriege mit der Hanse gerieth. Sie standen demselben mit Kriegsschiffen bey, und dieser räumte ihnen dagegen verschiedene Handelsfreyheiten ein. Die Niederländer wollten sich hierdurch gleichsam von der Hanse absondern. Die Hanse, die sich im ausschließenden Besitze des nordischen Handels, und in der Herrschaft über das baltische Meer durchaus zu erhalten suchte, erlaubte nicht nur ihren Unterthanen, gegen einzelne holländische und seeländische Seefahrer allerley Räubereyen und Gewaltthätigkeiten auszuüben, sondern verbot auch, niederländischen Schiffen nach Liefland Waaren anzuvertrauen, und untersagte den Fremden, besonders aber den Holländern, die russische Sprache in Liefland zu erlernen. Wie aber alles dieses nicht hinlänglich wirkte, glaubte sich die Hanse sogar berechtigt, allen Handel zu

in den Niederlanden. 1403 1440

b) Fischer, S. 407 – 413. c) Fischer, S. 417. f) Fischer, S. 416.

Digitized by Google

Waſſer und zu lande nach Holland zu ſperren, und ihre Caper fügten den Holländern für funfzig tauſend Gulden Schaden zu. Da ſie nun den holländiſchen Städten keine Schadloshaltung zugeſtehen wollte, ſo rüſteten dieſelben eine Flotte aus,
1441 welche die hanſeatiſchen Schiffe in groſſes Gedränge brachten. Sie nahmen unter andern in der Bucht von Biſcaya eine ganze hanſiſche Flotte weg. Die Hanſe mußte nachgeben, und die holländiſche Schifffahrt dehnte ſich ſeitdem über alle Meere
1461 aus, und in der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts beſaßen die Holländer bereits einen größern Handel in den nördlichen Staaten, als die hanſiſchen
1479 Kaufleute ſelbſt, und achtzehn Jahre ſpäter mußte die Hanſe der Stadt Amſterdam, und den übrigen holländiſchen Städten, ein wechſelſeitiges freyes und ungehindertes Gewerbe zugeſtehen [g]).

Reichthum der deutſchen Bergwerke.

8. Wenn auch der Handel der Deutſchen, beſonders derer, die an der Oſtſee wohnten, in dieſem Zeitraume hier und da eingeſchränkt wurde, ſo hob ſich dagegen das Gewerbe andrer in der Mitte des landes, und der Reichthum der Nation hat im Ganzen gewiß mehr ab-, als zugenommen. Eine Hauptquelle deſſelben machten die ergiebigen Silberbergwerke aus, die man in verſchiedenen deutſchen Staaten mit ſo vielem und ſo glücklichem Eifer baute. Schon lange war der Reich-
1471 thum der meißniſchen Erzgebirge berühmt, als man das ſchneebergiſche Silberbergwerk entdeckte, welches das Erzgebirge gleichſam zum deutſchen Peru umſchuf. Dieſes Bergwerk lieferte in den erſten dreyßig Jahren nahe an dreymal hundert und fünf und zwanzig tauſend Centner Silber; alſo ein Jahr ins andre gerechnet über zehn tauſend acht hundert und dreyßig Centner [h]). Aber man fand auch das Silber in großen Klumpen und gediegen. Ein ſolcher Silberklumpen, der zur Tafel gehauen war, hatte einen ſo großen Umfang, daß der Herzog Albrecht mit ſeinem
1477 ganzen Gefolge daran ſpeiſen konnte. Er gab vier hundert Centner feines Silber, aus welchen achtzig tauſend Mark, oder nach unſerer Rechnung achtmal hundert tauſend Speciesthaler gewonnen wurden [i]). Verſchiedene Zechen gaben, der Verſicherung eines der erſten Fundgrübner zufolge, ſo reichhaltiges Erz, daß die Hälfte Silber daraus geſchmolzen werden konnte, und ein zwickauiſcher Bürger, Sebaſtian Römer, ſoll aus der einzigen Georgenzeche mehr als eine halbe Million, nach rheiniſchen Goldgülden berechnet, an Ausbeute bekommen haben [k]). Auch in den ſüdlichen Gegenden des Erzgebirges, zu Glashuth und Schreckenberg, zeigten ſich verſchiedene ergiebige Erzadern [l]). In der Grafſchaft Mannsfeld wurden die Schieferbergwerke mit außerordentlichem Vortheile gebaut. Man gewann aus dem Schiefer, in geringen Jahren, acht bis funfzehn tauſend Centner, in beſſern Zeiten achtzehn, zwanzig bis dreyßig tauſend Centner. Die goßlarſchen Bergwerke waren

g) Fiſcher, S. 427. 431.

h) Fiſcher, S. 481. Nach Albins Berechnung (in ſeiner meißniſchen Bergchronik) wurde in den erſten 79 Jahren ſoviel Silber gewonnen, daß man, eins ins andre gerechnet, auf jeden Tag anderthalb Millionen rechnen konnte. Dabey mag denn aber unſtreitig eine Null wenigſtens zuviel ſeyn. Doch ganz außerordentlich reich war die Ausbeute anfangs gewiß. Glafeys Kern der ſächſ. Geſch. S. 134. Man vergl. Klotzſch churſ. Münzgeſch. 1, 176.

i) Georg. Agricola in Bermanno, cap. XXIII. Es mag bey dieſer Geſchichte viel Uebertriebenes ſeyn. Klotzſch, S. 182. Hungers Geſch. der Abgaben in Sachſen, S. 14.

k) Klotzſch, S. 176.

l) Fiſcher, S. 481.

Digitized by Google

waren auch wieder in Gang gebracht. Auf dem schlesischen Riesengebirge gab es Goldminen, welche selbst den Reichthum der böhmischen übertrafen. In Salzburg kamen schon seit dem vierzehnten Jahrhundert die Bergwerke zu immer größerer Aufnahme. Sie waren so ergiebig, daß sie in Zeit von zwey hundert Jahren an vierzig Millionen an Gold und Silber lieferten; die Bergwerke des benachbarten Tyrols trugen zur Befestigung der östreichischen Macht nicht wenig bey. Anfangs wurden sie jedoch am meisten von Ausländern benutzt. So handelten z. B. viele fremde Kaufleute den Einwohnern zu Rathenberg ihre äußerst reichen Silberbergwerke ab. Tyrol hatte überhaupt einen ganz unerschöpflichen Reichthum an Gold und Silber, und man hielt besonders die Gegend um die Etsch für die allgemeine Goldquelle von Oberdeutschland. Kurz, unser Vaterland stand auch in Ansehung des Bergsegens damals keinem andern lande nach. Italien, Frankreich und Spanien empfingen ihr Silber aus den Händen deutscher Kaufleute. Die Engländer holten es aus Deutschland ab, und führten es nach den Niederlanden. Dänemark und Norwegen erhielten alles ihr gemünztes Geld von den nächstgelegenen Hansestädten. Die deutschen Bergleute waren so berühmt, daß König Heinrich VI. von 1452
England verschiedene derselben aus Meißen, Oestreich und Böhmen kommen ließ, um seine Erzgruben anzubauen. Ein deutscher Bergmann lehrte auch die Schottländer ihre Erzgänge benutzen, und weil die meisten Bergwerksausdrücke der Franzosen deutschen Ursprungs sind, so vermuthet man mit Wahrscheinlichkeit, daß auch die ersten Bergleute in Frankreich Deutsche gewesen seyn mögen. Nimmt man nun alle diese bekandten Nachrichten von damaligen Bergwerken zusammen, und erwägt man dabey, daß wir vielleicht von manchen noch keine Kenntniß haben, so muß man in der That das damalige Deutschland für das Mexico und Peru dieser Zeit erklären m).

9. Eben dieser Silberreichthum Deutschlands mußte sein gemänztes Münzwesen.
Geld außerordentlich vermehren, und manche Veränderung im Werthe desselben veranlassen. In Ansehung der Goldgülden war schon zu Ruprechts Zeit zwischen ihm und den rheinischen Churfürsten, imgleichen einigen Reichsstädten, ein Münzvergleich geschlossen worden, vermöge dessen der Goldgulden zu 22 Karath fein, also zu 66 Stücken auf die Mark, ausgemünzt werden sollte. Alle oberländische und niederdeutsche Städte nahmen diesen Münzfuß an. Münzvergleiche und Münz- 1409
verordnungen thaten aber, damals so wenig als jetzt, allem Münzbetruge Einhalt. Da nun Kaiser Siegmund mit geistlichen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt war, um den Verwirrungen im Münzwesen vorzüglich Aufmerksamkeit widmen zu können, so bewiesen sich die vornehmsten Reichsfürsten in diesem Puncte desto eifriger n). Sie hatten aber hierzu um so mehr Ursache, da Siegmund selbst zu Frankfurth und Basel zu geringhaltige Gulden ausprägen ließ. Gegen das Ende seiner Regierung behauptete sich doch noch die goldne Münze bey neunzehn Karathen. In Ansehung der Silbermünze glaubte man aber schon damals, daß sie, wegen des in 1437
Deutschland so mannigfaltigen locals, nicht wohl auf ein allgemeines Korn gebracht werden könne, und daß man sie daher der Redlichkeit eines jeden Münzherrn überlassen müsse; doch behielt sich der Kaiser das Recht vor, die darwider handelnden

Fälle

m) Fischer — S. 489. n) Häberlin, VIII, 478.

Fälle ernſtlich zu beſtrafen. So kurze Zeit Siegmunds Nachfolger, Albrecht II, regierte, ſo wenig entzog er doch dem Münzweſen ſeine Aufmerkſamkeit. Er erneuerte daher nicht nur Siegmunds letzte Verordnung; er vermehrte ſie noch mit neuen Zuſätzen; er ſetzte, was das wichtigſte war, auf die Ausprägung ſchlechter und geringhaltiger Münzen, wodurch der gemeine Mann betrogen würde, den Verluſt der Rechte, Freyheiten und Privilegien, die ein Münzſtand vom Reiche beſäße. So nachdrücklich dieſe Drohung klang, ſo wenig that ſie Wirkung, und die Reichsfürſten brachten auf den vielen Reichstägen unter Friedrichs III. Regierung auch die Unordnungen im Münzweſen zuweilen in Erinnerung; aber es ging in dieſer Angelegenheit, ſo wie in allen andern, die man unter Friedrich III. in Vortrag brachte. Die Reichsſtände mußten ſich alſo ſelbſt zu helfen ſuchen. Sie errichteten deswegen Münzvergleiche, und ſie theilten ſich gleichſam in drey Parteyen, nemlich in Franken, in die Rheinländer, und in Sachſen. Jede derſelben nahm ihre eigne Münzverfaſſung an, die ſich zuweilen auch entlegenere Reichsſtände gefallen ließen. Alle dieſe Münzverfaſſungen erfuhren aber ſo häufige Veränderungen, daß ſich der Reichsmünzfuß dieſer Zeit im Allgemeinen unmöglich beſtimmen läßt o). Und wie war das auch möglich, da es der Münzherren ſo außerordentlich viele gab, und da die meiſten derſelben das Münzrecht nur des Vortheiles wegen ausübten. Sobald ein Nachbar ſeine Münze geringhaltiger ausprägte, ſo ſetzte er den andern in die Nothwendigkeit, den innern Werth ſeiner Münze gleichfalls zu verringern, oder in die Gefahr, ſeine Unterthanen durch fremdes Geld betrogen zu laſſen. Dieſer prägte alſo auch lieber ſchlechter, und ſo zog ein böſes Beyſpiel das andre nach ſich. Eben dieſer Veränderlichkeit des Münzfußes wegen, läßt ſich aber auch in Anſehung der damaligen und der jetzigen Preiſe nicht gut eine Vergleichung anſtellen. Daß übrigens dieſe Preiſe von den jetzigen nicht gar ſehr verſchieden geweſen ſind, das ſieht man aus dem Lohn, den die ſächſiſche Landesordnung vom Jahr 1482 verſchiedenen Claſſen vom Geſinde beſtimmt. Ein Schirrmeiſter, der das Geſchirr ſelbſt verfertigte, bekam vermöge derſelben 4 Schock neuer Groſchen, ein Pflugtreiber 2 Schock 40 Groſchen, eine Köchin oder Käſemutter 1 Schock 40 Groſchen, eine Großmagd 1 Schock 20 Groſchen, eine andre Magd 1 Schock 10 Groſchen, eine Küchenmagd 1 Schock, ein Taglöhner mit Koſt wöchentlich 9, ohne Koſt aber 16 Groſchen. Weiß man nun, daß um dieſe Zeit 40 leichte Groſchen 54 der unſrigen gleichkamen, ſo erhielt z. B. der Taglöhner damals wöchentlich 21 Groſchen unſeres Geldes, und jetzt bekömmt er nicht viel mehr. Daraus läßt ſich nun auf den Preis der Lebensmittel und andrer Bedürfniſſe ſchließen. So koſtete im Jahr 1495 ein Ochſe 24 Fl., ein Schwein 6, ein Kalb 2 Fl. 8 Gr., ein Malter Hafer 2 Fl., ein Eimer alter Wein 7½ Fl. u. ſ. w. p) Doch waren, wegen der in dieſem Zeitraume ſo häufig eingefallnen Theurung, die Preiſe ſehr veränderlich q).

10. Bey

o) Häberlin liefert von S. 487 bis 510 ein umſtändliches und weitläuftiges Verzeichniß von den Münzveränderungen der drey erwähnten Parteyen, welches aber nicht eher Nutzen haben kann, als bis ein gründlicher Münzkenner die Ueberſicht deſſelben durch Tabellen erleichtert.

p) Hunger, S. 23. 35.

q) So koſtete z. B. im Jahr 1481, in der Gegend von Halle, der Scheffel Weizen 8, das Korn 6, und der Hafer 4 Groſchen, und nach Martini 1484 fielen, nach einer vorhergegangnen großen Theurung, die Getreidepreiſe zu Halle

10. Bey einer Nation, die Handel und Bergwerke schon so sehr bereichern, wie es damals mit den Deutschen der Fall war; bey einer solchen Nation müssen die Künste, welche den frohen Genuß des Lebens befördern, geschätzt und begünstigt werden. Daß diese Bemerkung auch durch die Erfahrung des funfzehnten Jahrhunderts bestätigt wird, das kann uns schon die Kunstgeschichte einer der vornehmsten und mächtigsten der damaligen deutschen Städte, der Stadt Augsburg, beweisen. Das große und volkreiche Augsburg war nunmehr nicht nur auf obrigkeitliche Kosten gepflastert; es wurde auch bereits eine ausführliche Bauordnung eingeführt und bekandtgemacht, und es waren schon damals einige Mitglieder des Raths und einige Werkleute dazu verordnet, die unter den Bürgern entstandenen Baustreitigkeiten zu entscheiden. Solche Verordnungen zeugen aber nicht allein von einer guten Policey, sondern auch von einer besondern Aufmerksamkeit für die Baukunst. In diesem Zeitraume wurde zu Augsburg auch die prächtige Kirche zu St. Ulrich und Afra neugebaut, und man verwendete auf den Bau derselben, der, des herrschenden gothischen Geschmackes ungeachtet, eine auffallende Größe verräth, beynahe ein halbes Jahrhundert. Derjenige, der ihn vollendete, war Burchard Engelberger, von Hornberg aus dem Wirtembergischen gebürtig; eigentlich weiter nichts als ein Steinmetz und Werkmeister, der aber noch mehrere Beweise seiner großen Erfahrung im Bauwesen ablegte. Der große Münsterthurm zu Ulm befand sich dergestalt schadhaft, daß er einzustürzen drohete. Unter den vielen Meistern, die man darüber zu Rathe zog, wußte oder wagte es keiner zu helfen. Nur Engelbergers Geist erschrack vor der gefahrvollen Unternehmung nicht. Er unterbaute den alten Grund mit neuen Pfeilern unter der Erde, unterstützte den Untersatz rings umher, und setzte hierdurch die ganze Last fester. Dafür bekam er von dem Rathe zu Ulm vier hundert Gulden zum Geschenke, und ein jährliches Gnadengeld von funfzig Gulden r). Daß man aber in Augsburg damals nicht nur ansehnliche Gebäude aufführte, sondern sie auch durch Mahler und Bildhauer verzieren ließ, das sieht man daraus, daß sie und die Glaser, die gemeiniglich Glasmahler waren, eine Gesellschaft errichtet hatten, in die sie in der Folge auch die Goldschläger aufnahmen, weil sie ihnen die Materie zu ihrer Vergoldung verfertigten. Von ihrer Kunst und ihrem Geschmacke findet man in Augsburg noch hin und wieder Denkmäler, welche aber insgesammt einerley Fehler in Ansehung der Zeichnung und Zusammensetzung, nebst einem auffallenden Mangel historischer Kenntnisse, verrathen. Eben dieses bemerkt man auch an den Glasgemählden aus diesen Zeiten, welche die Wappen der Stifter, Heiligenbilder u. s. w. zwar in den schönsten Farben, aber ganz ohne Würde, darstellen. Unter die vorzüglichsten Verfertiger derselben gehörte der ältre Hans Holbein, ein gebohrner Augs-

Baukunst.

1493

Mahlerey.

Halle so sehr, daß man den Scheffel Weizen um 4, den Rocken um 3 Groschen, den Haser um 12 Pfennige, und die Gerste um 2 Groschen kaufen konnte. Fischer, S. 494. In Meißen stieg der Getreidepreis im Jahr 1491 in wenig Monaten von 4 bis auf 60 Groschen. Hunger, S. 40.

So ansehnlich die Gebäude waren, die man damals schon in Deutschland aufführte, so waren doch, wie es scheint, die Glasfenster noch ziemlich selten. Wie hätte es sonst Aeneas Sylvius ums Jahr 1458 noch zur größten Pracht der Stadt Wien rechnen können, daß die meisten Häuser Glasfenster hatten? Beckmanns Technologie, S. 241.

r) v. Stettens Kunstgesch. S. 87. 90-92.

Augsburger, der aber mehr durch ſeines vortrefflichen Sohnes, als durch ſeine eigne Geſchicklichkeit berühmt geworden iſt. Zu ſeinen Zeiten lebte auch der Mahler Gumpolt Gültlinger, der fürwahr kein ſchlechter Mahler geweſen ſeyn muß, da er für den einzigen St. Michaelsaltar in der Ulrichskirche vier hundert Gulden bekam. Zugleich ſieht man daraus, wie ſehr die Augsburger damals ſchon die Kunſt ſchätzten [s]). Doch die großen deutſchen Mahler brachte erſt das folgende Jahrhundert hervor.

Tonkunſt. Die Tonkunſt ſcheint ſchon in dieſem Zeitraume einige Verbeſſerungen erfahren zu haben. Sie fand in den Niederlanden, und beſonders an dem Hofe Carls des Kühnen, und hernach Maximilians I, mächtige Verehrer und Beſchützer, hauptſächlich aber hob ſich die Kirchenmuſik. Die Augsburgiſche Singſchule zu St. Anna beſitzt noch jetzt eine Sammlung von Cantionen und Motetten zu vier Stimmen ohne Inſtrumente, welche die berühmteſten niederländiſchen Kirchencomponiſten dieſer Zeit zu Verfaſſern haben, und durch die Jahrzahl 1458 bezeichnet ſind. Nun wurde auch der Gebrauch der Orgeln immer allgemeiner. Die neuerbauete Ulrichskirche zu Augsburg bekam 1492 eine Orgel, die aber doch nur höllerne Pfeifen hatte, und nicht mehr als hundert und ſieben Gulden koſtete [t]). Wahrſcheinlich war dieſe Orgel von keinem Augsburger verfertigt worden, indem noch zwanzig Jahre hernach ein Niederländer die Orgel für die Annencapelle baute.

11. Wenn aber Augsburg damals auch noch keinen beſondern Orgelbauer hatte, ſo beſaß es doch viele geſchickte Künſtler von andrer Art. Schon 1460 be-

Uhrmacher. fand ſich unter ſeinen Bürgern ein Uhrmacher. Doch gab es eigentlich damals noch keine Künſtler, welche die Verfertigung ſolcher Maſchinen zu ihrem einzigen Geſchäfte machten. Es war vielmehr ein freyes Gewerbe. Schlöſſer, Büchſenmacher, Windenmacher und Ringmacher durften gleichfalls große und kleine Uhren verfertigen, und erſt nach 1500 wurden die Kleinuhrmacher eine eigne Kunſtgenoſſenſchaft. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts gab es auch ſchon kleine tragbare Uhren, welche nicht nur die Stunden, und den lauf der Planeten, imgleichen die Feſte anzeigten, ſondern auch zu rechter Zeit ſchlugen. Solche Uhren kennen wenigſtens ſchon die Italiener. Dieſe Uhren waren aber noch immer von den Taſchenuhren verſchieden, die Peter Hele zu Nürnberg ſoll erfunden haben, und die man deswegen nürnbergiſche lebendige Eyer nennte [u]). Unter die vorzüglichſten Künſt-

Gold- und Silberarbeiter. ler Augsburgs gehörten auch die geſchickten Goldarbeiter, die zwar ſchon im vierzehnten Jahrhundert eine eigne Geſellſchaft errichtet hatten, aber keine zunftmäßige Geſellſchaft, und die ſich durch ſchöne Bildhauer- und Bildgießerarbeit in den augsburgiſchen Kirchen ein rühmliches Andenken ſtifteten. Ein ſolcher Goldarbeiter, Peter Rempting, verfertigte für die Domkirche zu Augsburg einen Altar, drey hundert und dreyßig Mark ſchwer, auf dem die Leidensgeſchichte Chriſti abgebildet war. Von Georg Seld, dem Vater des nachmaligen berühmten Reichsvicekanzlers Georg Siegmund Selds, rühren zwey dergleichen Kunſtwerke in der Ulrichskirche her; erſtlich

s) v. Stetten, S. 268. 272/275.

t) von Stetten, S. 524. 159. Ein Deutſcher, Namens Bernhard, vermehrte 1472 zu Venedig die Orgel mit dem Pedale. Fiſchers Handelsgeſch. I, 506. War dies damals überhaupt eine neue Erfindung, oder war ſie es nur zu Venedig?

u) Beckmanns Geſchichte der Erfind. 1782, Th. I, S. 177.

Digitized by Google

lich eine vier und zwanzig Mark schwere Monstranz von Silber, welche drey hundert Gulden kostete, und 1489 verfertigt wurde, und denn eine zwey und funfzig Pfund schwere Bildsäule des heiligen Symberts vom Jahr 1493 [r]). Aehnliche künstliche Bearbeiter des Metalls waren die Plattner, oder die Professionisten, welche die Harnische von Eisenblech verfertigten. Der Harnisch machte in jenem Zeitalter den vornehmsten Zierath eines Mannes von Adel aus. Der Fürst oder der Edelmann von Vermögen ließ sich also einen kostbaren und künstlichen Harnisch verfertigen; entweder mit getriebenen Bildern, oder mit künstlich gestochener und mit Gold eingelegter Arbeit, auch öfters vergoldet, oder doch mit feinen Vergoldungen ausgeziert. Die Arbeiten der augsburgischen Plattner wurden ganz vorzüglich geschätzt [s]). Manche Künste wurden damals noch nicht besonders getrieben. Die Silberarbeiter gaben z. B. zugleich Stempelschneider und Silberstecher ab. Als Stempelschneider wurden sie bey der Münze gebraucht, wo sie zugleich auch Münzmeister und Münzwardeins vorstellten. Freylich hat sich bey dieser Gelegenheit ihre Kunst nicht von der vortheilhaftesten Seite gezeigt; denn man wußte lange nichts von gehärteten Stempeln, von Streckwerken, Anwürfen und dergleichen Maschinen mehr; das meiste wurde durch den Hammerschlag verrichtet. Doch schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts findet man die Münzkunst verbessert, findet man die Stempelschneiderkunst zu Bildnissen veredelt. Die meisten Stücke dieser Art wurden aber noch nicht geprägt, sondern gegossen [t]).

Plattner.

Stempelschneider.

12. Sobald man statt des Metalls eine hölzerne Tafel wählte, um erhabenstehende Abbildungen auf derselben hervorzubringen, sobald entstanden Holzschnitte. Die ersten Holzschnitte brauchten aber vielleicht die Kartenmacher. Die Spielkarten, die zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts bereits in deutschen Stadtgesetzen verboten wurden [u]), kamen schon im Jahr 1300 nach Deutschland [v]). Um eben diese Zeit erscheinen sie zuerst in italienischen Nachrichten, und französische Geschichtbücher erwähnen derselben erst beym Jahre 1361. Aber in Spanien waren sie schon eher bekandt. Wahrscheinlich sind also die Spanier unter allen Europäern die ersten gewesen, die mit Karten spielten. Sie nennen die Karten Naipes, ein Name, dem man einen arabischen Ursprung beylegt. Die Spielkarten wären also, eben so wie das Schachspiel, von den Arabern, denen wir Europäer so manches zu danken haben, zuerst nach unserm Welttheile gebracht worden. Aber auch die Araber sollen das Kartenspiel nicht zuerst erfonnen haben. Man hält es vielmehr für eine orientalisch persische Erfindung, die aber, auf verschiedenem Boden, freylich viele Abändrungen erfahren hat. Die vornehmste Idee, welche bey demselben zum Grunde liegt, ist, so wie beym Schachspiele, vom Kriege entlehnt. Dies beweisen schon die Figuren der alten italienischen Trappolierkarte, die aus König, Reiter und Fußknecht bestanden. Die galanten Franzosen vertauschten den Reiter mit der Dame. Die Spanier nahmen die Dame gleichfalls in ihr Nationalspiel auf. Aber die Italiener, die es mit keiner Parten verderben wollten, vermehrten die Bil-

Ursprung der Holzschnitte und Spielkarten.

r) v. Stetten, S. 464. 465.
s) v. Stetten, 490.
t) v. Stetten, S. 499.
u) Band II, S. 562.
v) Vielleicht brachten sie die deutschen Kriegsleute, welche den Kaiser Heinrich VII. nach Italien begleiteten, mit zurück. Breitkopf am a. O. S. 35.

Digitized by Google

der ihres vaterländischen Spieles, des Taroks, lieber noch mit einem. Die Deutschen allein behielten, wie sichs von ihrer Denkungsart schon erwarten läßt, die ganze kriegerische Idee des Originalspieles bey, und machten aus den Bildern den König, Ober und Unter, oder den General, den Ober- und den Unterofficier, welche ehedem auch Ober- und Untermann genennt wurden. Die vier Farbenblätter stellten, wie man vermuthet, ihrer orientalischen Erfindung nach, die vier Stände des Volkes vor. Die Italiener bezeichneten sie durch spade, cope, denari und bastoni. Die spade oder Degen bedeuteten den Adelstand, die cope oder Becher den geistlichen Stand, die denari oder Münzen den bürgerlichen oder Nahrungsstand, die bastoni oder Stöcke den Dienst- oder Bauernstand. Bey den Franzosen stellt Pique, die Spitze einer Lanze oder Pike, das Gewehr des Ritters, den adelichen Stand vor; Coeur zielt auf das untadelhafte Herz des geistlichen Standes; Treffle, Klee oder Futterkraut, zeigt den Nahrungsstand an, und Carreau, die Spitze eines Pfeils, bedeutet den Dienststand, oder den geringsten Knechtstand, aus welchem der gemeine Soldat oder Bogenschütz genommen ward. Die Farbenblätter der deutschen Volkskarte haben eben denselben Grund der Entstehung. Schellen, ehemals der Schmuck der Fürsten, bezeichnen den adlichen Stand; Herzen und Grün entsprechen dem französischen Coeur und Treffle; und Eicheln oder Eichenholz stellt den Knechtstand vor, der zur Arbeit gebraucht wird. Ob aber diese Veränderungen der Farben von den Franzosen erfunden, oder nur den Spaniern nachgemacht worden, das wird sich nur schwer bestimmen lassen. Die Nationalspiele der Spanier, das l'Hombre und Quadrille [c]), zeigen zwar sowol nach dem Namen des Spiels, als nach den Hauptblättern desselben, den tiefsinnigen und vom Rittergeiste beseelten Character der Spanier an, die Nation blieb aber in andern Dingen der alten Sitte zu sehr getreu, als daß man die Veränderung in Ansehung der Figuren nicht lieber den Franzosen zueignen sollte. Unter den deutschen Nationalspielen ist das Landsknechtsspiel das älteste. Der Name Landsknecht bezeichnete ehedem einen Soldaten; dies leitet auf die Vermuthung, daß dieses Spiel entweder von Kriegsleuten erfunden, oder doch wenigstens zuerst gespielt worden sey. Die Spielkarten wurden anfangs gemahlt. Die ersten, welche die Holzschneidekunst bey den Spielkarten in Uebung brachten, waren unstreitig die Deutschen [d]). Schon 1418 gab es zu Augsburg einen Kartenmacher, und vielleicht war es eben diese Stadt, wo die Kunst der Formschneider und Briefmahler, d. i. Kartenmacher, ganz vorzüglich getrieben wurde [e]).

13. Ein

c) Quadrille bezeichnete bey den Ritterspielen eine Anzahl von Rittern, die zusammen eine Bande ausmachten. Matadoros heißen die Sieger. — Die Namen der Trümpfe im l'Hombre beweisen, daß die Erfindung älter als die Veränderung der Farben ist, und daß man es zuerst mit der Trappolierkarte gespielt hat. Aus Spade As ward die Spadiglia; Bastoni As verwandelte sich in Basta; das rothe (Denari) As oder Punct hieß point, die ponto. Breitkopf, S. 34. 35.

d) Breitkopf am a. O. — S. 45.

e) Jene schnitten die Formen, mit welchen man die Figuren auf die Karten druckte, in Holz, diese illuminirten die Karten, die man Briefe nennte. — Noch um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts wurden die Karten aus deutschen Fabriken durch ganz Italien bis nach Sicilien verschickt. Breitkopf, S. 35.

Digitized by Google

13. Ein sinnreicher Kopf unter den Briefmahlern gerieth vielleicht auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, ob er nicht Heiligenbilder mit eben der Kunst, wie seine Kartenkönige und Wenzel, machen könnte, und die ältesten Zeugnisse von Holzschneidergeschicklichkeit beweisen, daß ihnen gar bald das Eine so gut als das Andre gelungen seyn mag. So wenig sich aber die ältesten Kartenblätter bis auf unsere Zeiten erhalten haben, so selten sind natürlich auch andre Abdrücke von Holzschnitten dieses Zeitalters f). Die Formen oder Holzschneider schnitten in ihre Formen auch die Namen der Könige, und andrer Personen, die durch jene Figuren sollten vorgestellt werden. Mit den Figuren wurden also auch die Namen abgedruckt, so wie man schon lange einzelne Personennamen vermittelst der Siegel abgedruckt hatte. So wie man aber einen Namen abdrucken kann, so kann man mehrere Wörter oder ganze Zeilen auf das Papier bringen. Ein Geistlicher oder auch wol ein speculativer Holzschneider kam daher auf den Einfall, erst einzelne, dann mehrere Figuren, die eine ganze Geschichte vorstellten, aus der Bibel oder aus dem Leben der Heiligen, mit den dazu gehörigen Namen, und in der Folge auch mit kurzen Sprüchen oder Versen, auf eben die Art abzudrucken. Die Ideen zu solchen Holzschnitten gaben ohne Zweifel Geistliche, und vermuthlich Franciscaner und Dominicaner, die sich in jenen Zeiten den Unterricht des Volkes vorzüglich angelegen seyn ließen, an die Hand. Sie selbst entlehnten diese Ideen höchst wahrscheinlich von den Bildhauerfiguren und Gemählden, besonders aber von den Fenstergemählden, mit welchen damals die Kirchen und Klöster reichlich versehen waren. Nachdem man nun eine Zeitlang erst einzelne Namen und Wörter, dann kurze Sprüche und Verse vermittelst hölzerner Formen gedruckt hatte, so war der Uebergang zu Formen, welche ganze Seiten eines Buches auf das Papier oder Pergament bringen könnten, gar nicht schwer. Man schnitt nunmehr zu jeder Seite eines Buches eine eigne Form, und man druckte also zuerst mit feststehenden Buchstaben. Man druckte auch nur auf Einer Seite eines jeden Blattes; denn weil die Presse noch nicht erfunden war, so bediente man sich zum Abdrucke anfänglich des Reibens, mit welchem man über das auf die Form gelegte Blatt herfuhr, um es an die Form dergestalt anzudrücken, daß es die auf sie aufgetragene Farbe annehmen mußte. Man richtete daher bey den ersten Versuchen die Blätter so ein, daß beym Binden immer zwey gedruckte und zwey weiße Seiten gegen einander über kamen. Dies verschaffte die Bequemlichkeit, daß man die beiden weißen Seiten zusammenkleben, und den Uebelstand, beym Umschlagen zwey weiße Seiten zu finden, vermeiden konnte g).

Ursprung der Buchdruckerkunst.

14. Vielleicht trieb man diese Kunst, ganze Bücher abzudrucken, einige Zeit hindurch als ein Geheimniß, weil man sich die auf diese Art entstandenen Copieen als Handschriften wollte bezahlen lassen. Und so geht es ganz natürlich zu, daß sich die Namen der Holzschneider, bey welchen die Buchdruckerkunst gleichsam in der Wiege lag, verlohren haben. Aber wie unvollkommen war auch diese Art von Buchdruckerkunst! Zu einem einzigen Buche gehörten eine ganze Menge Formen. Wie wenn man jeden Buchstaben einzeln, und in großer Anzahl ausschnitt, um ihn

Guttenberg druckt zuerst mit beweglichen Buchstaben.

f) v. Stetten S. 366-369.
g) Hegewischs deutsche Culturgesch. bis zu Max. I, S. 150-155.

Digitized by Google

niehrmals zuſammenſetzen zu können? Wie wenn man die Schrift anſtatt des Reibens mit einer Preſſe auf das Papier brächte, und ſo alsdenn beide Seiten deſſelben bedrucken könnte? Dies dachte ſich zuerſt Johann Guttenberg von Maynz ſo lebhaft, daß er ſich an die Ausführung wagte, und durch gerichtliche Zeugniſſe iſt es dargethan, daß er ſchon im Jahr 1439 zu Strasburg mit der Anlegung einer Druckerey, wozu eine Preſſe und bewegliche Buchſtaben gebraucht werden ſollten, beſchäfftigt war. Einen ſolchen Beweis hat man von keinen andern h), für die man auf die Ehre dieſer großen Erfindung Anſpruch machen will; hat man beſonders auch nicht von dem Harlemmer Koſter, der erſt hundert und zwanzig bis dreyßig Jahre hernach, und zwar durch Tradition, als der Erfinder derſelben auftritt. Ob Guttenberg ſeine Druckerey zu Straßburg zu Stande brachte, darüber fehlen uns die Nachrichten; wahrſcheinlich gelang ihm aber die Sache damals noch nicht, und es ſcheint, als wenn er, ſeine Erfindung zu vollenden, erſt auf mehrern Geldvorrath hätte denken müſſen i). Denn elf Jahre hernach finden wir ihn in Maynz, 1450
wo er mit einem wohlhabenden Goldſchmied, Johann Fauſt, in Verbindung trat. Fauſt ſchoß Guttenbergen acht hundert Gulden vor, und dieſer verſetzte ihm dafür ſeinen ganzen Apparat. Dieſer muß doch auch wol einen dieſer Summe einigermaßen angemeſſenen Werth gehabt haben. Und dann lieh der Goldſchmied Fauſt dem Buchdrucker Guttenberg nach und nach noch ſo viel, daß endlich die ganze Schuld, die Zinſen von zwey Jahren dazugerechnet, zwey tauſend und zwanzig Gulden betrug. Würde nun wol Fauſt ſo viel gewagt haben, wenn er die Erfindung nicht immer mehr zur Vollkommenheit hätte gedeihen ſehen? Hölzerne Lettern konnten ſchwerlich einen ſolchen Aufwand erfordern. Auch weiß man ganz gewiß, daß Guttenberg zu ſeiner Arbeit Bley brauchte, daß ein Goldſchmied dabey beſchäfftigt war. Höchſtwahrſcheinlich dachte alſo Guttenberg ſchon auf metallne Lettern, die, wie Kenner dieſer Art von Künſten vermuthen, gegoſſen waren. Hierzu war ihm aber ein Metallarbeiter unumgänglich nöthig; nöthig war er ihm aber auch, um das zu den Lettern ſchickliche Metall zu finden. Fauſt nahm alſo nicht allein durch ſein Geld, ſondern auch durch ſeinen Kopf an der Erfindung Antheil. Zur Geſellſchaft der beiden edlen Männer trat nun noch ein dritter, Peter Schöffer aus Gernersheim, der ſich zu Paris mit Bücherabſchreiben beſchäfftigt hatte, und der nunmehr, man weiß nicht in welcher Eigenſchaft, in Fauſts Dienſte ſtand. Auch dieſer Mann muß ſich bey der Ausbildung der Erfindung ſehr thätig bewieſen haben; denn Fauſt nahm ihn nicht nur in die Geſellſchaft auf, er gab ihm nicht nur ſeine Toch-

h) Begewiſch, S. 155. Koſter druckte nur mit unbeweglichen Buchſtaben. Ein Nachahmer deſſelben war der Augsburger Georg Schapf, der ſchon 1448 ein chiromantiſches Werk mit vielen Figuren, welches unter andern die Wolfenbüttelſche Bücherſammlung aufbewahret, vollendete. v. Stetten, S. 31. Die Niederländer erzählen von Lorenz Janſen Koſtern, daß er ſich ſchon 1428 ſowol der geſchnittenen bleyernen und zinnernen Buchſtaben, als der ſchwarzen Druckfarbe bedient, aber noch keine Preſſe gehabt habe. Tozens Geſch. der Niederlande im 34ſten B. der A. W. H., S. 76.

i) Der Erzählung zufolge, die der berühmte Abt Tritheim dem Peter Schöffer ſelbſt zu danken hatte, war Guttenberg, nachdem er faſt ſein ganzes Vermögen auf ſeine Erfindung gewendet hatte, aus Unmuth ſchon im Begriffe geweſen, die ganze Sache wieder aufzugeben; aber Fauſts Rath und Geldvorſchüſſe halfen ſie ihm zu Stande bringen. Begewiſch, S. 162.

Digitized by Google

Tochter zur Gattin, sondern er ließ es auch geschehen, daß Peter Schöffer in dem ersten Buche, was sie druckten, als Miturheber der neuen Kunst genennt wurde. So waren es also Guttenberg, Faust und Schöffer, welche die Ehre der Erfindung mit einander theilten. Guttenberg konnte Fausten die vorgeschossene Summe nicht wieder bezahlen; er mußte, wie man vermuthet, demselben seinen ganzen Apparat abtreten, und Faust sah sich dadurch zwey Jahre hernach im Stande mit dem ersten 1457
gedruckten Buche, dem Psalter, ans licht zu treten. Guttenberg, der, wie man
glaubt, nicht zum besten wirthschaftete, gerieth nach der Trennung in solche Dürf-
tigkeit, daß ihn drey Jahre vor seinem Tode der Churfürst Adolph von Maynz von 1465
Mitleid gerührt an seinen Hof nahm, und ihm seinen Unterhalt gab. Während
daß also Guttenberg entweder aus Geldmangel, oder aus Nachlässigkeit seine Erfin-
dung nicht benutzte, erndteten Faust und Schöffer die Früchte derselben durch ihre
schlaue Eigennützigkeit und ihr kluges Betragen ein. Faust brauchte, von seiner
Kunst allen Vortheil zu ziehen, alle Vorsicht, sie als ein Geheimniß für sich zu be-
halten [f]). Daher legte er allen, die in seiner Officin arbeiteten, den Eid der Ver-
schwiegenheit auf; daher gab er, durch diesen Eid noch nicht genug gesichert, seiner
Officin eine solche Einrichtung, daß seine Arbeiter nicht herauskommen konnten, daß
sie wie Sclaven darin verwahrt wurden. Nur des Grafen Adolphs von Nassau
Ueberrumpelung der Stadt Maynz öffnete ihren Kerker. Auf einmal zogen nun 1462
viele Buchdruckergesellen aus Maynz aus, zerstreuten sich nicht nur in Deutschland,
sondern auch in Frankreich und Italien, und benutzten ihre in Fausts Officin erwor-
bene Kenntnisse, um nun selbst die Vorsteher einer Druckerey abzugeben. So be-
kamen Augsburg [i]), Nürnberg und andre Städte wenig Jahre hernach ihre
eigne Pressen [m]).

15. Die Erfindung, die Abschrift eines Bogens in wenig Stunden mehrere hundert ja tausendmal zu vervielfältigen, ist unstreitig eine der wichtigsten, welche der menschliche Geist jemals hervorbrachte. Sie ist es, die den Verfasser eines Buches in den Stand setzte, sein Werk in kurzer Zeit unter eine große Anzahl von Lesern zu vertheilen; sie ist es, die dem wißbegierigen Leser die Gelegenheit verschafft, sich mit weniger Mühe und ungleich geringeren Kosten, als vor ihrer Erfindung dazu erfordert wurden, eine Büchersammlung anzulegen [n]). Ohne diese edle Kunst wäre manches nützliche Buch nicht gelesen, aber auch manches nicht geschrieben worden. Die ersten Buchdrucker, die zugleich Verleger waren, wollten von ihrer Kunst den möglichst größten Vortheil ziehen. Sie sannen also auf solche Werke, welche dem Geschmacke der damaligen noch sehr eingeschränkten Leserwelt am meisten angemessen waren; auf Andachtsbücher, oder auf solche Bücher, die auch dem rohesten Menschen

Folgen der Buchdruckerkunst.

f) Er gab seine ersten gedruckten Bücher zu Paris für Manuscripte aus, und zog davon einen außerordentlich großen Gewinst. Fischer, II, 502.

i) Der erste Augsburgische Drucker, Bemmler, war ein Mahler, der schon 1466 eine Bibel soll gedruckt haben. v. Stetten, S. 34. Gewisser aber ist es, daß Günther Zainer schon 1468 zu Augsburg druckte, und seit 1482 besaß daselbst Hans Schönsperger eine Druckerey, welche sich durch den vortrefflichen Druck des Theuerdanks verewigte. Breitkopf, S. 103.

m) Hegewisch.

n) Die Bibliothek, die der Churfürst Ludewig von der Pfalz 1421 der hohen Schule zu Heidelberg schenkte, bestand nur aus hundert und zwey und funfzig Bänden. Fischer, S. 502.

Digitized by Google

ſchen Unterhaltung und Vergnügen gewähren; auf Reiſebeſchreibungen, Geſchichtbücher, Kräuterbücher, Calender mit Geſundheitsregeln, mit Nachrichten von Sonnen- und Mondfinſterniſſen, und andern Begebenheiten am Himmel. Dies waren ungefähr die erſten Gattungen von Büchern, die für das Volk gedruckt wurden [o]. Da, ſo lange noch kein Buchhandel den Abſatz der Bücher erleichterte, manches gute Buch in manche vom Druckorte entlegene Gegend Deutſchlands nur ſehr einzeln hinkam, ſo mußte bey einem gewinnſüchtigen Buchdrucker ſehr leicht der Gedanke entſtehen, durch die Vervielfältigung eines Exemplares von einem ſolchen Werke ſich nicht nur um ſeine Landsleute verdient zu machen, ſondern auch, was das wichtigſte war, einen reichlichen Gewinn zu ziehen. So entſtanden ſchon frühzeitig Nachdrucker, und ſo ſahen ſich ſchon frühzeitig rechtmäßige Verleger in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich durch kaiſerliche Privilegien gegen die Verletzung ihres Verlagrechtes zu ſchützen [p]. Schon lange vor der Druckerey war es den Fürſten oft nicht gleichgültig, was in ihrem Staate für Bücher geleſen wurden. Schon die erſten chriſtlichen Kaiſer verboten ketzeriſche Bücher, oder verurtheilten ſie wol gar zum Feuer. Schriftſteller überreichten ihre Bücher vor der Bekandtmachung ihren Obern zur Beurtheilung. Hauptſächlich geſchah dieſes von Geiſtlichen; theils ſich wider alle Angriffe zu ſichern, theils um Päbſten und Biſchöfen ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Daß ſie es aus Pflicht gethan haben, das läßt ſich nicht beweiſen. Erſt ſeit der Erfindung der Druckerey, druckte man den Büchern nicht nur die Bewilligung der Obern bey, ſondern man machte es auch zum Geſetze, kein Buch ohne Cenſur zu drucken. Vermuthlich war es die Furcht der Geiſtlichen vor Büchern, die Religionsaufklärung bewirken könnten, welche die Einführung der Büchercenſur beſchleunigte [q].

Urſprung des Nachdrucks und der Bücherprivilegien,

imgleichen der Büchercenſur.

16. Jemehr ſich die gedruckten Bücher vervielfältigten, jemehr wurde der Druck und der Verlag der Bücher ein wichtiger Handelszweig, jemehr gab er für viele leute ein Mittel des Erwerbes ab. Schriftgießer, Papiermüller, Buchbinder nährten ſich jetzt immer reichlicher, und vermehrten ſich eben deswegen immer ſtärker. Papier von Lumpen war das für die Beförderung der Buchdrucker unentbehrlichſte Bedürfniß. Auf Pergament oder Baumwollenpapier [r] zu drucken, würde die Bücher

Einführung des Leinenpapiers.

o) Hegewiſch, S. 168.

p) Pütters Schrift: der Büchernachdruck, nach echten Grundſätzen des Rechts geprüft, 1774, in 4to. imgl. Beckmanns Geſch. d. Erf. I, 86. u. f. f und Meuſels Beyträge zur Erweiterung der Geſchichtk. II, 95:114. Das eigentliche Alter, und der wahre Urſprung der Bücherprivilegien iſt noch unbekandt, und wird es vielleicht auch immer bleiben. Indeſſen hat man doch ſchon Bücherprivilegien von 1489 und 1490 entdeckt. Meuſels hiſt. litt. bibl. Mag. I, 206.

q) Schon 1479 wurden zu Cöln zwey Bücher mit öffentlicher Cenſur gedruckt, und ſchon 1486 gab der Erzbiſchof Bertold von Maynz ein die Büchercenſur betreffendes Mandat. Beckmann am a. O. S. 95. u. f. f. Der Papſt Alexander VI. befahl zuerſt bey Strafe des Bannes, kein Buch ohne vorgängige Cenſur eines Biſchofs zu drucken. Hegewiſch, S. 172.

r) Das Baumwollenpapier, eine aſiatiſche Erfindung, brachten die Araber im achten Jahrhundert nach Europa. Es wurde aus roher Baumwolle verfertigt. Zu Anfang des neunten Jahrhunderts war es ſchon in Deutſchland bekandt, wo man es griechiſches Pergament nennte. Es iſt dem Leinenpapier ſo ähnlich, daß es ſich nur ſchwer von demſelben unterſcheiden läßt. Zuweilen mögen, beſonders in der Folge, baumwollen und leinen Stoff vermiſcht worden ſeyn. Breitkopf, S. 46. 48. 51. 89.

Digitized by Google

Bücher zu kostbar gemacht haben. Zum Glücke war man schon seit länger als hundert Jahren auf den Einfall gerathen, Papier von leinenen Lumpen zu verfertigen. Weder der Urheber noch der eigentliche Zeitpunct dieser Erfindung sind bekandt. Es gab damals noch keine Journale und Zeitungen, die, so wie in unserm Jahrhunderte, jede selbst noch so kleine Erfindung und ihren Urheber für die Nachwelt aufzeichnen. Mancher glückliche Kopf, den vielleicht der Zufall auf eine für das Menschengeschlecht wohlthätige Erfindung leitete, wurde daher kaum den Leuten in seinem Geburtsorte bekandt, und oft nach funfzig oder hundert Jahren, oft wenn sein Name und die Zeit wieder vergessen war, gelangte seine Erfindung endlich zur Bekandtschaft des Publicums. In Deutschland wurde das Lumpenpapier schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gebraucht [e]), und Augsburg war der Ort, wo man viel früher, als in andern deutschen Städten, sich des Papiers bediente, und wo man es vielleicht auch eher machen lernte. Die Veranlassung hierzu verschaffte vermuthlich die viele Leinewand, die zu Augsburg gewebt wurde [f]). Indessen läßt sich doch die Anlegung der ersten augsburgischen Papiermühle nicht mit Gewißheit bestimmen. Desto zuverläßiger ist die Nachricht von der ersten nürnbergischen Papiermühle, die der Rathsherr Ulmann Stromer anlegte. Er 1390
versah dieselbe mit einer Menge Arbeiter, unter welchen sich auch Italiener befanden. Alle diese Arbeiter mußten sich auf ihre Lebenszeit durch einen Eid verbindlich machen, das Papiermachen weder andre zu lehren, noch selbst für andre Papier zu machen. Einer derselben, Georg Thiermann, gelobte diese Bedingung nur auf zehn Jahre an; nach deren Verlauf sollte es ihm erlaubt seyn, für sich Papier zu machen, und Lehrlinge anzunehmen, aber durchaus für keinen andern. Die italienischen Arbeiter schworen noch ganz besonders, daß sie in allen deutschen Ländern diesseits der Alpen das Papiermachen niemand lehren, auch für niemand Papier machen, noch durch Anweisung, Rath und Hülfe etwas dazu beytragen wollten, daß jemand anders, als Stromer, italienische Papiermacher in seine Dienste bekäme. Diese von Stromern angelegte Mühle setzte schon im ersten Jahre durch zwey Räder achtzehn Stampfen in Bewegung. Stromer verlangte nun gleich ein drittes Rad. Die Italiener versagten ihm aber dazu nicht nur ihre Hülfe, sondern sie verhinderten auch vorsetzlich den Gang vieler Stampfen, um wenig Papier zu liefern. Sie suchten ihn dadurch zu zwingen, noch mehr Italiener kommen zu lassen; sie wollten ihm die Mühle abpachten; sie boten ihm einen jährlichen Pacht von zwey hundert Gulden, und Papier noch oben drein. Der dadurch zwischen Stromern und seinen italienischen Papiermachern entstandene Streit hatte den Ausgang, daß Stromer die Italiener in den Thurm sperren ließ, und ihnen einen 1391
neuen Vergleich und Eid abnöthigte. Es wurde dabey ausgemacht, daß sie mit den beiden deutschen Papiermachern, Kles und Thiermann, welche Stromer bereits vor ihrer Ankunft angenommen hatte, nicht weiter in Verbindung stehen sollten. Vermuthlich erzeugte also Handwerkseiferſucht diese Bedingung. Diejenigen, welche die

e) Dies beweisen Kaufbeurische Urkunden vom Jahre 1318. Daß es zu Nürnberg vom J. 1319 vorkommen soll, ist noch zweifelhaft. Breitkopf, S. 96. 97. 125.
f) v. Stetten, S. 27 – 29.

die erſte nürnbergiſche Papiermühle anlegten, waren alſo nicht lauter Italiener. Es befanden ſich unter ihnen auch Deutſche; doch dieſe konnten vielleicht das Papiermachen ſchon in Italien erlernt haben. So viel beweiſet Stromers Vorſicht in Anſehung der italieniſchen Papiermacher doch immer, daß die Italiener die Papiermacherkunſt damals am beſten müſſen getrieben haben, und daß ſie damals in Deutſchland noch wenig, oder gar nicht bekandt war. Noch einige dreyßig Jahre ſpäter ließ die Stadt Görlitz ihr Papier von Venedig kommen, und das Buch koſtete bis zum Jahr 1426 noch drittehalb böhmiſche Groſchen, welche ungefähr den Werth von dreyzehn Conventionsgroſchen haben [u]). Welch ein ungeheurer Preis für die damaligen Zeiten! Wäre die Papiermacherkunſt in Deutſchland ſchon häufig getrieben worden, ſo hätte man es fürwahr nicht aus Italien dürfen kommen laſſen.

1470 Baſel ſoll zur Anlegung ſeiner erſten Papiermühle ſogar Gallicier gebraucht haben [r]).

Zu Augsburg beſaß der durch den herrlichen Druck des Theuerdanks berühmte Hans
um 1482 Schönſperger eine eigne Papiermühle, die ſich durch gutes, weißes und ſtarkes Papier empfahl. Solches Papier haben viele von den älteſten gedruckten Büchern. Je mehr aber gedruckt wurde, je weniger konnte man es in der Auswahl des Papieres ſo ganz genau nehmen. Es entſtand nun dünneres und zärteres Papier.

Bücherbände. Die auf daſſelbe gedruckten Bücher erforderten einen ſtärkern Einband, als die meiſtens auf Pergament geſchriebenen Manuſcripte, die man nur leicht zuſammenheftete, und in einen Umſchlag von Leder wickelte. Der feſtere Einband wurde theils von Holz, theils von dichter Pappe gemacht, und von außen mit erhabener Arbeit verziert. Dieſe erhabene Arbeit entſtand, indem man auf die mit Schweins- oder Kalbleder überzogenen Deckel, nach vorhergehender Zubereitung, und vermittelſt heißgemachter metallener Formen, allerley künſtliche Figuren und Zierathen aufprägte. Bald waren es Bilder von bibliſchen Perſonen, oder Heiligen, bald von Kaiſern und andern großen Herren, bald aber auch antike Gemmen, allegoriſche Statüen, oder hiſtoriſche Vorſtellungen, imgleichen Proſpecte von Städten und Gegenden. Nicht eher als mit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts fingen die Formſchneider die Gewohnheit an, ihre Namen und die Jahrzahl beyzuzeichnen [v]). Das Alter dieſer Art von Bücherbänden läßt ſich alſo ſchwerlich mit Gewißheit beſtimmen.

Der Buchdruckerkunſt Einfluß auf das Studium der Alten. 17. So entſtanden alſo die gedruckten Bücher, die in unſern Zeiten einen ſo wichtigen Zweig des menſchlichen Erwerbes ausmachen. Wie eifrig dieſer Erwerb ſchon frühzeitig getrieben wurde, das beweiſet die Buchdruckergeſchichte des funfzehnten Jahrhunderts. Unſtreitig konnten ſich manche Kenntniſſe jetzt ungleich ſchneller als ehedem verbreiten. Die alten Claſſiker, deren Studium den guten Geſchmack wieder herſtellte, würden ohne Druckerey lange nicht ſo häufig und ſo bald in Umlauf gekommen ſeyn. Zum Glücke mußte noch ein andrer Umſtand die Erlernung der wichtigſten Sprache des Alterthums, der griechiſchen Sprache, erleichtern. Das ehedem chriſtliche Conſtantinopel gerieth um eben die Zeit, da die Buchdruckerkunſt ihre Ausbildung erhielt, in die Gewalt der muhamedaniſchen Othmanen.

u) Deutſches Muſeum, 1777, S. 233. u. f. f.

r) Man vergl. jedoch Breitkopf, S. 72. 104.

v) Semlers Sammlungen zur Geſch. der Formſchneidekunſt in Deutſchland. Fiſchers S. 503.

Digitized by Google

manen. Mancher griechische Gelehrte rettete sich jetzt mit seinen Manuscripten von Classikern seiner Nation nach Italien, rettete sich zu den edlen Medicern, die ihm Schutz verliehen, die ihm seine Handschriften abkauften. Kluge Buchdrucker wagten es, diese Handschriften durch den Druck gemeinnützger zu machen. Man suchte aber auch die griechischen und lateinischen Codices aus den Winkeln der Klosterbibliotheken hervor. Je mehr man die griechischen und lateinischen Autoren druckte, je mehr wurden sie angeschafft und gelesen. Natürlich mußte dies das Studium der Sprachen, worin sie geschrieben hatten, befördern. Aber in keinem Lande wurde es damals eifriger getrieben, als in Italien. Hier war es, wo die lateinische Sprache nicht nur zu den wichtigsten geistlichen, sondern auch politischen Geschäften gebraucht wurde. Da nun damals die Deutschen aus allen Ständen, vom Fürsten an bis zum Canonicus herab, theils ihrer Geschäfte, theils ihres Vergnügens wegen, häufig nach Italien reiseten; da auch öfters angesehene Italiener an deutsche Höfe kamen, so wurde es für die deutschen Fürsten bald ein wichtiges Bedürfniß, Männer an ihren Höfen zu haben, die Deutschlands Ehre in diesem Stücke gegen die Welschen (so nennte man die Italiener) behaupten konnten *). Aber lange fiel es dem ehrlichen Deutschen schwer, dem feinern Italiener in Ansehung der Eleganz im Ausdrucke, der Annehmlichkeit in der Aussprache, und des Anstandes im Vortrage es gleich zu thun. Aller ihrer Bestrebungen ungeachtet, schalten die Italiener die Deutschen doch noch immer Barbaren, fanden sie ihre widrig klingende harte Aussprache, und ihre rohen Manieren unausstehlich. Aus diesem Grunde rieth man dem Grafen Eberhard von Wirtemberg, wie er nach Rom reisete, den jungen Reuchlin, der sich in Frankreich eine feinere Aussprache erworben hatte, mitzunehmen. Aber zum Unglück war der Rednerposten in seinem Gefolge schon besetzt, und Reuchlin begleitete den Grafen nur auf den Nothfall. Aber wie gut war es, daß er ihn begleitete! Der Pabst und seine Cardinäle konnten das, was Eberhards Redner bey der Audienz sagte, gar nicht verstehen. Jetzt mußte Reuchlin auftreten. Seine Rede wurde nicht nur verstanden, sondern auch mit Vergnügen und Beyfall angehört, und Reuchlin erwarb sich die ausgezeichnetste Achtung aller gelehrten Italiener. Die Deutschen wollten übrigens den Vorwurf einer schlechten Aussprache durchaus nicht auf sich ruhen lassen. Sie erklärten sie vielmehr für männlich. Auch mochte der Umstand, daß jeder, sowol der Italiener als der Deutsche, das lateinische, der Mundart seines Vaterlandes gemäß, ausspricht, die Unverständlichkeit der deutschen Redner größtentheils verursachen. Eben solche Vorfälle mußten aber für junge Leute von Fähigkeit ein Antrieb seyn, sich die Fertigkeit, gut und richtig latein zu sprechen und zu schreiben, zu erwerben. Die ersten Männer, die sich in Deutschland durch gute latinität auszuzeichnen suchten, waren nichts weniger als Pedanten; sie suchten und erlangten den Beyfall der großen Welt; ihr latein konnte ihnen damals den Weg zur ehrenvollen Aufnahme bey Hofe, zum vertraulichen Umgange mit den Großen bahnen. Wirklich erreichten einige diesen Zweck. Celtes, Peutinger, Cuspinian, Reuchlin, machten durch

Große Vorliebe für das Lateinische.

*) Es wurde alles so lateinisch, (sagt Spittler in der wirtemberg. Gesch. S. 75.) selbst am kaiserlichen Hofe so lateinisch, daß zuletzt auch jeder Ritter ein Doctor hätte werden müssen.

Digitized by Google

ihr Latein ihr Glück. Sie lebten in der großen Welt; man brauchte ſie zu wichtigen Geſchäften, und Fürſten ſuchten und liebten ihren Umgang a).

Neue Univerſitäten.

18. Daß aber die Fürſten nicht nur gute Lateiner, ſondern überhaupt die Gelehrten ſchätzten, das beweiſet ihr Eifer, die Anſtalten, wo Gelehrte gebildet werden, zu vermehren. Zu den im vorigen Zeitraume geſtifteten hohen Schulen kamen nun noch die zu Trier, Greifswald, Freyburg, Ingolſtadt, Tübingen
1450–1454 und Maynz hinzu. Die trierſche Univerſität war erſt einige Jahre lang ein Gymnaſium, welches aber Nicolaus V. zu einer aus allen vier Facultäten beſtehenden hohen Schule, welche alle Vorrechte und Freyheiten der cölniſchen Univerſität genießen ſollte, erhob. Das Canzleramt derſelben übernahm der Churfürſt und Erzbiſchof von Trier ſelbſt b). Die hohe Schule zu Greifswald hatte vermuthlich dem Umſtande, daß die Roſtockiſche auf einige Zeit hierher verlegt war, ihren Urſprung zu danken. Der Herzog Wratiſlaw von Pommern erſuchte den Pabſt Calixtus III. um die Erlaubniß dazu. Der Pabſt ertheilte ſie ihm aber nicht ſogleich. Er ließ durch den Biſchof von Brandenburg die Umſtände erſt genauer unterſuchen, und erſt, nachdem von dem Biſchof ein günſtiger Bericht eingelaufen war, gab er, des Widerſpruches der Roſtocker ungeachtet, zur Errichtung einer Univerſität zu Greifswalde ſeine Bewilligung. Dabey machte er es aber zur ausdrücklichen Bedingung, daß der Herzog die neue hohe Schule mit einem jährlichen Einkommen von tauſend Ducaten an unbeweglichen Gütern verſehen ſollte. Der Herzog erfüllte
1456 dieſe Bedingung noch vor der Einweihung; er verſchaffte ihr auch die kaiſerliche Beſtätigung. Zum Canzler derſelben wurde der Biſchof von Camin ernennt c).
um 1460 Die hohe Schule zu Freyburg verdankt ihre Stiftung dem Erzherzog Albrecht von Oeſtreich. Der Kaiſer Friedrich III. verbeſſerte und befeſtigte ihren Zuſtand, indem er ſie mit den Statuten, imgleichen mit einigen Profeſſoren der Wiener Univerſität verſah d). Zur Errichtung der hohen Schule zu Ingolſtadt hatte ſchon der Herzog Ludewig der Reiche von Bayern-Landshuth die päbſtliche Bewilligung erhalten; ſie wurde aber nicht eher als unter der Regierung ſeines Nachfolgers, des
1472 Herzogs Ludewigs, eingeweiht. Anfangs war ſie zwar gleichfalls in vier Nationen eingetheilt, nemlich in die bayriſche, rheiniſche, fränkiſche und ſächſiſche; dieſe wurden aber in der Folge wieder aufgehoben. Beſtändiger Canzler derſelben iſt der Biſchof von Eichſtädt, unter deſſen geiſtlicher Aufſicht Ingolſtadt ſteht e). Die Univerſität zu Tübingen erkennt den erſten Herzog von Wirtemberg f) für ihren Stifter. Eberhard erſuchte den Pabſt Sixtus IV. um die Erlaubniß, ſie errichten, und mit den Gütern verſchiedener Kirchen, und des Stiftes zu Sindelfingen ausſtatten zu dürfen. Der Pabſt trug es aber dem Abte zu Blaubeuren, und den Pröbſten zu Sindelfingen und Herrenberg auf, alle Umſtände erſt genauer zu unterſuchen. Zum Canzler wurde der Probſt an der Stiftskirche in Tübingen ernennt.

a) Hegewiſch, S. 185–187.
b) Häberlin, VIII, 385.
c) Häberlin, S. 336.
d) Häberlin, S. 388.
e) Häberlin, S. 319.
f) Damals noch Graf, und zwar der erſte Graf in Deutſchland, der ein ſolches Werk unternahm. Spittlers wirtemb. Geſch. S. 65.

Digitized by Google

nennt. Der Herzog ließ seine neue Universität g) auch vom Kaiser bestätigen, dessen Bestätigung sich doch vorzüglich nur auf die Professuren der weltlichen Rechte bezog. An einem Tage mit der tübingischen wurde die mayntzische hohe Schule eröffnet. Ihr Stifter war der Churfürst Diether. Das Recht, den Canzler zu ernennen, ertheilte Sixtus IV. dem Domküster zu Maynz h). 1484 1477

19. Der Pabst hatte also auf die Errichtung aller Universitäten dieses Zeitalters großen Einfluß. Ohne seine Einwilligung glaubte man durchaus keine stiften zu können. Hohe Schulen wurden also gleichsam als ein geistliches Institut betrachtet. Eben deswegen bekamen sie auch einen Bischof oder einen Prälaten zum Aufseher. Um die Erlaubniß des Reichsoberhauptes schien man sich wenigsten s anfangs gar nicht zu bekümmern. Friedrich III. war der erste, der als Kaiser Schulprivilegien ertheilte. Das erste Beyspiel gab die Universität zu Greifswald. Seine Bestätigung der tübingischen hohen Schule bezog sich vorzüglich nur auf die juristischen Lehrstellen. Auch der Stadt Lüneburg gab er die Erlaubniß, ein juristisches Collegium von zwey oder drey Doctoren zu errichten i). Von Rechtsschulen glaubte man also doch, daß sie ohne Bewilligung des Reichsoberhauptes nicht wohl bestehen könnten. Oefters bekamen die neuen Universitäten die Vorrechte und Freyheiten der hohen Schulen zu Paris und Bologna, und meistens wurde ihre Verfassung nach dem Muster der zu Paris eingerichtet. Der Pabst nennte sie in seiner Bewilligungsbulle ein Studium generale. Die Quellen ihrer Einkünfte waren theils noch sehr gering, theils noch sehr unsicher. Am besten waren die hohen Schulen zu Erfurth, Heidelberg, Leipzig und Tübingen k) ausgestattet. Die Rostockische büßte ihre vornehmsten Einkünfte sehr bald wieder ein, und gerieth darüber in Gefahr, völlig aufzuhören. Der Wirzburgischen wurden die bischöflichen Collectengelder und die erzpriesterlichen Gefälle zu ihrer Unterhaltung angewiesen; diese entsprachen aber ihrer Absicht so wenig, und der darüber zwischen der Geistlichkeit und der Bürgerschaft entstandene Streit wurde so lebhaft, daß die Professoren und Studenten Wirzburg verließen, und sich nach Erfurth wendeten. Die Wirzburgische Universität gerieth darüber auf eine lange Zeit ganz in Unthätigkeit l). Desto wirksamer zeigte sich die Erfurthische. Sie hatte damals gewöhnlich zwischen drey bis vier hundert Studierende, und im Jahr 1455 stieg die Anzahl derselben auf 538. Es befanden sich unter ihnen nicht nur viele Grafen, sondern auch Fürsten m). Unter die deutschen Universitäten dieses Zeitalters, die sich im blühendsten Zustande befanden, gehörte auch die Heidelbergische, für deren Aufnahme der berühmte

Einige allgemeine Betrachtungen über die damaligen Universitäten.

g) Der Herzog bediente sich bey der Errichtung dieser Universität des Rathes des berühmten Johann Reuchlins, der den ersten Professor der hebräischen und griechischen Sprache daselbst vorstellte. Spittler am a. O. S. 67.

h) Häberlin, S. 389–391.

i) Häberlin, S. 393.

k) Alle Einkünfte der neuen Universität zu Tübingen beliefen sich nicht höher, als auf zwey und funfzig Mark Silber, und davon sollten zehn Professoren und vier Magister der freyen Künste besoldet werden. Für den Professor des bürgerlichen und canonischen Rechts war die größte Besoldung 90 bis 100 Gulden, und wenn ihm sein Gehalt, der sich gewöhnlich nur auf 80 Gulden belief, so sehr erhöhet wurde, so geschah dies mit der Bedingung, daß er seine Lectionen immer selbst lesen, und nie einen Vicarius anstellen sollte. Spittler am a. O. S. 66.

l) Häberlin, S. 382.

m) Gesch. Thüringens, V, 140.

Digitized by Google

rühmte Churfürst Friedrich der Siegreiche so angelegentlich sorgte. Er bestimmte durch verschiedene Verordnungen ihre Policey, imgleichen den Gebrauch, den sie von der ihr von dem Churfürsten Ludewig geschenkten Bibliothek n) machen sollte, mit vieler Sorgfalt. Er besetzte ihre Lehrstellen mit den einsichtsvollsten und ansehnlichsten Männern. Die damaligen Rechtsprofessoren zu Heidelberg waren meistens keine Stubengelehrten, sondern erfahrne Staatsmänner, deren sich der Churfürst sowol im Cabinet, als zu Gesandtschaften bediente o). Aus ihrer Schule gingen der gelehrte Diether von Sickingen und andre große Männer aus, die sich unter des Churfürsten Philipps Regierung so auszeichneten. Bey solchen Umständen wird es höchst begreiflich, wie das Rechtsstudium auf deutschen Universitäten so frühzeitig blühen konnte. Andre, und besonders philosophische Wissenschaften, wurden mit desto geringerm Eifer getrieben p). Doch gab es um diese Zeit schon einige berühmte Lehrer der Mathematik, einen Georg Purbach, aus Oberöstreich, Lehrer der Mathematik zu Wien, und einen Johann Müller, der unter dem Namen Regiomontanus, von Königsberg, einem Städtchen in Franken, am meisten bekandt ist. Diese beiden Männer waren die ersten, welche astronomische Beobachtungen in Deutschland anstellten. Der Tübingische Professor der Mathematik, Stöffler, setzte durch seine Sündfluthsprophezeyungen ganz Europa in ein großes Schrecken q). Ein Beweis, daß es zu allen Zeiten Zieher gegeben hat, und daß auf den hohen Schulen noch nicht der Geist der Aufklärung herrschte. Die Abhängigkeit vom Pabste und das Mönchswesen drückten ihn noch mächtig nieder, und die damalige Art zu studiren war noch äußerst unzweckmäßig. Indessen fehlte es nicht an Personen, besonders unter den höhern und gesittetern Ständen, welche die damalige Universitätsbarbarey einsahen; fehlte es nicht an Männern, die auf Verbesserung der Schulen drangen, und, wenigstens ihrer eignen Ueberzeugung nach, auch bessere Lehrbücher schrieben. Einer der fleißigsten und fruchtbarsten Schriftsteller in diesem Fache war Jacob Wimpheling, der keinen Anlaß versäumte, der damaligen Welt seine Gedanken und Vorschläge mitzutheilen; der zu Heidelberg schon Schulcomödien aufführte, die aber wenig Witz und Geschmack athmeten r).

Die ersten deutschen Humanisten.

20. Ungleich wirksamer, den guten Geschmack, hauptsächlich vermittelst des Studiums der Alten, auf den deutschen Universitäten zu verbreiten, bewiesen sich Agricola, Celtes und Reuchlin, die drey Männer, die zuerst in Deutschland die

n) Diese Bibliothek bestand aus 152 geschriebenen Bänden, und zwar aus 89 theologischen, 7 aus den canonischen und 5 aus den bürgerlichen Rechten, 45 medicinischen, und 6 astronomischen und philosophischen. Hist. et comment. Acad. Elect. Pal. I, 407. seqq. Welch eine Universitätsbibliothek gegen eine Göttingische!

o) Zu ihnen gehörten der Wormsische Domcustos, Hans Ernst Landschad von Steinach, die beiden Canzler Johann Guldenkopf und Matthias von Rammungen, D. Ludewig zum Paradies, Peter Schwan von Wimpfen, und besonders der Professor des geistlichen Rechts, Johann von Landenburg, der 1453 zur Schliessung des Bündnisses mit Frankreich gebraucht wurde. Bremers Gesch. Friedrichs I, 525.

p) Aber auch mit ungleich geringerm Anschn, als die Theologie und Jurisprudenz. Die Artisten zu Tübingen (so nennte man die Philosophen) wurden, im Verhältnisse gegen die übrigen, nur als eine subalterne Facultät betrachtet. Sie hatten z. B. gar keinen Sitz und keine Stimme im academischen Senat. Sie durften auch nicht heirathen. Spittler, S. 66. 68.

q) Spittler, S. 67.

r) Hegewisch Cultургesch. S. 228.

Digitized by Google

die Muster der Alten mit glücklichem Erfolge nachahmten. Rudolf Agricola, auf einem Dorfe bey Gröningen von geringen Eltern gebohren, bildete sich auf der Universität zu Löwen, wo man schöne litteratur kaum dem Namen nach kennte, wo die Scholastik einen ihrer Hauptsitze hatte, durch eigne Lectüre der Alten. Am Hofe des Bischofs von Worms, eines Herrn von Dalberg, lernte er bey einem bekehrten Rabbi, den ihm sein gütiger Mäcen verschaffte, die hebräische Sprache, und zu Heidelberg, wohin er denselben öfters begleitete, hielt er Vorlesungen über die Alten, an welchen viele Geschmack fanden; aber leider konnten sie ihnen, der scholastischen lectionen wegen, nicht genug Zeit widmen. Alle Kenner zur Zeit der Wiederherstellung der alten litteratur, selbst Italiener und Spanier, betrachteten Reuchlinen als einen vorzüglich guten Kopf, der den alten Mustern am nächsten käme. Seine meistens prosaischen Schriften enthalten sehr lehrreiche recht gut gesagt. Conrad Celtes, eigentlich Meißel genennt, von Schweinfurth in Franken gebürtig, beförderte, wie er noch zu Heidelberg studirte, (vorher war er zu Cöln gewesen) eine gelehrte Gesellschaft, die sich die rheinische litterarische Societät [s]) nennte. Er besuchte hierauf auch die Universitäten zu Erfürth, Leipzig und Rostock, wo er durch seine Vorlesungen die Cultur der alten litteratur zu befördern suchte. Das hierdurch gesammelte Geld setzte ihn in den Stand, nach Italien zu reisen, und die größten Lehrer der alten litteratur daselbst zu hören. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland hatte er die Ehre, daß ihm Kaiser Friedrich III. selbst auf einem Reichstage zu Nürnberg die Dichterkrone aufsetzte. Er durchreisete hierauf 1487
ganz Deutschland, besuchte alle Universitäten, und sammelte nicht nur Urkunden und Schriften zur deutschen Geschichte, sondern auch Materialien zu einer Geographie von Deutschland, die, wie schon seine Beschreibung der Verfassung von Nürnberg beweiset, vortrefflich würde ausgefallen seyn. Zuletzt wurde er Bibliothecar und Professor der Dichtkunst zu Wien, wo, vermuthlich auf seine Veranlassung, eine fünfte Facultät für Poesie und Mathematik errichtet wurde. Diese Facultät (1501)
sollte aus zwey Poeten und zwey Mathematikern bestehen. Den Director sollte immer der erste Poet vorstellen. In der That ein sonderbarer Einfall, Mathematik und Poesie in eine Facultät zu vereinigen, und noch seltsamer, daß der Poet das Studium der Mathematiker dirigiren sollte. Zum ersten Präsidenten wurde Celtes ernennt. Ungleich mehr Nutzen stiftete er ohne Zweifel durch sein Herumreisen in Deutschland, bey welcher Gelegenheit er die Vorlesungen über die alten Classiker auf deutschen Universitäten in Gang brachte; stiftete er durch die Errichtung der rheinischen litterarischen Gesellschaft, von welcher er, wenn nicht der erste, doch der vornehmste und thätigste Urheber war [t]). Mitglieder dieser Societät, welche die Einführung eines bessern Geschmacks in den Wissenschaften beförderten, waren der Freyherr von Dalberg, nachmaliger Bischof zu Worms, der Freund unseres Celtes; (also schon vor drey hundert Jahren machten sich die Dalberge um die Aufklärung der Deutschen verdient!) ferner Rudolf Agricola, Johann Reuchlin, Bilibald Birkhaimer, der Cäsar seiner Zeit, und viele andre sowol durch ihren Stand und Rang, als durch ihre Gelehrsamkeit und Fähigkeiten ausgezeichnete Män-

s) Societas litteraria Rhenana.
t) Er stiftete auch eine celtische Societät. (Societas celtica) Pütters Hauptfaden, S. 389.

Männer. Derjenige unter ihnen, der die Einführung der hebräischen und griechischen Sprache auf deutschen Schulen beförderte, war Johann Reuchlin, ein Pforzheimer, der zu Paris, wohin er den jungen Markgrafen von Baden begleitete, um 1475 mit der griechischen literatur Bekandtschaft machte. Da man damals noch keine griechische Bücher druckte, und die griechische literatur in Frankreich doch schon viele Liebhaber gewann, so benutzte er das Abschreiben griechischer Bücher als ein Mittel des Erwerbes. Mit der Hoffnung, durch das Griechische sein Glück zu machen, kam er im zwanzigsten Jahre seines Alters ins Vaterland zurück. Den ersten Versuch machte er zu Basel; aber niemand hatte lust zum Griechischen. Was sollen wir damit? (sagte man) die Griechen sind ja Schismatiker. — Seiner fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, kehrte Reuchlin nach vier Jahren nach Frankreich zurück, wo er zu Orleans und Poitiers mit Beyfall lehrte, wo er seine Anfangsgründe der griechischen Sprachlehre herausgab. Sein Ruf erscholl bis ins Vaterland, wo ihn der Graf Eberhard von Wirtemberg zum lehrer an der neuen Universität zu Tübingen berief. Er begleitete hierauf den Grafen nach Italien. Nach seiner Rückkunft brauchte ihn Eberhard auch zu Staatsgeschäfften. Er schickte ihn unter andern an den Kaiser Friedrich III, der ihm den Adel ertheilte. Der Aufenthalt am Hofe desselben verschaffte ihm die Bekandtschaft mit dem jüdischen Hofmedicus. Diese Gelegenheit benutzte er, das Hebräische zu lernen, und nun suchte er die Erlernung desselben eben so eifrig, als das Studium des Griechischen zu befördern. Die politischen Geschäffte, worin er gebraucht wurde, verwickelten ihn aber in so verdrießliche Händel, daß er der Befriedigung seines Wunsches nicht eifrig genug nachstreben konnte. Doch bleibt ihm immer das Hauptverdienst, daß er zuerst einsah, wie wichtig es für einen Theologen ist, die Bibel in den Grundsprachen zu studieren; wie wichtig für den Philosophen, die Geschichte der griechischen Philosophie aus den Werken der Philosophen selbst kennen zu lernen; wie wichtig uns überhaupt die Griechen und Römer als Muster des Edlen und Geschmackvollen sind [u]).

Fortschritte in den besondern Wissenschaften. 1485

21. Diese drey edle Männer (Agricola war bereits gestorben) wirkten aber erst in der Zukunft, als ihr Beyspiel und ihre Schriften immer mehrere zur Nachahmung reizten, als ihre Schüler und Zuhörer sich immer weiter ausbreiteten. Die Scholastiker arbeiteten ihnen anfangs gar zu mächtig entgegen. Die platonische Philosophie konnte den herrschenden Aristoteles noch immer nicht von den Schulen und Universitäten verdrängen; die unseligen Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten erhitzten und verwirrten noch immer die besten Köpfe. Der Pabst Johann XXII. und seine Nachfolger verdammten zwar die Nominalisten und ihre Philosophie, weil der berühmte Wilhelm Occam, ihr Anführer, die Partey der Franciscaner wählte, die sich mit dem Pabste Johann über die geistliche Armuth und über andre seiner Meinungen verunein[i]gt hatten; dieses Verdammungsurtheil half aber zu weiter nichts, als die Neugierde immer stärker auf diese Secte hinzuleiten [x]). Natürlich hatte diese barbarische Philosophie auf die Bearbeitung aller Wissenschaften Einfluß. Man verfehlte, indem man sich in die Labyrinthe der Kunst verlohr, den geraden Weg der Natur immer mehr. Die Theologie dieser Zeit war das unerklärbarste Gewebe unverständlich spitzfindiger Sätze, das durchaus bloß in der bar-

u) Hegewisch, S. 185 – 214. x) Häberlin, IX, 48.

baebarischen selbstgemachten lateinischen Sprache vorgetragen werden konnte [a]). Die Rechtsgelehrsamkeit machten die äußerst gesuchten und weitschweifigen Glossen ihrer Lehrer noch immer verwirrter und dunkler. Die Arzneykunde tappte, der unentbehrlichen Kenntniß des innern Baues des Menschen beraubt, noch in der Finsterniß herum. Die Dichtkunst, wenigstens die vaterländische, sank, da die geschmackvollsten Köpfe lateinisch dichteten, unter die Hände der Meistersänger herab, die, ohne alle Kenntniß der Poesie, der Sprache und des Sylbenmaßes Lieder reimten, die sie Bar nennten, und nach eignen Melodieen absangen. Diese Volksdichter, meistens Handwerksleute, machten eine ordentliche Zunft aus; aber sie trieben auch ihre Kunst recht handwerksmäßig [b]). Die Kaiser ertheilten ihnen beträchtliche Vorzüge und Freyheiten [c]). Ihre hohe Schule war zu Maynz; zu Nürnberg, zu Straßburg, zu Ulm und zu Augsburg hatten sie ihre Hauptsitze. Ihrem Vorgeben nach hatten schon Moses und Salomo zu ihrer Zunft gehört; wenigstens hatte sie ihre Verfassung dem Kaiser Otto dem Großen, und dem Pabst Leo VIII. zu danken. Freylich hatten die schwäbischen Meistersänger, ihre Vorgänger, in großem Ansehn gestanden; freylich hatten sich Könige, Fürsten und Edle ihrer Gesellschaft nicht geschämt; ihre Kunst erniedrigte sich aber allmählich so sehr, daß sie nunmehr Intermezzisten oder comische Schauspieler vorstellten, die von einem Orte zum andern herumzogen, und die zu großen Feierlichkeiten an Höfen eben so gesucht und verschrieben wurden, wie man in neuern Zeiten berühmte Sänger und Sängerinnen mit großen Kosten aus Italien kommen ließ. Wenn sie auf ihrem Hin- und Herreisen durch eine ansehnliche Stadt, wie z. B. Augsburg, kamen, so erhielten sie eine Art von Zehrpfennig. Ihre Kunst war ziemlich in Verfall gerathen, als sie Hans Sachs, der berühmte nürnbergische Schuster, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts wieder emporbrachte [d]). Um eben diese Zeit thaten sich zu Straßburg zwey Dichter hervor; Sebastian Brand und Johann Fischert, die, mit den Alten nicht unbekandt, die Laster und Schwachheiten ihrer Zeitgenossen zum Gegenstand ihres oft plumpen und schmutzigen Witzes machten [e]). Die Geschichte wurde noch meistens im Chronikengeschmacke, oder in lateinischer Sprache, vorgetragen. Es wählten sie indessen doch angesehene und einsichtsvolle Männer zum Gegenstande ihres Fleißes. Solche Männer waren z. B. der berühmte Johann Nauclerus oder Vergenhans, ein schwäbischer Edelmann, Doctor der Theologie und der Rechte, zuerst Probst zu Stuttgard, hernach Professor des canonischen Rechts zu Tübingen, der Verfasser einer lateinischen Chronik, die vom Anfange unse-

a) Spittlers Kirchengeschichte, S. 353.

b) v. Stetten, S. 526–528.

z) Im Mittelalter war alles zünftig, und in solchem Verstande ein Handwerk, die Ritterschaft selbst nicht ausgenommen. In den schwäbischen Dichtern finden sich Spuren genug, daß sie eben die zunftmäßige Einrichtung gehabt haben, welche nachmals die Meistersänger so verächtlich machte. Adelungs Mag. für die deutsche Sprache, St. III, S. 141.

c) Seb. Brand, den Hr. Küttner für einen der feinsten Köpfe seines Jahrhunderts erklärt, schrieb das Narrenschiff, worin er der Sitten seiner Zeiten mit Ernst und Anmuth spottete. Characterе deutscher Dichter und Prosaisten, Th. I, S. 62. Fischert erwarb sich ein ähnliches Verdienst durch sein glückliches Schiff, durch seine Flohjagd u. s. w.

d) Häberlin, S. 50.

unſerer Geſchichte bis zum Jahr 1500 geht; war der Abt Johann von Trittenheim, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, der eine ganze Reihe von Geſchichtbüchern und Chroniken ſchrieb. Zu den deutſchen Geſchichtſchreibern dieſer Zeit gehörte auch der Celtes, der uns eine intereſſante Beſchreibung von Nürnbergs Verfaſſung hinterlaſſen hat. Felix Fabri, ein Prediger zu Ulm, beſchrieb unter andern eine Reiſe nach dem gelobten Lande. Unter den wenigen, welche die Geſchichte in der vaterländiſchen Sprache bearbeiteten, zeichnet ſich Conrad Botho, ein braunſchweigiſcher Bürger aus der Familie der von Bothen aus, der Verfaſſer einer niederſächſiſchen Chronik [b]), die von Adam bis zum Jahr 1493 geht, und die von Peter Schöffer, einem der erſten Drucker, verlegt wurde. Die meiſten, welche damals Chroniken ſchrieben, fingen von Erſchaffung der Welt an, und dies thaten ſelbſt ſolche, welche ein einzelnes deutſches Land oder Ländchen zum Gegenſtande ihres Fleißes machten [c]).

Fortdauren der Ritter geiſt.

22. Da nun die Wiſſenſchaften im Ganzen genommen noch nicht ſo bearbeitet wurden, daß ſie wahre Aufklärung verbreiten konnten, ſo hatte auch der Nationalcharacter ſeit dem vorigen Zeitraume ſich nur wenig geändert. Die Denkungsart der meiſten Deutſchen hatte noch immer eine kriegeriſche Stimmung. Dem Fürſten und Edelmann machte alles, was nah oder entfernt zum Kriege gehörte, das lebhafteſte Vergnügen. Auf Krieg war noch immer ſeine ganze Erziehung eingerichtet. Die deutſchen Knaben (ſagt Aeneas Sylvius) lernen eher reiten, als reden; ſelbſt auf gallopirenden Pferden ſitzen ſie unerſchütterlich; zugleich ſchleppen ſie ihren Herren die ſchweren Lanzen nach, und gegen Hitze und Kälte ſind ſie gleich unempfindlich. Kein ſchwäbiſcher oder fränkiſcher Ritter tritt unbewaffnet eine Reiſe an. Der deutſche Krieger trägt ſeine Waffen eben ſo leicht, als ſeine Glieder. Nicht allein die Edlen, ſondern auch die Bürger haben ihre Rüſtkammern im Hauſe, und erſcheinen bey jedem Auflaufe oder Lerm ſogleich in den Waffen. Ihre Fertigkeit, Pferde zu lenken, und Pfeile abzuſchießen, ihre Geſchicklichkeit, Lanzen, Schilde und Schwerdter, Kriegsmaſchinen und Geſchüz zu brauchen, iſt erſtaunenswürdig, und beynahe unglaublich. Lachen muß man über die Zeughäuſer andrer Nationen, wenn man die Deutſchen geſehen hat [f]). — Die Kriegsſpiele, oder die Turniere, waren daher noch immer eine Lieblingsluſtbarkeit der Deutſchen. So ſehr auch das Turnieren zu Ernſt, oder das Scharfrennen, wo beide Theile mit ſcharfen oder ſpizigen Lanzen auf einander losgingen, ohne weiter als durch ihren Schild gedeckt zu ſeyn, ſo ſehr auch dieſe Art von Turnieren Gefahr brachte, ſo lebhaft liebte ſie nicht nur der gemeine Ritter, ſondern ſelbſt der Fürſt. Der berühmte Markgraf Albrecht von Brandenburg ſezte ſich dem gefährlichen Scharfrennen ſiebzehnmal aus, und Maximilian I. nahm es ſogar mit dem der ganzen deutſchen Nation hohnſprechenden franzöſiſchen Ritter Claudius Barre auf. Kein Hoffeſt, keine Zuſammenkunft der Fürſten oder des Adels konnte ohne Turnier beſtehen. Selbſt die müßige Zeit der Reichstäge mußten Turniere ausfüllen. Ein Fürſt, der ſich in ſeiner Größe zeigen wollte, mußte zu Zeiten einen Turnier halten. Der Adel am Rheinſtrom, imglei-

b) Chroneke der Saſſen, Maynz, 1492. kl. Fol.
c) Gatterers Handb. der Univerſalhiſtorie, Th. II, in der Einl.
f) Aen. Sylvius de mor. Germ.

Digitized by Google

ingleichen in Franken, Schwaben und Bayern, trat der Turniere wegen in Verbindungen. Sogar Geistliche von Adel, z. B. Domherren, ließen sich durch alle Verbote der Päbste nicht abhalten, Turniere zu besuchen, und auf Turnieren zu kämpfen. Selbst der Erzbischof Dither von Mainz veranstaltete einen in der Hauptstadt seines Erzstiftes. Er schrieb, um sich deswegen zu rechtfertigen, an den Pabst: man hätte bey diesen Zusammenkünften nicht die Absicht, einander nach dem Leben zu streben, oder großzuthun; man suche vielmehr sowol militärische als andre Verbrechen auf denselben zu rügen; man suche durch Ausschließung von dem Turniere zu bessern, und man habe durch dieses Mittel schon manche auf den Weg der Tugend wieder zurückgebracht [g]. In der That sollten auch die Turniere, selbst vermöge ihrer Gesetze, eine Sittenschule seyn. Kein Edler, der sich eines Straßenraubes, eines Mordes, einer Verrätherey, oder andrer Verbrechen dieser Art, auf eine solche Weise, daß er sich mit Ehren nicht verantworten möchte, schuldig gemacht hatte, kein freventlicher Kirchenerbrecher, keiner, der eines andern Gattin, Tochter oder Schwester unehelich entführt, keiner, der den andern ohne billige und gerechte Fehde, und seine Ehre unverwahrt, angegriffen hatte, kein Gotteslästerer, Ehebrecher, Lügner oder Betrieger sollte einem Turniere beywohnen. Eine solche Ausschließung mußte auf den Character eines damaligen deutschen Ritters unstreitig die stärkste Wirkung thun, und unstreitig eine weit stärkere, als Religion und Damen. Jene hatte seit dem Ende der Kreuzzüge wenig Einfluß mehr auf die Denkungsart der Ritter, indem man bey dem Ritterschlage derjenigen, die nicht zu einem geistlichen Orden gehörten, die Kirchengebräuche nun wegzulassen pflegte. Die deutschen Ritter belebte auch lange nicht die außerordentliche Hochachtung für das schöne Geschlecht, welche die spanischen und französischen Ritter zur strengern Tugend anfeuerte [h]. 1430

23. Der kriegerische Geist der deutschen Ritter konnte die Unthätigkeit durchaus nicht vertragen. Schon deswegen vergnügte es ihn, einen Ritt zu thun, oder einen vor seinem Schlosse vorbeyreisenden Bürger niederzuwerfen, und ihm das Seinige abzunehmen. Indessen hatte, zu den Zeiten des Aeneas Sylvius, die Raubsucht des deutschen Adels etwas nachgelassen; aber freylich, wie es scheint, weniger aus eignem Antriebe, als wegen der Einschränkungen, die man derselben entgegensetzte, und wegen der unerbittlichen Strenge, mit welcher die Städte die Räuber verfolgten. Selbst nicht alle Edelleute, die fern von den Städten auf ihren Gütern lebten, verdienten den Vorwurf der Räuberey. Im Grunde waren alle Räubereyen und Plackereyen, welche sich der Adel dieses Zeitraumes erlaubte, doch weiter nichts als Folgen des noch immer bestehenden Faustrechts, als abgedrungene Nothwehr, wenn Fürsten und Städte den Adel mißhandelten, wenn sie ihn zu unterdrücken suchten. Auch bemühete man sich, das Niedrige und Ungerechte dieser Beschäfftigung durch andre Namen zu verbergen. Was bey gemeinen Leuten Rauben hieß, das belegte der Adel mit dem Namen Reiterey, das nennte er, sich auf Reiterey legen, oder vom Sattel und Stegreif leben. Mancher Ritter glaubte sich schon durch den Besitz eines Schlosses berechtigt, alles, was sich demselben näherte, Raub- und Fehdesucht des Adels.

g) Schmidts Gesch. der Deutschen, IV, 424–427.
h) Schmidt — S. 428.

Digitized by Google

zu pfänden. Selbſt ein Erzbiſchof von Cöln zeigte dem Befehlshaber über ein neues Schloß, der ſich nach dem Unterhalte für ſich und die Seinigen erkundigte, die nach den vier Weltgegenden führende Straßen. Ueber die Urſachen zu ſolchen Gelderpreſſungen und Gewaltthätigkeiten war man gar nicht verlegen. Man nennte ſie Zölle, Wegegelder, Pfänder [f]).

Character des Bürgers.

24. Eben dieſer Raub- und Fehdegeiſt des Adels unterhielt auch noch den kriegeriſchen Muth der Städter, die für ihre Freyheit zu wachen und zu kämpfen hatten. Bey einem nürnbergiſchen Patricier (ſagt Celtes) fällt nichts mehr ins Auge, als das Schwerdt, der Harniſch, die Streitkolbe, und die Pferde, die er als Beweiſe ſeines Adels und alten Geſchlechtes zur Schau aufſtellt. Doch auch der gemeine Handwerksmann mußte ſeine Rüſtung im Hauſe haben, um auf den Fall der Noth ſogleich bewaffnet erſcheinen zu können. Der deutſche Bürger hatte aber noch eine andre Schule, ſich zu bilden, die ſeinen Kriegsgeiſt wieder etwas milderte. Dies war der häufige Umgang mit Auswärtigen, wozu ihn der Handel nöthigte. Wie ſehr mußte der Hanſeſtädter, der bald mit Engländern, bald mit Franzoſen, bald mit Niederländern oder andern Nationen zu thun hatte, nach der Denkungsart dieſer verſchiedenen Volksgattungen ſich ſchmiegen lernen! Wie ſehr mußte dabey die alte deutſche Treue und Redlichkeit zuweilen verlohren gehen! Doch auch deutſche Kaufleute vergaßen dieſe Tugenden ungleich weniger, als andre. Am meiſten herrſchten ſie freylich bey dem gemeinen Bürger und Bauer, bey dem landedelmann, der durch den Aufenthalt am Hofe des Fürſten, oder in fremden Ländern, von ſeinen Nationaltugenden noch nichts eingebüßt hatte. Eben dieſe aber waren es auch, die, indem ſie andre Leute nach ſich beurtheilten, ſich oft zu leichtgläubig bewieſen. Eben dieſe zeigten ſich als die größten Helden im Trinken. Bey den meiſten deutſchen Völkern (ſagt Celtes) giebt es eine Veranlaſſung zu blutigen Zänkereyen und zu vielen andern Uebeln, daß ſie, nach gewiſſen Geſetzen und Gebräuchen, aus großen Bechern einander zutrinken, daß ſie ſich, wenn ſie den andern niedergeſoffen haben, darüber eben ſo ſehr, als über einen erfochtenen Sieg freuen. Nicht alle deutſche Länder hatten aber den Ruhm, es von jeher in der Kunſt, den andern niederzutrinken, beſonders weit gebracht zu haben. Solche Länder waren die Niederlande, Sachſen, die Mark. Dieſe nennte man alte Trinkländer. Zu den neuen Trinkländern rechnete man Schwaben, Franken, Bayern und die Oberrheinländer [g]). Selbſt an fürſtlichen Höfen rechnete man ſich die Geſchicklichkeit, recht viel zu trinken, zur Ehre an. Wie muß es (ſagt Spittler) [h]) der italieniſchen Prinzeſſin, die den Herzog Eberhard heirathete, aufgefallen ſeyn, daß auf ihren Hochzeittag vierzehn tauſend Perſonen zuſammenkamen, daß man den Wein wie Waſſer ſoff, und daß es als ein Ehrengeſchenk zur Hochzeit galt — ein Becher faſt einen Viertelcentner ſchwer. An dem Vermählungsfeſte des Herzog Georgs von Sachſen, das vom Sonntag bis auf den Freytag dauerte, und wo ſich unter den Gäſten über ſechs tauſend Reiter befanden, wurden 99 Fägel ſüßer Wein, 1300 Eimer andrer Wein, und 444 Faß allerley Bier ausgetrunken [i]).

Neigung zum Trunke.

1474

25. Da

f) Schmidt — 431.
g) Schmidt, S. 434.
h) Wirtemb. Geſch. S. 69.
i) Geſch. Thüringens, V, 204.

Digitized by Google

25. Da sich die Kunst des Vieltrinkens am besten in großer Gesellschaft zeigen läßt, so war man in diesem Zeitraume auf Gelegenheiten zu großen Gesellschaften auch sehr bedacht. Zusammenkünfte von Fürsten, Vermählungsfeierlichkeiten, selbst Versammlungen der Reichsstände wurden zu dieser Absicht benutzt. Von fürstlichen Hochzeiten, wo die Gäste tausendweise erschienen, haben wir aus der Wirtembergischen und Sächsischen Geschichte schon Beyspiele gehabt. Hier ist noch eins aus der Bayerschen. Als der Herzog Georg von Landshut sich mit der polnischen Prinzessin Hedwig vermählte, brachten die eingeladenen Gäste, unter welchen sich auch der Kaiser Friedrich III, der Erzherzog Maximilian, und der Churfürst Albrecht von Brandenburg befanden, auf siebenthalb tausend Pferde mit n). Wie menschenreich und wie prächtig war nicht Friedrichs III. und Carls des Kühnen Zusammenkunft zu Cöln! Daß bey solchen Festen nicht allein wacker getrunken, sondern auch mächtig gegessen wurde, kann man sich leicht vorstellen. In einer Gesellschaft, wo man seinen Magen so sehr auf Unkosten der Vernunft befriedigte, konnte sich das schöne Geschlecht nicht wohl verweilen. Daher pflegten die Damen, so wie es noch jetzt bey Landtagen ist, allein zu speisen. Die Frau Gräfin und Jungfer Gräfin (sagt Spittler) durfte, wenn es einen feierlichen Tag gab, wo Ritterge lage war, nicht mit dem Mannsvolk an einem Tisch speisen, durfte nicht so hoch schmausen und trinken, als der Graf mit seinen Genossen. Der mantuanischen Braut Herzog Eberhards mag es seltsam vorgekommen seyn, daß auf die Tafeln, an welchen man bey dem Hochzeittage die Frauen und Weiber alle zusammengesetzt hatte, immer nur ungefähr die Hälfte der Speisen kam, die sich die Herren beliebten ließen. Wenn die Herren am Hochzeittage zwey und zwanzig Gerichte, und ein Schauessen hatten, so bekamen die Frauen nur zwölf Gerichte o). Es schmauste und zechte aber damals nicht allein der Fürst und der Edelmann recht tapfer, sondern auch der Bürger. Dies ging so weit, daß man dieser Schwelgerey durch Verordnungen Einhalt zu thun suchte. Unter andern geschah dieses durch eine Landesordnung, welche Churfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen bekandt machten. Vermöge derselben sollten die Arbeitsleute zum Mittag- und Abendessen künftig nicht mehr als vier Speisen bekommen, und zwar an einem Fleischtage eine Suppe, zwey Fleischgerichte und ein Gemüse, und an einem Fasttage eine Suppe, ein oder zwey Gerichte Fische, und zwey Zugemüse. So sollte auch kein Stand, bey keiner Art von Gästen, mehr nicht als des Mittags sechs, und des Abends fünf Schüsseln auftragen lassen, auch nicht mehr als zweyerley Arten von Wein und Bier geben p); nur Hochzeiten und der erste Tag der Messe waren ausgenommen.

Zum Schmausen.

1475

1482

n) Schmidt, S. 439.

o) Spittlers wirtemb. Gesch. S. 69.

p) In Ansehung der Kunst, vorzüglich gutes Bier zu brauen, waren besonders die Mönche berühmt. Das eigentliche, oder starke Bier, hieß schon ums Jahr 1482 Paterosbier, und das Nachbier wurde Conventbier genennt. Jenes war für die Herren Patres, und dieses für den Convent bestimmt. Im Jahr 1489 braute ein braunschweigischer Bürger, Namens Christian Mumme, zuerst das bekandte Bier seines Namens. Beckmanns Technologie, 1777, S. 98.

Digitized by Google

Auf den Kirchmessen sollte kein Bürger und Bauer über funfzehn Personen zu Gaste haben, auch sollte er denselben nicht mehr als zweymal, des Mittags fünf, und des Abends vier Essen geben. Der Bürger und Bauer führte also damals einen bessern Tisch, als jetzt mancher Mann von Stande q).

Kleiderpracht.

26. Luxus herrschte aber in diesem Zeitraume nicht allein an der Tafel, sondern auch in der Kleidung; herrschte nicht allein bey Fürsten und Edelleuten, sondern auch bey dem Bürger. Die Beweise dieser Behauptung liefert uns gleichfalls die obengedachte sächsische Landesordnung. Frauen und Jungfrauen von der Ritterschaft trugen die Schleppe so lang, daß man die übertriebene Länge derselben schon hinlänglich eingeschränkt zu haben glaubte, wenn man sie zu zwey Ellen bestimmte. Keine derselben sollte ferner mehr als einen seidenen Rock und zwey geflickte Röcke auf einmal anziehen, und überhaupt nicht über anderthalb hundert Gulden Werth an sich tragen. Dem rittermäßigen Manne verbot man, mehr als zwey seidene Schauben r), oder sonst ein Kleid, das ohne die Schauben über vierzig Gulden werth wäre, zugleich zu tragen. Kein Bürger durfte mit einem seidenen Kleide mit Joppen s) einhertreten. Als Bewohner der größern Städte konnte er sich zwar von ausländischem Tuche so viel Kleider machen lassen, als er nur wollte; doch durfte keins derselben mehr als dreyßig Gülden kosten. Eben dieser Werth wurde für den Kopfschmuck einer Frau oder Jungfrau bestimmt. Für seidenes Zeug erklärte man Sammt, Damast, Atlas und Dobin, wo die Elle mehr als einen rheinischen Gulden kostete; das von geringerm Werthe wurde dem ausländischen Tuche gleichgeachtet. Musselin oder feine Leinewand, von der vier Ellen einen Gülden kosteten, durften nur die Bürgerinnen in den ansehnlichen Städten, die Gattinnen der Rathsherren, oder vermögender Kaufleute tragen. Den Bauern und Bäuerinnen erlaubte man seidene Zeuge blos zu Brauthauben t). Auch der Adel in Franken, Schwaben, Bayern und den Rheinländern traf (1485) auf einem Turniere zu Heilbronn ernstliche Verabredungen, den übermäßige Pracht einzuschränken, der sich besonders bey Turnieren zeigte. Keine Frau oder Jungfrau, welche bey denselben erschien, sollte künftig mehr als drey oder vier Geschmückröcke und unter denselben keinen ganz goldstoffenen oder mit Perlen gestickten tragen; würde sie darwider handeln, so sollte sie des Rechtes, den Dank (die Belohnung, den Preis) auszutheilen, und vorzutanzen, beraubt seyn. Dem Edelmann, der unter die Turniergenossen gehörte, er mochte Ritter oder Knecht seyn, wurde es untersagt, sich in goldnen oder silbernen Stoff zu kleiden, die Wämmse ausgenommen; auch sollte ein Turnierer, der nicht Ritter wäre, kein geschlagenes Gold, keine Ketten und Perlen öffentlich tragen; heimlich durfte er es, als Preis der Ritterspiele bey sich haben

q) Gesch. Thüringens, V, 202. Hunger von den Abgaben in Sachsen, S. 24.

r) Der Name Schaube bezeichnet noch jetzt in einigen oberdeutschen Gegenden einen langen Mantel, oder ein demselben ähnliches Gewand. Adelung im Wörterbuche.

s) So heißt noch jetzt im Oberdeutschen ein kurzes nach dem Leibe gemachtes Oberkleid, eine Jacke. Adelung am a. O.

t) Hunger, S. 25. 26.

Digitized by Google

ben u). Die damalige Tracht war aber auch schon sehr veränderlich. Wer heut (sagt eine alte Chronik) unter den Schneidern ein Meister war, der war über ein Jahr ein Knecht. Die Sucht der Deutschen, fremde Kleidermoden nachzuahmen, war damals wenigstens eben so groß als jetzt. Dies versichert uns Celtes von den Bürgern zu Nürnberg x). Bey den Fürsten und auch bey den Edelleuten gehörten allerley Edelsteine und Perlen, gehörte köstliche Stickerey zu dem vornehmsten Kleiderputze. Man darf sich hierbey nur an den Pracht erinnern, welcher bey Friedrichs III. und Carls des Kühnen Zusammenkunft zu Cöln herrschte. Bey der Vermählung des Herzogs Georg von Bayern erschien die Gemahlin des Churfürsten Albrechts von Brandenburg in einem Gefolge von hundert adlichen Frauenzimmern, und unter diesen befanden sich vierzehn Jungfern, die, mit einem Federbusche und einem Diamantenbouquet auf dem Huthe, neben dem fürstlichen Wagen herritten. Der Kaiser war in rothen Goldstoff gekleidet; über denselben trug er ein überaus kostbares Gewand, das mit Perlen und Edelsteinen, als Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren u. a. m. sehr reich gestickt war; auf seinem Halse hing ein mit vielen Edelsteinen besetztes Kreuz. Das Brautkleid, von vortrefflichem rothen Atlas, war über und über mit Perlen gestickt; die Perlen bildeten heidnische (indianische) Blumen ab; das Innere dieser Blumen war mit den köstlichsten Edelsteinen besetzt. Der ganze Rock, nach polnischer Landessitte weit gemacht, hatte ein hohes ganz mit Perlen gesticktes Koller. Auf dem Kopfe trug die Braut eine mit kostbaren Edelsteinen besetzte Krone; im Innern derselben lag eine breite mit sehr großen Perlen besetzte Borde; und unter der Krone hing ein dünnes Tuch über die Augen, welches sie jedoch nicht ganz bedeckte. Sie hatte endlich auch ein kostbares Halsband. Auch die übrigen fürstlichen Personen gingen entweder ganz in Goldstoff gekleidet, oder trugen Röcke mit Perlen gestickt y). Einige derselben erschienen in einer Art von Hofuniform. So trug z. B. der Erzherzog Maximilian einen sammtnen, roth, weiß und grau gestreiften Rock; des Churfürsten Albrechts roth atlassener Rock hatte über den linken Arm zwey einander durchkreuzende schwarze und weiße Streifen; der Bräutigam erschien bey der Einholung der Braut in einem braun, weiß und grau gestreiften Rock, auf dem linken Ermel mit Perlen gestickt, und die Worte darauf: in Ehren liebet sie mich. Uebrigens war die schwarze Farbe die gebräuchlichste, und die Ehrenfarbe. Daher gab es in den Städten, z. B. zu Augsburg, so viele Schwarzfärber z).

27. Die Herren und Damen, die so herrlich schmausten, die sich so prächtig kleideten, wünschten sich auch einen angenehmen Zeitvertreib zu machen. Turnieren und tanzen konnte man doch nicht immer; man nahm daher auch zum Spiele seine Zuflucht, und man spielte so leidenschaftlich, daß landesherrliche Verordnungen nöthig waren. Der Graf von Hohenloh verbot es allen seinen Unterthanen, 1490 und

Spiel, Hofnarren.

u) Schmidt, S. 442.

p) Schmidt, S. 441.

x) Schmidt, S. 440.

z) v. Stetten, S. 250.

Digitized by Google

und beſonders auch den Geiſtlichen, bey Strafe eines Gulden [a]). Wie eifrig man im Brette, imgleichen mit Würfeln und Karten ſpielte, beweiſen auch Capiſtranos Bußpredigten zu Erfurt in Thüringen. An den Höfen der Fürſten machte ſich eine Art von Leuten, die die Kunſt, das Zwergfell zu erſchüttern, meiſterhaft verſtanden, immer unentbehrlicher. Dieſes waren die Hofnarren. Man theilte ſie ſchon in wirkliche, und in Titularhofnarren. Letztre, die von ihren Herren keine Beſoldung bekamen, wurden, um ſich Brod und Geld zu verdienen, ſo zudringlich, daß (1500) man auf einem Reichstage zu Augsburg verordnete, es möchte jeder, der ſolche Leute halten wollte, ihnen ſo viel Unterhalt geben, daß ſie andern nicht zur Laſt fallen dürften; auch ſollten Narren und Närrinnen Schild, Wappen und Ring von niemand mehr tragen, bey dem ſie nicht wirklich ihr Brod hätten [b]). — So ſehr übrigens die Deutſchen dieſes Zeitalters in manchen Stücken ſchon ausſchweiften, ſo wenig bewieſen ſie ſich in andern übertrieben. Dies zeigt ſich beſonders in ihrer Titulatur. Der Titel Jungfer war um dieſe Zeit noch ſo wenig herabgewürdigt, daß ſelbſt Fürſtinnen und Gräfinnen, daß ſelbſt die Tochter des Kaiſers Siegmunds I. ſich deſſelben nicht ſchämte [c]). Die Jungfer Hochzeiterin (ſo hieß des Herzogs Eberhards von Wirtemberg italieniſche Braut) war künftig nichts weiter, als Eberhards liebe Hausfrau und Wirthin. Man machte mit den Damen überhaupt noch nicht viele Umſtände. Zwey Töchter des Grafen Ulrichs des Vielgeliebten, die bey ihrer Verheirathung auf das väterliche Erbe Verzicht thaten, ſtellten ſich deswegen perſönlich vor dem Hofgerichte zu Rothweil. Das waren auch noch die Zeiten, wo der Fürſten natürliche Kinder Hurenkinder hießen, bey welchen erſt der Kaiſer den Makel ihrer unehlichen Geburt heben mußte; und zuweilen blieb ein Denkmal derſelben doch noch im Wappen [d]). Solche Kinder kamen aber damals faſt in allen fürſtlichen Häuſern vor; ſie wurden meiſtens gut verſorgt, und ihre Mütter wurden wol gar ihrem Vater noch angetrauet. Die Fürſten wählten ſich damals doch noch ſchöne vaterländiſche Mädchen und keine Ausländerinnen zu Maitreſſen. Dafür war aber das deutſche Menſchengeſchlecht ſo ſchön, daß es bey Italienern und andern Nationen Bewunderung erregte. Der Deutſche zeichnete ſich durch gelbe krauſe Haare, durch eine weiße Hautfarbe, durch eine ſtarke Bruſt, und durch einen überhaupt ſehr gerade gebildeten Körper aus [e]). Unter den meiſtens wohlgebildeten Deutſchen ſchlichen ſeit Kaiſer Siegmunds Zeiten nunmehr auch die ſchwarzbraunen Zigeuner herum. Ihre Sitten und ihre Lebensart machen es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie von der bey den Indiern ſo verächtlichen Claſſe oder Caſte der Suders oder Pareier abſtammen, die, zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, durch Timurs Gewaltthätigkeiten verſcheucht, ſich aus ihrem Lande entfernten, und den für ſie allein noch offenen Weg durch die Landſchaft der Ziganen nahmen. Vielleicht ſchlugen ſich auch von dieſen viele zu ihnen, und nun wanderten ſie durch die perſiſchen Wüſten nach Arabien und Aegypten, und von da, auf verſchiedenen Wegen, allmäh-

Simplicität der Sitten.

Erſte Zigeuner in Deutſchland.

a) v. Günderrode Werke, II, 38.
b) Schmidt, S. 461.
c) Häberlin, VI, 9.
d) Spittler, S. 70.
e) Schmidt, S. 445.

Digitized by Google

allmählich nach Europa f). In Deutſchland erſchienen ſie gleich anfangs ſo zahlreich, daß man ihre verſchiedene Haufen zu vierzehn tauſend berechnete. Sie hatten einen Anführer, der ſich Herzog Michael von Aegypten nennte. Ihr Anblick (es war ein ſchwarzbraunes, übelgebildetes und rohes Volk) ſetzte die deutſchen Bauern in Furcht und Schrecken. Aber ſie zeigten Päſſe vom Pabſt und vom Kaiſer vor; ſie führten ſich auch ſonſt ſo ziemlich erträglich auf, und hatten, ihrer ſchlechten Kleidung ungeachtet, ſo vieles Geld bey ſich, daß ſie ihre Zehrung überall bezahlen konnten g). Die Juden, die, zum Verdruſſe mancher chriſtlichen Wucherer, ſich noch immer ausbreiteten, mußten die wenige Duldſamkeit ihrer deutſchen Nebenmenſchen noch manchmal empfinden. Als die Augsburger im Jahr 1449 ihr Rathhaus erweiterten, ſo brauchten ſie dazu die Grabſteine der Juden, die ſie erſt kurz vorher vertrieben hatten h). um 1422

f) Grellmanns hiſt. Verſuch über die Zigeuner. Aus Indien kommen die Zigeuner ganz ſicherlich; aber ſo ganz genau wird ſich ihr Urſprung ſchwerlich aufklären laſſen. Man vergleiche Breitkopfs Verſuch, S. 22. u. 114.

g) Fugger, S. 436.

h) v. Stetten, S. 93.

Neuntes Buch.

Maximilian I. und Carl V.

1493 — 1558. = 65 J.

Erster Abschnitt.

Ursprung des Kammergerichts und des ewigen Landfriedens.

1.

Maximilians I. Schilderung.

Dies war Deutschlands Zustand, als es an Friedrichs III. Sohn, Maximilian I, ein Oberhaupt bekam, mit dessen Regierung sich ein neuer und glücklicher Zeitpunct für dasselbe anhebt. Maximilian, im blühendsten Zeitpuncte seines Zeitalters, vier und dreyßig Jahr alt, hatte eine gewölbte Stirne, mittelmäßig große, blaue Augen, rundliche Wangen, eine abwärtsgebogene Adlersnase, einen zierlich gebildeten Mund, ein etwas vorgebogenes Kinn; sein Körperbau war von mittlerer Größe, aber rüstig; seine Haare und seine Hautfarbe aus dem Braunen ins Weiße spielend; aus seinen Blicken strahlte so viel Hoheit und Huld, strahlte so etwas Königliches, das ihn Fremden, die ihn nie gesehen hatten, auch unter dreyßig andern Fürsten auszeichnete. Durch öftres Jagen, und durch die häufigen Mühseligkeiten des Krieges, hatte er seinen Körper gegen alles Ungemach der Witterung, gegen Hunger und Durst bestens abgehärtet. Da er nun mit dieser Festigkeit seiner Gesundheit Mäßigkeit an der Tafel verband, so fühlte er nur selten einen Anfall von Krankheit [1]). Er hatte aber seinem Körper nicht nur Festigkeit, sondern auch Gelenkigkeit gegeben. In allen körperlichen Uebungen, welche damals zu den Eigenschaften eines Mannes vom Stande gehörten, übertraf er fast alle seine Zeitgenossen. Den Bogen mit Leichtigkeit zu spannen, das Ziel mit größter Sicherheit zu treffen, in voller Rüstung sich leicht zu bewegen, die verschiedenen Uebungen der Reitschule nicht nur fertig, sondern auch mit Anstand zu machen, zu voltigiren, die Lanze geschickt zu führen, das Geschütz mit geübtem Auge zu richten — lauter damals sehr geachtete Fertigkeiten — besaß Maximilian im vorzüglichsten Grade. Sein ganzer Character trieb ihn überhaupt zu Handlungen, welche besondre Fertigkeit und Kühnheit verrathen, die eine vorübergehende augenblickliche Bewunderung erregen. Auf der Gemsenjagd, auf der Bärenjagd Gefahren zu trotzen, vor denen der eigentliche Jäger sich scheute; im Turniere, selbst mit einem Abenteurer, eine Lanze zu brechen; auf einem hohen Thurme, vor den Augen der von allen Seiten zusam-

1) Fugger, S. 1367.

zuſammenlaufenden und ſtaunenden Zuſchauer die Geſchicklichkeiten eines Aequilibriſten zu zeigen, hatte in ſeinen jüngern Jahren für ihn einen ganz unwiderſtehlichen Reiz. Unter ſeinen Geiſtesfähigkeiten herrſchte eine lebhafte, fruchtbare Einbildungskraft, wie ſie ſich vielleicht für einen Dichter, oder für einen Tonkünſtler am beſten ſchickte. Eben deswegen liebte er auch ſowol Muſik als Poeſie. Eben dieſe Einbildungskraft, verbunden mit leichtigkeit im Begreifen, und mit ſchnellem und richtigem Urtheil, machten ihn zum Erfinder in der Kriegswiſſenſchaft, beſonders in der Artillerie [l]). Sein erſter Unterricht erzeugte nichts weniger, als große Hoffnungen. Das Sprechen fiel ihm bis ins zehnte Jahr ſo ſchwer, daß man einen nur ſehr geringen Fortgang ſeiner Beredtſamkeit vermuthen konnte. Erſt im fünften Jahre fing er an, aus Buchſtaben Sylben zu bilden. Als er die Kunſt zu leſen begriffen hatte, vertraute ihn ſein Vater dem Unterrichte des M. Peter Engelbrechts an, eines zwar frommen Mannes, der ſich aber beſſer darzu ſchickte, einen Sophiſten, als einen Fürſten, aus ihm zu bilden, und der ihm, durch die ſchlechte Lehrart, womit er ihm das lateiniſche und Griechiſche beyzubringen ſuchte, gegen alles Lernen einen Ekel einflößte. Wie oft hat ſich Maximilian, als Kaiſer, nicht darüber beklagt! Zum Glücke war es Engelbrecht nicht allein, der an ſeiner Bildung arbeitete. Sein Vater gab ihm, als er das zehnte Jahr erreicht hatte, die beſten Lehrmeiſter in allerley guten Künſten, welche damals zur Erziehung eines Prinzen gerechnet wurden. Er wählte zu ſeiner Geſellſchaft die feinſten und artigſten Herren aus dem Adel ſeines Landes. In dem Umgange mit ihnen, und mit jenen Lehrern, entwickelte ſich ſeine vortreffliche Anlage ſo herrlich, daß er, gleichſam ein Halbſummer, der beſte Redner wurde, daß er im Lateiniſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen eine Fertigkeit erlangte, fremde Geſandten, die ihn in dieſen Sprachen anredeten, nicht nur zu verſtehen, ſondern ihnen auch in denſelben zu antworten, daß er auf Reichstägen die wichtigſten Sachen lateiniſch vortragen konnte. Das Meiſte erlernte er im Umgange, und in der Unterredung mit Gelehrten und mit Künſtlern, mit welchen er ſich ganz außerordentlich gern unterhielt. Dabey unterſtützte ihn ein höchſt treues Gedächtniß, welches das, was es einmal gefaßt hatte, gewiß nicht leicht wieder fahren ließ [l]). Eben daher rührte der große Vorrath von Weisheitsſprüchen, den er in ſeinen Unterredungen auszuſtreuen pflegte, rührte die ſeltene Gabe der Beredtſamkeit, durch die er zu den Herzen der Menſchen ſo glücklich einen Weg ſich zu bahnen wußte. Hätte er mit allen dieſen ſchönen Eigenſchaften mehrere Genauigkeit im Gebrauche des Geldes verbunden, ſo würde ein Fürſt, wie Maximilian, beynahe Wunder haben thun können. So hegte er aber den Grundſatz: er ſey ein Kaiſer über Land und Leute, und nicht über Geld und Gut, welches diejenigen, die es liebten, aus Herren zu Sclaven machte. Wenn er daher eine Geldſumme einnahm, ſo übergab er ſie, ohne einen Theil derſelben in den Händen zu behalten, ſeinen Rentherenbeamten, oder er bewies ſich ohne alle Einſchränkung freygebig [m]). Seine Finanzbedienten, die von ſeiner Verachtung der Reichthümer ſo öftre und ſo überzeugende Beweiſe ſahen, hätten, wenn ſie dieſelbe nicht benutzten, Männer von ganz ungewöhnlicher Rechtſchaffenheit ſeyn müſſen,

l) Hegewiſch, S. 184.
l) Fugger, S. 766.
m) Fugger, S. 1369.

Digitized by Google

und dies waren sie natürlich nicht. Daher trug sich, während seiner Regierung sehr oft der Fall zu, daß er gerade da, wo er das Geld am nöthigsten brauchte, seine Schatzkammer leer fand. Wie oft ihn aber der Geldmangel an der glücklichen Ausführung seiner Entwürfe hinderte, das beweiset seine Regierungsgeschichte nur allzu lebhaft.

Maximilians Vermählung mit der mayländischen Bianca.

2. Maximilian I. that viel, sowol in, als außer Deutschland. Wir wollen uns aber in der Darstellung nicht weiter ausbreiten, als es zur Aufklärung des Einflusses dieser Begebenheiten auf Deutschlands Schicksale nöthig ist. Das Factum, welches gleichsam das erste Glied der Kette seiner auswärtigen Händel vorstellt, ist seine Vermählung mit der mayländischen Prinzessin Bianca Maria. Maximilian hatte sich schon seit einiger Zeit wieder nach einer reichen Gemahlin umgesehen. Man schlug ihm endlich eine Prinzessin vor, die ihm als Gemahlin zu Erreichung mehrerer Absichten beförderlich seyn konnte n). Bianca war eine überaus liebenswürdige Person; ihr Heirathsgut von viermal hundert tausend Ducaten konnte dem schlechten Zustande seiner Casse vortrefflich aufhelfen; die Verbindung mit derselben brachte endlich das herrliche Herzogthum Mayland mit dem deutschen Reiche wieder in Verbindung. Der Bruder der Bianca, Giovan Galeazzo, konnte, der Unfähigkeit seines Verstandes wegen, nicht selbst regieren. Diesen Umstand benutzte sein Oheim, der berühmte Ludewig Moro, ihn ganz von der Regierung des mayländischen Staates auszuschließen. Er bewarb sich, seinen Entwurf desto glücklicher durchzusetzen, um Maximilians Freundschaft, und diese versicherte ihm dessen Verbindung mit seiner Nichte Bianca. Giovan Galeazzo, der, durch das Beyspiel seiner Vorfahren verleitet, den Besitz des Herzogthums Mayland, ohne um die kaiserliche Belehnung nachzusuchen, sich angemaßt hatte, wurde nun aus eben

1494 dieser Ursache der Belehnungsrechte beraubt, und Maximilian ließ, sobald ihm Ludewig die 400,000 Ducaten ausgezahlt hatte, einen Lehnbrief für ihn ausfertigen o). Bianca, deren Eltervater Muzio Sforza vom Bauerknaben bis zum Condottiere, oder zum Hauptmann von Miethsoldaten, sich emporgeschwungen hatte, wurde also die Gemahlin des ersten Monarchen in der Christenheit p).

Maximilian beschließt gegen Frankreich Krieg.

3. Ihr Bruder, Giovan Galeazzo, den man für blödsinnig erklärt und in Verwahrung gebracht hatte, war mit einer neapolitanischen Prinzessin vermählt. Der Vater derselben, der Herzog Ferdinand von Calabrien, fand sich durch die Behandlung seines Schwiegersohnes so beleidigt, daß er sie laut und öffentlich für ungerecht erklärte. Er sollte, wie Ludewig glaubte, mit dem Pabste und Florenz sich heimlich zu seinem Untergange verbunden haben. Zu seiner Rettung kam er auf den unglücklichen Einfall, den König Carl VIII. von Frankreich zur Behauptung der alten Ansprüche, die er, als Erbe des Hauses Anjou auf Neapel hatte, zu bereden. Bald lehrte ihn aber die Erfahrung, wie unbesonnen er gehandelt hatte, den französischen Monarchen nach Italien zu locken. Neapels Eroberung kostete Carln gar keine

n) Diejenigen, die ihn am meisten dazu ermunterten, waren alle drey geistliche Churfürsten, der Churfürst Friedrich von Sachsen, und sein Onkel, der Erzherzog Siegmund. Jugger, S. 1091.

o) Häberlin, IX, 14.

p) Hegewisch, S. 103.

Digitized by Google

keine Mühe. Ludewigen wurde nun wegen seines furchtbaren Bundesgenossen herzlich bange. Er veranlaßte wider eben denselben eine Verbindung, vermöge deren 1495
der Pabst, der römische König Maximilian, der König von Spanien, und die Republik von Venedig, sich mit ihm vereinigten, das Königreich Neapel seinem vorigen Besitzer wieder zu verschaffen, und den König von Frankreich aus Italien zu entfernen. Daß Maximilian diesem Bündnisse beytrat, dazu bewog ihn mehr als eine Ursache. Carl VIII. hatte ihn empfindlich beleidigt; Carl hegte sehr sichtbar die Absicht, in Italien sich festzusetzen; der Pabst Alexander VI. ließ ihm durch den Fürsten Rudolph von Anhalt, der sich gerade damals zu Rom aufhielt, zu wissen thun, der französische Monarch habe sogar auf die Kaiserwürde Absichten zu erkennen gegeben. Carl hatte zu Rom den Oberherrn gespielt, hatte bey seinem Einzuge in Neapel sich kaiserlicher Insignien bedient. Er that dieses wegen der Ansprüche auf das morgenländische Reich, die ihm Andreas Paläologus, der Vetter des letzten griechischen Kaisers, abgetreten hatte. Maximilian wußte dieses entweder nicht, oder Carls Anmaßungen schienen ihm auf alle Fälle bedenklich. Genug, Maximilian machte sich, gegen gewisse Subsidiengelder, verbindlich, dem König Carl ins Land zu fallen *).

4. Maximilian rüstete sich nun, seiner übernommenen Verbindlichkeit Genüge zu leisten. Eine der vornehmsten Angelegenheiten, die er auf seinem ersten Reichstage zu Worms durchzusetzen suchte, war der Reichsstände Beystand zum Kriege gegen den König von Frankreich. Als er die Reichsstände zu dieser Reichsversammlung berief, ermahnte er sie, bestens gerüstet zu erscheinen, um ihn, gleich nach gehaltener Berathschlagung, die er in vierzehn Tagen geendigt hoffte, nach Italien zu begleiten; er erwartete, daß sie in dieser Absicht einen Theil ihrer Mannschaft gleich mitbringen würden, und er bestimmte, damit zum Zuge über die Alpen noch Zeit genug übrig bleiben möchte, schon den zweyten Februar zur Eröffnung dieser Reichsversammlung. Der Verordnung der goldnen Bulle gemäß, hätte er dieselbe zu Nürnberg halten sollen; aber er wählte, wahrscheinlich der geringern Entfernung von den Niederlanden wegen, die Stadt Worms zum Orte dieses Reichstages. Alles verrieth also Maximilians brennendes Verlangen, nach Italien zu ziehen; aber wie viele Schwierigkeiten stellten sich der Befriedigung desselben entgegen! Gleich mit dem Februar sollte die Versammlung ihren Anfang nehmen, und Maximilian selbst langte, durch niederländische Angelegenheiten abgehalten, doch erst einige Wochen hernach an. Zahlreicher hatten sich die deutschen Fürsten seit langer Zeit nicht versammelt. Die drey geistlichen Churfürsten, der Churfürst Philipp von der Pfalz, und der Churfürst Friedrich III. von Sachsen, sodenn zehn geistliche und neun und zwanzig weltliche Fürsten waren in Person erschienen. Der Grafen und Herren zählte man sieben und sechzig. Von dem Churfürsten von Brandenburg, und von den übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten, wie auch von vier und zwanzig Reichsstädten, hatten sich Gesandte eingefunden. Die Könige von Spanien, Frankreich, Ungern, Neapel, die Herzoge von Mayland und Savoyen, der Graf von Montferrat, und die Republik Venedig, hatten diesen Reichstag gleichfalls beschickt. Reichstag zu Worms. im März.

*) Hegewisch, S. 108 – 112.

Maximilians Forderungen auf demselben.

5. Das, was nun Maximilian dieser zahlreichen Versammlung vortrug, bezog sich hauptsächlich auf zwey Puncte; erst auf die Gefahr vor den Türken, welchen die östreichischen Erbländer und andre benachbarte Gegenden Deutschlands ausgesetzt waren, und denn, was ihm besonders wichtig war, auf des französischen Monarchen Unternehmungen in Italien, die er dem Ansehn und der Würde der deutschen Nation höchst nachtheilig schilderte. Er trug, um sowol den Franzosen, als den Türken mit Nachdruck begegnen zu können, nicht nur auf eine sogleich zu leistende Hülfe, sondern auch auf die Unterhaltung einer beständigen Reichsarmee an [r]). Die Churfürsten und andre Fürsten schienen von der Stärke seiner Gründe überzeugt. Sie glaubten vielleicht, daß es dem deutschen Reiche wenigstens zur Ehre gereiche, italienische Fürsten unter seine Vasallen zu zählen; daß vielleicht noch der Fall sich ereignen könne, daß erledigte italienische Reichslehne, durch Statthalter regiert, große Einkünfte abwürfen. Kurz, sie fanden den Vorschlag zu einer stehenden Reichsarmee des Beyfalls würdig. Sie theilten ihre Meinung den Reichsstädten mit; aber diese, die, schon seit einiger Zeit, Doctoren der Rechtsgelahrheit hauptsächlich um Rath zu fragen pflegten, konnten das Unglück, welches einige italienische Vasallen weniger dem deutschen Reiche bringen würden, gar nicht einsehen, und baten gar sehr, ja nichts zu beschließen, was die Einführung eines beständigen Tributs und einer ewigen Knechtschaft befestigen könnte [s]). Dies waren nun schlechte Aussichten für den römischen König; aber Er und die seiner Sache geneigten Fürsten kennten, von Kaiser Friedrichs III. Regierung her, die Art, wie auf Reichstägen gehandelt wurde, viel zu gut, als daß sie sich sogleich hätten abschrecken lassen. Sie mahlten die Gefahr in Italien immer dringender ab. Der Churfürst von Maynz berichtete der Versammlung, daß der König von Frankreich im Begriff sey, sich der Stadt Rom zu bemächtigen, daß der Pabst um vier tausend Mann Hülfsvolk gebeten habe. Das damalige Oberhaupt der Kirche, Alexander VI, war nun eigentlich gar nicht der Mann, der auf Achtung einigen Anspruch machen konnte. In Deutschland kennten ihn indessen noch so wenige, daß man sich bey dem Namen Pabst noch weiter nichts, als den heiligen Vater dachte, für den jeder rechtschaffene Christ sich aufopfern müßte. Die Fürsten erklärten, daß sie, als gehorsame Stände des Reiches, zur Stellung der vier tausend Mann ihr Contingent bereitwillig liefern würden; dabey machten sie es aber zur Bedingung, daß alle und jede Reichsstände das Ihrige dazu beytragen möchten. Während dieser Berathschlagungen liefen auch vom Herzog Ludewig Moro traurige Nachrichten ein. Dieser befürchtete, daß der König von Frankreich, sich an ihm wegen des venetianischen Bündnisses zu rächen, seines Vetters, des Herzogs Ludewigs von Orleans Ansprüche auf Mayland würde geltend zu machen suchen. Auch dieser flehete also das deutsche Reich um Beystand an, und Maximilians Minister brachten es wirklich so weit, daß nicht nur die Churfürsten, und die Fürsten, sondern auch die Städteabgeordneten Ludewigs Verlangen zum Gegenstande besondrer Berathschlagungen machten [t]).

6. Die

r) Jene nennte er eine ziemlich eilende, und diese eine beständige währende Hülfe. Müllers Reichstagsth. unter Max. I, Th. I, S. 263.

s) Müller, S. 309. 310. Hegewisch, S. 114—118.

t) Hegewisch, — S. 120.

6. Die deutſchen Reichsſtände ſollten, zur Behauptung des kaiſerlichen Anſehns in Italien, Mannſchaft und Geldſummen hergeben, und im Vaterlande ſelbſt fehlte es noch immer an der nöthigen, durch ordentliche Rechtspflege befeſtigten Ruhe und Sicherheit, fehlte es noch immer an der Eintracht der Mitglieder des Reiches, ohne welche kein für das Ganze heilſamer Plan jemals durchgeſetzt werden konnte. Die meiſten Reichsſtände, und beſonders die Städte, erklärten daher, daß ſie durchaus in nichts einwilligen könnten, ſo lange Friede und Gerechtigkeitspflege im Vaterlande nicht befeſtigt wäre. Sie erklärten dieſes mit ſolcher Standhaftigkeit, daß Maximilian die Nothwendigkeit, ihrem Verlangen Genüge zu leiſten, lebhaft fühlte, daß er ſie, ihm deswegen Vorſchläge zu thun, ermunterte. Die Churfürſten und die Fürſten übertrugen hierauf die ſorgfältigere Berathſchlagung über dieſen Gegenſtand einem Ausſchuſſe, zu deſſen Mitgliedern ſie den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, den Biſchof von Chur, den Grafen Georg von Henneberg, den deutſchen Comthur, und den Grafen Haug von Werdenberg wählten. Dieſe Herren vereinigten ſich über ein Gutachten, vermöge deſſen ſie die Nothwendigkeit zeigten, 1) einen beſtändigen Landfrieden zu errichten, 2) einen beſondern Reichsrath anzuordnen, und 3) ein beſtändiges Heer wider die Türken aufzuſtellen. An Italien wurde in dieſem Gutachten gar nicht gedacht, und dennoch war dieſes die Sache, die Maximilianen gerade am meiſten am Herzen lag. Sie durchzuſetzen, mußte alſo Maximilian die Aufmerkſamkeit der Reichsſtände auf alle Weiſe zu dieſem Gegenſtande hinzulenken ſuchen. Es wäre nun ausgemacht, hieß es nun, daß ſich der König von Frankreich des Herzogthums Mayland bemächtigen wolle; ſchon wäre der Herzog von Orleans in daſſelbe eingerückt, und der König nähere ſich ihm nun gleichfalls; der Herzog Ludewig habe um die bundesmäßige Hülfe bereits nachgeſucht; man müßte ihm durchaus helfen, wenn man Italien retten wolle, denn Mayland ſtelle gleichſam den Schlüſſel zu demſelben vor. Hierzu kam nun noch eine andre traurige Nachricht von dem Pabſt. Dieſer hatte ſich, wie er Maximilianen ſelbſt berichtete, ſchon in Rom nicht mehr ſicher geglaubt. — Aber die Nachrichten aus Italien mochten noch ſo gefährlich lauten, ſo konnten ſie die kaltblütigen Reichsſtände doch nicht genug in Hitze bringen. Die Churfürſten und Fürſten antworteten weiter nichts, als daß der Antrag, der ihnen gethan würde, von großer Wichtigkeit wäre, und daß der König, wie ſie hofften, ihnen deswegen weitre Vorſchläge thun würde. Maximilian blieb mit ſeinen Vorſchlägen nicht lange zurück, er ſelbſt wollte funfzig tauſend Gulden durch eine Anleihe aufzubringen ſuchen, und durch eben dieſes Mittel ſollten die Städte, und zwar in Zeit von ſechs Wochen, hundert tauſend Gulden herbeyſchaffen, um das nöthige Kriegsvolk anzuwerben. Auf dieſe Art blieben alſo die Fürſten vor der Hand mit ihrem Beytrage verſchont, und den Städten wurde die größte Laſt zugewälzt. Dieſe wußten jedoch ſchon ſolche Bedingungen zu machen, daß die übernommene Laſt nicht lange auf ihnen liegen blieb. Sie erklärten ſich zwar zur Anleihe der hundert tauſend Gulden bereit, doch erwarteten ſie, daß alle Reichsſtände zu dieſer Summe beytragen, und ihnen ihren Antheil wieder erſtatten würden; auch rechneten ſie darauf, daß man die Einnahme und Ausgabe dieſes Geldes rechtſchaffenen Perſonen anvertrauen, daß man es zu keiner andern, als zu der beſtimmten Abſicht, anwenden werde. Dieſe Wahrheiten, die ſie dem römi-

Der Reichsſtände Antrag wegen des Landfriedens und des Kammergerichts.

Digitized by Google

römischen König sagten, athmeten schon ziemlich viele Freymüthigkeit; aber dies waren sie noch lange nicht alle. Immer machte man, sagten sie, mit Anträgen wegen geschwinder Hülfe den Anfang; über wichtigere Angelegenheiten (worunter sie den Landfrieden und die Gerichtspflege verstanden) würde gewöhnlich nur langsam und spät gehandelt; sodenn ständen nicht zwey Theile des Reichs mehr in der alten Verbindung (sie zielten damit auf Italien, Arelat, Friesland und Helvetien) und die ganze Last der Reichsbeschwerden läge daher auf den übrigen Theilen; ferner habe ja, einer allgemeinen Sage zufolge, der Herzog von Mayland den König von Frankreich selbst zum Feldzuge nach Italien beredet, und ihn dabey unterstützt; auch habe man schon mehrmals bemerkt, daß durch das zur geschwinden Hülfe verwilligte Geld wenig Nutzen geschafft worden, und überhaupt willige man in die Anleihe der hundert tausend Gulden nur unter der Bedingung, daß, noch auf diesem Reichstage, alle zur Ruhe und Sicherheit nöthige Anstalten wirklich getroffen würden u).

Die Reichsstände bewilligen 150,000 Gulden.

7. Zu diesen Klagen und Bedenklichkeiten hatte die lange und Erfolgleere Regierung Kaiser Friedrichs III. den Reichsständen Ursachen genug gegeben, und wer mag es ihnen also verdenken, wenn sie das neue Oberhaupt des deutschen Reiches, gleich beym Antritte seiner Regierung, zu gröſserer Sorgfalt für das Wohl desselben aufforderten; wenn sie kein Geld hergeben wollten, ohne von dem richtigen Gebrauche desselben überzeugt zu seyn; wenn sie Zweifel hegten, ob auch Maximilians durch Nachsicht verwöhnte Kammerräthe die zusammengebrachten Summen mit Gewissenhaftigkeit berechnen würden? Maximilian konnte, wie es wirklich der Fall war, den besten Willen haben, und für Deutschlands Wohlfahrt dennoch nur wenig thun. Wer weiß, wie lange das Vaterland eines beständigen Landfriedens, einer ordentlichen Gerechtigkeitspflege noch entbehrt hätte, wenn die Reichsstände nicht so entschlossen, nicht so standhaft bey ihrer Meinung, das deutsche Reich vor dem Feldzuge nach Italien völlig beruhigt zu sehen, geblieben wären? Maximilian fand sich durch das Mistrauen, das sie in seine guten Absichten setzten, freylich gekränkt, aber diese Kränkung war für Deutschland heilsam, und er mußte also ernstlich darauf bedacht seyn, die Wünsche der Reichsstände zu befriedigen, und er verlangte daher, daß man ihm deswegen noch fernere Vorschläge thun möchte. Dabey wurde aber das Geld zum italienischen Kriege so wenig vergessen, daß man von Seiten des römischen Königs nicht nur darauf antrug, die hundert tausend Gulden lieber durch eine allgemeine Beysteuer, als durch eine Anleihe aufzubringen, sondern daß man sie auch mit funfzig tausend Gulden vermehrt wissen wollte. Vielleicht glaubte man, durch den Vorschlag zur Vertheilung der Last, die Bewilligung des letztern Punctes desto eher zu erlangen; aber die Fürsten zogen die Anleihe der Contribution noch immer vor (so brauchten sie doch wenigstens nicht gleich das Geld herzugeben) und die Vermehrung der bewilligten Summe wollten sie durchaus nicht genehmigen. Hundert und funfzig tausend Gulden waren also die ganze Summe, welche die Reichsstände hergeben wollten, Italien, dessen Verlust sie dem Kaiser doch so hoch anrechneten, wieder an das Reich zu bringen, und den dadurch nothwendig veranlaßten Krieg mit Frankreich zu führen. Mehr, glaubten sie, vermöchten die Kräfte des gesammten Reiches nicht aufzubringen, da doch der Herzog von Mayland Maximi-

u) Müller, S. 314. 319. Hegewisch, S. 120—126.

Maximilianen allein monatlich zwanzig tausend Ducaten auszahlte. Hundert und funfzig tausend Gulden reichten aber kaum auf zwey Monate hin, die acht tausend Reiter, und vier tausend Mann Fußvolk, welche der römische König, als Mitglied des venetianischen Bündnisses stellen sollte, zu besolden [x]). Hundert und funfzig tausend Gulden waren aber damals doch immer eine so wichtige Summe, daß allein die Fürsten, zur Besorgung ihrer Anleihe, dreyzehn Deputirten ernennten, und die Städte sollten denselben gleichfalls einige Abgeordnete zugesellen. Die Städteabgeordneten wählten hierzu die Gesandten der Städte Cöln und Augsburg. Diese hatten zu einem Geschäffte, das ihnen Undank oder Verantwortung zuziehen könnte, anfangs keine Neigung; aber man stellte ihnen die Nothwendigkeit, daß die Städte an der Einrichtung dieser Anleihe Theil nehmen müßten, so dringend vor, daß sie endlich nachgaben. Funfzehn Deputirte, und unter diesen der Churfürst von Maynz, machten also den Anfang, über die Vertheilung der Anleihe sich zu berathschlagen. Maximilian schickte ihnen ein Verzeichniß von hundert Personen und Gesellschaften zu, die sich, wie er glaubte, in diesen Vorschuß theilen könnten. Unter andern waren die Gesellschaften im Reiche mit einer beträchtlichen Summe angesetzt. Hierunter verstand man nun nicht die in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgerichteten Rittergesellschaften, sondern die Gesellschaften der Kaufleute. Dagegen machten die Deputirten der Städte große Einwendungen. Sie gaben diese Zumuthung für unschicklich, unverhältnißmäßig, und ungerecht aus; die Gesellschaften der Kaufleute wären, solche lasten zu tragen, nicht vermögend; oft machten Vater und Sohn, oder Brüder, die einen gemeinschaftlichen Handel führten, eine solche Gesellschaft aus; kurz, sie baten und verlangten, daß man die Sache genauer bedenken, und verhältnißmäßiger einrichten möchte. Ihre dringenden Bitten thaten ihre Wirkung, und da man die Städte vorher auf den dritten Theil der ganzen Summe angeschlagen hatte, so setzte man sie jetzt auf vier und zwanzig tausend und fünf hundert Gulden herab [y]).

8. Die Reichsstände machten also endlich wirklich Anstalten, die versprochenen hundert tausend Gulden herbeyzuschaffen; ehe sie aber nun wirklich beysammen waren, und ehe man die Mannschaft dafür angeworben hatte, konnte noch eine beträchtliche Zeit verstreichen, konnte der König von Frankreich das ganze Herzogthum Mayland indessen in Besitz nehmen. Noch waren die Deputirten mit der Einrichtung der Anleihe beschäfftigt, als ein Courier vom Herzog Ludewig anlangte, der die gefährlichsten Nachrichten überbrachte. Carl sollte schon bis Florenz vorgerückt seyn. Maximilian, der von der Begierde, den Unternehmungen desselben Einhalt zu thun, in das heftigste Feuer versetzt war, ließ der Reichsversammlung alles mögliche vorstellen, um ihren Entschließungen größere Geschwindigkeit zu geben. Wäre es seiner Meinung nachgegangen, so hätte sich die ganze Kriegsmacht des schwäbischen Kreises sogleich in Bewegung setzen, so hätte jeder Churfürst und Fürst alle seine Mannschaft stellen müssen; und um die Reichsversammlung desto eher zu seinem Vorhaben zu lenken, so versicherte er, daß er über die Entwürfe, den Landfrieden und die Gerechtigkeitspflege betreffend, schon zwey Tage lang, von Mor-

Die Reichsstände dringen auf den Landfrieden und das Kammergericht immer lebhafter.

x) Hegewisch, S. 128.

y) Hegewisch, S. 128 – 130.

Morgens acht Uhr, bis Abends zu eben derselben Stunde, fast ununterbrochen, und bloß durch seine Mahlzeit abgehalten, nachgedacht habe, und daß er mit der Vergleichung und Ordnung dieser Entwürfe in zwey andern Tagen fertig zu werden hoffe [1]). So lebhaft aber Maximilian die Gefahr vor den Franzosen, und seinen Eifer für die Wohlfahrt des Landes zu schildern wußte, so gering war der Eindruck, den er dadurch bey den Fürsten machte. Diese konnten sich von der Nothwendigkeit, ein Heer nach Italien zu schicken, noch immer nicht recht überzeugen, und nun versicherten ihnen noch überdies die französischen Gesandten, daß ihr Monarch wider den heiligen Vater, wider den römischen König, und wider die deutsche Nation gar nicht feindselig gesinnt sey. Sie blieben also dabey, daß sie vor der Hand nicht mehr als hundert tausend Gulden bewilligen könnten. Sodann thaten sie den Vorschlag, eine ansehnliche Gesandtschaft an den König von Frankreich zu schicken, und ihn um die Absichten seiner Unternehmungen befragen zu lassen. Dieser Vorschlag war aber gar nicht nach Maximilians Geschmack; auch verdroß ihn das Zutrauen, das die Reichsstände den Versicherungen der französischen Gesandten schenkten. Männiglich (sagte er) soll der Franzosen Gewohnheit merken; sie singen höher, denn genotirt ist; sie lesen anders, denn geschrieben ist; sie reden anders, denn ihnen im Herzen ist [2]). — Demungeachtet wurde wirklich beschlossen, im Namen der versammelten Stände eine Gesandtschaft an den König von Frankreich abzufertigen, und die Absendung derselben sollte ihm vorher durch einen Courier gemeldet werden [3]).

Der Landfriede und das Kammergericht kommen zur Richtigkeit.

9. Wie langsam, und wie bedächtlich doch alles dieses abgehandelt wurde! Indessen langte eine schlimme Nachricht nach der andern aus Italien an, und Maximilians Ungeduld wuchs von einem Tage zum andern. Es waren nun schon vierzehn Wochen, daß er sich zu Worms befand, und noch hatte man nicht einmal das Geschäffte der Anleihe völlig zu Ende gebracht. Die Churfürsten und Fürsten hatten erst sechs tausend Gulden, und die Städte noch gar nichts geliefert. Sie wollten es erst abwarten, ob dasjenige, was man in Ansehung der Anordnungen zur öffentlichen Ruhe und Sicherheit versprochen hatte, zur Richtigkeit kommen würde. Damit war aber dem römischen Könige nicht gedient. Der wünschte das Geld recht bald zu haben, um recht bald Kriegsvolk anwerben, und nach Italien ziehen zu können. Die sechs tausend Gulden waren auch bereits an einige Hauptleute ausgezahlt worden. Nun blieben aber die Geldzuflüsse wieder aus. Sie aufs neue fließend zu machen, wendete sich Maximilian abermals an die Fürsten, und ermunterte sie nicht nur, ihren eignen Antheil völlig abzutragen, sondern auch den Städten zuzureden, daß sie mit der Einsendung der Gelder doch eilen möchten. Der Churfürst von Maynz, und der Herzog Albrecht von Sachsen, der sich auf die Oberfeldherrnstelle bey der großen stehenden Armee Rechnung machte, gaben sich hierauf viele Mühe, die Abgeordneten der Städte nach Maximilians Absichten umzustimmen. Diese konnten aber, ohne Vorwissen ihrer Stadtgemeinen, nichts von Wichtigkeit bewilligen; und sie verstanden sich also zu weiter nichts, als daß sie heimreiten, und den Ihrigen die große Noth in Italien berichten wollten. Da möchten aber wol manche von diesen Städtedeputirten, denen der Aufenthalt zu Worms

1) Müller, S. 384. u. f. f. 2) Müller, S. 351. 3) Müller, S. 352.

Worms lästig zu werden anfing, nicht wiedergekommen seyn. Eben dieses befürchteten Maximilians Räthe; sie sagten ihnen also, sie sollten nicht heimreiten, sondern heimschreiben, und wären von einer Stadt zwey Gesandten da, so könnte der eine von ihnen allenfalls nach Hause reisen. Die königlichen Minister suchten endlich auch den Ehrgeiz der Reichsstädter rege zu machen. Sie meldeten ihnen daher, daß die Stadt Venedig (mit der sich manche deutsche Reichsstadt in Eine Classe setzte) einen Vorschuß von fünf und zwanzig tausend Gulden, daß der Herzog von Mayland eben so viel versprochen hätte. Die Abgeordneten der Städte fingen nun ernstlich an, sich über diese Sache zu berathschlagen, und sie wurden endlich einig, ihren Stadtvorstehern und Collegen zu schreiben, daß sie die Gelder möglichst bald überschicken möchten. Als sie ihren Entschluß den Fürsten bekandt machten, fügten sie aber die ausdrückliche Bedingung hinzu, daß alle wegen des Landfriedens und der Gerechtigkeitspflege getroffene Verabredungen möchten gehalten werden. Der Eifer, den die Reichsstädte in dieser wichtigen Angelegenheit bezeigten, setzte auch die Fürsten in Feuer, und Maximilians dringende Vorstellungen, die Errichtung einer Reichsarmee betreffend, wurden nun allemal mit der Erinnerung an die Wohlfahrt des Reiches abgewiesen [a]). Diese Standhaftigkeit der Reichsstände erreichte endlich das Ziel. Maximilian, der die Unmöglichkeit, seine Absichten anders durchzusetzen, lebhaft einsah, ließ noch am Nachmittage eines Tages, wo man seinen Ministern es gerade herausgesagt hatte, daß man, so lange jene Versprechungen nicht erfüllt wären, keine Mannschaft stellen würde, die Stände zusammenberufen, erschien persönlich in ihrer Versammlung, und ertheilte ihnen, durch seinen Minister, Veit von Wolkenstein, seine Einwilligung, den Landfrieden und das Kammergericht, ihren letzten Entwürfen gemäß, anzuordnen. Und schon drey Tage hernach wurde der Landfriede und die Kammergerichtsordnung öffentlich bekandt gemacht [b]). Am Ende waren es also die gelehrten Doctoren der Rechte, die, als Rathgeber der Reichsstädte, die Ruhe und Sicherheit des deutschen Vaterlandes befestigten. am 7. Aug.

10. Die Hauptartikel des beständigen Landfriedens, der damals errichtet wurde, kann man sich leicht vorstellen; sie bezogen sich alle auf die Unterlassung der Gewaltthätigkeiten, welche die traurigen Fehden des Mittelalters zu begleiten pflegten, und auf die ernstliche Bestrafung derjenigen, welche dem Landfrieden zuwider handeln würden. In Ansehung der letztern wurden folgende Anstalten getroffen: einem Uebertreter des Landfriedens sollten alle, die es auf frischer That inne würden, nacheilen, und sich seiner zu bemächtigen suchen; eben derselbe sollte dem Fürsten, dem Grafen, der Stadt, deren Angehörigen durch seine Friedensstörung beschädigt worden, seine Unschuld durch einen Eid darthun, oder, im Weigerungsfalle, für schuldig gehalten werden; es wurde ihm aber dabey ein sicheres Geleit ausbedungen; wäre der Friedensstörer mächtig, oder hätte er mächtige Beschützer, so sollte der Beschädigte sich an das Kammergericht wenden, und das Kammergericht sollte es dem Kaiser und den Ständen melden; da dieses aber in den meisten Fällen die Gerechtigkeitspflege zu weitläuftig und langsam gemacht hätte, so wurde Inhalt des Landfriedens.

a) Müller, S. 361. 365. b) Hegewisch — S. 138.

Digitized by Google

dem Kammergericht die Befugniß gegeben, schon auf Anrufen des Beschädigten, oder auch von Amtswegen, wider den Friedensstörer zu verfahren. — Ein großer Theil der Drangsalen, welchen die Bewohner der Dörfer damals ausgesetzt waren, rührte von den Kriegsleuten her, die entweder keinen Herrn hatten, oder von ihrem Herrn nicht genug in Ordnung gehalten wurden. Diese sollte man anhalten, und genau ausfragen; ihre Mißhandlungen sollten ernstlich, und wenigstens mit dem Verluste ihrer Habseligkeiten, bestraft, ihre fernern Gewaltthätigkeiten aber durch Eid und Bürgschaft verhindert werden. Aehnliche Landfriedensverordnungen waren aber schon mehrmals errichtet worden, und es fehlte nur immer an der Beobachtung derselben. Maximilian, oder seine Minister, wünschten daher auch dieser alle mögliche Sicherheit zu geben. Man verlangte, daß alle Stände den Landfrieden untersiegeln möchten. Diesem Verlangen wurde zwar kein Genüge geleistet, doch stellten die anwesenden Reichsstände eine schriftliche Versicherung aus, durch die sie sich zur Beobachtung dieses Landfriedens verpflichteten. Die abwesenden Stände erklärten dieses durch sogenannte Beybriefe. Und alle diese Versprechungen hielt man kaum für hinlänglich, dem Landfrieden Beständigkeit und Kraft zu geben. Maximilian gab den Rath, daß Fürsten und Städte die Beobachtung desselben durch Bündnisse sichern möchten, und solche Bündnisse wurden auch einige
1498 Jahre hernach wirklich geschlossen, z. B. zwischen Wirtemberg und Baden, imgleichen zwischen Maynz, Brandenburg und Wirtemberg. Dagegen wurden, durch den Inhalt des Landfriedens, alle Verbindungen, die demselben einigermaßen nachtheilig seyn könnten, aufgehoben. Unter solche aber konnte man den schwäbischen Bund, der die Erhaltung des Friedens zur Absicht hatte, keineswegs rechnen; er dauerte deswegen auch noch ferner fort, und er hat zur Beobachtung des Landfriedens das Seinige redlich beygetragen *).

Erste Anordnung des Kammergerichts.

11. Man hatte, zur Aufrechthaltung desselben, ausgemacht, daß die Reichsstände sich jährlich einmal versammlen, und wenigstens einen Monat bey einander bleiben, auch ohne wichtige Ursache, und ohne Vorwissen der Versammlung, sich nicht wieder entfernen sollten. Ohne Bewilligung derselben sollte auch weder der Kaiser, noch sein Sohn, der Erzherzog Philipp, noch ein jeder andrer Reichsstand, einen Krieg und eine Fehde anfangen, auch in keine dem Reiche nachtheilige Bündnisse mit fremden Nationen sich einlassen. Die Beobachtung dieser Verordnung wurde durch eine Strafe von zwey tausend Mark feinen Goldes, welche halb der königlichen Kammer, halb dem Beschädigten zufallen sollten, gesichert. Auf eine jährliche Versammlung der Reichsstände durfte man sich aber keine feste Rechnung machen, und wenn dieselbe auch einen Monat dauerte, so würde sie doch die Vorfälle der übrigen elf Monate schwerlich oder gar nicht haben schlichten können. Es wurde also schlechterdings ein beständiger Gerichtshof, ein Kammergericht, erfordert. Kammerrichter hatten die Kaiser zwar schon lange gehabt; ihre Beysitzer aber waren meistens zufällig, und sie konnten sich in der Entscheidung verwickelter Rechtshändel keine große Fertigkeit erwerben; auch konnte man, da ihnen ihre Mühe, zu Gerichte zu sitzen, nicht vergütet wurde, keinen anhaltenden Fleiß von ihnen

*) Datt de pace publ. p. 796. 786. Hegewisch, S. 147.

ihnen erwarten f). Es waren alſo durchaus Kammergerichtsbeyſitzer nöthig, die zuſammen ein fortwährendes Collegium ausmachten, die ſich den Pflichten ihres Amtes mit Eifer widmen konnten; Männer, die in der Entſcheidung der Rechtsfälle, die man ihren Stimmen anvertraute, eine vorzügliche Uebung erlangt hatten, und die man in der damaligen Sprache ſehr ſchicklich Urtheiler zu nennen pflegte. Den uralten Grundſatz, daß über niemand anders als durch ſeines Gleichen geurtheilt werden könne, behielt man inſofern bey, daß der Kammerrichter, unter deſſen Vorſitze auch über Fürſten und Grafen geſprochen werden ſollte, nur durch eine Perſon von hohem Adel könne vorgeſtellt werden. Man wünſchte, daß auch unter den Urtheilern Fürſten und Grafen ſeyn möchten, und es wurde feſtgeſetzt, daß zum wenigſten die Hälfte aus der Ritterſchaft genommen werden ſollten; die Stellen der übrigen Hälfte wurde für beider Rechte Doctoren oder licentiaten aufgehoben. So ſchien es, als wenn das Kammergericht ſchon damals die bey vielen Gerichten übliche Gewohnheit zweyer Bänke; einer adlichen und einer gelehrten, bekommen würde; man mußte ſich aber in der Folge damit begnügen, wenn nur jeder Aſſeſſor von gutem Adel, oder ein Doctor war. Gleich bey der erſten Anordnung des Kammergerichtes machte es ſchon Schwierigkeiten, eine Anzahl Männer zu finden, die zur Stelle eines Beyſitzers ſowol Fähigkeit, als Neigung hatten. Es war ausgemacht worden, daß ſie der Kaiſer, mit Rath und Bewilligung der Stände, wählen ſollte, und man nahm die Wahl derſelben gleich auf dem damaligen Reichstage vor; man konnte aber ſtatt ſechzehn (dieſe Zahl beſtimmte die Kammergerichtsordnung) nur zehn finden ff). Zu ihrer Beſoldung wußte man ihnen vor der Hand keine beſſere Quelle, als die Sporteln anzuweiſen. Damit waren die Städte (oder vielmehr die Rechtsdoctoren derſelben) gar nicht zufrieden, und ſie verlangten, daß ſie aus der Caſſe des gemeinen Pfennigs beſoldet werden ſollten; man räumte dieſes aber nur in dem Falle ein, wenn die Sporteln zu dieſer Abſicht nicht hinreichten. Zur Richtſchnur der Ausſprüche dieſes Kammergerichtes beſtimmte man 1) des Reiches gemeine Rechte, ſodenn 2) die redlichen, ehrbaren und anſtändigen Verordnungen, Statuten und Gewohnheiten der Fürſtenthümer, Herrſchaften und Gerichte. Unter den gemeinen Rechten verſtand man wahrſcheinlich nicht allein das römiſche Recht, ſondern auch alte deutſche Rechtsbücher. Daß die römiſchen Geſetze nicht ausgeſchloſſen waren, beweiſet ſchon der Umſtand, daß die Hälfte der Beyſitzer aus Doctoren beſtehen ſollte; aus Doctoren, die ſich für die

f) Schon am Ende der Regierung Kaiſer Friedrichs III. war ein Kammergericht vorhanden. Maximilian ordnete gleich nach deſſen Tode eins zu Regensburg an, bey dem er den Biſchof Chriſtoph von Paſſau zum Kammerrichter beſtellte. Als er ſich hierauf in den Niederlanden befand, wurde das Kammergericht bald in dieſer, und bald in jener niederländiſchen Stadt gehalten, und der Graf Eitel Friedrich von Zollern verſah dabey die Stelle des Kammerrichters. Mit Maximilianen wanderte das Kammergericht nach Worms. Häberlin, IX, 22.

ff) Den Grafen Eitel Friedrich von Zollern, kaiſerlichen geheimen Rath, Oberhofmeiſter und Feldoberſten, der ſchon unter Friedrichen III. im großen Anſehn ſtand, beſtimmte man zum Kammerrichter; den Grafen Bernhard von Eberſtein ordnete man ihm zum Amtsverweſer, oder vielmehr zum erſten Kammergerichtspräſidenten an. Die übrigen Beyſitzer ſuchte man unter den Räthen der Churfürſten und Fürſten aus; die wenigſten nahmen aber die angetragene Stelle an. Häberlin, S. 59.

Einführung der römischen Rechte so eifrig bewiesen, und welche die Feinde derselben nur die rothen Barrette zu nennen pflegten. Zur Rechtsstatt, oder zum Sitze des Kammergerichtes, wurde damals Frankfurth am Mayn bestimmt, und hier wurde es auch zwey Monate hernach eingesetzt. Maximilian nahm die dazu ernennten Männer in eigner Person in Pflicht, und übergab dem ersten Präsidenten dieses Reichskammergerichts, dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, den Scepter oder Richterstab 9).

im Oct.

Ursprung des gemeinen Pfennigs.

12. Das neuangeordnete Kammergericht sollte, wenn die Sporteln nicht hinreichten, aus der Casse des gemeinen Pfennigs erhalten werden. Unter dem gemeinen Pfennig verstand man aber eine allgemeine Steuer, die zur Bestreitung aller zum Besten des Reiches bestimmten Ausgaben dienen sollte. Hauptsächlich aber betrachtete man sie als die Hülfsquelle zu den immerwährenden Vertheidigungsanstalten, die man der Türken wegen für nöthig hielt. Man mußte, um die Bewohner des weitläuftigen Deutschlands zur Entrichtung dieser Steuer zu bewegen, die Gefahr vor den Türken so groß als möglich schildern; man mußte das Volk auf den Canzeln dazu ermahnen lassen. Nach mancherley Berathschlagungen wurde diese Auflage auf vier Jahre, aber durchaus auf keine längere Zeit, bewilligt, und Maximilian mußte es schriftlich versprechen, daß er sie nach Verlauf der vier Jahre nicht wieder fordern wollte. Jeder Deutsche ohne Ausnahme sollte sie entrichten. Hätte er fünf hundert Gulden rheinisch im Vermögen, so sollte er jährlich einen halben Gulden; besäße er noch einmal so viel, einen ganzen bezahlen. Mehr sollte auch der Besitzer von mehr als tausend Gulden nicht bezahlen, doch ließ man es dabey auf seine fromme Mildthätigkeit ankommen. Wer unter fünf hundert Gulden im Vermögen hatte, und funfzehn Jahre alt war, der sollte nur den vier und zwanzigsten Theil eines Guldens bezahlen. Der Kopf eines jeden Juden, er mochte alt oder jung, reich oder arm seyn, wurde jährlich mit einem Gulden angesetzt. Von Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Commünen (Stadtgemeinen) erwartete man, daß sie etwas mehr, als andre thun würden. Diese Auflage sollte jährlich in jeder Pfarre, am letzten December, von dazu bestellten und beeideten redlichen Personen, in Gegenwart des Pfarrers, eingenommen werden. Zu Obereinnehmern der eingesammleten Gelder bestimmte man sieben Reichsschatzmeister, von welchen der Kaiser einen, und sodenn jedes Collegium der Churfürsten, der Fürsten, der Prälaten, der Grafen, der Ritter, und der Städte, einen ernennen sollte. Jedem Schatzmeister wurde ein jährlicher Gehalt von drey hundert Gulden angewiesen, und dennoch beklagten sich dieselben, daß diese Besoldung ihren schweren und großen Geschäfften nicht angemessen wäre. Mayland, Ferrara, Montferrat, und

9) Plätters hist. Entwickelung, I, 307. u. f. f. Hegewisch, S. 143. Häberlin, 25. u. f. f. Der kaiserliche Minister, der Freyherr Veit von Wolkenstein, hielt bey der Gelegenheit eine Rede an den Kammerrichter, in welcher er ihn zur Beobachtung seiner Pflichten ermahnte. — Der Richterstab, der noch jetzt gebraucht wird, ist von schwarzem Nußbaum gedrechselt, und hält mit dem Griffe, den zwey beinerne Ringe einfassen, 3 Schuhe und 3 Zoll. — Bey der Eröffnung des Kammergerichtes setzten sich die Doctoren zur rechten, und die übrigen von der Ritterschafe der Rechte nicht gewürdigte Beysitzer zur linken Hand. Häberlin, S. 57.

Digitized by Google

und andre italieniſche dem Reiche lehnbare Staaten, ſollten zur Bezahlung dieſer Auflage gleichfalls aufgefordert werden, indem es billig wäre, daß ſie eine Laſt mittrügen, die das Reich ihrer Vertheidigung wegen ſich auflegte [b]). So genau dieſe Verordnung die Einſammlung des gemeinen Pfennigs beſtimmte, ſo wenig wurde ſie beobachtet. Man ſieht dieſes am beſten aus der Erzählung des berühmten ſponheimiſchen Abtes von Trittentheims. Man forderte mir, ſagte er, jährlich drey Gulden ab; einen für mich, einen für meine Mönche, und einen für meine Knechte und Mägde. Im erſten Jahre bezahlten die Klöſter und Geiſtlichen in und um Spontheim dieſe Auflage richtig; von den Weltgeiſtlichen aber gab kein einziger einen Heller. Wie dies die eigentlichen Geiſtlichen ſahen, bezahlten die klügern unter ihnen im folgenden Jahre auch nicht. Wer bezahlt hatte, der mußte den Verluſt tragen; wer nicht bezahlt hatte, dem widerfuhr deswegen nichts, denn im folgenden Jahre forderte man die Auflage ſchon nicht mehr, und das im erſten Jahre eingeſammlete wurde keinesweges zu dem beſtimmten Gebrauche angewendet [i]). Die meiſte Schwierigkeit, dieſe Auflage zu entrichten, machte die freye Reichsritterſchaft, beſonders die in Franken. Sie weigerte ſich ſtandhaft, und ihre Mitglieder behaupteten, ſie wären freye Franken; bereit, dem Reiche wider die Feinde der Kirche, mit ihren Perſonen, und auf eigne Koſten, zu dienen, aber nicht mit Geld. Eben dieſe Sprache führte auch die ſchwäbiſche, rheiniſche und wetterauiſche Ritterſchaft, und dieſer Herren, deren Freyheitsgeiſt ſich hier ſo lebhaft äußerte, ſollen nach einigen drey, nach andern aber gar zehn tauſend geweſen ſeyn [f]). Vergeblich waren alle mit ihnen gepflogene Unterhandlungen; ſie erklärten in einer zu Culmbach gehaltenen Verſammlung einmüthig, daß ſie nichts bezahlen, daß ſie einander ihre alten Rechte und Freyheiten wollten vertheidigen helfen. Auch die Städte bewieſen ſich in der Entrichtung der neuen Auflage gar nicht eilfertig; ſie beſchloſſen ſogar zu Speyer mit der Einſammlung des gemeinen Pfennigs ſo lange einzuhalten, bis ſie von der Ausführung der zu Worms beſchloſſenen Sachen überzeugt wären [l]). 1496

13. Auf ſolche Art konnte die Caſſe des gemeinen Pfennigs unmöglich große Zuflüſſe erhalten, und dennoch war die Gefahr vor den Türken, die ſich der Nachbarſchaft von Deutſchland immer ſtärker näherten, ſo groß, daß man auf ernſtliche Anſtalten gegen dieſelben bedacht ſeyn mußte. Auf einen großen Feldzug konnte man ſo geſchwinde keine Rechnung machen. Indeſſen wollte man die gemeinen Leute doch überzeugen, daß es mit dem Türkenkriege wirklich Ernſt wäre. Man verabredete alſo, daß einige kriegserfahrne Grafen, Herren, oder Ritter, an die öſtreichiſche Gränze ziehen, von dem dem Kaiſer bewilligten Gelde einiges Kriegsvolk, und zwar Bauern jener Gegend und Croaten, anwerben, und die Gebirge, Waſſer, Wälder und Gebüſche ſollten durchſuchen laſſen. Und wenn zur Errichtung des großen Reichsheeres ſelbſt auch wenig Vorbereitungen gemacht wurden, ſo dachte man doch ſchon auf die Beſtimmung eines oberſten Hauptmanns deſſelben. Man trug dieſe Stelle dem tapfern Herzog Albrecht von Sachſen an. Dieſer machte zwar anfangs einige Umſtände; endlich erklärte er ſich bereit, aber mit Bedin- Ende des Wormſer Reichstages.

b) Müller, S. 430. u. f. f. Hegewiſch, S. 148 – 150.
i) Chron. Hirſaug. ad an. 1493.
f) Datt, III, 542. Häberlin, S. 67.
l) Datt, S. 544.

dingungen, welche eignes Gefühl seines Werthes verriethen. Für sein Gefolge verlangte er nicht weniger als vier hundert Pferde, jedes zu zehn Gulden monatlich, das Jahr zu dreyzehn Monaten gerechnet; also jährlich zwey und funfzig tausend Gulden allein für die Pferde. Für Tafel, Rüstung, Kleidung und andre Bedürfnisse sollten ihm alle Monate tausend Gulden, alle Jahre also dreyzehn tausend, ausgezahlt werden. Hierzu kam noch eine Leibwache von vier und zwanzig Artschieren [m]), jeder, außer der Kleidung, monatlich zu sechs Gulden gerechnet (also wieder eine Summe von mehr als drittehalb tausend Gulden); ferner drey und vierzig Wagen, jeden mit vier Pferden, und endlich seinen Antheil an Brandschatzungen, Gebühren für Pässe, und andre einem Hauptmann zustehende Rechte. Ohne sein Wissen sollte auch kein Friede geschlossen werden. Seine Forderungen überstiegen den Werth von siebzig tausend Gulden gar weit, und das wäre bloß der Sold des obersten Hauptmanns gewesen. Indessen erklärte er, daß er in Friedenszeiten, wenn es nicht viel Geschäffte gäbe, auch mit der Hälfte sich begnügen wolle. Sollte er zum Dienste durch Beschädigung oder Alter unfähig werden, so verlangte er einen lebenslänglichen Gehalt. Maximilian, der dabey auf den Beutel der Reichsstände rechnete, genehmigte diese Bedingungen meistentheils; doch glaubte er, daß der gewöhnlichen Ordnung zufolge das Jahr nur zu zwölf Monaten, und der Monat nur zu dreyßig Tagen könnte gerechnet werden; für jeden Artschier wären auch monatlich fünf Gulden, und jährlich zwey Kleider, oder an deren Stelle sechs Gulden, genug. Wenn aber auch Maximilian wenig erinnerte, so hatten die Reichsstände desto mehr einzuwenden. Die darüber gepflogenen Berathschlagungen hatten einen sehr langsamen Gang, und erst gegen das Ende der Reichsversammlung, da schon einige Churfürsten und andre Fürsten sich wegbegeben hatten, wurde endlich ein Schluß gefaßt, der eigentlich so gut wie keiner war. Da (so lautete derselbe) schon viele Reichsstände abgereiset wären, so könnte diese Sache nicht wohl in Ueberlegung gezogen werden; überhaupt müßte man vorher den Ertrag des gemeinen Pfennigs wissen, und das ganze Geschäffte würde sich also am füglichsten bis zu einer nächsten Versammlung verschieben lassen [n]). So endigte sich der berühmte Wormser Reichstag, nachdem er bis in den sechsten Monat gedauert hatte. Wichtiger war vielleicht im ganzen Mittelalter keine Reichsversammlung für Deutschland gewesen. Ruhe und Sicherheit gehörte seitdem nicht mehr unter die Glückseligkeiten, nach welchen mancher deutsche Bürger und Bauer so lange vergebens schmachtete [o]). Wenn man aber Maximilianen als den Stifter des Friedens und der Ordnung betrachtet, so erinnert man sich nicht, daß es hauptsächlich die dringenden Vorstellungen der Reichsstände, und besonders der Städte, waren, welche Maximilianen die schleunige Beförderung des Landfriedens und des Kammergerichtes anbothigten; daß Maximilian der Reichsstände Hülfe zum italienischen Kriege nur unter dieser Bedingung zu erlangen wußte.

14. Allein

m) Die Artschieren haben vom italienischen und spanischen Arciere und vom französischen Archier, einem Bogenschützen, ihre Benennung bekommen. Ehedem bestand aus ihnen die Leibwache der Fürsten. Jetzt nennt man sie auch Hatschieren, und sie sind nur noch am Wiener Hofe gebräuchlich. Adelung im Wörterbuche.

n) Müller, S. 341. u. f. f. Hegewisch — S. 154.

o) Hegewisch, S. 159.

Digitized by Google

14. Allein Maximilian ſah ſich in ſeiner Erwartung ſehr getäuſcht. Da der wormſiſche Reichstag ſechs Monate dauerte, ſo verſtoß die Zeit, wo ſich Maximilian in Italien großen Ruhm hätte erwerben können, und er konnte an dem Kriege gegen den König von Frankreich weiter keinen Antheil nehmen, als daß er zum Heere der Vereinigten zwey tauſend deutſche Landsknechte und tauſend Reiter ſtoßen ließ. Carl VIII. wurde nun zwar zum Abzuge aus Italien genöthigt; aber er gab das Vorhaben, in dem ſchönen Lande Eroberungen zu machen, noch lange nicht auf, und er rüſtete ſich vielmehr zu einem neuen Feldzuge. Der Herzog von Mayland und die Republik Venedig bewarben ſich daher aufs neue um Maximilians Beyſtand. Sie verſprachen ihm auf drey Monate, monatlich zwanzig tauſend Ducaten. Eine ſo ſchöne Summe ſetzte ihn in den Stand, allenfalls auch ohne Beyhülfe des Reiches, ein anſehnliches Heer nach Italien zu führen. Beſſer war es aber doch immer, wenn ihn auch die Reichsſtände unterſtützten. Er berief ſie daher nach Lindau am 1496
Bodenſee zuſammen. Schon im Frühjahre ſollte, der auf dem wormſiſchen Reichstage getroffenen Verabredung zufolge, zu Frankfurt am Mayn eine Reichsverſammlung gehalten werden; aber nur ſehr wenige Stände erſchienen, und Maximilian rief daher ſeine Geſandten auch wieder zurück. So gleichgültig er aber das Nichterſcheinen der Reichsſtände damals aufnahm, ſo angelegentlich betrieb er ihre Verſammlung zu Lindau. In dem Ausſchreiben, das er deswegen an ſie ergehen ließ, am 23. März.
ſagte er ihnen unter andern: er wäre zwar entſchloſſen, ohne der Reichsſtände Rath und Beyſtand zu erwarten, mit der Macht ſeiner Erblande, ſo wenig ſie auch der Größe ſeines Vorhabens angemeſſen wäre, nach Italien zu ziehen; er wünſchte aber doch, daß ſich die Stände, zur Vollziehung desjenigen, was zu Frankfurt hätte geſchehen ſollen, zu Lindau verſammlen möchten; dort würde ſein Sohn Philipp, in ſeinem Namen, und an ſeiner Stelle, weiter mit ihnen handeln [v]; indeſſen möchten ſie von den eingegangenen Geldern des gemeinen Pfennigs Reiterey anwerben, um ihn nach Endigung dieſes Reichstages zu ſeiner Krönung über die Alpen begleiten zu können [q]. Sie bekamen aber noch an eben dem Tage ein zweytes Schreiben von ihm, worin er die Nothwendigkeit des Feldzuges noch weit dringender vorſtellte. Er verlangte, daß jeder von ihnen ſich ohne allen Verzug acht Tage nach St. Johannis wohlgerüſtet zu Feldkirchen einfinden möchte, um ihn über die Berge nach Rom zu begleiten; ſie ſollten dieſes, dem Herkommen gemäß, ein Vierteljahr lang auf eigne Koſten thun; wer alsdenn länger bleiben würde, dem wollte er den gehörigen Sold geben. Maximilian glaubte, daß der auf dem Reichstage zu Worms bewilligte gemeine Pfennig zur Vertheidigung ſeiner Rechte in Italien hauptſächlich beſtimmt wäre. Dies zu glauben, hatte er allerdings gegründete Urſachen. Die Reichsſtände waren, nachdem das Geſchäffte des landfriedens und des Kammergerichts

Maximilian betreibt den ital. Feldzug mit neuem Eifer.

v) Der Churfürſt von der Pfalz verſtand dieſes ſo, als wenn Maximilian in ſeiner Abweſenheit ſeinem Sohne das Reichsvicariat auftragen wollte, und er that deswegen Vorſtellungen; Maximilian erklärte aber ſogleich, daß er dem Erzherzog Philipp nur einige Aufträge an die Fürſten geben, und den Churfürſten an der Ausübung ſeiner Vicariatsrechte übrigens gar nicht hindern würde. Müller, S. 6.

q) Müller, II, 10. Datt, S. 544. — Hegewiſch, S. 162 — 164.

Digitized by Google

richts zur Nichtigkeit gebracht worden, von seinen Vorstellungen, welche die eifrigere Betreibung des italienischen Krieges zur Absicht hatten, endlich so weit gebracht worden, daß sie ihm noch eine Hülfe von hundert und funfzig tausend Gulden bewilligten. Maximilian sollte sie aber indessen als eine Anleihe aufnehmen, bis man sie ihm aus der Casse des gemeinen Pfennigs wieder bezahlen könnte. Die Städte, die man bey dieser neuen Bewilligung nicht um Rath gefragt hatte, wollten zwar die deswegen ausgestellten Obligationen anfangs durchaus nicht unterschreiben; sie ließen sich aber endlich dennoch dazu bereden, und diese Obligationen warden im Namen des Kaisers und der Stände, von den beiden Churfürsten von Maynz und Pfalz, von dem Herzog Albrecht von Sachsen, von dem Bischof zu Worms, von den Grafen von Nassau und von Zollern, und von den Abgeordneten der beiden Städte Worms und Frankfurt unterstegelt [1]). Die Anleihe war nun geschehen; aber der gemeine Pfennig, aus dem sie wieder bezahlt werden sollte, ging sehr sparsam ein. Maximilian ernannte daher Commissarien, denen er Vollmacht gab, diejenigen, die mit der Bezahlung länger säumten, als ungehorsame Verächter der christlichen Kirche, des römischen Königs, und des heiligen Reiches, in ganz Deutschland bekandt zu machen, und ihnen die Acht und den Bann anzudrohen. Diesen Commissarien gab er auch Gewalt, da, wo man mit der Einsammlung des gemeinen Pfennigs noch nicht den Anfang gemacht hatte, besondre Einnehmer dazu anzustellen. Dieses letztre Mittel that die Wirkung, daß man lieber selber sammelte, ehe man die königlichen Commissarien einsammeln ließ [2]).

Der ital. Feldzug fällt unglücklich aus.

15. Die eingegangenen Geldsummen waren aber noch immer nicht so groß, daß der römische König ein ansehnliches Heer dafür hätte anwerben können. Da ihn nun nicht nur der Herzog von Mayland und der Freystaat von Venedig, sondern auch der Pabst so dringend als möglich ermahnten, nach Italien zu ziehen, da sie seiner Ankunft in ihrem Lande schon eine große Wirkung zutraueten, so entschloß er sich endlich, mit der wenigen Mannschaft, die er in Bereitschaft hatte, und die sich auf fünf hundert Reiter und acht Fahnen Fußvolk belaufen haben soll, über die Alpen zu gehen. Er hätte sich aber diese Mühe ersparen können, weil Frankreich den italienischen Krieg damals nicht für rathsam gehalten hatte. Die Franzosen hatten noch einige an den Alpen gelegene Oerter besetzt. Aus diesen wollte sie Maximilian vertreiben; weil sie aber, ihrer Lage wegen, dem Herzog von Mayland zugefallen wären, so wußten es die Venetianer listig zu verhindern. Maximilian wollte nun nach Deutschland zurückkehren; allein die schlauen Venetianer reizten ihn zu feindseligen Gesinnungen gegen Florenz, welches mit Frankreich im Bunde stand. Maximilian unternahm es, mit zwey tausend und fünf hundert Mann deutschen Kriegsvolkes, und einigen mayländischen und venetianischen Truppen, Livorno zu belagern; die Flotte aber, welche den Hafen sperren sollte, zerstreute ein heftiger Sturm; einige französische Schiffe benutzten diese Gelegenheit, die belagerte Stadt mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, und am Ende machte Maximilian die unerwartete Entdeckung, daß es die Venetianer nicht redlich mit ihm meynten. Voll Unwillens hierüber, brach er nun plötzlich auf, und ging nach Deutschland zurück [3]).

16. Maxi-

1) Hegewisch, S. 139.
2) Hegewisch, S. 165.
3) Hegewisch, S. 165-172.

Digitized by Google

16. Maximilian stand, als er über die Alpen zog, in dem angenehmen Wahne, daß die Reichsstände mit ihrer Mannschaft nachkommen würden; aber sie entrichteten nicht einmal den gemeinen Pfennig. Ihre geringe Neigung, an den italienischen Händeln Antheil zu nehmen, äußerte sich schon dadurch, daß nur so wenig von denselben den Reichstag zu Lindau besuchten. Von geistlichen Ständen waren der Churfürst von Maynz, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Worms, von Chur, von Costnitz, und von Augsburg, und überhaupt in allem zehn, nebst einigen Aebten und Prälaten, persönlich gegenwärtig. Von weltlichen Fürsten erschien sonst niemand, als der Erzherzog Philipp von Oestreich, der Herzog Albrecht von Sachsen, und einige der vornehmsten Grafen. Die übrigen Reichsstände hatten nicht einmal alle ihre Gesandten hingeschickt, sondern ihre Aufträge den Gesandten andrer gegeben. Die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen erschienen weder in Person, noch durch Gesandten. Die kaiserlichen Bevollmächtigten klagten, wie gewöhnlich, über den langsamen Zufluß des gemeinen Pfennigs, und über die Kaltsinnigkeit der Stände, die Rechte des römischen Königs in Italien zu behaupten. Maximilian schrieb aus Italien nicht nur an die Versammlung, sondern auch an einzelne Fürsten und Städte, einen Brief nach dem andern [u]); allein alle seine Schreiben machten größtentheils nur wenig Eindruck. Die Versammlung zu Lindau antwortete ihm: Die Reichsstände wären noch lange nicht alle beysammen; er möchte den Reichstag nach einem schicklichen Orte ausschreiben, und dafür sorgen, daß sich alle Stände einfänden [t]). Die Versammlung trennte sich erst im Februar des folgenden Jahres, und dennoch wurde nichts wichtiges in derselben ausgemacht. Zwey Monate hernach kam zu Worms schon wieder ein Reichstag zusammen, und dieser wurde noch weniger als der lindauische besucht. Selbst der römische König, der doch schon im vorigen Herbste aus Italien wieder zurückgekehrt war, stellte sich nicht auf demselben ein. Von geistlichen Fürsten erschien nur ein Bischof und ein Abt, und von weltlichen nicht ein einziger; Gesandten fanden sich nur von acht weltlichen, von zehn geistlichen Fürsten, und von einigen Städten, ein. Von Churfürsten war sonst niemand als der maynzische da. Diesem brach das Herz, als er, bey Eröffnung des Reichstages, den kleinen Haufen von Reichsständen vor sich sah. Die gerührten Empfindungen des Patrioten ergossen sich in Klagen über den großen Kaltsinn der Stände, die Wohlfahrt des Reiches befördern zu helfen [u]). Seine vom Geiste der Redlichkeit und der Vaterlandsliebe beseelte Rede schien Eindruck gemacht zu haben. Man beschloß, für die Unterhaltung des Kammergerichtes angelegentlicher zu sorgen; man beschloß sogar, von den eingegangenen Summen des gemeinen Pfennigs dem römischen König etwas auf Abschlag auszahlen zu lassen, und diese Summe, welche die Stände mit äußerst seltener Gefälligkeit bewilligten, belief sich auf — vier tausend baare Gulden. Uebrigens wurde ausgemacht, daß fünf Monate hernach zu Freyburg im Breisgau ein

Maximilians fortgesetzte Bemühung um Reichshülfe. im Aug.

1497 im Apr.

u) Dem Churfürsten von Sachsen sagte er unter andern: in die Hart wird uns das Spiel schwer fallen; es liegt alles an Euch Deutschen; Ihr mögt, allesammt Eurem König Ehre erlangen, das in hundert Jahren hernach zu geschehen, solche Ehre zu erlangen, unmöglich wird. Müller, S. 175.

t) Hegewisch, S. 174.

u) Müller, S. 144.

Digitized by Google

Reichstag gehalten, und von allen Reichsständen entweder persönlich, oder durch Gesandten sollte besucht werden. Der eifrige Churfürst von Maynz, und noch einige andre Stände, stellten sich auch zur bestimmten Zeit ein, und es waren, ein damals ganz ungewöhnlicher Fall, nicht mehr als einige Wochen nach der angesetzten Frist verflossen, da der Reichstag wirklich seinen Anfang nahm. Aber Maximilian versäumte es auch damals, ein gutes Beyspiel zu geben, indem er nicht eher als im
1498 Januar des folgenden Jahres sich einfand. Die Versammlung war indessen weit zahlreicher, als die zu Worms. Es erschienen fünf Churfürsten (nur Pfalz und Böhmen fehlten); es stellten sich der Erzbischof von Magdeburg, fünf Bischöfe, zwey Fürsten, ein Abt, und zwey Grafen, persönlich ein. Der Erzbischof von Salzburg, neun Bischöfe, der Deutschmeister, sieben Fürsten, acht Prälaten, und neunzehn Städte, hatten Gesandten geschickt a).

Die Reichsstände bewilligen sie ihm gegen Frankreich.

17. Maximilians Sohn, der Erzherzog Philipp, suchte damals seine Ansprüche auf einige Städte der Grafschaft Artois, die ihm Frankreich noch vorenthielt, geltend zu machen. Maximilian hatte es zwar dem Churfürsten Friedrich III. von Sachsen aufgetragen, zwischen ihm und dem neuen König Ludewig XII. von Frankreich, einen Vergleich zu vermitteln; da er aber auf diesen Vergleich nicht sicher rechnen konnte, so wünschte er, seines Sohnes Rechte mit Gewalt behaupten zu können, in gehöriger Verfassung zu seyn. Er drang daher auf die Auszahlung der Gelder, die von den bewilligten hundert und funfzig tausend Gulden noch rückständig waren, und die Reichsstände, die es entweder für wichtiger hielten, die Grenzen des Reichs auf der Seite von Frankreich sicher zu stellen, oder die es vielleicht bereuten, Maximilians italienischen Feldzug nicht besser unterstützt zu haben, erklärten sich mit ungewöhnlicher Willfährigkeit bereit, des Kaisers Wünsche zu erfüllen, und versprachen, in dem Falle, daß der Churfürst von Sachsen in dem Vergleiche mit Frankreich nicht glücklich wäre, eine Gesandtschaft an den französischen Monarchen zu schicken, ihm wegen der Herausgabe der erlangten Oerter Vorstellungen zu thun, und ihm zu gleicher Zeit anzukündigen, daß sie den Kaiser und seinen Sohn gewiß nicht verlassen würden. Maximilian war mit ihrer Erklärung außerordentlich zufrieden. Nur wünschte er noch zu wissen, woher er dem bereits angeworbenen Kriegsvolke Unterhalt verschaffen sollte. Er rechnete also auf die Auszahlung der rückständigen Gelder noch nicht so bald, und in der That konnte er auch nicht sogleich darauf rechnen. Erstlich hatte er nicht nur in seinen Erblanden, sondern auch in Schwaben, Breisgau, und Sundgau, den gemeinen Pfennig bereits erhoben. In Oestreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol betrug er, seiner eignen Anzeige nach, sieben und zwanzig tausend Gulden, und von der Summe in den übrigen Ländern war ihm noch kein Bericht abgestattet worden. Sodenn hatte er die Länder der Herzoge von Jülich und Cleve, vermöge des mit den letztern geschlossenen Subsidientractats, von der Bezahlung des gemeinen Pfennigs freygesprochen, und also auch diese Summe auf seine Rechnung genommen b). Den Betrag aus den Ländern seines Sohnes konnte er zwar noch nicht berechnen, weil die Stände derselben ihn

a) Hegewisch, S. 182.

b) Man berechnete alle von ihm eingenommene Summen auf funfzig tausend Gulden, Häberlin, S. 112.

ihm nicht eher entrichten wollten, als bis ſie von der Bereitwilligkeit andrer Mitglieder des Reiches erſt recht überzeugt wären; indeſſen hoffte Maximilian, die Ungehorſamen noch zur Beobachtung ihrer Pflicht zu bringen. Einen groſſen Theil von der bewilligten Summe aus dem gemeinen Pfennig hatte er alſo wirklich ſchon eingenommen. Da nun die Reichsſtände zugleich auf die Unterhaltung des Kammergerichts, ſo wie auf die nach Frankreich abzufertigende Geſandtſchaft, und auf andre zufällige Bedürfniſſe Rückſicht nehmen mußten, ſo bewilligten ſie ihm nicht mehr als einen Vorſchuß von zehn tauſend Gulden. Zehn tauſend Gulden waren aber, in Vergleichung mit ihren vorigen Bewilligungen, ſchon viel, und ſie hätten ſich vielleicht noch weniger willfährig bewieſen, wenn es nicht ihre Abſicht geweſen wäre, Maximilians Einwilligung zu gewiſſen das Kammergericht und die Policey betreffenden Entwürfen zu erlangen. Maximilian, von ihrer Bereitwilligkeit aufgemuntert, verlangte jetzt noch fünf tauſend Gulden, die Mannſchaft, die er bereits in Sold genommen hatte, zu bezahlen; er wollte, erklärte er dabey, ſichs gefallen laſſen, wenn ſich unter dieſer Summe auch kleine Münze befände. Die Stände gaben hier ein Beyſpiel von ganz außerordentlicher Willfährigkeit. Sie bewilligten nicht nur auch dieſe fünf tauſend; ſie ließen dem Kaiſer in allem noch ein und funfzig tauſend Gulden aus dem gemeinen Pfennig zukommen [a]). Die Einſammlung deſſelben mußte nun aber auch mit gröſſerm Eifer betrieben werden. Die auf dem Reichstage anweſenden Schuldner mußten ſich verbindlich machen, ſich mit ihrem Beytrage gegen Michaelis einzufinden; die abweſenden wurden durch ernſtliche, im Namen des Kaiſers, und mit dem Rathe der Stände ausgefertigte Mandate, zur unverzüglichen Entrichtung dieſer neuen Auflage ermahnt [b]).

Zweyter Abſchnitt.

Maximilians Händel mit den Schweizern, mit Frankreich u. ſ. w.

1.

Die Schweizer ſollen die deutſche Oberherrſchaft anerkennen.

Maximilian hatte die Stände ſo nachdrücklich um Unterſtützung gegen Frankreich ermahnt, und hatte ſeine Abſicht auch gröſtentheils erreicht; er brauchte nun aber kein Kriegsvolk gegen die Franzoſen, weil Ludewig XII, mit neuen Entwürfen in Rückſicht auf Italien beſchäfftigt, einen Krieg mit Deutſchland und den Niederlanden auf alle Weiſe zu vermeiden ſuchte, und in ſeinen Streitigkeiten mit dem Erzherzog Philipp deswegen lieber nachgab. Die Bemühungen des Herzogs Renatus von Lothringen und des Churfürſten von Sachſen, einen Vergleich zu ſtiften, waren alſo glücklich, und Philipp ſollte die verlangten Oerter erhalten [c]). Der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich kam alſo damals nicht zum Ausbruche. Jener gerieth dagegen mit Frankreichs tapfern Bundesgenoſſen, den Schweizern, in blu-

im Aug.

b) Hegewiſch, S. 182 — 191.

c) Hegewiſch, S. 194. Eine ſolche Verordnung erhielten unter andern die im Lande des Herzogs Albrecht von Sachſen geſeſſene Biſchöfe und Prälaten; Häberlin, S. 142.

d) Hegewiſch, S. 196.

Digitized by Google

tige Händel. Bey Maximilians Regierungsantritt bestand ihr Bund nur erst aus zehn Cantonen; denn Basel, Schafhausen und Appenzell waren noch nicht in denselben aufgenommen. Von jenen zehn Cantons hatte noch kein einziger den Muth gehabt, der Verbindung mit dem Reiche ausdrücklich zu entsagen; sie suchten sich derselben in der Stille, und nur allmählich zu entziehen. Einige unter ihnen betrugen sich daher noch als Mitglieder des deutschen Staatskörpers. Auf Maximilians erstem Reichstage erschienen Abgeordnete von Lucern, von Schweiz und von St. Gallen. Vielleicht hätte man sich aber um die Verhältnisse zwischen dem Reiche und den Schweizercantons nicht so genau bekümmert, wenn der Beystand, den sie den Franzosen in Italien leisteten, nicht so wichtig ausgefallen wäre. Den Schweizern hatte Carl VIII. zum Theil seine schnellen Eroberungen in Italien zu danken. Maximilian wünschte wenigstens eben so tapfere Leute in seinem Dienste zu haben. Er verlangte daher von den Deputirten, welche die Eidgenossen nach Worms geschickt hätten, daß sie auch ihm sechs tausend Mann in Sold überlassen möchten. Die Abgeordneten antworteten natürlich, daß sie es erst an ihre Obern berichten müßten. Die Churfürsten und die übrigen Reichsstände nahmen aber die Sache von einer ernsthaftern Seite. Sie beschlossen, im Namen des Reichs eine Gesandschaft an die Eidgenossen zu schicken, und von ihnen zu verlangen, daß sie ihre Kriegsleute aus Frankreichs Diensten zurückberufen, den Herzog von Mayland, als einen Vasallen des Reiches, nicht weiter bekriegen, und sechs bis zehn tausend Mann wider die Türken und wider Frankreich stellen möchten. Also auch wider Frankreich, gegen welches die Reichsstände doch damals so höchst ungerne Krieg beschlossen. Doch wenn Maximilian mit Hülfe der Schweizer allein sein Ansehn in Italien hätte geltend machen können, so würden sie es ohne Zweifel recht gern gesehen haben.

Ihre standhafte Weigerung.

2. Die Verordnung der deutschen Reichsstände, welcher sie freylich durch das Ansehn des römischen Königs, als des obersten Herrn in der ganzen Christenheit, Nachdruck zu geben suchten, mußte den Eidgenossen, die sich der Siege über Carln den Kühnen noch sehr lebhaft erinnerten, die von den mächtigsten Monarchen und Staaten in Europa, von dem Pabst, von Spanien, von Mayland, von Venedig, von Frankreich, mit Schmeicheleyen und Versprechungen überhäuft wurden, sehr sonderbar vorkommen. Die französischen Gesandten spielten ihnen doch manche schöne Geldsumme in die Hände; die Botschafter der übrigen Staaten machten doch wenigstens große Versprechungen; aber die Abgeordneten des deutschen Staatskörpers redeten in einem gebietenden Tone zu ihnen. Den Erfolg kann man sich leicht vorstellen. Die Schweizer baten recht sehr, zu bedenken, daß sie sich von ihrer Verbindung mit Frankreich unmöglich losagen könnten. Diese Antwort erregte in Deutschland großen Unwillen. Man fand es unerträglich, daß die Schweizer sich als ein unabhängiges Volk betragen wollten. Man stimmte den gebieterischen Ton noch höher. Auf dem Reichstage zu Lindau erklärte der Churfürst von Maynz ihren Gesandten, es sey des Kaisers ernster Wille, sie sollten dem schwäbischen Bunde beytreten, und als es die Gesandten ablehnten, wurde der Churfürst heftig. Eben diese Zumuthungen wurden in der Folge noch öftrer wiederholt, und man drohete sogar mit Gewalt. Die Schweizer gaben aber immer gesetzte und entschlossene Antworten. Die Eidgenossen entzogen sich aber nicht nur der Verbindung

mit

mit dem Reiche; sie wollten auch mit Oestreich nicht im Bunde stehen. Maximilian, der seit dem Tode seines Vetters Siegmund auch Tyrol besaß, wünschte sie zu Bundesgenossen, zu Freunden zu haben; wünschte die Verbindung, die Siegmund mit ihnen geschlossen hatte, zu erneuern; aber die Schweizer bezeigten dazu so wenig Neigung, daß er den geringen Werth, den sie auf seine Freundschaft setzten, sehr deutlich wahrnehmen konnte. Eben so wenig konnte er sie bewegen, dem schwäbischen Bunde beyzutreten, und alle seine Bemühungen bewirkten am Ende weiter nichts, als daß die Eidgenossen die Absicht, sie zu unterjochen, argwöhnten, und daß sie sich eben deswegen mit Frankreich immer fester verbanden. seit 1494.

3. Den Ausbruch der hierdurch erzeugten Feindseligkeiten zu befördern, diente ein Streit, in dem Maximilian, als Herr von Tyrol, mit den Graubündern verwickelt wurde. Graubünden, welches damals mit den Eidgenossen noch nicht in Verbindung stand, aber dennoch rechtlich die Rolle eines unabhängigen Staates spielte, wurde von der östreichischen Regierung zu Inspruck wegen der Grenzen angefochten. Einige Bischöfe sollten zwar den Streit als Schiedsrichter schlichten; aber die Regierung zu Inspruck wartete den Ausspruch derselben nicht ab, sondern schlug, vielleicht durch Maximilians geheime Befehle aufgemuntert, den Weg der Gewalt ein. In dem Gedränge schlossen sich nun die Graubündner an die Schweizer, mit welchen sie ohnedies in freundschaftlichem Einverständnisse lebten, auf ewig an. Der Verdruß, den die Nachricht von dieser Verbindung bey Maximilianen erregte, war so lebhaft, daß er seitdem keine andere, als Kriegsgedanken hegte. Ihm den Krieg gegen die Schweizer führen zu helfen, schickte sich aber damals niemand besser, als der schwäbische Bund, der, seitdem die unter seine Mitglieder gehörenden Städte ihr ehemaliges Gewicht verlohren hatten, seitdem die Fürsten, die Grafen und der Adel den größten und mächtigsten Theil des Bundes ausmachten, seines ursprünglichen Zweckes, Ruhe und Sicherheit zu erhalten, vergaß, und seinen Kriegsleuten Zuversicht und Vermessenheit im höchsten Grade verstattete. Die Städte hätten sich einst gern mit den Schweizern vereinigt; die edle Herren aber, die ihre bey Sempach erschlagene Vorfahren nicht vergessen konnten, und die die Schweizer für Unterdrücker des Adels hielten, die hatten den Schweizern ewige Feindschaft geschworen, und die glaubten, von einem stehenden Heere von zehn tausend Mann unterstützt, die Bauern (so nennten sie die Eidgenossen) bald bezwingen zu können. Maximilians Antrag zum Kriege gegen die Schweizer, den er ihnen auf einer Versammlung zu Costnitz that, wurde daher sehr bereitwillig angenommen. Maximilian bietet den schwäbischen Bund gegen sie auf. im Dec. 1499 im Jan.

4. Das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes rückte, vereinigt mit den Oestreichern, aus Tyrol gegen die Eidgenossen heran. Der durch die Vermittelung der Bischöfe von Costnitz und Chur geschlossene Stillstand, der bis in die Mitte der Fasten dauern sollte, fiel den erbitterten Gemüthern sehr bald zur Last. Die Oestreicher und Schwaben suchten hier in das Graubündnerland, dort in das Rheinthal einzudringen; die tapfern Eidgenossen schlugen sie jedoch in drey Gefechten zurück. Die vereinigten Schwaben und Oestreicher stürmten aber noch von zwey andern Seiten gegen die Schweizer los. Das eine Heer, über sechs tausend Mann stark, hatte sich aus dem Breisgau, aus dem Sundgau, und aus den umliegenden Gegenden zusammengezogen. Die Schweizer konnten ihm bey Basel nicht völlig Unglücklicher Anfang des Feldzuges gegen die Schweizer.

zwey

zwey tausend Mann entgegen stellen, und auch diese mußten sich beym Anrücken des weit stärkern Feindes zurückziehen. Aber sie thaten es mit so guter Ordnung und Kriegszucht, daß die übermüthigen Kaiserlichen, die sie bey Dorneck angriffen, von dem dreymal schwächern Feinde geschlagen wurden. Ein noch ansehnlicheres Heer der Bundesgenossen, von acht bis zehn tausend Mann, hatte sich bey Costnitz versammelt, um von da in das Thurgau einzudringen. Schon hatte es den ersten Posten der Schweizer bey Ermelingen eingenommen; es verbreitete sich aber so sorglos und so plünderſüchtig, daß die indessen zusammengerückten Schweizer ihm den Rückweg versperren, daß sie es bey einem Walde, das Schanderloch genennt, über
am 18. April. fallen, und mit leichter Mühe besiegen konnten. Die sorglosen Oestreicher und Schwaben hatten ihr grobes Geschütz so sehr mit geplünderter Beute bepackt, daß sie geschlagen waren, ehe sie noch mit der Abladung fertig werden konnten, um nur einen Schuß zu thun. Zwey tausend von ihren Leuten gingen darüber verlohren; und alles, was sie so begierig zusammengeplündert hatten, und ihr eignes Geräthe, Geschütz und Gewehr fiel den Schweizern in die Hände. Ein abermaliger Einbruch, den die Oestreicher von der Seite von Tyrol versucht hatten, war gleichfalls fruchtlos ausgefallen, und die Schweizer rückten nun sieben tausend Mann stark in Tyrol ein. Die funfzehn tausend östreichische Bauern, die sich bey Frastanz verschanzt hatten, konnten ihren Angriff nicht lange aushalten. Weil die Schweizer aber erfuhren, daß Maximilian, der indessen aus den Niederlanden nach Costnitz gekommen war, noch mehrere Mannschaft zusammenzog, so hielten sie es nicht für rathsam, sich länger zu verweilen; doch nahmen sie, zur Sicherheit von acht tausend Gülden, acht Geißeln mit. Sie hatten auch wirklich Ursache, vorsichtig zu seyn, denn Maximilian zog mit dem Kriegsvolke, das er aus den Niederlanden mitgebracht hatte, nach Freyburg im Breisgau. Von hieraus forderte er die deutschen Stände auf, ihm die Schweizer, die, sich von der Verbindung mit dem Reiche losreißend, unbefugte Bündnisse geschlossen, die die Grafschaft Habsburg und andre Herrschaften gewaltsamer Weise eingenommen, und viele Fürsten und Herren aus ihren Besitzungen vertrieben hätten, bezwingen zu helfen. Hierzu fühlten sie sich aber nicht geneigt, und so übel man es aufnahm, daß sich die Schweizer als ein freyes Volk betrugen, so wenig wollte man sie unterjochen helfen. Nur wenige schickten also Mannschaft, und sie schickten sie langsam, und lange nicht so zahlreich, als es der Kaiser verlangt hatte. Einen der ansehnlichsten Haufen erhielt er von der Stadt Nürnberg; vierhundert Mann Fußvolk, und sechzig Reiter in rother Uniform; von Bilibald Birkheimer, dem geschmackvollen Geschichtschreiber dieses Krieges, angeführt.

Vergeblich bemühet sich Maximilian in die Schweiz einzudringen.

5. Maximilian hatte nun ein Heer beysammen, das ihm zu einem recht ernsthaften Angriffe der Schweizer Muth machte. Er beschloß, mit demselben von Tyrol aus in das Engeddiner Thal einzubrechen. Um aber die Schweizer zur Theilung ihres Kriegsvolkes zu nöthigen, sollte ein andrer Haufen aus dem Sundgau und Breisgau bey Dorneck einzubrechen suchen; aber dieser Haufe wurde schon von der Nachricht, daß ihm Schweizer entgegenrückten, so in Schrecken gesetzt, daß er sich eiligst zurückzog. Maximilian selbst machte zum Einrücken in das Engeddiner Thal noch Anstalten, als die Engeddiner und andre Schweizer in Tyrol einzudringen suchten;

Digitized by Google

ſuchten; als ſie die Oeſtreicher, die ſich beym Eingange verſchanzt, und durch herbeygeeiltes Landvolk verſtärkt hatten, im Rücken angriffen; als ſie denſelben, ihrer geringen Anzahl ungeachtet, ein ſolches Schrecken einflößten, daß ſie die Flucht ergriffen, und auf tauſend Todte zurückließen. Die ſiegreichen Schweizer verbrannten nun Städte und Dörfer, und zogen ſich nicht eher zurück, als bis ſie des Kaiſers Ankunft vernahmen. Maximilian beſchloß, durch einen Umweg in das Engeddiner Thal zu dringen. Funfzehn tauſend Mann Fußvolk wurden von erfahrnen Wegweiſern durch wenigbekandte Wege geführt. Schon nach einigen Tagen äußerte ſich aber großer Mangel an Lebensmitteln; denn in den Gebirgen gab es keine, und an Anſtalten, ſie nachzuſchaffen, hatte man nicht gedacht. Der kleine Vorrath, den Birkheimer von dem mayländiſchen Orte Bormio herholte, konnte einer ſo zahlreichen Mannſchaft unmöglich helfen. Kurz, Maximilian mußte, nachdem er hier mit Engeddinern, die von den Bergen große Steine herabwälzten, dort mit Lavinen, die auf einmal ganze Schaaren, doch ohne großen Schaden, bedeckten, am meiſten aber mit dem fürchterlichen Hunger gekämpft hatte, den Rückzug nach Tyrol antreten. Erſt am zweyten Tage erreichte er den tyroliſchen Boden, indem manche von ſeinen Leuten durch Krankheit, oder gar durch den Tod zurückgehalten wurden. Maximilian hatte zwar ſeinen Amtleuten in Tyrol die Anſchaffung eines Vorrathes von Lebensmitteln anbefohlen, aber ſeine Befehle waren, entweder aus Sorgloſigkeit oder aus Unvermögen, nicht befolgt worden, und die hungrigen Kriegsleute, die ſich in ihrer Erwartung getäuſcht fühlten, zerſtreuten ſich jetzt ſo ohne allen Scheu, daß Maximilian auf einmal ſich verlaſſen von Kriegsvolk erblickte. Aus Ueberlingen forderte er nun die Reichsſtände zur Stellung neuer Mannſchaft auf. Seine geſättigten Kriegsleute ſtellten ſich nun auch bald wieder ein, und in kurzer Zeit fand ſich wieder ein neues Heer von zwanzig tauſend Mann, wohlgerüſtet, und mit allen Bedürfniſſen beſtens verſehen, verſammlet. Eben überbrachte ein Mädchen Maximilianen ein Schreiben von den Schweizern, worin ſie ihm verſicherten, daß ſie ihre Streitigkeiten ſehr gern durch friedliche Mittel wollten ausmachen laſſen, und daß ſie jederzeit zur Niederlegung der Waffen bereit wären, daß ſie aber zugleich die von ihren Vätern geerbte Freyheit männlich und entſchloſſen vertheidigen würden.

Friede zwiſchen Maximilianen und den Schweizern.

6. Der Schweizer Ermahnungen zum Frieden machten auf Maximilianen ſo wenig Eindruck, daß er vielmehr abermals von verſchiedenen Seiten in ihr Land einzudringen beſchloß. Er ſelbſt ſchiffte ſich mit einem Theile ſeiner Mannſchaft zu Coſtnitz ein, der übrige mußte den Thurgau mit einem Einfalle bedrohen, und der Graf Heinrich von Fürſtenberg, der vierzehn tauſend Mann Fußvolk, und zwey tauſend Reiter unter ſeiner Aufſicht hatte, ſollte von Baſel her in die Schweiz eindringen. Maximilian ſelbſt landete bey dem Kloſter Roſchach, wo zwey hundert Schweizer, die es hartnäckig verwehrten, erſchlagen wurden. Die ganze Folge dieſer Landung war Plündrung und Verwüſtung des zu gedachtem Kloſter gehörigen Fleckens. Die Mannſchaft ſchiffte ſich nun wieder ein, und es überfiel ſie, aus unbekandten Urſachen, ein ſolcher Schrecken, daß ihre Einſchiffung ſehr unordentlich vor ſich ging, und daß einige darüber ertranken. Bey Lindau wurde wieder ans Land geſtiegen. Zu dieſem kleinen Unfalle geſellte ſich aber die Nachricht von einem

weit größern. Der Graf von Fürſtenberg, der ſich in ſeinem Lager bey Dorneck ſo unvorſichtig bewies, daß ſelbſt die unter ihm ſtehenden Befehlshaber ihn zu warnen ſich für berechtigt hielten, der wurde von den Schweizern, vier tauſend und neun hundert Mann ſtark, überfallen; ihn ſelbſt traf gleich anfangs, als er auf den entſtandenen Lerm herbeyritt, und die Urſache des Vorgangs noch nicht einmal wußte, das Schickſal, erſtochen zu werden. Der größte Theil ſeines Heeres ſuchte ſich durch die Flucht zu retten; nur einige alte, mit den Gefahren des Krieges längſt bekandte Kriegsleute behaupteten ihren Platz mit ſolcher Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit, daß von allen den Siegen, welche die Schweizer in dieſem Kriege erfochten, keiner ihnen ſo viele Menſchen koſtete. Auf beiden Seiten blieben auf vier tauſend Mann. Die Nachricht von dieſer Niederlage, die Maximilians Plan ſo ſehr vereitelte, machte auf ſeinen lebhaften Character einen ſo unangenehmen Eindruck, daß er den ganzen Tag über niemand vor ſich ließ; gegen Abend aber hatte er den geſchöpften Verdruß ſchon ſo weit überwunden, daß die gewöhnliche Heiterkeit auf ſeine Mine zurückkehrte; und als er am folgenden Tage nach Coſtniz zu Schiffe fuhr, brachte er die Zeit meiſtens mit Scherz und Spiel zu. Bey alle dem aber mochte er, durch die mancherley Unglücksfälle dieſes Krieges erſchüttert, die Sehnſucht nach dem Frieden immer lebhafter empfinden. Zum Glücke fanden ſich gerade damals zwey Fürſten, welche Maximilianen und die Schweizer miteinander auszuſöhnen wünſchten; der König von Frankreich und der Herzog von Mayland; dieſer aber unſtreitig eifriger als jener, weil ihm vor einem neuen Angriffe Ludewigs XII. bange war. Genug, es wurde zu Baſel Friede geſchloſſen; 1499 am 22. Sept. aber die meiſten Streitigkeiten, die dieſen Krieg erzeugt hatten, wurden künftiger Entſcheidung vorbehalten e).

Trauriges Schickſal des H. Ludewigs Moro.

7. Eine der vornehmſten Urſachen, welche das Ende des Schweizerkrieges beförderten, war des Herzogs von Mayland Gefahr, von dem König von Frankreich angegriffen zu werden. Der bedrängte Ludewig Sforza hoffte entweder von Maximilianen oder von den Schweizern Beyſtand zu erhalten; aber ſeine Hoffnung war vergeblich. Sein Unglück warf ihn zu Boden, noch ehe jene Friedensunterhandlungen ihren Zweck erreichten. Ludewig XII, der, um des orleanſchen Hauſes Anſprüche auf das Herzogthum Mayland deſto ſicherer zu behaupten, mit dem Pabſte und mit Venedig ſich in Verbindung einließ, eroberte Mayland ſo ſchnell, daß dem Herzog Sforza weiter nichts übrig blieb, als mit ſeiner Familie und ſeinen Schätzen nach Inſpruck zum Kaiſer zu flüchten. Maximilianen war es im Sept. gewiß höchſt unangenehm, den König von Frankreich im Beſitze des ſchönen Herzogthums Mayland zu ſehen; ſo geſchwinde aber ließen ſich die Franzoſen nicht wieder herausjagen. Das dazu nöthige Heer zuſammenzubringen, erforderte Zeit und Geld, die Ausführung erforderte günſtige Umſtände, und dieſe ereigneten ſich ſchon in Zeit von einem Vierteljahre. Die Franzoſen machten ſich, durch ihre Eitelkeit und durch ihre Liebeshändel, bey den ernſthaften, empfindlichen und eiferſüchtigen Mayländern, welche auch in Anſehung der Abgaben keine Erleichterung fühlten, ſehr

e) Zu den Quellen der Geſchichte dieſes Schweizerkrieges gehört Birkheimer beym Freher, III, und Jugger, S. 1109. u. f. f. Beide hat Hr. Segeſwiſch von S. 199 – 226 ſehr gut benutzt.

ſehr bald ſo verhaßt, daß ein großer Theil des Adels und das ganze Volk den Herzog Sforza zurückwünſchte. Hierdurch aufgemuntert, rückte Ludwig mit acht tauſend Schweizern, die ihm ohne Erlaubniß ihrer Obern zuliefen, und fünf hundert Lanzen, die dem Herzog Carln dem Kühnen als Leibwache gedient hatten, und zu welchen Maximilian noch ſieben tauſend Deutſche ſtoßen ließ [f]), im Anfange des folgenden Jahres in der größten Geſchwindigkeit über die Gebirge, und da ſein 1500
Heer auf italieniſchem Boden immer ſchneller anwuchs, ſo fiel ihm ſein Herzogthum eben ſo leicht wieder zu, als er es verlohren hatte. Aber auf dieſe Freude folgte ein im Apr.
ſchneller und grauſamer Glückswechſel. Einige Monate hernach drangen die Franzoſen von neuem in das Mayländiſche ein; des Herzogs Schweizer, mit denen ſie es abgeredt hatten, wollten wider ihre Landsleute in franzöſiſchen Dienſten nicht fechten; Verſprechungen, Thränen — nichts vermochte ſie zu erweichen; nicht einmal bis an einen ſichern Ort wollten ſie den unglücklichen Herzog begleiten; kaum erlaubten ſie ihm im Aufzuge eines gemeinen Kriegsknechtes mit ihnen fortziehen zu dürfen, und auch hier verrieth ihn den Franzoſen ein hinter ihm hergehender Schweizer, und Ludewig mußte nun in franzöſiſcher Gefangenſchaft ſein Leben beſchließen [g]).

8. Schon zwey Monate vor dieſer traurigen Begebenheit hatte Maximi- im Febr.
lian die deutſchen Reichsſtände nach Augsburg verſammlet, um ihnen die italieni- Errichtung
ſchen Angelegenheiten mit aller Wärme ans Herz zu legen; aber die kaltblütigen eines Reichs-
Deutſchen antworteten ihm, was ſie ſchon ſo manchmal geantwortet hatten, und regiments.
ſagten ihm, daß man, ſo lange Deutſchlands Staatsverfaſſung und Gerechtigkeitspflege ihre gehörige Feſtigkeit nicht erlangt hätte, an auswärtige Kriege gar nicht denken dürfe. Sie hatten auch im Grunde Recht. Das Kammergericht war aus Mangel an Beſoldung eingegangen. Schon auf dem Landtage zu Lindau, alſo gleich im erſten Jahre nach ſeiner Errichtung, klagte man darüber, daß die angeſetzten Beyſitzer ihre Beſoldung nicht richtig erhielten. Die Reichsſtände verlangten, daß Maximilian für den Unterhalt des Kammergerichtes ſorgen ſollte, und vielleicht glaubten ſie, daß ihn die Summen des gemeinen Pfennigs, die er in ſeinen Erblanden einnahm, hierzu in den Stand ſetzen könnten; Maximilian machte ſich auch verbindlich, das Kammergericht ein Jahr lang aus ſeiner Schatzkammer zu Inſpruck zu beſolden [h]). Auf dem Reichstage zu Freyburg nahmen ſich die Stände des Kammergerichtes wieder eifrig an. Es wurde ſogar beſchloſſen, daß, zum Theil zur Erhaltung deſſelben, beſtändig ſechs bis acht tauſend Gulden bey den Schatzmeiſtern zu Frankfurth vorräthig liegen ſollten. Man wollte auch die Beſoldung der dabey angeſtellten Perſonen verbeſſern; man wollte noch einen Grafen oder Freyherrn als Vicekammerrichter anſtellen; die noch ledigen Plätze ſollten auch unverzüglich beſetzt werden [i]). Wenn nur aber die guten Entſchließungen der damaligen Reichsſtände nicht meiſtens ohne Ausführung geblieben wären! Eben ſo ging es auch mit dieſem das Kammergericht betreffenden Plan, und es hörte darüber gar auf. Manche Reichsſtände mochten es eben für kein Unglück halten, wenn ihre landesherrliche Gerichtbarkeit kein Reichsgericht weiter einſchränkte. Indeſſen war es doch ſo bequem, die Bürden, die einem das Reichsoberhaupt auflegen wollte,

f) Fugger, S. 1127.
g) Hegewiſch, II, 1–13.
h) Müller, II, 38. 114.
i) Müller, S. 672. u. f. f.

Digitized by Google

durch Klagen über den Mangel guter Einrichtungen zurückzuweisen, daß man in der Vorbringung solcher Klagen immer größere Fertigkeit erlangte. Einigen Reichsständen mochte es jedoch wahrer Ernst seyn, die Bänder des deutschen Staatskörpers fester anzuziehen. Ein so patriotisch gesinnter Fürst war der Churfürst von Maynz, der nicht eher ruhete, als bis er Maximilians Einwilligung zur Errichtung eines sogenannten Reichsregiments erhielt. Schon auf Maximilians erstem Reichstage hatte man ein solches Parlament der deutschen Nation in Vorschlag gebracht; einen aus siebzehn Mitgliedern bestehenden Reichsrath, welcher die Macht haben sollte, des Reiches Wohlfahrt und Nutzen in allen Angelegenheiten zum Gegenstande seiner Berathschlagungen zu machen, und auch in einigen zu beschließen; zu den wichtigern sollte aber die Einwilligung des Kaisers, und der Stände, oder der sechs Churfürsten, erforderlich seyn. Kurz, Maximilian behielt sich ausschließend weiter nichts, als die Ertheilung des Adels und der Würden, und die Verleihung der erlauchten Lehne und Regalien vor. Die Städte wollten unter den siebzehn Räthen nur keine Geistlichen wissen, weil diese, wie sie ihnen zutrauten, das Beste des Reiches, und besonders der weltlichen Stände, nicht sehr angelegentlich besorgen würden. Maximilian scheint mit diesem Plane, der seinen oberherrlichen Rechten doch so wenig schmeichelte, zufrieden gewesen zu seyn; da aber die Stände noch neue ihm gar nicht anständige Aendrungen machten, so regte sich das Gefühl seiner reichsoberhauptlichen Würde so lebhaft, daß er erklärte, er habe, wie er hoffte, durch seine bisherige Regierung niemand zu Beschwerden Veranlassung gegeben; er wollte aber, mit Zuziehung der Churfürsten, einige rechtschaffene und einsichtsvolle Männer wählen, und dieselbe an seinem Hofe als Hofräthe anstellen; mit diesen wollte er, als römischer König, und insofern es seinen oberherrlichen Rechten keinen Abbruch thäte, alle Puncte jenes Entwurfes zu beobachten suchen; wäre er aber außer Deutschland, so wollte er diesen Räthen einen schicklichen Aufenthalt anweisen, und ihnen einen Präsidenten geben, der an seiner Stelle und in seinem Namen die Angelegenheiten des Reiches besorgen möchte. — Maximilian wollte also die Mitglieder dieses Reichsrathes selbst ernennen, und sie nicht, dem Vorschlage gemäß, von den Ständen ernennen lassen [t]). Darüber blieb der ganze schöne Plan unausgeführt. Jetzt entwarf der patriotische Churfürst Berthold von Maynz von neuem den Grundriß zu dem Gebäude, das er so gern aufzuführen wünschte; einen von dem vorigen aber hin und wieder verschiedenen Grundriß. Der Reichsrath sollte aus einem Statthalter und zwanzig Beysitzern bestehen. Letztre machten ein ziemlich sonderbares Gemische aus: ein Churfürst, und fünf churfürstliche Räthe; ein geistlicher und ein weltlicher Fürst; ein östreichischer und ein burgundischer Rath; ein Prälat, ein Graf, zwey Räthe aus den Reichsstädten, und sechs Ritter oder Licentiaten aus den sechs Reichskreisen. Die Churfürsten sollten, einer nach dem andern, ein Vierteljahr lang diesem Senate persönlich beywohnen. Eben so die zwölf Fürsten, die man hierzu bestimmte, und zwar der Erzbischof zu Magdeburg, die Bischöfe zu Wirzburg, Worms, Eichstädt, Augsburg und Münster, der Herzog Georg von Bayern, und der Herzog Albrecht von Sachsen, der Markgraf Friedrich von Brandenburg, der Herzog Wilhelm von Jülich, der landgraf

t) Müller, I, 381. 386. 389. Hegewisch, S. 140 – 143.

graf Wilhelm von Heſſen, und der Markgraf Chriſtoph von Baden. Die Prälaten, die vierteljährig mit einander abwechſeln ſollten, waren die Aebte von Salmansweiler, von Schaffenried, und von St. Cornelii in den Niederlanden, und der Probſt von Berchtolsgaden. Von den Reichsſtädten ernennten die beiden Räthe Cöln und Augsburg, Straßburg und Lübeck, Nürnberg und Goslar, Frankfurth am Mayn und Ulm. Die ſechs Kreiſe waren Franken, Bayern, Schwaben, die Rheinländer, Weſtphalen und Sachſen; die Churfürſten wurden aber zu keinem dieſer Kreiſe mitgerechnet. Dieſer Senat ſollte ſich nun jährlich einmal zu Nürnberg verſammeln; die Churfürſten und Fürſten auf eigne Koſten, die andern für eine Beſoldung, die bey dem Grafen und Herrn jährlich tauſend Gulden betragen ſollte. Ein Graf oder Herr ſollte mit ſechs, von den übrigen aber jeder mit vier gerüſteten Pferden erſcheinen. Der Statthalter müßte wenigſtens Graf oder Freyherr ſeyn. Ueber beſonders wichtige Angelegenheiten ſollten auch die übrigen fünf Churfürſten, und die übrigen elf Fürſten ſich berathſchlagen, in ſolchen Fällen auch der Kaiſer ſelbſt dem Senate beywohnen. Könnte man jedoch ſeine Selbſterſcheinung nicht abwarten, ſo ſollte entweder das Reichsregiment, mit Zuziehung der anweſenden Churfürſten und Fürſten, durch Mehrheit der Stimmen, entſcheiden, oder es ſollten noch mehrere Fürſten und Stände dazu gezogen werden [l]). Dieſes Reichsregiment ſtellte alſo eigentlich einen Ausſchuß des Reichstages vor, der, der Wichtigkeit der Sache gemäß, bald weiter, bald enger ſeyn ſollte. In der Acte zur Errichtung des Reichsregiments [m]) wird zwar nirgends beſtimmt geſagt, ob das Reichsregiment blos die vollziehende, oder auch die geſetzgebende, dem Reichstage zukommende Gewalt beſitzen ſollte; aus den wirklichen Verhandlungen aber erhellet, daß das Reichsregiment mit der Geſetzgebung ſich manchmal beſchäfftigt, manchmal aber, in Anſehung wichtiger Gegenſtände, ſie auszuüben Bedenken getragen, und ſie lieber auf künftige Reichstage verwieſen habe [n]).

Geringes Anſehn des Reichsregiments.

9. Das Reichsregiment, zu deſſen Statthalter oder Präſidenten der Churfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen [o]) vom Kaiſer ernennt wurde, hielt noch in dieſem Jahre ſeine erſten Sitzungen. Maximilian ließ ihm durch ſeine Miniſter den Zuſtand von Italien zur thätigſten Ueberlegung empfehlen. Es fand ſeine Vorſtellungen zwar gegründet, aber Hülfe konnte es doch nicht verſprechen, da ſelbſt die Verſammlungen aller Reichsſtände in dieſem Puncte ſich ſo langſam zu erklären pflegten, und es hielt es daher für nöthig, die Churfürſten und Fürſten unmittelbar zu berufen. Dies geſchah auch; indeſſen nahm das Reichsregiment an den italieniſchen Angelegenheiten noch immer Antheil, und es fertigte eine Geſandtſchaft nach Frankreich ab, welche auf einen Frieden oder auf einen Waffenſtillſtand mit ſolchem Ernſte antrug, daß Ludewig XII. einen Stillſtand unterzeichnete, der bis zum Julius des folgenden Jahres dauern ſollte. Seine Miniſter aber hatten die italieniſchen Staaten in der darüber ausgefertigten Urkunde ausgelaſſen, und Maximilian ſprach ihr daher alle Glaubwürdigkeit ab, und verweigerte ihr ſeine Genehmigung. Das ehrliche Reichsregiment wunderte ſich darüber gar

am 13. Dec.

l) Müller, S. 12 – 35.
m) v. Senkenbergs Reichsabſchiede, II, 56.
n) Hegewiſch, S. 19.
o) Man beſtimmte ihm einen jährlichen Gehalt von ſechs tauſend Gulden. Heinrichs ſächſ. Geſch, II, 12.

ſehr; es unterſuchte die Urkunde des Stillſtandes genauer, und es konnte zu Maximilians Bedenklichkeiten immer nicht die Urſachen finden. Dies veranlaßte zwiſchen dem Reichsregimente und dem Kaiſer einen ziemlich lebhaften Streit. Endlich
1501 im Apr. ließ ſich Maximilian, entweder durch eine Geldſumme, oder wahrſcheinlicher durch ſeinen Sohn, den Erzherzog Philipp, den Ludewig XII. durch einen Heirathsvertrag zwiſchen ihren beiderſeitigen noch ſehr zarten Kindern gewonnen hatte, bereden,
im Oct. den zweydeutigen Waffenſtillſtand zu genehmigen, und ſechs Monate hernach ſich mit dem Könige von Frankreich zu vergleichen. Maximilian verſprach und ertheilte dem franzöſiſchen Monarchen die Belehnung über Mayland, und dieſer verſprach ihm Hülfe wider die Türken, verſprach ſeine Rechte an Ungern und Böhmen, nach Ladislaws Tode, zu unterſtützen, verſprach ſeinen Römerzug und ſeine Kaiſerkrönung zu befördern p).

Ende deſſelben. 10. Bald wurde aber das Reichsregiment überzeugt, daß Maximilian, oder ſeine Miniſter, wol Urſache gehabt hatten, in Ludewigs Ehrlichkeit ein Mistrauen zu ſetzen. Denn ſchon elf Monate vor dem letzterwähnten Vergleiche hatte Ludewig mit dem Könige Ferdinand von Spanien einen heimlichen Vergleich geſchloſſen, der eine Theilung der Königreiche Neapel und Sicilien zur Abſicht hatte, und der, zum großen Erſtaunen der übrigen europäiſchen Mächte, ganz unerwartet vollzogen wurde q). Maximilian hatte alſo wirklich Urſache, mit der Weisheit des Parlaments der deutſchen Nation nicht zufrieden zu ſeyn. Ueberhaupt betrachtete er daſſelbe als eine Anordnung, welche die Vermindrung ſeiner Hoheit zur Abſicht hätte; er wollte ihm deswegen auch nicht perſönlich beywohnen, und als er ſich endlich dazu bereden ließ, ſo dauerte ſeine Gegenwart nur ſo lange, als kein Widerſpruch vorfiel. Aber auch die meiſten Reichsſtände waren mit dieſem Reichsregiment, welches auf eine genauere Verbindung, als ſie wünſchten, abzielte, nicht recht einverſtanden. Als daher der Statthalter und die Räthe, der italieniſchen Angelegenheiten wegen, die Churfürſten und Fürſten zuſammenberiefen, ſo erklärten einige von dieſen öffentlich, daß ſie nicht erſcheinen würden r). Das Reichsregiment hielt es hierauf für nöthig, einen Reichstag nach Frankfurth auszuſchreiben; da ſich aber nur einige Churfürſten und Fürſten einfanden, ſo hält ſich Müller berechtigt, dieſe Verſammlung einen Regimentstag zu nennen. Dieſe Verſammlung mag aber ein Reichs- oder ein Regimentstag geweſen ſeyn, ſo beweiſet ſie auf alle Fälle, wie wenig dieſes Reichsregiment den Ständen am Herzen lag. Aber ſelbſt die dabey angeſtellten Perſonen konnten die längere Fortdauer deſſelben unmöglich wünſchen. Wer vergütete den Fürſten, die ſich deswegen ein Vierteljahr zu Frankfurth aufhalten ſollten, den Aufwand, den ihnen die Entfernung vom Hauſe verurſachte? Und wie konnten es manche von den Räthen, denen man Beſoldung verſprochen hatte, z. B. die Doctoren oder licentiaten der Rechte, lange aushalten, wenn ſie nichts erhielten? Die Mitglieder des Reichsrathes warteten daher vielleicht nur auf eine anſtändige Gelegenheit, ſich zu trennen, und dieſe verſchaffte ihnen der Kaiſer bald ſelbſt. Eigentlich ſollten alle Reichsgeſchäffte durch ſie beſorgt werden; aber Maximilian achtete darauf ſo wenig, daß er, als er Hülfe wider die Türken verlangte,

p) Hegewiſch, S. 20 – 24. q) Hegewiſch, S. 24 – 29. r) Müller, S. 121 – 134.

Digitized by Google

langte, ſich nicht an das Reichsregiment, ſondern an die Stände wendete. Da nun die Mitglieder des Reichsregiments einen ſo offenbaren Beweis ſahen, wie ſehr man ſie für unnöthig hielt, ſo ſetzten ſie ihren Aufenthalt zu Nürnberg nicht länger fort, und der patriotiſche Churfürſt von Maynz hatte alſo das empfindliche Mißvergnügen, das Gebäude, das er mit ſo vieler Mühe aufgeführt hatte, wieder einſtürzen zu ſehen [1]).

Mißhelligkeiten zwiſchen dem Kaiſer und den Churfürſten.

11. Doch Berthold zeigte ſeinen Eifer für die Wohlfahrt des Ganzen bald wieder bey einer andern Gelegenheit. Maximilian, deſſen lebhafte Phantaſie einige ungewöhnliche Naturerſcheinungen noch mehr in Feuer ſetzten, drang um dieſe Zeit mit der größten Wärme auf einen Feldzug gegen die Türken. Seine auf dem Reichstage zu Augsburg gethane Vorſchläge, ſeine Ausſchreiben an die Reichsſtände — alles war bisher ohne Wirkung geblieben. Die Reichsſtände fanden den Krieg mit den Türken noch lange nicht ſo dringend, wie Maximilian; und die Churfürſten, die zu Gelnhauſen eine Zuſammenkunft hielten, ſchrieben an den Kaiſer: ſie wären zwar von Herzen geneigt, ihm wider die Türken beyzuſtehen; ſie glaubten aber, die Macht und die Kriegstugenden der Türken machten die Verbindung mit andern Staaten, machten zeitige und reifliche Berathſchlagungen über die Art, den Krieg mit ihnen zu führen, nöthig; zu denſelben wären ſie auch bereit ſich einzufinden, wenn er ihnen nur einen ſchicklichen Ort der Zuſammenkunft beſtimmte. Schon der Ton dieſes Schreibens verrieth Entſchloſſenheit, den Antheil an den Reichsangelegenheiten ſich nicht aus den Händen winden zu laſſen, und dies beſtätigte ſich noch mehr, als ſie kurz darauf ſich feierlich verbanden, in Fällen, die das Reich beträfen, gemeinſchaftlich und unzertrennbar zu handeln; als ſie ausmachten, daß jeder neue Churfürſt dieſe Union beſchwören, und daß von ihnen jährlich eine perſönliche Zuſammenkunft gehalten werden ſollte. Maximilian fand ſein reichsoberhauptliches Anſehn ſchon durch die eigenmächtige Verſammlung der Churfürſten ſehr gekränkt, und er ließ es ihnen durch einen Geſandten verweiſen. Als den Urheber alles deſſen, was die Churfürſten, ſeiner Meinung nach, zur Verminderung ſeiner Hoheit vornahmen, betrachtete er den Churfürſten von Maynz, und er machte ihm in einem Briefe, den er deswegen an ihn ſchrieb, die bitterſten Vorwürfe [2]); er beſchuldigte ihn unter andern, daß er, durch ſeine Schuld, die Kaiſerkrone zu verliehren in Gefahr ſey, weil ſeine bisher noch unterbliebene Krönung dem König von Frankreich Gelegenheit geben könnte, ſie ihm ſtreitig zu machen. Maximilian war unzufrieden über die Churfürſten, aber die Churfürſten waren es nicht weniger über ihn. Der Kaiſer hatte, an die Stelle des eingegangnen Kammergerichtes, zu Regensburg ein neues, und zwar ganz eigenmächtig, errichtet [3]); er

1) Hegewiſch, S. 29 – 32.

2) Es wurde dadurch ein lebhafter Briefwechſel zwiſchen dem Kaiſer und dem Churfürſten veranlaßt.

3) Das Kammergericht hörte zugleich mit dem Reichsregimente auf. Maximilian beſtellte hierauf zwey Jahre hernach (1502) ein Kammergericht auf den alten Fuß, d. i. er beſetzte es, ohne Zuziehung der Stände, mit einigen Biſchöfen, Fürſten, Grafen, Freyherren und Rechtsgelehrten, und präſidirte bey demſelben in eigner Perſon. Im folgenden Jahre wies er dieſem eigenmächtig angeordneten Kammergerichte die Stadt Regensburg zum Sitze an, auch ließ er den Biſchof Wiguleius von Paſſau zum Kammerrichter beſtellen. Zur Unterhaltung des

er hatte dem Churfürsten Hermann von Cöln, der noch mit der Stadt Cöln im Streit lebte, befohlen, persönlich, oder durch Bevollmächtigte vor seinem königlichen Hofe zu erscheinen; er hatte verlangt, daß die Churfürsten seinen Sohn Philipp, als Erzherzog von Oestreich, in ihr Collegium aufnehmen sollten. Dies waren lauter Puncte, über welche in Briefen und durch Gesandten viel gehandelt wurde, und diese Mißhelligkeit zwischen dem Kaiser und den Churfürsten dauerte
1504 auf zwey Jahre. Beide Theile kamen durch Nachgeben einander endlich näher. Der Kaiser bestand nicht mehr darauf, seinen Sohn unter den Churfürsten zu sehen, und die Churfürsten versprachen, sich künftig nicht mehr eigenmächtig zu versammlen, wenn auch der Kaiser zur bestimmten Zeit keinen Reichstag berufen sollte. In Ansehung des Kammergerichtes wußte Maximilian sein Verfahren sehr gut zu entschuldigen; die Churfürsten hätten, wie er sagte, aller seiner Erinnerungen ungeachtet, keine Beysitzer geschickt; daher hätte er, blos um den Parteyen Recht zu verschaffen, das Gericht mit einsichtsvollen Männern besetzt, und ihnen zu ihrer Besoldung die auf dem Reichstage zu Freyburg abgeschafften Sporteln angewiesen.

Maximilian munterт zum Türkenkriege auf.

12. Alle diese Mißhelligkeiten hatten Maximilianen die Lust zum Türkenzuge doch nicht nehmen können, und da ihm die Churfürsten so viele Schwierigkeiten machten, so gerieth er auf den Einfall, einen Versuch zu wagen, ob er von Freywilligen ein Heer zusammenbringen könnte. Die Ursachen, durch welche er den kriegerischen Adel der deutschen Nation in Feuer zu setzen suchte, waren der abergläubischen Denkungsart jenes Zeitalters angemessen. Schon vorlängst wäre, bey einem Feldzuge Maximilians, ein Stein, zwey Centner schwer, mit großem Ungestüm (dies sagt er selbst) [r]) vom Himmel gefallen; Maximilian hätte diesen Stein, den er als ein Ermahnungsmittel der Gottheit für die Menschen betrachtete, in der Kirche zu Insisheim aufhängen lassen; er hätte die Bedeutung dieses geheimnißvollen Steins allen Königen, und allen Reichsständen, aber ohne Eindruck zu machen, eröffnet; die Folge dieser Verachtung des göttlichen Winkes zeige sich nun in bösen Blattern (venerischen Krankheiten), welche so viele Menschen hinwegrafften; da jedoch auch durch diese Züchtigung der harte Sinn der Menschen nicht erweicht worden wäre, so habe Gott auf wunderbare Weise das Zeichen des Kreuzes mit blutrothen und todtblassen Farben vielen tausend Menschen erscheinen lassen; daß diese Zeichen aber besonders in Deutschland wären gesehen worden, das bedeute nicht sowol, daß die Deutschen größerer Sünden schuldig wären, sondern daß sie den Anfang des Zuges gegen die Türken machen sollten. Noch berief er sich auf eine gewisse Jungfrau, die sechs Jahre ohne Speise gelebt, und die heilige Anne gesehen haben sollte. Aus allen diesen Gründen ermahnte nun Maximilian einen jeden, der zu Roß oder zu Fuß fechten könnte, zu einem Zuge wider die Türken, und er ermahnte mit so vieler Zuversicht, daß er schon im folgenden Jahre auf den Anzug rechnete [s]). Bey einigen Fürsten und Grafen machten seine Ermahnungen auch wirklich Eindruck. Der Herzog Wilhelm von Jülich, der Fürst Rudolf

des neuen Kammergerichts wurden aber nicht allein die Sporteln wieder eingeführt, sondern man erlaubte sich auch eine starke Erhöhung der Canzleysporteln. Häberlin, S. 224. 232. 237.

r) Datt, II, S. 217. — Freher, II, S. 494.

s) Datt, S. 220.

dolph von Anhalt, die Grafen Eitel Friedrich von Zollern, und Felix von Werdenberg, und andere mehr, welche die abenteuerlichen Unternehmungen der Kreuzritter zu erneuern Lust hatten, errichteten, unter Maximilians Schutz, eine Gesellschaft, die sich den heiligen Georg zum Patron wählte, und daher die Georgengesellschaft genennt wurde. Die Mitglieder derselben machten sich verbindlich, den Zug wider die Ungläubigen ein Jahr lang halb auf eigne Kosten zu thun, die andre Hälfte versprach ihnen Maximilian, als Oberhaupt der Christen und der Gesellschaft zu entrichten. Der Sold eines Reisigen sollte alle Quatember zehn Gulden, und der eines Fußknechts vier seyn, und das für diese Gesellschaft bestimmte Geld sollte bey den berühmten Handlungshäusern Welser und Fugger in Augsburg niedergelegt werden. So ernsthaft beschäfftigten sich also Maximilian und die Georgengesellschaft mit dem Zuge gegen die Türken. Sie rechneten dabey ganz treuherzig auf die Mitwirkung des Pabstes, der, wie sie hofften, alle christliche Nationen zu diesem Feldzuge gegen die Ungläubigen bereden sollte. Aber Alexander VI. war um diese Zeit mit Angelegenheiten, die für ihn weit größere Wichtigkeit hatten, mit der Versorgung seiner unehelichen Kinder beschäfftigt *).

13. Der Pabst hatte, seinem Sohne Cäsar Borgia ein Fürstenthum zu verschaffen, des Königs von Frankreich Absichten auf Neapel und Sicilien nicht gehindert, und er war dabey sehr unbekümmert, wie es das Oberhaupt des deutschen Reiches aufnehmen würde. Doch die Franzosen behaupteten sich auch damals nicht lange in Italien. Schon über der Theilung der eroberten Königreiche geriethen sie mit den Spaniern in Streit; der Erzherzog Philipp vermittelte zwar zwischen seinem Schwiegervater dem König Ferdinand von Spanien und dem französischen Monarchen einen Vergleich; dieser diente aber zu nichts, als daß der schlaue Ferdinand eine bessere Gelegenheit bekam, den durch den Vergleich sichergewordenen Ludewig XII. desto glücklicher seines Antheiles an dem Königreiche Neapel zu berauben. Maximilian gönnte diesen Verlust den Franzosen so sehr, daß er sogar den Spaniern drey tausend Deutsche unter dem Fürsten Rudolph von Anhalt zu Hülfe schickte; sein Sohn, der Erzherzog Philipp, glaubte sich hingegen äußerst beleidigt, daß sein Schwiegervater den von ihm geschlossenen Vergleich so wenig gehalten hatte; der darüber empfundene Verdruß machte ihn zweymal krank. Weder sein Verdruß, noch seine Krankheit vermochten jedoch des Schwiegervaters Gesinnungen zu ändern, und er mußte noch froh seyn, daß sein Vater Maximilian den Krieg gegen Frankreich nicht fortsetzte, und zu einem neuen zu Blois geschlossenen Vertrage mit Ludewig XII. seine Einwilligung gab, der aber so wenig wie die vorigen gehalten wurde. Eine Hauptbedingung dieses neuen Vergleiches bestand in einer Heirath, die zwischen Philipps ältestem Sohne (dem nachmaligen Kaiser Carl V.) und Ludewigs XII. ältester Tochter, Madame Claude de France, verabredet wurde. Carl sollte, wenn sein Schwiegervater ohne Erben sterben würde, nicht nur Mayland und Genua (welches damals dem König von Frankreich unterwürfig war), sondern auch das Herzogthum Bourgogne, die Provinz Bretagne, und noch andre französische Landschaften, bekommen; Burgogne und Mayland sollten ihm auch alsdenn zufallen, wenn dieser

Er wird von Frankreich hintergangen.

1504

im Sept.

*) Hegewisch, S. 37 — 39.

dieser Heirathsvertrag, durch die Schuld des Königs von Frankreich, nicht beobachtet würde. Aber der listige Ludewig XII. versprach sehr viel, um von dem ehrlichen Maximilian die Belehnung über Mayland zu erhalten, welche ihm dieser auch
1505 im April. auf einem Reichstage zu Hagenau ertheilte. Ludewig zahlte Maximilianen die Hälfte der versprochenen Lehngebühren, nemlich hundert tausend Franken. Dies war aber auch der ganze Vortheil, den Maximilian von dem zu Blois geschlossenen Vertrage einerndtete; denn Ludewig XII. hielt von allen in demselben ausgemachten Puncten sonst keinen. Er vermählte, so bald er seine Absicht auf Mayland erreicht hatte, die Madame Claude mit dem Kronerben, mit Franz von Angoulesme. Er that es, wie er versicherte, auf Verlangen seiner Nation, welche so schöne Provinzen durchaus nicht von Frankreich getrennt wissen wollte. Maximilian oder seine Minister hätten diesen Ausgang der Sache leicht voraussehen können; aber sie trauten den
Sein Sohn erbt die spanische Monarchie. listigen Franzosen zu viel [a]). Für das Mißvergnügen, das diese Begebenheit Maximilianen veranlaßte, wurde er durch eine andre Freude schadlos gehalten. Die Königin Isabelle von Castilien, die im November des vorigen Jahres gestorben war, hatte ihre Tochter Johanne und deren Gemahl, den Erzherzog Philipp, zum Erben ihrer Königreiche und ihrer Verlassenschaft eingesetzt. Ein Prinz aus dem östreichischen Hause bekam hiedurch die größere Hälfte der spanischen Monarchie, zu deren Macht und Wohlstand die Entdeckung von America einen so großen Zuwachs hinzugefügt hatte. Doch Philipp genoß dieses Glück nicht volle zwey Jahre, indem
1506 er nicht viel älter als acht und zwanzig Jahre sein Leben endigte [b]).

Dritter Abschnitt.

Bayerscher Erbkrieg. Maximilians I. Römerzug.

1.

H. Georg von Bayern veranlaßt einen Erbfolgekrieg. Maximilian hatte damals das loos der Väter, deren Söhne in fernen Landen ihr Glück machen; er konnte an dem günstigen Schicksale seines Sohnes Philipps keinen thätigern Antheil nehmen, als den Antheil väterlicher Zärtlichkeit. Er sah sich in Deutschland so sehr beschäfftigt, daß er an den Römerzug, eine seiner Lieblingsideen, nicht einmal recht ernstlich denken konnte. Ein im bayrischen Hause ausgebrochener Erbfolgekrieg setzte damals einen großen Theil von Deutschland in Bewegung. Der Herzog Georg der Reiche von Landshut hatte keine männliche Erben; sein Land sollte also, den Hausverträgen zufolge, den Herzogen von München zufallen; Georg bestimmte aber die Erbfolge in demselben ganz anders. Er hegte gegen seinen Vetter, den Herzog Albrecht IV. von München, eine unüberwindliche Abneigung, über deren Ursache, so viel ich weiß, noch kein Geschichtschreiber [c]) die nöthige Aufklärung verbreitet hat. Vielleicht war es Eifersucht über Albrechten, der bey dem Kaiser Maximilian, seinem Schwager, in besondrer Gunst stand; vielleicht erzeugte

a) Hegewisch, S. 39—48.
b) Hegewisch, S. 68. u. f. f.
c) Westenrieder, Th. V, S. 430.

Digitized by Google

erzeugte diesen Widerwillen das hämische Zureden eines Günstlings, der sich von Albrechten beleidigt glaubte. Genug, daß an Georgs Hofe Edelleute lebten, die Albrechten nicht hold waren, und daß einer derselben, Adam von Döring, ein übermüthiger Ritter, laut sagen durfte: er wollte lieber den Teufel in der Hölle, als Herzog Albrechten für seinen Herrn erkennen [b]). Denkt man sich nun zu dieser Abneigung, die Georg für seinen Vetter empfand, noch den Umstand hinzu, daß Georg eine an den Pfalzgrafen Ruprecht, den zweyten Sohn des Churfürsten Philipps von der Pfalz, verheirathete Tochter hatte, welche jene Abneigung vielleicht benutzte, die väterliche Zärtlichkeit zu ihrem Vortheile zu stimmen, so wird man seinen Entschluß, den Pfalzgrafen Ruprecht, den Gemahl der Tochter, zu seinem Erben einzusetzen, höchst begreiflich finden. Seine rechtskundigen Räthe, welche die schlimmen Folgen desselben deutlich voraussahen, thaten ihm deswegen die lebhaftesten Vorstellungen; aber vergeblich, und Wolfgang Colberg, sein geheimer Secretair und Canzleydirector, der, als Georg auf seinen gesunden Rath durchaus nicht achten wollte, den Herzog Albrecht mit dessen Plane bekandt machte, gerieth sogar ins Gefängniß. Herzog Albrecht wurde indessen durch diese Nachricht in den Stand gesetzt, die nöthigen Sicherheitsanstalten zu treffen. Zuerst ließ er sich von seinem Schwager, dem Kaiser, sein Erbrecht auf Georgs Länder durch Briefe und Siegel versichern; sodann bewarb er sich um mächtige Bundesgenossen. In dieser Absicht trat er dem schwäbischen Bunde auf zwölf Jahre bey; auch errichtete er mit dem Herzog Ulrich von Wirtemberg, dem er seine Tochter und hundert und zwanzig tausend Gulden versprach, imgleichen mit dem Markgrafen Friedrich zu Brandenburg, mit dem Landgrafen Wilhelm zu Hessen, und mit der Stadt Nürnberg ein Freundschaftsbündniß.

Er will sein Land den rechtmäßigen Erben entziehen.

2. Herzog Georg besaß die Kühnheit, den Kaiser um die Bestätigung seines ungerechten Testaments zu ersuchen, und wie er sie nun natürlich nicht erhielt, so nahm er sich ernstlich vor, den Inhalt desselben durch Gewalt der Waffen zu behaupten. Er verband sich in dieser Absicht nicht nur mit den Bischöfen von Bamberg, Wirzburg und Eichstädt, sondern selbst mit den Königen von Frankreich und von Böhmen, und Ludewig XII. schickte dem Pfalzgrafen Ruprecht Geld, und versprach ihm Kriegsvolk. Da auch Georg seinem Schwiegersohn noch bey seinem Leben den Besitz des Landes zu versichern wünschte, so machte er damit den Anfang, daß er ihn zum Statthalter in der Oberpfalz ernennte; daß er ihm die Städte Lauingen und Neuburg an der Donau, nebst andern Herrschaften, übergab; daß er ihm eilrige erfahrne und einsichtsvolle Ritter, und unter andern den obenerwähnten Adam von Döring, als Minister zugesellte. Maximilian ermahnte ihn ernstlich, von seinem unbilligen Vorhaben abzustehen; Herzog Albrecht ließ an die niederbayerschen Stände Warnungsbriefe abgehen; aber auf den Herzog Georg machte alles dieses keinen Eindruck. Selbst in dem ernsthaften Zeitpuncte, wo ihn seine letzte Krankheit überraschte, änderte er seine ungerechten Gesinnungen so wenig, daß er den Gemahl seiner Tochter, nebst dessen Vater, wie auch die Ritterschaft, nach Ingolstadt einlud, das er durch das ganze Land, in allen Städten, Flecken und Dörfern,

1503

im Oct. im Nov.

b) Fugger, S. 1145.

Digitized by Google

den vierten wehrhaften Mann zur Bereitschaft aufforderte. Herzog Albrecht, dem alles dieses nicht unbekandt blieb, bot seine Vasallen und Unterthanen gleichfalls auf, gab dem Kaiser von allem, was vorging, Nachricht, und ersuchte seine Bundesgenossen, sich zu rüsten. Er wollte indessen doch noch einmal den Weg des Friedens versuchen, und er schickte deswegen einige von seinen Räthen an den Herzog Georg, um ihn an die alten Hausverträge erinnern zu lassen; allein Georg hatte zur Aendrung seines Vorhabens so wenig lust, daß er Albrechts Gesandten nicht einmal vor sich kommen ließ. Ja wie er die letzte Stunde seines Lebens so nah als möglich fühlte, ließ er noch über dreytausend Briefe, worin er seinen Vasallen und Unterthanen den Pfalzgrafen Ruprecht als ihren Landesherrn ankündigte, ausfertigen, um sie im ganzen Lande herumzuschicken; zum Glücke verhinderte es Wilhelm von Rorbach, Albrechts heimlicher Anhänger, durch den Vorwand, daß diese Ausschreiben, wenn sie die gehörige Wirkung thun sollten, etwas bündiger müßten abgefaßt werden. Die Umschreibung derselben erforderte aber mehr Zeit, als der unerbittliche Tod dem Herzog Georg noch vergönnte. In den letzten Augenblicken desselben strengten zwey Geistliche, die ihn zum Uebergange in jene Welt vorbereiten sollten, alle ihre fromme Beredtsamkeit an, ihm freundschaftliche Gesinnungen für seinen Vetter Albrecht einzuflößen; aber dem einen von denselben sagte er es gerade heraus, daß er Albrechten nie verzeihen würde, und der zweyte mußte froh seyn, daß er sich im Allgemeinen mit seinen Feinden aussöhnte [e]).

am 1. Dec.

Ausbruch der bayerschen Erbstreitigkeiten.

3. Eine reichere Erbschaft, besonders an baarem Gelde, war in Deutschland damals lange nicht vorgekommen. Vater, Sohn und Enkel — alle hatten, fast beyspiellos, gesammelt, und Schätze auf Schätze gehäuft. Der Großvater Heinrich hatte den vom Herzog Ludewig mit dem Barte in Frankreich erworbenen Schatz von kostbarem Geräthe, der sich auf fünf Tonnen Goldes belief, durch gute Wirthschaft, welche der Anfall des ingolstädtischen Landestheiles begünstigte, so ansehnlich vermehrt, daß er sich den Beynamen des Reichen erwarb [f]). Seine Geldhaufen und Kostbarkeiten hatten sein Sohn und sein Enkel jährlich mit hundert tausend Gulden, und noch überdies mit ausgebranntem Gold und Silber, und mit vielen Platten von diesem edlen Metalle vermehrt. Ja die Chroniken erzählen von Georgs Schätzen gleichsam Wunder, erzählen, daß er die Bildsäule des Heilands von Gold, und die der Apostel von Silber, alle in Lebensgröße, daß er einen ganzen Thurm voll Geld hinterlassen habe. Ein solcher Schatz, und wenn er auch die Beschreibung, die man von ihm machte, nicht völlig erreichte, vermochte schon allein die lüsternheit im hohen Grade zu erregen. Hierzu nun noch ein schönes Land wie Niederbayern, so wird man Ruprechts Begierde, seinen Schwiegervater, es koste was es wolle, zu beerben, gewiß recht sehr natürlich finden. Aber dieser Begierde setzten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Der Kaiser lud, sobald er Georgs Tod vernommen hatte, den Herzog Albrecht zu einem Bundestag nach Ulm, wo er ihm über Niederbayern die Lehn ertheilte; er schickte sodann sowol dem Pfalzgrafen Ruprecht, als den niederbayerschen Ständen eine Verordnung zu, die ihnen alle

am 13ten.

An-

e) Man vergl. auch Westenrieder, S. 432. f) Fugger, S. 653.

Anmaßungen wider die Rechte des Reiches und des Oberlehnsherrn unterſagte g). Aber Ruprechts Täſternheit nach jenem Schatze war gröſser, als die Furcht vor den Drohungen des Kaiſers. Er zog mit einer ſtarken Reuterey vor das Schloß Burghauſen, und mit dieſem fielen ihm auch alle Reichthümer der ingolſtädtiſchen Herzoge in die Hände. Er verſah hierauf das Schloß, ſo wie die Stadt landshut, mit einer ſtarken Beſatzung. Die niederbayerſchen Stände benahmen ſich in dieſer Verlegenheit mit aller Klugheit und Würde. Sie kamen zuſammen, nahmen alle landesverweſer in Pflicht, und erſuchten den Pfalzgrafen Ruprecht durch eine Geſandtſchaft, ſich, ohne Einwilligung des Kaiſers, des Beſitzes ihres landes nicht anzumaßen. Dieſer Antrag war nun gar nicht nach Ruprechts Geſchmack; er drang vielmehr ernſtlich in die Abgeordneten, daß die Stände, ohne weitern Aufſchub, ihm, als dem rechtmäßigen Erben, ihr Fürſtenthum einräumen möchten. Den Ständen blieb alſo am Ende weiter nichts übrig, als den Kaiſer recht inſtändigſt zu bitten, daß er zur Entſcheidung dieſes Erbſtreites ſobald als möglich einen Rechtstag anſetzen möchte. am 13. Dec.

4. Indeſſen rückte das folgende Jahr heran. Der Kaiſer ſetzte zum erbetenen Rechtstage den Anfang des Februars an. Sogleich rüſteten ſich Albrechts Bundesverwandten, um Ruprechten, ſo bald der Kaiſer das Reich wider ihn aufbieten würde, angreifen zu können. Ruprecht gab ſich auf ſeiner Seite alle Mühe, die Reichsſtände für ſeine Sache einzunehmen; ſie erklärten ſich aber blos bereit, ihre Geſandten auf den Rechtstag zu ſchicken, und die Handhabung der Gerechtigkeit befördern zu helfen. Zu Augsburg, wo der Rechtstag gehalten werden ſollte, verſammleten ſich, außer dem Kaiſer und einigen Churfürſten, der Biſchof Philipp von Freyſingen, des Pfalzgrafen Ruprechts Bruder, und die Biſchöfe von Augsburg und von Eichſtädt, imgleichen der Herzog Ulrich von Wirtemberg, und viele Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes. Jede von den beiden Parteyen brachte ihren Anwald mit; die Herzoge Albrecht und Wolfgang von Bayern den D. Gregorius Lamparter, den Kanzler des Herzogs von Wirtemberg, und der Pfalzgraf Ruprecht den Leonhard von Eglofſtein, Domherrn zu Bamberg und Wirzburg. Als der erſte Rechtstag gehalten wurde, verlangte D. Lamparter im Namen der Herzoge von München, daß man ihnen, als den nächſten Stammvettern, Herzog Georgs land und Verlaſſenſchaft einräumen möchte. Am folgenden Tage brachte der Anwald des Pfalzgrafens dagegen vor: Herzog Georgs Tochter und ihr Gemahl hätten, auch ohne des Vaters letzten Willen, ein näheres Verwandtſchaftsrecht. Dieſes 1504] Rechtliche Erörterung dieſes Erbſtreites. am 5. Febr.

g) Daß Maximilian den Herzog Albrecht von München ſo eifrig unterſtützte, das ſoll er aus eigennützigen Abſichten gethan haben. Er wünſchte nemlich verſchiedene zu Georgs Landen gehörige Bezirke, welche der Grafſchaft Tyrol und der Markgrafſchaft Burgau mehrere Ründung gaben, bey dieſer Gelegenheit ſich zuzueignen. Dieſe waren aber die Städte Kitzbühel, Kufſtein und Ratenburg, nebſt dem Graſerthale, 2) die Grafſchaften Kirchberg, Weißenhorn und Maurſtetten, die der Herzog Georg an ſich gekauft hatte, und 3) die Landvogtey im Elſaß zu Hagenau und in der Ortenau, die K. Siegmund an die Pfalzgrafen am Rhein verpfändet hatte. Dieſe Erwerbungen lagen Maximilian, wie man ſagt, ſo ſehr am Herzen, daß er ſich ſchon vorläufig bey dem Herzog Albrecht erkundigen ließ, ob er geneigt wäre, die erwähnten Bezirke ihm abzutreten? Albrecht, der ſeine Hülfe höchſt nöthig hatte, durfte ſich nicht lange bedenken, ihm alles, was er verlangte, zuzuſagen. Weſtenrieder, S. 436. 437.

Digitized by Google

Recht wurde vom D. lamparter dadurch bestritten, daß er behauptete, Töchter könnten, dem Herkommen nach, ohne besondere Bewilligung des lehnsherren und der lehnsagnaten, keine lehngüter erben, auch könnten dieselben durch testamentliche Disposition nicht vererbt werden. Daß dieses dem bayerschen Hausrechte gleichfalls angemessen sey, bewies er durch mehrere ganz bestimmte Fälle. Es gab jedoch auch einige Fälle, die Ruprecht zu seinem Vortheile anführen konnte; die Grafschaft Holland war durch weibliche Erbfolge an Bayern; Kärnthen, Tyrol und die Niederlande waren durch eben diesen Weg an Oestreich gekommen. Dagegen wendete aber D. lamparter ein, daß in allen diesen Fällen gar keine männliche Anverwandten der Familie mehr vorhanden gewesen wären. — Dies waren die vornehmsten
bis zum 9ten. Gründe, welche beide Parteyen vorbrachten. Maximilian wendete alles an, die beiden Fürsten, die ihm nahe verwandt waren, zu einem Vergleiche zu bereden, und er stellte deswegen zu Aichach Unterhandlungen an. Aber es war Albrechts Bundesgenossen, und besonders den Mitgliedern des schwäbischen Bundes, gar zu viel am Kriege gelegen, als daß sie Albrechten zum Nachgeben hätten ermuntern sollen; sie forderten ihn vielmehr durch ein Heer von zwanzig tausend Mann, das sie ihm anboten, zu Feindseligkeiten auf. Den Kaiser verdroß dieses so sehr, daß er sich gegen die Bundesräthe herausließ, er würde den, der zum Kriege riethe, verfluchen, und dem Satan übergeben.

Maximilians Entscheidung desselben. 5. Jetzt näherte sich die Zeit, da der Kaiser, als Deutschlands oberster Gerichtsherr, den Ausspruch thun sollte. In dieser Absicht wurden sowol die beiden Parteyen, als die Churfürsten und Fürsten auf den Mittwoch nach Reminiscere vorgeladen, die gerichtliche Entscheidung mit anzuhören. Maximilian der indessen nicht nur der Churfürsten und Fürsten, sondern auch des Kammerrichters und dessen Beysitzer Stimmen gesammlet hatte, ließ aus allen denselben einen Rechtsspruch
am 20. Apr. abfassen, und ihn auf dem Rathhause zu Augsburg öffentlich ablesen. Vermöge desselben erkannte er nun der Herzoge von München Erbrecht auf die Länder des Herzogs Georgs für völlig gegründet; erkannte er, daß die Herzoge Albrecht und Wolfgang, ohne jemands Einrede, in dieselben eingesetzt werden sollten; doch behielt er sich, wohl zu merken, die rechtlichen Ansprüche vor, die ihm, nach Vollziehung dieses Urtheils, als römischem Könige zustehen würden. Da nun der Pfalzgraf zur Anhörung dieses Urtheiles sich gar nicht einstellte, da er vielmehr indessen einige Oerter in Bayern mit Gewalt in Besitz nahm, so wurde er nebst seiner Gemahlin,
vom 4. May bis 14. Jun. seinem Vater, und seinen Anhängern, zuerst des Ungehorsams beschuldigt, sodann durch den Reichsfiscal als Verletzer der Majestät öffentlich angeklagt, nunmehr unter freyem Himmel, durch den Herold, zum ersten, andern und dritten Male vorgeladen, und endlich, als niemand in seinem Namen auftrat, als offenbarer Empörer, Uebertreter des Landfriedens und der Reichssatzungen, wie auch als Verächter der königlichen Hoheit, in die Acht erklärt.

Pfalzgraf Ruprechts Vermessenheit. 6. Diese Achtserklärung war nun gleichsam das Zeichen zum Ausbruche des Krieges. Der Herzog Albrecht und seine Bundesgenossen wurden sogleich einig, gegen den Sonntag Jubilate bey Donauwörth sich ins Feld zu versammlen, und der junge, feurige Ruprecht, um den sich viele übermüthige und fehdelustige von Adel versammlet hatten, die Maximilians Urtheil für parteyisch und ungerecht erklärten, die

Digitized by Google

die ihm unaufhörlich vorſagten, wie leicht er durch ſeine Schätze den armen Albrecht völlig entkräften, und zum Vergleiche zwingen könnte; Ruprecht, der die Vorwürfe ſeiner Gemahlin, die doch gern ein Fürſtenthum beſitzen wollte, ſcheuete — der blieb natürlich nicht zu Hauſe ſitzen, der ſchmachtete nach Schwerdtgetümmel, nach Beute, nach neuem Lande. Wie glücklich hätte er doch ſeyn können, wenn er den ererbten reichen Schatz, an Werth zwey Fürſtenthümern gleich, wenn er die vom Herzog Georg erkauften Landſtriche, die man ihm anfangs gern überlaſſen hätte, in Ruhe und Frieden genoß! Aber der junge erfahrungsloſe Fürſt ſtürzte ſich dem drohenden Ungewitter muthwillig entgegen; faßte den verwegenen Entſchluß, es mit dem Kaiſer und dem ganzen Reiche aufzunehmen. Der Unbeſonnene ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung des glücklichen Ausganges ſo zuverſichtlich, daß er ſie bey allen Gelegenheiten, und ſelbſt durch ein Ritterband, äußerte, und nichts ſchildert ſeine Denkungsart vielleicht treuer, als die Reime, die er mit ſchwarzem Glas auf dieſes Ritterband einſchmelzen ließ *), als der Einfall, auf den Münzen, die er aus den dreyzehn Bildſäulen prägen ließ, einen Löwen, dem zwey Knaben den Rachen aufzubrechen bemühet ſind, vorſtellen zu laſſen.

7. Die Häuſer Pfalz und Bayern hatten ſich ſeit langer Zeit eine Menge Feinde gemacht, welche dieſe Gelegenheit zur Rache und Wiedervergeltung mit Vergnügen ergriffen. Der Markgraf Friedrich von Brandenburg, und ſeine Söhne Georg und Caſimir, erinnerten ſich der zwiſchen dem Churfürſten Albrecht und dem Herzog Ludewig vorgefallenen Händel, und entſchloſſen ſich folglich gar leicht, in Verbindung mit Nürnberg, den Pfalzgrafen Ruprecht anzugreifen. Der Herzog Ulrich zu Wirtemberg und der Markgraf Chriſtoph von Baden dachten an die Drangſale, die der Churfürſt Ludewig ihren Ahnherrn zugefügt, an die ſchönen Geldſummen und Unterpfänder, die er ihnen abgepreßt hatte. Auch der Pfalzgraf Alexander von Veldenz vergaß es noch nicht, daß gedachter Churfürſt ſeinem Vater, dem Pfalzgrafen Ludewig dem Schwarzen, damaligen kaiſerlichen Reichshauptmann, manches Stück Land abgenommen hatte. Ohne viele Umſtände vermehrten alſo die drey Fürſten die Zahl von Ruprechts Feinden. Zu ihnen geſellten ſich der Herzog Erich zu Braunſchweig, der des Erzherzogs Siegmunds Wittwe geheirathet hatte; ſein Schwager, der Landgraf Wilhelm zu Heſſen, deſſen Mutter des Erzherzogs Albrechts VI. Stieftochter geweſen war; wie auch der Bruder ſeiner Gemahlin, der Herzog Georg von Sachſen, der von ſeinem Vater Albrecht die Ergebenheit für das öſtreichiſche Haus geerbt hatte. Und nun trat noch der ganze ſchwäbiſche Bund, H. Albrechts Bundesgenoſſen.

*) Bund! hab ſtark und brich nit!
Römiſcher König, du haſt es nit.
Albrecht hats in der Taſchen nit.
Landgraw von Heſſen ſchadt mir nit.
Wirtemberg fleucht von mir nit.
Nürnberg übergiebt (verräth) uns nit.
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein,
Und widerſtehn alln Feinden mein.
Landgraf von Heſſen (es gab ihrer mehrere) du kannſt nit.
Alexander (Pfalzgraf von Veldenz) der geſteht es nit.
Böheim nimm zum Gehülfen ich.
Henneberg verlaß nit mich.
Leuchtenberg das lobe ich,
Pfalzgraf Ruprecht bleibe ich.
Eine neue Münz vermag ich.
Der ganze Bund ſteht wider mich,
Darwider ſtreit ich ritterlich.

Digitized by Google

Bund, die Stadt Nürnberg, und die Mannschaft mancher Fürsten wider Ruprechten und seinen Vater auf; und nun rüstete sich gegen dieselben der Kaiser Maximilian, welchen nicht allein die Verletzung seines reichsoberhauptlichen Ansehns, sondern auch manche alte von Ruprechts und Georgs Vorfahren seinen Ahnherren zugefügte Beleidigung in Feuer setzte.

Ruprechts kriegerische Unternehmungen und Tod.

8. Der Pfalzgraf Ruprecht machte, wie man leicht vermuthen wird, den Anfang mit den Feindseligkeiten, indem er die Festungen an der Grenze des Herzogs Albrechts mit Kriegsvolk besetzte, und durch dasselbe manchen Streifzug vornehmen ließ. Er dachte aber bald auf größere Unternehmung, und er hatte in der That eine Kriegsmacht, die ihn derselben fähig machte, zusammengebracht; auf drey tausend Reiter und auf zehn tausend Mann Fußvolk (unter welchen zwölftausend Böhmen sich befanden) rückten zu seinem Dienste ins Feld. Mit einem Theile derselben holte er seinen Schatz auf siebzig Wagen, jeden mit sechs Pferden bespannt, von Burghausen nach Neuburg; welches er, so wie auch Ingolstadt, Landshut, Amberg, Wasserberg, und andre feste Oerter, stark besetzte; durch den übrigen Theil seines Heeres, den Georg von Wisbeck anführte, ließ er einen Einfall in Oberbayern thun. Dieser eroberte auch einige Oerter; aber indessen bemächtigte sich der Herzog Albrecht, der an der Spitze der Reichshülfe und der Bundesmannschaft daherzog, Niederbayerns und der Oberpfalz, und selbst Ingolstadt fiel ihm, durch Verrätherey, in die Hände. Von einer andern Seite rückte der junge Herzog Ulrich von Wirtemberg mit einem ansehnlichen Kriegsvolke in die Churpfalz, und nahm einen Ort nach dem andern ein. Nun zogen auch der Landgraf Wilhelm und der Pfalzgraf Alexander heran, brennten auf hundert und funfzig Dörfer ab, verheerten das Land, und plünderten bis vor die Thore von Heidelberg. Ein eben so unglückliches Loos traf die pfälzischen Länder jenseit der Donau, welche die Nürnberger heimsuchten. Der Pfalzgraf Ruprecht dankte Wisbecken ab, und machte an dessen Stelle Georgen von Rosenberg zum Feldhauptmann über sein Kriegsvolk. Die Pfälzer eroberten auch hierauf das Schloß Kuffstein, aber nicht durch Tapferkeit, sondern durch dreyßig tausend Gulden. Im Ganzen genommen, war also eigentlich noch nichts entschieden. Ruprecht konnte mit seinem großen Schatze noch immer viel ausrichten, dahingegen Albrecht, der dem Kriegsvolke seiner Bundesverwandten den Monatssold schuldig blieb, der ihnen auch in den eingenommenen Städten, Klöstern, Marktflecken und Dörfern, das Plündern und Abbrennen nicht erlauben wollte, sich in Gefahr sah, ganz allein zu fechten. Wer weiß, was die Sache noch für einen Ausgang gewonnen hätte, wenn nicht die rothe Ruhr den feurigen Ruprecht in seinem blühendsten Alter tödtete. Seine Gemahlin, die, zweyer Kinder schwanger, gestiefelt und gespornt, den Streitkolben in der Hand, im lager herumritt, starb siebzehn Tage hernach an eben dieser Krankheit, nachdem sie vorher zwey Söhne, Otto Heinrich und Philipp, zur Welt gebracht hatte.

im May.

am 20. Aug.

am 6. Sept.

Traurige Auftritte dieses Krieges.

9. Die Rechte seiner Enkel beschloß nun ihr Großvater, der Churfürst Philipp, zu behaupten, und er nahm deswegen einige tausend Böhmen in Sold. Diese ließ er in das brandenburgische Franken streifen, wo von ihnen einige Städte abgebrennt wurden. Er selbst blieb mit seiner Hauptmacht in Heidelberg. Hier war das vorzüglich feste Schloß; hier hatte er Lebensmittel auf drey Jahre, einen zahl-

Digitized by Google

zahlreichen Vorrath von Artillerie, beſonders von großen Stücken, auf die man damals einen großen Werth ſetzte. Anfangs war es ſein Plan, von hieraus ſeinen Unterthanen in denjenigen Gegenden, wo ſie der Feind bedrängen würde, zu Hülfe zu kommen; als aber das Gedränge von allen Seiten zu groß wurde, ſo konnte er weiter nichts thun, als dem Landvolke den Befehl geben, alle ſeine Sachen in die nächſten feſten Plätze zu bringen, und die Strohdächer abzudecken, damit die Feinde zum Plündern und Brennen weder Anlaß noch Gelegenheit fänden. Hieran aber konnte es Kriegshaufen, deren größte Geſchicklichkeit Plündern und Brennen ausmachte, ſchwerlich fehlen. Ihre Thaten glichen den grauſamen Unternehmungen einer Mordbrennerbande. Hier iſt die Beſchreibung eines Zeitgenoſſen. Als ſie (ſo erzählt er) den Flecken Armesheim abbrannten, ſchonten ſie ſelbſt der neuen, wenige Jahre vorher erſt aufgebauten Kirche nicht; ſie wurde vor den mit Thränen angefüllten Augen der Prieſter in einen Schutthaufen verwandelt. Eben das traurige Schickſal hatten noch manche andre ſchöne Flecken; einige retteten anſehnliche Geldſummen, die ſie unter dem Namen von Brandſchatzung erlegen mußten. Den armen Bauern nahmen die Unmenſchen noch überdieſes alles ab, was ſie fanden und mitnehmen konnten. Aber ſelbſt die Fürſten dachten oft auch edler. Bey Bingen wurde die Kirche eines Fleckens auf des Landgrafen Wilhelms eignen Befehl abgebrennt. Er ſelbſt, ſo wie die Herzoge Heinrich von Braunſchweig und Heinrich von Mecklenburg ſahen dem Spiele der wüthenden Flammen mit Vergnügen zu. Vergebens flehete der Pfarrer des Ortes, ein gelehrter, rechtſchaffener und eifriger Mann, um die Schonung ſeines Gotteshauſes; ſein Flehen vermochte den hartherzigen Anführer der wilden Schaaren nicht zu rühren; ſchon wurde die Kirche von den Flammen ergriffen, als der fromme Pfarrer, von heiligem Eifer hingeriſſen, ſich hineinſtürzte, um die Monſtranz mit der geweiheten Hoſtie zu retten, als er ſich niederwerfend und viele Thränen vergießend ausrief: Gott, Gott! Du erlaubſt es alſo der Bosheit der Menſchen, dich aus deinem Hauſe zu vertreiben, deinen Tempel zu verbrennen! Und nun ſprang er voll Unwillen plötzlich auf, verwies den Mordbrennern ihr Verfahren in heftigen Ausdrücken, und eilte ſodann mit der Monſtranz hinweg, um das, was er für Gottheit hielt, gleichſam in Sicherheit zu bringen. — Und ſolche die Menſchheit empörende Auftritte drängten ſich in langen Reihen an einander, und unter allen den Männern, welche in dieſem Kriege Schaaren anführten, befanden ſich nur zwey, welche der Raubſucht und Wildheit ihrer Leute möglichſt Einhalt zu thun ſuchten; der junge Herzog Ulrich von Wirtemberg, und der churpfälziſche Feldhauptmann, Johann Landſchad von Steinach.

10. Eine Hauptrolle bey dieſem Kriege ſpielte Maximilian, der, nachdem er auf einem Reichstage zu Frankfurth die Reichsſtände vergeblich zur Theilnahme an einer Fehde, die er als Reichsoberhaupt anfing, ermahnte, ſeine eignen, ſodann Herzog Albrechts von München, Markgraf Friedrichs von Brandenburg, Herzog Erichs von Braunſchweig, und der Stadt Nürnberg Kriegsvolk zuſammenzog, und dennoch nicht mehr als vier tauſend Mann zu Fuß und zwölf hundert Reiter zuſammenbrachte. Mit dieſem Heere rückte er, bey Mengesbach, eine Meile oberhalb Regensburg, gegen die in pfälziſchem Solde ſtehenden Böhmen an, die drey tauſend Mann Fußvolk und neun hundert Reiter ſtark waren. Dieſe zün- Maximilian liefert den Böhmen ein Treffen. im Sept.

deten, bey Annäherung seiner überlegenen Macht, ihr Lager an, und stellten sich an eine Anhöhe; vor ihrer Fronte steckten sie Schilde mit spitzigen Eisen, die durch Ketten aneinander befestigt waren, und Setztarschen [1]) hießen, in die Erde. Ihren Rücken deckte eine Wagenburg. Unter ihren Hauptleuten befanden sich sehr angesehene böhmische Herren, und das böhmische Kriegsvolk stand um diese Zeit überhaupt in großem Ansehn. Maximilian übertrug es dem jungen Prinzen Casimir, Markgraf Friedrichs Sohn, der ihn darum bat, mit vier hundert Reitern und acht Nürnberger Feldschlangen die Böhmen auf dem rechten Flügel anzugreifen; aber die Böhmen nahmen dem Prinzen die acht Feldschlangen ab, und trieben ihn nach dem nächsten Holze zurück. Maximilian richtete hierauf seinen Angriff anders ein. Auf jeden seiner beiden Flügel stellte er Reiterey; die auf dem rechten führte der Graf Eitel Friedrich von Zollern, ein eben so guter Feldherr als Kammerrichter; den linken hatte der Herzog Erich von Braunschweig unter seiner Aufsicht. An der Spitze des Haupttreffens befand sich Maximilian in eigner Person, der, auf das gegebene Zeichen mit der Trompete, und auf die Losung: in St. Georgs Namen, mit verhängtem Zügel den Berg hinanrennte; aber die Deutschen wurden von den Böhmen mit spitzigen Spießen, Ahlspieße genennt, von den Pferden heruntergestochen; Maximilian selbst gerieth, aus dem Sattel geworfen, in Gefahr, von seinem Pferde geschleift zu werden; nur dem Herzog Erich hatte er es zu danken, daß er wieder in die Höhe kam; allein dem guten Erich kam dieser Dienst sehr theuer zu stehen, indem nicht nur das Pferd unter ihm erstochen, sondern er selbst durch den Schenkel und zweymal durch den Arm geschossen wurde, so daß man ihn aus dem Treffen nach Regensburg bringen mußte. Die Böhmen thaten, in kleine Vierecke von sechzehn Mann gestellt, anderthalb Stunden hindurch den tapfersten Widerstand, und wichen nicht eher zurück, als bis ihrer achtzehn hundert getödtet, und sechs hundert gefangen waren. Auf Maximilians Seite sollen nicht mehr als zwey hundert geblieben seyn. Die Nürnberger Mannschaft hielt sich so brav, daß sie sieben Fahnen erbeutete. Am Abend dieses siegreichen Tages schlug Maximilian seinen Retter, den Herzog Erich, zum Ritter, vermehrte seine Wappen mit einem goldnen Sterne im Pfauenschwanze, und schenkte ihm, was unstreitig wichtiger war, die Einkünfte der Grafschaft Görz auf seine Lebenszeit.

im Oct. 11. Im folgenden Monat belagerte Maximilian, der gleich anfangs auf

Maximilian erobert die Festung Kufstein.

die ausbedungenen Bezirke seine Aufmerksamkeit richtete [2]), die Festung Kufstein; er beschoß den Ort aus sieben Batterien, aber allen diesen trotzte der hohe Felsen, auf

1) Tartsche bedeutete im Mittelalter eine Art langer, halbrunder Schilde, deren man sich noch ziemlich lange nach der Erfindung des Feuergewehrs bediente, da man sie so stark machte, daß sie einen Schuß von einem Doppelhaken aushalten konnten. Man hatte auch Sturmtartschen, welche vermuthlich größer und stärker waren, als die gewöhnlichen. Die Setztartschen, auch Paffesun genannt, waren eine Art hoher Tartschen mit einer langen eisernen Spitze, um sie in die Erde zu stecken, da sie denn die Stelle der heutigen Schanzkörbe vertraten. Der Ursprung des Worts ist übrigens ausländisch. Schon im Arabischen bedeutet Tarka und Darka einen Schild. Adelung im Wörterbuche.

2) Er schickte sogar Abgeordnete an den Bischof Albrecht zu Straßburg, einen gebohrnen Pfalzgrafen, den Sohn des Herzogs Otto von Neumarkt, und ließ, mit Bewilligung des Herzogs

auf dem das Schloß lag, und der Commendant, Hans Pinzenauer, der aus Uebermuth die Stellen, auf die Maximilians Geſchütz gerichtet war, mit einem Beſen fegen ließ. Der Kaiſer, der ſich im Unwillen an die römiſchen Faſces erinnerte, ſagte: aus dieſem Beſen ſoll, wie ich hoffe, ein Beil hervorſpringen, und nun ließ er die beiden gröſten Stücke unter ſeinem ganzen Artillerievorrathe, den Weckauf und den Purlepaus von Inſpruck kommen, und nun ließ er die vierzehn Fuß dicke Mauer des Schloſſes ſo gewaltig beſchießen, daß ſie einſtürzte, und daß Pinzenauer um freyen Abzug anhielt. Der Stolze demüthigte ſich jedoch nun vergeblich, und Maximilian ſchlug ihm ſeine Bitte ab. Die Belagerten ſuchten ſich zwar wegzuſchleichen, ſie geriethen aber alle ihren Feinden in die Hände, und das Schloß wurde nach einer Belagerung von vierzehn Tagen erſtiegen. Maximilians Unwille war ſo groß, daß er jeden Gefangnen zum Tode verurtheilte, daß er jeden, der für einen derſelben bitten würde, mit einer Maulſchelle bedrohete. Wirklich wurden auch Pinzenauer und vier und zwanzig andre von der Beſatzung hingerichtet. (Ein Schickſal, welches vielleicht kaum Pinzenauern [1]) hätte treffen ſollen!) Es befand ſich unter denſelben auch ein böhmiſcher Edelmann, der ſich mit Händen und Füßen ſo erſtaunlich wehrte, daß er, durch ſeine ſonderbaren Geberden und Bewegungen, den Zuſchauern, die freylich noch nicht ſo empfindſam als ihre Nachkommen des achtzehnten Jahrhunderts waren, ein luſtiges Schauſpiel gewährte. Sein außerordentlich lebhaftes Gefühl der Todesſchrecken rührte indeſſen den Herzog Erich von Braunſchweig ſo innig, daß er, der gedrohten Maulſchelle ungeachtet, für ihn und die übrigen zwanzig, an welche die Reihe noch nicht gekommen war, um Schonung bat. Maximilian, der, als ſein erhitztes Blut ſich abgekühlt hatte, vielleicht ängſtlich darauf wartete, daß einer unter ſeinen Feldherren das Herz faſſen und für die Unglücklichen bitten möchte, gab, ſein Wort doch einigermaßen zu halten, dem Herzog Erich einen ſanften Backenſtreich, und befahl auf der Stelle, die ſchon zum Hinrichten beſtimmten loszulaſſen [m]).

12. Dieſer Krieg hatte nun neun Monate gedauert, und man fühlte die traurigen Folgen deſſelben immer lebhafter. Verſchiedene Fürſten faßten daher den ernſtlichen Vorſatz, einen Vergleich zu ſtiften. Der Churfürſt von Trier, der Biſchof von Wirzburg, und der Markgraf Chriſtoph von Baden brachten es ſo weit, daß der alte Churfürſt von der Pfalz, der ſich vielleicht am meiſten nach Ruhe ſehnte, die erſten Friedensvorſchläge that. Der Markgraf von Baden reiſete hierauf zum Kaiſer ins Lager vor Kuffſtein, und erhielt ſeine Einwilligung zu

Ende des bayerſchen Erbfolgekrieges.

zogs Albrecht, ſein Archiv durchſuchen, damit er erfahren möchte, wie und auf welche Weiſe die Städte Offenburg, Gengenbach und Zell, wie auch Hagenau, Schlehſtat und Weißenburg, ingleichen die Ortenau und Ortenberg, nebſt andern Schlöſſern, Märkten und Flecken, von der Landvogtey des Reiches abgeriſſen worden, welche Gerechtigkeiten Stadt, Schloß und Flecken für ſich ſelbſt, und welche Pfalzgraf Philipp als Pfandinhaber derſelben hätte. Weſtenrieder, S. 440.

l) Pinzenauer war von ihm zum Commendanten der Stadt und des feſten Schloſſes Kuffſtein beſtätigt worden. Er beſann ſich aber bald wieder anders, und kehrte zur Treue gegen ſeinen vorigen Herrn wieder zurück. Maximilian hatte alſo ſchon deswegen Urſache, über ihn unwillig zu ſeyn. Weſtenrieder am a. O.

m) Fugger, S. 1253–1255.

Digitized by Google

1505 im Apr. einem Stillſtand, und zu einem Friedenstage um ſo eher, da ihm der Erzbiſchof von Salzburg, und die Biſchöfe von Freyſingen, von Eichſtädt und von Paſſau in eben der Abſicht Vorſtellungen thaten. Auch der pfälziſche Churprinz, dem Herzog Albrecht ſeine älteſte Tochter verſprochen hatte, wünſchte den Frieden. Da nun die Biſchöfe von Bamberg und von Wirzburg ſich dafür verbürgten, daß der Churfürſt von der Pfalz auf dem nächſten Reichstage erſcheinen, und dem kaiſerlichen Ausſpruche ſich unterwerfen würde, ſo fand Maximilian weiter kein Bedenken, den Reichstag auszuſchreiben, und die Stadt Cöln zum Verſammlungsorte zu beſtimmen. Am 19. May wurde er wirklich eröffnet, aber erſt ſechs Wochen hernach am 30. Jul. that Maximilian, als der von allen Partenen angenommene Schiedsrichter, den Ausſpruch. Ruprechts Söhne behielten erſt den landshutiſchen und Burghauſiſchen Schatz; ſodenn wurde ihnen von Herzog Georgs Ländern noch ſo viel zuerkennt, als ihnen eine jährliche Einnahme von zwanzig tauſend Gulden gewährte. In dieſer Abſicht wies man ihnen hauptſächlich den Landſtrich an, der ehedem die neue oder junge Pfalz hieß, nunmehr aber die Oberpfalz genennt wird [n]). So wurde alſo der Ingolſtädtiſche Theil des Bayriſchen Landes unter die beiden Hauptlinien des Pfalzbayerſchen Hauſes getheilt. Die Vollziehung dieſes Vergleiches machte jedoch noch ſo viele Schwierigkeiten, daß ſie erſt nach zwey Jahren zur Richtigkeit kam. Der Kaiſer wollte nemlich dieſen Krieg auch nicht umſonſt geführt haben, und der Churfürſt von der Pfalz wollte nicht genug hergeben. Man nahm daher auf einem
1507 Reichstage zu Coſtnitz eine neue Theilung vor. Aus Herzog Georgs Ländern wurden nun drey Theile gemacht. Ruprechts Söhne erhielten nun die Länder, welche jetzt die beiden Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach ausmachen [o]); Maximilian bedung ſich das Schloß Kuffſtein, und noch eine beträchtliche Anzahl von Herrſchaften, Schlöſſern, Oertern und Gütern aus; er ließ ſich auch verſprechen, daß ihm die bayriſchen Landſtände hundert tauſend Gulden Reichshülfe, zu der ſie ſich verbindlich gemacht hatten, bezahlen, und daß man ihm aus dem Magazine zu Landingen für funfzig tauſend Gulden Getreide abliefern, und alle Summen, die Herzog Herzog Georg an Oeſtreich zu fordern gehabt hatte, erlaſſen wollte [p]). Den größten Theil von Georgs Land bekam der Herzog Albrecht. Aber auch deſſen Bundesgenoſſen wurden nicht vergeſſen. Der Herzog Ulrich von Wirtemberg, der Markgraf Friedrich zu Brandenburg, die Grafen von Oettingen und von Ortenburg, und andre mehr, wurden entweder durch Geldſummen, oder durch Güter ſchadlos gehalten. Die Stadt Nürnberg, deren Mannſchaft in dieſem Kriege ſich ſo ausgezeichnet hatte, bekam unter andern Erwerbungen, welche ihr Gebiet anſehnlich vergrößerten, die Stadt Altorf [q]).

Aufhebung des gemeinen Pfennigs. 13. Der bayerſche Erbfolgekrieg war eine der vornehmſten Urſachen, welche den in dieſem Jahre zu Cöln gehaltenen Reichstag veranlaßten. Doch war auch das Kammergericht und der gemeine Pfennig wieder ein Gegenſtand der Berath-

n) Die Einkünfte deſſelben wurden damals zu ſechzehn tauſend Gulden berechnet. Fugger, S. 1157.

o) Weſtenrieder, S. 445. und im Anh. S. XVII.

p) Fugger, S. 1158. Müllers Reichstagstheater unter Max. I. III, 455. IV. 679.

q) Häberlin, S. 378 – 382. Hegewiſch, S. 49 – 65.

Digitized by Google

rathſchlagungen deſſelben. Die Reichsſtände beſchloſſen die Wiederherſtellung des Kammergerichtes nach ſeiner erſten Einrichtung; hierzu konnten ſie ſich aber um ſo leichter entſchließen, da Maximilian ganz großmüthig erklärte, daß er die Unterhaltungskoſten dieſes Tribunals ſo lange übernehmen wollte, bis ſie das Reich ſelbſt aufzubringen vermögend wäre. Des Kaiſers Großmuth war jedoch ſo ganz uneigennützig nicht. Maximilian brauchte damals die Unterſtützung der Reichsſtände in mehreren Angelegenheiten; gegen die Türken, gegen den Grafen von Zips, der ſich um die ungeriſche Krone bewarb, welcher Maximilian doch nicht entſagen wollte, gegen Venedig, und bey ſeinem Römerzuge. In allen dieſen Fällen verſprachen ihn die Reichsſtände zu unterſtützen, aber Maximilian mußte ihr Verſprechen durch die Aufhebung des gemeinen Pfennigs erkaufen. Die Reichsſtände ſtellten ihm vor, wie dieſe Abgabe, ſelbſt in guten Zeiten, nicht hätte eingetrieben werden können, ohne die Unterthanen zu drücken, und wie ſie jetzt, da Krieg und Theuerung, da Krankheiten und Sterben ſchon Unglück genug verbreiteten, gar nicht mehr könnte aufgebracht werden. Maximilian wußte es nun aus der Erfahrung, wie wenig, ſeine Erbländer abgerechnet, von dem gemeinen Pfennig eingekommen war; da er ſich nun mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß die Reichsſtände ihr Verſprechen thätiger Hülfe deſto genauer erfüllen würden, ſo bedachte er ſich um ſo weniger, in die Aufhebung des gemeinen Pfennigs zu willigen. Maximilian wollte aber damals noch einen andern Entwurf durchſetzen, einen Entwurf, wozu ihn der Tod eines ſeiner lebhafteſten Gegner, des Churfürſten Berthold von Maynz, ermunterte. Dieſer Fürſt, der Scharfſinn und Beredſamkeit mit der Neigung, den deutſchen Staat in eine Ariſtocratie umzuſchaffen, vereinigte [r]), behauptete unter den Reichsſtänden ein Anſehn, das ihn dem Oberhaupte Deutſchlands allerdings gefährlich machen konnte. Eben deswegen hatte auch der Kaiſer einen unüberwindlichen Haß auf ihn geworfen; aber vielleicht nicht weniger haßten ihn Geiſtliche und Mönche, deren ſein außerordentlicher Eifer für gute Wirthſchaft, durch den er ſein Stift von großen Schulden befreyte, überaus läſtig war. Maximilian, der den Einfluß ſeines Anſehns jetzt nicht mehr zu befürchten hatte, glaubte nun in der damaligen Reichsverſammlung den Entwurf eines Reichsregiments, welches gänzlich von ihm abhängen, und alſo zur Stütze ſeines kaiſerlichen Anſehns dienen ſollte, durchſetzen zu können; allein die deutſchen Stände fanden an einer ſolchen Einrichtung viel zu wenig Geſchmack, als daß ſie zu derſelben ihre Einwilligung geben ſollten; doch machten ſie dem Kaiſer zugleich das Compliment, daß ſie gar nicht die Abſicht hätten, ihm in Anſehung ſeiner Regierung Vorſchriften zu geben, oder Schranken zu ſetzen [s]).

14. Die Reichsſtände hatten ſich auf dem Reichstage zu Cöln unter andern verbindlich gemacht, Maximilianen zur Behauptung ſeiner Rechte auf Ungern behülflich zu ſeyn. Was ſie im nöthigen Falle aber wirklich gethan hätten, kann man nicht mit Gewißheit beſtimmen, weil Maximilian ihre Hülfe theils nicht verlangte, theils nicht nöthig hatte. Der Graf Johann von Zips, der Bann von Croa-

Maximilian läßt ſich das Erbrecht auf Ungern von neuem beſtätigen.

r) Maximilian beſchuldigte ihn öffentlich, daß er ihm ſeine Rechte entreißen, daß er Ihn, der doch ſein Herr ſeyn ſollte, zu ſeinem Knechte zu machen ſuche. Müller, III, 439.

s) Müller, S. 448. Hegewiſch, S. 75–77.

Digitized by Google

Croatien, beredete zwar die übrigen ungerſchen Großen, ſeden Ausländer, und alſo auch den Kaiſer, deſſen Erbrecht ſich auf Wladiſlaws erbenloſen Tod gründete, von ihrem Throne auszuſchließen. Maximilian hatte es aber kaum erfahren, als er ſo-
1506 gleich zu einem Feldzuge nach Ungern Anſtalten machte, als er von Wien aus mit einem Heere nach Ungern rückte. Zugleich ſchickte er einige Geſandten voraus, die ſich bey dem Könige und den Ständen erkundigen mußten, was ſie in Anſehung des Vertrages vom Jahr 1491 beſchloſſen hätten? Jetzt erfuhr man aber die Schwan-
im Jul. gerſchaft der Königin, und ſie brachte zu frühzeitig einen Prinzen zur Welt; den unglücklichen Ludewig, der zwanzig Jahre hernach bey Mohatſch ſein Leben endigte. Maximilian, der nun ſchon in Ungern ſtand, erkannte den neugebohrnen Prinzen ſogleich für den rechtmäßigen Kronerben, und begnügte ſich damit, daß die ungerſchen Stände den oberwähnten Vertrag von neuem beſtätigten t).

Wie die Reichsſtände Maximilians Römerzug unterſtützten.

15. Maximilian hatte, noch vor dem Zuge nach Ungern, ſich gerüſtet, um über die Alpen zu gehen. Er ſehnte ſich jetzt um ſo mehr nach der Kaiſerkrönung, da er ſich feſt einbildete, daß der König von Frankreich ſich um die Kaiſerwürde bewerbe, und daß ſowol der Pabſt als andre italieniſche Staaten ihm alle Herrſchaft in Italien zu entziehen ſuchten. Der König von Frankreich hinderte ihn wenigſtens allemal, wenn er in Italien etwas zu unternehmen gedachte, und der damalige Pabſt Julius II, der mit dem berühmten Römer Julius Cäſar manche Aehnlichkeit hatte, und noch mehrere ſich zu haben beſtrebte, geſtand es offenherzig, daß er Italien von der Herrſchaft der Barbaren (ſo nennte er Deutſche, Franzoſen und Spanier) zu befreyen wünſche. Maximilian nahm ſich alſo vor, ſo anſehnlich als möglich in Italien zu erſcheinen. Er berief in dieſer Abſicht die Reichs-
1507 ſtände nach Coſtnitz. Lange war kein Reichstag ſo zahlreich; aber Maximilian, der ſchon im Februar kommen wollte, langte erſt im Junius an. Jetzt wußte er durch Briefe, die er aus Italien bekommen hatte, beſonders durch päbſtliche, die Nothwendigkeit eines Römerzuges ſo dringend darzuſtellen, daß die anweſenden Reichsſtände von dem Eifer, die Rechte ihres Oberhauptes in Italien wieder geltend zu machen, ganz beſeelt ſchienen. Das Gerücht, das, wie gewöhnlich, ihren Eifer noch vergrößerte, mahlte ihn dem König von Frankreich ſo furchtbar ab, daß er den beſchloſſenen Feldzug nach Italien vor der Hand aufgab, und daß er ſeinen Geſandten und Emiſſarien auf dem Reichstage zu Coſtnitz auftrug, durch heimliche Unterhandlungen die deutſchen Stände wieder für Frankreich zu gewinnen. Maximilian ließ einen ſeiner Emiſſarien, einen Mönch, in Verhaft nehmen. Man fand bey ihm eine Inſtruction, das Betragen des Kaiſers gegen Frankreich bey den Ständen von der verhaßteſten Seite zu ſchildern, und Maximilian hielt es für nöthig, die ihm gemachten Beſchuldigungen in einer Schrift, die er den Ständen mittheilte, öffentlich zu widerlegen u). Die Reichsſtände ſchienen auch, aller Gegenbemühungen Frankreichs ungeachtet, überzeugt zu ſeyn, daß ihr Oberhaupt die Kaiſerkrone doch endlich einmal aus den Händen des Pabſtes empfangen müſſe.
im Aug. Sie bewilligten wirklich drey tauſend Mann zu Pferde, und neun tauſend Mann zu

t) Fugger, S. 1226. — Hegewiſch, S. 79.
u) Müller, S. 560.

Digitized by Google

zu Fuß auf ſechs Monate r). Wenn aber eine Verſammlung von Reichsſtänden damals ein Heer zu ſtellen verſprach, ſo war es noch eben ſo wenig als in unſern Zeiten wirklich beyſammen. Die zum Römerzuge beſtimmte Mannſchaft ſollte ſich in der Mitte des Octobers bey Coſtnitz verſammeln; es zogen ihrer aber ſo wenig zur beſtimmten Zeit heran s), daß man den geringen Ernſt, dieſen Zug zu unterſtützen, nur zu deutlich wahrnehmen konnte. Maximilian, der dieſen Fall ſehr leicht vorausſehen konnte, hatte ſchon eine beträchtliche Mannſchaft aus ſeinen Erbländern zuſammengebracht, hatte auch ſchon einige tauſend Schweizer in Sold genommen; letztre machten es jedoch zur Bedingung, nicht wider Frankreich fechten zu dürfen.

16. Die italieniſchen Staaten wünſchten aber eben ſo wenig den Kaiſer, als den König von Frankreich an der Spitze eines beträchtlichen Heeres in Italien zu ſehen. Der ſchlaue Pabſt hatte ihn durch ſeinen Legaten in der Stille erſuchen laſſen, ohne Kriegsvolk nach Italien zu kommen, und hatte ihm auf den Fall größere Ehrenbezeigungen verſprochen, als jemals einem ſeiner Vorgänger wären erwieſen worden. Venedig ſchlug ihm ſein Anſuchen um freyen Durchzug und um Freundſchaft ſchon zum zweytenmale ab. Zwar wollte man ihm ſelbſt die Durchreiſe geſtatten; nur ſollte er ohne Heer kommen. Bald erfuhr aber Maximilian noch andre Widerwärtigkeiten. Es fehlte ihm an der ſtärkſten Nerve der Unternehmung, es fehlte ihm an Geld. Die Reichsgelder floſſen, wie gewöhnlich, ſehr ſparſam zu. Nun rechnete er zwar auf die Unterſtützung einiger italieniſchen Staaten, beſonders einiger kleinen; allein dieſe bedachten ſich auch bald wieder anders, und bloß Siena war ſo treuherzig, ſechs tauſend Ducaten zu ſchicken. Das Unvermögen der kaiſerlichen Kriegscaſſe hatte nun die ſchlimme Folge, daß ſein kleines Heer durch Ausreißen immer kleiner wurde. Und dennoch hatte er Muth genug, den Zug über die Gebirge fortzuſetzen. Endlich wurde er überzeugt, daß die guten Anſtalten der Venetianer den glücklichen Ausgang ſeiner Unternehmung völlig unmöglich machten. Zum Glücke hatte er ſelbſt, oder einer von ſeinen Miniſtern, den Einfall, daß er einen Kaiſer vorſtellen könnte, ohne vom Pabſt gekrönt zu ſeyn. Er dachte ſich zwar dieſen Gedanken ſchon öftrer, aber noch nie ſo frey vom Vorurtheile als damals. Vielleicht trugen die Biſchöfe von Trient und von Gurk t), ingleichen der

Maximilian legt ſich ſelbſt den kaiſerlichen Titel bey.

Fürſt

r) Maximilian verlangte anfangs 30,000 Mann; endlich erklärte er, daß er ſchon zufrieden ſeyn wollte, wenn man ihm, die Mannſchaft aus ſeinen Erblanden abgerechnet, 3000 zu Pferde, und 9000 zu Fuß ſtellte. Die Reichsſtände machten ſich hierzu verbindlich. Häberlin, S. 356. Maximilian beſtellte während ſeiner Abweſenheit den Churfürſten von Sachſen zu ſeinem und des Reichs Statthalter, General und Verweſer, welche Würde aber von ſeinem Reichsvicariate völlig verſchieden war. Ebendaſ. S. 384 – 387.

s) Statt der 12000 Mann ſtellten ſich kaum einige hundert ein; ſtatt 120000 Gulden wurden nur 30 bis 40000 bezahlt. Dagegen bewilligten ſchon die tyroliſchen Landſtände ihrem Fürſten 5000 Mann. Häberlin, S. 388.

t) Der Biſchof von Gurk, Matthäus Lang, der Sohn eines augsburgiſchen Patriciers, und Maximilians geheimer Rath, ein Mann, der Gelehrſamkeit und Klugheit mit perſönlicher Würde vereinigte, der dabey ſo äußerſt einnehmend und verbindlich war, daß alle Großen in Deutſchland ihn liebten, daß ihn Maximilian ſeines ganzen Vertrauens würdigte — der mag an Maximilians Entſchließung, die päbſtliche Krönung nicht abzuwarten, lebhaften Antheil gehabt haben. Hegewiſch, S. 122. Wie mancher Fürſt mag nicht ſchon wegen eines guten Einfalls, auf den ihn ſein Miniſter brachte, gelobt worden ſeyn!

Digitized by Google

Fürſt Rudolf von Anhalt und andre, mit welchen er dieſe Sache überlegte, ſehr viel bey, daß er ſie aus dem rechten Geſichtspuncte anſah. Er wagte es alſo, ſich zu Trient den kaiſerlichen Titel beyzulegen. Daben hatte er aber doch noch ſo viel Bedenklichkeiten, daß er ſich nicht geradezu einen römiſchen Kaiſer nennte, ſondern daß er noch das Wort Erwählter vorſetzte [a]). Wenigſtens wollte er ſich dieſes Beywortes in öffentlichen Schriften bedienen, und die Urſache? — damit der Pabſt ja nicht den Verluſt des Krönungsrechtes beſorgen möchte. Doch Maximilian und ſeine Rathgeber konnten allerdings Recht haben, die Veränderung, die ſie vornahmen, dem Pabſt ſo wenig als möglich auffallend zu machen. Und was lag an Einem Worte, wenn es dem Reichsoberhaupte die Mühe und den Aufwand, über die Alpen zu ziehen, erſparte! Julius II. fand auch das, was Maximilian gethan hatte, ſo wenig bedenklich, daß er ihm den angenommenen Kaiſertitel nicht nur beſtätigte, ſondern daß er ihn auch für eben ſo gültig erklärte, als wenn er ihm die Kaiſerkrone mit eigner Hand aufgeſetzt hätte.

1508 am 3. Febr.

Maximilians unglücklicher Feldzug gegen Venedig.

17. Maximilian brauchte alſo nun nicht mehr nach Rom zu ziehen; wenn er ſich nur auch in andern Puncten nicht weiter um Italien bekümmert hätte! So beſchloß er aber die Beleidigung, die Venedig dem kaiſerlichen Anſehn zugefügt hatte, nachdrücklich zu ahnden, und er vergaß ſich ſo weit, daß er ſich, vermuthlich durch römiſche Rechtsgelehrte, verleiten ließ, den Doge und den Senat, die Oberhäupter eines unabhängigen Staates, in die Reichsacht zu erklären; daß er mit funfzehn hundert Reitern und mit vier tauſend Mann Fußvolk in das venetianiſche Gebiet einzudringen verſuchte. Er hatte ſein Heer in drey Haufen getheilt. Den einen, den der junge Markgraf von Brandenburg, Caſimir, als Reichshauptmann anführte, ließ er vor Rovoredo rücken, welches er aber nicht erobern konnte. Glücklicher war der Anführer des zweyten Haufens, der zum oberſten Feldhauptmann erklärte Herzog Erich, der in Friaul und die Tarviſer Mark einbrach. Maximilian ſelbſt drang mit dem dritten Haufen bis auf vier Meilen von Verona vor. Die größten Schwierigkeiten waren nun überwunden, und Maximilians Unternehmungen ſchienen vom Glücke begünſtigt, als er, ſchon am vierten Tage nach ſeinem Abzuge von Trient, ſich wieder nach Tyrol zurückzog. Er hatte hierzu ſehr gegründete Urſachen. Es fehlte ihm an Mannſchaft und an Geld. Sich mit beiden beſſer zu verſehen, eilte er nach Deutſchland zurück. Er ſuchte überall Geld aufzubringen; beſonders zu Memmingen und zu Augsburg. Zu Ulm wurde gerade damals ein ſchwäbiſcher Bundstag gehalten. Maximilian begab ſich dahin, und trug auf einen Vorſchuß von funfzig tauſend Gulden an, um acht tauſend Schweizer in Sold nehmen zu können; allein die Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes wollten ſich zu nichts verſtehen. Sein in Friaul verlaſſenes Heer gerieth aber indeſſen in die traurigſte Lage. Die Kriegsknechte, die ihren Sold nicht empfingen, verliefen ſich immer häufiger; die Anführer handelten zu wenig mit Einigkeit und Entſchloſſenheit. Unter ſolchen Umſtänden fiel es den Venetianern gar nicht ſchwer, den Deutſchen einen Verluſt nach dem andern beyzubringen. Der venetianiſche Feldherr Alviano ſchloß, durch ſchnelle Ausführung ſeines Entwurfes, eine kaiſerliche Schaar im Thal von Cado-

a) Er erklärte dieſes in einem an den Herzog Erich von Braunſchweig, und an andre Reichsſtände abgelaſſenen weitläuftigen Schreiben. Häberlin, S. 391.

Caboro so unerwartet ein, daß den tapfern Leuten weiter nichts als ein rühmlicher Tod übrig blieb. Sie wagten es, sich durchzuschlagen; aber einige tausend wurden auf den Kampfplatz gestreckt, und die übrigen geriethen in die Gefangenschaft. Dieses Unglück des kaiserlichen Heeres hatte die schlimme Folge, daß Alviano ohne viele Mühe Friaul und Istrien eroberte; daß er die am adriatischen Meere gelegenen östreichischen Häfen Triest, Portenau und Fiume, deren Einwohner den Venetianern manchen Zoll entzogen, zerstörte. Selbst Trient befand sich in Gefahr. Allein die Franzosen, die den Venetianern bisher Beystand geleistet hatten, sahen die Eroberungen derselben nicht mit gleichgültigen Augen an, und Ludewig XII. befahl daher dem General seines Kriegsvolkes, den Venetianern zwar das Ihrige vertheidigen, aber keine neuen Provinzen erobern zu helfen. Diese Eifersucht der Franzosen war für den Kaiser um so ersprießlicher, je weniger seine noch übrige Mannschaft, die, da die sechs Monate ihres Dienstes verflossen waren, nach Hause ging, den Venetianern Widerstand that. Wenn diese aber auch gleich nichts neues mehr eroberten, so hatten sie doch schon genug weggenommen, und es blieb Maximilianen nun weiter nichts übrig, als einen Versuch zu machen, ob er sie durch Unterhandlungen zur Herausgabe desselben bewegen könnte. Er ließ ihnen einen dreymonatlichen Waffenstillstand anbieten; aber die stolzen Republicaner verachteten anfangs seinen Vorschlag, bis man sie zu einem Stillstand auf drey Jahre beredete. Ab- im April.
auch dieser gereichte blos zu ihrem Vortheile. Man machte nemlich aus, daß beide Theile nicht nur im Besitze der eroberten Länder bleiben, sondern auch das gefährliche Recht, Festungen in demselben anzulegen, ausüben sollten. Der Kaiser hatte aber im venetianischen Gebiete nichts erobert [b]).

Vierter Abschnitt.

Venetianischer Krieg nebst andern mit demselben verbundenen Händeln.

1.

Maximilian spielte, als er Venedig allein bekriegen wollte, nichts weniger als eine glänzende Figur; allein er bekam nicht lange hernach Gelegenheit, sich durch den Antheil, den er an der Demüthigung dieser stolzen Republicaner nahm, zur Gnüge zu rächen. Venedig, um diese Zeit die mächtigste Handelsstadt in Europa, das England seiner Zeit, das jedem einzeln Nachbarn trotzte, das sah auf einmal den Pabst, den Kaiser und die Könige von Frankreich und von Spanien in einer überaus furchtbaren Verbindung vereinigt, seinen gänzlichen Untergang zu beschleunigen. Ob Maximilian oder Julius II. zu dieser Verbindung die erste Veranlassung gab, das ist noch unentschieden [c]); aber ausgemacht ist es, daß sie Julius am meisten betrieb. Max. Antheil an dem cambrayschen Bündnisse.

b) Häberlin, S. 393—403. Hegewisch, S. 79—94.
c) Fugger, S. 1249.

am 10. Dec. betrieb. So entſtand das berühmte Bündniß zu Cambray, deſſen Geſchichte wir hier nur in ſoweit erzählen können, als es auf den Kaiſer und auf Deutſchland Einfluß gehabt hat. Maximilians Kriegsvolk, funfzehn tauſend Mann ſtark, zum Theil von päbſtlichem, ſpaniſchen und franzöſiſchen Gelde angeworben [b]), rückte in Friaul ein, wo ihm alle feſte Oerter, auf Befehl des Senats, die Thore öffneten. Venedig, das von allen Seiten bedrängt war, ſchickte an den Kaiſer einen Geſandten, deſſen Rede, wenn ſie ächt iſt, dem deutſchen Reiche ſowol, als dem Hauſe Oeſtreich, wichtige Rechtsgründe für ihre Anſprüche an Venedig gewähren würde [c]). Die Rede mag aber ächt ſeyn, oder nicht, Maximilian blieb gegen alle Vorſtellungen der venetianiſchen Geſandtſchaft unerbittlich. Eben ſo unbeweglich war der Pabſt; aber der Senat ſetzte ſeine klugen Bemühungen, ihn zu beſänftigen, ſo anhaltend fort, daß Julius, der ſeine Abſicht, die Befriedigung ſeines Stolzes, nun erreicht ſah, dem venetianiſchen Staate, deſſen Doge ihm den demüthigſten Brief ſchrieb, der durch eine Geſandtſchaft von ſechs Perſonen ihm Abbitte thun, und die Füße küſſen ließ, als ein erweichter Vater Vergebung zuſicherte, daß er den Geſandten, auch in Anſehung der Friedensvorſchläge, die ſie ihm thaten, immer mehr Gehör gab, daß er ſich endlich völlig mit ihnen ausſöhnte. Julius II. und Ludewig XII. waren ſchon ſeit langer Zeit keine gute Freunde. Die Eroberungen, die der franzöſiſche Monarch im Venetianiſchen machte, waren alſo gar nicht nach ſeinem Sinne, und wie konnte ihm endlich etwas daran gelegen ſeyn, ſtatt des Freyſtaats Venedig, die beiden mächtigſten Monarchen in Europa zu Nachbarn zu bekommen! Wer ſonſt in Italien ſollte alsdenn der Macht derſelben das Gleichgewicht halten [f])?

Mar. hat von dem cambrayſchen Bündniſſe ſchlechten Vortheil.

2. Doch Eiferſucht beſeelte nicht allein den Pabſt, ſondern auch andre Mitglieder des cambrayſchen Bündniſſes. Der venetianiſche Staat lag keiner von demſelben bequemer, als dem Kaiſer. Dies fühlte Ludewig ſehr gut, und wahrſcheinlich machte ihn dieſe Betrachtung in den Unternehmungen gegen Venedig etwas kaltſinniger. Weder er noch Maximilian verfolgten die glänzenden Vorſchritte, die ſie gleich anfangs gethan hatten. Maximilianen ſchien jedoch an der Verfolgung derſelben am meiſten gelegen. Er that ſogar den Vorſchlag, Venedig ſelbſt anzugreifen; dies konnte nun blos durch eine Seemacht geſchehen, allein der einzige Bundesgenoſſe, der eine Flotte herleihen konnte, verſagte ſeinen Beyſtand, und auch die übrigen hielten die Unternehmung für unausführbar. Indeſſen ließ man den

b) Der Pabſt lieh Maximilianen 40,000 Ducaten, Spanien 60,000, Frankreich 70,000; der König von England verſprach gleichfalls einen anſehnlichen Vorſchuß, und der reiche Jacob Fugger zu Augsburg zahlte die Summen aus. Häberlin, S. 450.

c) Es ſollen (läßt Fugger S. 1260 den venetianiſchen Geſandten ſagen,) an Ew. Maj. als Erbherren zurückfallen alle Orte, die unſere Vorfahren dem römiſchen Reiche und Erzhauſe Oeſtreich entzogen haben; ja wir wollen noch hinzuthun alles dasjenige, was wir auf dem Lande ſeither inne gehabt, ſammt allem Rechte, das wir jemals dazu hatten. Wir ſind auch erböthig, Ew. Maj. und allen Dero Nachkommen hinfüro in Ewigkeit fünf hundert Pfunde Goldes zum jährlichen Tribute zu erlegen, auch allen Ew. Maj. Geſetzen, Geboten und öffentlichen Ausſchreiben willigſich zu gehorchen u. ſ. w. — In der That ſehr wichtige Angelobungen! Die Staaten, und beſonders die italieniſchen, verſprachen aber damals manches, was ſie nicht im geringſten zu halten gedachten.

f) Fugger, S. 1245—1262.

Digitized by Google

den Venetianern Zeit, sich vom ersten Schrecken wieder zu erholen. Sie überrumpelten die Stadt Padua, wo eine kleine deutsche Besatzung lag. Ihre ehemaligen Unterthanen waren ihnen, so wie hier, also auch an andern Oertern, behülflich, die Deutschen zu vertreiben. Vergeblich suchte Maximilian durch eine Belagerung, und durch einen Sturm, Padua wieder in seine Gewalt zu bekommen g). Die Venetianer nahmen Vicenza und verschiedene Oerter in Friaul und Histerreich wieder ein, und bedienten sich, das wiedereroberte Land gegen feindliche Streifereyen zu sichern, einer damals noch neuen Erfindung; sie führten nemlich zwischen den Gebirgen von Vicenza und den Morästen der Etsch eine Reihe von Redouten und Gräben auf, die man Linien zu nennen pflegt. im Jun.

3. Daß aber Maximilian den Krieg wider Venedig nicht mit größerm Nachdrucke fortsetzen konnte, daran war nicht allein die wenige Uebereinstimmung zwischen ihm und seinen Bundesgenossen, sondern auch sein Geldmangel Ursache. Der Pabst, der ihn vergeblich zum Frieden mit den Venetianern zu bereden suchte, schoß ihm keine Geldsummen mehr vor, und Maximilians Kriegscasse hatte doch neue Zuflüsse außerordentlich nöthig. In dieser Verlegenheit setzte er auf die Schätze der Reichsstände wieder seine Hoffnung. Schon im vorigen Jahre hatte er den zu Worms versammleten Ständen von der zu Cambray geschlossenen Ligue sogleich Nachricht gegeben, und Unterstützung verlangt; es erfolgte aber eine Antwort, wie er sie schon öfters gehört hatte. Man entschuldigte sich mit dem Unvermögen, das die Besuchung der häufigen Reichstäge und vielfältige andre Dienste erzeugt hätten. Die Ligue zu Cambray, hieß es, wäre ohne Zuziehung und Einwilligung der Stände geschlossen worden; sie wären folglich, dem Herkommen nach, auch zu keiner Hülfe verbunden, und überhaupt könnten sie den Vortheil, den dieser Krieg dem Reiche stiften sollte, gar nicht einsehen. Maximilian schrieb ihnen deswegen in sehr lebhaften Ausdrücken; sie sollten sich, sagte er ihnen unter andern, schämen, daß sie ihr Unvermögen zur Entschuldigung machen könnten; er wäre mit ihren Umständen so gut wie sie selbst bekandt, und er würde, wenn er ihnen keine Hülfe zutrauete, gar keine von ihnen verlangen; sie sollten doch die mannigfaltigen Dienste, Bemühungen und Kosten, die er, dem Reiche und den Ständen zum Besten, die vier und zwanzig Jahre seiner Regierung hindurch angewendet hätte, bedenken; was ferner die höhern Reichsstände anbeträfe, so kämen ihm ihre Klagen überaus seltsam vor, und sollten sie gegründet seyn, so würde ja nach seinem Abgange keiner von ihnen das Ansehn eines Reichsoberhauptes gehörig behaupten können; die Reichsstände zur Berathschlagung über das Bündniß zu Cambray zu ziehen, wäre die Zeit zu kurz gewesen; dies hätte ja doch auf einem Reichstage geschehen müssen, und da wisse man ja wol, wie wenig auf Reichstägen beschlossen zu werden pflege; auch wären einige von ihnen von seinem Vorhaben, dieser Verbindung beyzutreten, wirklich unterrichtet gewesen; den Einwurf betreffend, daß dieser Krieg dem Reiche wenig Vortheil

Die Reichsstände wollen ihn dabey nicht unterstützen.

1509 im März.

g) Maximilian soll ein Heer von zehn tausend Reitern und vier und zwanzig tausend Mann Fußvolk (andre sehen noch neun tausend hinzu) vor Padua geführt haben. Unter diesem befanden sich achtzehn tausend Mann deutsches Fußvolk, und zwar 900 aus seinen Erbländen, 600 Italiener, und 6000 Mann von allerley Nationen, die ihm freywillig zuzogen. Das grobe Geschütz ließ er von Inspruck kommen. Jugger, S. 1261—1267.

theil verſpreche, und daß die in andern ähnlichen Reichskriegen geleiſtete Hülfe mehr Nachtheil und Unehre, als Nutzen und Ruhm gebracht habe, ſo erwiderte Maximilian, daß ihm niemand werde mit Grund beweiſen können, daß er während ſeiner Regierung der Wohlfahrt des Reiches zuwider gehandelt habe; er habe ja allemal die Reichsſtände dabey zu Rathe gezogen, und wäre auch wenig Nutzen geſtiftet worden, ſo hätte das Reich auch keinen Nachtheil davon gehabt, und der meiſte Schaden wäre auf ihn und auf ſeine Erbländer gefallen, und hätte man ſich wenig Ehre eingelegt, ſo müßten es die Stände, die ihre Mannſchaft nie vollzählig und nie zu rechter Zeit eingeſendet hätten, ſich ſelbſt zuſchreiben; wenn endlich die Reichsſtände dem Kaiſer und dem Reiche in Zukunft keine beſſere Unterſtützung wollten angedeihen laſſen, ſo würde es für den Kaiſer vortheilhafter ſeyn, ſich der mühſamen Würde eines Reichsoberhauptes lieber völlig zu entſchlagen [h]).

Sie beſinnen ſich wieder anders.

4. Dies waren die vornehmſten Gründe, welche Maximilian den Klagen und Beſchuldigungen der Reichsſtände entgegenſtellte, und er ſagte ihnen bey dieſer Gelegenheit allerdings einige ſehr treffende Wahrheiten. Als er den Krieg gegen Venedig mit ſo glänzendem Erfolge anfing, glaubte er mit einiger Zuverſicht, die deutſchen Fürſten würden jetzt geneigter ſeyn, des ſtolzen Venedigs Untergang befördern zu helfen. Er war im November über Trient nach Botzen in Tirol zurückgegangen, wo von den deutſchen Fürſten, die von dem Glückswechſel in Italien noch keine Nachricht hatten, Geſandten anlangten, die ihm in Namen ihrer Herren Glück wünſchten, und ihm alle Hochachtung und alle Bereitwilligkeit derſelben verſicherten. Dies beſtärkte ihn in ſeiner vortheilhaften Meinung von den Geſinnungen der Reichsſtände, und er berief ſie, im Vertrauen auf dieſelbe, nach Augsburg zuſammen.

1510 im Febr.

Es fanden ſich auch wirklich vier Churfürſten (Maynz, Trier, Cöln und Sachſen), ſieben und dreyßig andre Fürſten, nebſt vielen Grafen und Herren, ſo wie von andern und von den Städten Abgeordnete ein. Der Kaiſer ſelbſt hielt, an der Spitze von fünf hundert rothgekleideten Reitern, einen feierlichen Einzug. Der Antrag, den er an die Stände that, war hauptſächlich auf die Achtserklärung gegen Venedig, und auf die Stellung einer anſehnlichen Reichshülfe gerichtet. Dabey führte er unter andern an, daß zwar ſeine Bundesgenoſſen mit den Venetianern ſich in Unterhandlungen eingelaſſen hätten, und daß der venetianiſche Freyſtaat einige dem Reiche und dem Hauſe Oeſtreich gehörige Oerter behalten ſollte; er hätte ihm aber für dieſelben nicht mehr als zehn tauſend Gulden, und hundert tauſend für die Kriegskoſten, zugeſtanden, da doch letztre eine zehnmal ſo hohe Summe betrügen, und die Venetianer aus den erwähnten Ländern und Städten mehr als fünfmal hundert tauſend Gulden zu heben hätten [i]). — Die Reichsſtände zogen die Forderungen des Kaiſers in ernſtliche und lange Ueberlegung Endlich wurden ſie einig, ihm eine Hülfe von ſechs tauſend Mann Fußvolk und achtzehn hundert Reitern zu ſtellen, dieſe Mannſchaft ein Jahr hindurch zu unterhalten, und monatlich jedem Fußknechte vier, und jedem Reiter zehn Gulden (welches über fünfmal hundert tauſend Gulden betrug) zu geben. Sollte aber der Kaiſer nach Jahresfriſt fernerer Hülfe benöthigt ſeyn, ſo ſollte ihm dieſelbe auf einem neuen Reichstage zugeſtanden werden.

5. Die

h) Fugger, S. 1254—1256. i) Fugger, S. 1271.

Digitized by Google

5. Die Ausführung der patriotischen Entschließungen, welche die Reichsstände gefaßt hatten, suchten sowol der Pabst als die Venetianer zu verhindern. Maximilian fand sich sehr beleidigt, daß sich Julius durch seinen legaten der Venetianer annehmen ließ. Letztre fertigten, den Kaiser zu besänftigen, eine Gesandtschaft nach Deutschland ab. Diese blieb zu Spitelin, und ließ sich durch einen Barfüßermönch beym Kaiser anmelden. Maximilian fürchtete sich vor den listigen Ränken, die sie ihm bey den versammleten Reichsständen spielen könnte; er ließ sie daher nicht nach Augsburg kommen, doch schickte er Conraden von Zillenhart nebst zwey Doctoren an sie ab, und diese erhielten den Auftrag, zwar ihr Anbringen anzuhören, in Ansehung des Bündnisses mit dem Pabste und den Königen sich aber durchaus in keine Unterhandlungen mit ihnen einzulassen. Dieser strenge Befehl wurde aber in der Folge gemildert, und die kaiserlichen Abgeordneten erhielten Erlaubniß, die Unterredungen mit den venetianischen Gesandten neunzehn Tage hindurch fortzusetzen; sie endigten sich jedoch ohne Erfolg. Wenn aber Maximilian sich gefürchtet hatte, die listigen Venetianer nach Augsburg kommen zu lassen, so hatte er allerdings Recht. Die schlauen Italiener wußten sich, selbst in der Entfernung, zu den Reichsfürsten einen Weg zu bahnen. Wolf Wohner, ein reicher Kaufmann zu Görz, ließ sich durch zehn tausend Ducaten, und ein ansehnliches Reisegeld, bereden, einige Briefe an die Churfürsten und Reichsstände nach Augsburg zu überbringen. Er kam hierauf, ohne Geleit, mit vier Pferden, nach Augsburg, und betrug sich bey seinem Geschäffte so unvorsichtig, daß er einen von den mitgebrachten Briefen dem regierenden Bürgermeister Hieronymus Welser überreichte. Dieser entdeckte durch weitere Fragen, daß er noch mehrere Briefe bey sich habe. Welser eröffnete das Geheimniß dem Kaiser; Wohner wurde in Verhaft genommen, und auf das Schloß Friedberg gebracht. In den acht Briefen, die man bey ihm fand, wurden nun die Churfürsten und andre Stände des Reichs von den Venetianern angelegentlichst ersucht, zwischen ihnen und dem Kaiser den Frieden zu vermittlen; zugleich erboten sich dieselben, dem Kaiser seine Kriegskosten mit achtmal hundert tausend Ducaten zu vergüten, und alles, was sie auf dem festen Lande besäßen, Padua und Treviso ausgenommen, wieder abzutreten. — Solche Anerbietungen konnten bey Personen, welchen der Venetianer list und Treulosigkeit unbekandt war, allerdings Eindruck machen; man sah aber gar bald ein, daß die Venetianer, wenn sie ehrlich handeln wollten, diese vortheilhaften Anträge dem Kaiser selbst thun mußten, und daß sie blos die Absicht hätten, den Bund der Könige zu trennen, und die Reichsstände von dem Entschlusse, dem Kaiser gegen sie Hülfe zu leisten, wieder abzulenken. Wohner wurde also als ein Mensch betrachtet, der sich von den Venetianern hätte wollen brauchen lassen, den Absichten des Kaisers heimlich entgegen zu arbeiten, und man knüpfte ihn deswegen vor der Stadt Friedberg an einem Baum auf [1]).

Die Ausführung ihres Entschlusses suchen die listigen Venetianer zu verhindern.

im Jan.

6. Wenn aber die Reichsstände den Venetianern nicht traueten, so war dieses hauptsächlich den klugen Bemühungen des Gesandten, den Ludewig XII. auf den Reichstag nach Augsburg geschickt hatte, zuzuschreiben. Ludewig Heliano (so hieß dieser Gesandte) mußte nach Augsburg gehen, weil Maximilian den König Lude-

Heliano bestärkt sie aber darin.

1) Fugger, S. 1273.

Digitized by Google

ludewig um einen guten Redner, der seine Sache den Reichsständen recht eindringend empfehlen könnte, ersucht hatte, und Heliano entsprach der Erwartung Maximilians vollkommen. Sonderbar genug, daß damals lange Reden in lateinischer Sprache, selbst bey Versammlungen von Fürsten, deren die wenigsten Latein verstanden, eine große Wirkung hervorbringen konnten; bedenkt man aber, daß den Bischöfen und Prälaten, und besonders den geistlichen Churfürsten, welche die Geschäffte der Reichsversammlung meistens lenkten, die Sprache des alten Roms nicht unbekandt seyn durfte, und daß Latein einen gewöhnlichen Gegenstand des Unterrichtes, selbst bey Fürstensöhnen, abgab, und daß es folglich, seine Unwissenheit in dieser Sprache zu verrathen, damals eben so viel Schande machte, als wenn ein Prinz in unsern Zeiten kein Französisch verstände — bedenkt man alles dieses, so wird man die Begeisterung, welche lateinische Reden damals hervorbringen konnten, recht sehr begreiflich finden. Meistens wirkte nur der Strom prächtiger Worte und glänzender Perioden. So bürdete Heliano der ehrwürdigen Versammlung der deutschen Fürsten offenbare, aber in rhetorische Floskeln eingehüllte Unwahrheiten auf. Die Venetianer sollten (wie er versicherte) mit den Türken, den Erbfeinden der Christenheit, so sehr im Einverständnisse leben, daß sie ihnen schon manches Land in die Hände gespielt hätten; sie hätten sich eben deswegen der wider die Türken errichteten ligue von Cambray widersetzt. — Die Venetianer würden, wenn sie dem Gewitter diesmal entgingen, noch das ganze abendländische Kaiserthum an sich reißen. — Venedig wäre der Sitz aller Laster. Selbst der vorsichtigste Fremde befände sich daselbst in Gefahr, betrogen zu werden. Sie nennen uns Barbaren, (rief der Redner aus) weil wir uns nicht in Purpur kleiden, weil wir nicht Millionen in unsern Kisten verwahren, weil wir nicht von Silber speisen; kein Schauspiel wird in Venedig aufgeführt, ohne daß ein Deutscher den Gegenstand des Spottes abgiebt; den Deutschen (sagte er) vermietheten sie ein Haus für hundert und dreyßig Ducaten, nicht etwa auf ein Jahr, wie man denken könnte, sondern auf einen Tag — ein Tribut von funfzig tausend Ducaten, den ihnen die Deutschen jährlich entrichten müßten. — Nach einer lebhaften Schildrung ihrer Verschwendung und Ausschweifungen, kam er auf ihre Grausamkeit, und da scheute er sich nicht zu versichern, daß auf ihren Märkten Menschenfleisch verkauft würde [l]). — Was soll man nun von der Aufklärung der damaligen deutschen Fürsten denken, welche alles, was ihnen der listige Redner vorsagte, so treuherzig glaubten; die durchaus niemand, der die Venetianer vertheidigte, anhören wollten? Helians Rede wurde auf Maximilians Befehl noch in diesem Monate gedruckt, und Helian fügte ihr zwey lateinische Gedichte ähnlichen Inhalts bey. Dem Eindrucke derselben muß man die oben erwähnte Hülfe, zu der sich die Reichsstände verbindlich machten, hauptsächlich zuschreiben [m]).

Max. will ein allgemeines Concilium halten.

7. Von den sieben bis acht tausend Mann, welche die durch Helians Beredtsamkeit begeisterten Deutschen versprachen, setzten sich aber nur wenige in Bewegung, und es war den Reichsständen entweder kein rechter Ernst, oder sie fanden, als sie die Sache zu Hause mit kälterm Blute überlegten, es gar nicht nöthig, ihre Mann-

l) Heliani oratio ap. Freher. III, 522. Hegewisch, S. 115—117.
m) Hegewisch, S. 118.

Mannschaft zur Eroberung eines Stückes von Italien, dessen Erwerb ihnen nicht den geringsten Vortheil bringen konnte, herzugeben. Das deutsche Kriegsvolk, welches an der Fortsetzung des Krieges gegen Venedig Antheil nahm, bestand aus Mannschaft, die Maximilian in seinen Erbländern angeworben hatte, und die, so bald sie ihren Sold nicht bekam, sich wieder zerstreute. Eine der Haupturſachen, welche den Feldzug der vereinigten Deutschen und Franzosen eines glücklichen Erfolgs beraubte, lag in der zwischen Ludewigen XII. und den Schweizern entstandenen Uneinigkeit. Letztre verlangten, als der zwischen ihnen und Frankreich geschlossene Subsidienvertrag erneuert werden sollte, statt der tausend Ecus d'or, die jeder Canton jährlich bekommen hatte, überhaupt die Summe von zwanzig tausend Ecus, und sie bedungen sich auch dabey die Vertheilung unter die Cantons aus. Ludewig wollte nur zwölf tausend geben, wollte sie auch nach eignem Gefallen vertheilen. Die Schweizer antworteten ohne Umstände: mit braven leuten müsse man nicht dingen; sie verlangten zwanzig tausend Ecus, oder nichts. Ludewig XII, den es verdroß, daß ein Volk, das, wie er glaubte, seinen Ruf in der Welt blos Königen von Frankreich zu danken hätte, ihm Bedingungen vorschreiben wollte, erwiderte diese Erklärung der Schweizer mit stillschweigender Verachtung, und nahm, zur empfindlichen Demüthigung der Schweizer, deutsches Fußvolk in Sold. Die Schweizer besannen sich nun auch nicht lange, und nahmen den Antrag an, den ihnen der Pabst gerade damals thun ließ, und schickten vierzehn tausend Mann nach Italien, die sich den mayländischen Grenzen näherten, und die Aufmerksamkeit der mit den Deutschen vereinigten Franzosen in eine andre Gegend hinlenkten. Die Uneinigkeit zwischen dem König von Frankreich und dem Pabst erstieg hierauf die höchste Stufe. Julius that seinen königlichen Feind in den Kirchenbann. Ludewig verlangte von der zu Tours versammelten Geistlichkeit seiner Monarchie ihr Bedenken. Es käme (so lautete dasselbe) bey diesem Streite nicht auf Religion an; der Pabst dürfe sich also auch keiner geistlichen Waffen bedienen; würde er aber im Gebrauche seiner geistlichen Gewalt gegen den König fortfahren, so würde dem Monarchen weiter nichts übrig bleiben, als sich dem Gehorsame desselben zu entziehen, und ein allgemeines Concilium veranstalten zu lassen. Gerade um diese Zeit kam der Bischof Matthäus von Gurk, Maximilians vertrauter Minister, nach Tours. Zugleich langte aus Italien die Nachricht an, daß fünf Cardinäle sich vom Pabst getrennt hätten. Diese Umstände schienen dem Könige und dem Bischof besonders günstig, ein allgemeines Concilium zur Verbesserung der Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern zu berufen. Der Gedanke, auf einer allgemeinen Versammlung der christlichen Kirche, als ihr weltliches Oberhaupt, den Vorsitzenden abzugeben, hatte für Maximilians lebhafte, an romanhaften Entwürfen nur allzufruchtbare Einbildungskraft, den stärksten Reiz. Schon schmeichelte er sich mit der Möglichkeit, die dreyfache Krone sich selbst aufsetzen zu können, und schon drängten sich in seinem Kopfe die vielen und großen Verbesserungsentwürfe, die er alsdenn auszuführen gedachte n).

8. So

n) Hegewisch, S. 123.

Digitized by Google

Schlechtes Ansehn desselben.

8. So schnell aber Maximilian einen Plan zu entwerfen pflegte, eben so rasch konnte er auch wieder von demselben abgelenkt werden. Julius, der sich um das, was Deutschlands und Frankreichs Monarch that, oder thun wollte, nicht
1511 im geringsten bekümmerte, belagerte, alles Ungemachs des Winters ungeachtet, die Stadt Mirandola in eigner Person, und spielte dabey die Rolle des jüngsten und feurigsten Feldherrn. Die Franzosen gingen einen Waffenstillstand mit ihm ein, und Maximilians Begeisterung für eine allgemeine Kirchenversammlung hatte schon so sehr nachgelassen, daß er erst den Weg friedlicher Unterhandlungen einzuschlagen beschloß. Er schickte in dieser Absicht den Bischof von Gurk an den Pabst. So gnädig aber auch der Bischof vom heiligen Vater empfangen wurde, so wenig kam es zu einem Vergleiche. Julius ging wieder zu Felde, und der Kaiser und der König von Frankreich machten, ihn zu kränken, zum allgemeinen Concilium lebhafte Anstalten. Die Bischöfe und Prälaten wurden, theils im Namen der beiden Monarchen, theils im Namen der Cardinäle, die sich vom Pabst getrennt hatten, zusammenberufen. Die Versammlung sollte die Absicht haben, das Haupt und die Glieder der Kirche zu reformiren, sollte diejenigen, die ihrer Verbrechen überführt wären, die seit langer Zeit der Kirche zum Aergernisse gedient hätten, und die zur Besserung gar keine Hoffnung übrig ließen, zur Strafe ziehen. Ihre Befugniß, ein Concilium zu berufen, gründeten sie theils auf die Vorrechte, die sie als Haupt, Glieder und Beschützer der Kirche besäßen, theils auf die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit dergleichen Versammlungen zu halten, theils auf den Umstand, daß gar keine Hoffnung wäre, daß der Pabst eins berufen würde. Pisa, eine neutrale Stadt, wurde zum Versammlungsorte bestimmt, und selbst Julius wurde durch Citationen, die man zu Rimini und in andern großen Städten Italiens an die Kirchthüren anschlagen ließ, vor diese Versammlung vorgeladen. Allein der unerschreckene Julius half sich, wie sich schon mancher von seinen Vorfahren in einer ähnlichen Lage geholfen hatte. Er stellte dem Concilium zu Pisa ein andres, das in der laterankirche gehalten werden sollte, entgegen; er schloß, was das wichtigste war, mit
im Jul. Spanien und Venedig eine enge Verbindung. Das indessen zu Pisa angefangne Concilium hatte so schlechten Fortgang, daß es der Händel wegen, die ihm der Haß des Volkes zuzog, schon nach der zweyten Sitzung nach Mayland verlegt wurde. Deutsche Prälaten fanden sich auf demselben gar nicht ein; sie hatten die Sache noch nicht lange genug unter sich überlegt. Wenn aber auch keine deutsche Prälaten über die Alpen gingen, so zogen doch deutsche Kriegsleute dahin. Der Kaiser, der besonders mit Hülfe seiner Landstände wieder funfzehn tausend Mann zusammengebracht hatte, nahm sich vor, sein Glück gegen die Venetianer allein zu versuchen. Er schickte daher verschiedene Haufen nach Friaul und Histreich, welche aber wenig ausrichteten. Es fochten aber um diese Zeit noch andre Deutsche in Italien. Fünf tausend derselben befanden sich bey dem ansehnlichen Heere, welches der König von Frankreich der Kriegsmacht der heiligen Union, so nennte man den zwischen dem
1512 Pabst, Spanien und Venedig geschlossenen Bund, entgegenstellte, und sie hatten an den glänzenden Unternehmungen des berühmten Gastons de Foix lebhaften Antheil. Als dieser junge glückliche Held die Verschanzungen der Venetianer um Brescia und das Schloß zugleich zu bestürmen beschloß, und am Morgen dieses hei-

ßen

ßen Tages die Freywilligen zu dieser gefahrvollen Unternehmung auffordern ließ, so redeten Jacob von Ems und Philipp von Freyburg, zwey berühmte Kriegsmänner dieser Zeiten, ihren Landsleuten so lebhaft zu, daß gleich acht hundert und funfzig derselben zum Zeichen der Einwilligung die Hände emporhoben; mit fünf hundert dieser tapfern Leute bestürmte Jacob die Verschanzungen, und Philipp rückte mit dreyhundert von ihnen gegen das Schloß an; das Schloß, die Verschanzungen, die Stadt selbst wurde erobert, ungeachtet sich die Venetianer von Straße zu Straße vertheidigten. Zur Belohnung halfen die Deutschen nun auch die Stadt plündern, die nach Mayland für die reichste in der ganzen lombardey gehalten wurde o).

9. Maximilian selbst trug zum Glücke der französischen Waffen in Italien gar nichts bey; Frankreichs Uebermacht in diesem Lande wurde ihm vielmehr immer bedenklicher. Ludewig XII. hatte seine Ansprüche auf Neapel, welches, nach Ferdinands Tod, sein Enkel Carl erben sollte, noch immer nicht aufgegeben. Der schlaue Ferdinand wußte es Maximilianen auch sehr lebhaft vorzustellen, wie nachtheilig für ihre beiderseitigen Enkel Frankreichs Wachsthum in Italien seyn könnte. Wäre Maximilians Haß gegen die Venetianer nicht gar zu groß gewesen, so hätte er der Verbindung mit Frankreich vielleicht noch eher entsagt. So viel wirkte seine heimliche Eifersucht auf Frankreich doch immer, daß er sich allmählich stärker auf die Seite des Pabstes neigte, und er ließ es in dieser Absicht gern geschehen, daß die zu Augsburg versammleten Bischöfe die pisanische Versammlung ein kleines schismatisches Concilium nennten. Deutsche Krieger fuhren indessen noch immer fort, dem König von Frankreich Italien erfechten zu helfen, und legten in der berühmten Schlacht bey Ravenna, die Gaston dem Heere der heiligen Union abgewann, die lebhaftesten Beweise außerordentlicher Tapferkeit ab. Von zwölf deutschen Obersten hatten neun ihr Leben eingebüßt, und die deutschen Patrioten dieser Zeit beklagten, daß die Franzosen mit deutschem Blute Italien eroberten. Maximilian war vielleicht froh, daß ihm dieses einen schicklichen Vorwand gab, alle Deutschen in französischen Diensten abzurufen. Dies wirkte so viel, daß sie sämmtlich, zwey hundert Mann ausgenommen, noch an eben demselben Tage, da ihnen des Kaisers Abrufung bekandt gemacht wurde, abzogen, und daß keine Vorstellungen und keine Bitten der französischen Feldherren sie zurückzuhalten vermögend waren. Da nun die vom französischen Monarchen beleidigten Schweizer von neuem zwanzig tausend Mann stark in Mayland einbrachen, so mußten die Franzosen, gegen die nun so viele tapfere Deutschen fochten, und für die nun keine Deutschen mehr ihr Leben wagten, den italienischen Boden verlassen p).

Deutsche fechten in Italien für Frankreich.

10. Der Zeitpunct, da sich der Kaiser und der Pabst wieder aussöhnten, war nun sehr nahe. Maximilian fühlte es nun immer lebhafter, wie wenig Vortheil ihm die Verbindung mit Frankreich brachte. Carl hatte ihn nicht nur da, wo er seine Unterstützung am meisten brauchte, hülflos gelassen; er stand auch heimlich Carln von Egmond bey, der seinem Sohne und Enkel Geldern zu entziehen suchte. Dieser Carl von Egmond war der älteste Sohn des Herzogs Adolph, der seinen Vater Arnold so grausam behandelte, und der eben deswegen von Carln dem

Geldrische Händel.

o) Fugger, S. 1283 – 1285. Häberlin, p) Fugger, S. 1284—1288. Hegewisch, S. 512. u. f. f. Hegewisch, S. 124 – 130. S. 130 — 135.

dem Kühnen zur Abtretung Gelderns und des damit verbundenen Zütphens genöthigt wurde. Geldern und Zütphen gehörten seitdem zu den burgundischen Staaten, und
1478 Carls des Kühnen Erben, Maximilian und Marie, wurden vom Kaiser Friedrich III. damit belehnt. Allein die Stände von Geldern und Zütphen, die dem egmondischen Hause noch immer sehr ergeben waren, erklärten zu der Zeit, da Maximilian mit den Unruhen in Flandern genug zu thun hatte, Carln von Egmond für ihren Herzog, und da ihn Frankreich unterstützte, so konnte Maximilian den Besitz von Geldern nicht ruhig behaupten. Carl von Egmond schickte sogar auf Maximilians ersten Reichstag Gesandten, welche verlangten, daß man ihm Geldern und Zütphen, als seine väterlichen Länder, lassen möchte, und als man ihm dieses abschlug, so drang er auf den Ausspruch unparteyischer Churfürsten und Fürsten. Auch dieser Bitte wurde nicht gewillfahrt. Philipp, Maximilians Sohn, mußte also den Krieg gegen ihn fortsetzen. Sein Vater verschaffte ihn dem Beystand des Herzogs Wilhelm von Jülich und Berg, imgleichen des Herzogs Johann von Cleve. Er zog auch selbst wider Carln von Egmonden zu Felde. Aber alles dieses bewirkte doch endlich
1505 weiter nichts als einen Vergleich, der den ganzen Streit der künftigen Entscheidung vorbehielt [q]). Philipp war hierauf in Spanien beschäftigt. Nach seinem Tode griff Carl von Egmond, von Frankreich angereizt, wieder zu den Waffen, und die
1508 niederländischen Stände ersuchten nun Maximilianen, die Vormundschaft über Philipps Kinder zu übernehmen, und dieser mußte in den folgenden Jahren mehr als einmal nach den Niederlanden reisen, und mehr als Einen ansehnlichen Kriegshaufen dahin schicken [r]). Da nun Frankreich in Carls von Egmond Unterstützung beständig fortfuhr, und sich selbst durch das mit Maximilianen geschlossene Bündniß nicht davon abhalten ließ, so verlohr der ehrliche Maximilian zuletzt alle Geduld.
1512 Er beklagte sich nun öffentlich auf einem Reichstage, den er erst nach Trier, und denn, der Pest wegen, nach Cöln versammlet hatte. Er erklärte, daß er der fernern Verbindung mit Frankreich entsagen wollte; zugleich verlangte er von den Reichsständen Hülfe, das geldrische Land behaupten zu können. Der König von Frankreich (sagte er) habe seit einigen Jahren, indem er Carln von Egmonden unterstützte, sich äußerst bestrebt, das Herzogthum Geldern, welches von Urzeiten her ein edles Glied des römischen Reiches gewesen sey, von demselben abzureißen, und dadurch zugleich die Niederlande von demselben zu trennen. Es bey dem Reiche zu erhalten, habe er schon mehrere hundert tausend Gulden verkriegt; Ruhe und Friede der churrheinischen Staaten wäre dadurch gesichert worden; er hoffe daher um so eher, daß ihm die Reichsstände zur Wiedereroberung Gelderns behülflich seyn, daß sie die viermal hundert tausend Gulden, die er des geldrischen Krieges wegen von ausländischen Fürsten hätte leihen müssen, ihm würden abtragen helfen. Er schlug zu dieser Absicht die doppelte Entrichtung der Reichsanlage auf dieses Jahr vor. Es wurde auch wirklich eine Reichsanlage auf sechs Jahre verwilligt [s]).

Max. Bündniß mit dem Pabst.

11. Da nun Maximilian auf dem Reichstage öffentlich erklärt hatte, daß er die Verbindung mit Frankreich aufheben wollte; da er den Bischof von Gurk nach Italien schickte, um mit dem Pabst ein Bündniß zu errichten, so konnte dieſem

q) Hegewisch, I, 107. 184. II, 67. r) Fugger, S. 1163. 1242. 1247. 1279.
s) Fugger, S. 1289.

Digitized by Google

sem Bündniß, welches der heilige Vater so sehnlich wünschte, weiter nichts hinderlich seyn. Der Pabst empfing des Kaisers Gesandten, den Bischof von Gurk, mit der ausgezeichnetsten Achtung. Der Vergleich kam auch glücklich zur Richtigkeit. Der Pabst opferte, weil er nicht anders konnte, dem Kaiser sogar die Verbindung mit den Venetianern auf; dagegen machte sich Maximilian verbindlich, der heiligen Ligue beyzutreten, und dem lateranischen Concilium seinen Beyfall zu geben. Durch Maximilians Beytritt zur heiligen Union wuchs dem alten Pabst der Muth so sehr, daß er noch alle seine geistlichen Flüche auf den König von Frankreich losdonnerte. Er überlebte aber diesen letzten Beweis des offenbaren Misbrauches, den er sich in Ansehung seiner Gewalt erlaubte, nicht lange. Sein Nachfolger war der berühmte Leo X, der, so sehr sein Hang zum Vergnügen ihm den Frieden wünschenswerth machte, dennoch zu klug war, diesen Wunsch sich zu sehr merken zu lassen. 1513

Bey einem neuen Heere, das Ludewig XII. nach Italien schickte, befanden sich schon wieder acht tausend deutsche Landsknechte, und sechs tausend andre Deutsche, die Robert von der Mark, welcher auf das Herzogthum Geldern Anspruch machte, und die man die schwarzen Schaaren [t]) nennte, angeworben hatte. Viele derselben fielen in der blutigen Schlacht bey Novara, wo die Schweizer fünf, und die Franzosen acht tausend Mann einbüßten. Letzte mußten sich hierauf in ihr Vaterland zurückziehen. Für Ludewigs XII. Nachfolger Franz I. fochten wieder zwey 1515
und zwanzig tausend deutsche Landsknechte, und halfen ihm Mayland erobern. Maximilian ward mit zwanzig tausend Ducaten, die ihm Ferdinand der Catholische schickte, funfzehn tausend Schweizer an, und rückte damit so plötzlich ins Mayländische ein, daß er große Erwartung erregte. Es war ihm daher gar nicht angenehm, 1516
daß sein Enkel Carl, der nach Ferdinands kurz darauf erfolgtem Tod König von Spanien wurde, mit Franz I. einen Vergleich schloß. Als aber die Schweizer ihm gerade heraus erklärten, daß sie ihm, ohne Sold zu bekommen, nicht ferner dienen würden; als er einen verrätherischen Briefwechsel eines ihrer Hauptleute, der ihm Ludewig Moros Schicksal drohete, entdeckt zu haben glaubte, begab er sich plötzlich nach Deutschland zurück; sein Heer zerstreute sich, und er söhnte sich nun auch mit den Venetianern wieder aus. Für zweymal hundert tausend Ducaten, die sie ihm auszahlten, bekamen sie alles Verlohrne wieder zurück [u]).

12. Maximilian hatte den italienischen Krieg in den letzten Jahren mit wenig Eifer betrieben; die vornehmste Ursache seines erkalteten Eifers aber war beständiger Geldmangel; sodenn schmeichelten ihm damals Aussichten, die alle die unsichern Erwerbungen in Italien gar sehr an Wichtigkeit übertrafen. Er hatte Gelegenheit, nicht nur die Hoffnung des östreichischen Hauses auf Ungern zu befestigen, sondern auch auf Böhmen ein Erbrecht zu bekommen. Der König Ladislaw, der Ungern und Böhmen zugleich beherrschte, hatte nur den einzigen Prinzen Ludewig, und eine Prinzessin, die Anne hieß. Maximilian entwarf den Plan, Ladislaws

Max. erwirbt ein Erbrecht auf Böhmen.

t) les bandes noires. Man nennte sie in Deutschland die schwarze Garde, und ihr Anführer war der sogenannte Junker Schlenz, der vielleicht von der meißnischen Familie von Schleinitz abstammte. Christian in Gesch. von Schleswig u. Holst. unter dem oldenb. Hause, Th. I, S. 192.

u) Häberlin, S. 563. u. f. f. Hegewisch, S. 130 — 140.

slaws Kinder mit seinen Enkeln zu verbinden; der Prinz Ludewig sollte Philipps Tochter Marie heirathen, und die Prinzessin Anne sollte einen von den Brüdern der Marie, entweder Carln oder Ferdinanden, zum Gemahl bekommen. Zur Ausführung dieses Plans trug Wladislaws Bruder, der König Siegmund von Polen, sehr viel bey. Siegmund und Wladislaw besuchten Maximilianen zu Wien, und bey dieser Gelegenheit kam das Geschäffte, welches der Bischof von Gurk und Johann Cuspinian, oder Spießhammer, mit so vieler Klugheit eingeleitet hatten, zur Richtigkeit [r]). Die Bewirthung der beiden Könige, die ein Gefolge von mehr als vier tausend Reitern bey sich hatten, soll Maximilianen auf zweymal hundert tausend rheinische Gulden gekostet haben [s]).

1515 im Jul.

Vergeblich bemühet sich Maximil. die Reichsstände zum Türkenkriege aufzumuntern.

13. Maximilians Wunsch, Ungern und Böhmen mit seinen Erbstaaten zu verbinden, ward aber nicht allein vom Eigennutz, sondern auch von dem Verlangen, der Ausbreitung der Türken desto nachdrücklicher und glücklicher Schranken setzen zu können, erzeugt. Schon von seiner ersten Jugend an, hatte ihn der Gedanke, sich als weltliches Oberhaupt der Christenheit an die Spitze eines aus den vornehmsten Staaten von Europa zusammengebrachten Heeres zu stellen, und damit die Türken wieder über den Hellespont zurückzutreiben, möglichst lebhaft beschäfftigt. Allein in der Ausführung dieser Lieblingsideen ging es ihm wie bey so manchen andern. Die Zeiten, wo man an Kreuzzügen Geschmack fand, waren vorbey. Die Europäer hatten es nunmehr eingesehen, wie wenig es ihnen Vortheil brachte, fremde Völker, die man ihnen als Verfolger des christlichen Glaubens schilderte, in fernen Ländern aufzusuchen, und sich mit ihnen herumzuschlagen. Die Vorschläge, die der eifrige Maximilian in Rücksicht auf diesen Punct verschiedenen Höfen that, wurden daher mit Kaltsinn aufgenommen, und mit allerley Entschuldigungen abgelehnt. Franzosen, Spanier, und andre Völker im westlichen Europa wohnten auch von dem Schauplatze, auf dem sich die Türken so furchtbar zeigten, viel zu weit entfernt, als daß sie die Unternehmungen derselben sehr bekümmern sollten. Aber daß sich Ungern, Polen, Deutsche und Italiener nicht genauer verbanden, und nicht thätiger bewiesen, die Türken, die von Jahr zu Jahr sich immer weiter ausbreiteten, von ihren Grenzen zu entfernen, das war ein Staatsfehler, der in der unzusammenhängenden Staatskunst dieser Nationen ihren Grund hatte. Den Deutschen hatte es Maximilian auf mehr als Einem Reichstage recht ernstlich vorgestellt, wie sehr die Nachbarschaft der Türken, wenn sie Ungern erobern sollten, dem Reiche Gefahr bringen würde. Allein man dachte sich die Gefahr von den Türken entweder noch nicht so groß, oder man befürchtete, daß Maximilian, als Sieger der Türken, eine zu große Uebermacht bekommen möchte. Sodenn sah es auch der klügere Theil der Nation sehr wohl ein, daß ohne eine große Kriegesmacht, und ohne eine reich angefüllte Casse, nur wenig gegen die Türken ausgerichtet werden könnte. Nun war schon manchmal Geld zum Türkenkriege eingesammlet, aber zu andern Absichten verwendet worden; besonders hatte Alexander VI. unter diesem Vorwande manche Geldsumme von den Deutschen gezogen. Da indessen die Türken den italienischen Grenzen damals sich immer stärker näherten, so wünschte Leo X. einen Zug gegen

r) Fugger, S. 1319. Hegewisch, S. 150.
s) Nach Fuggern nur 150,000 Gulden. Hegewisch — S. 154. Pelzel I, 510.

Digitized by Google

gegen dieſelben recht ernſtlich, und da ſie gerade um dieſe Zeit mit ihren aſiatiſchen Nachbarn, den Perſern, lebhaft beſchäfftigt waren, ſo ſchien es der bequemſte Zeitpunct, ſie wieder aus Europa zu vertreiben. Der deutſchen Reichsſtände Unterſtützung dieſer Abſicht, war eine der vornehmſten Urſachen, welche den Kaiſer beſtimmte, einen Reichstag nach Augsburg auszuſchreiben. Der Pabſt bevollmächtigte zu demſelben zwey Legaten, den Cardinal von Gurk, und den Thomas Cajetan, die den Churfürſten ſogar den Rang ſtreitig machen wollten. Jener überreichte dem Kaiſer einen vom Pabſt geweiheten Degen und Hut zum Türkenkriege, und Cajetan ſuchte durch eine lateiniſche Rede den Reichsſtänden die Nothwendigkeit, mit vereinigten Kräften den Türken entgegen zu gehen, nicht ſowol mit dem andern italieniſchen Geſandten dieſer Zeit gewöhnlichen Schmucke der Beredſamkeit, als mit den Ausdrücken des Geſchäfftmannes und der Wahrheit, eindringend vorzuſtellen. Er und ſein College erklärten auch, daß ſie mit der Caſſe, die ſie zum Türkenzuge vorſchlugen, in gar keiner Verbindung ſtehen wollten. Sie ſuchten dadurch den Reichsſtänden allen Verdacht der Eigennützigkeit zu benehmen. Sie mochten aber erklären, was ſie wollten; ſo vermochten ſie die Entſchließungen der Reichsſtände, welche die Sachen nicht langſam, nicht reiflich genug überlegen konnten, doch nicht geſchwinder herauszulocken. Lange Zeit erfolgte nicht einmal eine beſtimmte Antwort. Daß aus allen Gegenden, welche die Türken zu Nachbarn hatten, die kläglichſten Nachrichten kamen, das erſchütterte die Reichsverſammlung nur wenig. Manche hielten dieſe Nachrichten wol gar für Erdichtungen, die man mit Vorſatz ausgeſprengt hätte, um die Deutſchen deſto eher zur Oeffnung ihres Beutels zu bewegen. Selbſt die Vorſtellungen des Kaiſers wirkten anfangs nur wenig. Maximilian hielt deswegen eine lange Rede. Auch ein polniſcher Geſandter beſchäfftigte die Ohren der Reichsverſammlung ziemlich lange. Endlich begriffen es die Reichsſtände, daß ſie doch wenigſtens des Wohlſtands wegen den päbſtlichen Geſandten eine Antwort ertheilen müßten. Indem ſie nun verſammelt waren, um darüber zum Schluſſe zu kommen, trat ein Abgeordneter des Biſchofs von Lüttich auf, um eine Rede zu halten. Jetzt fühlten ſich aber die Fürſten der Langeweile, Reden anhören zu müſſen, ſo überdrüſſig, daß ſie ſich derſelben durchaus nicht wieder ausſetzen wollten. Der lütichiſche Redner mußte ſich alſo wieder niederlaſſen; doch erlaubten ſie ihm, das, was er zu ſagen hätte, ſchriftlich mitzutheilen. Dabey gewannen ſie nun nicht viel; denn der Abgeordnete holte ſogleich ſeine geſchriebene Rede aus dem Buſen hervor, und ſie wurde abgeleſen. Der Inhalt derſelben paßte ſich aber ſehr wenig zu demjenigen, was die Stände damals beſchließen wollten. Es waren die heftigſten Klagen über die Eingriffe, die ſich der Pabſt in die Rechte der deutſchen Kirche erlaubte, und über die Kunſtgriffe des römiſchen Hofes, den Deutſchen den Beutel zu leeren. Dieſe rührenden Vorſtellungen des lütticher's, beſonders aber ein geſchriebener, an die Fürſten gerichteter Aufſatz, der auf dem damaligen Reichstage herumging, und in welchem Cajetans Rede mit der größten Pünctlichkeit und mit dem lebhafteſten Scharfſinn widerlegt wurde, bewirkte eine Antwort der Reichsſtände, die der Erwartung des Kaiſers und des Pabſtes nicht ſehr angemeſſen war. Man könne (ſo lautete dieſelbe) die Türken nicht anders mit Krieg überziehen, als wenn man verſichert wäre, ein Heer von wenigſtens funfzig tauſend Mann mit Sold und andern

1518

am 18. Aug.

Bedürfnissen versorgen zu können. Nun hatten zwar die Legaten zu dieser Absicht eine allgemeine Steuer vorgeschlagen; aber dies war eben der hauptsächlichste Punct des Anstoßes. Die Geistlichen sollten den zehnten, die reichern unter den Weltlichen den zwanzigsten, und die ärmern den funfzigsten Theil ihrer Einkünfte entrichten; die Geistlichen (hieß es aber) würden schon ohnedies, weit mehr als die Geistlichkeit in irgend einem andern Lande, von dem römischen Hofe mit Abgaben gedrückt, und die Weltlichen hätten auch schon genug zum Türkenkriege bezahlt. Ueberhaupt müßten die Fürsten die Sache vorher erst mit ihren Landständen überlegen. — Diese Antwort fand beym Kaiser so wenig Beyfall, daß er ihr seine Genehmigung versagte. Die Reichsstände thaten hierauf den Legaten nur ganz im Allgemeinen zu wissen, daß sie nach reiflicher Erwegung aller Umstände die Sache so wichtig gefunden hätten, daß sie nicht anders, als nach vorgängiger Berathschlagung mit ihren Landständen, und nicht eher als auf einem künftigen Reichstage, darüber einen Schluß fassen könnten. Alle Vorstellungen des Kaisers, der päbstlichen Legaten, und der ungerschen und polnischen Gesandten, die im Namen ihrer Nationen zu ansehnlichen Heeren Hoffnung machten, bewirkten auch am Ende weiter nichts, als ein unsicheres Versprechen einer Geldhülfe. Drey Jahre hindurch sollte nemlich jeder Communicant jährlich den zehnten Theil eines rheinischen Guldens bezahlen, die Reichsstände selbst wollten sich aber die Summe ihres Beytrags durchaus nicht vorschreiben lassen i).

Fünfter Abschnitt.

Wie Kammergericht und Landfrieden Deutschlands Ruhe und Sicherheit beförderten.

1.

Befestigung des Reichskammergerichts.

Die deutschen Reichsstände hatten sich, so oft sie Maximilian in den ersten Jahren seiner Regierung zu auswärtigen Kriegen aufforderte, der Theilnahme an denselben unter dem Vorwande, daß Deutschlands innere Ruhe und Sicherheit noch nicht hinlänglich befestigt wäre, zu entziehen gewußt; sie hatten durch eben diese Vorstellungen die Errichtung des ewigen Landfriedens und des Kammergerichts erzwungen. Man rechnete darauf, daß diese beiden Anordnungen ganz sicher den wohlthätigsten Einfluß haben würden. Es konnten aber nur diejenigen darauf rechnen, welche die Schwierigkeiten, eine ganz Deutschland betreffende Einrichtung durchzusetzen, nicht kennten. Noch manche Jahre verstrichen, ehe die Wirksamkeit des Reichskammergerichtes sich für die Beobachtung des Landfriedens sicher äußern konnte, und zuweilen war diese gute Anstalt ihrem gänzlichen Verfalle wieder sehr nahe. Das eigentliche Reichskammergericht war schon einige Jahre nach seiner Errichtung wieder eingegangen, und Maximilian hatte es wieder auf den alten Fuß bestellt, und nach Augsburg verlegt. Hier blieb es nun zwar nicht ganz ohne Thätigkeit, aber es war doch noch immer kein solcher allgemeiner Gerichtshof, wie ihn die Reichsstände sich wünsch-

1500

i) Hegewisch, S. 154 — 168.

wünschten. Das augsburgische Kammergericht hing, so wie das ehemalige, zu sehr vom Kaiser ab. Die Reichsstände benutzten, ihm seine vorige Gestalt zu geben, des Kaisers dringendes Bedürfniß, von ihnen unterstützt zu werden. Der Kaiser gab zur Wiederherstellung desselben seine Einwilligung. Er erklärte sogar, daß er, ehe 1505
er leiden wollte, daß Friede und Recht nicht gehandhabet würde, das Kammergericht aus eignem Kammergute zu erhalten bereit wäre. Es wurde auch die Wiederherstellung desselben auf dem Reichstage zu Costnitz so ernstlich in Ueberlegung gezogen, 1507
daß das eingeschlafene Kammergericht wirklich wieder aufwachte, daß seine Verfassung hinlänglich befestigt wurde. Zur Beförderung dieser Absicht diente eine genaue Bestimmung alles desjenigen, was zum Wesen desselben gehörte. Maximilian wünschte, daß man ihm eine ewige Fortdauer zusichern möchte; die Stände willigten aber vor der Hand nur auf sechs Jahre ein. Zu Regensburg sollte es nur noch ein Jahr bleiben; über den künftigen Sitz desselben konnte man sich aber noch nicht recht vereinigen. Zum Kammerrichter schlug der Kaiser die Bischöfe von Passau und von Regensburg vor; die Reichsstände wollten aber keinen geistlichen Kammerrichter haben; das Kammergericht, sagten sie, wäre ein weltliches Gericht, und es gezieme sich für keinen Bischof oder andern Geistlichen, in peinlichen Fällen Recht zu sprechen, oder die Ungehorsamen und Friedensstörer in die Reichsacht zu erklären. Von den sechzehn Beysitzern des Kammergerichtes sollte Maximilian, als Herr der östreichischen und burgundischen Länder, zwey ernennen, und jeder von den sechs Churfürsten einen; die übrigen acht sollten aus den sechs Reichskreisen genommen werden. Nun kam der schwerste Punct; nemlich die Unterhaltung des Kammergerichtes. Maximilian erklärte: er wolle den Kammerrichter und die Canzley auf eigne Kosten unterhalten; die Besoldung der Assessoren aber möchten die Reichsstände unternehmen. Diese stimmten aber auf eine gemeinschaftliche Unterhaltung desselben. Zu Quellen derselben schlugen sie, außer den fiscalischen Strafen und den Canzleygefällen, auch eine gewisse Abgabe vom Wein, und im Falle, daß alle diese Einkünfte nicht hinreichen sollten, einen kleinen Anschlag auf die Stände vor. Maximilian ließ sich zwar alle diese Vorschläge gefallen; er bedung sich aber dabey den Ueberschuß von den Kanzley- und fiscalischen Gefällen aus. Man berechnete dieselben zu zehn bis funfzehn tausend Gulden. Die Reichsstände waren der Meinung, daß dieser Ueberschuß zum Besten des Kammergerichtes müßte angewendet werden. Maximilian gab schon etwas nach; er wollte selbst zwölf tausend Gulden des Ueberschusses aufopfern. Die Reichsstände beruhigten sich aber nicht eher, als bis er, sechs Jahre lang, auf alles Verzicht leistete. Sie bewilligten hierauf auch noch einen kleinen Anschlag, der zu Nürnberg sollte niedergelegt werden. Nachdem nun der Unterhaltungspunct zur Richtigkeit gebracht worden war, so kam das Amt und die Gewalt des Fiscals zur Berathschlagung. Es wurde ihm, der augsburgischen Kammergerichtsordnung gemäß, aufgetragen, nicht nur die Rechte des Fiscus fleißig zu handhaben, sondern auch wider die Reichsstände, die ihren Anschlag nicht erlegen würden, gebührend zu verfahren; doch sollte er dieses ohne Wissen und Willen des Kammerrichters und zweyer dazu deputirten Beysitzer nicht thun dürfen, und beträfe es Länder oder Oerter, so wurde dazu auch die Genehmigung des Reichsoberhauptes erfordert. Einer der wichtigsten Puncte, die man damals auszuma-

chen

chen suchte, war die Art, wie man die Urtheile des Kammergerichts, besonders gegen mächtige Reichsstände, zur Vollziehung bringen wollte; ein Punct, dessen Bestimmung um so nöthiger war, je mehr man die Schwierigkeiten desselben bisher gefühlt hatte. Maximilian that den Vorschlag, vier Landmarschälle zu bestellen, denen man dieses bedenkliche Geschäfte auftragen könnte. Aber auch diese würden, von einer ansehnlichen Kriegsmacht nicht unterstützt, sehr wenig ausgerichtet haben, und folglich war ihre Ernennung ohne Nutzen. Die Reichsstände glaubten daher, daß man gegen die Ungehorsamen mit der Acht und Oberacht, und andern gebührlichen Strafen unverweilt verfahren müsse; würde aber jemand, derselben ungeachtet, bey seinem Ungehorsame verharren, so sollte das Kammergericht um den geistlichen Bann ansuchen, und träte der Fall ein, daß der Bischof, oder der Vicar und Official der Diöces die Erfüllung dieses Gesuches verweigerte, so sollte der Kammerrichter oder ein Assessor, doch müßten beide von geistlichem Stande seyn, den Bann selbst aussprechen; gegen einen mächtigen Reichsstand aber, der sich weder um Acht noch Bann bekümmerte, sollte das Reichsoberhaupt zur Vollziehung aufgefordert werden. Wider den Bann hatte Maximilian zweyerley zu erinnern. Erstlich (sagte er) befände sich der Geächtete ohnedies schon in dem Banne; zweytens würde man durch dies geistliche Schreckmittel dem Pabste nur zum Eingriffe in die Gewalt des Kaisers und der Reichsstände Gelegenheit geben. Dagegen trug der Kaiser darauf an, daß man lieber die Mannschaft, die jeder Reichsstand im Falle einer Execution zu stellen hätte, bestimmen möchte. Ohne Zweifel war dies auch das sicherste Mittel, das Ansehn des Kammergerichtes zu behaupten. Und dennoch wollten die Reichsstände ihren einmal gethanen Vorschlag nicht aufgeben, und sie änderten ihn blos in einigen Nebenumständen. Die Frist zeit zwischen der Acht und dem Banne wurde nur auf sechs Monate eingeschränkt. Ferner suchte man auch den Gang der Sache dadurch zu beschleunigen, wenn man es dahin einleitete, daß die Bischöfe, denen das Bannrecht zustände, dem Kammerrichter, so lange er von geistlichem Stande wäre, oder einem geistlichen Beysitzer, die Ausübung desselben übertragen möchten. Allen diesen guten Einrichtungen, durch die man die Thätigkeit und das Ansehn des Kammergerichtes zu befestigen suchte, konnte man aber keine beständige Fortdauer versprechen, wenn durch eine von Zeit zu Zeit vorgenommene Visitation die eingeschlichenen Misbräuche nicht wieder abgestellt wurden. Man besann sich auch (sagt Pütter [a]) daß es bey einem Gerichte, das an Ort und Stelle keine Obern hatte, an Mängeln und Gebrechen nicht fehlen würde, und daß es daher von Nutzen seyn würde, wenn von Zeit zu Zeit von Kaiser und Reichs wegen Männer hingeschickt würden, um darüber Einsehn thun zu können. Man beschloß daher, es sollte sich alle Jahre eine Commission im Namen des Kaisers und des Reiches beym Kammergerichte einfinden; diese sollte sich die vorgefallenen Gebrechen und den Zustand des Kammergerichtes nicht nur vortragen lassen, und nach Befinden darüber verfügen, sondern auch die Rechnung abnehmen. Zu Mitgliedern dieser Commission bestimmte man, außer den kaiserlichen Ministern, jedesmal einen geistlichen Churfürsten und einen weltlichen Fürsten, oder einen weltlichen Churfürsten und einen geistlichen Fürsten [b]).

2. So

a) Historische Entwickelung, I, 313. b) Häberlin, IX, 363 — 371.

2. So sehr aber auch damals alles, was das Kammergericht betraf, in ernstliche Ueberlegung gezogen wurde, und so genau und so sorgfältig man alles zu bestimmen suchte, so wenig hatte man doch allen Hindernissen, die sich der Thätigkeit und dem Ansehn derselben entgegensetzten, vorgebeugt. Eine der wichtigsten unter diesen Hindernissen war der Mangel an Unterhaltungskosten, der dem Generalfiscal, D. Hieronymus von Croaria, ehemaligen Professor der Rechte zu Tübingen, viele Arbeit machte. Die Reichsstände und ihre Unterthanen konnten sich noch gar nicht gewöhnen, dem Kaiser und Reiche anders als mit Leib und Blut zu dienen; sie fanden es sehr befremdend, daß sie wegen derselben auch noch ihren Beutel öffnen sollten [c]. Dies zeigte sich gleich beym ersten Termin, der zur Entrichtung des kleinen Anschlages angesetzt war. Es kamen so wenig Beyträge ein, daß vier und zwanzig Reichsstädte, acht und zwanzig Grafen und Herren, und eben so viel Fürsten und Prälaten sich unter den zu ermahnenden Ungehorsamen befanden. Eine sehr viel bedeutende Ursache dieses Ungehorsames aber lag in der streitigen Beschaffenheit vieler in den Reichsanschlag eingezeichneter Contribuenten, bey denen man nicht untersucht hatte, ob sie dem Reiche mittelbar, oder unmittelbar unterworfen wären. So wollte z. B. der Herzog Georg von Sachsen die besondern Anschläge der unter seiner Hoheit stehenden Bischöfe, Grafen und Herren nicht gestatten. Eben dieses verweigerte der König von Dänemark in Ansehung der Stadt Hamburg. Der Churfürst von Sachsen bezeigte aber überhaupt keine Lust, zur Unterhaltung des Kammergerichtes das Seinige beyzutragen; er brachte es auch so weit, daß ihn der Reichsfiscal deswegen nicht anrufen durfte [d]), und überhaupt hatte sich das sächsische Fürstenhaus vom Kaiser ein sogenanntes Salvatorium geben lassen, vermöge dessen die zu Worms und Augsburg errichtete Kammergerichtsordnung seinen hergebrachten Freyheiten, Gebräuchen und Herkommen nicht zum Nachtheile gereichen sollte [e]). Das Kammergericht hatte aber nicht allein mit den Reichsständen, sondern selbst mit den Bürgern seines Aufenthaltes und mit seinen eignen Mitgliedern zu kämpfen. Es war gleich im zweyten Jahre nach seiner Wiederherstellung nach Worms verlegt worden. Hier hatten einige von seinen Assessoren der über ihren Magistrat unzufriedenen Bürgerschaft allerley Anschläge mitgetheilt, die eine Empörung befördern halfen. Der term wurde so bedenklich, daß die Kammergerichtspersonen es für rathsam hielten, Worms zu verlassen, und sich nach Speyer zu wenden. Einige von seinen Beysitzern wurden durch eine kaiserliche Untersuchungscommission als schuldig befunden, und in die Acht erklärt. Es äußerten sich hierauf auch unter den noch übrigen so viele Ursachen des Mißverständnisses und der Uneinigkeit, daß einige der einsichtsvollsten ihre Stellen niederlegten. Dies hatte die schlimme Folge, daß zuweilen kaum acht Assessoren beysammen waren,

Warum dessen Befestigung so viel Schwierigkeiten fand?

1508

1512

1509

1513

c) Ungeachtet der Churfürst Friedrich von Sachsen und sein Bruder, der Herzog Johann, den auf dem Reichstage zu Worms bewilligten gemeinen Pfennig von ihren Vasallen und Unterthanen in den gnädigsten Ausdrücken forderten, so leistete man doch wenig oder gar keine Folge, und es mußten erst noch manche Einwürfe beantwortet werden. Müllers Reichstagsth. unter Max. I, Zweyte Vorst. S. 442 – 446.

d) Häberlin, X, 58.

e) Häberlin, IX, 527.

ren, um die Rechtssachen ordnungsmäßig abzuhandeln. Darüber mußte die Reichsjustizpflege freylich wieder in Verfall gerathen. Nun kehrte zwar das Kammergericht bald wieder nach Worms zurück, und es wurden auch verschiedene Beysitzerstellen wieder besetzt [f]; aber sein Ansehn und seine Gerichtbarkeit wurde doch noch manchmal, und selbst vom Reichsoberhaupte, angefochten. Der letztre Umstand bewog die Reichsstände, den Kaiser zu bitten, er möchte doch dem Kammergericht seinen freyen und gesetzmäßigen Lauf vergönnen, und denselben durch keine Verordnung einschränken. Durch eine solche Verordnung aber hatte er den Bischof von Worms, sogar gegen den Reichsfiscal, in Schutz genommen [g].

Ursprung des Reichshofrathes.

3. Wenn aber Maximilian für das Ansehn des Kammergerichts nicht sehr patriotisch gesinnt war, so rührte dies ohne Zweifel davon her, weil ihm ein andrer Obergerichtshof näher am Herzen lag. Er hatte nemlich, gleich seinem Vater, auch noch einen innern kaiserlichen Rath an seinem Hofe, der sich besonders mit der Entscheidung der dem eigenen kaiserlichen Ausspruche vorbehaltenen Fälle beschäftigte, und der also, auch nach der Eröffnung des Kammergerichtes, noch immer seinen Wirkungskreis behauptete. Die Reichsstände konnten und wollten des Kaisers Gerichtbarkeit an seinem Hofe nicht einschränken. Sie ersuchten ihn vielmehr, seinen Hofrath auch fernerhin mit erfahrnen und einsichtsvollen Männern zu besetzen [h]. Dieser Hofrath machte so wenig, wie das Kammergericht, ehedem ein ordentliches und beständiges Rechtscollegium aus. Maximilian gab ihm aber

1501 schon einige Jahre nach der Eröffnung des Kammergerichtes eine fortdaurende Verfassung. Er bestellte zu Wien ein Regierungscollegium, ein Kammercollegium, und für alle Sachen, die an seine Person gelangen mußten, einen Hofrath, oder ein Collegium von Räthen, das ihm über alle solche Sachen mit schriftlichen Gutachten an die Hand gehen sollte. Dieser Hofrath war eben sowol für Reichssachen,

1518 als für Angelegenheiten aus den Erblanden bestimmt. Eben deswegen verordnete er auch in der Folge, daß unter den achtzehn Mitgliedern desselben fünf Edelleute oder Doctoren aus dem Reiche, die übrigen aber aus seinen Erblanden sollten genommen werden [i].

Die Hofgerichte bilden sich nach dem Muster des Reichskammergerichts.

4. Wenn auch die Errichtung des Reichshofrathes und des Kammergerichtes nicht sogleich und nicht immer den Nutzen hervorbrachte, den man sich davon versprach, so bewirkte sie doch nebenher das Gute, daß allmählich jeder Reichsstand das Gerichtswesen in seinem Lande in eine gewisse Verfassung zu bringen suchte. So lange die höchste Instanz, auf welche sich doch jedermann berufen durfte, noch nicht in Ordnung war, so lange konnte alle Gerichtsverfassung der niedern Instanzen ihren Endzweck nicht erreichen. Denn was half es, wenn ein Reichsstand in seinem Lande noch so gute Gerichtsanstalten traf? seinen Rechtssprüchen wurde durch eine Appellation, der es am gesetzmäßigen Ausgange fehlte, doch alle Kraft benommen. Ohne Zweifel war das eine von den Betrachtungen, welche den meisten Reichsständen den Wunsch nach einem allgemeinen Landfrieden und höchsten Reichsgerichte zuletzt immer dringender machten, zumal da sie die Vortheile, die ihnen das Faustrecht

f) Häberlin am a. O. S. 607. 629.
g) Häberlin, S. 473.
h) Haberlin, S. 61. 77.
i) Pütters Entwickelung, I, 316. Häberlin, S. 202. 373.

Digitized by Google

recht gewähren konnte, einstweilen zur Gnüge genutzt hatten. Da jeder Reichsstand das Kammergericht als den Gerichtshof ansehn mußte, der über ihn selbst und über seine Unterthanen in der höchsten und letzten Instanz urtheilen würde, so hatte gewiß auch jeder, bey seiner Theilnehmung an den Vorschlägen und Berathschlagungen, demselben die möglichst größte Vollkommenheit zu geben, das Seinige eifrig beygetragen. Was war demnach natürlicher, als daß jeder Reichsstand, der dem Gerichtswesen in seinem Lande eine gewisse Verfassung zu geben wünschte, vom Kammergerichte, das er sich als das vollkommenste Muster in seiner Art darstellte, das Beyspiel entlehnte, um ein ähnliches höchstes Gericht in seinem Lande zu errichten? Fast in allen deutschen Churfürstenthümern, Fürstenthümern und Grafschaften trat nun der Fall ein, daß, in einem eher, im andern später, ein sogenanntes Hofgericht angelegt wurde, und daß dieses Hofgericht beynahe als eine Copie vom Kammergerichte aussah. Zur Anordnung des Kammergerichtes hatten die Reichsstände ihre Einwilligung gegeben; an den Hofgerichten nahmen die Landstände einen ähnlichen Antheil; und zwar nicht nur durch ihre Genehmigung der für dasselbe abgefaßten Gerichtsordnung, sondern auch größtentheils mit Beyträgen zur Unterhaltung des Gerichts, und mit Besetzung einer oder der andern Assessorstellen. Das Kammergericht bestand aus einem Kammerrichter und mehrern Urtheilern oder Beysitzern; eben so war ein jedes Hofgericht mit einem Hofrichter und mehrern Hofgerichtsassessoren besetzt. Der Kammerrichter sollte von hohem Adel seyn; ein Hofrichter mußte wenigstens zum niedern Adel gehören. Viele Hofgerichtsordnungen stimmten auch fast wörtlich mit der Kammergerichtsordnung überein, und auch in der Folge wurde meistens jede Verbesserung der letztern auch in jene übergetragen [k]).

5. Einer der ersten deutschen Fürsten, die ihr Hofgericht nach dem Muster des Reichskammergerichts bildeten, war der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Sein Daseyn hatte das sächsische Hofgericht unstreitig eher, als das Kammergericht; aber die innere Einrichtung, das Ganze seiner Verfassung, ist eine Copie von jenem erhabenen Muster. Dies beweiset die älteste sächsische Hofgerichtsordnung, welche mit der Kammergerichtsordnung die auffallendste Aehnlichkeit hat [l]). Außer dem Churfürsten, nahmen aber auch sein Bruder, der Herzog Johann, imgleichen sein Vetter, der Herzog Georg, anstatt seines Vaters, des Herzog Albrechts, an der neuen Einrichtung des Hofgerichtes Antheil. Es wurde als ein gemeinschaftliches Gericht angeordnet, dessen Gerichtbarkeit sich über die sämtlichen Länder der beiden Linien des sächsischen Hauses, in Thüringen, Meißen, dem Vogt- und Osterlande, erstrecken sollte. Eben deswegen wurde ihm auch ein doppelter Sitz angewiesen, und da es sich überhaupt viermal des Jahrs versammlen sollte, so machte man zugleich aus, daß es zweymal zu Altenburg, im Lande der Ernestinischen Linie, und zweymal zu Leipzig, einem den Albertinischen Herzogen von Sachsen gehörenden Orte, sollte gehalten werden. Zur Besetzung desselben wurden, außer den Gerichtsschreibern und andern Subalternen, zwölf Personen bestimmt. Unter diesen sollten zwey Hofrichter seyn; jede Linie sollte einen derselben bestellen, und dieser sollte im Lande seines Fürsten den Vorsitz führen, außerdem

Hofgericht in Sachsen, 1495–1500

k) Pütter am a. O. — S. 327.
l) v. Hellfelds Gesch. der Gerichtb. in Sachsen, S. 129.

Digitized by Google

aber die Stelle eines Aſſeſſors vertreten. Die Beyſitzer ſollten theils aus der Ritterſchaft und dem Adel genommen werden, theils der Rechte gewürdigte Doctoren ſeyn. Sowol Richter als Beyſitzer ſollten ihr Amt beſtändig bekleiden. Die Gerichtbarkeit des Oberhofgerichts wurde ſowol in der erſten, als in der zweyten Inſtanz begründet. Die Regenten erkennten dieſelbe ſogar in Anſehung ihrer Kammergüter, und ſie entließen auf dieſen Fall die Richter und Beyſitzer ihrer geſchwornen Pflichten, damit ihr Ausſpruch in Sachen des landesfürſten durch nichts gehindert würde. Außerdem wies man auch allen ſächſiſchen Grafen, Freyherren, Rittern und Edelleuten, kurz, allen den Regenten unmittelbar unterworfenen Unterthanen, ihren erſten Gerichtsſtand vor dieſem Oberhofgerichte an; doch ertheilte man ihnen dabey die Freyheit, von dem Ausſpruche deſſelben an die Landesherren ſelbſt appelliren zu dürfen. Alle übrigen Edelleute, Bürger und Bauern aber, die, dem Fürſten nicht unmittelbar unterworfen, einen Unterrichter über ſich erkennten, ſollten ihren erſten Gerichtsſtand vor demſelben beybehalten, und nur in der zweyten Inſtanz die Gerichtbarkeit des Oberhofgerichtes anzuerkennen verbunden ſeyn. So viel die Geſetze anbelangt, welche das Oberhofgericht bey der Abfaſſung ſeiner Erkenntniſſe befolgen ſollte, ſo wurde demſelben hauptſächlich die Beobachtung der ſächſiſchen Rechte anbefohlen. Daß man aber auch ſchon damals bey dem Oberhofgerichte nach den Juſtinianiſchen Geſetzbüchern, und den gemeinen kaiſerlichen Rechten, geſprochen habe, beweiſt nicht nur der Umſtand, daß man eine gewiſſe Anzahl von Doctoren der auswärtigen Rechte zu Beyſitzern deſſelben ernennte, ſondern beweiſet auch die in der ſächſiſchen Oberhofgerichtsordnung befindliche ausdrückliche Erlaubniß, ſich der römiſchen Appellationsfriſt von zehn Tagen bedienen zu dürfen m).

in Heſſen, 1500

6. Auch das benachbarte Heſſen bekam ſehr frühzeitig ein nach dem Muſter des Kammergerichtes gebildetes Hofgericht. Zum Urſprunge deſſelben gab die unter dem Landgrafen Wilhelm dem Mittlern erfolgte Vereinigung aller heſſiſchen Länder die nächſte Gelegenheit. Da dieſelben, während ihrer Trennung, ſo manchen beträchtlichen Zuwachs an Ländern und Bezirken erhalten hatten, ſo häuften ſich, nach deren Wiedervereinigung, die Rechtshändel der Privatperſonen ſo ſehr, daß die Räthe des Fürſten die Entſcheidung derſelben nicht über ſich nehmen konnten, ohne die Beſorgung der landesangelegenheiten darüber zu verſäumen. Man mußte alſo darauf denken, ein ganz neues Gericht für das Land niederzuſetzen. Zum Vorbilde deſſelben diente dem landgrafen Wilhelm das Kammergericht, über welches in ſeiner Gegenwart auf dem berühmten Reichstage zu Worms Berathſchlagungen gepflogen wurden. Die Zahl ſeiner Mitglieder ſollte wenigſtens aus fünf Perſonen beſtehen, deren Lebensart und Wiſſenſchaft über allen Tadel erhoben wäre. Der Hofrichter und einer von den Beyſitzern mußte von Adel ſeyn; die drey übrigen Aſſeſſoren durften nur die Doctor- oder licentiatenwürde erlangt haben. Die Gewalt dieſes Hofgerichtes, dem man Marpurg zum Sitze anwies, erſtreckte ſich über ganz Heſſen, und es hatte, eben ſo wie das ſächſiſche, ſowol in der erſten, als in der zweyten Inſtanz zu ſprechen n). Das dritte Beyſpiel von einem Obergerichte, bey dem man das Reichskammergericht zum Muſter nahm, war das vom Churfürſten Joachim I. von Brandenburg zu Berlin errichtete Kammergericht.

in Brandenburg. 1516

Die

m) v. Hellfeld — S. 131. n) Teuthorn, VII, 649.

Digitized by Google

Dieſes hatte ſogar den Namen mit ihm gemein. Schon Joachims Vater, der Churfürſt Johann Cicero, hatte ſich Mühe gegeben, den Adel ſeines Landes an den Weg Rechtens zu gewöhnen. Der Edelmann ſollte, ſeinem Wunſche gemäß, die unter ihm und ſeinen Standesgenoſſen, oder unter ihm und ſeinen Unterſaſſen vorfallenden Streitigkeiten nicht mehr durch das Fauſtrecht ausmachen, ſondern die Entſcheidung derſelben den Landesgerichten überlaſſen [a]). Die letztern entbehrten aber noch immer einer fortdaurenden und ordentlichen Verfaſſung, ohne die ſie ihre Abſicht unmöglich völlig befriedigen konnten. Ihnen dieſe zu geben, verhinderte ihn ſein Tod. Jetzt eröffnete aber ſein Sohn Joachim I. das Kammergericht zu Berlin, an die die Sachen aller derjenigen Vaſallen und Unterthanen in den Marken dieſſeit der Elbe und Oder, die in der erſten Inſtanz keinen beſondern Richter hatten, folglich die Händel des Adels, der Stadt- und Dorfgemeinen, imgleichen der Perſonen, die verſchiedener Herrſchaft gehorchten, gewieſen wurden. Das Kammergericht urtheilte aber in der zweyten Inſtanz in Appellationsſachen. Alſo gerade wie in Sachſen und in Heſſen. Auch ſollte es, ſo wie das ſächſiſche, alle Jahre vier Sitzungen halten, von welchen eine, die zu Tangermünde gehalten wurde, bloß für die Altmark beſtimmt war. Ein ſolches Quartalgericht von einer Sitzung reichte aber bald nicht hin, alle in der Altmark vorkommende Proceſſe zu ſchlichten, und auch aus den andern Marken häuften ſich die Sachen dergeſtalt, daß das Berliniſche Kammergericht mehr zu thun bekam, als man ſich anfangs eingebildet hatte. Man mußte daher die Quartalgerichte, oder Deputationen des Kammergerichtes vervielfältigen. Die römiſchkaiſerlichen Rechte wurden zwar bey dieſen hohen Gerichten frühzeitig eingeführt; ihre eigentliche Geſetzkraft in den churmärkiſchen Landen erhielten ſie aber doch nicht eher, als bis der Churfürſt Joachim I. auf einem Landtage ihnen dieſelbe ertheilte [b]). Sollte eine ähnliche unter öffentlicher 1534
Autorität geſchehene Anerkennung der römiſchkaiſerlichen Rechte auch in andern Landesgeſchichten vorkommen? [c])

7. So wie, neben dem Kammergerichte, am kaiſerlichen Hofe ein Hofrath angeordnet wurde, ſo beſtellten die deutſchen Fürſten auch an ihrem Hofe ein Collegium von Räthen, welche ſich die Beſorgung von Regierungs- und Kammerſachen zum vorzüglichſten Geſchäffte machten. So entſtanden Hofraths- und Regierungscollegien, die ſich allmählich auch mit Juſtizſachen befaßten, die ſich eine mit der Gerichtbarkeit der Hofgerichte concurrirende Jurisdiction erwarben. Haben ſich die Hofgerichte in einem Lande ganz allein bey der Gerichtbarkeit behauptet, ſo iſt es ein Beweis, daß die Landſtände zu rechter Zeit aufmerkſam geweſen ſind, die Hofgerichte, an denen ſie lebhaftern Antheil haben, durch andre bloß vom Landes- Hofrathscollegien der Reichsſtände.

a) Buchholz, III, 251.

b) Buchholz, S. 329.

c) Sehr ſelten wird ſie gewiß ſeyn; denn man ſah die Sache gar nicht von der Seite an, als wenn das römiſche Recht noch erſt eine Aufnahme in Deutſchland bedürfte; man hielt vielmehr Deutſchland ſelbſt für das römiſche Reich, oder wenigſtens für einen Theil deſſelben; man hielt den Kaiſer Maximilian gleichſam für einen Nachfolger des Juſtinians. Wenn man alſo die Beyſitzer des Kammergerichtes, vermöge ihrer Eidesformel, darauf anwies, nach gemeinen Rechten zu urtheilen, ſo nahm man es ſchon als bekandt an, daß die beiden Geſetzbücher, die Päbſten und Kaiſern ihr Anſehn zu danken hätten, des römiſchen Reichs, und alſo auch Deutſchlands gemeine Rechte wären. Plotter, S. 331.

Digitized by Google

Herrn abhängende Collegien nicht verdunkeln zu lassen [r]). Einer von den ersten deutschen Fürsten, die an ihrem Hofe ein besondres Regierungscollegium anordneten, war abermals ein Fürst aus dem sächsischen Hause, war der berühmte Herzog
1486 Albrecht, der schon vierzehn Jahre vor der Errichtung des Reichshofraathes zu Dresden ein beständiges Collegium von Regierungsräthen bestellte, das anfangs aus neun Personen, und zwar aus fünf Adlichen und vier Gelehrten bestand, und einen Canzler zum Director hatte [s]). Auch in Mecklenburg zeigten sich jetzt gelehrte Mitglieder der herzoglichen Rathsstube, die, auf ihre aus der justinianischen Gesetzsammlung, aus den päbstlichen Decreten, aus den Kirchenvätern und aus der aristotelischen Philosophie geborgte Weisheit stolz [t]), bey den adlichen Theilnehmern an der Regierung, die auf ihre adliche Geburt, ihre vieljährige Erfahrung und ihre deutsche Redlichkeit einen besondern Werth setzten, lebhafte Eifersucht erregten. Die Einrichtung des Kammergerichtes empfahl den Vorzug besoldeter und gelehrter Räthe vor den gebohrnen noch kräftiger, und man bemerkt nun unter den Räthen der Herzoge auch bloße unangesessene Universitätsgelehrte, Doctoren der geistlichen und weltlichen Rechte, welche durch kein geistliches Beneficium, sondern bloß durch ihre Berufung und Besoldung, nicht an liegende Grundstücke, sondern allein an das Interesse ihres Herrn gefesselt waren [u]).

Zehn Reichskreise.

8. Hofrathscollegien, Hofgerichte, Reichskammergericht und Reichshofrath konnten aber der Deutschen Ruhe und Sicherheit so lange nicht kräftig genug befördern, als es noch an einer beständigen und festen Einrichtung fehlte, den Aussprüchen dieser Gerichtshöfe, selbst gegen die mächtigsten Reichsstände, allen Nachdruck zu geben. Diese Einrichtung erforderte jedoch unumgänglich des weitausgedehnten Deutschlands Eintheilung in kleinere Bezirke, die sich besser übersehen ließen. Nun hatte man zwar das deutsche Reich bereits in sechs Kreise getheilt; noch waren aber weder die Länder der Churfürsten, noch die östreichischen und burgundischen Provinzen unter diese Kreiseintheilung gezogen. Es war aber, in Rücksicht des Ganzen, doch schlechterdings nöthig, daß alle zum deutschen Staatskörper gehörige Länder auch die Kreisverfassung anerkennten. Der Kaiser oder seine Minister waren immer mit Vorschlägen bey der Hand, welche die Reichsexecutionsordnung und die Errichtung einer Reichskriegsverfassung betrafen. Aber die Reichsstände drangen, besonders auf dem cölnischen Reichstage von 1512, darauf, daß vor allen Dingen auch die churfürstlichen, imgleichen die östreichischen und burgundischen Länder möchten in Kreise gezogen werden. Den Einen von den neuen Kreisen sollten die vier rheinischen Churfürsten ausmachen; für einen andern wurden die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, und die unter ihnen gesessenen Fürsten und

r) Pätter am a. O. S. 327.

s) Heinrichs sächs. Gesch. II, 239.

t) Der gemeine Mann war, wenigstens in einigen deutschen Ländern, mit den Aussprüchen der Rechtsdoctoren gar nicht zufrieden. Er verlohr vor ihrem Gerichte oft sein bestes Recht; er wußte gar nicht mehr, wie er sich betragen sollte, um nach den Meinungen dieser Neuklugen Recht zu haben, und sie nahmen ihm noch überdies unermeßlich viel Geld ab; wovon der Großvater sechs Jahre lang processirt haben würde, ging nun auf Einen Rechtstag. Spittlers wirtemb. Gesch. S. 77.

u) Rudloff, II, 928.

Digitized by Google

und Stände bestimmt r). Oestreich und Burgund, und die ihnen anhängenden Fürstenthümer, sollten endlich jedes gleichfalls einen besondern Kreis ausmachen. Der Reichskreise waren also künftig zehn. Sie hatten die bessere Handhabung des Friedens und Rechts, und die Verhütung der Fehden und Empörungen zur Absicht. Es war also, in Ansehung der zu einem dieser Kreise gehörenden Reichsstände gar nicht die Frage, ob sie, in solchen Fällen, Hülfe zu leisten schuldig wären, sondern nur wie, auf welche Art, und mit welcher Mannschaft die Hülfe geschehen sollte. Jeder Kreis bekam einen Hauptmann und einige Zugeordnete, denen man es zu einer ihrer vornehmsten Pflichten machte, die Vollziehung der am Kammergerichte gesprochenen rechtskräftigen Urtheile befördern zu helfen. Durch einen Anschlag wurde die Hülfe, die alsdenn jeder Kreisstand zu leisten hatte, bestimmt. Zur Berechnung desselben verordnete man besondre Einnehmer. Man bestellte auch Reichskriegsräthe. Der Kaiser und die Stände sollten sich, alles, was hier ausgemacht wurde, aufrecht zu erhalten, jährlich einmal, entweder zu Frankfurth, oder zu Worms, versammlen. Dies wurde aber nachher nicht sehr genau beobachtet. Desto häufiger hielt man die gleich anfangs angeordneten Versammlungen der Kreisstände, oder die Kreistäge. Böhmen, Preußen und Lievland sollten damals gleichfalls in zwey Kreise gezogen werden; die Beherrscher desselben glaubten aber nicht, mit dem deutschen Staatskörper in so naher Verbindung zu stehen, daß sie nöthig hätten, der Gefahr, zu künftigen Reichsanlagen gezogen zu werden, sich auszusetzen s).

9. Alle diese Anstalten zur Beförderung der Gerechtigkeitspflege, die man, sowol in Rücksicht auf ganz Deutschland, als in den besondern Staaten machte, wirkten aber gröstentheils erst gegen das Ende von Maximilians Regierung; und konnten folglich der Aufrechthaltung des Landfriedens auch noch nicht die völlige Sicherheit geben. Ueberhaupt zeigte sich in der Befestigung des deutschen Landfriedens, in Rücksicht auf die verschiedenen Länder, ein merklicher Unterschied. War, so wie in Sachsen, in Brandenburg, in Pfalz, in Bayern, der Landesherr mächtig genug, seinen fehdesüchtigen Adel zur Ruhe und Ordnung anzuhalten, so konnten seine Bürger und Bauern auf den Landfrieden mit ziemlicher Sicherheit rechnen; doch selbst alsdenn machte ihm sein Eifer für die Aufrechthaltung desselben große Mühe. Welchen Ernst und welche Strenge kostete es z. B. nicht dem Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, den märkischen Adel, dem seine Jugend Muth machte, dem Stegreif ungestört nachgehen zu können; der, nach alter Sitte, die Landstraßen in der Churmark wieder beunruhigte, der dem Kaufmann und dem Fuhrmann manchen Seufzer in seinem Morgen- und Abendgebete abpreßte; den selbst an seinem Hofe lebenden Edelmann, der sich nicht schämte, des Nachts den Räuber abzugeben, von diesen gewaltthätigen Ausschweifungen wieder abzubringen? Selbst das wirkte noch nicht genug, daß er in Einem Jahre auf siebzig solcher Räu-

Der Landesfürsten Mühe, den Landfrieden aufrecht zu erhalten.

r) Man schlug zu diesem Kreise auch einige benachbarte Länder, als Pommern und Anhalt, wie auch die Stifter Quedlinburg, Gernrode, Walkenried, und die Grafschaften Schwarzburg, Mansfeld, Stollberg, Barby, Reuß und Schönburg, die man damals vom niedersächsischen Kreise trennte. Pütter am a. O. S. 315.

s) Häberlin, IX, 541. ingl. X, 175.

Räuber von Adel und Unadel aufhängen ließ. Nichts beweist dieses leicht lebhafter, als das Beyspiel seines Hofcavaliers Lindenbergers, der bey ihm in großem Ansehn stand. Lindenberger ritt nach gethaner Aufwartung bey Hofe des Nachts öfters aus, um einen guten Fang zu thun. Einst nahm er in der Gegend von Belitz einem Reisenden, den er gebunden in eine Grube geworfen hatte, sein Geld ab. Der Reisende besaß aber, nachdem er sich von seinen Stricken losgearbeitet hatte, Muth genug, das ihm widerfahrne Unrecht dem Churfürsten zu klagen. Auf die Frage, ob er den Thäter kenne, zeichnete er ihn sogleich unter den Anwesenden aus. Lindenberger wurde schon durch seine eigne Bestürzung überführt, und der Churfürst, sein sonst so gnädiger Herr, ließ ihm auf der Stelle den Proceß machen, und den Kopf abschlagen. Diese Strenge verdroß nun den märkischen Adel gewaltig. Er dachte auf Rache, und einer von den Hofjunkern, ein Herr von Otternstädt, schrieb dem Churfürsten sogar an die Thür des Schlafgemachs: Joachimchen, Joachimchen! hüte dich; wo wir dich kriegen, da hängen wir dich auf [1]). Es war ihm auch mit dieser Drohung so wenig ein Scherz, daß er mit einem Haufen Reiter dem Churfürsten auf dem Wege nach Köpenick aufpaßte. Aber ein Bauer (die Bauern liebten den Churfürsten ungemein) verrieth es, und — der von Otternstädt wurde, zum schrecklichen Beyspiele für andre Bösewichter von dieser Denkungsart, gevierttheilt, und sein Kopf mußte, auf eine eiserne Stange gesteckt, auf dem köpenickischen Thore zu Cöln statt des Knopfes paradiren. So etwas bewirkte endlich Furcht. Keiner vom Adel wagte so bald wieder etwas ähnliches. Dafür schalt man aber auch den Churfürsten einen Tyrannen, als es keinen unter den deutschen Fürsten gäbe. Der misvergnügte märkische Adel suchte sogar des Churfürsten Vetter, den Markgrafen Friedrich in Franken, zu gewinnen. Er stellte ihm vor, daß Joachim gar zu strenge verfahre, daß er unter edlem und unedlem Geblüte gar keinen Unterschied mache, daß er, den ganzen Adel auszurotten, den Vorsatz gefaßt zu haben schiene. Anfangs mochte Friedrich vielleicht sich einbilden, daß die Jugendhitze seinen Vetter zu übertriebener Strenge verleitete, und er schrieb deswegen an denselben; des Churfürsten Antwort aber überzeugte ihn gar bald, daß er kein edles Blut vergossen, sondern bloß unehrliche Räuber und Mörder nach Verdienst bestraft habe. Friedrich gab ihm darin völlig Recht; die Misvergnügten hatten nun keine Stütze mehr. Sie hatten sie aber auch an keinem andern auswärtigen Fürsten, denn die Herzoge von Mecklenburg und Pommern hielten über die Beobachtung des Landfriedens eben so strenge. Der Churfürst Joachim scheint sich mit ihnen ausdrücklich zu dieser Absicht verbunden zu haben. Ein solches Bündniß schloß
1506 er unter andern mit dem böhmischen Prinzen Siegmund, der damals über das schlesische Herzogthum Glogau und über die Lausitz regierte. In diesem Bündnisse wurde ausgemacht, daß kein Theil seiner Unterſassen gestatten sollte, des andern Unterthanen zu befehden; man wollte sie vielmehr anhalten, ihre Streitigkeiten der rechtlichen Entscheidung zu überlassen; fiel aber dennoch eine solche Befehdung vor, so sollte jeder Fürst sowol den Thäter, als den Gehülfen desselben verhältnißmäßig am Vermögen, oder am Körper und Leben bestrafen, so sollte er sie, wenn sie in des andern Land betroffen würden, in Verhaft nehmen, und ihrem Landesherrn zur

Stra-

1) Jochinken, Jochinken! hüde dy; wo wy dy krygen, hangen wy dy.

Strafe auslieferten. Da nun der Edelmann, der jetzt nirgends Schutz fand, es nicht so leicht mehr wagen konnte, einen Ritt zu thun, so stellte sich die Ruhe von selbst wieder her; und der Kaufmann und der Reisende war jetzt nicht mehr so oft in Gefahr, geplündert zu werden. Und wenn auch fernerhin noch Räuberey auf den Landstraßen getrieben wurde, so waren es wenigstens keine Edelleute, die sie trieben [a]. Verbindungen zwischen benachbarten Fürsten waren also unstreitig das wirksamste Mittel, den Landfrieden zu erhalten. Solche Verbindungen mußten aber nicht allein so eingerichtet seyn, daß sie die Vasallen und Unterſassen in der Furcht erhielten; sie mußten auch den Fehden, die unter den Landesherren selbst entstehen konnten, vorbeugen. So machten unter andern die Herzoge Magnus und Balthasar 1498
von Meklenburg mit den Herzogen Heinrich und Erich von Braunschweig, und dem Herzog Bogislav von Stettin, es ausdrücklich aus, nicht nur alle Friedensstörer und muthwillige Befehder gemeinschaftlich zu verfolgen; sondern sie gelobten einander auch zu gleicher Zeit an, daß sie selbst die Streitigkeiten, in die sie unter einander würden verwickelt werden, der Entscheidung von Schiedsrichtern überlassen wollten, und sollte der Weg der Güte fehlschlagen, und wäre Klage, Exception, Replik und Duplik, jede binnen Monatsfrist, eingegangen, und rechtlich entschieden worden, so wollte man, im Falle einer Unvereinbarkeit der Richter, die Akten zur Einholung eines Endurtheils, an eine Universität schicken [b].

Der schwäbische Bund befördert denselben.

10. Auch Maximilian war von den vortheilhaften Folgen solcher Verbindungen für die Erhaltung des Landfriedens so überzeugt, daß er die Entstehung und Fortdauer derselben angelegentlichst zu befördern suchte. In eben der Absicht wünschte er besonders auch, daß die Mitglieder des schwäbischen Bundes denselben noch länger fortsetzen möchten. Sie hierzu zu bereden, kostete ihm viele Mühe. Die Mitglieder waren nemlich des großen Aufwandes, den ihnen diese Verbindung veranlaßte, allmählich so überdrüssig, daß sie ihre Neigung, dieselbe aufzugeben, sich ziemlich deutlich merken ließen. Maximilian versprach ihren Beschwerden, die sie ihm gleich beym Antritte seiner Regierung vortrugen, abzuhelfen; hierdurch brachte er es, besonders von dem patriotischen Churfürsten Berthold von Maynz unterstützt, 1496
so weit, daß sie ihren Bund auf drey Jahre zu verlängern versprachen. Es trat auch damals der neue Herzog von Wirtemberg, Eberhard der Jüngere, dieser Verbindung bey. Es gab indessen doch noch manches Mitglied, welches mit seinem neuen Beytritte zauderte, und Maximilians Aufforderungen wenig achtete. Endlich glückte es ihm doch. Die Mitglieder versprachen ihre Verbindung noch zwölf Jahre 1500
fortzusetzen. Auch diese zwölf Jahre verflossen. Als sie sich ihrem Ende näherten, ermahnte Maximilian die Mitglieder desselben zur fernern Verlängerung; aber einige der mächtigsten unter ihnen wollten demselben durchaus nicht wieder beytreten. Am Lebhaftesten weigerte sich der Herzog von Wirtemberg. Als die vornehmsten Ursachen seiner Weigerung gab er besonders die an, daß er bey dem Bunde zu hoch angeschlagen wäre, und demungeachtet auf Bundstägen nicht mehr Stimmen hätte, als der geringste Bundesverwandte; eine Klage, die auch andre Churfürsten und Fürsten führten. Ulrich verlangte auch überdieses, daß ihm der Bund gegen die Pfal-

a) Buchholz, S. 163 — 166. b) Rudloff, S. 390.

Pfalzgrafen beystehen möchte, wenn es diese etwa unternehmen würden, sich wieder in den Besitz der ihnen abgenommenen Aemter und Güter zu setzen. Seine Forderungen wollte nun der Kaiser durchaus nicht eingehen; er drang vielmehr nebst den übrigen Mitgliedern darauf, daß er, gleich andern, der neuen Ordnung und den neuen Bundesartikeln sich unterwerfen sollte. Kurz, Ulrich gesellte sich dem Bunde
1512 nicht wieder bey; er wurde aber von den übrigen Bundesverwandten dennoch wieder auf zehn Jahre verlängert. Man machte zugleich aus, daß künftig das schwäbische Bundgericht allemal zu Augsburg sollte gehalten werden, wofern es die Pest nicht verhinderte. Obgleich aber Ulrich dem schwäbischen Bunde nicht wieder beytrat, so war doch eben derselbe Ursache, daß ein Kriegsfeuer nicht zum Ausbruche kam; denn Ulrich, der sich durch seine Weigerung den Unwillen des Kaisers und die Feindschaft der Bundesverwandten zugezogen hatte, hielt es nun für rathsam, sich wegen der im pfälzischen Kriege gemachten Eroberungen durch einen Vergleich in Sicherheit zu setzen. Dieser Vergleich wurde zu Urach geschlossen. Der Churfürst Ludewig und der Pfalzgraf Friedrich überließen ihm das Weggenommene; er mußte aber dafür nicht nur alle darauf haftende Schulden übernehmen, und gewissen Forderungen entsagen, sondern die wirtembergische Landschaft mußte auch noch funfzig tausend Gulden auszahlen c).

Wirtemberg wird ein Herzogthum.

11. Die funfzig tausend Gulden, zu deren Entrichtung die wirtembergische Landschaft sich freywillig verstand, machten in jenen Zeiten eine überaus beträchtliche Summe aus. Wie gern würden sie aber die wirtembergischen Landstände bezahlt haben, wenn ihr Herzog nur sonst gut gewirthschaftet, wenn er nicht noch außerdem ganz ungeheure Schulden gehabt hätte! Diese Schuldenlast zog der Herzog seinem Lande theils sehr unnöthiger, theils sehr unverantwortlicher Weise zu. Er zeigte bey allen Gelegenheiten einen höchst verschwenderischen Pracht. Seine Feldzüge, seine Turniere, seine Aufzüge kosteten außerordentlich große Geldsummen. Ulrich wollte sich nicht nur als Herzog, sondern als der glänzendste unter allen deutschen Herzogen zeigen. Daß er Herzog war, das hatte er seinem Vorfahren, Eberharden dem Aeltern, zu danken. Schon sein Großvater, Ulrich der Vielgeliebte, hatte sich die herzogliche Würde gewünscht, hatte aber seine Wünsche gegen den Kaiser Friedrich III. vergeblich geäußert. Glücklicher war der Sohn seines ältern Bruders, Ludewigs, war Eberhard der Aeltre oder mit dem Barte. Eberhard ward ohne sein Gesuch Herzog. Er kam auf den Reichstag zu Worms, wahrscheinlich noch ohne zu wissen, daß er als Herzog hinwegreisen würde. Als Maximilian, der so öfters nach schnellen Einfällen handelte, der Eberharden die herzogliche Würde vielleicht abgeschlagen, oder sehr erschwert haben würde, wenn er dieselbe durch sorgfältige Unterhandlungen gesucht hätte, als er den altdeutschen biedern Grafen in
1495 Worms sah, so manchen andern Fürsten vielleicht neben ihm sah, so fiel es ihm ein, wie viel trefflicher Eberhard Herzog seyn würde, als mancher andre. Doch Eberharden schien an der neuen Würde nicht einmal recht viel gelegen. Er überlegte vielleicht, daß Wirtemberg, welches unter den Grafen eine so erhabene Stelle einnahm, als Fürst weniger ansehnlich seyn könne; daß eine höhere Würde größern Aufwand nach sich zöge. Ein großer Theil der Länder, welche jetzt zu Wirtemberg gehö-

c) Häberlin, S. 63. 115, 171. 525, 558 — 563.

gehören, war damals noch nicht erworben; die Untheilbarkeit erstreckte sich noch nicht auf künftige Erwerbungen. Daß nun alle die vielen Allodien, welche die wirtembergischen Grafen besaßen, in ein großes Reichslehn vereinigt wurden, das war in der That nur ein scheinbarer Vortheil. Denn Maximilian, der bey dieser Gelegenheit auch einmal wieder an die Herstellung des völlig verschwundenen kaiserlichen Fiscus dachte, setzte dabey die Bedingung fest, daß das neue Herzogthum, ungeachtet es meistens aus Allodien erwuchs, doch nicht Weiberlehn seyn, sondern, nach ausgestorbenem Mannesstamme der wirtembergischen Grafen, als ein Kammergut des Kaisers, dem Reiche heimfallen, und, ohne wieder vergeben zu werden, als kaiserliches Kammergut eine besondre Regierung erhalten sollte. Der Fall, wo sich dieses wirklich ereignen konnte, war vielleicht nie näher, als damals. Die beiden Eberharde, der Aeltre und der Jüngere, und des letztern Bruder Heinrich, waren alle drey nahe bey funfzig Jahren, und nur der letzte hatte einen einzigen männlichen Erben, einen neunjährigen Sohn; von den beiden erstern war nach allen Umständen nicht einmal Nachkommenschaft zu hoffen. Der Kaiser sah dieses wohl ein, und der Himmel schien seine Absichten beynahe noch zu begünstigen, da der ältre Eberhard kaum ein Jahr nach erhaltener herzoglicher Würde unbeerbt starb. Noch im Uracher Vertrage hieß es ausdrücklich, daß nach Aussterben des Mannsstammes den Töchtern des letztern Grafen ihr Recht sollte unbenommen bleiben, und in der Errichtungsurkunde des Herzogthums blieb es blos dabey, daß sie dem Herkommen gemäß sollten ausgesteuert werden. Konnte also Eberhard der Aeltre, blos um einen größern Titel zu erhalten, ein so wichtiges Vorrecht seines Hauses sogleich aufgeben? Dachte er nicht an das Erbrecht der Töchter, wenn er selbst auch keine Töchter hatte? und fürchtete er keinen Widerspruch von irgend einer der verzieheneu Töchter, denen nun auf ewig fast alle Hoffnung zum Familieneigenthum abgeschnitten wurde? — Der Vortheil, den das wirtembergische Haus von der neuen herzoglichen Würde erhielt, war also nur scheinbar wichtig. Desto hoffnungsvoller waren die Aussichten, die der Kaiser dabey gewann. Die Feierlichkeiten, welche Wirtembergs Erhöhung zum Herzogthume begleiteten, waren im Grunde nur Blendwerk. Einige Umstände derselben zeichnen sich indessen besonders aus. Als Eberhard von dem kaiserlichen Throne die Belehnung mit der neuen Würde erhalten hatte, wies ihm der Churfürst von Sachsen, als Reichsmarschall, unmittelbar nach den bisherigen Herzogen, und folglich vor allen Landgrafen und Markgrafen, seinen neuen Platz an. Jedem andern neuen Herzoge würden die aus uraltem Fürstenstamm gebohrne Landgrafen von Hessen und Markgrafen von Baden vielleicht nicht so geduldig den Vorrang gelassen haben; aber Eberharden liebten und schätzten sie über alles hoch. Kaum noch ein halbes Jahr genoß jedoch Eberhard seine neue Würde [b]).

12. Eberhards des Aeltren Tod war für Wirtemberg der Anfang beynahe funfzigjähriger Unruhen. Eberhard II. war in seinem funfzigsten Jahre noch nicht klug, und dabey so albern ausschweifend, daß man kaum unterscheiden konnte, ob er recht bey Sinnen sey. Der vortreffliche D. Ludwig Vergenhans, des alten Eberhards Freund, mußte nun dem D. Holzinger, einem entlaufenen Augustinermönche, einem lustigen Bruder, der die Nonnen eben so gut kennte, als der Her-

1496] Herz. Eberhards II. von Wirtemberg unglückliches Schicksal.

b) Spittler, S. 59 – 64.

Digitized by Google

zog, in der Kanzlerstelle Platz machen. Schon Ein Beyspiel dieser Art wäre hinreichend gewesen, die alten Räthe aufzubringen, die doch Eberhard I. seinem Vetter zu Mitregenten ernennt hatte. Eberhard beleidigte sie aber auch noch durch gewisse Einschränkungen; zugleich betrug er sich auch gegen seine rechtschaffene Gemahlin nicht gut, und dann wollte er in Einem Jahre mehr thun, als der alte Eberhard in zehn Jahren gethan hatte. Am wenigsten aber konnte man es ihm verzeihen, daß Holzinger und ein gewisser Hanns von Stetten alle seine Handlungen lenkten. Man verlangte endlich, daß er, den allgemeinen Klagen abzuhelfen, einen landtag halten sollte. Eberhard und seine lustigen Räthe waren nicht verständig genug, zu argwöhnen, was für Folgen es haben könne, wenn die Mißvergnügten alle versammelt seyn würden, wenn ihnen der Anblick ihrer Menge Muth einflößen, wenn das Anhören ihrer wechselsweisen Beschwerden größere Erbitterung erregen werde. Eberhard erschien nicht persönlich. Desto eher wagte es die Versammlung, seine beiden Lieblinge in Verhaft zu nehmen, suchte sie sich der besten Festungen des landes zu versichern, noch ehe Eberhard dieselben in seine Gewalt bekommen hatte.

1498 Kurz, noch ehe der landtag vierzehn Tage beysammen war, kündigte man dem neuen Herzoge schon feierlich den Gehorsam auf. Wenn sich die landstände nur Eberhards entledigen konnten, so war ihr Wunsch schon erfüllt; denn nun traf die Nachfolge seinen Brudersohn, den zehnjährigen Prinzen Ulrich, und während der Vormundschaft über diesen konnte ihnen niemand das Ruder entreißen, und den jungen Herrn hofften sie gewiß in solchen Bann zu setzen, daß er als Regent sich nicht viel herausnehmen dürfte. Ihr Entwurf wurde so ruhig glücklich ausgeführt, als man bey der Wichtigkeit desselben kaum erwarten sollte. Noch ehe der Kaiser den Herzog hörte, billigte er das ganze Verfahren des landtags, und noch ehe Eberhard auf die Regierung Verzicht that, übertrug Maximilian dieselbe schon an Ulrichen, setzte ihr diesem schon eine vormundschaftliche Regierung, und die Hauptpersonen bey derselben wurden gerade eben die, welche Eberharden gestürzt hatten. Dem Kaiser lag an der Vollendung dieser Revolution fast eben so viel, als jenen Aristocraten, die ihrer Herrschaft ewige Dauer verschaffen wollten. Die Aussicht, Wirtemberg als Kaiser zu erben, war ihm noch nicht sicher genug. Er wollte namentlich dem Hause Oestreich die künftige Nachfolge in Wirtemberg verschaffen. Weil nun die Stände hierbey das größte Interesse hatten; weil auf der Einwilligung einiger großen adlichen Familien, die gerade jetzt mit dem Herzoge im Streite lebten, fast alles beruhete, so vergaß Maximilian den unparteyischen Richter, und Eberhard wurde das Opfer. Eberhard hatte zugesehn, wie man ihm seine Räthe hinwegnahm; selbst seine Sängerin hatte er sich entreißen lassen; noch da man ihm feierlich den Gehorsam aufkündigte, machte er keine Anstalten zur Gegenwehr, und als er vollends

im Jun. mit dem Kaiser, der um diese Zeit gerade durch Wirtemberg kam, persönlich zu Horb zusammentraf, ließ er sich überreden, auf die Regierung Verzicht zu thun, und unter sehr schimpflichen Bedingungen mit einem Jahrgehalte von sechs tausend Gulden zufrieden zu seyn. Aber noch ehe acht Tage nach Unterschrift des Verzichtes verflossen waren, reute es ihm, Brief und Siegel von sich gegeben zu haben; berichtete er dem Kaiser, er sey unrecht verstanden worden, und versprach er ihm seinen besten Falkner mit einem hochfliegenden Falken zu schenken, wenn er ihm aus

der

Digitized by Google

der Noth helfen würde. Ein solches Versprechen rührte nun den Kaiser freylich nicht. Er wünschte von den Vormundschaftsräthen Hülfe gegen die Eidgenossen; er wünschte ihren Beytritt zum schwäbischen Bunde, der das kaiserliche Ansehn in Schwaben so sehr behaupten half. Eberhard suchte indessen bey dem Churfürsten von der Pfalz seine Zuflucht. Dieser ließ sich von dem verbannten Fürsten schenken; was er nicht mehr hatte, und nahm ihm vollends alles ab, was er von Kleinodien in der Eil noch mitgebracht hatte. Doch auch zu Heidelberg wurde man des kostbaren unnützen Flüchtlings bald überdrüssig. Der Churfürst ließ ihn auf ein Schloß im Odenwalde führen, und ihn daselbst bis an sein Ende ernähren. st. 1504.

13. So spielte Eberhard II. seine Rolle aus; indessen fing sie Ulrich an zu spielen, und spielte sie auf eine Art, daß an sonderbaren und widerwärtigen Schicksalen wol kein deutscher Fürst seiner Zeit ihm gleichkam. Unstreitig lag der Hauptgrund derselben in seiner übelverstandenen Erziehung. Ulrich mußte schon zur Zeit seines Vaters so viel latein lernen, als wenn er lateinisch regieren sollte. Die französische Sprache, die doch schon seit Maximilians Zeiten einem deutschen Fürsten unentbehrlich war, lernte Ulrich nicht. Auch wurde er weder auf Reisen, noch sonst eine Zeitlang an einen fremden Hof geschickt. Für den wohlbeleibten dickköpfigen Jungen war es die einzig gute Erziehung, seine körperlichen Rittertalente durch zweckmäßige Uebungen so zu veredlen, daß er allmählich auch zu den biedern Gesinnungen, die unter allen rauhen Sitten der Götze und Sickingen hervorstechen, sich gewöhnt hatte. Der junge Ulrich bot die Seite gleichsam selbst dar, bey der man ihn hätte fassen sollen. Er verliebte sich in eine brandenburgische Prinzessin, die sich einige Meilen von Stuttgart bey der Wittwe Herzog Eberhards I. aufhielt. Seine Liebe ging damals bis zur Galanterie. Er nahm oft, wenn er sie besuchte, einen Trompeter mit, der mit seiner Zinke eine angenehme Nachtmusik machen sollte. Diese Anlage zu menschlicher Bildung unterdrückten die politischen Vormundschaftsräthe selbst. Der junge Ulrich sollte durchaus eine bayrische Prinzessin heirathen, weil sie eine Schwestertochter des Kaisers war. Aber dem jungen Naturmenschen Ulrich gefiel schon das vornehmspröde und eigensinnige Wesen der Prinzessin Sabine gar nicht. Ein Unglück für ihn und sein ganzes Land war es zugleich, daß ihn der Kaiser schon im sechszehnten Jahre volljährig erklärte. Wie sehr muß man den jungen, unerfahrnen Herzog entschuldigen, wenn er mit einer Thätigkeit, welche des Kaisers Gnade aufzufordern schien, an Maximilians Kriegen gegen Frankreich und die Eidgenossen Theil nahm! Diese Thätigkeit belohnte sich ja, wie beym bayrischen Erbkriege, schon von selbst. So waren die neun ersten Jahre der Regierung Ulrichs in der That das, was man gewöhnlich eine glänzende Regierung nennt. Der junge Herzog lebte in Turnieren und Kriegen mit einer Sorglosigkeit, als wenn er sich ganz auf seine Räthe verlassen könnte, als wenn die Quellen seiner Oeconomie, die durch so viele Nebencanäle geschwächt waren, mit jeder neuen Ausgabe sich vermehren würden. Was für ein Aufwand wurde nicht zu den Kriegen, kaiserlicher Majestät zu Ehren unternommen, erfordert, und was für ein noch unnützerer Aufwand war es, wenn der junge Herzog, wie der Fall öfters kam, mit einem Gefolge von drey hundert Personen auf einen Reichstag zog, und oft über ein viertel Jahr lang auf der Mahlstatt blieb. Gewöhnlich sollten die Kleider

H. Ulrichs schlechte Wirthschaft.

1504

der Diener — gerade der neue und noch mehr der junge Herzog liebte die Pracht — viel koſtbarer ſeyn, als bisher, und wenn Ulrich bald in Heidelberg, bald in München auf Turnieren und Freyſchießen war, ſo traf endlich auch ihn die Reihe, in Stuttgart durch ein feierliches Ringelrennen die Ehre zu erwiedern. Alle Nachbarn mögen ſich gewundert haben, wenn ſie an einem ſolchen Tage nach dem wirtembergiſchen Hoflager kamen; wie viel da aufging; was für ſchöne Sänger der Herzog hatte, und welche noch ſchönere Jagdhunde er aus Spanien, Frankreich und England hatte zuſammenkommen laſſen. Den Rittern gefiel es nirgends beſſer, als hier; alle Tage lebte man in Freuden; ſie waren die Herren bey Hofe, und es wurde oft nicht geahndet, wenn ſie auch einen Bürger todtſchlugen; der junge Herzog war ihr Freund, ihr Geſelle. Um die eigentlichen Regierungsangelegenheiten, um die Adminiſtration der Finanzen bekümmerte ſich Ulrich dabey nur wenig; er überließ ſie zwey Männern, die ſich ſchon während ſeiner Minderjährigkeit derſelben bemeiſtert hatten, von denen er zwar wußte, daß ſie ihrer ſelbſt nicht vergaßen; aber, ſo lange ihm ſein Landſchreiber Geld lieferte, kümmerte es ihn wenig, ob nicht dieſer ſchon vorher für ſich abgetheilt habe. Sein Kanzler lamparter und ſein Erbmarſchall Thumb mochten, oft aus Liebe zum Adel, oft wegen andrer Familienverhältniſſe, Ungerechtigkeit ausüben, und ſich bereichern; ſie hatten ſich zu feſt geſetzt, ſie waren zu genau mit dem kaiſerlichen Hofe verbunden, als daß eine Veränderung mit ihnen ſo leicht geweſen wäre.

Die ſchlimmen Folgen derſelben.

14. Noch waren alſo nicht zehn volle Jahre in ſolchem frohen Genuſſe verfloſſen, ſo hatten ſich die Schulden bis zur Million gehäuft, und zwar zu einer Zeit, wo ſich noch manche Quelle von Einnahme öffnete, an welche kein Eberhard und kein Ulrich vorher gedacht hatte. Als die vereinigten Stände von Oeſtreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol viermal hundert tauſend Gulden, die Maximilian ſchuldig war, bezahlen ſollten, ſo verſprachen ſie dieſelben nur innerhalb vier Jahre, und zwar zielerweiſe, zu tilgen. Ulrich, der nicht den ſechsten Theil dieſer Länder beſaß, hatte faſt dreymal größere Schulden, und an Einſchränkung der Oeconomie wurde noch gar nicht gedacht. Landtage mochte der junge Herzog gar nicht halten; er fürchtete die Klagen der Unterthanen, die von allen Seiten her gedrückt waren. Die Prälaten waren der Hundeeinquartierungen überdrüſſig; der Adel am Hofe, der einander gleichſam drängte, merkte jetzt immer deutlicher, daß der junge Herzog, auf die Hutten, die Thumbe und die Späte aufmerkſam gemacht, jetzt nicht mehr ganz der junge Herr war, der ſich mit Bärenjagen unterhalten ließ, daß er vielmehr öfters ſeine Aufmerkſamkeit über den Eigennutz und die Gewaltthätigkeit ſeiner größern und kleinern Räthe mit der ganzen Rohheit ſeines Characters ausdrückte. Der Herzog und die Räthe machten einander wechſelsweiſe Vorwürfe. Beide hofften vielleicht von dem erhöheten Weinzolle, für welchen der Kaiſer ein
1512 Privilegium gegeben hatte, und von der neuen Schatzung, die man im Lande ausſchreiben wollte, ſo viel zu ziehen, daß man noch eine Zeitlang Geld hätte. Man wußte nun nicht, wie man die neue Schatzung heben ſollte. Der Stände Einwilligung hierzu mußte eigentlich auf einem Landtage geſucht werden; man erinnerte ſich aber dabey an den Landtag, der Eberharden II. ſo unglücklich gemacht hatte. Um aber doch den Schatten einer Einwilligung der Städte in die neue Schatzung zu haben,

Digitized by Google

haben, ritt der Herzog selbst in einigen derselben herum, und gewann dadurch so viel, daß man ihm auf zwölf Jahre eine ansehnliche Steuer bewilligte. Aber das Geld sollte von eigenen Einnehmern, welche die Landschaft (das Corps der Städte) ernennen wollte, eingezogen, und sogleich zur Befriedigung der ungestümsten Gläubiger angewendet werden. Dem Herzog mißfiel entweder diese Wachsamkeit wegen der Verwendung des Geldes, oder die bewilligte Summe war ihm nicht beträchtlich genug; kurz, er entschloß sich, von einem unglücklichen Projectmacher ermuntert, zu einer ganz andern Art von Schatzung, als die ihm verwilligt war. Maaß und Gewicht wurde verringert, und was der Weinschenk, der Metzger und der Müller, die, auch nach verringertem Maaß und Gewicht, zu eben dem Preis wie bisher verkaufen durften, zu gewinnen schienen, das sollte durch einen eigenen herrschaftlichen Einnehmer zum Vortheile des Herzogs eingezogen werden.

15. Der Landmann hätte sich wol jede andre Art der Schatzung eher gefallen lassen, als diese. Es kam dem Bauer nicht viel besser als ein Betrug vor, wenn er künftighin für sein Glas Wein, an dem ein Fünftel leer war, so viel bezahlen sollte, als bisher. Der laute Bauernaufruhr über die neue Schatzung brach auch wirklich in einer Gegend aus, wo der Weinbau vorzüglich stark war, und wo sich schon vorher unter den Bauern eine lustige Brüderschaft zusammengethan hatte, die aber in den ersten Zeiten ihrer Vereinigung an nichts weniger, als an Aufruhr dachte. In einigen Dörfern des Amtes Schorndorf hatte sich schon seit einiger Zeit eine Anzahl Bauern vereinigt, ihre bittere Armuth durch lustigkeit zu vertreiben; Bauern, die ihrer Art nach, einen kleinen Staat unter sich aufzurichten schienen, einen Obmann sich wählten, und immer von ihren großen Gütern sprachen, die der eine zu Nirgends, und der andre auf dem Hungerberge hatte. Sie nennten ihre Verbindung den armen Kein-Rath, woraus die schwäbische Aussprache einen armen Conrad machte. Als der Befehl wegen des verringerten Maaßes und Gewichtes in die Gegend dieser lustigen Bauernbrüder kam, so trat einer derselben, ein Bauer von Beutelsbach, mit dem Vorschlage auf, das neue Gewicht durch die Wasserprobe zu prüfen; würde das Gewicht in den nahen Fluß geworfen schwimmen, so sollten der Herzog und seine Räthe gesiegt haben, sänke es aber unter, so müßten die Bauern Recht behalten. Der Einfall gefiel, und das Gefolge seines Urhebers vergrößerte sich vielleicht schon deswegen, weil er ein Mitbruder des armen Keinraths war. Unter Pfeifen und Trommeln ging es nun zum Dorfe hinaus an den kleinen Fluß Rems. Der Himmel entschied ganz natürlich für die Bauern. Diese zogen nun, von andern Dorfschaften verstärkt, vor die Amtsstadt. Der kluge Vogt, der Bauern zu behandeln wußte, schickte ihnen aber Brodt und Wein genug vor die Stadt hinaus, und die Bauern zerstreuten sich nun wieder in ihre Dörfer. Einmal war der Ton aber nun angegeben; das Mißvergnügen hatte sich schon zu allgemein durch das ganze Land verbreitet; die Bauern rotteten sich überall zusammen, und Herzog Ulrich, der sich zum Unglücke gerade in Hessen befand, konnte nicht eilfertig genug zurückkommen. Bey der nächsten Kirchweihe, wo wieder Bauern aus verschiedenen Dörfern zusammenkamen, brach der Aufruhr von neuem aus, und durchflog das Land gleich einem Lauffeuer, weil die Bauern nun jemand unter sich hatten, der sich auf die Schreibkunst verstand, und der ihnen auch an

Aufruhr unter den wirtembergischen Bauern.

entfern-

entferntere Städte und Aemter Briefe abfassen konnte. In dieser Verlegenheit versprach der Herzog, das verringerte Maaß und Gewicht wieder abzuschaffen. Die Bauern wollten jedoch entdeckt haben, daß Ulrich durch solche Versprechungen sie nur einzuschläfern suche, bis er fremdes Kriegsvolk ins land gezogen habe. Sein Versprechen half also nichts. Er entschloß sich hierauf, einen landtag zu halten. Aber auch vom landtage wollten die Bauern nichts hören. Man landtage (sagten sie) nur Schatzungen, und wenn der landtag etwas helfen sollte, so müßten auch Bauern dabey seyn; die Pfaffen und Edelleute, und die Herren aus den Städten würden sonst auf dem landtage nur für sich sorgen. Es mußte ihnen endlich auch erlaubt werden, ihre Klagen schriftlich einzuschicken. Der Ausgang des landtages war nicht viel besser, als ihn die Bauern aus der Erfahrung prophezeyt hatten. Der Herzog hatte zwar den Kaiser inständigst um Gesandten gebeten, welche auf dem lande vermitteln könnten; die Stände brachten aber demungeachtet ihre Klagen ganz unverzagt vor; der Herzog ging zuletzt in äußerster Verbitterung von Stuttgart hinweg, und der landtag würde sich vielleicht zerschlagen haben, ein bürgerlicher Krieg würde vielleicht ausgebrochen seyn, wenn kaiserliche, pfälzische und badensche Gesandte nicht noch einen Vergleich vermittelt hätten. Dieser Vergleich wurde zu Tübingen geschlossen. Die Stände übernahmen neunmal hundert und zehn tausend Gulden herzoglicher Schulden. Dafür ließen sie sich aber höchstwichtige Rechte und Freyheiten versichern: sie ließen sich versichern, daß der Herzog ohne ihre Bewilligung keinen Krieg anfangen, kein Stück des landes verpfänden, keine Schatzung ausschreiben, und allen und jeden den freyen Zug gestatten wolle. Die Städte, welche des Herzogs Strenge in Bestrafung des Bauernaufruhres befürchteten, ließen sich versprechen, daß künftighin in peinlichen Sachen niemand ohne Urtheil und Recht sollte gestraft werden. Die Abstellung der Beschwerden, welche die Bauern vorgebracht hatten, versparte man auf einen eignen landtagsabschied. Den meisten Vortheil von diesem Vergleiche hatten freylich die Städte; die Magistrate von Stuttgart und Tübingen erlangten sogar das Recht, den Herzog an die Haltung eines landtages zu erinnern, und bald hernach wurde die Anzahl der Deputirten, durch welche jede Stadt ihre Rechte auf dem landtage sollte behaupten lassen, bestimmt. Daß aber die Städte sich bey dieser Gelegenheit Vorrechte und Freyheiten versichern ließen, daran thaten sie sehr wohl; denn der Bürgerstand war es eigentlich, welcher des Herzogs Schulden bezahlte. Für die Städte war also im Tübinger Vertrage genug gesorgt; desto weniger aber für die Bauern. Diese setzten überhaupt auf papierne Versicherungen gar keinen Werth. Die Ruhe wurde auch nicht eher wieder etwas hergestellt, als bis der Herzog seine Mannschaft aufbot, bis er sechszehn der vornehmsten Aufrührer enthaupten ließ.

1514 im Jul. Tübinger Vertrag.

Hans von Hutten wird vom H. Ulrich ermordet.

16. Bey alle dem hörte aber nun der Bauerntumult auf. Gährung herrschte sowol bey Hofe, als im lande. Ulrich lernte nun die eigennützigen und treulosen Gesinnungen seiner alten Räthe kennen, und dennoch wußte er sich keine bessere zu verschaffen. Alle seine bisherigen Vertrauten wurden ihm nun verdächtig, und dennoch hatte er keinen Freund, gegen den er sich erklären konnte, der auch Klugheit genug gehabt hätte, die alten Minister, die mit dem kaiserlichen Hofe so sehr im Einverständnisse lebten, allmählich zu entfernen. Diese traurige Lage verbit-

terte

Digitized by Google

terte ihm noch seine Gemahlin Sabine, die, stolz und zanksüchtig, ihn durch ihre äußerst zornigen, üppigen und beißenden Reden des Nachts manchmal aus dem Ehebette entfernte. Ein einziges mal verließ ihn darüber seine Geduld so sehr, daß er ihr einen Schlag mit der Hand gab. Wenn ihn aber seine Feinde beschuldigen, daß er seinen großen Bärenbeißer an sie gehetzt, daß er sogar an sie hinangesprungen sey, und sie ritterlich gesporrt habe, so mag dies wol Verläumdung seyn. Daß aber in der wechselsweisen Zuneigung der beiden Ehegatten eine so starke Mißstimmung herrschte, das rührte wol hauptsächlich von Eifersucht her. Ulrich lebte mit der Gattin des Junker Hanns von Hutten im vertrauten Umgange. Sehr leicht mochte sich vielleicht Sabine dazu verstanden haben, sich und den Junker an ihrem Gemahle zu rächen. Ulrich schloß dieses wenigstens aus der unter beiden herrschenden Vertraulichkeit, und selbst der Anblick seiner hochschwangern Gemahlin machte auf den eifersüchtigen Ehemann vielleicht vollends den Eindruck, von dem er zu der schwärzesten That seines lebens hingerissen wurde. Hanns von Hutten war sonst einer von Ulrichs vertrautesten Gesellschaftern; aber gerade diese Vertraulichkeit gab, wie das gewöhnlich der Fall ist, zu manchem kleinen Zwiste Gelegenheit, und wurde zuletzt die Quelle der bittersten Entzweyungen, die sich schon so weit erstreckt hatten, daß Hanns vom Hofe wegging und wiederkam; daß er aus Bitterkeit gegen Ulrichen wegging, und wahrscheinlich aus Neigung zur Sabine wiederkam. Hutten sprach vom Herzog so frey, als ein Bekandter vom andern spricht, und vielleicht trug eben der freche Ton, mit dem er sich über Ulrichen erklärte, zu seiner Vertraulichkeit mit Sabinen vieles bey. Diese Vertraulichkeit war in der That auch zärtlicher, als sie irgend ein Ehemann ohne Eifersucht würde gern gesehen haben. Sogar den Trauring, den Sabine von Ulrichen erhalten hatte, gab sie ihrem lieben Junker Hanns zum Pfande der Freundschaft, und der Junker war verwegen genug, den Ring vor den Augen des Herzogs zu tragen. Wenn Ulrich, sobald er den Ring, womit der Junker unbesonnen prahlte, an dessen Finger wirklich wahrnahm, von der Hitze seines Temperaments zur Ausführung der schwarzen That sich hätte hinreißen lassen, so würde es das überraschte Gefühl der Eifersucht vielleicht noch entschuldigen; aber Ulrich konnte noch darauf schlafen; er nahm seine dem Anscheine nach absichtlich beschlossene Rache erst am folgenden Tage. Es war am folgenden Tage ein Jagen im Schönbuche. Junker Hanns befand sich wie gewöhnlich in des Herzogs Gefolge. Als man tiefer ins Gehölze drang, ließ Ulrich seine andern Ritter voranziehen, und sobald er sich mit Hutten allein sah, wendete er sich dem Treulosen, dem Verräther unter die Augen. Der Junker erwiederte seine harte Anrede durch noch härtere Antworten. Ulrich schrie ihn plötzlich an, sich seines leibes und lebens zu wehren, stieß ihn aber zugleich mit dem Degen nieder, löste dem Ermordeten den Gürtel ab, knüpfte ihn mit demselben an die nächste Eiche, und erzählte, wie er zu seinen Leuten kam, was er gethan hatte. 1515 am 8. May.

17. Der erschlagene Hutten gehörte zu einer der angesehensten unter den edlen Familien des damaligen Zeitalters; sein Vater lebte noch, und — noch mehr als alle übrigen dieses Namens — lebte noch Ulrich von Hutten, der die Ermordung seines Vetters mit so lebendigen Farben schilderte, dessen Schilderung bey seiner trefflichen Schreibart und meisterhaften Darstellungskunst so sehr viele leser Ulrich regiert als ein Tyrann.

Digitized by Google

fand, und der selbst auf den kaiserlichen Hof so mächtig wirkte, daß, wenn der Herzog auch weiter keine Veranlassung zu seinem Unglücke gegeben hätte, der Schlag, der ihn treffen sollte, vermuthlich doch nicht abzuwenden gewesen wäre. Allein Ulrich wurde dadurch, daß er die Strafe nicht gleich auf der Stelle empfand, nur sicher. Das Misvergnügen seiner Gemahlin stieg, kaum ein halbes Jahr hernach, schon so hoch, daß sie zu ihren Brüdern nach München flüchtete, die schon ohnedies mit Ulrichen in Streit lebten. Dem Kaiser war es empfindlich, seine Schwestertochter so gemishandelt zu sehen. Zugleich betäubten ihn immer neue Klagen der Hutten, und so erkannte er endlich die Acht. Der Vollziehung derselben entging jedoch Ulrich damals noch. Der bekannte Minister des Kaisers, der Cardinal Lang,
1516 im Oct. vermittelte zu Blaubeuren einen Vergleich, durch den die Händel mit der Gemahlin gehoben, und der Streit mit den Herren von Hutten abgethan seyn sollte. Der Trompeter, der dem Herzog die geheimen Nachrichten von seiner Gemahlin bisher zugebracht hatte, mußte in Gegenwart der kaiserlichen Commissarien erklären, er habe solches nicht geredet, und wenn er es geredet hätte, so habe er seiner gnädigen Frau Unrecht gethan, und er wisse von ihr nichts anders, als was einer hochgebohrnen frommen Fürstin gezieme. Ulrich mußte zugleich auf sechs Jahre lang der Regierung entsagen. Während der Zeit sollte ein vom Landhofmeister, vom Kanzler und von einigen Räthen angeordnetes Regiment die ganze Regierung führen, alle Einkünfte verwalten, und die Schulden abtragen. Alles war nun schon wieder so berichtigt, daß der Kaiser die Acht sogleich wieder aufhob, ohne die völlige Einrichtung des neuen Regiments abzuwarten. Aber schon auf der Heimreise von dem Orte, wo der Vertrag war geschlossen worden, verübte Ulrich eine neue Gewaltthätigkeit, die allein schon hinreichend gewesen wäre, ihm die ganze kaiserliche Ungnade zuzuziehen. Er hatte zu Blaubeuren eine beträchtliche Anzahl seiner Mannschaft bey sich gehabt; vielleicht den kaiserlichen Ministern zu zeigen, wie er nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt vertreiben könnte. Sein Rückzug ging durch das helfensteinische Gebiet. Während daß ein Theil seines Kriegsvolkes in der Schenke eines helfensteinischen Dorfes beym Weine lustig war, geschah aus der nahen helfensteinischen Festung Hiltenburg ein Schuß. Der Schuß hatte niemand verwundet; es war vielleicht nur Muthwille der kleinen Besatzung, oder kleine Rache wegen einiger Verheerungen; Ulrich aber ergrimmte augenblicklich so heftig, daß er alle umliegende Dörfer anzünden, alle umliegende Güter verwüsten wollte. Die wirtembergischen Bauern aus den benachbarten Aemtern brachten es durch ihre Bitten endlich so weit, daß sich der Herzog mit der Eroberung des Schlosses begnügen wollte. Aber die völlige Zerstörung desselben wendete selbst ein Fußfall der Gräfin von Helfenstein nur auf eine kurze Zeit ab. Zu Hause überließ sich nun der einmal an Grausamkeit gewöhnte Ulrich jedem rohen Ausbruche seines heftigen Temperaments. Nicht damit zufrieden, die Anordnung des Regiments völlig zu verhindern, behandelte er diejenigen, die er in Verdacht hatte, daß sie Mitglieder dieses Regimentsrathes zu werden suchten, daß sie den zu Blaubeuren geschlossenen Vertrag wirksam machen wollten, mit der ungerechtesten Gewaltthätigkeit. Sie wurden auf die unmenschlichste Folter gespannt, und einen seiner Räthe, den Abkömmling einer sehr ansehnlichen Familie, ließ er, bey einem Kohlenfeuer an Armen und

Bei

Beinen gebraten, mit Brandwein übergießen, und sodenn anzünden. Der Tyrann schonte keines Alters, und keines Standes. Einen achtzigjährigen Greis, den ältesten seiner Räthe, ließ er köpfen und viertheilen. Sogar der Canzler Lamparter hielt sich nicht mehr sicher, und flüchtete in kaiserliche Dienste. Zwar erschien, während dem, daß alles dieses geschah, eine Städtedeputation am kaiserlichen Hofe, zu bezeugen, Ulrich sey ein löblicher Fürst, unter dessen Regierung sie mit Vergnügen ständen. Allein die Klagen der Hutten und Späte widerlegten diese Versicherungen gar zu nachdrücklich. Die Späte waren, wenns möglich gewesen wäre, noch erbitterter als die Hutten. Einer derselben hatte die Flucht der Herzogin befördert; die Späte hatten bisher die ersten geistlichen und weltlichen Aemter des Herzogthums bekleidet; sie hatten sie nun alle verlohren, und nun ließen sie den Herzog, durch jedes geheime und öffentliche Mittel zu schaden, ihren unversöhnlichen Groll empfinden. Ulrich, einmal in leidenschaftliche Hitze versetzt, achtete weder der neuen kaiserlichen Befehle, noch der kaiserlichen Auffordrungen an die Landstände, sich der unglücklichen Räthe anzunehmen. Er spielte seine grausame Rolle immer fort; allein der zweyte und dritte Act des Trauerspiels, in dem er den Hauptacteur vorstellte, fallen erst in die Regierung Carls V. c)

Franz von Sickingen, ein furchtbarer Ritter.

18. Der Krieg, den Maximilian gegen den tyrannischen Herzog Ulrich beschlossen hatte, gab Gelegenheit, daß sich der Kaiser mit dem berühmten Ritter Franz von Sickingen, der seine Heldentalente in mannigfaltigen Befehdungen, und zu mannigfaltiger Störung des Landfriedens, zeigte, wieder aussöhnte. Sickingen, der Abkömmling einer edlen rheinischen Familie, wußte sich so furchtbar zu machen, daß Maximilian das ganze Reich gegen ihn aufzubieten für nöthig fand. Die Veranlassung gab eine in der Stadt Worms ausgebrochene Unruhe. Die dasige Bürgerschaft war mit ihrem Magistrate so unzufrieden, daß sie die Mitglieder desselben zur Stadt hinausjagte, und sich des Besitzes ihrer Güter anmaßte. Am kaiserlichen Hofe fand man aber ihr Verfahren so tumultuarisch, daß man die vertriebenen Rathsherren nicht nur wieder in ihre Aemter einsetzte, sondern auch die Urheber dieser Empörung zur Strafe zog. Dieses Schicksal traf unter andern einen gewissen Balthasar Slör, dem man, während daß er sich als des Bischofs von Worms Hofnotarius zu Wien befand, seine Güter wegnahm. Slör glaubte sich nun nicht besser helfen zu können, als wenn er den Ritter von Sickingen auf seine Seite brächte. Sickingen, der sogleich bey der Hand war, wenn man ihn zu einem Ritterdienste aufforderte, verlangte nun von dem Magistrate zu Worms, er sollte den auf Slörs Güter gelegten Beschlag wieder aufheben, er sollte ihm denjenigen Theil derselben, den ihm Slör angewiesen hatte, einräumen. Der Magistrat weigerte sich, dieses zu thun. Ursache genug für den Ritter Sickingen zur Fehde. Weder Reichsacht, noch ein von dem Rathe zu Worms wider ihn erlassenes offenes Ausschreiben bekümmerten ihn. Der Magistrat zu Worms hatte vielmehr bald darauf das Mißvergnügen und die Kränkung, den Ritter, an der Spitze eines ansehnlichen Haufen Kriegsvolkes, vor seinen Mauern erscheinen zu sehen, und wenn Sickingen auch die Stadt nicht selbst eroberte, so fügte er doch den um dieselbe gelegenen Besitzungen der Wormser großen Schaden zu, und nebenher bereicherte er

1513

1515

c) Spittler, S. 87 – 113.

Digitized by Google

sich noch durch die Kaufmannswaaren, die aus verschiedenen Reichsstädten nach der Frankfurther Messe zogen. So ging es auf drey Jahre fort, und niemand fand sich, der dem muthigen Ritter Einhalt zu thun, Herz und Willen hatte. Aber an Einer Fehde hatte Sickingen nicht einmal genug. Er leistete um eben die Zeit auch einem Prälaten einen Ritterdienst. Der Abt von Fulda hatte die Abtey Hersfeld mit der seinigen zu vereinigen gewünscht, war aber hauptsächlich durch die verwittwete Landgräfin von Hessen, Anne, die Mutter und damalige Vormünderin des großen Philipps, daran gehindert worden. Aus Rache hetzte er den Ritter Sickingen gegen die Landgräfin auf. Eine große Anzahl hessischer Ritter, welche theils durch die in dieser Fehde zu machende Beute ihre Schulden zu tilgen, theils aber ihre Unzufriedenheit über die Regierung ihrer Landesfürsten auszulassen hofften, trat sogleich auf Sickingens Seite, und dieser befand sich nun stark genug, die Grafschaft Katzenellnbogen zu plündern und zu verwüsten. Die Stadt Darmstadt belagerte er mit so vielem Ernste, daß bloß der Friede sie rettete. Das hessische Kriegsvolk, zu dem noch sechs tausend Bauern stießen, hatte sich zwar bey Rüsselsheim zwischen dem Mayn und Rhein gelagert; aber am besten war es denn doch, daß der Markgraf Philipp von Baden, sobald er die Belagerung von Darmstadt erfuhr, seine Räthe abschickte, einen Vergleich zu vermitteln. Der Vergleich wurde wirklich geschlossen, und Sickingen bedung sich in Zeit von drey Wochen fünf und dreyßig tausend Gulden aus. Für diese Summe verbürgten sich achtzig von den landgräflichen Räthen, Dienern und Rittern [f]. Indessen war jedoch der Kaiser auf Sickingens bedenkliche Unternehmungen so aufmerksam geworden, daß
1517 er auf einem zu Maynz gehaltenen Reichstage das ganze Reich gegen den Ritter Sickingen in die Waffen zu bringen suchte. Der Ritter vertheidigte sich zwar in einer der Reichsversammlung übergebenen Schrift, aber mit Gründen, die juristisch betrachtet sein Verfahren freylich nicht rechtfertigen konnten. Dabey blieb aber Sickingen doch immer der wackere Ritter, dessen Muth und Tapferkeit allgemein bewundert wurde. Einen solchen Mann wünschte Maximilian in seinem Dienste zu haben. In dieser Rücksicht verzieh er dem verwegenen Ritter alles; nur mußte sich derselbe verbindlich machen, ihm wider den Herzog Ulrich, und zwar nach Gutbefinden des Grafen Wilhelms von Fürstenberg, imgleichen Ludewigs von Hutten, und Dietrichs von Spät, einen Ritterdienst zu thun [g].

Bauernempörungen. 19. Nicht nur der kühne Ritter konnte sich aber an die Einschränkungen, die man dem natürlichen Gebrauche seiner Kräfte entgegenstellte, nicht gewöhnen; auch der ehedem so gedrückte und so schüchterne Bauer fand das Joch, das ihm Landesfürsten und ihre Beamten auflegten, immer unerträglicher, und fühlte, daß er, mit mehreren von seinen Mitbrüdern vereinigt, zur Aendrung seines traurigen Schicksals vielleicht einen nicht ganz unglücklichen Versuch machen könnte. Aeußerste Verzweiflung hat wenigstens schon manchen mit süßen Hoffnungen getäuscht. Genug, solche Bauernempörungen kamen jetzt immer häufiger vor. Bauernaufruhr schien jetzt gleichsam eine ansteckende Seuche. Nicht nur die Bauern in Wir-
1502 temberg lermten. Auch am Rheinstrome vereinigten sich die Bauern, die dem
am Rhein strome, Menschen angebohrne Freyheit zu erringen. Besonders empfanden dies der Bischof und

f) Tenthorn, VII, 745 – 748. g) Häberlin, S. 80. 82.

und das Domcapitel von Speyer. Zwey sistige Bauern aus dem Dorfe Untergrünbach hetzten alle ihre Mitbrüder gegen sie auf. Große Mühe durften sie nicht anwenden, weil die Bauern des vielen Geldgebens ohnedies schon überdrüssig waren. Nun täuschten sie die Einbildungskraft dieser einfältigen Leute noch durch das Beyspiel der Schweizer; nun machten sie ihnen eine reizende Schilderung von dem Zustande, wenn sie keinen Zins und keine Zehnten mehr geben, wenn sie alle Jagden, Wiesen und Fischerey gemein haben würden. Sie nahmen sich vor, die Stadt Bruchsal zu überfallen, um sie zu ihrem Waffenplatze zu machen. Von da aus wollten sie in die benachbarte Gegend streifen, wollten sie Kirchen und Klöster plündern, und vermittelst des geraubten Gutes ihre Macht so sehr verstärken, daß sie alle Obern nebst dem Adel ausrotten könnten. Ueberhaupt wollten sie in Zukunft niemand gehorchen, als dem Kaiser; Regiment und Religion sollten ganz anders werden, und an dem Besitze der geistlichen Güter sollte jedermann Antheil haben. Ihre losung war, daß einer fragte: was ist denn nun für ein Wesen? und der andre zur Antwort gab: man kann vor Mönchen und Pfaffen nicht genesen. In ihren halb weißen und halb blauen Fahnen sah man den gekreuzigten Heiland, auf der einen Seite von einem Bundschuh, von dem der ganze Bauernbund seinen Namen führte, und auf der andern Seite von einem knieenden Bauer umgeben. Die Umschrift lautete: nichts dann die Gerechtigkeit Gottes. — So etwas hat von jeher auf unaufgeklärte Köpfe gewirkt. In kurzer Zeit waren wirklich auf einige tausend Bauern beysammen. Nun dünkte es aber dem Kaiser Zeit zu seyn, die Schwindelköpfe zur Besinnung zu bringen. Auf seine Veranlassung rückten einige benachbarte Fürsten und Stände, die sich zu Heidelberg deswegen besprochen hatten, mit einer wohlgerüsteten Mannschaft gegen diesen nackten Haufen unbewehrter Leute an, und nun war die Bauernrepublik sehr geschwinde wieder zerstört. Man schonte ihres Blutes, und nur einige von den Aufwieglern und Anführern wurden am Leben gestraft; die übrigen mußten theils das Vaterland, theils ihre Güter, theils nur eine Geldsumme missen [h]). Der Kaiser hatte aber in seinen eignen Erblanden mit unruhigen Bauern zu kämpfen. In der Windischmark rotteten sich, von den Bedrückungen der kaiserlichen Beamten und der adlichen Gutsherren zur Verzweifelung gebracht, auf achtzig tausend Mann zusammen. Der Kaiser ließ ihnen versichern, daß die Ursachen ihrer Klagen sollten abgestellt werden. Diese Versicherung machte aber auf dieselben so wenig Eindruck, daß sie vielmehr das Rauben und Blutvergießen lebhaft fortsetzten, und daß sie besonders an den Beamten ihre Rache ausübten. Am Ende hatte aber auch dieser Bauernaufruhr das Schicksal, das Bauernkriege gewöhnlich zu haben pflegen. Maximilian ließ nun ordentliches Kriegsvolk, und zwar nicht mehr als viertehalb hundert Reiter, und fünf Fähnlein Fußvolk, gegen seine windischen Bauern anrücken, und nun liefen die schlecht bewaffneten und angeführten bald wieder auseinander [i]).

am 30. May.

im Oestreichischen. 1517

20. Einen weit heftigern Kampf verursachten den Fürsten des östreichischen Hauses die friesischen Bauern, und an ernstlichen Anstalten zu ihrer Zähmung lag es doch wahrlich nicht. Der Fürst, dem er die Ausführung derselben anvertraute, war der durch seine Tapferkeit und durch seine Ergebenheit für das östreichische

Friesische Unruhen.

h) Fugger, S. 1139. Häberlin, IX, 225. i) Fugger, S. 1355.

Digitized by Google

chische Haus so bekandte Herzog Albrecht von Sachsen. Die letztre war es auch unstreitig, die ihn am meisten bewog, die ihm zur Entschädigung seines Aufwandes
1498 von Maximilianen angetragene Erbstatthalterschaft über Friesland anzunehmen. Albrecht kannte den unbiegsamen Freyheitssinn der Friesen viel zu gut, als daß er nach der Herrschaft über dieselben hätte begierig seyn können. Er brachte es indessen, vom Grafen von Ostfriesland unterstützt, dennoch dahin, daß die meisten Friesen ihm Gehorsam versprechen mußten. Albrecht ließ hierauf seinen zweyten Sohn Heinrich als Vicestatthalter zurück, und begab sich wieder nach Sachsen. Vor dem Vater hatten sich die Friesen noch gefürchtet; vor dem Sohne, und der dachte nun freylich sehr friedfertig, fürchteten sie sich gar nicht. Sie belagerten ihn in Franecker, und droheten ihm mit nichts geringerm, als mit dem Aufhängen. Daß es mit dieser Drohung ihr Ernst war, beweiset die eiserne Kette, mit der sie sich zu dieser Absicht versehen hatten. Dem guten Prinzen Heinrich wurde bey diesen Umständen nicht wenig bange. Er bat seinen Vater auf das wehmüthigste um
1500 schleunige Hülfe. Albrecht und sein ältester Sohn Georg eilten an der Spitze eines mächtigen Heeres nach Friesland; aber dreymal mußten sie erst die Friesen zurückschlagen, ehe sie den Prinzen Heinrich von seiner Angst völlig befreyen konnten. Albrecht unternahm hierauf die Belagerung von Gröningen, die ihm jedoch fehlschlug. Der Vorrath seiner Kriegscasse war nunmehr so sehr geschmolzen, daß er seine Mannschaft nicht mehr bezahlen konnte. Diese wurde darüber zuletzt so unwillig, daß sie den Herzog an die Gröninger ausliefern wollte. Man stelle sich den Verdruß und die Kränkung vor, die der ehrliebende Albrecht deswegen empfinden mußte. Sie wirkte auf seinen Körper so mächtig, daß er nicht lange hernach sein Leben endigte. Die Erbstatthalterschaft über Friesland verlohr nun dadurch vollends allen Reiz für die Fürsten des sächsischen Hauses, besonders aber für den Prinzen Heinrich, dem sie schon einmal so viele Angst gemacht hatte, und gerade dieser war es, dem sie sein Vater bestimmte. Zum Glücke hatte er ihm auch einen Tausch erlaubt. Er durfte sich nemlich von seinem Bruder Georg einige Aemter
1505 dafür ausbitten. Dies that er schon nach einigen Jahren. Der Herzog Georg glaubte seinen Besitz der friesischen Erbstatthalterschaft zu versichern, wenn er den Grafen Ezard von Ostfriesland zu seinem Unterstatthalter ernennte; am Ende merkte er aber, daß der Graf die Friesen sich selbst unterwerfen wollte. Er sah sich
1513 genöthigt, in Verbindung mit den Herzogen von Braunschweig [k]), einen Zug dahin zu thun. Nun wurde zwar der Gehorsam der Friesen auf einige Zeit wieder erzwungen; der Herzog Georg sahe es aber allmählich immer lebhafter ein, daß die Erbstatthalterschaft über ein so entferntes und so unruhiges Volk seinem Hause mehr
1515 Schaden als Vortheil brachte. Dies bestimmte ihn, sie gegen die Summe von dreymal hundert und funfzig tausend rheinischen Gulden dem Hause Oestreich wieder abzutreten [l]). Der König Carl, Maximilians Enkel, welcher damals die Niederlande

k) Die Herzoge von Braunschweig eroberten bey dieser Gelegenheit das Butjadingerland, mit welchem sie in der Folge die Grafen von Oldenburg belehnten. Häberlin, X, 4.

l) Heinrichs sächs. Gesch. II, 236 – 238. ingl. 241. und 242. Er hatte auch noch dringendere Ursachen, die ihn dazu bewogen. Es fehlte ihm an Geld, die schwarze Garde, die er

derlande beherrschte, bestellte den Grafen Ezard zu seinem Statthalter der Provinz Gröningen. Carl von Egmond, der auf Friesland alte Ansprüche machte, brauchte die vom Herzog Georg von Sachsen abgedankte schwarze Garde, den östreichischen Besitz von Friesland zu stören. Carl mußte ihm endlich auch seine Rechte mit hundert tausend Kronen abkaufen, und dennoch war Gröningen noch nicht einmal mit einbegriffen. Auch trieb die schwarze Garde noch fernerhin sowol in den Niederlanden, als im Cleviſchen, Cölnischen und Jülichschen so schrecklichen Unfug, daß man über fünf tausend Mann, und zwar zur Hälfte Reiter, gegen sie mußte anrücken lassen m). 1517

21. Kein deutscher Fürst hatte aber mit Unterthanen, oder wenigstens mit solchen, die es werden sollten, einen unglücklichern Kampf, als der König von Dänemark mit den Dithmarschern. Diese tapfern Leute, welche eben der Freyheitsgeist beseelte, der die benachbarten Friesen so furchtbar machte, wollten der kaiserlichen Verordnung, welche ihr Land dem Herzogthum Hollstein einverleibte, noch immer nicht gehorchen. Vergeblich forderte sie der König Christian I, der Beherrscher von Hollstein, mehr als einmal dazu auf. Endlich bestimmte er das, was er von ihnen als Unterthanen verlangte, genauer. Sie sollten ihm nemlich nicht nur eine Schatzung von funfzehn tausend Mark entrichten, sondern ihm auch die Freyheit zugestehen, drey Festungen in ihrem Gebiete anzulegen. Die Bewilligung dieser Forderungen wäre das deutliche Bekenntniß der Unterwürfigkeit gewesen; sie wurden also, wie man leicht erwarten wird, von den Dithmarschern abgeschlagen. Jetzt blieb also weiter kein Weg, als der Weg der Waffen übrig. Der König und sein Bruder rüsteten sich mit aller Macht. Sie boten nicht nur aus allen ihren Ländern ein sehr ansehnliches Kriegsheer auf; sie nahmen auch die berufene schwarze Garde in Sold. Das ganze Heer, den Troß mit eingerechnet, wurde auf dreyßig tausend Mann geschätzt; eine für die damaligen Zeiten gewiß sehr ansehnliche Kriegsmacht, noch ansehnlicher aber, wenn man sie mit der Größe der Unternehmung vergleicht. Der Sieg schien unfehlbar. Die Ritter und Edlen zogen in dem Schmucke und in der Pracht einher, deren sie sich sonst nur an Freudentagen bedienten. Einige derselben ließen, wie man versichert, sogar die Waffen zu Hause. Manche führten schon die Geldsummen bey sich, womit sie Beute an sich kaufen wollten. Eigentlich sollte der bisherige Stillstand noch bis auf den nächsten May dauren; allein die große Garde, die gerade nichts mehr zu thun hatte, stellte 1499

Die Dithmarscher wollen die holst. Herrschaft nicht erkennen.

er in seinen Sold genommen hatte, zu bezahlen. Häberlin, S. 8. Diese schwarze Garde, auch unter dem Namen der großen Garde bekannt, bestand aus mehrern tausend Mann Deutschen, Italienern, Spaniern, Franzosen, Engländern, Schotten, ja sogar aus Mohren, mit einem Worte aus Leuten von allerley Nationen, die, so wie mehrere Kriegshaufen jener Zeit, einem jeden dienten, in dessen Dienste sie Beute zu machen hofften. Dem Herzog Albrecht hatten sie schon 1488 die Friesen unterjochen helfen. Und so hatten sie schon für manchen andern Fürsten gefochten. Ihr Anführer Junker Schlenz stammte vermuthlich aus der meißnischen Familie der Herren von Schleinitz. Christiani Gesch. der Herzogth. Hollstein und Schleswig unter dem oldenb. Hause, I, 192. Wahrscheinlich war die schwarze Garde eben diejenige, welche die Franzosen les bandes noires nennten; wenigstens mag sie eben so wie diese von den schwarzgestreiften Fahnen ihren Namen bekommen haben. Hegewisch Mar. I, Th. II, S. 199.

m) Häberlin, S. 65 – 68.

Digitized by Google

stellte sich eher ein, als man sie erwartete. Der Herzog Magnus von Braunschweig, dem sie das Hadlerland erobern half, war froh, sie wieder los zu werden. Eine so zahlreiche Mannschaft lange ohne Beschäfftigung zu lassen, würde sowol der Casse der Fürsten, als der Ruhe ihrer Unterthanen sehr nachtheilig gewesen seyn. Man beschloß demnach, das Ende des Stillstandes nicht erst abzuwarten.

1500 im Febr. K. Christian rückt in ihr Land ein.

22. Das vereinigte Heer rückte also gegen das Land der Dithmarscher heran, aber langsam, und mit unterbrochenen Zügen, um durch den furchtbaren Anblick dieser Macht einen desto tiefern Eindruck zu machen. Wirklich riethen schon einige Dithmarscher, der vaterländischen Denkungsart ungetreu, sich ohne Schwerdtschlag zu ergeben. Andre aber, und sogar Weiber, munterten sie auf, für die Freyheit alles zu wagen; sie erinnerten sie zugleich an die Thaten ihrer Vorfahren, und durch diese Erinnerung erzeugten sie ihnen den tapfern Entschluß, für die Behauptung der Freyheit lieber rühmlich zu sterben, als dieses unschätzbare Gut ohne Gegenwehr schimpflich aufzuopfern, und bald verwandelte sich ihr Muth in trotzigen Hohn. Man achtete nun des anziehenden Feindes so wenig, daß man zu Windbergen eine Hochzeit mit Trommeln und Pfeifen, und mit wilder Freude feierte. Nur die Bewohner des Geestlandes wichen mit den Gütern, die sie fortbringen konnten, in die Marsch. Einige Dithmarscher, die sich bey dem einbrechenden Heere befanden, führten dasselbe gerade vor Meldorf. Das kleine, fast gar nicht befestigte Städtchen wurde leicht erstürmt. Die wenigen Miethsoldaten, welche dessen Besatzung ausmachten, entflohen, und verbreiteten auf ihrer Flucht überall Furcht und Schrecken. Alles, hieß es, wäre nun verlohren. Von Meldorf lief, wer laufen konnte. Greise, Kranke, Weiber und Kinder, die zurückbleiben mußten, wurden ohne Erbarmung umgebracht. Ein so unbarmherziges Verfahren schreibt man hauptsächlich der großen Garde zu. Die Angst sollte die Dithmarscher zur Unterwerfung bringen. Das Heer blieb eben deswegen drey Tage lang zu Meldorf stehen, um zu erwarten, ob etwa der Feind, schon vom Anfange des Krieges abgeschreckt, freywillig Gehorsam angeloben würde. Allein man wartete vergeblich. Die meisten Dithmarscher beseelte, der augenscheinlichsten Gefahr ungeachtet, noch immer der unverzagte Freyheitsgeist ihrer Vorfahren. Ihre überlegene Feinde schickten Kundschafter aus, um ihre Anschläge auszuforschen. Sie wurden aber alle von ihnen gefangen, und bis auf Einen (es war ein Friese) erschlagen. Von diesem erzwangen sie durch Martern das Geständniß der Maaßregeln, welche das vereinigte Heer auf seinem Zuge nehmen, daß es am nächsten Montage nach Hemmingstädt fortrücken, und von da weiter nach der Heide ziehen werde. Diese Entdeckung war vielleicht das einzige, was ihre unvermeidlich scheinende Ueberwältigung verhindern konnte. Auch säumten sie nicht, von derselben Gebrauch zu machen. In der Nacht zwischen dem Sonntag und Montag führten sie vor dem Wege, durch den ihre Feinde einbrechen wollten, eine Schanze auf, die sie mit einigen Kanonen, und mit einigen hundert Mann besetzten. Den Muth, den ihnen Freyheitsliebe einflößte, durch Begeisterung der Religion noch zu erheben, ließen sie, zur Ehre und in Hoffnung auf die Hülfe der heiligen Marie, eine Jungfrau aus Hogenwörden, als Panierführerin, mit Vortragung des Crucifixes, den Streithaufen andächtig in die Schanze führen. Sodenn waren sie vorsichtig genug, sich

auf

auf die erfolterte Aussage des Friesen nicht ganz zu verlassen. Sie warfen vielmehr auch an andern Orten, wo die Feinde eindringen konnten, Wälle und Schanzen auf.

23. Die Jahrszeit, die der König zu dieser Unternehmung gewählt hatte, begünstigte sie allerdings. Der Frost machte den leimigen Marschboden fest genug, Fußvolk, Reiteren, Geschütz und Lastwagen tragen zu können. Aber zum Unglücke fiel ein starkes Thauwetter ein, welches die Wege tief und ungangbar machte. Am sichersten wäre es jetzt gewesen, ganz stille zu liegen, und günstigeres Wetter abzuwarten. Auch rieth hierzu der Feldmarschall Hans von Alefeld, dem fast alle holsteinische Herren beypflichteten. Nur Junker Schlenz, der Anführer der großen Garde, dachte hierüber anders. Man müßte (meynte er) keine Zeit versäumen; das feuchte nebelichte Wetter könnte nicht hinderlich seyn, und vielleicht möchte sich die Luft am Tage aufheitern; ja es könnte wol gar vortheilhaft seyn, den Feind unter Begünstigung dunkler Luft zu überfallen. Der Anschlag kam von einem kriegserfahrnen Manne her, der schon ehedem und noch neulich in Marschländern gestritten hatte, und dessen Leute schon daran gewöhnt waren; er kam von dem Anführer eines Haufens her, von dessen Streitbarkeit man eine hohe Erwartung hatte. Dies macht es weniger befremdlich, warum er des Königs Beyfall erhielt, so sehr ihm auch die des Landes kundigen Kriegsmänner widersprachen. Genug, das Heer zog am bestimmten Tage mit klingendem Spiele und fliegender Fahne, und zugleich unter dem Getöse des abgefeuerten Geschützes, von Meldorf aus nach Hemmingstädt. Voran zog die große Garde, und das Fußvolk, ein Haufe von Bürgern und von Bauern. Die Garde führte Flechten von Weidenholz bey sich, durch deren Hülfe sie leicht über die Graben zu kommen hoffte. Dem Fußvolk folgte, in dickgedrängten Haufen, die Reiterey. Das Geschütz ward theils vorauf, theils hintennach geführt. Jeder Streiter rechnete ganz gewiß auf den Sieg, weil er die Heldengarde im Vorderzuge wußte, und diese Erwartung schien so sicher, daß man, die Beute aufzuladen, schon viele Wagen und Schlitten nachfahren ließ. Wie bald wurde man aber von der Unzuverlässigkeit dieser angenehmen Hoffnungen überzeugt! An beiden Seiten des eingeschränkten Weges waren tiefe Graben. Die aus denselben im vorigen Sommer ausgeworfene leimige Erde hatte den Weg noch tiefer gemacht. Während daß aber die Füße mit großer Mühe sich fortarbeiteten, mußte der übrige Theil des Körpers durch ungestüme Witterung leiden. Ein scharfer Nordwestwind trieb den königlichen Kriegsleuten so vielen Schnee, Hagel und Regen ins Gesicht, daß sie kaum die Augen öffnen konnten, daß sie von Kälte und Näße starrten. Zu diesem schon hinlänglich drückenden Ungemache gesellte sich noch eine durch Oeffnung der Schleusen, welche die Dithmarscher gegen die Zeit der ankommenden Fluth vorgenommen hatten, entstandene Ueberschwemmung, welche Wege und Graben kaum mehr unterscheiden ließ. Nur die Hoffnung, bald an eine bessere Gegend zu kommen, hatte die große Garde bisher noch aufgemuntert. Aber wie verschwand auch diese, als sie nach zurückgelegter Hälfte des bösen Weges die in der vorigen Nacht aufgeworfene Schanze auf einmal vor sich sah, als sie die schlimme Wirkung der auf derselben losgebrennten Kanonen unter ihren Haufen gewahr wurde; eine Wirkung, die um so zuverlässiger war, je mehr die Richtung des auf der Schanze aufge-

Unglücklicher Fortgang dieses Feldzuges.

pflanzten Geschützes gerade den Weg traf, und je weniger die Mannschaft den Kanonen ausweichen konnte. Die vordersten von dem königlichen Fußvolk kamen zwar glücklich aufs Land, indem sie auf ihre langen über die Graben gelegten Spieße Flechten aus Weidenholz warfen, und sodenn Bretter darüber legten; aber dadurch waren sie noch lange nicht aus dem Gedränge heraus. Das überall mit Graben durchschnittene Land erlaubte nirgends eine völlige Schlachtordnung. Das Geschütz, das man gegen die Schanze aufführte, konnte wegen des widrigen Windes und des heftigen Regens gar nicht abgefeuert werden. Dabey waren die Dithmarscher so verwegen, daß sie sich sogar über dasselbe herstürzten, und es umwarfen. Einige dieser kühnen Leute kamen durch das anhaltende Feuer ihrer eignen Schanze um.

Niederlage des königlichen Heeres.

24. Das vereinigte Heer befand sich in der sichtbarsten Verlegenheit. Man versuchte, den Feinden den Wind abzugewinnen, und sie denn mit überlegener Macht von allen Seiten her anzufallen. Allein drey bis vierhundert Dithmarscher, die aus ihrer Schanze herausstürzten, um mit eben so vielen Tausenden zu streiten, sprangen über die Graben, griffen die Garde und das Fußvolk an, wurden zweymal zurückgeschlagen, und setzten dennoch immer wieder an. Die überlegene Menge der königlichen Kriegsleute machten Boden und Umstände völlig unwirksam. Die wegen ihres Muthes und ihrer Tapferkeit so hochberühmte Garde dachte nun auf die Flucht, welche aber von den auf allen Seiten herbeyeilenden Haufen von Dithmarschern mächtig gehemmt wurde. Der Gedanke, ein Kriegsvolk zerschmettert zu haben, daß noch jedem Lande schrecklich gewesen war, das für unüberwindlich gehalten wurde, erhitzte den Muth der streitenden Bauern immer mehr. Sie schlugen nun auch auf das übrige Fußvolk los, und hatte ja auch einer das Glück, ihrem rüstigen Arme zu entgehen, so fand er seinen Tod im Wasser. So retteten sich nur wenige. Noch hatte die Reiterey dem traurigen Schauspiele nur in der Ferne zugesehen. Sie konnte so wenig zum Treffen kommen, als der lebensgefahr ausweichen. Vor ihr lag die Menge der Erschlagenen; ohne Aufhören ängstigte sie das Feuer der verderblichen Schanze; auf beiden Seiten waren tiefe Graben; im Rücken schlossen sie die von Leuten und Pferden verlassenen Rüst- und Proviantwagen des Heeres, gleich einer Wagenburg, ein. Eingeschlossen in einem engen Raume, und unvermögend, ihr Leben theuer zu verkaufen, sahen nun so viele tapfere Leute dem gewissen Tode entgegen. Die Dithmarscher, gewohnt über Graben zu setzen, eilten mit langen Spießen, Armbrusten und Bogen von den Seiten herzu, und munterten einander wechselsweise auf, nur die Pferde, nicht die Reiter, zu verwunden, und zu tödten. Das that eine schreckliche Wirkung. Die verwundeten Pferde sprangen, schlugen, wurden wüthend, warfen die Reiter ab, zertraten sie, und stürzten sie in den Graben. Unordnung und Verwirrung nahmen immer stärker zu; das Schreyen der Unglücklichen wurde immer lauter, und suchte einer derselben auch einen Ausweg zur Flucht, so verbarg oder erschwerte ihm denselben die von Schnee, Regen, Nebel und Dampf der schwitzenden Pferde verfinsterte Luft, und wenn auch einige von den vordersten Reitern über die mit den Leichnamen des erschlagenen Fußvolks angefüllten Graben sich hinausarbeiteten, so stürzten sie wieder in andre Graben, so fanden sie den Tod, dem sie auf dem Kampfplatze entgangen waren, im Wasser. Es war in der That mehr ein Niedermetzeln, als ein Treffen.

Man-

Mancher tapfre Streiter fiel, ohne sein Schwerdt gezuckt zu haben. Der König und der Herzog entkamen, man weiß nicht wie, mühsam, und nur mit wenigen Begleitern. So wurde in Zeit von drey Stunden, denn länger dauerte das Gefechte nicht, eins der größten Heere dieses Jahrhunderts aufgerieben. Aber für die muthigen Dithmarscher stritt auch Himmel und Wasser. Der traurige Ueberrest ihrer Feinde, und die Besatzung in Meldorf, zogen sich schleunig nach Hollstein zurück. Die Dithmarscher konnten sie immer ziehen lassen. Die Erschlagenen gewährten ihnen eine reiche Beute an Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, Pferden und Waffen. Gold und Silber bekamen die Dithmarscher in solchem Ueberflusse, daß es ihnen, wenigstens anfangs, ziemlich gleichgültig war, ob sie an eine schwarzgewordene goldne Kette, die sie für Eisen hielten, Hunde legten. Mit den Kammerwagen des Königs und des Herzogs erbeuteten sie unermeßliche Schätze an allerley goldnem und silbernen Geschirre. Es fielen ihnen überdies dreytausend Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, es fiel ihnen unter andern die berühmte Dannebrogsfahne, die der erschlagene Feldmarschall von Alefeld geführt hatte, in die Hände. In Ansehung der Zahl der Getödteten stimmen die Nachrichten so wenig überein, daß sie zwischen vier und vierundzwanzigtausend schwanken. Außerordentlich groß war die Niederlage ganz gewiß. Die Dithmarscher sollen nicht mehr als etwa drey hundert Mann verlohren haben. Unter den Gebliebenen befand sich auch Junker Schlenz, der Anführer der großen Garde. Der kühne, durch einen hohen Körperbau ausgezeichnete Mann forderte, wie man erzählt, einen Dithmarscher zum Zweykampf heraus. Es trat ihm einer aus Neukirchen entgegen. Der Dithmarscher war mit einer Hellebarthe, der Junker aber mit einem langen Spieße bewaffnet. Lange blieb das Gefechte unentschieden. Endlich war der Dithmarscher so glücklich, seinen Gegner auf den Boden zu strecken. Den schwergerüsteten Mann zu verwunden, war ihm unmöglich; er tödtete ihn also durch das Gewicht seiner Füße. Der erschlagenen Ritter und Edlen waren so viel, daß nur wenig hollsteinische und dänische Familien dadurch nicht in Trauer versetzt wurden. Unter ihnen befanden sich auch die Grafen Adolph und Otto von Oldenburg und Delmenhorst n). So vereitelten die tapfern und entschlossenen Dithmarscher, von Wind und Wasser unterstützt, eine der glänzendsten Unternehmungen dieses Zeitalters. Dithmarscher, Schweizer und andre Deutschen zeichneten sich damals durch Thaten aus, die sie den bewundertsten Helden der alten Welt an die Seite setzen.

Sechster Abschnitt.
Luthers erste Unternehmungen.

1.

Allgemeine Betrachtungen über die Reformation.

Wenn die Deutschen bisher in Krieg und Fehde verwickelt waren, so kämpften sie entweder für Freyheit, oder aus Eigennutz, oder auch zum Zeitvertreibe. Seine Mitbrüder zu bekriegen, weil sie andre Religionsgesinnungen hatten, das war (denn

n) Christiani Gesch. der Herzogth. Hollstein und Schleswig unter dem oldenb. Hause I, 183 — 213.

Judenverfolgungen kann man keine Religionskriege nennen) seit dem erbitterungsvollen Hussitenkriege nicht weiter vorgekommen. Unter Carls V. Regierung hob sich aber jene lange Reihe unseliger Religionskriege an, welche die durch Luthers Reformation erzeugte Uneinigkeit unter den Bewohnern Deutschlands veranlaßte; Kriege, die, weil sie den ihnen so viel Privatleidenschaft der Streiter mit ins Spiel mischt, alle andern an Heftigkeit übertreffen; die unser armes Vaterland auf hundert und zwanzig Jahre hindurch entvölkerten und verwüsteten, und es am Ende großen Theils in eine traurige Einöde verwandelten. So theuer mußten die Deutschen die Wohlthaten erkaufen, die ihnen durch Luthers Glaubensverbesserung zuflossen! Doch Wohlthaten, die sie nicht theuer genug erkaufen konnten. Die Reformation gleicht einem Sturme, der, nachdem er Häuser und Bäume niedergerissen hat, die Luft von schädlichen Dünsten reiniat, und sie zum Einathmen gesunder und heilsamer macht. So sehr auch in der Geschichte dieser Reformation dem kurzsichtigen Beobachter manches wunderbar, manches als Beweis einer besondern göttlichen Vorsehung erscheint, so höchst natürlich und begreiflich zeigt sich, alle Umstände genau verglichen und erwogen, der Gang der ganzen Begebenheit. Luther hätte hundert Jahre früher, hätte zu Hussens Zeiten, gerade der große, der unternehmende Mann seyn können, der er hundert Jahr später war, und die Reformation des Glaubens hätte höchst wahrscheinlich dennoch weder so großen, noch so dauerhaften Beyfall gefunden. Der Zeitpunct, wo Luther auf dem großen Schauplatze der Weltbegebenheiten erschien, war zur Ausführung seines zufällig entworfenen und nur allmählich erweiterten Planes der schicklichste. Es war zur Ausführung desselben alles schon so sehr als möglich vorbereitet. Deutschland besaß nunmehr schon eine beträchtliche Anzahl von Universitäten, die, indem sie den lernbegierigen Jünglingen die Bekandtschaft mit den Wissenschaften so sehr erleichterten, die Aufklärung nothwendig immer merklicher befördern mußten. Auf diesen Universitäten bildeten sich, der unsinnigen scholastischen Lehrart ungeachtet, Männer, die das Glück, frey zu denken, zu schätzen und zu genießen wußten. Unter ihren Lehrern befanden sich nunmehr auch scharfsinnige und geschmackvolle Köpfe, wie Agricola, Celtes und Reuchlin. Das durch diese und andre erneuerte Studium der griechischen und römischen Classiker mußte den Unsinn der scholastischen Philosophie aus dem Reiche des Verstandes nothwendig vertreiben. Mit der scholastischen Philosophie mußte aber zugleich das ganze der gesunden Vernunft so widersprechende Gebäude der Hierarchie zusammenstürzen. Die zur Beförderung dieses Umsturzes nöthigen Wahrheiten ließen sich jedoch ohne Druckerey unmöglich geschwinde genug unter das Publicum verbreiten. Ohne von dieser edlen Kunst unterstützt zu werden, hätte Luther seine Sätze, seine Predigten, seine Gesänge, seine Bibelübersetzung, seinen Catechismus, die seine Unternehmung so mächtig beförderten, nur mit vielen Schwierigkeiten, oder gar nicht unter die gemeinen Leute bringen können. Wenn aber der gemeine Mann in Deutschland von der Wahrheit desjenigen, was ihm Luthers Schriften sagten, überzeugt werden sollte, so war durchaus eine dieser Ueberzeugung angemessene Stimmung der Gemüther nöthig. Seine eigne Erfahrung mußte es ihm fühlbar gemacht haben, daß der wittenbergische Professor Recht hatte; und daß er zu dieser Fühlbarkeit schon lange vorbereitet war, das hat uns die vorige Geschichte augen-

augenscheinlich genug gezeigt. Der Landesherr konnte die Vortheile, die ihm Luthers Glaubensrevolution gewährte, auch nicht lange verkennen. Erstlich befreyte sie ihn nicht allein von dem Joche der geistlichen Gerichtbarkeit; sie erhöhete, indem sie ihn auch in Religionssachen zum höchsten Oberhaupte seiner Unterthanen machte, seine Landesherrnrechte sehr ansehnlich; sie ließ ihm in den beträchtlichen Gütern der eingezogenen Klöster auch manche schöne Vergrößerung seines Gebietes entgegen schimmern. Dem Beyspiele des mächtigen Fürsten folgte oder mußte der benachbarte Graf oder Herr, oder die benachbarte Reichsstadt folgen. Seine Unterthanen waren meistens schon größtentheils für die neue Lehre eingenommen. Er durfte ihnen also nur ein freyes Bekenntniß derselben gestatten. So wurde Luthers Glaubensverbesserung in den meisten Ländern eingeführt. Ob die Reformation gerade auf jedem deutschen Boden ihr Gedeihen gefunden hätte, das läßt sich nicht so geradezu entscheiden; sehr wahrscheinlich war jedoch Obersachsen gerade eins von den Ländern, wo ihr erstes Fortkommen die wenigsten Schwierigkeiten finden konnte. So ward also Luthers Unternehmung von allen Seiten begünstigt!

Der Deutschen Beschwerden über den Pabst.

2. Daß mancher deutsche Bürger und Bauer, daß mancher deutscher Fürst und Edelmann nach einer Hauptveränderung im geistlichen Staate sich sehnte, das beweisen die seit der costnitzer Kirchenversammlung so häufig vorkommende Beschwerden, welche die deutsche Nation über das Oberhaupt der Kirche führte; Beschwerden, die sich besonders unter Maximilians Regierung immer lebhafter äußerten. Selbst Maximilian wünschte eine Abstellung derselben mit Sehnsucht. Er glaubte, so gut wie der König von Frankreich ein Recht zu haben, die Eingriffe, die sich der Pabst in die seiner Oberaufsicht anvertraute Kirchenverfassung erlaubte, nicht länger zu dulden, und denselben durch eine pragmatische Sanction vorzubeugen. Er schickte ein Exemplar des Vertrages, den der König von Frankreich in Rücksicht dieses Punctes mit dem Pabste geschlossen hatte, an den straßburgischen Professor der Theologie, Jacob Wimpheling, einen der scharfsinnigsten Theologen seiner Zeit, und man vermuthet eben deswegen, daß Wimpheling von ihm den Auftrag bekommen habe, die Beschwerden, welche die deutsche Nation zu führen hatte, in einer Schrift, die auf dem augsburgischen Reichstage vom Jahre 1510 überreicht wurde, möglichst einleuchtend zu schildern *). Wenigstens hätte er sich in diesem Betrachte an niemand besser wenden können, als an Wimphelingen, der über verschiedene in der Kirche herrschende Mißbräuche im freymüthigen und ziemlich beißenden Tone geschrieben hatte; an einen Mann, den es als einen feurigen Patrioten verdroß, daß die deutsche Kirche vom Pabste sclavischer sollte behandelt werden, als die französische. Wimpheling legte, wie man glaubt, den schon von dem weisen Churfürsten Berthold von Maynz gemachten Entwurf dieser Beschwerden zum Grunde. Die Schrift, worin er sie vorstellte, wurde dem Kaiser im Namen der Churfürsten, Fürsten und Stände übergeben. Die Gegenstände, die sie betrafen, kennt man schon aus der

*) Doch wurden jene Beschwerden eher überreicht, als der kaiserliche Geheimsecretair Jacob Spiegel bey seinem Onkel Wimpheling mit der französischen Sanctio pragmatica anlangte. Häberlin, IX, 482.

Digitized by Google

vorigen Geschichte p). Daß der Pabst die Besetzung der deutschen Bischofthümer und Prälaturen so eigenmächtig behandelte; daß er unter dem Namen von Annaten, von Ablaß, und von Zehnten zum Türkenkriege so ungeheure Summen nach Rom zog; daß er deutsche Rechtshändel ohne Unterschied vor seinem Richterstuhle zu entscheiden sich anmaßte — das waren Bedrückungen, über welche vornehme und niedre Deutschen millionenweise seufzten. Man ersuchte den Kaiser, die Abstellung dieser Beschwerden nachdrücklichst zu befördern; Maximilian schien hierzu auch nicht abgeneigt; wenigstens gab er noch in diesem Jahre von Inspruck aus einen Befehl, durch welchen den Geistlichen der Besitz mehrerer Pfründen zu gleicher Zeit verboten wurde;
1515 auch ließ er einige Jahre hernach eine merkwürdige Verordnung an die Stadt Augsburg ergehen, den dasigen Predigermönchen, die vom Pabste, zur Erbauung ihrer Kirche und Klöster, die Erlaubniß bekommen hatten, den Ablaß in einigen Reichsstädten einzusammlen, diese eigenmächtig unternommene Sammlung nicht nur zu verbieten, sondern auch das davon vorhandene Geld in Verwahrung zu nehmen, und bis auf weitern Befehl innezubehalten q). Dies war jedoch auch alles, was Maximilian, so viel man weiß, zur Abstellung der Misbräuche im Kirchenstaate gethan hat. Wenn er sich aber in diesem Puncte nicht thätiger bewies, so entschuldigt ihn schon die Lage, in der er sich befand. Maximilian durfte es, wegen der italienischen Angelegenheiten, nicht wagen, den Pabst zu beleidigen. Er war auch immer mit zu vielen Gegenständen auf einmal beschäftigt, als daß er Einem derselben seine ganze Aufmerksamkeit hätte widmen können. Sodenn riethen ihm ja diejenigen selbst, die ihn um die Abstellung der geistlichen Misbräuche ersuchten, die größte Behutsamkeit und Vorsicht an. Sie erinnerten ihn sogar daran, wie der päbstliche Bann einige von seinen Vorfahren unglücklich gemacht habe; sie machten ihn darauf aufmerksam, daß die Bischöfe den Pabst am Ende doch nicht verlassen würden; sie führten ihm überhaupt noch so viele andre Bedenklichkeiten zu Gemüthe, daß man fast glauben sollte, der Verfasser der Beschwerdenschrift habe ihn eher abschrecken, als aufmuntern wollen r). Auf diese Art wird es höchst begreiflich, warum Maximilian seinen Eifer für die gute Sache nicht lebhafter zeigte.

Häufige Aenderungen der selben.

3. Dies war jedoch auch gar nicht der Weg, den die Vorsehung der Reformation vorgezeichnet hatte. Sie sollte nicht vom Throne in die Hütte steigen, sondern umgekehrt von der Hütte sich zum Throne hinaufschwingen. Nur auf diese Art konnte sie Dauer und Festigkeit erlangen. Es war schon wichtig genug, daß Maximilian und andre erhabene Männer Deutschlands die in der Kirche eingerissenen

p) Sie waren in der übergebenen Schrift in zehn kurzen Sätzen vorgestellt, und es herrschten in denselben Ausdrücke, welche des Concipienten Verdruß und Unwillen über die päbstlichen Anmaßungen deutlich verriethen. Die Regierung der Kirche (heißt es z. B. im siebenten Satze) würde Unwürdigen anvertraut, die sich besser zu Mauleselhirten, als zu Menschenvorstehern schicken. Die Gründe, welche die Deutschen gegen die Gelderpressungen des päbstlichen Hofes anführen sollten, klingen zum Theil sonderbar. Deutschland hätte so viel Wittwen, Waisen, Kranke, und arme Mädchen, die sonst Huren werden könnten, imgleichen Hausarme, und von venerischen Krankheiten angesteckte, mit welchen leider ganz Deutschland angefüllt wäre, zu erhalten. Gravamina Nationis Germ. ap. Freher. II, 673. seqq. Hegewisch Cultursesch. II, 143.

q) Häberlin, IX, 481. 659.

r) Hegewisch, S. 144.

Digitized by Google

nen Misbräuche laut und öffentlich misbilligten, daß sie von der Nothwendigkeit ihrer Abstellung überzeugt waren. Von diesen großen Beyspielen aufgemuntert, wagten es allmählich immer mehr aufgeklärte Theologen, und selbst einige Männer von der höhern Geistlichkeit, in die allgemeinen Klagen nicht nur mit einzustimmen, sondern in ihrem Wirkungskreise sich sogar thätig zu beweisen. Der Bischof Johann von Meißen, aus dem Geschlechte der Herren von Salhausen, einer der edelsten und würdigsten Bischöfe des damaligen Deutschlands, duldete in seinem Bischofsbezirke durchaus keinen Ablaßprediger, ungeachtet er zu Rom deswegen verklagt wurde, und der Bischof Lorenz von Wirzburg [s]) gab Luthers ersten Verbesserungsversuchen lauten Beyfall, indem er den Churfürsten Friedrich von Sachsen dringend ermahnte, den frommen Mann Luther, der von seinen Gegnern mit Unrecht verfolgt würde, ja nicht zu verlassen [t]). Der Professor und Dompredigt zu Erfurt, Sebastian, äußerte seinen Unwillen über den verderbten Zustand der Kirche sogar auf der Canzel, und sein Eifer erwarb ihm den Beyfall der Studenten und der Bürger; aber die Geistlichkeit und der Stadtrath waren mit seinen patriotischen Bemühungen so unzufrieden, daß sie ihn die Stadt zu verlassen nöthigten [u]). Keiner unter allen diesen wackern Männern rügte den Unfug der päbstlichen Usurpationen vielleicht freymüthiger und eindringender, als jene Abgeordnete des Bischofs von Lüttich, der, als er auf dem augsburgischen Reichstage vom Jahre 1518 seine Meinung über den Türkenkrieg sagen sollte, eine Rede ablas, welche über die Eingriffe des Pabstes in die Rechte der deutschen Kirche, und über die Kunstgriffe des römischen Hofes, den Deutschen das Geld abzunehmen, die heftigsten Klagen anstimmte. Einige aus der Versammlung äußerten zwar über diesen beißenden Angriff des heiligen Stuhles die ernstlichste Misbilligung, und wollten den Urheber derselben als einen Störer des innern Friedens der Kirche betrachtet wissen; andre zeigten sich aber gleichfalls als geistvolle Gegner des Pabstes. Es ging ein geschriebener Aufsatz herum, der, als eine Rede an die Fürsten eingekleidet, den Vortrag des päbstlichen Legaten Cajetano, durch den er zum Türkenkriege ermuntert hatte, Punct für Punct widerlegte. Es wäre (wurde in demselben behauptet) kein Theil der Christenheit, den der römische Hof nicht hintergangen hätte; am meisten aber befände sich Deutschland in diesem Falle; man müßte nicht geschehen lassen, daß Satans Engel sich in einen Engel des Lichts verkleide, daß er das Volk wähnen mache, es bringe seine Opfer Gott, wenn es sie dem Geize lasterhafter Menschen bringe. Den Türken zurückzuschlagen, wäre ein rühmliches Vornehmen, aber der Türk, den man am meisten zu fürchten hätte, wäre nicht aus Asien gekommen, sondern in Italien zu finden; gegen jenen könne Deutschland sich immer noch genug vertheidigen; zur Bezwingung der italienischen Türken hätte aber die ganze Christenheit nicht Macht genug; der Bann, vor dem sich einige im Weigerungsfalle fürchteten, habe gar nichts zu bedeuten; der Himmel werde nicht gerade auf den Wink eines Florentiners (des

s) Ein gebohrner Herr von Bibra; ein Vorfahr des edlen Mannes, der sich als Herausgeber des Journals von und für Deutschland um das Vaterland ausgezeichnete Verdienste erwirbt!

t) Planks Gesch. des protestantischen Lehrbegriffes, B. 1, S. 79.

u) Gesch. Thüringens, IV, 255.

Digitized by Google

(des Mediceers Leo X.) zürnen, oder sich versöhnen lassen, und alles Geld, das die Deutschen, wenn sie treuherzig genug wären, aufbringen würden, wozu würde es sonst dienen, als zur Vergrößerung des florentinischen Hauses? was würde es anders seyn, als ein Tribut, den die deutschen Stände dieser ehrsüchtigen Familie entrichteten? Für den Verfasser dieses Aufsatzes hielt man damals und noch lange hernach den berühmten Ulrich von Hutten, einen Mann von kühnem feurigen Geiste, und von angenehmen Talenten, der zu beißenden, satyrischen Declamationen eine vorzügliche Anlage hatte. Er wohnte dem damaligen Reichstage bey, und wahrscheinlich mag er den Eindruck, den jener Aufsatz zurückließ, in Gesellschaften und im Umgange, bey jeder Gelegenheit, die ihm als einem Ritter aus einem angesehenen Hause nicht fehlen konnte, durch seine feurige Beredtsamkeit und durch seinen lebhaften Witz noch merklich verstärkt haben m). Die Habsucht des päbstlichen Hofes hatte also den Unwillen der Deutschen schon lebhaft genug erregt, und wie manche Beyspiele von Aeußerungen desselben mögen uns unbekandt geblieben seyn! Wenn nun ein wittenbergischer Professor der Theologie den Muth hatte, eine Reihe dem schändlichen Ablaßhandel entgegengestellter Sätze öffentlich anzuschlagen, so war dies weder etwas ganz Neues, noch etwas ganz Unerhörtes. Wenn aber eben dieser Professor das Gebäude der Hierarchie in einem großen Theile Deutschlands umstürzte, so lag dies nicht sowol in einem reiflich überlegten Plane, als in Umständen, die ihn dazu aufforderten, in Ereignissen, die sein Unternehmen begünstigten.

Geschichte des Ablaßhandels.

4. Die erste Veranlassung zu Luthers Angriff der in der Kirche herrschenden Misbräuche gab der bey den Deutschen so allgemein verhaßte Ablaßhandel, der schon seit mehrern Jahrhunderten sich außerordentlich erweitert hatte n). Anfangs sollte, einer Verordnung des Pabstes Innocenz III. zufolge, nur bey Kirchweihfesten ein Ablaß von vierzig Tagen verkündigt werden. Die Päbste, die sich vermöge ihrer uneingeschränkten Machtvollkommenheit so viel erlaubten, trugen aber bald kein Bedenken, dieser Vorschrift entgegen zu handeln. Erstlich ertheilten sie den Sündenvergebungsschein auf mehrere Jahre, oder gar auf die ganze Lebenszeit, auf Kinder und Kindeskinder; sodenn dehnten sie ihn auch auf alle Arten von Verbrechen aus, deren sich der Besitzer desselben schuldig machen würde. Hauptsächlich bewog sie hierzu ihr Eifer für die Kreuzzüge, wo der Ablaß gleichsam das Handgeld oder die Vergütung der Geldbeyträge vorstellte. Ursprünglich mochte man freylich nur äußerliche Kirchenbußen haben vergeben wollen; aber der gemeine Mann zielt es frühzeitig für einen Nachlaß der Sündenschulden selbst. Die Geistlichkeit war so gefällig, seinem süßen Wahne zu schmeicheln. So entstand allmählich ein neues System der Sündenvergebung, das sich auf folgende Sätze gründete. Zur Versöhnung der Menschen mit Gott wäre es schon hinlänglich gewesen, wenn Christus auch nur Einen Tropfen Blutes vergossen hätte; mit seinem Leiden und Tode habe er ungleich mehr geleistet, als zur Erreichung jener Absicht erforderlich gewesen wäre; hierdurch habe er der christlichen Kirche einen unerschöpflichen Schatz angelegt, der durch den Werth der Verdienste und guten Werke so vieler Heiligen noch immer vermehrt worden sey; dieser Schatz verdienstlicher Werke sey dem Statthalter Christi zur Vertheilung unter die Christen anvertraut, und dieser könne einem jeden derselben

m) Hegewisch, S. 162.

n) Band II, S. 46.

selben entweder so viel zuschreiben, als demselben an eignen guten Werken abginge, oder ihm an Sünden von dem, was in jenem Schatze schon gutgemacht sey, das nöthige abschreiben und ablassen u). Sehr natürlich bildeten diese Behauptungen einen ordentlichen Handel. Da der Pabst der Hauptverwalter dieses großen Ablaßcomtoirs war, so folgte daraus, daß er nicht nur äußerliche Kirchenstrafen erlassen, sondern auch, doch unter vorausgesetzter Reue und Buße, und unter gewissen Bedingungen, mehr oder weniger Vergebung der Sünden ertheilen könne. Solche Bedingungen waren ehedem bald Kreuzzüge, bald Wallfahrten zu Jubelfesten nach Rom, bald Geldbeyträge zu Kriegen gegen die Türken, zur Erbauung neuer Kirchen, oder zu andern ähnlichen Absichten. Leute, die Geld hatten, konnten also sündigen, so viel sie wollten, ohne dabey die ewige Seligkeit zu verscherzen. Natürlich mußte ein so bequemes Mittel, sich seiner Sündenlast zu entledigen, vielen Beyfall finden. Die Ablaßscheine fanden immer größern Absatz, und der Handel ging immer besser. Der allgemeine Ablaß, den man sonst nur alle hundert Jahre verkündigte, wurde jetzt alle funfzig, und am Ende gar alle fünf und zwanzig Jahre ausgeschrieben x). Man wußte aber auch außer dieser Zeit Gelegenheiten genug zu machen, und zu benutzen, wo die Klugheit und das Wohl der Kirche den heiligen Vätern rieth, ihre Schätze aufzuthun, und gegen baares Geld umzutauschen. In Rom selbst wurde ohnedies der Handel mit Indulgenzen immer fortgetrieben, und mit einer Ordnung geführt, die dem rühmlichsten Handel auf der Welt würde Ehre gemacht haben. Man hatte für alle Arten von Sünden, selbst für solche, die vielleicht nur der Einbildungskraft eines müßigen Casuisten ihr Daseyn und ihren Namen verdankte, eine förmliche Taxordnung, und es war für jeden Ablaß der Preis nach höchst sonderbaren Bestimmungsgründen festgesetzt. Lange bezog sich dieser Ablaß nur auf die zeitlichen Strafen, welche die canonischen Rechte für gewisse Sünden bestimmten. Aber bald dehnte man die Gerichtbarkeit der Nachfolger des heiligen Peters auch auf das Fegfeuer, und die Strafen in der künftigen Welt aus; die gutherzige leichtgläubigkeit der dazu vorbereiteten Zeitgenossen ließ sich das recht wohl gefallen, und es öffnete sich dadurch eine neue Quelle der reichsten Einkünfte, die überdies nie zu versiegen versprach.

Allgemeiner Ablaß Leos X.

5. Die Zuflüsse dieser unversiegbaren Quelle wollte auch Leo X. benutzen, um seinen Hang zur Pracht und Verschwendung desto länger zu befriedigen. Er schrieb, nach dem Beyspiele seiner Vorfahren Julius II. und Alexanders VI, welche dieses Mittel bey ihren Geldbedürfnissen so öfters dienlich gefunden hatten, einen allgemeinen Ablaß in Deutschland aus. Der Ertrag desselben sollte zum Bau der Peterskirche in Rom, des größten Denkmals priesterlicher Pracht, verwendet werden. Den Deutschen war es freylich nichts ungewohntes, dergleichen Ablaßbriefe aus Rom zu erhalten; sie hatten über die Misbräuche der Indulgenzen auch schon manchmal gestritten, geseufzt und geklagt; aber so unverschämt und so schändlich, als

u) Eine päbstliche Bulle Clemens VI. vom Jahre 1342 machte alle diese Sätze zu Glaubensartikeln. Plank, S. 30. u. f. f.

x) Dies geschah in dem Zeitraume von 1350 bis 1475, und also in Zeit von 125 Jahren. Plank, S. 33.

als damals, war dieser Handel doch noch nie getrieben worden. An der Spitze der damaligen deutschen Geistlichkeit stand ein Bruder des Churfürsten Joachims I. von Brandenburg, der Prinz Albrecht, der, noch keine vier und zwanzig Jahre alt, Bischof von Magdeburg und Halberstadt, und Churfürst von Maynz geworden war; der in dieser Würde und in diesem Alter die Rolle, die Leo im Großen spielte, im Kleinen vorstellte; der durch seine ausschweifende Neigung zur Pracht, zum Bauen, und zu andern Ergötzlichkeiten, die eben nicht gerade zum Staate eines Erzbischofs gehörten, die Einkünfte seiner Länder bald erschöpft hatte. Noch war er den Fuggern die dreyßig tausend Ducaten schuldig, durch die er das Pallium erkaufen mußte [a]). Er brauchte folglich höchst nöthig Geld. Nun war man schon seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts darauf gefallen, eigene päbstliche Commissarien in den Ländern herumzuschicken, und ihnen die Vollmacht zu geben, mit einem jeden über den ihm zu ertheilenden Ablaß in besondre Unterhandlungen treten zu können, und das Geld entweder nach Rom zu berechnen, oder als Pächter eine gewisse Summe dafür zu bezahlen [b]). Eine solche Ablaßcommission zu übernehmen, schämte sich jetzt auch der Churfürst von Maynz nicht. Er handelte mit dem Pabst auf die Hälfte des Ertrages. Reichlich sollte derselbe schlechterdings ausfallen. Zu seinem Untercommissär wählte er daher einen Mann, der wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit in solcher Angelegenheit bereits bekandt war. Johann Tetzel, ein Dominicanermönch, von Leipzig gebürtig, den er hierzu aussuchte, verband mit dem eigentlichen Mönchsgeist und der strengsten Mönchstheologie eines Inquisitors die gränzenloseste Unverschämtheit, verband mit derselben, was ihm sein Geschäffte am meisten erleichterte, alle jene niedrigen Künste pöbelhaftes Possenreißerey, die ihm bey dem sinnlichen Volke geschwinden Eingang verschafften, die sein Gewerbe bey diesem in eben dem Grade gewinnreicher machten, in welchem sie es bey dem bessern Theile der Nation entehrten. Mit der Beredtsamkeit des echten Marktschreyers wußte er seinen Ablaßscheinen eine solche Wirksamkeit beyzulegen, daß noch keiner seiner Vorgänger größeres Glück gehabt hatte [c]). Schon vor zehn Jahren spielte er zu Freyberg seine Rolle so vortrefflich, daß er in nicht mehr als zwey Tagen den armen Leuten zwey tausend Gulden abnahm. Wie wußte er aber auch nicht den gemeinen Mann durch das Feierliche, womit er seinen Einzug und seine übrigen Handlungen begleitete, hinzureißen! Der Ablaßbulle, die auf einem Stück von Sammt oder Goldstoff getragen wurde, gingen die Geistlichkeit, die Mönche, der Stadtrath, die Schule und die ganze Bürgerschaft, nebst Weibern und Kindern, mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Procession, entgegen. Man läutete die Glocken. In der Kirche empfing man die Bulle mit dem Orgelspiel. In der Mitte derselben stand ein rothes Kreuz mit dem päbstlichen Wappen. Die gemeinen Leute drängten sich ordentlich hinzu, um sich ihres kleinen Geldvorrathes mit frommer Begeisterung zu entledigen. Aber auch listige, ja selbst possierliche Streiche erlaubte sich Tetzel, wenn fromme Begeisterung ihm nicht hinlänglich zu wirken schien. Selbst Spinnerinnen und Wittwen, selbst solche, die von

a) Pütters Entwickelung, S. 346. b) Pütter, S. 345.
c) Plank, S. 29.

von Almosen lebten, wendeten, die Seelen ihrer Freunde aus dem Fegfeuer zu erlösen, zwey, drey, vier bis fünf Schneeberger an [b]).

6. Bald hätte der Churfürst Albrecht diesen herrlichen Mann nicht einmal bekommen. Der Pabst hatte den Guardian des Franciscanerordens zu Maynz zu seinem Untercommissär ernennt; diesem riethen aber verschiedene Ursachen, sich die Ehre dieses Geschäfftes zu verbitten. Erstlich wurden die Einkünfte der Mitglieder seines Ordens, die sie als Beichtväter zogen, durch den Ablaßhandel gar sehr geschmälert; sodenn war er, durch Tetzels unverschämtes Verfahren, bereits ein allgemeiner Gegenstand des Unwillens geworden. Der Churfürst mußte sich also nach einem andern Uebernehmer dieses Geschäftes umsehen, und da bot sich ihm zu seiner großen Freude Tetzel an. Von dieser Seite war also die Sache zur Richtigkeit gebracht. Nun kam es nur noch darauf an, was die Landesherren dazu sagen würden, denn diese konnten sich unmöglich entschließen, den Ablaß, der ihre Unterthanen seit einigen Jahren geplündert hatte, aufs neue zu verstatten. Albrecht merkte wol, daß er vor der Hand nicht durchdringen würde. Er machte daher im Magdeburgischen und Halberstädtischen den Anfang [c]). Die Unverschämtheit, mit der sich Tetzel dabey benahm, gränzt ans Unglaubliche. Der Pabst (sagte er) hätte mehr Macht, als alle Apostel, alle Engel und alle Heiligen, ja selbst als die Jungfrau Marie; denn diese wären noch alle unter Christus, aber der Pabst wäre Christus gleich. Christus hätte, seit seiner Himmelfahrt bis auf den jüngsten Tag, nichts mehr in der Kirche zu regieren, und der Pabst versähe indessen die Stelle seines Statthalters. Des Pabstes Macht, die Sünden zu vergeben, wäre so groß, daß er sogar den, der die Mutter Gottes geschändet hätte, von seiner Sünde lossprechen könnte, und Gott müßte sie alsdenn gleichfalls vergeben. Von sich selbst rühmte er, daß er durch seine Predigten weit mehr Seelen zum Himmel beförderte, als der heilige Peter dahin gesendet habe, und daß eine im Fegfeuer befindliche Seele, so bald der Groschen im Becken klinge, in den Himmel versetzt werde [d]). Wer hätte da nicht gern einige Groschen, ja Thaler geben sollen, um einem seiner Verwandten oder Freunde einen so wichtigen Dienst zu erweisen? Tetzel, der berufene Ablaßcommissär.

7. Aber von dem listigen Tetzel ließen sich nur unaufgeklärte Köpfe täuschen. Bey den Vernünftigern erregte sein den Menschenverstand empörendes Verfahren das innigste Misvergnügen. Man redte hier und da darwider, aber man that es entweder nicht laut, oder nicht nachdrücklich genug. Nur Einen unter diesen Edlen versetzten angebohrner Muth und günstige Umstände in die Lage, das schleunige Ende dieses Unfuges zu befördern, und dieser Mann war Martin Luther. Der niedrige Stand, in dem dieser Reformator gebohren wurde, gab ihm zu der großen Rolle, die er künftig spielte, wenig Hoffnung. Sein Vater, Hans Luther, ein Bergmann, wohnte in dem zwischen Eisenach und Salzungen liegenden Dorfe Möra. Der ergiebige Zustand der mansfeldischen Bergwerke, der ihm reichlichere Luther als Mönch. (1483)

b) Tenzels historischer Bericht von der Reformation Lutheri, Th. I, S. 100. u. f. f.

c) Schon in der päbstlichen Erlaubnißbulle waren, außer den Ländern der Markgrafen von Brandenburg, nur die Bezirke von Maynz, Magdeburg und Halberstadt genennt. Robertsons Gesch. Carls V. 1770, I, 120.

d) Tenzel, S. 126. 127. Man vergleiche einen Ablaßbrief in Seckendorfii comment. de Lutheranismo, T. I, p. 14.

Nahrung versprach, lockte ihn oft nach Eisleben, und gerade eine solche Reise veranlaßte, daß Luther zu Eisleben das Licht der Welt zum erstenmal erblickte. Sein Vater ließ sich hierauf in der Grafschaft Mansfeld häuslich nieder, und wohnte erst zu Eisleben, und hernach zu Mansfeld, wo er als einer der wohlhabendsten und klügsten Bürger in den Stadtrath aufgenommen wurde. Wenigstens besaß er die Klugheit, seines Sohnes Anlage zu den Wissenschaften, die er frühzeitig äußerte, zu bemerken; wenigstens ließ er sich von denen, die sie bemerkten, bereden, ihm den Unterricht einer angesehenen Schule zu verschaffen. Er that ihn erst nach Magdeburg, und sodann nach Eisenach, wo seine Mutter Verwandte hatte. Im achtzehnten Jahre hatte der junge Luther schon so viel gelernt, daß er die Universität zu Erfurth beziehen konnte. Anfangs widmete er der Rechtsgelahrtheit und der Tonkunst seinen Fleiß; ein fürchterliches Gewitter machte aber auf sein Gemüth einen so lebhaften Eindruck [g]), daß er auf einmal ein Theolog zu werden beschloß, und daß ihn alle Vorstellungen seines Vaters nicht davon abzuhalten vermochten [h]).

1505 Nun wurde er Augustinermönch, und nun studirte er, vorzüglich unter der Anführung eines gewissen D. Jodocus, der damals nur unter dem Namen des eisenachischen Doctors bekandt war, scholastische Philosophie und Theologie, wo er aber, zuverlässig ohne Schuld seines Lehrers, und ganz gewiß wider dessen Absicht, einen Abscheu gegen diese Lehrart einsog, der sein ganzes Leben hindurch mit gleicher Heftigkeit fortwährte. Für den Eckel und den Zwang, den ihm die Scholastiker gekostet hatten, glaubte er sich durch den bittersten Haß nicht genug rächen zu können. Sein Blut kochte für Unwillen, wenn der Name Aristoteles genennt wurde; er würde, sagte er in einem seiner Briefe, sich nicht scheuen, den Aristoteles für den Teufel zu halten, wenn er nur kein Mensch gewesen wäre.

Dessen wichtiger Umgang mit Staupitzen.

8. So wenig auch der Aufenthalt im Augustinerkloster mit seinen Neigungen übereinstimmte, so hielt ihn doch derselbe auf der andern Seite dadurch wieder schadlos, daß er ihm die Bekandtschaft mit einigen edlen Mitgliedern des Augustinerordens, und besonders mit dem Generalvicarius, Johann Staupitz, verschaffte; mit einem Manne, der nicht nur das Verderben, welches sich über die Sitten der Geistlichkeit ausgebreitet hatte, sondern auch die Irrthümer, welche in das Glaubenssystem eingedrungen waren, tief empfand und wehmüthig beklagte; der nichts heftiger wünschte, als dem Verfalle des practischen Christenthumes unter Geistlichen und Layen steuren zu können; doch aber theils aus Grundsätzen seiner Theologie, theils aus Antrieb einer von Natur sanften und unentschlossenen Gemüthsart, wagte er es nicht, seinen Wirkungskreis zu erweitern, fühlte er in sich weder Muth noch Fähigkeit, die Verbesserung des Ganzen mit Entschlossenheit anzugreifen. Indessen hatte er wenigstens das Verdienst, daß er luthern dazu aufforderte. Freylich mochte er sich die Folgen, die daraus entstehen könnten, damals nicht recht lebhaft denken; wenigstens erschrack er, wie sie sich über alle seine Vermuthungen und Erwartungen so weit ausbreiteten. So bald er als Generalvicar des Augustinerordens in Deutschland nach Erfurth kam, so bald zeichnete sich seine Auf-

g) Es war eigentlich tiefes Gefühl für Religion, und zarte Empfindung ihres Werthes und ihrer Nothwendigkeit, die ihn zu diesem Entschlusse bewogen. Plank, S. 38.

h) Seich. Thuringens, IV, 262 – 264.

Aufmerksamkeit den jungen Luther aus, dessen Eigenthümlichkeiten derselben unmöglich lange entgehen konnten. Ein niedergeschlagenes Auge, ein trauriger Gang, ein Blick, der dem erfahrnen Beobachter eine von innerm Kampfe zerrissene, aber immer noch zum Widerstand entschlossene Seele unverkennbar verrieth, verbunden mit feierlichem und trüben Ernst im ganzen Anstande, ließen Staupitzen auf das, was im Innersten des jungen Mönches vorgehen müsse, leicht einen Schluß ziehen. Bald lernte er die Vorzüge seines Geistes und Herzens genauer kennen, bald wußte er sich das volle Vertrauen und selbst die Liebe des jungen Mannes zu erwerben. Er ermahnte den Prior des Convents, ihn künftig mit weniger Strenge zu behandeln; er begegnete ihm selbst mit zuvorkommender Freundlichkeit, und da er ihn endlich dahingebracht hatte, daß er ihm in der Beichte sein ganzes Herz eröffnete, so bekam er den gewünschten Anlaß, ihm auf dem schon betretenen Wege fortzuhelfen, und seinem Geiste gleichsam den letzten Stoß zu geben. Luthers Ernst und Traurigkeit rührte, wie er nun Staupitzen gestand, hauptsächlich von geistlichen Anfechtungen her; von beständig anhaltenden Versuchen zu Gedanken, vor denen sein Herz zurückbebte, und die durch die schreckenvollen Vorstellungen seiner immer regen Einbildungskraft erzeugt wurden. Staupitz redete mit ihm darüber im Tone des Freundes, des Vaters; er gab ihm Anweisung, wie er seinen Geist und seine Phantasie beschäftigen, wie er seine Studien einrichten sollte. Er empfahl ihm (unstreitig das Wichtigste!) die Erforschung der heiligen Schrift, die sich Luther zum angelegentlichsten Geschäffte machte, und die er mit einem Eifer studirte, den nicht bloß Verlangen nach reiner Erkenntniß, sondern hauptsächlich der schmachtende Durst nach Beruhigung hervorbringen konnte. Nun wurde ihm alles, was scholastische Theologie hieß, unausstehlich eckelhaft; nun machte er sich mit den Schriften der ältern Kirchenväter, vorzüglich Augustins, genauer bekandt, der er wegen der Aehnlichkeit, die er zwischen Augustins Meinungen und den seinigen fand, allen übrigen vorzog, und das Studium dieses Kirchenvaters hatte auf sein sich damals bildendes Glaubenssystem einen großen Einfluß.

9. In dieser Lage und unter diesen Beschäfftigungen waren bereits drey Jahre seines Klosterlebens verflossen, als ihn die Vorsehung auf einen größern Schauplatz rief. Staupitz schlug ihn dem Churfürsten von Sachsen zum theologischen Lehrer auf seiner neuen hohen Schule zu Wittenberg vor [1]). Luther glaubte nun einen neuen Beruf zur Ausbreitung der Wahrheit zu haben. Eben deswegen bestritt er die aristotelische Philosophie und die scholastische Lehrart, die er für die gefährlichsten Feindinnen der Wahrheit hielt, mit verdoppeltem Eifer; eben deswegen widmete er dem Studium der Schrift und der Kirchenväter, widmete er dem Studium der Sprachen, die zu jenem unentbehrlich sind, den unermüdlichsten Fleiß. Den Entschluß, die Bestreitung seiner Gegner zum vornehmsten Geschäfte seines künftigen Lebens zu machen, äußerte er bey allen Gelegenheiten mit einer Heftigkeit, welche gleichsam eine Aufforderung zum Streite schien; äußerte er sowol in seinen

Luther als Professor zu Wittenberg. 1508

1) Schon als bloßer Augustinermönch kam Luther nach Wittenberg. Als aber die neue Academie Professoren brauchte, die ohne große Besoldung leben konnten, und man hierzu gelehrte Canoniker und Mönche vorschlug, so erhielt unter andern Luther eine solche Stelle. Plank, am a. O.

Digitized by Google

Schriften, als in seinen Vorlesungen, in denen er besonders Pauli Brief an die Römer erklärte. Seine Vorlesungen, die sich nicht allein durch seinen guten von einer schönen Stimme begleiteten Vortrag, sondern auch durch seine lichtvolle und gründliche Erklärungsart auszeichneten, erhielten sehr bald einen solchen Ruf, daß sie eine Menge fremder Studenten auf die neue Universität hinzogen. Indessen konnte er ihnen doch nicht alle seine Zeit widmen, weil ihm der größte Theil derselben zur Besorgung der Angelegenheiten seines Klosters nöthig war. Unter an-
1510 dern mußte er in eben diesen Angelegenheiten eine Reise nach Rom thun. Unstreitig machte er hier manche Bemerkung, die ihm künftig zur Bestreitung des päbstlichen Ansehns größern Muth einflößte; denn nirgends erscheint dasselbe vielleicht ge-
1512 ringer, als gerade in Rom. Der Eid, den er hierauf als Doctor der Theologie schwören mußte, und die Verpflichtung, die er dabey auf sich nahm, war nun für ihn ein neuer Beweggrund, alle seine schon gefaßten Entschlüsse mit lebhafterm Eifer auszuführen, machte ihm die Ausführung derselben von nun an zur Gewissenssache. Jetzt wagte er es, in noch kühnern Ausdrücken als vorher wider eingerissene Irrthümer zu eifern; jetzt beschuldigte er die Scholastiker öffentlich des Pelagianismus, indem er zugleich das Ansehn ihrer ersten und berühmtesten Anführer, eines Bonaventura, und selbst des Thomas von Aquino, herabsetzte; jetzt nahm er ungescheut die Partey des Erasmus und Reuchlins gegen ihre verächtlichen obgleich damals noch immer furchtbaren Gegner. Hiedurch erregte er sehr bald die Aufmerksamkeit dieser und andrer großen Männer seines Zeitalters; zugleich kam er mit auswärtigen Gelehrten in Verbindung. Da er aber seine Grundsätze und besonders seine lieblingslehren vom freyen Willen und von der Gnade überall aufstellte; da er dabey die Scholastiker ohne die geringste Schonung behandelte, so gab er zu Streitigkeiten Anlaß, die ihn dem Haß und der Eifersucht andrer aussetzten.

1517 10. In dieser Lage befand sich Luther, als ihm Tetzel Gelegenheit gab,
Luther widersetzt sich dem Tetzelschen Ablaßunfug. seinen Eifer für die Wahrheit, und seinen Muth, sie zu vertheidigen, in einer noch wichtigern Sache zu beweisen. Tetzel, der schon seit einiger Zeit in einigen zum Erzstifte Magdeburg gehörigen Oertern seine Ablaßbude aufgeschlagen hatte f), näherte sich allmählich der Stadt Wittenberg, und der Ruf von seiner Kraft, die Sünden zu vergeben, erscholl so mächtig, daß die gemeinen Leute aus dem Churkreise haufenweise ihm nachzogen, und Kirchen und Beichtstühle zu Wittenberg und in der umliegenden Gegend leer ließen. Mit einem Ablaßbrief von Tetzeln versehen, übten manche von Luthers Beichtkindern grobe Laster aus, und wenn ihnen nun Luther als Beichtvater dieselben ans Herz legte, und wenn er sie deswegen zur Buße ermahnte, so beriefen sie sich nicht nur auf den von Tetzeln empfangnen Ablaß, so verklagten sie ihn noch überdies bey demselben, und Tetzel bedrohete alle die, welche die Kraft seines Ablasses bezweifelten würden, mit dem Scheiterhaufen. Luther hielt sich durch sein Amt verbunden, dem Volke seine höchstschädlichen Irrthümer in Ansehung des Ablasses zu benehmen. Er that dies öffentlich auf der Kanzel; zwar mit

f) Sein Geschäffte ging so glücklich, daß er in diesem Jahre noch einen andern Dominicaner als seinen Untercommissär anstellte, und dieser war wenigstens eben so unverschämt als sein Principal. Er gab öffentlich vor, er sähe das Blut Christi von dem aufgerichteten Ablaßkreuz häufig herunterfließen.

Digitized by Google

mit aller der Sanftmuth, die ihm möglich war, aber dennoch in Ausdrücken, die unserm jetzigen Zeitalter nichts weniger als sanftmüthig scheinen möchten. Aber auch diese sanftmüthigen oder harten Vorstellungen thaten keine Wirkung. Da vielmehr Tetzel sich sogar laute Drohungen erlaubte, da wallte Luthers warmes Blut mächtig auf, da schlug er am Allerheiligenabend [1]) an die Thüre der Schloßkirche zu am 31. Oct.
Wittenberg eine Reihe von fünf und neunzig wider Tetzels Verfahren gerichteten Sätzen an [m]). Sowol diese Sätze selbst, als die Sprache, in der sie zum Theil geschrieben sind, verrathen Luthers Character schon so gut, als eine seiner folgenden Schriften; man erblickt in ihnen den entschlossenen Mann, der sich, seiner vollen und theuer erkauften Ueberzeugung bewußt, nicht scheut, selbst solche Vorurtheile, welche das Ansehn des römischen Hofes furchtbar gemacht hatte, obschon mit schüchterner Hand, zu berühren; aber man erblickt auch noch den Mönch, der in jedem andern Fall, als in diesem, vor sich selbst würde erschrocken seyn, wenn ein Zweifel wegen des damals angenommenen Lehrsystems, wenn nur Ein Zweifel an dem Ansehn und den Vorzügen des römischen Stuhles in ihm aufgestiegen wäre. Zweifel an dem letztern lagen völlig außer dem Wege seiner bisherigen Untersuchungen, und Luther, der Mönch, war gewiß nicht geneigt, sie aufzusuchen. Freylich war er in der Lehre vom Ablaß auf Irrthümer gestoßen, deren Entdeckung dem päbstlichen Hofe eben so unangenehm, und eben so nachtheilig seyn mußte, als unmittelbare Zweifel an seinem Ansehn. Luther fühlte dieses sehr wohl; er fühlte den höchst bedenklichen Schritt, den er gewagt hatte, und die Folgen, die derselbe für ihn haben konnte; aber es lag, wenn es auf Vertheidigung erkannter Wahrheit ankam, nicht in seinem Character, vor Folgen zu erschrecken, die ihm nachtheilig werden konnten; nur hielt er es für Pflicht, den kühnen Schritt mit so viel Bedachtsamkeit und so viel Vorsicht zu thun, als sich in seiner Lage nur anwenden ließ. Er richtete daher nicht nur die Sätze selbst so ein, daß auf den Pabst und den römischen Hof kein Vorwurf zurückfallen konnte, wenn auch die Irrthümer, die er bestritt, noch so auffallend als Irrthümer dargestellt wurden; er bezeugte nicht nur, daß er sie selbst noch nicht als unbezweifelte Wahrheiten, sondern nur als Gelegenheitsmittel zur Belehrung von einsichtsvollen Männern angesehen wissen wolle; er versicherte feierlich, gar nichts sagen und beobachten zu wollen, es sey denn zuerst in der heiligen Schrift und hernach in den Kirchenvätern gegründet, es sey vom römischen Stuhl angenommen und bisher gehalten, es sey den päbstlichen Rechten und Decretalen sowol jetzt als künftig gemäß. Zugleich schrieb er an eben dem Tage, da er die Sätze anschlug, einen demüthigen Brief an den Churfürsten von Maynz, dem er seine Sätze beylegte. In diesem beklagte er sich über die Unverschämtheit der Ablaßprediger, und über einige harte Ausdrücke in ihrer Instruction, die unter dem Namen — ohne Zweifel, sagt Luther, ohne Wissen und Willen — des Erzbischofs ausgegangen war.

11. Doch

1) Das Fest Aller Heiligen wurde zu Wittenberg wegen der Stiftskirche Aller Heiligen besonders gefeiert; auch war es damals auf den Universitäten gewöhnlich, an den Vigilien vor den Festtagen, da vieles Volk zusammenkam, solche Sätze zum Disputiren anzuschlagen. Plank, S. 60.

m) Plank, S. 60–66.

Luther geräth darüber in Streitigkeiten.

11. Doch seine Sätze hatten sich in der unbegreiflich kurzen Zeit von vierzehn Tagen in allen Gegenden Deutschlands ausgebreitet, hatten luthers Namen überall bekandt gemacht. Zwar erregten sie eben keine große Bewunderung, denn die Köpfe und die Herzen des Volkes waren schon lange darauf vorbereitet; aber sie machten einen desto tiefern Eindruck im Verborgenen. Nur einige der aufgeklärtern Männer unter der Nation wunderten sich stillschweigend über die Kühnheit des Mönchs; die meisten aber billigten sie in ihrem Herzen, ohne den Muth zu haben, ihr öffentlich Beyfall zu ertheilen. Dies entsprach nun der Erwartung des treuherzigen Mannes gar nicht. Er hatte gehofft, die Häupter der Kirche, die Bischöfe, oder wenigstens die angesehensten Gelehrten der Nation würden sich öffentlich mit ihm vereinigen, würden ihn gegen den Haß des gereizten Dominicanerordens in Schuz nehmen; aber seine Hoffnung täuschte ihn gewaltig. Die Bischöfe, selbst solche, die er als wahrhaftig fromme Männer bisher verehrt hatte, äußerten laute Unzufriedenheit über sein Unternehmen, das die, welche noch am gelindesten davon urtheilten, gutgemeinte Unbesonnenheit nennten. Die angesehensten Gelehrten der Nation, die Erasme, die Staupize, schwiegen, und der Beyfall einzelner gutdenkender Männer, eines Spalatins und Johann Langens, konnte ihn nun nicht hinlänglich beruhigen, da er durch seine betrogenen Erwartungen niedergeschlagen, auf die Zweifel, die er überwunden zu haben dachte, wieder zurückkam, da er das Ansehn der ganzen Kirche wider sich zu haben glaubte, weil ihre Häupter ihn verdammten, und ihre Lehrer dazu schwiegen. Bald hätte ihn sein ganzer Muth wieder verlassen; aber zum Glücke für die Wahrheit thaten ihre und seine Feinde das, was ihre furchtsamen Freunde nicht zu thun wagten. Tezel stellte luthers Sätzen sehr bald andre entgegen, die er zu Frankfurth an der Oder vertheidigen wollte. Er nennte sie Gegensprüche, und ungeachtet sie zum Theil sehr hart klungen, so begnügte er sich mit denselben noch nicht einmal; er gab vielmehr auch noch eine besondre Widerlegung des lutherschen Sermons vom Ablaß heraus; er goß seinen ganzen Grimm über luthern noch in andern Gegensprüchen aus, die bald nach dieser Widerlegung herauskamen n). Diese lezteren, die den bittersten Mönchshaß verriethen, und, im echten Dominicanergeist eines Inquisitors geschrieben, eigentlich nicht gegen luthers Lehren, sondern gegen seine Person gerichtet waren, reizten zuerst den ganzen Unwillen des wittenbergischen Doctors, und lenkten den Streit von dem ersten Gegenstande ab, indem sie ihn auf die Lehre von dem Ansehn und der Gewalt des Pabstes wendeten. Wahrscheinlich verdroß dies luthern noch besonders, daß sie Tezel nicht einmal selbst aufgesezt hatte, sondern daß Conrad Wimpina, Doctor der Theologie zu Frankfurth an der Oder, ihr eigentlicher Verfasser war. Und bey Anfällen von dieser Art blieb es nicht einmal. Von allen Kanzeln herab, auf denen nur ein Mönch von Tezels Orden auftrat, wurde luthers Lehre als die abscheulichste Ketzerey ausgeschrien, wurde sein Name gebrandmarkt, wurde das Volk zur Verfolgung seiner Anhänger angereizt. Aber eben dieser allgemeine und dem Scheine nach so furchtbare Aufstand trug das meiste dazu bey, seinen fast ganz gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Er lud, in seiner Antwort nicht nur Tezeln, sondern jeden andern Ketzermeister seines Ordens nach Wittenberg

n) Plank, S. 32. u. f. f.

berg ein; er versprach, ihm nicht nur unerschrocken zu antworten; er versicherte ihm auch im voraus freyen Unterhalt von der Freygebigkeit und zuverlässigen Schutz von der Großmuth seines Herrn, des Churfürsten, der nichts weniger als geneigt sey, Ketzer und Ketzereyen in seinem Gebiete zu dulden. Diese Aeußerungen seiner Unerschrockenheit sind um so merkwürdiger, da er dabey noch auf einen andern Gegner Rücksicht nahm, den seine nähere Verbindung mit dem römischen Hofe furchtbarer als die bisherigen machte. Sylvester Prierias, Magister Sancti Palatii in Rom, vertheidigte die Sache seines beleidigten Ordens in einem Dialog, den er dem Pabste zueignete. Dieser Dominicaner, der zugleich ein Hofmann war, suchte ihn durch das Gewicht gewisser Hofgrundsätze noch vor dem eigentlichen Anfang des Streites zu erdrücken; allein Luther zeigte ihm in seiner Antwort, daß er sich vor keinen Schreckbildern des päbstlichen Ansehns fürchte. Er erklärte ihm unter andern freymüthig heraus, daß der Pabst und die Concilien gleichfalls irren könnten, daß das Ansehn und die Gewalt der ganzen Kirche sich nicht in den Händen des Pabstes befinde. Alle diese Angriffe kränkten jedoch Luthern nicht so sehr, als daß der ingolstädtsche Procanzler, Johann Eck, ein damals berühmter Gelehrter, sein bisheriger Freund, mit dem er geraume Zeit hindurch in Briefwechsel stand, unter dem Titel von Obelisken, Anmerkungen über Luthers Sätze herausgab, welche Tetzels Gegensprüche und Sylvesters Axiomen an Scharfsinn und Gelehrsamkeit gar sehr übertrafen, die Luthern auch schon dadurch eine empfindliche Wunde beybrachten, daß sie ihn mit Hussen und den böhmischen Schismatikern, deren bloßer Name römischen Ohren schon unerträglich war, in Eine Reihe zu stellen schienen. Luther setzte Ecks Obelisken einige Asterisken entgegen, die zwar nicht in den harten Ausdrücken, die er sich gegen seine andern Gegner erlaubte, aber mit mehr Bitterkeit eines mit sichtbarem Zwang zurückgehaltenen Unwillens geschrieben waren, als er jemals gegen jene geäußert hatte.

Sein Verhältniß zum Churfürsten von Sachsen.

12. Von allen diesen Gegnern hätte jedoch Luther wenig zu befürchten gehabt, wenn blos die Geschicklichkeit der Streitenden den Kampf hätte entscheiden dürfen. Allein die Häupter der Geistlichkeit mußten nun bereits einsehen, daß Luther nicht der Mann sey, der blos einen Mönchskrieg führen, oder eine gelehrte Zänkerey durchfechten würde. Seine Feinde hatten schon dafür gesorgt, daß der Streit unmöglich in diesen Grenzen bleiben konnte, und selbst die Anhänger, die seine Lehrsätze an einigen Orten, besonders zu Wittenberg, bekommen hatten, gaben ihnen durch verschiedene unvorsichtige Handlungen Anlaß genug, sich mit eigennütziger Sorgfalt nach Mitteln umzusehen, welche, wirksamer als Widerlegungen, die drohende Gefahr abzuwenden vermöchten. Die Studenten in Wittenberg, meistens eifrige Anhänger luthers, hatten in einem Anfalle jugendlicher Unbesonnenheit Tetzels Gegensprüche öffentlich, und unter beleidigend comischen Feierlichkeiten verbrennt. Das durch diese kühne Handlung verursachte Aufsehen schadete luthern, bey allen seinen Versicherungen, daß er keinen Antheil daran gehabt habe, ja selbst bey den ernsthaftesten Aeußerungen seines Unwillens darüber, weit mehr, als die bittersten Schmähungen seiner unwürdigen Gegner. Die benachbarten Bischöfe von Brandenburg und Meißen setzten sich ernstlich in Bewegung, und selbst der Churfürst von Sachsen schien nach solchen Auftritten nicht mehr einen müßigen Zuschauer

abgeben zu können. Friedrich, der sich durch seine Bedachtsamkeit und Vorsichtigkeit, wozu ihn theils sein Temperament, theils seine Erfahrung bestimmte, den Beynamen des Weisen erwarb, war in Ansehung der Religion ein eifriger Anhänger des damals herrschenden Lehrsystems, weil ihm, gleich andern Fürsten seines Zeitalters, von Jugend auf der Grundsatz eingeprägt worden war, in Glaubenssachen sich ganz der Leitung der Geistlichkeit zu überlassen. Sein Gemüth war auch noch überdies von einem regen Eifer für die Religion beseelt; er hatte für einige schon damals bestrittene Lehrsätze, für die Nothwendigkeit gewisser Kirchengebräuche, für die Anbetung der Heiligen und die Verehrung ihrer Ueberbleibsel, die er mit der angelegentlichsten Sorgfalt aus allen Theilen der Welt zusammenkaufte, die größte Anhänglichkeit. Eben dieselbe aber hätte für Luthers Sache, und für die Ausbreitung seiner Lehren im Anfange sehr nachtheilig werden können, wenn der Churfürst nicht den Grundsatz gehabt hätte, in keiner Sache übereilt zu verfahren, wenn er nicht geneigt gewesen wäre, mit edler Offenherzigkeit zu gestehen, daß er in Fällen, wo über Religionsstreitigkeiten geurtheilt werden sollte, die Belehrung andrer nöthig habe, wenn ihn nicht Geschichte und Erfahrung überzeugt hätten, daß bey solchen Streitigkeiten die Wahrheit nicht immer nothwendig auf der Seite der eifrigen Vertheidiger des päbstlichen Ansehns sey. Da sich nun noch überdies an seinem Hofe einige Freunde Luthers befanden, die ihn in diesen Gesinnungen bestärkten; da Spalatin, der sein ganzes Vertrauen besaß, Luthers Meinungen öffentlich billigte und vertheidigte; da auch die angesehensten Gelehrten außer Sachsen ihnen nicht abgeneigt schienen, wenn sie sich auch einer lauten Aeußerung ihres Beyfalls enthielten; da selbst der vom Churfürsten so sehr geschätzte Erasmus sich sehr gemäßigt über ihn ausdrückte, und einigen seiner Behauptungen beystimmte; da mußte Friedrichen seine behutsame Denkungsart bestimmen, dem Streite beider Parteyen noch länger mit stillschweigender Aufmerksamkeit zuzusehen, und wenn ja eine Nebenabsicht in diesem Puncte auf ihn Einfluß haben konnte, so war es seine Sorgfalt für die Aufnahme der neuen Universität zu Wittenberg. Luthers Ruhm hatte aus allen Gegenden von Europa eine große Anzahl Studirender herbeygezogen, die an dem Schicksale ihres Lieblingslehrers nothwendig lebhaften Antheil nahmen, die, bey einem übereilten Versuche, ihn zu unterdrücken, größtentheils sich wieder würden zerstreut haben. Luther, der des Churfürsten Gesinnungen gegen ihn noch nicht wußte, der ihn nicht einmal persönlich kannte, befand sich in einer ziemlich ängstlichen Lage; wenigstens schmerzte es ihm, daß sein unschuldiger Herr den Lästerungen seiner erbitterten Gegner sollte ausgesetzt seyn. Er erbot sich daher gegen Spalatinen, vor jedem Gerichte zu stehen, vor das ihn der Churfürst stellen würde. Der Churfürst ließ ihm jedoch, vermuthlich nicht unmittelbar, aber doch durch zuverlässige Wege, versichern, daß er gegen seine neuen Meinungen nicht so ungünstig gesinnt sey, als er vielleicht befürchtete. Er gestand sogar, daß er erst durch Luthern mit der wahren Lehre des Evangeliums bekandt geworden sey; ja er gab ihm, selbst nach den unvorsichtigen Schritten seiner Anhänger in Wittenberg, die deutlichsten Beweise eines besondern Wohlwollens, indem er ihn auf einer Reise, die Luther um diese Zeit vornahm, dem Schutz des Bischofs von Wirzburg und des Churfürsten von der Pfalz, durch deren Gebiet ihn sein Weg führte, auf die nachdrücklichste Weise empfahl.

13. Die-

Digitized by Google

13. Dieses Schutzes war er aber um so bedürftiger, da die damalige Reise ihn manchen Gefahren aussetzte. Es war nemlich auf den Frühling des Jahres 1518 eine Generalversammlung des Augustinerordens nach Heidelberg ausgeschrieben worden. Alle seine Freunde widerriethen ihm diese Reise, da sein Name in den meisten Gegenden, durch die er kommen mußte, von den Mönchen auch bey dem Volke äußerst verhaßt gemacht worden war; aber Luther, der nie erschrack, wenn es auf die Erfüllung einer seiner Pflichten ankam, begab sich zu Fuß auf den Weg, und kam auch glücklich zu Heidelberg an. Hier vertheidigte er die meisten seiner Meinungen von dem freyen Willen, von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Gnade, und von den guten Werken, unter dem Namen theologischer Paradoxen, in einer öffentlichen Disputation. Die Theologen der Universität hörten sie zwar mit dem Erstaunen der Neuheit an; sie bestritten sie aber dennoch mit großer Mäßigung, und, Luthers eignem Geständnisse zufolge, mit nicht geringem Scharfsinn. Das wichtigste dabey war dieses, daß hierdurch der Saame ausgestreut wurde, der in der Folge so schöne Früchte trug. Luther gewann bey diesem Auftritte Anhänger, die in verschiedenen Ländern um die Ausbreitung seiner Lehren sich wichtige Verdienste erwarben. Unter seinen damaligen Zuhörern befanden sich nemlich Martin Bucer, Johann Brenz und Erhard Schnepf, als junge Männer, die von diesem Zeitpuncte an seine eifrigsten Vertheidiger wurden, welche die Reformation in den pfälzischen Landen gründeten.

Luther besucht den Convent zu Heidelberg.

1518 im April.

14. Eben diese Reise gab aber auf der andern Seite Gelegenheit, die Erbitterung seiner Gegner in eben dem Verhältnisse zu vermehren, in welchem sein Ruhm dabey zugenommen hatte. Luthers Namen kennte man nun fast in ganz Deutschland; ganz Deutschland war begierig zu erfahren, was der zwischen zwey so ungleichen Partenen, zwischen einem einzelnen Mönch und dem mächtigsten unter allen Orden obschwebende Streit für einen Ausgang gewinnen würde. Der Orden fühlte seine Ehre gar zu sehr aufs Spiel gesetzt. Genug, Luther erhielt jetzt von allen Seiten her Nachrichten, wie seine Feinde in Rom an seinem Verderben arbeiteten. In dieser bedenklichen Lage faßte er den Entschluß, einen Versuch zu machen, ob er nicht den bessern und erleuchtetern Theil der Nation auf seine Seite ziehen könne. Er faßte in dieser Absicht seine Resolutionen ab, in welchen er die Sätze, die er zuerst blos als Streitfragen aufgeworfen hatte, mit allen den Gründen vorlegte, die seinen Zweifel oder seine Mißbilligung erregt hatten; er faßte sie mit aller der Mäßigung, und auf der andern Seite mit aller der Entschlossenheit ab, die seine Absicht befördern konnte o). So bald sie gedruckt waren, schickte er sie nicht nur durch Spalatinen an den sächsischen Hof, sondern unmittelbar an den Pabst selbst, begleitet mit einem Schreiben, worin er alles dem Ausspruche des Pabstes anheim zustellen schien, worin er versicherte, daß er, und wenn er ihn auch zum Tode verdammte, seine Stimme dennoch als Christi Stimme ansehen wolle, daß er aber zum Widerrufe sich nie verstehen würde. So ehrerbietig aber Luther sich gegen den Pabst erklärte, so wenig schonte er dessen Minister Prierias, welcher bey der Fortsetzung des Streites, den er auf die Gewalt der Kirche und des Pabstes lenkte, mit unglaublicher Unbesonnenheit und grenzenloser Dreistigkeit Sätze aufstellte, welche

Der Streit nimmt eine für Luthern vortheilhafte Wendung.

o) Plank, S. 112. u. f. f.

che ſelbſt den Unwillen der erklärteſten Vertheidiger der päbſtlichen Vorrechte um ſo mehr empörten, da ſie in den härteſten Ausdrücken vorgetragen waren p). Nichts, ſagt Erasmus, nahm die Gemüther für Luthern lebhafter ein, als dieſe Widerlegung des Dominicaners; der Pabſt ſah ſich ſelbſt gezwungen, dem unklugen Vertheidiger ſeines Anſehns Stillſchweigen zu gebieten. Luther — gab, ſtatt aller Antwort, die Schrift ſeines Gegners mit einem Anhange heraus, der die auffallendſten Folgen ſeiner Grundſätze entwickelte, der ſie von der abſcheuwürdigſten Seite zeigte. Er erlaubte ſich aber dabey eine Heftigkeit, die bey vielen den von ſeinem Gegner erregten und ihm ſo vortheilhaften Unwillen wieder verminderte. Seine gelehrten Schriften wirkten zur Ausbreitung ſeiner Lehren überhaupt wol am wenigſten. Hätte er nicht, durch das Beyſpiel ſeiner Gegner, die ihn von allen Canzeln herab verhaßt zu machen ſuchten, geleitet, in öffentlichen Predigten in der Sprache des Volkes, ſeine Meinungen vorgetragen; hätte er nicht das, was er als Wahrheit, und dem Volke nützliche Wahrheit erkannte, nicht im kunſtloſen, einfältigen, aber deſto faßlichern und eindringendern Ausdrucke geſagt; er hätte durch tauſend Bände voll Gelehrſamkeit ſeine Abſicht dennoch verfehlt! So aber waren ſeine erſten Predigten vom Ablaß, ſeine Erklärung der ſieben Bußpſalme, und ſeine Auslegung des Vater Unſers in einem Tone geſchrieben, der ſie in kurzer Zeit auch unter den gemeinen Mann verbreitete.

Wie ſich der Pabſt dabey benimmt.

15. Dieſe Ausbreitung hatte bereits ſchon große Fortſchritte gemacht, als das von Luthers Gegnern von Rom her bereitete Ungewitter loszubrechen anfing. Seine Reſolutionen und ſein Brief an den Pabſt konnten noch nicht in Rom angelangt ſeyn, als bereits ein geiſtliches Gericht wider ihn niedergeſetzt wurde, bey dem Prierias den Fiſcal vorſtellte. Die Unterſuchung der Anklage konnte da freylich nur wenig Zeit erfordern, und ſchon im Julius erging eine Citation an Luthern, ſich innerhalb ſechzig Tagen perſönlich vor das Gericht zu ſtellen, die ihm auch am ſiebenten Auguſt eingehändigt wurde. Luthers Verlegenheit war, bey allem ſeinem Muthe, jetzt in der That nicht klein. Er ſchickte die fürchterliche Vorladung gleich den folgenden Tag nach ihrem Empfang an Spalatinen, um durch die Vermittelung des Churfürſten zu erhalten, daß ſeine Sache in Deutſchland möchte unterſucht werden. Zum Glücke herrſchten damals politiſche Verhältniſſe, die für Luthern nicht günſtiger ſeyn konnten. Es hatte ſich gerade um dieſe Zeit zu Augsburg ein Reichstag verſammlet, bey dem ſich Maximilian mit ſechs Churfürſten gegenwärtig befand. Maximilian wünſchte bey dieſer Gelegenheit einen ſeiner angelegenſten Entwürfe durchzuſetzen, wünſchte ſeines Enkels, des ſpaniſchen Carls, Wahl zum römiſchen Könige zu befördern. Zur Ausführung dieſes Entwurfes war ihm aber die Freundſchaft des Pabſtes unentbehrlich; des Pabſtes, der, wie er ſehr gut wußte, nicht ſehr bereitwillig ſeyn würde, einen Kaiſer ſchaffen zu helfen, deſſen Macht für Italien ſo gefährlich werden konnte. Dieſe Freundſchaft zu gewinnen, ſchien ihm Luther q), den ihm ſeine Hofgeiſtlichen wol nicht von der beſten Seite mochten bekannt gemacht

am 3. Aug.

p) Plank, S. 119.

q) Er hatte gleich anfangs, als Luthers Schriften Aufſehen zu machen anfingen, dem Pabſt davon Nachricht gegeben. Zu Augsburg ſoll er auch die Sätze, die Luther zu Wittenberg herausgegeben hatte, ſelbſt geleſen, ſoll er zu dem

gemacht haben, ein ganz bequemes Opfer. Zu gleicher Zeit bekam er dadurch Gelegenheit, den Churfürsten von Sachsen, der sich seinem Entwurfe so ungefällig entgegensetzte, seinen Unwillen empfinden zu lassen. Er schrieb daher sogleich von Augsburg aus wegen Luthers Händel an den Pabst, und forderte ihn nicht nur auf, durch das Ansehn des apostolischen Stuhles den kühnen Unternehmungen des Neuerers Einhalt zu thun, sondern versprach auch mit allem Ernst darauf zu halten, daß allen seinen Aussprüchen in dieser Sache im Reiche Folge geleistet werden sollte. Von dieser Seite also war Luthers Lage in der That sehr bedenklich. Allein politische Betrachtungen lenkten den Pabst damals stärker, als Religionseifer. Leo war dem Churfürsten von Sachsen gar sehr verbunden, daß er durch seine standhafte Entschlossenheit die ihm so mißfällige Wahl des Königs von Spanien verhindert hatte. Daß er aber auch noch in der Zukunft seinen Beystand und seine Dienste würde nöthig haben, das sah er schon voraus. Sein eigner Vortheil nöthigte ihn also, ihn in Luthers Sache desto mehr zu schonen, nöthigte ihn, dem Churfürsten wenigstens zum Theil nachzugeben, als ihn dieser ersuchte, auf Luthers persönliche Erscheinung zu Rom nicht länger zu bestehen, sondern seinen Handel in Deutschland selbst durch einige deutsche Bischöfe untersuchen zu lassen. Leo nahm nun stillschweigend die Citation zurück, und gab, wie er dem Churfürsten selbst meldete, seinem Legaten in Deutschland, den Cardinal Cajetan, zur Entscheidung dieser Sache Vollmacht.

Luthers Unterredung mit dem Cardinal Cajetan.

16. Weder der Richter, vor dem Luther jetzt erscheinen sollte, noch die Verfahrungsart, die denselben in dem päbstlichen Auftrage vorgeschrieben war, konnten Luthern und seinen Freunden etwas mehr, als nur die Abwendung der allernächsten Gefahr versprechen. Thomas de Vio von Cajeta war selbst Mitglied des Dominicanerordens, als er zu der Würde eines Cardinals erhoben wurde, war, zum Unglücke für Luthern, ein höchst eifriger Vertheidiger der scholastischen Theologie, deren größte Lehrer, von Luthern bisher mit so wenniger Ehrfurcht behandelt, zugleich die Häupter des Ordens gewesen waren. Nicht nur seine Gelehrsamkeit hatte ihn in Deutschland bereits bekandt gemacht; auch die Strenge seines Characters und die Reinigkeit seiner Sitten hatten ihm unter den Deutschen, die beides so wenig von einem römischen Höfling erwarteten, einen Ruf der Heiligkeit erworben, der den Pabst vermuthlich bewog, ihn als Legaten nach Deutschland zu schicken, wo er diesen Ruf seiner Heiligkeit, unter den gegenwärtigen Umständen, am besten zu seiner Absicht benutzen zu können hoffte. Er sollte die Reichsstände zum Türkenkriege auffordern; er sollte, unter diesem Vorwande, wenigstens den Zehnten von der deutschen Geistlichkeit zu erhalten suchen; aber zu seiner nicht geringen Kränkung war er nicht so glücklich, auch nur einen Theil seines Auftrages zu erfüllen. Sein Ehrgeiz wünschte sich nun eine andre Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Die Unterdrückung der von Luthern vorgebrachten Neuerungen schien ihm eine eben so ehrenvolle als verdienstliche Unternehmung. Er bemühete sich daher, vom Churfürsten von Sach-

dem churſächsischen Minister gesagt haben, der Verfasser derselben würde den Mönchen Arbeit machen. Er soll sogar dem Churfürsten von Sachsen haben sagen lassen: er möchte diesen Mönch bewahren, weil man ihn vielleicht einmal brauchen könnte. Hegewisch Geſch. Max. I, Th. I, S. 183.

Digitized by Google

sen unterstützt, den eigentlichen Auftrag, der ihn dazu bevollmächtigen sollte, zu erhalten, und Leo bediente sich freudig der Gelegenheit, dem Churfürsten sich gefällig zu erweisen, ohne daß Luther im Grunde etwas dabey gewann. Dies bewieset die an Cajetan ausgefertigte Vollmachtsbulle. Sie übertrug ihm nicht nur die weitere Untersuchung des Handels; sie bevollmächtigte ihn auch, den bereits als Ketzer erkannten und erklärten Luther gefänglich einzuziehen, ihn, im Fall er wahre Buße zeigen, und demüthig widerrufen würde, zu absolviren, in jedem andern Falle aber ihn und alle seine Anhänger, und alle weltliche Obrigkeiten, die ihm ihren Schutz verleihen würden, den Kaiser allein ausgenommen, mit dem Banne zu belegen. Die Gefahr, die Luthern in Augsburg erwartete, war also gewiß genug! Seine Freunde, und besonders der für ihn so zärtlich gesinnte Staupitz, widerriethen ihm die Reise mit den lebhaftesten Gründen, und sahen sich schon nach einem Zufluchtsort für ihn um. Aber Luther war von der Gerechtigkeit seiner Sache so sehr überzeugt, und fühlte, sie durchzusetzen, sich so fest entschlossen, daß alle Warnungen von der Reise nach Augsburg ihn nicht abzuhalten vermochten. Noch im September begab er sich auf den Weg, und im Anfang des Octobers langte er zu Augsburg an. Der Churfürst, sein Herr, hatte zwar den Reichstag bereits verlassen; er hatte ihn aber seinen zurückgelassenen Gesandten, und einigen Gliedern des augsburgischen Stadtraths sehr dringend empfohlen. An das nöthigste, was Luthers Freunde in seiner gegenwärtigen Lage für unentbehrlich hielten, an ein vom Kaiser ertheiltes freyes Geleit, hatte niemand gedacht; es mußte also erst nachgeholt werden, und eher wollten seine Freunde ihn nicht vor dem Legaten erscheinen lassen, so sehr auch die Unterhändler, welche dieser indessen an ihn geschickt hatte, es für eine übertriebene Vorsicht erklärten. Und dafür schien sie auch das Betragen des Legaten selbst zu erklären, der Luthern bey der ersten Audienz nicht sowol mit dem Ernste eines Richters, als mit der Sanftmuth eines Vaters, empfing. Luther hatte sich aber auch schon vorher gegen die Unterhändler des Legaten so demüthig und bereitwillig erklärt, jeden Fehler, den er könnte begangen haben, abzubitten, daß der Legat die Mühe, das verirrte Schaf wieder in den Schooß der Kirche zurückzubringen, für sehr gering hielt. Ohne Bedenken entdeckte er ihm daher auf Einmal alles, was er von ihm erwartete. Widerruf und Verzicht auf fernere Ausbreitung seiner Meinung war die Hauptsache. Wie erstaunten aber nicht die in des Cardinals Gefolge befindlichen Italiener, als sie den demüthigen Mönch, der, wie sie erwarteten, fußfällig um Gnade bitten würde, so kühn sahen, auf die Mittheilung der päbstlichen Vollmachtsbulle zu dringen, als sie ihn darauf bestehen sahen, daß ihm der Legat doch anzeigen möchte, worin er sollte geirrt haben! Der Legat, der es vielleicht für zu klein für sich hielt, den so wenig versprechenden Mönch durch das Gewicht seines Ansehns zu unterdrücken, da er durch seine Gelehrsamkeit sehr leicht einen edlern Sieg über ihn zu erhalten hoffte, der bezeichnete ihm mit der Mine der nachgebenden Herablassung einige Sätze, die er zuerst als Irrthümer widerrufen müßte. Luther stellte aber seinen blos auf Meinungen der Scholastiker gegründeten Distinctionen eine Menge Schriftbeweise entgegen, die das Ende des Streites sehr bald beförderten r).

17. Beide,

r) Plank, S. 134

17. Beide, Cajetan und Luther, hatten nun einander besser kennen gelernt; beide bereiteten sich also zur zweyten Zusammenkunft mit größerer Sorgfalt. Luthern würde von drey kaiserlichen Räthen, von dem churfürstlichen Gesandten, Philipp von Feilitzsch, und von einem Notar zur Conferenz begleitet. Gleich anfangs erklärte er gegen den Legaten, daß er unmöglich widerrufen könne, ohne vorher widerlegt zu werden; daß er bereit sey, sich überall, zu Augsburg oder an jedem andern Orte, öffentlich oder heimlich, wegen seiner Lehre zu verantworten, und sie dem Erkenntniß der Kirche und aller Einsichtsvollen zu unterwerfen; daß er, wenn dies verworfen werden sollte, alle Einwürfe des Legaten schriftlich beantworten, oder alle seine Sätze dem Urtheile der vier Universitäten, Basel, Freyburg, Löwen und Paris überlassen wolle. Der Legat konnte seine Ueberraschung nur unter der verstellten Sanftmuth verbergen, mit welcher er die ganze Protestation für unnöthig erklärte, da er entschlossen sey, die ganze Sache gütlich und väterlich beyzulegen. Aber seine verstellte Sanftmuth hielt nicht lange aus. Er fand vielmehr für gut, Luthern gar nicht zum Worte kommen zu lassen; er überhäufte ihn durch gedrängte Reihen von Einwürfen, auf die er seine Antworten gar nicht abwartete; er suchte ihn durch die Heftigkeit seiner Beredtsamkeit zu überschreyen. Einige Zeit hindurch that dies Mittel treffliche Wirkung. Einigen Zuhörern, welche Wortgeräusch für Gründe hielten, wurde Luthers wegen schon bange. Luther selbst, der auf diese Disputirart nicht gerüstet war, schien zu erstaunt, als daß er sich hätte fassen können. Staupitz bat den Legaten, daß er doch auch Luthern anhören möchte; Luther selbst versuchte, da er sich gefaßt hatte, einigemal zu reden; aber Cajetan, bereits über seinen Sieg erfreut, redte noch immer allein fort, und drang auf unbedingten Widerruf. Plötzlich brach nunmehr der Unwille des deutschen Mönchs los; Luther erhob seine Stimme nun gleichfalls und zeigte dem stolzen Cardinal mit fühlbarem Spotte, daß gerade der Einwurf, den er für unwiderlegbar gehalten hatte, seiner Behauptung günstig sey, und hielt ihn, zum unaussprechlichen Erstaunen der italienischen Zuhörer, mit männlicher Stärke so fest, daß dem beschämten Cardinal weiter keine Zuflucht als seine Würde übrig blieb *). Es erschallte nun der Befehl, nie wieder vor dem Legaten zu erscheinen, wenn er nicht zum Widerruf bereit wäre. Cajetan schien die geäußerte Heftigkeit jedoch bald wieder zu bereuen. Er erlaubte Luthern sogar, eine schriftliche Erläuterung der Sätze einzureichen, deren Widerruf von ihm verlangt wurde. Aber Luther mochte sie so gründlich ausarbeiten, als er nur wollte, der Legat bestand noch immer fort auf unbedingtem Widerruf, er wandte, Luthers Standhaftigkeit zu erschüttern, noch immer Schmeicheleyen und Drohungen an; er äußerte deutlich genug, daß nur dieses Opfer den gereizten Unwillen des römischen Hofes zu versöhnen vermögend wäre. Luther gab außerordentlich nach. Er erbot sich, alles was er in der Heftigkeit des Streites zum Nachtheile des päbstlichen Ansehns gesagt hatte, auf den Canzeln zu widerrufen; er versprach sogar, des ganzen Handels vom Ablaß in Zukunft mit keinem Worte mehr zu gedenken, wenn nur seinen Feinden von Seiten des römischen Hofes ein gleiches Stillschweigen aufgelegt würde. Wie wohl hätte doch der Legat oder der Papst gethan, sich dabey zu beruhigen! Aber das that er leider nicht. Luther zog nun, auf den Rath seiner Freunde,

Fruchtloser Ausgang derselben.

*) Plank, S. 136. u. f. f.

Digitized by Google

Freunde, von Augsburg wieder weg, nachdem er vorher von dem übelberichteten an den beſſer zu berichtenden Pabſt appellirt hatte.

Der Churf. von Sachſen nimmt Luthern in Schutz.

18. Cajetan, der ſich in ſeinen Erwartungen, die ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Eigenliebe bisher geſchmeichelt hatten, ſo gewaltig getäuſcht ſah, hatte nun gegen Luthern keine andere Geſinnungen, als Geſinnungen der Rache. Er ſchrieb ſogleich an den Churfürſten, und beſchwor ihn, bey ſeiner Ehre, und bey dem Ruhme ſeiner Vorfahren, und bey ſeinem Gewiſſen, den Bruder Martin nach Rom zu ſchicken, oder aus ſeinem Lande zu jagen. Der Churfürſt ſchickte den Brief des Legaten ſogleich an Luthern, und dieſer ſchrieb ſeinem Herrn eine Antwort, die ſelbſt Maimburg ein Muſter der Beredtſamkeit nennt, und von der Pallavicini geſteht, daß ſie mit aller jener Kunſt geſchrieben ſey, die nur ein Eigenthum der Naturberedtſamkeit ausmache [t]). Auf den Churfürſten wirkte die darin ſo nachdrücklich geſagte Wahrheit um ſo ſtärker, da er bereits durch das Verfahren des Legaten für denſelben empfindlicher geworden war. Den unſchuldigen Mann nach Rom zu ſchicken, und ihn dem Haſſe ſeiner Feinde preiszugeben, dazu konnte er ſich nicht entſchließen. Der Profeſſor war auch überdies zu wichtig für die angehende Univerſität Wittenberg. Eine unglaubliche Menge Studierender ſtrömte von allen Gegenden Deutſchlands dahin, um den Mann zu ſehen und zu hören, deſſen Ruhm ganz Europa erfüllte, deſſen Lehrart ein ganz neues Feld der Erkenntniß zu öffnen ſchien. Doch die Univerſität zu Wittenberg bekam um dieſe Zeit noch einen Lehrer, der ſich, wo nicht mehr, doch gewiß eben ſo ſehr um die Aufnahme derſelben verdient gemacht hat. Philipp Melanchthon, ein Jüngling, der in Deutſchland damals am meiſten verſprach, und unter allen jungen Männern, die jemals viel verſprachen, am meiſten hielt, war auf Empfehlung Reuchlins, ſeines Verwandten, nach Wittenberg berufen worden. Noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt, hatte er bereits in Tübingen ſolche Beweiſe der reifſten Gelehrſamkeit und des durchdringendſten Scharfſinns abgelegt, daß die berühmteſten Männer der Nation, unter denen ſich Eraſmus befand, ſich um ſeine Freundſchaft bewarben. Sein Name hatte ſchon Tübingen berühmt gemacht, aber Wittenberg machte er zur Schule der Nation. Und dabey war er der edelſte, der rechtſchaffenſte Mann, der ſich allgemeine Liebe und allgemeine Hochachtung erwarb, ohne daß er es ſuchte [u]). Wahrheit war ihm eben ſo theuer, als ſie Luthern nur immer ſeyn konnte; aber ihm, der auf dem ruhigen Wege der forſchenden Unterſuchung von Zweifel zu Zweifel zur Wahrheit fortging, der die nahen Grenzen des Irrthumes und der Wahrheit ſchon aus der Erfahrung kennte, ihm konnte ſich Ueberzeugung nicht ſo leicht anbieten oder aufdringen, wie Luthern, deſſen Geiſt, durch Leidenſchaft fortgeſchwungen, gerade dahinſchoß, wo er Wahrheit zu finden hoffte, der alle im Wege liegende Zweifel überſah, und erſt in der Folge, mit der ganzen Stärke einer ſchon befeſtigten Ueberzeugung bewaffnet, ſich, wenn ſie ihn zu verfolgen wagten, in den leichten Kampf mit ihnen einließ [x]). Melanchthon erklärte ſich für Luthers Meinungen, und Luther fühlte es ſchon damals, und geſtand es ſchon, daß er und ſeine Sache durch den Beytritt dieſes einen Mannes mehr gewinne, als durch einen noch ſo großen Haufen ſchreyender Nachbeter. Indeſſen war es unter den damaligen Umſtänden für Luthern kein gerin-

t) Plank, S. 142 – 148. u) Plank, S. 149. u. f. f. x) Plank, S. 152.

Digitized by Google

geringer Vortheil, daß faſt die meiſten Lehrer der hohen Schule mit ſeinen Meinungen übereinſtimmten. Die ganze Univerſität hatte ſich ſchon vor ſeiner Zuſammenkunft mit Cajetan unmittelbar an den Pabſt gewendet, hatte ihm luthern und ſeine Sache dringend empfohlen. Jetzt begleitete ſie luthers Schreiben an den Churfürſten mit einer eignen Vorbitte, und erſuchte ihn um ſeine wirkſamſte Verwendung, daß luther vor den Drohungen des Legaten geſichert ſeyn, und daß man ihm ſeine höchſt billige Forderung, ſeine Lehren von einem unparteyiſchen Richter unterſuchen zu laſſen, zugeſtehen möchte. Dem Churfürſten war es angenehm, daß er dieſe Geſinnungen, die mit den ſeinigen übereinſtimmten, durch das Anſehn einer ganzen Univerſität gegen künftige Vorwürfe rechtfertigen konnte. Er antwortete nun dem Legaten in einem Tone, den dieſer wol nicht mochte erwartet haben. Er legte ihm luthers Erklärung auf ſeine Anklagen bey, äußerte mit vieler Würde ſeine Empfindlichkeit über einige Stellen in Cajetans Brief, und über ſein ganzes Verfahren in dieſer Sache, und gab mit lebhaftigkeit zu erkennen, daß er luthers Anſuchen um unparteyiſche Prüfung ſeiner Meinung für höchſt gerecht halte, zugleich bezeugte er jedoch, daß er ſich niemals in dieſen Handel zu miſchen geſonnen ſey [y]). In dieſer Lage befand ſich luthers Sache, als ſie durch Maximilians Tod auf einmal eine andre Wendung bekam.

Siebenter Abſchnitt.

Deutſchland bekömmt an Carl V. ein mächtiges Reichsoberhaupt.

1.

Maximilian war, als luther nach Augsburg kam, ſchon zwey Tage vorher abgereiſet. Seinen ſechzigjährigen Körper durchſchlich um dieſe Zeit ein Fieber, das ſchon allein die lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und den Eifer für weit ausſehende Unternehmungen hinlänglich ſchwächen konnte. Dieſes Fieber verſtärkte ſich, wie man erzählt, bey einer Gelegenheit, die man am Ende der Regierung eines ſo länderreichen Monarchen nicht erwarten ſollte. Als er von ſeiner Reiſe nach Augsburg zu Innſpruck anlangte, hielten die daſigen Bürger ſeine Wagen und Pferde auf, um die Bezahlung einiger Hofſchulden zu erzwingen, welche ſeine treuloſen und genügſigen Beamten, die doch das Geld dazu in Händen hatten, unbezahlt ließen. Wagen und Pferde mußten darüber die ganze Nacht hindurch unter freyem Himmel ſtehen. Dies kränkte Maximilianen, als er es am andern Morgen erfuhr, ſo innigſt, daß ſein ohnedies ſchon baufälliger Körper noch mehr dadurch zerrüttet wurde. Eine Reiſe ſollte, wie er ſich einbildete, ſeine Geſundheit wieder herſtellen. Er begab ſich deswegen nach Oeſtreich, und ſuchte ſich durch Jagen und Beitzen zu zerſtreuen; aber der Tod überraſchte ihn demungeachtet [z]). Zum Uebergange in eine andre Welt mußte ihn ſein Hofcapellan Reſchen vorbereiten, und die langeweile der

am 6. Oct. 1518 Maximilians Lebensende.

1519 am 12. Jan.

y) Plank — S. 156. z) Fugger, S. 1363.

der schlaflosen Nächte vertrieb er durch die östreichische Stammgeschichte, die er sich vorlesen ließ. Zu seinen Erben ernannte er seine beiden Enkel, den König Carl von Spanien, und den Erzherzog Ferdinand.

Betrachtungen über seine Regierung.

2. Unter Maximilians sechs und zwanzigjähriger Regierung ist für Deutschlands Ruhe und Sicherheit recht viel Gutes gestiftet worden. Der ewige Landfriede und das Reichskammergericht erheben sie zu einem der wichtigsten Zeiträume der deutschen Geschichte. Aber freylich war es eigentlich nicht Maximilians Eifer, der die Errichtung und Befestigung derselben am meisten betrieb. Hätten die Reichsstände seine bedrängte Lage, die ihm ihren Beystand zum höchsten Bedürfniß machte, nicht zu benutzen gewußt; die Deutschen hätten vielleicht noch lange keinen Landfrieden und kein Reichskammergericht bekommen. Maximilian verwickelte sich überhaupt in zu viele Händel auf Einmal, seine rasche Phantasie beschäftigte sich viel zu sehr mit kriegerischen Unternehmungen, als daß er Einem Gegenstande ungetheilt und anhaltend seine Aufmerksamkeit widmen konnte. Kalte, ausharrende Ueberlegungskraft war überhaupt nicht die herrschende Eigenschaft in seinem Character. Nicht selten vom Schimmer neuer Ideen fortgerissen, war er sowol in seinen Entwürfen, als in der Ausführung derselben rasch, leichtsinnig und wankelmüthig. Aeußerst standhaft, und oft zu seinem offenbaren Schaden, wenn es sein Begriff von Ehre erforderte, gab er hingegen manche Unternehmung, die er mit Wärme begonnen hatte, auf einmal wieder auf, bloß weil ein neuer Gegenstand sich seiner Einbildungskraft bemächtigt hatte. So wenig er aber auch manche von seinen vielen und mannigfaltigen Entwürfen überlegte, so groß und unübersteiglich die Hindernisse waren, die ihm die Verfassung seiner Länder entgegenstellte, so hatte er doch bey keinem derselben einen merklichen Verlust, so führte er doch manchen derselben, wenn gleich nicht völlig bis zu dem gewünschten Ziel, doch bis zu einem gewissen Punkte, der ihm keine unwichtigen Vortheile brachte. Allerdings ward er dabey vom Glücke unterstützt. Dies beweiset die Erwerbung der burgundischen Staaten, und der spanischen Monarchie. Die Anwartschaft auf die ungersche Krone, die er so fest gründete, war doch ganz das Werk seiner Klugheit, und die kaiserlichen Rechte in Italien, die ihrer Erlöschung schon seit langer Zeit so nahe waren, wurden durch ihn doch wenigstens noch erhalten a).

Maximilians Verdienste um das Kriegswesen.

3. In keinem Fache aber hat sich Maximilian unstreitig selbstthätiger bewiesen, als im Kriegswesen. Er nahm sowol mit der Reiterey, als mit dem Fußvolk verbessernde Veränderungen vor. Die französische Cavallerie hatte damals vor der deutschen Vorzug. Pferd und Reiter der Franzosen waren vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt. So gut gerüstet waren weder die deutschen Reisigen, noch ihre Pferde. Den Reisigen schützte nur ein Helm und Panzer; Beine und Lenden waren bloß; die Pferde waren schwerfällig und fast gänzlich unbedeckt. Man zog ihnen selbst die italienischen vor. Die Reiter hatten schlechte Sättel, und ein schwacher Stoß konnte sie schon zur Erde stürzen. Dies waren aber freylich auch keine Ritter, sondern Reisige. Sie führten nicht einmal alle Spieße; wenigstens fand man es, als die Reichsstände dem Kaiser zu seinem Römerzuge acht tausend Mann Reiterey bewilligten, für nöthig, zu verordnen, daß jeder Reisige sich

1507

a) Hegewischs Max. II, 185. u. f. f.

mit

mit einem Spieß verſehen ſollte. Es wurde bey eben der Gelegenheit auch ausgemacht, daß jeder Reiſige, der einen Knaben halten wollte, nicht weniger als vier gerüſtete Pferde mitbringen ſollte. Für jedes Pferd wurde ihm monatlich zehn Gulden bewilligt. Der Fußknecht erhielt des Monats nur vier Gulden [b]). Das Fußvolk ſtand bis zu Maximilians Zeiten überhaupt in keiner großen Achtung; die braven Schweizer verſchafften ihm aber dieſelbe wieder, und der Umſtand, daß Maximilian ſo öfters mit Schweizern zu kämpfen hatte, nöthigte ihn, dem deutſchen Fußvolk gleichfalls eine beſſere Einrichtung zu geben. Der ſchweizerſche Fußknecht trug, außer der Lanze, auf dem Rücken ein Schlachtſchwerdt, und am Gürtel einen kleinen Degen. Nur der vermögendere ſchaffte ſich Helm und Panzer an; die übrigen kleideten ſich in Koller von ſtarkem Leder. Ihre Hauptſtärke beſtand in ihrer Schlachtordnung. Wenn ihre dichtgeſchloſſenen unerſchütterlichen Schaaren mit achtzehnfüßigen, vorgeſtreckten Lanzen die anſetzende Reiterey empfingen, ſo glichen ſie dem Stachelſchweine, das mit ſeinen nach allen Seiten gerichteten Stacheln den Angriff des muthigſten Hundes vereitelt. Die Franzoſen nennten daher dieſe Schlachtordnung in ihrer Sprache den Heriſſon, und eben dieſe war es, der ſogar der Ruhm ihrer Gensd'armerie unterlag. Dieſem trefflichen Schweizerfußvolke wurde jedoch das deutſche bald gleichgeſchätzt. Die deutſchen Fußknechte hatten, dem Urtheile der Ausländer zufolge, noch ein beſſeres Anſehn als die ſchweizerſchen. Sie führten, um deſto hurtiger und leichter zu ſeyn, nur eine Lanze und einen kurzen Degen. Nur vor dem groben Geſchütze fürchteten ſie ſich, und ihre Ueberlegenheit hatten ſie gleichfalls ihrer dichtgeſchloſſenen Schlachtordnung, und ihren vorgeſtreckten Lanzen zu danken. Sie waren zu jedem Ungemach und zu jeder Mühſeligkeit abgehärtet; aber in Anſehung der Kriegszucht ſtanden ſie ſelbſt den Schweizern nach. Nur ein ſehr beliebter und geachteter Anführer konnte ſie in Ordnung halten. Weil, wie uns der bekannte Pirkheimer [c]) verſichert, die Deutſchen die Bewaffnung und die ganze Art zu fechten von den Schweizern annahmen, ſo wurden ſie anfangs gleichfalls Schweizer genennt. In der Folge aber belegte man ſie mit dem Namen der Landsknechte, welches ſo viel als landesſoldaten bedeuten ſoll. Dieſe Kriegsleute wurden aber wol ſelten vom lande bezahlt; auch dachte man, wenn man ſie in Sold nahm, vielleicht am wenigſten an die Vertheidigung des landes. Wahrſcheinlicher leitet man alſo ihre Benennung von den Lanzen her, die ihr vornehmſtes Gewehr ausmachten [d]). Maximilian war hauptſächlich Urſache, daß die deutſchen bisher bloß mit einem Seitengewehr bewaffneten Fußknechte ſich achtzehnfüßige Lanzen oder Piken zulegten [e]). Die guten Wirkungen dieſer Veränderungen machten ſie bald ſo berühmt, daß der König Ludewig XII. von Frankreich die Schaaren der Schweizer, die nicht länger für ihn fechten wollten, durch deutſches Fußvolk am glücklichſten zu erſetzen glaubte. Er nahm einen Haufen von ſechs tauſend Deutſchen, lauter ausgeſuchte Leute, in Sold. Dieſer Haufe wurde

b) Datt de pace publ. p. 557.

c) Beym Freher III, 65.

d) Hiermit ſtimmt auch das franzöſiſche Lansquenets und das italieniſche Lanzichinec am meiſten überein. Hegewiſch, S. 198. Adelung (im Wörterbuche) ſtimmt jedoch gleichfalls für Landsknechte.

e) Fugger, S. 1372. Das deutſche Fußvolk führte wol ſchon ſeit langer Zeit Spieße, nur keine ſo langen, wie ſie damals auftamen.

Digitized by Google

zuweilen bis auf zehn tausend Mann vermehrt, und man nennte ihn von seinen schwarzgestreiften Fahnen die schwarzen Barden. Für ihre Kleidung sorgten die unter demselben befindlichen Kriegsleute selbst; zuweilen, besonders wenn sie reiche Beute gemacht hatten, kleideten sie sich daher in Sammt, Seide und Goldstoff. Es gab Leute, die sie deswegen beneideten, die wol gar den Verfall der Sitten darin zu finden glaubten, die deswegen beym Kaiser Klage führten. Denen pflegte jedoch Maximilian lächelnd zu antworten: sie möchten doch den armen Landsknechten, für ihr mühseliges, kümmerliches, alle Augenblicke in Gefahr schwebendes Leben, eine Freude gönnen, auf die ein Mann von reiferm Verstande nur wenig Werth setzte. Außer den Lands- oder Lanzenknechten gab es auch noch andres Fußvolk, welches Hakenbüchsen führte [f]). Um das Fußvolk überhaupt erwarb sich Maximilian das Verdienst, daß er bey demselben eine genauere Abtheilung einführte, daß er die Befehlshaber desselben vermehrte. Er theilte es in Regimenter, und diese in Compagnien oder Fähnlein ab; die Fähnlein bestanden wieder aus Schwadronen, (Divisionen?) Rotten und Corporalschaften. Der Oberbefehlshaber eines Regiments war der Oberste (Hauptmann); unter demselben commandirten der Nachoberste oder Oberstlieutenant und der Oberstwachtmeister oder Major. Die Befehlshaber der Fähnlein, oder die Hauptleute, hatten wieder Nachhauptleute und Fähnriche unter sich. Der Auditeur wurde Feldschulz genennt. Die Unteroffiziere hießen Feldwebel, Rottmeister. Durch Pfeifen und Trommeln, die er bey seinem Fußvolke einführte, bewirkte Maximilian wenigstens so viel, daß man sich das Leben seiner Fußknechte von einer angenehmen und glücklichen Seite dachte [g]). Er ließ endlich auch ein neues Kriegsrecht aufsetzen, und durch den Druck bekandt machen [h]). Bey allen diesen Verbesserungen bediente er sich vornemlich des weisen Raths seines erfahrnen Kriegsobersten, Georgs von Frondsberg, des Oberanführers seines Fußvolkes, der sich bey verschiedenen Gelegenheiten als einen sehr erfahrnen Feldherrn zeigte [i]). Im Artillerieweſen, das ihm vorzüglich viel Vergnügen machte, that sich Maximilian durch eigne Erfindungen hervor [k]). Er ließ nicht nur große Kanthaunen und Mörser gießen; er erfand auch Mörser und Pöller zum Feuereinwerfen, imgleichen lange Röhre zu den Streichwehren und in die Ferne zu schießen, stumpfe oder kurze Röhre aber zum Hagel- und Schrotschießen. Seinen Kanonen gab

f) Hegewisch, S. 193 – 200.
g) Weiß Kunig, S. 78.
h) Fugger, S. 1373.
i) Fugger, S. 1290. 1303.
k) Fugger, S. 1372. Schon in seiner Jugend fand er an dem gefährlichen Spiel der Kanonen so viel Geschmack, daß man ihn nicht genug davon entfernen konnte. Als er nun (so heißt es im Weiß Kunig S. 99.) zur Regierung gelange war, so legte er in allen seinen Ländern große Zeughäuser an, auch erdachte er neue und sonderbare Arten von Geschütz. Er ließ große mächtige Stücke gießen mit einer neuen Erfindung von Pulversäcken. Vor seiner scharfen Metze, die nichts als Eisen schoß, konnte keine Mauer bestehen; eben diese Wirkung thaten die Nachtigall, die Singerin, der Dorntral. Eins von seinen neuerfundenen Stücken schoß eiserne Stangen. Er ließ auch Kanonenröhre aus ganzem Eisen bohren, und diese wurden im Gebrauche weit vortheilhafter gefunden, als die auf dem Kern geschmiedeten. Die Kartaunen, die man vorher nur auf der Erde liegend hatte, die brachte er zuerst auf Wagengestelle, daß man sie leichter fortschaffen konnte. Endlich ließ er auch eine neue Art von Pulver zubereiten. In der Kunst, die Kanonen zu richten, übertraf er alle seine Büchsenmeister. Alle seine Erfindungen aber hielt er außerordentlich geheim.

Digitized by Google

gab er meistens sehr possierliche Namen. Von zwey seiner großen Stücke, deren Wirkung bey Belagerungen berühmt war, hieß z. B. das eine Weckauf, und das andre Buchebaus. Vor das Schloß Hohenkrähen im Hegau ließ er zehn große Stücke führen, unter welchen sich die Scharfmetz, die Singerin, der Turnkrähel und das Kätterlin befanden. Zu diesen kamen noch zwey augsburgische Kanonen, die am Laufe achtzehn Werkschuhe lang waren. Mit der zahlreichen Artillerie, die Maximilian bey seinen Heeren einführte, machte er sich zuweilen sehr furchtbar; hauptsächlich aber erregten seine Mörser bey den Ausländern großes Aufsehen. Als er Pavia belagerte, vertheidigten sich die Venetianer sehr tapfer; nur gegen eine Art seines Geschützes wußten sie kein Mittel, nur gegen die anderthalb Fuß dicken Steine, die von Maximilians Kriegsleuten in die Luft geschleudert, ihre Dächer durchdrungen, und alles umher zerschmetterten, wußten sie sich nicht zu retten. Bey der Belagerung von Roveredo bedienten sich die Deutschen einer Erfindung, welche die venetianische Besatzung in große Bestürzung versetzte. Sie schossen aus ihrem groben Geschütz eiserne mit Pech und Harz angefüllte Kugeln, die, wenn sie an die Mauern anprallten, weit umher aus einander flogen und anzündeten. Auch in dem niederländischen Krieg wider Egmond ängstigte Rudolf von Anhalt, Maximilians General, und einer der größten Feldherren seiner Zeit, eine egmondische Festung durch Feuereinwerfen so gewaltig, daß sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben mußte [1]).

Maximilian befördert die Wissenschaften.

4. So sehr sich aber Maximilian mit dem Kriegswesen beschäfftigte, so wenig vernachlässigte er die stillen Künste des Friedens. Er munterte Gelehrte und Künstler durch Beweise vorzüglicher Gnade auf. Jeder, der in seiner Kunst, oder in seiner Wissenschaft sich auszeichnete, fand bey ihm Zutritt und Unterstützung. Wenn er einen Hofdiener nöthig hatte, zog er die Gelehrten gewöhnlich allen andern vor. Die Gelehrten (sagte er) sollten nie unterthan seyn, sondern nur regieren; man wäre ihnen vorzügliche Ehre schuldig, weil Gott und die Natur sie schon vorgezogen hätten. Und wenn seine Hofschranzen darüber murrten, daß er die Schreiber und Pfaffen zu Gesandtschaften und Unterhandlungen brauche, so gab er ihnen die treffende Antwort: ich muß diejenigen brauchen, welche dazu geschickt sind, weil ich andre zu solchen Geschäfften zu faul und untüchtig finde. — Der besondre Schutz, den er den Gelehrten ertheilte, machte seinen Hof gleichsam zum Sammelplatz aller guten Köpfe. Sie waren es, mit denen er alle seine Anschläge und Sorgen theilte, die er seine Freunde und seine Lehrer nennte, in deren Gesellschaft er alle seine Stunden, die ihm Kriegs- und Regierungsgeschäffte übrig ließen, zubrachte. Zum angenehmen Zeitvertreibe diente ihm die Tonkunst, die von den geschickten Leuten, die er in großer Anzahl in seiner Hofcapelle hatte, durch Erfindung neuer Instrumente merklich verbessert und erweitert wurde. Nichts aber gewährte ihm jedoch ein lebhafteres Vergnügen, als Geschichte und Genealogie. Die damals noch unbekandte Abstammung der Häuser Habsburg und Oestreich auszuforschen, ließ er seinen Rath und Historiograph, Jacob Manlius von Frenburg, in Gesellschaft des Ladislaus Suntheims von Ravensburg, seines Hofcapellans, mit großen Kosten, nicht allein in Deutschland und den Niederlanden, sondern auch in

1) Zugger, S. 1248.

Italien und Frankreich umhereiseu, ließ er in den Stiftern und Klöstern alle Chroniken, Stift- und Saalbücher m), auch anderswo alle Bibliotheken, alle Grab- und Wandschriften aufsuchen und zusammentragen. Sein Beyspiel fand unter den Fürsten und Gelehrten Nachahmer. Dieser Umstand bewirkte, daß ein Johann Cuspinian, ein Johann Naukler, ein Wilibald Pirkheimer, ein Conrad Peutinger, und andre treffliche Köpfe mehr, nach Handschriften forschten, um die Geschichte aus der Dunkelheit hervorzuziehen. Doch Maximilian selbst zeigte sich als Geschichtschreiber. Er entwarf seine eigne Geschichte, die er selbst, als er in dem unglücklichen Schweizerkriege nach dem Treffen bey Dornach eine Schiffreise that, seinem Secretär Marx Treitzsauerwein von Ehrentreitz in die Feder sagte n). So entstand manches Stück desselben; manches setzte er aber auch selbst auf, und Treitzsauerwein mußte zuletzt alles in ein Ganzes vereinigen o). Außerdem soll Maximilian, mit Hülfe seines Mathematikers Johann Stabius, die Ehrenpforte erdacht, soll er auch ein Buch von den Eigenschaften der Thiere abgefaßt haben p). So sehr er aber übrigens alle Gelehrten liebte und schätzte, so groß war doch sein Widerwille gegen die Juristen, die den Schriften des Bartholus und Baldus den Werth von Götterspruchen beylegten. Dies macht in der That seinem gesunden Menschenverstande große Ehre.

Warum er immer so wenig Geld hatte?

5. Die lebhafte Unterstützung, die Maximilian den Gelehrten und Künstlern angedeihen ließ, und die vielen Verändrungen und Verbesserungen, die er mit seiner Artillerie vornahm, mögen ihm schon sehr beträchtliche Geldsummen gekostet haben. Rechnet man hierzu nun noch seine mannigfaltigen Feldzüge, so wird man die Schuldenlast, die ihn gegen das Ende seiner Regierung drückte, sehr begreiflich finden. Niemand befand sich bey Maximilians öfterer Geldnoth aber leicht besser, als die Fuggersche Familie. Jacob Fugger, der sich durch die Pachtung der ungerschen, kärnthenschen und tyrolschen Bergwerke große Reichthümer erwarben hatte q), konnte Maximilianen auf die Grafschaft Kirchberg und die Stadt Weißenhorn, die demselben heimgefallen waren, siebzig tausend Gulden auf zehn Jahre vorschießen, konnte überdies noch mehrere andre Herrschaften und Güter an sich kaufen, und wurde von Maximilianen, dessen Rath er war, nebst allen seinen Anverwandten in den Adelstand erhoben. Als Maximilian sich zu dem Kriege gegen Venedig rüstete, und ihm der Pabst Julius II. vierzig tausend, der König Ferdinand von Spanien sechzig tausend, und der König Ludewig XII. von Frankreich siebzig tausend Ducaten versprach, so that ihm Jacob Fugger den Gefallen, ihm das päbstliche Anleihen in Zeit von vierzehn Tagen, die übrigen Summen aber in den nächsten sechs Wochen durch

m) Erbbücher, Erbregister, Flurbücher. Adelung.

n) Fugger, S. 1373.

o) Hieraus entstand die Handschrift zum Weiß Kunig, die zu Wien 1775 in Fol. gedruckt worden ist. Die vielen in demselben befindlichen Holzschnitte stellen größtentheils sehr wenig lehrreiche Abbildungen vor. Sie sind von den Formen abgedruckt, die Hans Burgmair und andre Holzschneider auf Maximilians Befehl dazu verfertigten.

p) Die im Weiß Kunig befindliche Beschreibung von seiner Erziehung läßt auf eine große Menge von Kenntnissen schließen, die Maximilian vereinigen mußte.

q) Manche von denselben hatten die Fugger für ihre großen Geldvorschüsse schon vom Kaiser Friedrich III. zum Unterpfande erhalten. von Stetters Gesch. von Augsburg.

Digitized by Google

durch Wechsel nach Augsburg in die Hände zu liefern. Wie sich der Kaiser zu der Zusammenkunft mit den Königen von Ungern und von Polen rüstete, bedurfte er schon wieder eines Geldvorschusses. Daher verkaufte er Jacob Fuggern die heimgefallne Herrschaft Biberach für zwey und dreyßig tausend Gulden [r]). Ob er nun gleich manches Kammergut veräußert hatte, so war er dennoch einige Jahre hernach einige hundert tausend Ducaten schuldig. Der zu Innspruck versammlete Ausschuß der Landstände aus Nieder- und Oberöstreich bewilligte die Bezahlung derselben, unter der Bedingung, daß man ihm vier Jahre hindurch jedesmal auf Weihnachten hundert tausend rheinische Gülden auszahlen wollte. Ein Drittel dieser Summe sollte der Kaiser zu seiner freyen Disposition, und zur bessern Unterhaltung seines und seiner Enkelinnen Hofstaats behalten; die zwey übrigen Drittel aber sollten zur Tilgung der kaiserlichen Kammerschulden angewendet werden. Dagegen mußte der Kaiser den Landständen eine Versicherung ausstellen, daß dieser freywillige Geldbeytrag ihren wohlhergebrachten Vorrechten und Freyheiten nicht zum Nachtheil gereichen, daß auch von ihnen keine Türkenhülfe gefordert werden sollte [s]). 1515 1518

Verfassung der vornehmsten deutschen Staaten.

6. Maximilian erlebte die zur Abtragung seiner Kammerschulden bestimmte Zeit nicht. Derjenige, dem das östreichische Haus seine jetzige Macht verdankt, genoß also nicht einmal die Beruhigung, seine weitläuftigen Erbländer schuldenlos zu hinterlassen; die östreichischen Erbländer, die er nicht allein vereinigt, sondern auch durch die Grafschaft Görz, die durch Aussterben an Tyrol zurückfiel [t]), und durch ansehnliche Stücke von Bayern vermehrt hatte. Schon als Besitzer deutscher Länder spielte Maximilian eine sehr ansehnliche Rolle. Alle diese Länder brachte nun sein Enkel Carl V. mit den reichen Niederlanden, und mit der weitläuftigen spanischen Monarchie in ein ungeheures Ganzes. Aber auch in den übrigen deutschen Staaten waren unter Maximilians Regierung merkwürdige Veränderungen vorgefallen. In Bayern hatte der Herzog Albrecht IV, der jede Gelegenheit, verlohrne Güter wieder herbeyzubringen, und neue zu erwerben, sorgfältig benutzte [u]), das ganze Land wieder vereinigt. Er hinterließ bey seinem Tode drey Söhne, unter welchen der älteste, Wilhelm IV, die Regierung übernahm. Er mußte sie aber in der Folge mit seinem Bruder Ludewig theilen [v]). Der jüngste, Ernst, widmete sich dem geistlichen Stande. Also regierten in Bayern damals nur zwey Brüder, und zwar die beiden ältern, so wie es der Herzog Albrecht III. verordnet hatte [w]). Pfalz erwarb zwar von der landshuthischen Erbschaft die junge Pfalz oder Neuburg; es büßte aber dagegen auch manches von seinem eignen Lande ein, und verschiedenes veräußerte der Churfürst Philipp. Von seinen acht Söhnen wurden vier von der Kirche versorgt; Ruprecht war bereits vor dem Vater gestorben, und der jüngste, Wolfgang, war beym Tode seines Vaters erst funfzehn Jahre alt. Unter den beiden übrigen Brüdern, dem ersten, Ludewig, und dem vierten, Friedrich, gelangte nur jener zur Regierung der eigentlichen Pfalz. Die junge Pfalz

Oestreich, 1500

Bayern, 1508 1514

Pfalz, 1508

r) Zugger, S. 782. 1241. 1259. 1318.

s) Häberlin, X, 108.

t) Zugger, S. 1129.

u) Westenrieder im Anhang, S. XVI. u. f. f.

v) Westenrieder, B. II, S. 321.

w) Westenrieder, S. 500.

Digitized by Google

Pfalz blieb den Söhnen des Pfalzgrafen Ruprechts [1]). Die Länder des Hauses
Baden, Baden vermehrten sich nicht nur durch Markgraf Christophs Sorgfalt, alle Gelegenheiten zu Erwerbungen zu benutzen, sondern hauptsächlich auch durch den Anfall der landgrafschaft Hachberg-Sausenberg, die ehedem einen Theil des badischen Landes ausgemacht hatte. Markgraf Christoph hatte nicht nur mit dem letzten Besitzer derselben, dem Markgrafen Philipp, eine Erbeinigung geschlossen; er befestigte das Erbrecht seines Hauses auch durch einen zwischen Philipps einziger Tochter Johanne und seinem Sohne Philipp geschlossenen Ehevertrag, und sein Sohn wurde, als künftiger Schwiegersohn und Nachfolger, an des Markgrafen Philipps Hofe erzogen. Alles dieses aber hinderte den König Ludewig XII. von Frankreich nicht, seinem Verwandten Ludewig von Longueville bey dieser Gelegenheit eine Ver-
1503 sorgung zu verschaffen. Er wußte es nemlich nach des alten Markgrafen Tod dahin zu bringen, daß die Prinzessin Johanne seinen Vetter Longueville heirathete. Alle Länder ihres Vaters konnte sie ihm aber nicht in die Hände liefern. Die sausenbergschen, rötelschen und badenweilerschen Unterthanen blieben ihrem neuen Landesherrn, dem Markgrafen Christoph, dem sie schon vor einiger Zeit gehuldigt hatten, treu, und der Herzog von Longueville konnte weiter nichts thun, als den Streit beym Kammergerichte anhängig machen. Erst nach achtzig Jahren kam es endlich zu einem friedlichen Vergleiche. Wegen eben dieses Anfalles gerieth der Markgraf Christoph mit dem Kaiser selbst in Streit, der die zu demselben gehörigen Oerter zu dem Bezirke der landgrafschaft Breisgau rechnen wollte. Es entstand auch hierüber ein Proceß, welcher erst in diesem Jahrhundert sein Ende erreichte.
1515 Zwölf Jahre vor seinem Tode theilte Markgraf Christoph, durch den kränklichen Zustand seines Körpers bewogen, seine Länder unter seine drey Söhne Bernhard, Philipp und Ernst. Er trat ihnen zugleich die Regierung ab. Da sich aber seine körperlichen Umstände bald hernach in eine Gemüthskrankheit verwandelten, so übte
1516 Maximilian seine reichsoberhauptliche Gewalt aus, indem er die Söhne auf ein Jahr lang zu Curatoren ihres Vaters ernennte, und da dessen Gemüthskräfte im-
1518 mer merklicher abnahmen, so brachten ihn dieselben, mit kaiserlicher Bewilligung, auf das alte Schloß Baden, wo er neun Jahre hernach sein Leben endigte. Sicher hatte es ihm, als er diese von seinen Vorfahren vier Jahrhunderte hindurch bewohnte Burg mit seinem neuerbauten Residenzschloß vertauschte, nicht geahndet, daß er hier, gleichsam wie in der Gefangenschaft, seine Tage beschließen würde. Ein solches Schicksal verdiente aber vielleicht niemand weniger, als Markgraf Christoph, der die meisten Fürsten seiner Zeit an edler Gesichtsbildung und körperlicher Schönheit übertraf, der im höchsten Grade rechtschaffen und billigdenkend war, der keinen größern Wunsch hatte, als seine Unterthanen recht glücklich zu sehen [2]). Wie sehr unterschied sich dieser gute Fürst von seinem Nachbar, dem Herzog Ulrich von Wirtemberg, der, seiner bayrischen Erwerbungen ungeachtet, seinem Lande eine so drückende Schuldenlast zuzog!

Hessen, 7. Hessen näherte sich während der Zeit dem Zustande, wo es sich unter den deutschen Staaten so merklich hervorthat. Wilhelm der Mittlere wurde, da sein

1) Michaelis, II, 131. u. f. f. 2) Michaelis, III, 88-97.

Digitized by Google

sein jüngerer Bruder starb, und der ältre ihm die Regierung abtrat, alleiniger Besitzer aller hessischen Länder. Auch er gehörte unter die Fürsten, welche den Erbkrieg zwischen Pfalz und Bayern zu ihrem Vortheile benutzten. Er erwarb bey dieser Gelegenheit nicht nur verschiedene Schlösser und Bezirke; er befreyte auch die Grafschaft Katzenellnbogen von pfälzischen Ansprüchen. Als er starb, war sein Sohn, 1509
der berühmte Philipp, erst fünf Jahre alt. Er ernennte daher dessen Mutter Anne, eine meklenburgische Prinzessin, zur Vormünderin desselben, und ordnete ihr den Grafen Philipp von Waldeck, den Herrn Conrad von Mansbach und den Doctor Roland als Gehülfen zu. Hiermit waren jedoch weder Wilhelm der Aeltre und seine Gemahlin, noch die Landstände zufrieden; auch bewirkte das noch immer nicht ihre Zufriedenheit, daß die Landgräfin Anne zweymal sowol vom Kaiser als von den Churfürsten zur Vormünderin und Regentin erklärt wurde. Dies veranlaßte unter dem hessischen Adel lebhafte Unruhen, die jedoch nur so lange dauerten, bis der junge Landgraf Philipp, zwar erst vierzehn Jahr alt, aber außerordentlich viel versprechend, mit Genehmigung des Kaisers, die Regierung selbst übernehmen durfte [b]). Im 1518
braunschweigischen Hause vermehrten sich die Linien noch immer fort. Herzog Wil- Braunschweig,
helm II. von der mittlern braunschweigischen Linie theilte sein Land unter seine beiden
Söhne, Heinrich den Aeltern und Erich den Aeltern; jener bekam Wolfenbüttel, 1495.
und dieser Calenberg und Göttingen. Erich leistete Maximilianen in seinen Kriegen wichtige Dienste. Auch Heinrich zeigte sich als einen entschlossenen Krieger. Erworben wurde nicht viel, denn Heinrich half zwar das Budjadinger Land erobern, er überließ aber seinen Antheil an den Grafen von Oldenburg, und ein neuer Feldzug, den Herzog Heinrich dem letztern zu Gefallen gegen die Ostfriesen unternehmen mußte, kostete ihm das Leben. Von seinen sechs Söhnen fanden fünf im geist- 1514
lichen Stande ihre Versorgung. Heinrich der Jüngere gelangte daher allein zur Regierung [c]). Auch Herzog Heinrich der Mittlere von der lüneburgschen Linie hatte an der Eroberung des Budjadinger Landes Antheil; er verspielte ihn aber an seinen Vetter, den Herzog Erich den Aeltern [b]). Noch immer gab es also im braunschweigschen Hause vier regierende Herzoge, und der Erwerbungen waren sehr wenig.
Eben so wenig gewannen unter Maximilians Regierung die Fürsten des sächsischen Sachsen,
Hauses. Sie erhielten zwar nicht nur auf Lauenburg, sondern auch auf Jülich und Berg eine Anwartschaft; Albrecht und seine Nachkommen besaßen auch die Statthalterschaft von Friesland einige Zeit hindurch. Diese Statthalterschaft kam ihnen aber so theuer zu stehen, daß sie von derselben nichts weniger als Vortheil zogen, und die ertheilten Anwartschaften nützten ihnen weder damals, noch in der Folge. Die Anwartschaft auf Lauenburg ertheilte der Kaiser Maximilian dem 1507
Churfürsten Friedrich und seinem Bruder, dem Herzog Johann, so bestimmt, daß er sie auf den Fall, wenn der Herzog Magnus keine männlichen Erben hinterlassen würde, schon zum voraus mit dem Lande desselben belehnte; es dauerte aber über hundert und achtzig Jahre, ehe der lauenburgsche Mannesstamm ausstarb. Die Anwartschaft auf Jülich und Berg hatte Herzog Albrecht zuerst erworben, und sie wurde

b) Teuthorn, S. 694. 725. 753.
c) Michaelis, I, 95. u. f. f.
d) Michaelis, S. 118.

wurde in der Folge auch auf die ernestinische linie ausgedehnt. Der Fall, da sie wirklichen Vortheil bringen konnte, trat auch noch unter Maximilians Regierung
1511 ein. Wilhelm, Herzog von Jülich und Berg, und Graf von Ravensberg, endigte den Mannsstamm seines Hauses. Die Fürsten des Hauses Sachsen hätten also nunmehr sein Land erben sollen. Während der Zeit aber, daß sie den Kaiser ersuchten, ihnen die erledigten Länder einräumen zu lassen, hatte sich der Herzog Johann III. von Cleve, der Gemahl der einzigen Tochter des verstorbenen Herzogs von Jülich
1496 und Berg, derselben bereits bemächtigt. Maximilian hatte, der dem sächsischen Hause ertheilten Anwartschaft ungeachtet, der Gemahlin des Herzogs von Cleve die Erbfähigkeit verliehen. Er wollte nun zwar den Herzog von Cleve und die Herzoge von Sachsen mit einander vergleichen; er gab sogar den sächsischen Fürsten die Versicherung, daß er ihnen, ungeachtet der Herzog von Cleve das Land schon wirklich besaß, dennoch zum Besitz desselben verhelfen wollte. Als aber das sächsische Haus
1512 um die Belehnung mit demselben nachsuchte, erhielt es endlich die Antwort, daß der Kaiser, aus Besorgniß eines Krieges, der daher entstehen könnte, ihren Wunsch zu erfüllen, Bedenken trage e). So schön hielt Maximilian sein Wort! Und dies waren die Früchte, die das sächsische Haus von seiner außerordentlichen An-
Brandenburg. hänglichkeit für denselben einerndtete! Glücklicher war das brandenburgsche Fürstenhaus, welches doch im bayrischen Erbkriege einige Oerter und Klöster erwarb, wiewol sie in der Folge gegen eine Geldsumme wieder abgetreten wurden. Von dem italienischen Kriege, worin die fränkischen Markgrafen dem Kaiser dienten, hatten sie wenig Vortheil. Der Churfürst Joachim I. brachte seine Zeit indessen weit nützlicher zu. Er stellte Ruhe und Ordnung in seinem Lande her f). Unter die Für-
Anhalt. sten, denen ihre Ergebenheit für Maximilianen wenig Nutzen brachte, gehörte auch der Fürst Rudolph I. von Anhalt. Er hatte, als er in dessen Dienste trat, die Absicht, Lob, Ehre, Ruhm und Güter zu erwerben, und die beständigen Kriege, in welche Maximilian verwickelt war, verschafften ihm auch Gelegenheit genug, sich Ruhm und Ehre zu erwerben, aber Reichthümer konnte er im Dienste desjenigen, der immer selbst kein Geld hatte, unmöglich sammlen. Nicht einmal sein Sold wurde ihm richtig ausgezahlt; daher setzte er nicht nur sein ganzes väterliches Vermögen zu, sondern er mußte auch noch überdies dreytausend rheinische Gulden von dem Churfürsten Friedrich von Sachsen borgen, und ihm dafür seinen ganzen landesantheil verschreiben. Unter solchen Umständen nutzte es ihm in der That wenig, wenn ihn Maximilian zu seinem Rath, zu seinem Oberstabelmeister g) ernennte, wenn er ihm eine kleine Herrschaft in Tyrol schenkte, die er ihm kurze Zeit hernach wieder abtrat, wenn er ihm eine Zollfreyheit ertheilte. Er büßte im italienischen Feldzuge, wo er das mit den Franzosen verbundene kaiserliche Heer commandirte, sein

e) Heinrichs sächs. Gesch. II, 16. 17.
f) Buchholz, III, 269. 270.
g) Die Fürsten von Anhalt sollten vermöge dieser Würde, die der Kaiser 1508 auf alle ausdehnte, Marschälle seyn, und den nächsten Rang nach den Churfürsten haben; sie sollten, so oft ein römischer Kaiser, auf Reichstagen oder andern großen Versammlungen, in seiner Majestät sitzen würde, neben und gleich den Herzogen von Sachsen, als Marschälle zur linken Hand vor den Speisen hergehen, und mit dem Reichsapfel zur linken Hand bey der Tafel aufwarten, auch in ihrem Wappen den schwarzen Reichsadler im gelben Felde mit zwey goldenen Stäben führen.

Digitized by Google

sein Leben ein h). Maximilian war in der That glücklich, daß so mancher deutsche Fürst es für eine Ehre hielt, sich seinem Dienste aufzuopfern. So ein Fürst war auch der meklenburgsche Prinz Heinrich, der älteste Sohn des vortrefflichen Herzogs Magnus, der auf dem berühmten augsburgischen Reichstage, dem er in Namen seines Vaters beywohnte, dem Kaiser von einer so vortheilhaften Seite bekandt wurde, daß er ihn auf zwey Jahre als Rath in seinen Dienst nahm. Er wies ihm einen Jahrgehalt von zwölftausend Gulden, und noch tausend neun hundert und vierundzwanzig Gulden für siebenundzwanzig Pferde an. Ob nun Heinrich diese Besoldung etwa nicht richtig ausgezahlt erhielt, oder ob Maximilian seine Verdienste noch besonders belohnen zu müssen glaubte? genug, er ertheilte ihm, statt baarer Bezahlung, eine Anwartschaft auf die halbe Landgrafschaft Leuchtenberg, und machte ihm auch zur übrigen Hälfte Hoffnung i). Hollsteins Beherrscher, der König Johann und der Herzog Friedrich waren zu sehr mit andern Gegenständen beschäftigt, als daß sie sich um Maximilians und des römischen Reiches Wohlfahrt hätten viel bekümmern können. Ersterer hatte seinen Sohn, den berufenen Christian II, zum Nachfolger k).

Meklenburg. 1502 1513

8. In dieser Lage befanden sich Deutschlands vornehmste Staaten und ihre Regenten, als sie durch Maximilians Tod ihr Oberhaupt verlohren. Da es ihm nicht hatte gelingen wollen, seinen Enkel, den König Carl von Spanien, als römischen König zu sehen, so erfolgte darüber ein sogenanntes Interregnum, welches etwas über fünf Monate dauerte. Der Churfürst Ludewig von der Pfalz kündigte sogleich seine Vicariatsregierung an; auch nahm er das Reichskammergericht in seinen Schuz l). Der Churfürst von Sachsen machte seine Uebernahme der Vicariatsregierung erst im May bekandt. Die ihm zukommende Obergerichtbarkeit übertrug er einem eignen Vicariatshofgerichte, das er zu Wittenberg bestellte m). Indessen waren aber diejenigen, welche nach der glänzenden Ehre strebten, das Oberhaupt des römischdeutschen Reiches vorzustellen, so geschäftig als möglich, die Erreichung ihres Zieles sich zu erleichtern. Drey der vornehmsten unter allen europäischen Monarchen, die Könige von Frankreich, Spanien und England, wetteiferten in den Bemühungen um den deutschen Thron, und ihr Wetteifer konnte um so weniger Verwundrung erregen, da die lezten Besizer desselben zu einer so glänzenden Stufe der Macht und des Wohlstandes gelangten. Der König Heinrich VIII. von England wünschte hauptsächlich deswegen Kaiser zu werden, weil er die erhabene Würde desselben seinen beiden Mitbewerbern, den Königen von Frankreich und Spanien nicht gönnte, weil ihm vielleicht die außerordentliche Ueberlegenheit, die sie als Oberhaupt der Deutschen besizen würden, Besorgniß erregte. Er fing aber seine Unterhandlungen zu spät an; doch würden sie ihm, auch eher angefangen, seine beiden Nebenbuhler allemal außerordentlich erschwert haben. Franz I. von Frankreich hatte mehr als jeder andre europäische Monarch Ursache, die Kaiserkrone sich selbst zu wünschen. Auf dem Haupte des spanischen Carls war sie ihm gar zu furchtbar.

Wer sich um den Kaiserthron bewirbt? am 31. Jan.

h) Michaelis, III, 586 — 588.
i) Rudloff, II, 392.
k) Christiani Gesch. unter dem oldenb. Hause, I, 259.
l) Häberlin, X, 193 u. f. f.
m) Häberlin, X, 203.

Digitized by Google

Er sah sich alsdenn auf allen Seiten von den Staaten des neuen Kaisers umringt; er sah die östreichische Macht zu einer Höhe emporsteigen, die der seinigen den Untergang drohete; er sah, was ihm besonders wichtig war, den Fortgang seiner großen Absichten auf Italien mächtig gehemmt. In dem blühendsten Alter (er war erst siebenundzwanzig Jahre alt) und durch mehrere Siege schon in Europa berühmt, schien er zur Ausführung des großen Entwurfes, die Türken wieder aus Europa zu jagen, weit geschickter, als der erst neunzehnjährige, im Kriege noch unerfahrne Carl von Spanien, schien er der Ehre, den ersten Monarchen in der Christenheit vorzustellen, vollkommen würdig. Freylich waren das zwey für ihn sehr nachtheilige Umstände, daß er weder der deutschen Sprache noch Sitten kundig war; über das Nachtheilige dieser Umstände suchte er sich aber durch Geschenke und Versprechen zu erheben. Auch hatten diese ihre Wirkung nicht ganz verfehlt. Der Churfürst Richard von Trier, ein Herr von Greifenklau [n]), erklärte sich öffentlich für Frankreichs Partey. Der Churfürst von Brandenburg hatte sich gleichfalls für Franzen gewinnen lassen, und nun suchte er auch seinen Bruder, den Churfürsten von Maynz, auf dessen Seite zu ziehen. Der Herzog Heinrich zu Celle, ein eifriger Anhänger des Königs von Frankreich, bemühete sich, seinen Schwager, den Churfürsten von Sachsen für denselben einzunehmen. Selbst der Churfürst von der Pfalz schien dem französischen Monarchen anfangs geneigter, als dem Enkel Maximilians. So dachte sich der ehrgeizige Franz dem Zeitpuncte, da er sich auf den kaiserlichen Thron schwingen würde, schon ganz nahe, als er sich in seiner reizenden Hoffnung auf einmal getäuscht fand.

Carls V. Vorzüge vor den andern Bewerbern.

9. Carl besaß die einem Reichsoberhaupte Deutschlands angemessenen Eigenschaften unstreitig in einem weit höhern Grade, als sein Nebenbuhler Franz. Der Abkömmling eines der ältesten und edelsten Häuser der Deutschen; der Enkel Maximilians, in einem deutschen lande gebohren, und mit der Sprache, den Sitten, den Gewohnheiten und den Rechten der Deutschen bekandt; der Besitzer zweyer mächtiger Provinzen des deutschen Reiches, der burgundischen Staaten und der östreichischen Erblande; der Beherrscher derjenigen Länder, welche gegen die einbrechenden Türken am besten zur Vormauer dienen konnten — der schien die Macht und den Glanz, der sich für das Reichsoberhaupt Deutschlands geziemte, in der größten Vollkommenheit zu besitzen. Aber eben dieser Carl war bereits von seinem Großvater, dem Kaiser Maximilian, den Churfürsten empfohlen worden; eben dieser Carl ließ, die Gemüther zu gewinnen, die spanischen Goldgulden hundert tausendweise nach Deutschland fließen; für eben diesen Carl stand, wie man vermuthet, der schwäbische Bund, stand ein beträchtliches Heer in den Niederlanden in Bereitschaft; eben dieser Carl hatte an dem Markgrafen Casimir von Brandenburg einen sehr geschickten und eifrigen Unterhändler. Casimirs Bruder, der Markgraf Johann, hatte Carls Stiefgroßmutter, Germane von Foix geheirathet, und sich dadurch zur Stelle eines Vicekönigs von Valentia den Weg gebahnt. Casimirn selbst war, von dem Tage an, da Carl römischer König werden würde, ein Jahrgehalt

n) Häberlin, IX, 505.

gehalt von vier tauſend rheiniſchen Gulden verſprochen worden. Natürlich gab er ſich nun alle Mühe, Carln ſowol bey ſeinen Vettern, den Churfürſten von Maynz und von Brandenburg, als bey den übrigen Mitgliedern des Churfürſtencollegiums, die ihn vorzüglich ſchätzten, beſtens zu empfehlen. Der Markgraf Caſimir war auch einer von den vornehmſten Herren, denen er die Betreibung ſeiner Königswahl auftrug. Zu ihnen gehörte noch der Cardinal Matthäus Lange, damals noch Biſchof von Gurk und Coadjutor zu Salzburg, der Pfalzgraf Friedrich, und der Biſchof Ehrhard von Lüttich, aus dem Hauſe Mark. Dem Churfürſten von Maynz empfahl ſich Carl durch ein eignes Schreiben, indem er ihm reizende Verſprechungen machte, die ihre Abſicht, den eigennützigen Fürſtbiſchof für Carls Sache geneigt zu machen, nicht leicht verfehlen konnten.

10. Unter ſolchen Bemühungen und Unterhandlungen nahete der zur Wahl beſtimmte Zeitpunct immer mehr heran. Alle Churfürſten, Böhmen ausgenommen, fanden ſich perſönlich ein; im Namen des Churfürſten von Böhmen erſchien eine Geſandtſchaft. Es hatten ſich zwar auch ein franzöſiſcher und ein engliſcher Geſandte in die Wahlſtadt eingeſchlichen; ſie mußten ſich aber, ſobald ihre Anweſenheit bekandt wurde, gleich wieder entfernen. Des ſpaniſchen Carls Bevollmächtigte hielten ſich zuletzt zu Höchſt unweit Frankfurt auf. Der Churfürſt von Maynz pries ihn ſeinen Collegen in den feurigſten Ausdrücken an. Mit eben ſo vieler Wärme aber empfahl der Churfürſt von Trier den König Franz. Die meiſten Glieder des erhabenen Wahlcollegiums waren unentſchloſſen. Ihre Unentſchloſſenheit erzeugte endlich den patriotiſchen Gedanken, die Stelle eines Reichsoberhauptes mit einem aus ihrer Mitte zu beſetzen. Wer unter ihnen aber ſchickte ſich hierzu beſſer, als der weiſe Friedrich der Sachſen, der Deutſchlands Regierung ſchon mehr als einmal rühmlichſt verwaltet hatte? Seine Collegen trugen ihm alſo, ohne ſich zu bedenken, die vaterländiſche Krone an; wie erſtaunten ſie aber nicht, als ihnen eben der Fürſt, der der Abſicht Maximilians, ſeinen Enkel Carl als römiſchen König zu ſehen, ſo eifrig entgegen arbeitete, eben den ſpaniſchen Carl, für den er ſich ehedem durchaus nicht erklären wollte, zum Reichsoberhaupte empfahl! Friedrichs unerwartete Erklärung wird jedoch begreiflicher, wenn man erwägt, daß dieſer in allen ſeinen Handlungen ſo viel Vorſicht und Behutſamkeit verrathende Fürſt, bey reiferer Ueberlegung mochte gefunden haben, daß unter allen damaligen Bewerbern um den deutſchen Thron der öſtreichiſche Carl gerade derjenige war, von dem ſich für Deutſchlands Ruhe und Sicherheit das meiſte erwarten ließ. Daß kein Eigennutz ihn beſeelte, das beweiſet die edle Verachtung, mit welcher er eine große von Carln angebotene Geldſumme ausſchlug; das beweiſet der ernſtliche Befehl an die Seinigen, nicht das geringſte anzunehmen o). Niemand aber in ganz Deutſchland hätte Carln leicht nachdrücklicher empfehlen können, als der Churfürſt von Sachſen, deſ-

(im Jun.) Carle V. Kaiſerwahl.

o) Carls Geſandten boten ihm 30,000 Ducaten, und ſie wollten, als er ſie ausſchlug, ſeinen Staats- und Hofbedienten 16,000 geben. Spalatins Leben Friedrich des W., in der Samml. vermiſchter Nachrichten zur ſächſ. Geſch. S. 23. Sleidani commentar. de ſtatu relig. et reipubl. Fol. p. 19. Eraſmi ep. XIII, 4. Häberlin, S. 278.

Digitized by Google

sen Klugheit bey allen Deutschen in so großem Ansehn stand, an den sich daher jeder Thronandidat mit der eifrigsten Sorgfalt gewendet hatte p). Friedrichs Empfehlung fand auch schon deswegen Eingang, weil er der Besorgniß seiner Collegen, die Carls überwiegende Macht bey ihnen erregte, durch den Vorschlag einer sehr bestimmten Wahlcapitulation vorbeugte. Zuerst stimmte ihm der bereits für Carln eingenommene Churfürst von Maynz bey. Hierdurch war nun schon sehr viel gewonnen. Auf Albrechts Bruder, den Churfürsten von Brandenburg, konnte man nun gleichfalls rechnen. Den Churfürsten von der Pfalz zog sein Bruder, der Pfalzgraf Friedrich, auf Carls Seite. Der Churfürst Hermann von Cöln, ein Graf von Wied q), der sich bey dem ganzen Handel überhaupt nicht sehr leidenschaftlich betragen zu haben scheint, trat den meisten ohne Schwierigkeiten bey, und der nun noch allein übrige Churfürst von Trier mußte nun gleichfalls nachgeben.

Wahlcapitulation desselben.

11. Schon mehrmals hatten sich die Churfürsten von Maynz von dem Kaiser verschiedene Versprechungen geben lassen; aber noch nie war von dem ganzen churfürstlichen Collegium mit dem neuerwählten Kaiser ein förmlicher Vertrag über die Art seiner künftig zu führenden Regierung geschlossen worden r). Die Bedingungen, deren Beobachtung man den neuen Kaiser angeloben ließ, flossen aus dem Grundsatze, daß man sich von einem Reichsoberhaupte so wenig als möglich wollte einschränken lassen. So mußte Carl z. B. versprechen, daß er, ohne Einwilligung der Reichsstände, oder zum wenigsten der sechs Churfürsten, keinen Reichstag anfangen, noch weniger fremdes Kriegsvolk nach Deutschland bringen wolle. Die Reichs- und Hofämter sollte er blos mit gebohrnen Deutschen besetzen; in Schriften und Verhandlungen des Reiches sollte er keiner andern, als der deutschen und lateinischen Sprache sich bedienen; die Reichsstände sollte er vor kein auswärtiges Gericht fordern. Außerdem mußte er sich auch verbindlich machen, den zwischen den Reichsständen über ihre Regalien und Freyheiten obwaltenden Streitigkeiten nicht nur den ordentlichen Gang des Rechtes zu gestatten, sondern auch seine eignen Forderungen an dieselben nur auf dem Wege des Rechtes zu suchen; mußte er angeloben, daß er die Würde eines Reichsoberhauptes nicht erblich machen, daß er seine Residenz und Hofhaltung meistens in Deutschland halten wolle s). Carls bevollmächtigte Minister beschworen diese Capitulation, und der Pfalzgraf Friedrich reiste im Namen der Churfürsten nach Spanien, um ihm die Kaiserkrone anzutragen. Sie wurde, wie man leicht erwarten wird, mit vielem Vergnügen von ihm angenommen, und Carl ließ sich seitdem den Titel Majestät beylegen, worin er für alle europäische Monarchen das erste Muster abgab. Den Markgrafen Casimir belohnte er für die wichtigen Dienste, die er ihm geleistet hatte, mit der Stelle eines obersten Feldhauptmanns aller nieder- und oberösterreichischen Länder.

p) Spalatin, S. 50.

q) Häberlin, IX, 673.

r) Pütters Entwickelung, I, 351.

s) Häberlin, S. 872 — 875.

Achter

Achter Abschnitt.

Geschichte des Reichstags zu Worms, und der Reformation bis auf Luthers Achtserklärung.

1.

Die Erzählung desjenigen, was sich unter der Regierung Carls V, was sich unter seinen Augen und unter seiner Mitwirkung zugetragen hat, macht einen der wichtigsten Theile der neuern europäischen Geschichte aus. Fast alle, wenigstens die westlichen und südlichen Staaten von Europa waren damals in große, in weitläuftige Händel mit einander verwickelt. Carls V. Geschichte ist daher gleichsam die Geschichte seiner Zeit. Aus dieser an Begebenheiten so reichen, von mehrern guten Historikern, besonders von einem Robertson [1]) bearbeiteten Geschichte, heben wir aber nur dasjenige aus, was Deutschland unmittelbar angeht. Carls auswärtige Händel erzählen wir nur nach dem Verhältnisse, nachdem sie mehr oder weniger auf seine Regierung in Deutschland wirkten. Das Verlangen, die deutsche Krone sich aufsetzen zu lassen, regte sich bey Carln so heftig, daß er, der in Spanien ausgebrochenen Unruhen ungeachtet, im May des folgenden Jahres seine Reise nach Deutschland antrat. Bey der Beschreibung der bey seiner Krönung zu Aachen vorgefallenen Feierlichkeiten halten wir uns nicht auf [2]), wir begleiten vielmehr das neue Reichsoberhaupt sogleich nach Worms, wo Carls erster in verschiedenem Betrachte so wichtiger Reichstag gehalten wurde. Vielleicht nicht sowol Pflicht, als Neugierde hatte die damalige Reichsversammlung außerordentlich ansehnlich und zahlreich gemacht. Alle sechs Churfürsten erschienen in Person. Auch von den übrigen geistlichen und weltlichen Reichsfürsten schickten nur die wenigsten Gesandten. Die vornehmsten Gegenstände der Berathschlagungen betrafen wie gewöhnlich zwey für Deutschlands Ruhe und Sicherheit noch nicht hinlänglich befestigte Anstalten; den Landfrieden und die Gerechtigkeitspflege. Der Gedanke, daß Carl, der Besitzer so weitläuftiger Länder, ziemlich öfters von Deutschland abwesend seyn würde, mußte wegen des Einflusses, den diese Abwesenheit auf das Vaterland haben könnte, allerdings Besorgniß erregen. Die vorsichtigen Churfürsten hatten die Errichtung eines Reichsregiments, welches jedoch die Vicariatsrechte der Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen nicht aufheben sollte, zu einer Hauptbedingung der Wahlcapitulation gemacht. Sie brachten sie daher auf dem damaligen Reichstag auch sogleich in Vorschlag. Aber schon bey dieser Gelegenheit verrieth Carl V. den festen Grundsatz, seine Handlungen so wenig als möglich einschränken zu lassen, vollkommen deutlich. Der Kaiser und die Reichsstände waren in ihren Meinungen meistens sehr verschieden; die Reihe, nachzugeben, traf aber die letztern doch immer am meisten. Die Anordnung des ganzen Regiments, und die Ernennung der dabey

Errichtung eines Reichsregiments.

1520

1521 im April.

1) Auch der fleißige Häberlin widmete der Geschichte Carls V. nicht weniger als 150 Bogen, und sammelte dennoch nicht alles, was zur Aufklärung der Geschichte Deutschlands unter seiner Regierung nöthig ist!

2) Wer daran Vergnügen findet, der kann sie im Häberlin, X, S. 310 — 321. nachlesen.

bey angestellten Personen stände (wie man von kaiserlicher Seite behauptete) in des Reichsoberhauptes Gewalt; wenn also der Kaiser den Reichsständen die Ernennung einiger Glieder des Reichsregiments gestattete, so wäre dies keine Gerechtigkeit, sondern nur eine Gnade. Kurz, der Kaiser setzte es durch, daß man das Reichsregiment nicht ein kaiserliches und Reichsregiment, sondern Ihrer Majestät Regiment im Reiche nennte, daß es auch nur in seiner Abwesenheit stattfinden sollte. Das Reichsregiment hing demnach eigentlich vom Kaiser ab. Auch war dafür gesorgt, daß kein französisches oder englisches Parlament daraus erwachsen konnte. Von den zweyundzwanzig Gliedern desselben ernennte der Kaiser sechs, und also über den vierten Theil, allein die Kanzleypersonen durften nur dem Kaiser schwören; doch könnte ihnen von dem Churfürsten von Maynz, dem als Erzkanzler des Reiches ihre Anstellung zukomme, der Eid abgenommen werden. Die übrige Einrichtung hatte mit der Regimentsordnung Maximilians I. sehr viel Aehnlichkeit. Der Statthalter, wenigstens ein Graf oder Freyherr, sollte ein Jahrgehalt von viertausend Gulden bekommen. Dem anwesenden Churfürsten wurden zur Quartalsbesoldung tausend Gulden angesetzt; dem geistlichen Fürsten sechshundert und funfzig Gulden; von den Räthen sollte jeder jährlich sechshundert Gulden bekommen; nach diesem Verhältnisse richtete sich auch die Jahrs- oder Vierteljahrsbesoldung der übrigen Glieder des Reichsregiments. Zum Sitze desselben bestimmte man auf die ersten anderthalb Jahre die Stadt Nürnberg. Zum Statthalter verordnete der Kaiser seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand; darwider protestirten aber der Pfalzgraf Friedrich und die churpfälzischen Räthe, welche dieses als eine Beleidigung der dem Churfürsten von Pfalz zukommenden Vicariatsrechte betrachteten, und vermuthlich widersprach auch der Churfürst von Sachsen. Wenigstens stellte der Kaiser sowol diesem, als dem Churfürsten von Pfalz eine Versicherung aus, daß diese Ernennung eines Statthalters ihren Vicariatsgerechtsamen nicht zum Nachtheil gereichen sollte. Churpfalz wurde auch noch auf andre Art beruhigt. Der achtzehnjährige, weder der deutschen Sprache, noch der deutschen Staatssachen hinlänglich kundige Erzherzog Ferdinand brauchte einen Gehülfen. Hierzu bestimmte der Kaiser den Pfalzgrafen Friedrich. Nun war aber noch der schwerste Punct, nemlich die Erhaltung des Reichsregiments, zu berichtigen. Die Kosten derselben wurden zu funfzigtausend rheinischen Gulden berechnet, und man wurde endlich einig, diese Summe durch einen kleinen Anschlag auf die Reichsstände zusammenzubringen. So entstand das Reichsregiment, welches im September dieses Jahres wirklich eröffnet wurde.

Verbesserungen des Gerichtswesens besonders beym R. K. G.

2. Neben dem Reichsregimente, welches nur in Abwesenheit des Kaisers seine Thätigkeit behauptete, und das sich eigentlich nur mit Staatsangelegenheiten beschäfftigte, dauerte aber auch noch der kaiserliche Hofrath fort, den Carl V. bereits während seines Aufenthaltes in den Niederlanden wieder herstellte r); sodann wurde das Reichskammergericht wieder in Gang gebracht, und mit einer neuen Ordnung versehen. Man vermehrte die Zahl der Beysitzer von sechzehn bis auf achtzehn, indem zu den beiden Assessoren aus den kaiserlichen Erblanden, Oestreich und Burgund, noch zwey neue hinzukamen, die der Kaiser als Kaiser präsentirte. Dem Kammerrichter, der ein Graf oder Herr wäre, wurden zwölfhundert, einem Assessor vom Grafen-

r) Häberlin, S. 303.

Grafen, oder Herrenstande sechshundert, den übrigen aber nur vierhundert rheinische Gulden zu ihrem Jahrgehalt angewiesen. Vierhundert bestimmten den letztern die gedruckte R. K. O. und der gedruckte R. A. In dem besiegelten Originalabschied und den Reichstagsacten stehen aber fünfhundert Gulden v). Die gelehrten und adlichen Beysitzer hatten also allerdings Ursache, sich über den Corrector, der den für sie so wichtigen Druckfehler stehen ließ, zu beschweren. Auch die Besoldung der übrigen beym K. G. angestellten Personen wurde festgesetzt. Da man die Gerichtspflege damals in die beste Verfassung bringen wollte, so erinnerte man sich an die Eingriffe, welche die geistlichen Gerichte in die weltliche Gerichtsbarkeit sich erlaubten, so gedachte man der Misbräuche bey weltlichen Gerichten, unter welchen nicht nur das Hofgericht zu Rothweil und das schwäbische Landgericht auf der Leutkircher Heide, sondern auch die westphälischen heimlichen Gerichte verstanden wurden. Auf die Aufhebung der letztern hatte Maximilian schon gedrungen. Der jetzige Kaiser verlangte nur, daß man die vor dieselben gehörenden Sachen genau bestimmen möchte. Die Reichsstände ersuchten hierauf den Churfürsten von Cöln, den Schutzherrn und Vorgesetzten dieser Gerichte, dem Kaiser einen Bericht darüber abzustatten. Dieser gab auch seinen ausführlichen Bericht noch während diesem Reichstage ein. Er nennte sich in demselben Sr. K. M. obersten Statthalter und Verweser der westphälischen Gerichte; er führte ferner an, daß die Stuhlherren Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Städte wären, daß die Reformation seines Vorgängers, des Churfürsten Philipps, die Ordnung desselben ausmachte, daß das churcölnische Hofgericht zu Arensberg und das gemeine Capitel die Appellationsgerichte vorstellten; er zeigte auch die diesen Gerichten unterworfenen Personen und Sachen umständlich an. Kurz, es wurde dadurch weiter nichts, als die kaiserliche Verordnung bewirkt, daß die Vorgesetzten der Freystühle darauf sehen möchten, daß diese Gerichte ihre alte Ordnung beobachteten und sie nicht misbrauchten. So schwer hielt es von jeher, alte in Deutschlands Verfassung eingeschlichene Misbräuche auszurotten! Wegen der von alten Zeiten her unter den deutschen Fürsten, Grafen, Herren, Edelleuten gewöhnlichen Austragegerichte wurde, in Rücksicht des R. K. G., auch verschiedenes festgesetzt. Willkührliche oder sogenannte gefreyte Austräge gestattete man ihnen noch ferner; rechtliche Austräge aber wurden ihnen in dem Falle, wenn sie eine Reichsstadt, oder ein Mittelbarer verklagte, verweigert, und die Klage konnte alsdenn sogleich in der ersten Instanz vor das Kammergericht gebracht werden. Endlich setzte man auch noch fest, wie es in Ansehung der Vollziehung der Urtheile des Kammergerichts sollte gehalten werden. Betrafen sie Mittelbare, so wurde die Execution ihren Landesherren oder Obrigkeiten aufgetragen; gegen Unmittelbare sollten aber die Kreise die kammergerichtlichen Erkenntnisse zur Vollstreckung bringen. So wurde die Verfassung und das Ansehn des R. K. G. wiederhergestellt und befestigt. Es setzte sich auch noch im December dieses Jahres in Thätigkeit. Aber die achtzehn Beysitzer wurden von der ungeheuren Last von Arbeiten, die sie vor sich fanden, beynahe erdrückt. Nicht weniger als dreytausend alte

v) Der Generalfiscal erhielt 500, der Advocatus fisci 200, der Canzleyverwalter 400, jeder Protonotarius 300, jeder Notarius so wie der Leser 200 Gulden. Häberlin, S. 356.

alte Proceſſe lagen noch unentſchieden da. Hierzu kamen nun die neuern Actenſtücke, die vor dem Reichsvicariat, und während dem Wormſer Reichstage vor dem kaiſerlichen Hofrathe waren angebracht worden, und nun wieder vor das Kammergericht gelangten. Schon vor dritthalb hundert Jahren wurde alſo der Grund zu den ungeheuren Actenſtößen unausgemachter Rechtshändel beym Kammergerichte gelegt [1]). In Anſehung des landfriedens, der Hauptabſicht des Kammergerichts, wurde damals gleichfalls verſchiedenes verordnet, welches zur Befeſtigung deſſelben gereichte. So ſollten z. B. die landfriedensbrecher nicht nur in die Reichsacht, ſondern auch in eine Strafe von zweytauſend Mark feinen Goldes verfallen ſeyn. Die Verfolgung des Friedensſtöhrers wurde jedem erlaubt, den Kreishauptleuten aber zur Pflicht gemacht. Verdächtigen und heimlichen Friedbrechern ſollte man, und wenn ſie auch fürſtlichen Standes wären, keinen Aufenthalt und keine Sicherheit verſtatten.

Urſprung der neueſten Reichsmatrikel.

3. Alle dieſe zu Deutſchlands Ruhe und Sicherheit getroffene Anſtalten mochten aber für Carln vielleicht weniger Wichtigkeit haben, als ein vierundzwanzigtauſend Mann ſtarkes Reichsheer, das ihm die Reichsſtände ſowol zu ſeinem Römerzuge, als zur Wiedereroberung der dem Reiche entzogenen Länder bewilligten. Dieſes Heer ſollte aus viertauſend Mann zu Pferd und zwanzigtauſend Mann zu Fuß beſtehen. Sie wurde unter die ſämmtlichen Reichsſtände vertheilt, und man entwarf in dieſer Abſicht eine neue Matrikel, die aber ſowol in Anſehung geographiſcher als ſtatiſtiſcher Kenntniſſe eine merklich große Unwiſſenheit ihrer Verfaſſer verräth. Sie verurſachte eben deswegen auch bittre Klagen verſchiedener Reichsſtände, beſonders der Reichsſtädte, die ihren Anſchlag zu hoch fanden. Vielleicht mochte man auch die Abſicht haben, ſie künftig zu verbeſſern; dieſe Verbeſſerung und Berichtigung iſt jedoch unterblieben, und noch jetzt wird die Wormſer Matrikel bey Reichsanſchlägen und deren Moderationen zum Grunde gelegt, und noch jetzt ſtellt ſie, ihres dritthalbhundertjährigen Alters ungeachtet, die neueſte und legalſte Matrikel vor [2]).

Miltitz, des Pabſtes Geſandter an den Churfürſten v. Sachſ.

4. Der Wormſer Reichstag, die für die Geſchichte der deutſchen Verfaſſung ſo wichtige erſte Reichsverſammlung unter Carls V. Regierung, iſt auch ſchon deswegen merkwürdig, weil der berühmte Luther vor derſelben auftrat, weil von derſelben eine Achtserklärung wider ihn ausgeſprochen wurde. Maximilians Tod und das darauf erfolgte Interregnum hatten Luthern wenigſtens auf einige Zeit gegen eine ernſtlichere Verfolgung gerettet. Der Pabſt hatte jetzt mehr als eine Urſache, den Churfürſten von Sachſen, welcher nicht nur auf die bevorſtehende Wahl eines neuen Kaiſers, ſondern, als Reichsvicarius, auf die Angelegenheiten des Reiches überhaupt einen wichtigen Einfluß beſaß, zu ſchonen. Nichts zeigt dieſes deutlicher, als die Art, wie er ſich gegen denſelben benahm. Er ſchickte einen eignen Geſandten an den Churfürſten. Dieſer Geſandte war ein ſächſiſcher Edelmann, Carl von Miltitz, und dieſer Edelmann hatte den Auftrag, Friedrichen die geweihete goldne Roſe zu überbringen, die man von Rom aus jährlich einem der erſten Fürſten in Europa zu ſchicken pflegte. So ſuchte man ſich zu der Gunſt des Churfürſten einen Weg zu bahnen, ſo ſuchte man es dahin zu bringen, daß er der Unterdrückung der lutheriſchen Neuerungen wenigſtens keine Hinderniſſe in den Weg legen möchte. Miltitz

1) Häberlin, S. 365. 2) Häberlin, S. 369 — 371.

Digitized by Google

Miltiz bekam die Anweisung, bey allen seinen Unternehmungen den Rath des Cardinals Cajetan zu befolgen. Am churfürstlichen Hofe selbst aber sollte er vorzüglich Degenhard Pfeffingern, der Friedrichs ganzes Vertrauen besaß, und Spalatinen, dem er noch besonders empfohlen wurde, zu gewinnen suchen. Aber das bloße Gerücht von seiner Ankunft hatte bereits den ganzen churfächsischen Hof mit argwöhnischem Mistrauen erfüllt. In ganz Sachsen hatte sich die Sage verbreitet, der Gesandte habe den Auftrag, sich luthers mit List oder Gewalt zu bemächtigen, und luther erhielt von allen Orten her Nachrichten, die ihn vor Nachstellungen warnten. Der Churfürst selbst fand des Gesandten Ankunft bedenklich. Man berathschlagte sich schon, ob man luthern nicht auf einige Zeit an einen sichern Zufluchtsort bringen wollte? Doch vor gewaltsamen Mitteln sich zu fürchten, hatte man jetzt weniger Ursache, seitdem der Churfürst einen Reichsvicarius vorstellte. Man hätte luthern stehlen, man hätte ihn mit der größten Geschwindigkeit und in der geheimsten Stille fortschaffen müssen. Fast an jedem Orte bestand, wie der Gesandte Miltiz selbst bemerkte, der größte Theil der Einwohner aus Anhängern luthers. Ja er gestand es luthern bey seiner ersten Unterredung mit demselben, daß er ihn, selbst unter dem Schutze eines Heeres von fünfundzwanzigtausend Mann, sicher nach Rom zu bringen sich nicht getraue.

5. Miltiz versprach sich überhaupt von dem Ausgange seines Geschäftes nicht sehr viel. Durch kluge Vorstellung hoffte er noch das meiste auszurichten. Kaum war er daher nach Altenburg gekommen, so ließ er Tetzeln zu sich rufen, so machte er ihm wegen seiner unverschämten Erpressungen, und seines unbesonnenen Verfahrens, die den ganzen Streit veranlaßt hatten, die bittersten Vorwürfe. Am Hofe selbst brachte er seine Klagen über luthern mit aller Mäßigung vor; er schien sogar dem Verlangen des Churfürsten, daß die Untersuchung des Handels einigen deutschen Bischöfen aufgetragen werden möchte, beyzutreten, und er suchte selbst um eine Unterredung mit luthern an. Bey dieser Unterredung, die in Spalatins Hause vor sich ging, erschöpfte Miltiz alle Künste des Gesandten und des Hofmanns. Er gestand luthern, daß er überall die unglaublichsten Wirkungen seiner Meinungen auf das Volk beobachtet hätte; aber er nahm eben daher Anlaß, ihn dringend zu beschwören, daß er den der Kirche und dem Pabste zugefügten Schaden, den nur er allein zu verbessern im Stande wäre, doch wieder gut machen möchte. Nun gab er ihm zwar zu verstehen, daß dies nur durch einen Widerruf seiner irrigen Meinungen geschehen könne; er wußte die Härte dieses Wortes aber so zu lindern, er wußte der unangenehmen Forderung durch Herablassung, durch Bitten und Versprechen, durch den Schein der aufrichtigsten Verehrung gegen luthers übrige Verdienste, und durch die Aeußerungen des ehrlichsten Unwillens über seinen unwürdigen Gegner, das Bittere so geschickt zu benehmen, daß nur ein Mann wie luther den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlung verhindern konnte. Dies war, wie luther selbst bekannte, die rechte Art, mit der man gleich anfangs gegen ihn verfahren sollte. Jetzt wollte er sich aber zu weiter nichts verstehen, als in Zukunft der streitigen Lehrsätze, welche zu den bisherigen Auftritten Anlaß gegeben hatten, gar nicht mehr zu erwähnen. Dabey machte er es natürlich zur Bedingung, daß seine Gegner gleichfalls schweigen möchten. Feierlich widerrufen wollte er also nicht, aber

Unterredung zwischen Miltiz und Luthern.

1519 im Jan.

doch in einem eignen Brief an den Pabst bekennen, daß er zu heftig gewesen wäre, aber doch in einer eignen Schrift seinen bisherigen lesern sagen, daß sie seine Sätze nicht als Widersprüche gegen die lehren der römischen Kirche, sondern als Behauptungen ihrer lehren ansehen sollten; er wollte auch hier gestehen, daß er die Wahrheit allzu heftig, und vielleicht zur Unzeit bekandt gemacht habe. Miltitz fasste den klugen Entschluß, luthers Anerbieten vor der Hand anzunehmen, und sich mit demselben möglichst zufrieden zu stellen. Dabey suchte er ihn aber doch zu bewegen, daß er sich in Ansehung des Widerrufs einiger Sätze dem Ausspruche eines oder mehrerer deutscher Bischöfe, denen er vom Pabst den Untersuchungsauftrag auszuwirken versprach, unterwerfen möchte. luther zweifelte zwar sehr, daß der Pabst sich hierzu verstehen würde; aber der schlaue Miltitz, der, ihn immer treuherziger zu machen, ihm sogar die Wahl dieser Bischöfe zu überlassen schien, der brachte es so weit, daß er sich zum Widerruf verbindlich machte, wenn die Erzbischöfe von Trier und von Salzburg, oder der Bischof von Freisingen ihm durch überzeugende Gründe zeigen würden, was und wie er widerrufen sollte. luther machte auch mit der Erfüllung seines Versprechens bald den Anfang. Er ließ das Schreiben an den Pabst
im März. abgehen, dessen Inhalt er mit Miltitzen verabredet hatte. Aber nun verlangten Miltitz, Cajetan und selbst der Erzbischof von Trier, daß er nach Coblenz kommen möchte, um sich der Entscheidung des letztern zu unterwerfen. Der Churfürst und luther wußten jedoch, daß der Pabst dem Erzbischof deswegen noch keine Vollmacht gegeben hatte. Sie hielten es also nicht für rathsam, dieser Einladung zu folgen. Der Churfürst machte es auch bey der Zusammenkunft in Franfurt mit Miltitzen aus, daß die ganze Sache bis auf den ersten Reichstag des neuen Kaisers sollte ausgesetzt bleiben.

Leipziger Disputation. 6. Miltitz hatte luthern versprochen, daß seine Gegner gleichfalls schweigen sollten, und dennoch verhinderte er nicht eine zwischen Ecken, Carlstadten und luthern verabredete Disputation, die zu leipzig vor sich gehen sollte. Carlstadt, eigentlich Andreas Bodenstein, Professor der Theologie und Archidiaconus zu Wittenberg, war einer von denen, die sich luthers mit vieler Wärme annahmen. Er hatte ihn besonders gegen Ecken vertheidigt. Wahrscheinlich hatte Eck, im stolzen Gefühl seiner Ueberlegenheit, auf die Disputation zuerst angetragen. Anfangs war sie nur zwischen Ecken und Carlstadten verabredet. Bald glaubte aber Eck, daß ihm Carlstadt allein zum Gegner nicht genug sey. Er that daher alles Mögliche, um luthern selbst mit auf den Kampfplatz zu bringen. Hauptsächlich suchte er dies durch die Bekandtmachung von dreyzehn Sätzen, die wider luthers vornehmste lehren gerichtet waren, zu bewirken. luthers Empfindlichkeit reizte dies so sehr, daß er nicht nur auf der Stelle dreyzehn Gegensätze herausgab, sondern daß er, als nun leipzig zum Ort der Unterredung bestimmt war, alle Mühe anwendete, von dem Herzog Georg von Sachsen die Erlaubniß, bey dieser Disputation erscheinen zu dürfen, zu erhalten, und daß er, selbst ohne freyes Geleit, sich nach leipzig begab. Dem Herzog Georg macht es in der That Ehre, daß er die Veranstaltung einer solchen Unterredung in seinem lande nicht nur duldete, sondern sie auch noch beförderte, und so sehr er sich in der Folge als luthers unversöhnlichsten Feind zeigte, so wenig war er doch bey dieser Gelegenheit ein blinder Verehrer des päbstlichen Ansehns.

Digitized by Google

sehns. Der Bischof von Merseburg und die Leipziger Theologen gaben sich die größte Mühe, ihn zu ermahnen, daß er die beschlossene Disputation hintertreiben möchte; allein Georg warf dem Bischof seine Furchtsamkeit in sehr starken Ausdrücken vor, und als sich der alte Bischof durch alle die Wahrheiten, die er ihm sagte, nicht abhalten ließ, wider die Verhandlung zu protestiren, und sie durch einen öffentlichen Anschlag unter der Strafe des Bannes zu verbieten, so bedachte sich der Herzog Georg gar nicht, das Verbot von den Kirchthüren wieder abreißen, und den dienstfertigen Unterhändler des Bischofs, der es angeschlagen hatte, ins Gefängniß werfen zu lassen. Das Gespräch nahm hierauf sogleich seinen Anfang b). Es hatte aber den Ausgang, den dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich zu haben pflegen. Beide Parteyen schrieben sich den Sieg zu. Anstatt daß sie die Gemüther vereinigen sollte, erzeugte sie nur noch größere Erbitterung. Eben dadurch gab sie aber auch Gelegenheit, daß Luther, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß Gegner, die er bisher nur allzu viel geschont zu haben glaubte, über ihn triumphiren sollten, den Entschluß faßte, mit verdoppeltem Eifer auf der gebrochnen Bahn fort zueilen, ohne sich mehr darum zu bekümmern, wohin sie ihn am Ende führen möchte. Von diesem Augenblick unterschied er jetzt immer die römische Kirche von dem römischen Hofe; von diesem Augenblicke rechnete er den Anfang seiner eigentlichen Befreyung vom päbstlichen Joche. In diesen Gesinnungen und in diesem Vorhaben bestärkten ihn nicht wenig die Prahlereyen, die sich Eck und dessen Freunde nach dem Gespräch erlaubten, die falschen Nachrichten, die sie überall davon ausstreuten, die Kühnheit, mit welcher Eck selbst von dem Churfürsten von Sachsen verlangte, daß er nun luthers ketzerische Schriften möchte verbrennen lassen. Es entstand nunmehr ein schriftlicher Streit, welcher mit der bittersten Heftigkeit geführt wurde, und bey welchem Melanchthons Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Mäßigung sich besonders auszeichnete. Der allgemeine Beyfall, den sich der edle Melanchthon dadurch erwarb, kränkte den stolzen Eck so empfindlich, daß er, um sich auf einige Zeit vom Schauplatze dieses ungleichen Kampfes zu entfernen, nach Italien ging, wo er die Belohnung für seine Verdienste um den römischen Hof, die ihm Deutschland streitig zu machen schien, wo er neue Waffen gegen luthern zu finden hoffte. Das Ungewitter, das er ihm hier zubereitete, wurde aber, wenigstens auf einige Zeit, durch Carls V. Wahl, welche die Erwartung und die Aufmerksamkeit auf eine andre Seite hinlenkte, noch zurückgehalten, aber auch weiter nichts als zurückgehalten.

Wie sie Luthern mit neuem Muth belebe.

7. Der von Rache entflammte Eck war nach Rom geflohen, um an der Unterdrückung seiner Gegner desto nachdrücklicher arbeiten zu können. Dies meldete man luthern von allen Seiten her. Valentin von Teutleben, in der Folge Bischof von Hildesheim, und damals in des Churfürsten Angelegenheiten zu Rom, gab demselben gleichfalls davon Nachricht, und ließ dabey nicht unverständliche Winke von der Unzufriedenheit des römischen Hofes über ihn selbst mit einfließen. Der Churfürst trug jedoch dem Herrn von Teutleben auf, dem Pabst zu zeigen, daß es eigentlich luthers unbesonnene Gegner wären, welche die Gegenstände dieses Streites so bekandt gemacht hätten, und daß luthers lehren viel zu tief in den Her-

b) Plank, S. 176 — 191.

Digitized by Google

gen der Deutschen eingewurzelt wären, als daß sie ohne tüchtige, feststehende, aus der Schrift entlehnte Gründe und Beweise könnten wieder ausgerottet werden c). Der Churfürst ließ indessen den vom Herrn von Teutleben empfangnen Brief, und einige andre ähnlichen Inhalts, durch Spalatinen Luthern übergeben, und sein Bedenken darüber verlangen, und Luther dachte edelmüthig genug, dem Churfürsten zu rathen, daß er sich seiner gar nicht mehr annehmen möchte. Doch wenn auch Friedrich Luthern nicht geschützt hätte, so fanden sich andre edle Deutschen, die ihm zu seiner Vertheidigung ihre Dienste anboten. Um eben diese Zeit versprach ihm Sylvester von Schaumburg, ein mächtiges Glied der fränkischen Ritterschaft, der seinen Sohn nach Wittenberg schickte, um ihn Melanchthons Unterricht genießen zu lassen, aus eignem Antriebe seinen Beystand, und zugleich versicherte er ihm, daß auf hundert andre ihm gleichgesinnte Edelleute zu seinem Schutze bereit wären, wenn ihm der Haß seiner Verfolger etwa Beystand nöthig machen würde. Eben dieses schrieb ihm der Held seines Zeitalters, Franz von Sickingen, und auch Ulrich von Hutten ließ ihm wissen, daß sowol seine Feder als sein Degen zur Vertheidigung gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde bereit sey. Wie sehr mußten nicht solche Anerbietungen luthers Muth erhöhen! Sie bewirkten bey ihm den Entschluß, jeden Antrag zu einer Aussöhnung mit dem römischen Hof mit Verachtung abzuweisen; sie ermunterten ihn zu der Herausgabe einer Schrift, welche alles dasjenige enthielt, was er durch seine bisherigen Untersuchungen über die Entstehung und den Wachsthum der römischen Macht entdeckt hatte; einer Schrift, die dem römischen Stolze nicht nur die kränkendste Demüthigung zuziehen, sondern auch die Nation, der sie die Schimpflichkeit des Joches, das sie bisher mit unedler Feigheit getragen hatte, und die leichtigkeit, es abzuwerfen, schilderte, zu seiner Vertheidigung auffordern sollte d). Diese Schrift, aus der luthers Größe des Geistes, aber auch seine Kühnheit zum Erstaunen hervorleuchtet, und die sich durch ganz Deutschland mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete, that die Wirkung, die sich ihr Verfasser von ihr versprochen hatte, vollkommen. Sie nahm die Gemüther der Deutschen ganz zu seinem Vortheile ein; sie bereitete sie zu der Verdammungsbulle vor, welche um eben diese Zeit in Deutschland anlangte.

Luther wird vom Pabst verdammt.

8. Daß sie nicht früher erschien, das war des von Rache beseelten Ecks Schuld wenigstens nicht. Erst mußte er einige Hauptpersonen des römischen Hofes, die ihm nicht allzu günstig waren, wieder auf andre Gesinnungen bringen. Sodenn herrschte auch zwischen den Gliedern der zur Verfertigung der Bulle niedergesetzten Congregation so viel Eifersucht und Uneinigkeit, daß der Fortgang der Sache da-
1520 durch gehemmt wurde. Kurz, am ersten Junius d. J. war luthers Verdammung zu Rom bereits beschlossen, und am funfzehnten Tag eben dieses Monats erschien erst die berühmte Bulle, worin einundvierzig Artikel aus seinen Schriften als ketzerische, irrige, verführerische, ärgerliche und christlichen Ohren unausstehliche Sätze ausgezeichnet wurden. Sie ist ein Muster von schlechter Schreibart, und von dem Reichthum des römischen Canzleystyls in Ausdrücken. Die Zeit zur Bekanntmachung dieser Verdammungsbulle war nicht ohne vorsichtige Klugheit gewählt. Es ließ sich vermuthen, daß der neue Kaiser, der sich mit eigennütziger Sorgfalt um des

c) Plank, S. 230. d) Plank, S. 237 — 256.

Digitized by Google

des Pabstes Freundschaft bewarb, die Gelegenheit, durch Unterstützung seines Urtheils ihm einen Dienst zu erweisen, mit Freuden ergreifen würde; aber alles, was Behutsamkeit und Klugheit bey diesem immer zweifelhaften Schritte gutmachen konnte, verbarb ein einiger Fehler des päbstlichen Hofes. Leo — übertrug die Bekandtmachung und Vollziehung der Bulle demjenigen, in dessen Händen sie als das Werkzeug der gereiztesten Privatleidenschaft erschien. Luther wurde nun doppelt dadurch erbittert, denn er konnte den Streich, durch den er verwundet wurde, jetzt nicht mehr als Schwerdtschlag der Gerechtigkeit, sondern nur als meuchelmörderischen Dolchstich eines tückischen Gegners betrachten, und der ganzen Nation war es unerträglich, den Mann, den sie zu verachten gewohnt war, nun unter dem bisher noch geehrten Namen eines apostolischen Nuntius mit dem Zeichen seines Triumphs, mit der Bulle in der Hand, von Land zu Land herumziehen zu sehen. Eck kam im August nach Deutschland zurück. Er eilte sogleich nach Sachsen, um an Ort und Stelle seinen Auftrag zu vollziehen; wie erstaunte er aber nicht, da er die erwartete günstige Aufnahme fast nirgends fand. Selbst sein mächtigster und eifrigster Beschützer, Herzog Georg, hatte dem Rath zu Leipzig verboten, die Bulle eher, als nach vorhergegangnem Befehl des Bischofs von Merseburg, öffentlich bekandt zu machen. Dieser machte sie aber erst im April des folgenden Jahres in seinem Sprengel bekandt. Der Bischof zu Meißen, der Luthern persönlich haßte, that es schon im Januar. Die Bischöfe betrachteten es überhaupt als einen kränkenden Eingriff in ihre Rechte, daß die Vollziehung der Bulle Ecken aufgetragen war. Man begegnete daher demselben mit der beleidigendsten Verachtung. Die Studenten zu Leipzig nöthigten ihn zuerst, im Paulinerkloster, dem ehemaligen Zufluchtsorte Tetzels, sich zu verbergen, und nach einem kurzen Aufenthalt in diesem unräthlichen Schlupfwinkel sah sich der neue Protonotar des apostolischen Stuhles sogar gezwungen, zur Zeit der finstern Nacht aus Leipzig, dem Schauplatze seines ehemaligen Ruhmes, zu entfliehen, und in Frenberg Sicherheit zu suchen.

9. Unter solchen Umständen konnte der überhaupt so muthige Luther wes- Wie sich Luther dabey benahm.
der vor der Verdammungsbulle, noch vor ihrem Vollzieher erschrecken. Das Gerücht von Ecks Ankunft in Leipzig und von der mitgebrachten Bulle war nicht so bald nach Wittenberg gekommen, als Luther sein Mittisen gegebenes Versprechen, an den Pabst zu schreiben, sogleich wieder zurücknahm, und seine Erbitterung, die vielleicht nicht sowol durch die Bulle selbst, als durch den für ihn unerträglichen Gedanken, daß Eck diesen Triumph über ihn haben sollte, erregt war, ging so weit, daß er mit allem Ernst auf die unmögliche Ausführung einiger zur empfindlichen Demüthigung des Pabstes und des römischen Hofes abzielender Entwürfe dachte, daß er, als er sie bey kälterm Blute, oder auf den Rath seiner Freunde, wieder aufgab, der Begierde, sich einigermaßen zu rächen, nicht ganz widerstehen konnte. Aber die ganze Rache, die er sich vorgesetzt hatte, sollte weiter nichts als lauteres und unerschrocknes Bekenntniß der von ihm erforschten Wahrheit seyn. Dieses Bekenntniß lieferte er in seinen beiden Schriften von der Messe und von der babylonischen Gefangenschaft, welche die Grundirrthümer des römischen Glaubens zahlreicher aufdeckten, als es alle seine bisherigen Werke zusammen gethan hatten [e]). Die zweyte, die

e) Plank, S. 268 — 293.

am 3. Oct. die heftigste und wichtigste, erschien in eben der Woche, in der die päbstliche Verdammungsbulle nach Wittenberg kam. Eck hatte sie dem damaligen Rector der Universität, Peter Burcarden, zugeschickt; dieser aber hatte, dem Rath der Juristen zufolge, ihre Publication unterlassen, weil sie ihm nicht feierlich, sondern heimlich und hinterlistig in die Hände gekommen war. Die Bulle und ihr Vollzieher wurden überhaupt in Wittenberg gleich allgemein verachtet. Und nach allem dem, was bisher vorgegangen war, brachte es der schlaue Miltiz, hauptsächlich aus Rachsucht gegen Ecken, der ihm zu Rom Schaden gethan hatte, dahin, daß Luther ihm nicht nur von neuem versprach, an den Pabst zu schreiben, sondern daß er sogar seinen Brief auf vierzehn Tage vor der Publication der Bulle zurück datiren wollte. Daß Luther das Schreiben an den Pabst auch wirklich abfaßte, das wird man nicht länger unbegreiflich finden, wenn man weiß, daß jede Zeile desselben unverkennbar verräth, wie Luther auf alle Wirkungen, die Miltiz davon erwarten konnte, Verzicht gethan, wie er keine andre Absicht hatte, als seinem Hofe, seinen Freunden, und vielleicht auch sich selbst und seiner Ruhe, das letzte Opfer zu bringen, das sie von seiner Nachgiebigkeit erwarteten, und den letzten Beweis zu geben, daß er zur Erhaltung des Friedens alles gethan habe, was Gewissen, Wahrheit und Ehre ihm zuließen [f]). So entschlossen kühn hatte kein Kaiser, selbst zu den Zeiten der großen Kirchentrennung, an einen Pabst geschrieben, welchen er nicht einmal dafür erkannte, und so schrieb dieser Mönch — so schrieb er nur denn, wenn er sich sichtbar zur Demüthigung und Mäßigung zwang! Daß sie Luthern wirklich Zwang kostete, erhellt aus demjenigen, was er unmittelbar darauf that; denn nun erst, als ob er vorher diese Last hätte wegwälzen müssen, nun erst kehrte er sich mit freyer Brust und offener Stirne gegen Ecken und die Bulle. Eck hatte bald nach seiner Ankunft in Leipzig einige neuere Schriften Luthers, vorzüglich aber seine Ermahnungen an den christlichen Adel deutscher Nation angegriffen. Luther ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, seinen Gegner seinen Grimm fühlen zu lassen. Er that dies in einer Schrift von den neuen eckischen Lügen und Bullen, worin er zwar nicht seinen Auftrag, als Vollzieher der Bulle, noch seine Würde eines apostolischen Nuntius,

f) Plank, S. 296 — 306. Hier nur einige Proben von Luthers Art, an den Pabst zu schreiben. Auch das ist wahr (sagt er) ich habe frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennet den römischen Hof, welchen auch Du selbst noch niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sey ärger und schändlicher, denn je kein Sodoma, Gomorra, oder Babylon auf Erden gewesen ist, und so viel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen, noch zu helfen. Darum hat michs verdrossen, daß man unter Deinem Namen und der römischen Kirchen Schein das arme Volk in aller Welt betrog und beschädigte; — Welches auch öffentlich am Tage jedermann bewußt ist, dardurch die römische Kirche, die vor Zeiten die allerheiligste war, nun worden ist eine Mordgrube über alle Mordgruben, und ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünden, des Todes und der Verdammniß, daß nicht wohl zu denken ist, wie die Bosheit hier möchte zunehmen, wenn gleich der Antichrist selbst käme. Indeß sitzest Du, heiliger Vater! wie ein Schaaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen, und wie Ezechiel unter den Scorpionen. — Der römische Stuhl ist Deiner und Deines gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Pabst seyn, der auch gewiß mehr als Du in dieser Babylon regiert. — O Du allerunseligster Leo! der Du sitzest auf dem allerfährlichsten Stuhl, wahrlich ich sage Dir die Wahrheit, denn ich gönne Dir gutes u. s. w.

Digitized by Google

tius, aber desto mehr seine Schrift und seine Person mit unglaublicher Bitterkeit mishandelte [g]). Noch in eben dem Monat schrieb er auch ausdrücklich gegen die Bulle des Antichrists, wie er sie nennte [h]). Durch diese und noch stärkere Erklärungen, die er darauf folgen ließ, machte er auf die Gemüther einen Eindruck, der den päbstlichen Legaten, welche, die Vollziehung der Bulle zu betreiben, in Deutschland herumzogen, einen sehr zweydeutigen Triumph versprach. Aber um eben diese Zeit gab sie auch Ulrich von Hutten mit den kühnsten und beißendsten Anmerkungen begleitet heraus. Es weigerten sich nun immer mehrere, sie anzunehmen. Der Bischof zu Bamberg, die Universität zu Erfurth, ja selbst die hohe Schule zu Wien versagten ihre Bekandtmachung. Der Official des Bischofs zu Zeitz und seine Räthe fragten erst bey den churfächsischen Räthen an, wie sie sich dabey verhalten sollten.

10. Das ganze Ansehn der Bulle und alle Hoffnung ihrer Vollzieher hingen aber vorzüglich von der Aufnahme ab, die sie bey dem Churfürsten Friedrich finden würde. Die päbstlichen Legaten Aleander und Caraccioli hatten sich zu Cöln, wohin der Churfürst den von Aachen zurückreisenden Kaiser begleitet hatte, bey ihm zugedrungen; sie hatten ihm ein päbstliches Breve überreicht, worin der Pabst verlangte, daß er nach dem Inhalt der Bulle, von der eine Abschrift beygeschlossen war, Luthers sämtliche Schriften sogleich verbrennen lassen, und dann Luthern entweder selbst bestrafen, oder nach Rom schicken möchte. Sie selbst, so wie die anwesenden Bischöfe von Triest und Trident, ermahnten ihn hierzu mit dem größten Eifer, und sie versicherten ihm sogar, daß der Kaiser und andre Fürsten bereits entschlossen wären, des Pabstes Verlangen zu erfüllen. Allein der Churfürst ließ ihnen durch seine Räthe eine Antwort ertheilen, die sie so ungünstig vielleicht nicht erwartet hatten. Der Inhalt derselben ging hauptsächlich dahin, daß Luthers Sache erst durch billige, fromme, unverdächtige und gelehrte Richter untersucht, daß seine lehre aus der Schrift erst widerlegt werden müßte, ehe man ihm zumuthen könnte, in die Verbrennung seiner Schriften zu willigen, oder gegen seine Person selbst etwas vorzunehmen; daß er sich auch nicht wenig beleidigt finde, daß Eck, wider den Inhalt der Bulle, sich unterstanden habe, in seiner Abwesenheit mehrere seiner Unterthanen durch öffentlichen Anschlag ihrer Namen der Schande und Gefahr auszusetzen [i]). — In diesen Gesinnungen wurde der kluge Churfürst um eben diese Zeit durch das Urtheil eines Mannes bestärkt, welcher die größte Achtung verdiente. Schon einmal hatte er den berühmten Erasmus durch Spalatinen um seine Meinung über Luthers Grundsätze befragen lassen, und Erasmus hatte sie ihm auch freymüthiger entdeckt, als man ihm wol mochte zugetraut haben. Mit ähnlicher Freymüthigkeit hatte er aber auch an den Churfürsten von Maynz geschrieben. Da ihm aber die durch Hutten beförderte Bekandtmachung dieses Briefes viele Verdrießlichkeiten zuzog, so beschloß er, in Zukunft zurückhaltender zu seyn. Die Heftigkeit, womit der Streit geführt wurde, war seiner Denkart ohnedies nicht angemessen. Jetzt war er, von mehrern Fürsten eingela-

Wie sich der Churfürst von Sachsen dabey benahm.

am 4. Nov.

den,

g) Plank, S. 310–312. h) Plank, S. 312. i) Plank, S. 321.

Digitized by Google

den, nach Cöln gekommen, und diese Gelegenheit benutzte der Churfürst, sein Urtheil über Luthern und die gegenwärtige lage seines Handels von ihm selbst zu erfahren. Erasmus antwortete anfangs im spöttischen Tone: luthers größter Fehler bestände darin, daß er dem Pabst an die Krone, und den Mönchen an die Bäuche gegriffen habe. Bald gab er aber seiner Erklärung allen den Ernst, den die Wichtigkeit der Sache erforderte. Er versicherte unter andern, daß die unverkennbare und unleugbare Uneigennützigkeit der Absichten luthers ihm alle Freunde der Wahrheit gewinnen müsse, daß die Härte der wider luthern ergangnen Bulle den Unwillen aller Rechtschaffenen erregt habe, daß ein solches Verfahren des Statthalters Christi nicht nur höchst unanständig, sondern auch bey der jetzigen lage der Sache höchst unklug und unzeitig sey, und daß es also selbst für die Ehre und das Ansehn des römischen Stuhls am vortheilhaftesten seyn würde, wenn der ganze Handel so bald als möglich durch einige kluge, angesehene und unverdächtige Männer beygelegt werden könnte. — Mit dieser mündlichen Erklärung begnügte er sich nicht einmal; er gab vielmehr in einem Anfall von Freymüthigkeit, den er freylich bald wieder bereute, Spalatinen den größten Theil desjenigen schriftlich, was er dem Churfürsten ausführlicher gesagt hatte, und ehe zwey Monate verflossen, war das einzelne Blatt, zu eben so großem Verdrusse luthers und Spalatins, als zu seinem eignen, schon gedruckt. Doch Erasmus verbarg seine Unzufriedenheit über die Verdammungsbulle und seinen Unwillen über das heftige Verfahren des römischen Hofes selbst gegen Cardinäle und römische Prälaten nicht. Seine Erklärung gegen den Churfürsten floß also gewiß nicht bloß aus dem Verlangen, den Gesinnungen desselben zu schmeicheln. Auch konnten ihn alle Ueberredungsmittel, alle Bitten und Schmeichelenen, alle Versprechungen und Drohungen des legaten Aleanders nicht bewegen, öffentlich als luthers Gegner aufzutreten [1]). Ganz Deutschland betrachtete diese bloße Weigerung als entschiedene Erklärung seiner Gesinnungen, und nahm sich luthers nun mit wärmern Eifer an. Der Churfürst reisete, mit diesem Beweise seiner Aufrichtigkeit zufrieden, und in seinen Entschließungen weit befestigter, nach Sachsen zurück, nachdem er luthern und dessen Angelegenheiten den beiden vorzüglichsten Günstlingen des Kaisers, dem Herrn von Chievres und dem Grafen von Nassau, angelegentlichst empfohlen hatte.

Luther verbrennt die päbstl. Bulle, Gratians Decret u. s. w. am 17. Nov.

11. Schon von Cöln aus hatte der Churfürst sowol luthern als der Universität von den Zumuthungen der Legaten, und von ihren Bemühungen am kaiserlichen Hofe, Nachricht gegeben. Großes Schrecken verursachte sie eben nicht, indessen hielt man doch für nöthig, daß luther seine Appellation vom Pabst an ein allgemeines Concilium erneuern sollte. Er that es, aber in den heftigsten Ausdrücken; er scheute sich nicht den Pabst einen seine Gewalt misbrauchenden, ungerechten Richter, einen verstockten, irrenden, durch die ganze heilige Schrift verdammten Ketzer und Abtrünnigen u. s. w. zu nennen. Diese Appellation wurde, in ganz Deutschland ausgebreitet, und an die meisten Höfe geschickt, mit weit weniger Erstaunen, als Beyfall aufgenommen; denn man erstaunte nicht leicht mehr über etwas, das luther that. Das allgemeinste Erstaunen erzwang er aber durch den allerkühnsten Schritt, den er jetzt vornahm. Der Kaiser hatte, durch das drin-

gende

1) Plank, S. 325 – 335.

gende Ansuchen der päbstlichen Gesandten bewogen, den Befehl, daß Luthers Schriften in seinen burgundischen Erblanden verbrennt werden sollten, wirklich ertheilt. Er wußte selbst dies dem römischen Hof als eine Gefälligkeit anzurechnen, die einer Gegengefälligkeit werth sey. Unter diesem Namen durften aber einige geistliche Fürsten und einige Reichsstädte, von welchen die Legaten eben dasselbe verlangten, ihren Gehorsam nicht verkaufen. Aber dafür rächte sich meistens das Volk, das der schreckenden Feierlichkeit, fast überall, wo sie angestellt wurde, zu Antwerpen, Löwen, Maynz, Cöln und Ingolstadt, mit lautem Gelächter, oder mit eben so lauten Aeußerungen seines Unwillens, zusah. Wie rächte sich aber Luther? — Es war am zehnten December, als ein öffentlicher Anschlag Luthers alle in Wittenberg studierende einlud, sich Morgens um neun Uhr auf einem bestimmten Platz zu versammlen. Man kann leicht denken, daß nur wenig zurückblieben; selbst viele Professoren wurden von der Neugierde herbeygelockt. Der versammlete Haufe setzte sich nun in Bewegung, und Luther voran. Der Zug ging zum östlichen Thore Wittenbergs hinaus. Hier legte einer der angesehensten Magister Holz zusammen, und zündete es an. Als es brennte, trat Luther hinzu, warf Gratians Decret, imgleichen die Decretalen, Clementinen und Extravaganten der Päbste, nebst einigen Schriften von Eck und Emser, ins Feuer, und leos Verdammungsbulle oben drauf, mit den Worten: weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! Luther machte auch sogleich durch den Druck die Ursachen bekandt, die ihn zu dieser Handlung bewogen hätten. Da es (sagte er) eine alte Gewohnheit sey, böse verführerische Bücher zu verbrennen, so habe er sich als ein Christ, und als ein Doctor der heiligen Schrift, also Gewissens und Amts wegen, verbunden geachtet, falsche, verführerische und unchristliche Lehren zu vertilgen; er würde aber (wie er treuherzig hinzusetzte) diese Handlung doch nicht unternommen haben, wenn nicht seine Feinde zuerst seine Bücher verbrennt hätten, um ihre antichristische, teuflische Lehre zu bestätigen und zu erhalten. Weil aber nun alles auf den Beweis ankam, daß die verbrannten Bücher wirklich schädliche und giftige Lehren enthielten, so zog er aus dem geistlichen Recht, und aus den Decretalen dreyßig Artikel heraus, welche hart genug auffielen, um wenigstens von jedem Laien auf den ersten Anblick des Feuers für würdig erkannt zu werden [l]). So befriedigte Luther seine Begierde nach Rache, denn auch in einem unmittelbar nach jenem Auftritte an Spalatinen geschriebenen Brief führte er gar keine andre Ursache an, als daß er den römischen Mordbrennern habe zeigen wollen, welch eine große That es sey, Bücher zu verbrennen, die sich nicht widerlegen ließen. Er kränkte den päbstlichen Hof um diese Zeit noch auf eine andre Art, indem er zu Anfang des Decembers eine ausführliche Vertheidigung aller Artikel, welche in der Bulle verdammt waren, erst lateinisch, und dann deutsch herausgab [m]). Auf diese ließ er sogleich eine Anweisung an die Beichtkinder folgen, wie sie sich in solchen Fällen zu betragen hätten, wenn die Beichtväter nach denen in der Bulle verbotenen Büchern sich bey ihnen erkundigen, und auf ihre Weigerung, sie als ketzerisch zu verabscheuen, ihnen die Absolution versagen würden. Er gab darin den Laien den kühnen Rath, allen Beichtvätern, die sich erkundigen würden, ob seine Bücher von

l) Plank, S. 339.

m) Plank, S. 343 – 346.

Digitized by Google

ihnen geleſen und mit Beyfall geleſen würden, frey herauszuſagen, daß ſie kein Recht hätten, darnach zu fragen, weil es ihnen nicht zukäme, auf volle Entdeckung aller Heimlichkeiten der Herzen zu dringen n). — Aber mehr als nur Oel ins Feuer

1521 im Jan. gegoſſen, war ſeine Schrift gegen Ambroſius Catharinus, einen der gelehrteſten Thomiſten ſeiner Zeit, in welcher Luther zum erſtenmal ausführlich bewies, daß das in der Schrift beſchriebene Reich des Antichriſts nichts andres, als das Pabſtthum ſey. Den hierdurch erzeugten Abſcheu vor dem Pabſtthum ſuchten Luther und ſeine Freunde mit aller Befliſſenheit zu unterhalten. Die berühmten Abbildungen von Lucas Kranach, welche Luther unter dem Titel: Paſſional Chriſti und des Antichriſts, mit Unterſchriften verſah, wirkten ſtärker auf das Volk, als zwanzig Vertheidigungs- und Streitſchriften; die beißendſten Schmähſchriften auf Luthers geſchäfftigſte und angeſehenſte Gegner flogen durch alle Gegenden Deutſchlands in zahlloſer Menge herum; die päbſtliche Bannbulle wurde in Volksliedern gebracht, wurde, durch öffentliche Anſchläge beſchimpft, und auf jede erdenkliche Art verächtlich gemacht, der Gegenſtand des allgemeinſten Spottes.

Carls V. Aufmerkſamkeit auf Luthern.

12. In dieſer Lage befanden ſich Luthers Angelegenheiten, als der Wormſer Reichstag herannahete. Der neue Kaiſer konnte dem zudringlichen Verlangen der Legaten, ſich wegen dieſer Sache zu erklären, nicht länger ausweichen. So ſehr er auch den Churfürſten von Sachſen, der ihm einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet hatte, und für den er eine ganz vorzügliche Achtung hegte, zu ſchonen wünſchte, ſo wenig konnte er, ihm zu Gefallen, dem Handel ſeine Aufmerkſamkeit länger entziehen. Er ſchrieb ihm daher, daß er Luthern mit auf den Reichstag bringen möchte. Dabey gab er ihm zu erkennen, daß er ſich bisher dem dringenden Verlangen der Legaten, Luthers Werke auch in Deutſchland, wie in ſeinen Erbländern, verbrennen zu laſſen, bloß aus Achtung für ihn widerſetzt habe; auch ſtellte er die Verſicherung aus, daß Luther auf dem Reichstage gelehrte und weiſe Richter finden, daß er weder widerrechtlich verdammt, noch ſonſt gewaltſam behandelt werden ſollte. So ſchön dieſe Verſicherungen lauten, ſo wenig glaubten ihnen Luther und der Churfürſt trauen zu dürfen. Der Churfürſt bat daher den Kaiſer, daß er ihn des Auftrags, Luthern auf den Reichstag mitzubringen, überheben möchte; er ſchrieb auch in dieſer Abſicht zugleich an den Herrn von Chievres und den Grafen von Naſſau, und erſuchte ſie, den Kaiſer von ſeinem Vorhaben abzubringen. Allein die Legaten, die Luthers Erſcheinung auf dem Reichstag für ſehr gefährlich hielten, die es als eine Beleidigung des römiſchen Stuhles betrachteten, daß man über die Vollziehung eines von demſelben gefällten Urtheils ſich erſt auf einem Reichstage berathſchlagen wollte, die hatten noch vorher, ehe der Kaiſer des Churfürſten Antwort bekam, ſeine Geſinnungen umgeſtimmt. Carl ſchrieb nun an Friedrichen, er ſollte Luthern in Wittenberg laſſen, und wenn er auch vor ſeiner Abreiſe alles widerrufen würde, was er wider den Pabſt geſchrieben hätte, ſo ſollte er ihn doch nicht weiter, als bis nach Frankfurth oder in die dortige Gegend bringen. Zur Urſache ſeiner Willensändrung führte er an, daß die in der Bulle Luthern zugeſtandene Zeit bereits verfloſſen, und er nun wirklich in den Bann verfallen ſey. Und dennoch nahm der Kaiſer drey Monate ſpäter keinen Anſtand, Luthern ſelbſt auf den Reichstag zu berufen.

13. Die

n) Plank, S. 357 – 360.

Digitized by Google

13. Die Freunde und Vertheidiger, die Luther unter den Reichsständen hatte, führten immer zu seinem Vortheile an, daß er selbst durch die päbstliche Bulle noch nicht eigentlich verdammt sey, weil man ihm noch Zeit zum Widerrufe zugestanden hätte. Dies machte einen um so größern Eindruck bey den übrigen, da sie überhaupt nicht geneigt waren, das päbstliche Ansehn so eifrig zu verfechten, als es die Legaten wünschten und verlangten. Den weltlichen Ständen war es überhaupt gar nicht unangenehm, den Stolz des römischen Hofes ein wenig gekränkt zu sehen, und einige von den geistlichen stellten sich absichtlich gleichgültig, um den Papst die Nothwendigkeit ihres Beystandes fühlen zu lassen, um ihm vielleicht diesen Beystand desto theuerer verkaufen zu können. Mehr als alles dies aber setzte die Legaten die Sorglosigkeit ihres Hofes in Verlegenheit. Die stolzen mit Deutschland unbekannten Italiener konnten sich kaum einbilden, daß mehr als eine Bulle nöthig seyn würde, die gefährlichste Empörung gegen ihre angemaßte Herrschaft zu unterdrücken. Es war ihnen daher schon genug, daß der Kaiser die Bulle in seinen Erblanden vollziehen ließ. Vielleicht waren sie auch in der Statistik so wenig bewandert, daß sie sich einbildeten, der Kaiser hätte über Deutschland eben so zu gebieten, als der französische Monarch über Frankreich. Genug, die Legaten bekamen weder Bullen, noch Vollmachten, noch Geld; ohne solche Hülfsmittel, die sich nicht durch Klugheit ersetzen ließen, konnten sie aber ihren Unterhandlungen niemals einen glücklichen Erfolg versprechen. Aleander beschrieb jedoch Deutschlands Zustand so lebhaft und nachdrücklich, daß man in Rom endlich erwachte; daß man auf der Stelle eine zweyte Bulle ausfertigte, welche Luthern nun ohne alle Bedingungen, ohne allen Vorbehalt verdammte; daß man dieser Bulle Vollmachten, Geld, und die schmeichelhaftesten Breven, für die, deren Einfluß bey dieser Angelegenheit nothwendig und wichtig war, zugesellte. Eine Schwierigkeit hatten nun die Legaten überwunden; aber es stellten sich ihnen noch mehrere entgegen. Eine der vornehmsten bestand in dem zwischen dem Kaiser und den Reichsständen obwaltenden Verhältnisse. Die Reichsstände waren durch die übrigen Verhandlungen des damaligen Reichstages überzeugt worden, daß sie von Carln Maximilians Nachgiebigkeit nicht erwarten durften; Carl hatte aber zugleich durch die Erfahrung gelernt, daß die Reichsstände nicht gesonnen wären, einem Oberhaupte, das sie sich selbst gegeben hatten, blinde Unterwürfigkeit zu beweisen. Er sah sie vielmehr so mistrauisch gegen seine Absichten, so aufmerksam auf seine Unternehmungen, und so eifersüchtig auf ihre Vorrechte, daß, wie er richtig schloß, nur langsame Bedächtlichkeit, nur schmeichelnde Klugheit seine in Rücksicht auf Deutschland gemachten Entwürfe befördern konnte. Die Beylegung der Religionsstreitigkeiten war ihm ohnedies lange nicht so wichtig, als manche von seinen andern Angelegenheiten; auch hatte er wenigstens gleich viel Ursache, den Churfürsten von Sachsen, als den Papst zu schonen. Alles dies zusammengenommen, bestimmte ihn und seine Räthe zu dem Entschlusse, Luthers Sache, des ungestümen Anhaltens der Legaten ungeachtet, nicht mit Hitze zu betreiben, sondern vielmehr noch Versuche zu machen, ob sie nicht durch gelinde Mittel könnte beygelegt werden. Der kaiserliche Beichtvater, Johann Glapio, bekam den Auftrag, sich mit dem Churfürsten deswegen in Unterhandlungen einzulassen. Man wünschte hauptsächlich, daß der Churfürst zuerst

Reichstags-Berathschlagungen über Luthern.

Digitized by Google

darauf antragen möchte. Auch sollte Luther die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft entweder gar nicht als die seinige erkennen, oder einige Sätze derselben widerrufen, oder wenigstens so erklären, daß man sie nicht mehr so auffallend anstößig fände. Allein der churfürstliche Canzler Pontan, der sich im Namen seines Herrn mit dem kaiserlichen Beichtvater darüber besprach, fühlte die Hindernisse, die sich diesem Vorschlage entgegenstellen würden, so lebhaft, daß er sich gar nicht darüber einlassen wollte. Er erklärte vielmehr, daß sein Churfürst in Ansehung Luthers weiter gar keinen Antrag zu thun habe, als daß man ihn auf dem Reichstag nicht ungehört verdammen möchte. Dem legaten Aleander erregte die Nachricht von diesen Unterhandlungen so große Besorgniß, daß er Geld, Breven, Versprechungen, kurz alles anwendete, den Fortgang derselben zu stören oder zu vereiteln. Er ermüdete den Kaiser durch Bitten und Vorstellungen, benutzte die zwischen dessen spanischen und niederländischen Ministern ausgebrochenen Hofzwistigkeiten, und ruhete nicht eher, als bis er die Erlaubniß erhielt, in öffentlicher Reichsversammlung einen Beweis seiner Beredtsamkeit und seines Eifers abzulegen. Nun hielt er eine Rede, welche von Luthers Irrlehren die abscheulichste Schilderung machte, welche ihm die verhaßtesten Meinungen aufbürdete, welche aus seinen Grundsätzen die nachtheiligsten Folgen zog. Er eiferte mit bitterer Heftigkeit gegen den Vorschlag, Luthern auf dem Reichstage sich vertheidigen zu lassen; selbst kein Engel vom Himmel (sagte er) könne als Richter in dieser Sache erkannt werden, die bereits vom Pabst entschieden sey; Luthers Lehre müßte ohne Anstand im ganzen Reiche verboten werden, und seine Schriften müßte man verbrennen, denn sie enthielten (wie er im Eifer hinzusetzte) solche Irrthümer, daß derselben wegen billig schon hundert tausend Ketzer hätten müssen verbrennt werden. Aleander hätte so etwas nicht öffentlich sagen dürfen, wenn er nicht den Kaiser bereits mehr nach seinen Wünschen gestimmt wußte; daß er aber darin so glücklich gewesen war, sah man daraus, daß Carl der Reichsversammlung die Verordnungen, welche die Unterdrückung der lutherschen Bücher in seinen Erblanden bewirken sollten, vorlegen, daß er ihr zugleich anzeigen ließ, wie er Mandate von gleichem Inhalte in das ganze Reich ausgehen zu lassen entschlossen sey.

Luthers Vorladung auf den Reichstag.

14. Doch die Reichsstände, die mit der Art, mit welcher der Kaiser und seine Räthe die Reichstagsgeschäfte behandelten, überhaupt nicht sehr zufrieden waren, fanden, der feurigen Rede Aleanders ungeachtet, nicht für gut, zu der so schleunigen Unterdrückung des lutherschen Handels ihre Einwilligung zu geben. Sie gaben vielmehr dem Kaiser in einem Gutachten zu erkennen, daß es gefährlich seyn würde, Luthern, dessen Meinungen sich bereits in ganz Deutschland ausgebreitet hätten, ohne ihm Gehör und Vertheidigung zu gestatten, durch Edicte zu verdammen. Luthers Verhör müßte zwar keine Disputation werden, doch müßte man in dem Fall, daß Luther einige seiner von dem legaten angeführten Irrthümer nicht als die seinigen erkennen oder widerrufen würde, nach der Billigkeit mit ihm verfahren; denn nur beharrliche Hartnäckigkeit von seiner Seite würde die Stände bewegen, die Erhaltung ihres alten väterlichen Glaubens durch hartscheinende Mittel zu bewirken. Dieses für Luthern günstige Gutachten der Reichsstände wurde noch durch einen andern für den legaten kränkenden Vorgang dieses Reichstags unterstützt. Die Versamm-

Digitized by Google

sammlung der Stände legte nemlich zu gleicher Zeit dem Kaiser ihre Klagen über den päbstlichen Stuhl in der nachdrücklichsten Sprache vor; sie zählte die lange Reihe der unerträglichsten Bedrückungen auf, welche die Nation schon lange erduldet, und Luther in seiner Schrift an den deutschen Adel mit so kühner Freymüthigkeit aufgedeckt hatte. Selbst der eifrigcatholische Herzog Georg gab ein Verzeichniß von zwölf Beschwerden ein; selbst die geistlichen Stände vereinigten sich mit den weltlichen, den Kaiser zur Abstellung dieser Beschwerden, wozu er sich in seiner Capitulation verbindlich gemacht hatte, aufzufordern. Diese Zwischenhandlung, auf welche Aleander am wenigsten vorbereitet war, hatte die Wirkung, daß in der Haupthandlung nach dem Gutachten der Reichsstände verfahren wurde. Man hielt das Edict wegen der Verbrennung von Luthers Büchern noch zurück, und machte an dessen Statt nur ein Interimsmandat bekandt, sie an den Kaiser auszuliefern. Daß aber Carl, wie der Churfürst sich in den Handel nicht mischen wollte, Luthern unmittelbar, mit dem Versprechen des sichersten Geleits, und in den ehrenvollsten Ausdrücken auf den Wormsischen Reichstag berief, das war allerdings das angenehmste und wichtigste, was demselben nur begegnen konnte. Der Churfürst konnte sich Luthers Vorladung auf den Reichstag nun nicht füglich widersetzen; er begnügte sich daher, so viel als möglich für seine Sicherheit zu sorgen. Er veranstaltete es, daß er, außer den Geleitsbriefen vom Kaiser und ihm selbst, auch vom Herzog Georg und von dem Landgrafen von Hessen, durch deren Länder er reisen mußte, solche Sicherheitsscheine erhielt. Sodenn ließ er ihm von der Lage seiner Sache auf dem Reichstage die schleunigste Nachricht geben, damit er Zeit hätte, zu dem Entschlusse, der jetzt gefaßt werden mußte, sich gehörig vorzubereiten. Hierzu brauchte jedoch ein Mann wie Luther gar keine Zeit. Er hatte das kaiserliche Berufungsschreiben kaum erhalten, als er, von seinen Freunden Justus Jonas, Nicolaus Amsdorf und dem berühmten Rechtsgelehrten Hieronymus Schurf begleitet, dem kaiserlichen Herold folgte, der ihn nach Worms begleiten sollte.

15. Man erstaunt aber über Luthers Unerschrockenheit um so mehr, wenn man weiß, daß er sich Hussens Schicksal mit der größten Lebhaftigkeit dachte, daß er fest überzeugt war, dem unvermeidlichen Tode entgegen zu gehen, und daß er seine Erhaltung einem Wunder zuschrieb, das Gott auf das Gebet seiner Freunde gethan habe. Er hatte zwar in der Versammlung, vor welcher er damals erscheinen sollte, Feinde genug, die sich nach der Erneuerung des Costnitzischen Autos da Fe' sehnten; er hatte aber in eben derselben auch Freunde und Vertheidiger, die den Haß jener in Schranken zu halten vermochten, und der Kaiser dachte (unstreitig der wichtigste Umstand!) viel zu edel, als daß er seines Vorgängers Siegmund schimpfliche Nachsicht hätte zum Muster nehmen sollen. Dies war es, was Luthern schützte, und nicht Sickingens Reiter, über welche der Kaiser lachte, und noch weniger Huttens ohnmächtige Drohungen, die er verachtete o). Eben so wenig Eindruck aber machten diese Anerbietungen auf Luthern selbst. Als ihm Sickingen seinen Freund Bucer nach Oppenheim entgegenschickte, um ihn auf sein Schloß Ebernburg

Luther folgt derselben.

o) Hutten drohete freylich allen Feinden Luthers mit Feuer und Schwerdt; aber selbst seine Feinde warfen ihm vor, daß er nur — drohen könne. Plank, S. 382.

burg einzuladen, wo im Namen des Kaiſers ſein Beichtvater und einige andre Gelehrte erſcheinen ſollten, ſich mit ihm in vorläufige Unterhandlungen einzulaſſen, ſo fand er in dieſer Einladung die ſiſtige Abſicht, ihn ſo lange herumzuführen, daß die Zeit ſeines ſichern Geleits verfloſſen wäre, ehe er nach Worms käme. Er gab daher zur Antwort, der kaiſerliche Beichtvater könne ihn, wenn er was mit ihm zu reden hätte, in Worms finden. Zu Worms zu ſterben, hatte er ſich überhaupt einmal recht vorgeſetzt. Spalatin ließ ihn, als er ſchon nahe bey der Stadt war, vor der unvermeidlichen Gefahr warnen. Wenn (ſagte er) auch eben ſo viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, ſo ginge ich doch hinein! Sein
am 16. Apr. Einzug geſchah auf einem offenen Wagen, und am folgenden Tage wurde er von dem Reichserbmarſchall, Ulrich von Pappenheim, ſchon vor die Reichsverſammlung geführt. Der Canzler des Churfürſten von Trier, Johann von Eck, legte ihm im Namen der Verſammlung die Fragen vor, ob er die Bücher, die man ihm zeigte, für die ſeinigen erkennen, ob er ihren Inhalt widerrufen, oder darauf beſtehen wolle? Die erſte Frage wollte Luther ſogleich bejahen; ſein rechtlicher Beyſtand, der D. Schurf, hatte aber die Vorſicht, darauf zu beſtehen, daß die Bücher namentlich müßten angeführt werden. Dies geſchah, und nun bat ſich Luther wegen der andern Frage Bedenkzeit aus, die ihm auch auf einen Tag bewilligt wurde. Dieſen zweyten Tag erwarteten Luthers Freunde und Feinde mit gleich ängſtlicher Unruhe; er ſelbſt ſah ihm mit freudigem Gefühle entgegen. Als er wieder vor den Reichstag geführt wurde, ſtrömte von allen Seiten eine unzählbare Menge Volks herzu; ſelbſt Fürſten drängten ſich, den Mann zu ſehen, der mit der edelſten Demuth, und ohne das geringſte Zeichen von Furcht, in ihrer Mitte ſtand. Münchlein! Münchlein! ſagte der deutſche im Krieg grau gewordene Frundsberger zu ihm, indem er ihm im Vorbeygehen auf die Schulter klopfte, du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und manche Oberſten, auch in unſerer allerernſteſten Schlachtordnung, nicht gethan haben; biſt du auf rechter Meinung, und deiner Sache gewiß, ſo ſey nur getroſt, und fahre in Gottes Namen fort; Gott wird dich nicht verlaſſen! — Auch noch andre Große ſprachen ihm Muth zu, oder munterten ihn durch Blicke auf; ſie wurden aber bald überzeugt, daß der Mann, der vor ihnen ſtand, keine ſolche Aufmunterungen nöthig hatte.

Er wird in die Acht erklärt.

16. Luther bekennte ſich nun zuerſt zu allen Schriften, die ihm gezeigt wurden; er theilte ſie aber in verſchiedene Claſſen, um ſich wegen des von ihm geforderten Widerrufs deſto beſtimmter erklären zu können p), und da der churtrieriſche Official zuletzt auf eine runde und einfältige Antwort drang, ob er widerrufen wolle, oder nicht? ſo erklärte er mit der größten Unerſchrockenheit, daß nur Zeugniſſe der heiligen Schrift, oder andre ausgemachte und überzeugende Beweiſe, welche aber nicht allein vom Pabſt und von den Concilien herrühren dürften, ihn zum Widerrufe bewegen würden. Das beſcheidene und doch mit Gefühl ſeiner innern Würde verbundene Betragen, und die Unerſchrockenheit, die er ſelbſt im Augenblicke der Todesgefahr äußerte, dieſe wurden bey dieſer Gelegenheit ſelbſt von ſolchen Perſonen bewundert, die bisher höchſt ungünſtig von ihm gedacht hatten; dieſe bewirk-

p) Plank, S. 337.

Digitized by Google

wirkten, daß der Eifer seiner bisherigen Freunde sich verdoppelte. Sein Herr, der Churfürst von Sachsen, war jetzt stolz darauf, eines solchen Mannes und einer solchen Sache sich angenommen zu haben, und die Wirkung, die dieser Auftritt bey den übrigen Ständen hervorgebracht hatte, zeigte sich gleich am folgenden Tag. Der Kaiser, dem es luthers Standhaftigkeit unmöglich gemacht hatte, seine auf diesen Fall vorausgefaßte und mit den päbstlichen Legaten verabredete Entschließungen zu ändern, ließ der Reichsversammlung entbieten, daß er nun bereit sey, mit der Acht wider ihn fortzufahren; allein die Stände drungen darauf, daß man ihm noch drey Tage zugestehen, und dann weiter mit ihm handeln möchte. Der Kaiser gestand ihnen, zu Aleanders großem Verdrusse, diese Bitte zu. Es wurde zu dieser Absicht ein engerer Ausschuß der Reichsversammlung ausgezogen, der vornemlich aus den Churfürsten von Trier und von Brandenburg, dem Herzog Georg von Sachsen, und den Bischöfen von Augsburg und von Brandenburg bestand. Diese Herren sollten luthern dahin zu bringen suchen, daß er seine Schriften der Erkenntniß des Kaisers und der Stände überlassen möchte. Der badensche Canzler, D. Vehus, der in ihrem Namen das Wort führte, wendete, nach luthers eignem Geständniß, alle Künste der Ueberredung an; aber luther erklärte standhaft, daß er seine Bücher nicht allein vom Kaiser, und von den Ständen, sondern von jedermann wollte prüfen und untersuchen lassen, nur müßte diese Untersuchung nach den Grundsätzen des Wortes Gottes und der heiligen Schrift eingerichtet werden. Vehus und Peutinger schlugen hierauf luthern vor, die aus seinen Schriften gezogenen irrigen Artikel der Erkenntniß und Entscheidung eines künftigen Concils zu überlassen. Er nahm den Vorschlag an, aber mit der Bedingung, daß das Concilium seinen Ausspruch aus der heiligen Schrift schöpfen möchte. Als er von dem Churfürsten von Trier, der ihn noch in einer besondern wirklich väterlichen Unterredung zum Nachgeben ermahnte, mit der herablassendsten Güte aufgefordert wurde, die wirksamsten Mittel, dieser Sache abzuhelfen, selbst anzuzeigen, antwortete er, wie Gamaliel: Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ists aber aus Gott, so werdet ihrs nicht dämpfen können. — Durch alle bisherige Unterhandlungen hatte man das entscheidende Verdammungsurtheil über luthern und seine lehre wenigstens so lange als möglich aufschieben wollen; da aber luther von den Mitteln, die man ihm zur Verhinderung desselben anbot, keinen Gebrauch machte, so konnte der Kaiser dem Anhalten der Legaten nicht länger widerstehen, und die Stände konnten sich nicht länger widersetzen. luther erhielt also den Befehl, sich unter sicherm Geleit wieder von Worms zu entfernen, und fünf Wochen hernach wurde das von am 26. May.
Aleandern entworfene Edict bekandt gemacht, welches luthern mit allen seinen Anhängern in die Acht erklärte, seine lehre verbot, und alle seine Schriften zum Feuer verdammte.

Neunter Abschnitt.

Der Herzog von Wirtemberg und der Bischof von Hildesheim werden aus ihrem Lande vertrieben.

1.

H. Ulrich von Wirtemberg wird aus seinem Lande gejagt.

Das Schicksal, in die Acht erklärt zu werden, traf um diese Zeit auch zwey Reichsfürsten, den Herzog Ulrich von Wirtemberg, und den Bischof Johann von Hildesheim. Wir verließen jenen, als durch Maximilians Tod der nächste Reichstag, der zur Untersuchung seiner Sache bestimmt war, nicht vor sich ging. Kaum war Ulrich dem Ungewitter, das ihm drohete, entgangen, als er sich von unzeitiger Hitze hingerissen einem neuen weit gewaltsamern Sturme aussetzte. Man feierte auch in Stuttgard des verstorbenen Kaisers Leichenfest. Während der Tafel lief die Nachricht ein, daß der herzogliche Burgvogt von Achalm zu Reutlingen in einem Gasthofe, wo er mit seiner Gattin speiste, erschlagen worden sey. Die Reutlinger rächten sich auf diese Art wegen eines ihrer Bürger, den der wirtembergische Vogt zu Urach als einen Wilddieb umgebracht hatte. Niemand weniger als den Reutlingern konnte Ulrich dies verzeihen; den Reutlingern, die schon so oft in seinen Seen gefischt, in seinen Forsten gewildert hatten. Nun konnte er keinen Augenblick länger bey der Tafel verweilen; nun ließ er sogleich Lerm schlagen, und seine Mannschaft zur Belagerung der Stadt Reutlingen aufbieten; er selbst zog an der Spitze einer beträchtlichen Reiterey vor die Stadt. Die Belagerung wurde, der großen Kälte ungeachtet, so eifrig betrieben, daß Ulrich gegen das Ende des Monats schon als Sieger einziehen konnte. Reutlingen war nun zwar erobert, aber eben diese Eroberung reizte die Feindschaft des schwäbischen Bundes gegen den Herzog von neuem. Die Mitglieder des schwäbischen Bundes, zu dessen Mitgliedern Reutlingen gehörte, freuten sich über die schöne Gelegenheit, dem Herzog ihren Unwillen fühlbar zu machen. Die Hutten, die Späte, und besonders die beleidigte Sabine, zogen auch den Herzog von Bayern auf ihre Seite. Der ganze Bund rüstete sich. Ulrich mußte also gleichfalls auf Verstärkung seiner Macht denken. Der Landgraf von Hessen versprach ihm wenigstens zweyhundert Reiter und sechshundert Mann Fußvolk; die Schweizer schickten ihm achttausend Mann; seine wirtembergische Mannschaft belief sich auf zehntausend, und dreytausend hatte er von Fremden zusammengebracht. Und mit dieser Macht, die sich doch wenigstens auf zwanzigtausend Mann belief, war er nicht im Stande, sein Land zu retten. Allein der größte Theil seines Heeres bestand aus ungeübten Leuten, und das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes, seinen Schweizern an der Zahl weit überlegen, bildete einen Haufen von lauter erfahrnen Kriegern. Der Churfürst Ludewig von der Pfalz, der damalige Reichsverweser, glaubte zwar den Ausbruch dieser verderblichen Fehde durch sein Ansehn verhindern zu können. Er bedrohete die Friedensstöhrer mit einer Strafe von tausend Mark löthigen Goldes; aber einer solchen Drohung achtete kein so mächtiger Bund, wie der schwäbische! Ulrichs Verlegenheit wurde jetzt immer größer. Der Markgraf Casimir von Brandenburg, den er so gern vom Bunde trennen wollte,

am 28. Jan.

Digitized by Google

te, blieb demselben standhaft getreu, und die Schweizer, seine mächtigste Stütze, wurden durch die Ränke seiner Feinde nach Hause gerufen. Nun blieb dem bedrängten Ulrich weiter nichts übrig, als die noch übrige Mannschaft abzudanken, und sein Land seinem Schicksale zu überlassen. Seine beiden Kinder ließ er auf dem Schlosse zu Tübingen, das er mit dem Kern seines Adels besetzte. Der schwäbische Bund bemächtigte sich nun eines Ortes nach dem andern, und am Ende des Mayes war selbst Asperg, die Festung, die am längsten sich wehrte, von schwäbischem Bundsvolke besetzt. Der Anführer des Bundsheeres war der Herzog Wilhelm von Bayern, Ulrichs Schwager, der dadurch nicht nur seine Schwester Sabine, sondern auch sich selbst zu rächen suchte; denn er hatte keine der kleinen Neckereyen vergessen, die zwischen Schwägern oft so unbedeutend scheinen, und endlich zusammen den unversöhnlichsten Haß erzeugen. Der Bund überlegte nun Wirtembergs künftiges Schicksal. Einige Mitglieder desselben wünschten dasselbe getheilt zu sehen; andre billigdenkendere erinnerten sich an Ulrichs Kinder, die nichts verschuldet hatten, und thaten den Vorschlag, es für den Prinzen Christoph zu erhalten. Hierauf trugen auch besonders die Landstände an. Aber nun verlangte der Bund die Erstattung der Kriegskosten, nun verlangte er die Zahlung der huttenschen Gelder! Man berathschlagte sich darüber auf einem Bundstage zu Nördlingen. Sabine, und ihr Bruder, der Herzog Ludewig von Bayern, drangen darauf, daß man das Herzogthum dem Prinzen Christoph übertragen, ihnen aber als Vormündern die Verwaltung des Landes übergeben möchte. Die östreichischen Minister wollten dies anfangs nicht zugeben, und willigten zuletzt nur unter sehr harten Bedingungen ein. So sollte nicht nur der neue Weinzoll, den Maximilian dem Herzog Ulrich ertheilt hatte, wieder aufhören, so wollten die Bundesverwandten nicht nur alles erbeutete grobe Geschütz behalten, sondern Herzog Christoph sollte auch dreymal hunderttausend Gulden Kriegskosten bezahlen. im Jul.

2. Der letztere Punct konnte den Wirtembergern, die für ihren Herzog Ulrich, als ihren gebohrnen Landesvater, doch noch einige Liebe hegten, die neue Regierung unmöglich angenehm machen. Daß sie sich also ihren vorigen Herrn wieder wünschten, daß sie ihm zur Wiedererwerbung seines Landes behülflich seyn würden, das folgte daraus sehr natürlich, und auch die übrigen Umstände waren für Ulrichen günstig. Das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes zerstreute sich größtentheils eben so geschwinde, als es zusammengestoßen war. Der Bund dankte viele von seinen Kriegsleuten sogleich wieder ab, und diese warteten nun auf eine neue Gelegenheit, Sold und Beute zu verdienen. Sie waren jetzt eben so gut für Ulrichen, als für jeden andern bereitwillig. Unter solchen Umständen konnte es Ulrich wagen, mit wenigen von seinen ihm treu gebliebenen Leuten, sich den Grenzen seines Landes zu nähern. Seine Reiter, welche Fußvolk zusammenbringen sollten, bemächtigten sich sogleich des Städtchens Heinsheim. Ulrich, der in den Gedanken, Stuttgard wieder zu erobern, ihnen auf den Fuß nachfolgte, sah sich in wenig Tagen als Befehlshaber eines Heeres von achttausend Mann, welches theils seine Unterthanen, theils abgedankte Kriegsleute des Bundes gebildet hatten. Die Bürgerschaft von Stuttgard öffnete ihm, sobald sich die Regimentsräthe entfernt hatten, die Thore. Ulrich ließ nun die Bürger zur Huldigung auf einer Wiese zusam- Sein vergeblicher Versuch, es von neuem zu behaupten.

menkommen. Er, der die Liebe ſeiner Unterthanen durch ungewohnte Steuern, die er ihnen abforderte, ſchon einmal verlohren hatte, der ſich noch glücklich ſchätzen konnte, daß ihm die von neuem erwachende Zuneigung derſelben wieder zum Beſitze ſeines Landes verhalf; der glaubte die damaligen Umſtände ſeines Landes benutzen zu müſſen, um ſich zum uneingeſchränkten Gebieter derſelben zu machen. Er ließ der Bürgerſchaft bekandt machen, daß ein neuer Regent auch neue Geſetze zu geben und die alten abzuändern berechtigt ſey. Zum Beweiſe dieſer Behauptung ließ er ſie beſchwören, daß der Tübinger Vertrag, bloß in Anſehung des Punctes, daß die darin verſprochene Landſteuer dem Herzog ſechs Jahre lang zur Tilgung der Schulden und Beſtreitung andrer Ausgaben entrichtet werden möchte, fortdauern ſollte. Hiermit noch nicht einmal zufrieden, ließ er ſich auch das Recht zuſichern, ſeine Unterthanen noch außer gedachter Landſteuer nach ſeinem Gefallen zu ſchätzen, zu jeder Zeit und auf jede ihm beliebige Art Krieg anzufangen, die Städte und Flecken nach ſeinem Gutbefinden zu verkaufen, zu verpfänden, oder ſonſt zu veräußern, und endlich jeden Unterthanen ganz nach ſeinem Willen zu behandeln. Solche Bedingungen, die ihren Herrn völlig zum Deſpoten machten, beſchworen die Stuttgarder Bürger freylich ſehr ungern; aber wehrlos, und von Ulrichs Mannſchaft umringt, konnten ſie unmöglich ſich widerſetzen. Ihrem Beyſpiele folgten mehrere Aemter, theils freywillig, theils gezwungen. Aber die Obervögte zu Urach, Göppingen und Tübingen machten ſolche Anſtalten, daß ihre Amtsunterthanen dem Bunde nicht untreu werden durften. Es verſagten auch noch viele andre Oerter dem Herzog den Gehorſam. Ulrich forderte nun durch ein Ausſchreiben den im Lande angeſeſſenen Adel auf; aber ſeine Auffordrung that nur wenig Wirkung. Indeſſen hatte ſich der ſchwäbiſche Bund von neuem gerüſtet. Seine Macht rückte, ſiebzehnhundert Reiter
im Oct. und achtzehntauſend Mann Fußvolk ſtark, heran, und Ulrich verlohr nun zum zweytenmal ſein Land, ohne daß er ein Treffen hatte wagen dürfen, und da ſich ſeine beiden Bundesgenoſſen, der Pfalzgraf Ludewig und der Landgraf von Heſſen, gleich nach ſeiner erſten Entfernung, in den ſchwäbiſchen Bund begeben hatten, ſo war nun niemand mehr da, der ſich ſeiner annahm. Die Abgeordneten des Bundes fanden bey der neuen Huldigung nur geringen Widerſtand.

Wirtemberg geräth in kaiſerliche Gewalt. 1520 im Febr.

3. In dieſer Lage befand ſich Wirtemberg, als Deutſchland an Carl V. ein neues Reichsoberhaupt bekam. Die Gelegenheit, ein ſo anſehnliches Land zu erwerben, war zu ſchön, als daß ſie Carl und ſeine Miniſter zur Vergrößerung der öſtreichiſchen Erbſtaaten nicht benutzen ſollten. Man ließ ſich mit den Bundesverwandten in Unterhandlungen ein, und da man die Fordrungen und Anſprüche eines jeden befriedigte, ſo gewannen ſie ſchon nach einigen Monaten einen glücklichen Ausgang. Carl übernahm alle auf dem Lande haftende Schulden, ſicherte den herzoglichen Verwandten ihren Unterhalt, verſprach den Späten, den Hutten, und andern Rittern, denen Ulrich ihre Güter entriſſen hatte, vollkommne Schadloshaltung, überließ dem Bunde alles grobe Geſchütz und allen im Lande vorgefundenen Kriegsvorrath, erließ demſelben ein vorgeſchoſſenes Capital von zehntauſend Gulden, vergütete ihm an Kriegskoſten zweymal hundert und zehntauſend Gulden, und erklärte Wirtemberg für ein Mitglied des ſchwäbiſchen Bundes, das er durch hundert Reiter und achthundert Mann Fußvolk zu vertreten verſprach. Ulrichs

ſchuld-

Digitized by Google

schuldlose Prinzen behielten weiter nichts, als die Bezirke der Schlösser Tübingen und Neuffen. So hatte also der junge Kaiser, noch ehe er einmal Deutschland betrat, eins der beträchtlichsten Fürstenthümer desselben erworben, das, in Verbindung mit den übrigen östreichischen Erbstaaten, seiner Macht in Oberdeutschland das Uebergewicht versicherte, welches man um eben diese Zeit durch eine Capitulation einzuschränken suchte. Man machte nun von kaiserlicher Seite Anstalten, eine bessere Regierungsverfassung in Wirtemberg einzuführen. Einige Räthe, die man hinschickte, bestätigten den Ständen und Unterthanen alle ihre Privilegien, besonders aber den Tübinger Vertrag. Ulrich, der sich während dieser Zeit bey den Eidgenossen um Beystand bewarb, bekam von den kaiserlichen Ministern den Rath, selbst nach den Niederlanden zum Kaiser zu reisen, um sich zu verantworten. Sie erboten sich sogar, zu den Reisekosten achttausend und vierhundert Gulden herzugeben; allein die Landstände des Herzogthums sehnten sich nach ihrem vorigen Landesherrn so wenig, daß sie dem Kaiser schrieben, sie schätzten sich glücklich, unter seiner Herrschaft zu stehen, und sie baten ihn inständigst, Ulrichen nie wieder zur Regierung gelangen zu lassen. Den Tag (sagten sie) wolle uns Gott nicht erleben lassen; ehe wir seiner Regierung und Verwaltung unterworfen seyn möchten, eher wollen wir, mit blutiger Hand und unerschrockenem Herzen, unsern und unserer unschuldigen Weiber und Kinder Tod mit ansehn. — Dem Kaiser war ihre Vorstellung ohne Zweifel nicht unangenehm. Wenigstens ließ er die Vasallen durch ein Ausschreiben auffordern, sich nach Stuttgard zu begeben, um daselbst die Lehn zu empfangen. am 19. April.

4. Ulrich, der bisher noch immer gehofft hatte, dem Kaiser persönlich Vorstellungen thun zu dürfen, wurde endlich so ungeduldig, daß er den kurz vorher zu Schafhausen geschlossenen Waffenstillstand wieder aufhob. Als man am kaiserlichen Hofe davon Nachricht erhalten hatte, wurde ihm bey Strafe der Reichsacht untersagt, neue Unruhen zu veranlassen; man warnte auch die Schweizer, ihm Hülfe zu leisten. Alles dies aber machte auf Ulrichen keinen Eindruck. Während daß er von Solothurn aus, wo er das Bürgerrecht angenommen hatte, in einem Schreiben an den Kaiser gegen jene Strafe protestirte, und zu einem Vergleiche Vorschläge that, warb er etwa dritthalbhundert Reuter an, suchte er von Solothurn und Lucern einige tausend Mann Fußvolk zu bekommen, stellte er allen Reichsfürsten, so wie der Ritterschaft, den Vögten, Amtleuten und Gemeinen Wirtembergs seine unglückliche Lage vor, und bat er endlich, es ihm zu verzeihen, wenn er sich durch Gewalt der Waffen in den Besitz seines Eigenthums setzen würde. In Wirtemberg ließ man es aber nicht an Gegenrüstungen fehlen. Der Graf Siegmund von Lupfen mußte zweyhundert Reiter auftreiben; die Herzoge von Bayern wurden um die verabredete Hülfe von dreyhundert Mann zu Pferde ersucht; Baden sollte dreytausend Mann Fußvolk geben; endlich rief man auch die vorderöstreichischen Lande um Beystand an. Man hatte aber alle diese ernstliche Anstalten nicht nöthig. Ulrich wurde zu Mömpelgart, das er noch im Besitze hatte, von seinen Schweizern verlassen. Nun konnte er schlechterdings weiter nichts mehr unternehmen. Vorher hatte er, selbst unter sicherm Geleit, nicht auf den Reichstag nach Worms kommen wollen; jetzt da er um Gehör auf demselben bat, wurde es Herz. Ulrich wird in die Acht erklärt.

ihm abgeschlagen, und er sollte nur einige von seinen Räthen schicken dürfen. Er ersuchte hierauf den Kaiser zum zweytenmal, selbst gehört zu werden; man schlug es ihm ab, und nun wollte er auch niemand Vollmacht geben. Dies hatte die Wirkung, daß er in die Acht und Aberacht erklärt wurde [q].

1521 im Jun.

Hildesheimische Fehde bis zur Schlacht bey Soltau.

5. Einen ähnlichen Ausgang hatte die hildesheimische Fehde. Der Bischof Johann von Hildesheim, ein gebohrner Herzog von Sachsenlauenburg, machte zur Bezahlung der Landesschulden, die er angetroffen hatte, gewisse Einrichtungen, die den Absichten seines Stiftes gar nicht angemessen waren. Keine von den Familien desselben aber glaubte sich gekränkter, als die salbersche. Die Herren von Saldern entfernten sich aus dem Vaterlande, und warteten, der noch immer nicht ganz vertilgten Denkart des Mittelalters gemäß, auf die Zeit, wo sie, in Verbindung mit benachbarten Fürsten und Edelleuten, an ihrem Landesherrn sich rächen könnten [r]. Eine solche Gelegenheit verschafften ihnen aber die Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, und der Bischof Franz von Minden, ein Bruder Herzog Heinrichs des Jüngern zu Wolfenbüttel, welche über den Bischof von Hildesheim gleichfalls unzufrieden waren. Diese versicherten sie ihres Schutzes, und das Vertrauen auf denselben gab den Herren von Saldern Muth genug, ihres Bischofs abgesagte Feinde zu werden, und ihm durch Streifereyen Schaden zu thun. Der Bischof von Minden, dem, in Ansehung vieler und unaufhörlicher Fehden, kein deutscher Fürst so leicht gleichkam, unterstützte sie dabey nicht nur heimlich, sondern auch öffentlich. Der Bischof von Hildesheim, den dieses verdroß, bewarb sich nun auch um Bundesgenossen. Ein eigner Vetter des Bischofs von Minden, der Herzog Heinrich der Mittlere von Braunschweig-Lüneburg, schon seit einiger Zeit mit ihm in Bündniß, und jetzt auf mehrere Art von dem Bischof Franz beleidigt [s], traf mit ihm die

1519 Verabredung, daß sie, auf erlassene Fehdebriefe an den Bischof Franz, mit einer gewissen Anzahl zu Roß und zu Fuß, wie auch mit dem nöthigen Geschütz, im Felde erscheinen wollten. Zur größern Befestigung ihrer Freundschaft wurde Herzog Heinrichs Sohn, Franz, zum Conservator und Coadjutor des Stiftes Hildesheim erwählt. Ihr Bündniß verstärkten die Fürsten durch die Aufnahme der Grafen von Schaumburg, Lippe, Hoya und Diepholz. Zum Unglücke erfolgte nicht lange hernach der Tod Kaiser Maximilians, dessen Ansehn den Ausbruch der Fehde noch zurückgehalten hatte. Der Bischof Johann, der Herzog Heinrich und ihre

im Apr. Bundesgenossen fielen nun in der Charwoche in das Bischofthum Minden ein, und der auf diesen Angriff nicht vorbereitete Bischof Franz sah sich sehr bald aus seinem Lande gejagt. Da sein Bruder, der Herzog Heinrich der Jüngere zu Wolfenbüttel, und ihr Oheim, Herzog Erich zu Calenberg, sich seiner annahmen, so behandelten sie die hildesheimischen Bundesverwandten gleichfalls als Feinde. Sie fielen zuerst in Erichs Land ein, und zogen unter lauter Verwüstungen bis vor den Calenberg. Heinrich

q) Michaelis III, 333 — 341. Spittler, S. 113 — 117.

r) Schon 1516 hatten sich fünfundfunfzig hildesheimische Ritter aus den besten Familien mit den wolfenbüttelschen Fürsten verbunden. Spittler hannöv. Gesch. I, 189.

s) Seinem Schutze war auch durch kaiserliche Mandate der Graf Friedrich von Diepholz, sein Lehnsmann und Hofdiener, den der Bischof Franz außerordentlich bedrängte, anvertraut. Spittler am a. O.

Digitized by Google

Heinrich der Jüngere kam seinem Vetter Erich zu Hülfe. Beide rächten sich nun an dem Stifte Hildesheim. Auf einen wiederholten Befehl des Churfürsten von Sachsen, der als Reichsvicar die Unterlassung aller weitern Thätlichkeiten auferlegte, wurde gar nicht geachtet [t]). Man hatte, die Fehde aufzugeben, so wenig Neigung, daß sich vielmehr beide Theile durch neue Bundesgenossen verstärkten. Die Herzoge zu Lüneburg erhielten von Hessen und von dem Herzog Georg von Sachsen Hülfsvolk, und dem Herzog Heinrich zu Lüneburg schickte sein Schwiegersohn, Carl von Egmond, einige Mannschaft. Nun trieb man das Plündern, das Morden, das Abbrennen, noch weit lebhafter; endlich wurde die Fehdehitze in einer blutigen Schlacht auf der Heide im Zellischen unweit Soltau abgekühlt. Auf viertausend Mann lagen auf dem Schlachtfelde. Herzog Heinrich und Bischof Johann erfochten einen vollkommnen Sieg. Unter den vielen Gefangnen, die sie machten, befanden sich auch die Herzoge Erich [u]) und Wilhelm, ein Bruder Herzog Heinrichs des Jüngern; befanden sich die beiden Grafen von Wunstorf und Regenstein, zwey Herren von Plesse, und über hundert Edelleute. Sie erbeuteten sodann das braunschweigische Hauptpanier, auf vierundzwanzig Stück Geschütz, imgleichen allen Kriegsvorrath, alles Silbergeschirr, alle Kleinodien und die ganze Garderobe der wolfenbüttelschen Fürsten, sodenn auch sechzehntausend Gulden baares Geld, und über tausend mit erplündertem Gute beladene Wagen, nebst vielen Pferden. Herzog Heinrich der Jüngere, und sein Bruder, Bischof Franz, flüchteten mit großer Gefahr nach Rotenburg im Stifte Verden. Der Bischof von Hildesheim nahm den Herzog Wilhelm, und der Herzog von Lüneburg den Herzog Erich in seine Verwahrung [v]). im Jun.

6. Jetzt schickten die zu Frankfurt befindliche Churfürsten einige Gesandten nach Niedersachsen, die, da der eine von den beiden streitenden Theilen außer Thätigkeit gebracht war, ohne große Mühe einen Stillstand auf fünf Monate verglichen. Während dieses Stillstandes erkaufte Herzog Erich durch sehr harte Bedingungen seine Freyheit. Der Bischof von Hildesheim ließ sich nicht weniger als dreyßigtausend Goldgulden [w]) versprechen; der Herzog Heinrich zu Lüneburg bedung sich sechs seiner besten Schlösser, imgleichen allerley Pfandschaften und Rechte und noch drentausend Gulden aus. Daß Herzog Erich die Erfüllung dieses harten Vertrages nicht nur schriftlich, sondern auch eidlich angelobte, das war noch nicht einmal genug; auch die Städte Göttingen, Hannover, Hameln und Nordheim mußten sich für seine Ehrlichkeit verbürgen. Der feurige Herzog Heinrich der Jüngere hatte sich jedoch von der Niederlage bey Soltau kaum wieder etwas erholt, als er die Feindseligkeiten erneuerte. Zum Vorwande diente ihm, daß ihm die churfürstliche Parteylichkeit im Jul.] bey diesem Handel. Carls V.

t) Letztrer rechnete auch darauf, vom französischen Hofe, an dem sich damals sein zweyter Sohn Ernst befand, mit Geld unterstützt zu werden. Spittler, S. 190.

u) Herzog Erich focht selbst da noch mit aushaltender Tapferkeit, als das braunschweigische Kriegsvolk die Flucht nahm, und ergab sich endlich, nachdem er lange genug allein gestritten hatte, einem gelderischen Ritter freywillig gefangen. Der Ritter erhielt nach alter Sitte seinen Fanggulden; der Herzog von Lüneburg, dem Herzog Erich bey der Theilung der Gefangnen zufiel, bezahlte ihm hundert Goldgulden. Spittler, S. 192.

v) Wie letztrer in seiner Gefangenschaft behandelt wurde, erzählt Spittler, S. 193.

w) Nach andern nur zwölftausend. Spittler, S. 194.

Digitized by Google

churfürſtliche Verordnung wegen der Beobachtung des fünfmonatlichen Stillſtandes nicht gehörig war bekandt gemacht worden. Er machte dem Herzog von Lüneburg und dem Biſchof von Hildesheim aber auch noch von einer andern Seite Unruhe.

im Aug. Es fanden ſich nemlich, auf ſeine Veranlaſſung, der Graf Eberhard von Königſtein und Siegmund von Pfirt bey dieſen Herren ein, und verlangten im Namen des Kaiſers, daß man demſelben alle Gefangne ausliefern, dem Biſchof von Minden ſein Hochſtift wieder einräumen, und die Gemahlin Erichs in ihrem Witthume nicht kränken ſollte. Dieſer Antrag war den Abſichten der beiden Fürſten aber gar nicht angemeſſen. Sie wollten ſich der errungenen Vortheile nicht ſo leicht wieder begeben; ſie wollten die Gefangnen, die ihnen ein ſehr beträchtliches Löſegeld einbringen mußten, nicht ſo gutwillig loslaſſen. Lieber ſetzten ſie alſo, unbekümmert um die weitern Folgen, die Fehde fort. Die Churfürſten von Maynz, Sachſen und Brandenburg, und die Herzoge Johann von Sachſen und Heinrich von Mecklenburg bemüheten ſich zu Zerbſt vergeblich, einen Vergleich zu ſtiften [1]). Herzog Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel wollte nicht genug nachgeben [a]). Er reiſete

1520 vielmehr, begleitet von Herzog Erichs Gemahlin, zum neuen Kaiſer nach Brüſſel,

im Aug. und ſtellte demſelben den Streit von einer für ſeine Parten ſo vortheilhaften Seite vor, und ſchilderte ihm (unſtreitig das Wichtigſte) des Herzogs von Lüneburg Anhänglichkeit für den König von Frankreich ſo bedenklich, daß der Kaiſer wider den Biſchof von Hildesheim und den Herzog von Lüneburg völlig eingenommen wurde. Er ſchickte nun denſelben nicht weniger als drey Befehle zu, die ihnen, bey Strafe der Acht und Aberacht, Auslieferung der Gefangnen, Einräumung des weggenommenen Hauſes Wölpe, und perſönliche Verantwortung auflegte; das erſte und das zweyte in Zeit von vierzehn Tagen, das letzte auf dem Reichstage. Vergebens beriefen ſich die beiden Fürſten darauf, daß die obengedachten Churfürſten und Herzoge die Stiftung eines Vergleiches übernommen hatten; vergebens reiſeten ſie nach Aachen, um dem Kaiſer beſſere Geſinnungen für ſich einzuflößen. Der Kaiſer und ſeine Miniſter glaubten dem Herzog von Wolfenbüttel zu ſehr, und der Churfürſt von Sachſen mußte, auf Befehl des Kaiſers, dem Biſchof von Hildesheim, dem Herzog von Lüneburg, und den mit ihnen verbundenen Grafen den Antrag thun, dem Austrägegericht zu entſagen, und die Entſcheidung dem Kaiſer zu überlaſſen. Würde aber dieſe Entſcheidung in Zeit von einem Monate nicht erfolgen, ſo ſollten ſie die Freyheit haben, ihren Streit durch ein Compromiß entſcheiden zu laſſen. Uebrigens ſollten ſie alle Gefangne während der Zeit loslaſſen. In der Folge wollte ihnen aber der Kaiſer gar keinen Vergleich geſtatten. Der Handel ſollte blos durch ihn, und zwar auf dem nächſten Reichstag, entſchieden werden. Da half kein Widerſtreben; die kaiſerlichen Miniſter, beſonders der Vicecanzler Ziegler, behandelten die hildesheimiſchen Bundesverwandten mit ſolchem Ernſte, daß ſie nachgeben mußten; doch erlangten ſie noch ſo viel, daß die Sache in den erſten ſechs Wochen nach dem heiligen drey Königstag ſollte ausgemacht werden.

Die hildesheimiſchen Bundesverwandten werden in die Acht erklärt.

7. Der Biſchof von Hildesheim und der Graf von Schaumburg ſtellten ſich auf dem wormſiſchen Reichstag perſönlich ein; des Herzogs von Lüneburg Stelle vertrat ſein älteſter Sohn, Herzog Otto. Man hatte aber auf dem Reichstage zu viele

1) Häberlin, X, 238 – 249. a) Spittler, S. 296.

viele Geschäffte von andrer Art, als daß man auf die Entscheidung dieses Handels die nöthige Aufmerksamkeit wenden konnte; die Herzoge von Calenberg und Wolfenbüttel wußten sie auch allenfalls wieder abzulenken. Genug, alle Erinnerungen ihrer Gegner waren fruchtlos. Schon waren diese fast ein halbes Jahr zu Worms, und noch hatte man ihnen nicht ein einziges Verhör gestattet. Des vergeblichen Wartens endlich überdrüssig, reiseten sie also wieder nach Hause, und ließen nur ihre Bevollmächtigte zurück. Wenn nun auch der Kaiser darüber nicht unzufrieden war, so war er es doch ganz gewiß über den alten Herzog von Lüneburg, der sich schon seit dem vorigen Jahre an dem Hofe des Königs von Frankreich, seines größten Feindes, befand, und seinen Verdacht also allerdings rege machte [b]). Dieser Verdacht wurde noch stärker, da der Herzog von Lüneburg die Regierung des Landes seinen beiden Söhnen abtrat, um in Deutschland gleichsam nichts mehr zu haben, was man angreifen könnte [c]). Dieser Verdacht gegen französisches Interesse verleitete den Kaiser zu einer so rachgierigen Parteylichkeit [d]), daß er unbekümmert, ob die Rechte der Churfürsten und Fürsten im Allgemeinen dadurch gekränkt würden, mit aller Strenge verfuhr. Er gab, nach geendigtem Reichstage, im May. den Befehl, daß beide Theile, bey Verlust ihrer Regalien und Lehen, und bey Vermeidung der Acht und Aberacht, die ihnen im Fall des Ungehorsams schon im voraus angekündigt wurde, alle eingenommene Städte, Schlösser, Flecken und Güter, innerhalb Monatsfrist, dem Kaiser einräumen, alle Gefangne loslassen, und bis zur Entscheidung der Sache, welche den Grafen Philipp von Hanau und Eberhard von Königstein, wie auch dem Official zu Trier aufgetragen wurde, kein lösegeld zu verlangen. Zur Vollziehung dieses Befehles schickte der Kaiser seinen Rath, Jobsten von Oberweimar, in das Land der beiden Partenen. Die Herzoge von Calenberg und von Wolfenbüttel hatten sich nebst ihren Kriegsverwandten gehorsam bewiesen; der Bischof von Hildesheim und der Herzog von Lüneburg aber wollten sich durchaus nicht verstehen, ihre erworbenen Vortheile aufzuopfern, und ihre Gefangnen ohne lösegeld in Freyheit zu setzen. Der kaiserliche Rath war vielmehr kaum abgereiset, als sie ihre Gefangnen von neuem zur Bezahlung ihrer lösegelder ermahnten, als sie dieselben, wie sie ihre Forderungen nicht erfüllten, mit noch härtrer Gefangenschaft belegten. Sie suchten sich zwar in einem Schreiben an den Kaiser zu vertheidigen; sie ersuchten auch die Churfürsten, ihnen ihre Rechte behaupten zu helfen [e]); allein der Kaiser war viel zu sehr wider sie eingenommen, als daß ihre Vorstellungen auf ihn Eindruck machen konnten. Zu Gent in Flandern im Jul. erklärte er sie und ihre Kriegsverwandten in die Reichsacht und Aberacht, auch sprach er ihnen alle ihre Regalien und Lehen ab. Die Ursachen, die ihn dazu bewogen, führte er namentlich an. Der Bischof von Hildesheim und die Grafen erfuh-

b) Doch Heinrich von Lüneburg war nicht sowol politischer als zärtlicher Verhältnisse wegen in Frankreich. Ihn zog seine liebe Anne von Campen dahin, mit der er sich, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, trauen ließ. Spittler, S. 200.

c) Häberlin, S. 441.

d) Noch rachbegieriger und parteylicher erscheint er freylich bey Herrn Spittler, der (S. 200.) sogleich die feierliche Achtserklärung folgen läßt.

e) Häberlin, S. 443 – 446.

Digitized by Google

erführen dies Schicksal, weil sie nicht nur durch Ungehorsam, sondern auch durch That dem wormsischen Befehl zuwider gehandelt hatten; den Herzog von Lüneburg traf das loos, weil er sich — bey dem König von Frankreich aufhielt. Ihre Achtserklärung wurde vom Kaiser nicht nur den sämtlichen Reichsständen durch ein offenes Patent bekandt gemacht; sondern der König Christian II. von Dänemark, imgleichen die Herzoge zu Calenberg und Wolfenbüttel erhielten auch den Auftrag der Vollziehung. Die Grafen von Hoya und von Schaumburg, imgleichen die jungen Herzoge von Lüneburg entgingen dem drohenden Sturme durch Vergleiche, die sie mit den Herzogen von Calenberg und Wolfenbüttel schlossen [f]; der Bischof von Hildesheim, und seine Bundesverwandten, das Domcapitel, die Landschaft und die Stadt Hildesheim, die sich wahrscheinlich auf eine von dem Churfürsten von Maynz unternommene Handlung zu sehr verliessen, die dem unpolitischen Rathe der strengen Doctoren im Capitel zu sehr folgten [g]; wurden das Opfer des kaiserlichen Unwillens, ungeachtet sie an der Begünstigung des französischen Interesse, dem Hauptverbrechen der hildesheimschen Bundesverwandten, den wenigsten Antheil genommen hatten.

Der B. von Hildesheim verliert den gröſten Theil seines Hochstifts. 1522

8. Der König von Dänemark war viel zu sehr in seinem eignen Reiche beschäfftigt, als daß er sich mit der aufgetragenen Achtsvollziehung hätte abgeben können; desto geschäfftiger aber bewiesen sich in der Erfüllung ihres Auftrages die Herzoge von Calenberg und von Wolfenbüttel, welche in kurzer Zeit fast das ganze Hochstift eroberten. Der unglückliche Bischof Johann, der, von allen seinen Bundesgenossen verlassen, gegen die überlegene Macht seiner Feinde sich zu schwach sah, wanderte, nachdem er die Landesregierung dem Domcapitel und einigen Landständen übergeben hatte, nach Westphalen, wo er mit Hülfe seines Bruders, des Bischofs Erichs von Münster, imgleichen Carls von Egmond, einiges Kriegsvolk zusammenzubringen suchte. Man bot ihm einen Vergleich an; er wies ihn aber kaltsinnig zurück. Dabey handelte er noch so unpolitisch, daß er sich durch seinen Bruder, den Bischof von Münster, bey dem kaiserlichen Regimente über das bisherige Verfahren gegen ihn beschwerte. Der Kaiser, der diese Art von Appellation als eine Kränkung seines reichsoberhauptlichen Ansehns betrachtete, schickte sogleich von Brüssel aus eine Verordnung an das Reichsregiment, welche sowol ihm als dem Kammergerichte alles weitere Verfahren und Erkenntniß in dieser von ihm, mit Zuziehung der Churfürsten und Fürsten, durch eine unparteyische Commission, hinlänglich untersuchten und abgethanen Sache, ernstlich verbot. Der Bischof von Hildesheim fand diesen kaiserlichen Befehl so wenig schreckenvoll, daß er sich noch immer zu keinem Vergleiche bequemen wollte. Seine Feinde, die Herzoge von Calenberg und Wolfenbüttel, glaubten sich also berechtigt, auch den Ueberrest des Stiftes noch zu erobern. Von der Stadt Hildesheim mußten sie aber nach vier Wochen mit ziemlichem Verlust wieder abziehen, und noch unglücklicher fiel ihr zum viertenmal wiederholter Angriff der Festung Peina aus. Sie setzten den Sturm sechs Stunden nach einander fort; auf drey hundert Mann büßten darüber ihr Leben ein, und der Herzog von Wolfenbüttel selbst bekam einen Schuß ins Bein. Nun zogen sie wieder ab. Der Bischof Johann ward zwar in Westphalen einige Mann

im Febr.

im Aug.

f) Häberlin, — S. 448.

g) Spittler, S. 201.

Mannschaft an; ein kaiserliches Verbot an die westphälischen Stände, ihm Beystand zu leisten, hemmte aber den Fortgang seiner Anwerbung gar sehr, und die acht hundert Reiter und das wenige Kriegsvolk, die er zusammengebracht hatte, waren zur Wiedereroberung seines Hochstiftes noch lange nicht hinlänglich. Hierzu kam der Tod seines Bruders, des Bischofs von Münster, der ihn seiner vornehmsten Stütze beraubte. So blieb ihm von seinem ganzen Stifte weiter nichts mehr, als die Stadt Hildesheim, und die drey Aemter Peina, Steuerwald und Marienburg, die in der Folge das kleine Stift genennt wurden [h]). Das Domcapitel, die Stadt und die übrigen Landstände, die der Kriegsbeschwerden überdrüssig waren, sicherten ihm den Besitz desselben durch einen, unter Vermittlung des Churfürsten von Maynz und des Herzogs Georg von Sachsen, zu Quedlinburg geschlossenen Vergleich. Der größte Theil des Hochstiftes wurde den Herzogen und ihren Nachkommen abgetreten. Alle gegenseitige Gewaltthätigkeiten sollten von nun an aufgehoben seyn; dabey machten sich die Herzoge verbindlich, dem Capitel und den Ständen die Freysprechung von der kaiserlichen Acht auszuwirken. Carl V. bestätigte den geschlossenen Vertrag; eben dieses geschah, jedoch erst dreyzehn Jahre hernach, vom Pabst. Da nun dieser Vertrag, unter Vermittlung des Hildesheimschen Metropolitans (des Erzbischofs von Maynz) und zum Vortheile des Hildesheimschen Stiftes, dem man doch einige Besitzungen gerettet hatte, war geschlossen worden, so schien er schon dadurch einen höhern Grad von Gültigkeit zu gewinnen. Die Herzoge sahen daher das eroberte Land als ihr unbezweifeltes Eigenthum an; sie theilten dasselbe, sie erhielten die kaiserliche Belehnung, die bis zur Regierung Herzog Friedrich Ulrichs noch sechsmal wiederholt wurde, sie übernahmen zwey Drittheile des hildesheimschen Matricularanschlages, und es schien, als wenn das eroberte und abgetretene Land ihnen, wenigstens unter irgend einem Scheine des Rechtes, nie wieder würde können entrissen werden [i]). 1523 im May.

Zehnter Abschnitt.

Carl V. kann sich, mit dem König von Frankreich in Krieg verwickelt, der deutschen Regierung nicht recht ernstlich annehmen.

1.

Carl V. hatte von der Art, wie er über Deutschland zu regieren gedachte, während seiner kurzen Anwesenheit in demselben, nicht nur mehrere, sondern auch überaus verständliche Beweise gegeben. Gleich der Anfang seiner Regierung kündigte sein Bestreben, das deutsche Reich zur Provinz seiner ungeheuren Monarchie umzuschaffen, das deutsche Reich so wie seine übrigen Erbstaaten zu beherrschen, überaus deutlich an. Was hätte ein Fürst von Carls V. Eigenschaften, bey ununterbrochner Aufmerksamkeit auf unser Vaterland, unterstützt von seiner Klugheit und Ursachen des Krieges zwischen Carln und Franzen.

h) Häberlin, S. 506 – 512.
i) Häberlin, S. 533 – 538. Spittler — S. 204.

Digitized by Google

von seiner Macht, nicht zuletzt bewirken können? Zum Glücke für die Deutschen beschäfftigte ihn aber noch ein andrer Gegenstand so lebhaft, daß er, gleich acht Jahre hintereinander, um die Schicksale des deutschen Reichs sich nur wenig bekümmern konnte. Dieser Gegenstand war sein Krieg mit dem berühmten König Franz I. von Frankreich. Der Vorzug, den die Kaiserwürde Carln in den Augen aller Europäer ertheilte, der Vorzug, um den sich Franz mit so großer Lebhaftigkeit beworben hatte, der kränkte seine getäuschte Ehrsucht im höchsten Grade, der erzeugte die persönliche Eifersucht, die Nebenbuhlerschaft, die zwischen diesen beiden Monarchen bis an den Tod des einen fortdauerte, die sie in beständige Zwietracht, in fast unaufhörliche Kriege verwickelte. An Vorwand zum Ausbruche dieser Uneinigkeit fehlte es nicht. Genug, daß der König von Frankreich das Königreich Neapel in Anspruch nahm, das Carls Großvater, Ferdinand, Ludewig XII. durch List und Ränke entrissen hatte; genug, daß der Kaiser das Herzogthum Mayland, das Franz, ohne von ihm belehnt zu seyn, noch immer in Besitz hatte, als ein Reichslehn zurückfordern konnte; daß Carl das Herzogthum Burgund als ein seinen Vorfahren von Ludewig XI. entwendetes Erbtheil ansah; daß er die zwischen Franzen und Carln von Egmond obwaltende genaue Verbindung mit der größten Eifersucht bemerkte [f]). Schon eine dieser Ursachen wäre, den Ausbruch des Krieges zu befördern, hinlänglich gewesen. Franz nahm sich außerdem noch der Kinder des von Carln verdrängten Königs von Navarra an. So entspann sich der lange und wichtige Krieg zwischen den beiden mächtigsten Monarchen in Europa! Hier von demselben nur so viel, als zum Verständniß der Schicksale des damaligen Deutschlands ganz unentbehrlich ist!

Des Kaisers Glück in Italien.

2. Der in Spanien angefangne Krieg verbreitete sich bald nach Italien und nach den Niederlanden. Dort, wo der Kaiser den Pabst zum Freunde hatte, hatte Carl V. das Vergnügen, die Franzosen wieder von Mayland entfernt zu sehen. Dieses Vergnügen hatte er aber hauptsächlich den im französischen Solde befindlichen Schweizern zu danken. Eigentlich stellten die Eidgenossen nur dem französischen Monarchen Kriegsvolk. Sie konnten es indessen doch nicht verhindern, oder verbieten, daß nicht manche von ihren Landsleuten, von der angebohrnen Neigung zum Kriegshandwerke hingerissen, sich einzeln in andre Dienste begaben. Auf die Art hatte Leo X, Carls Bundesgenoß, auf zwölf tausend Schweizer in seinem Sold. Gegen diese rückten nun eben soviel Schweizer an, die sich bey der französischen Armee befanden. Jetzt bedachten aber die Vorsteher der Eidgenossen, wie es ihnen Schande und ihrem Vaterlande Nachtheil bringen würde, wenn dessen Söhne unter feindlichen Fahnen gegen einander auszögen. Sie schickten ihnen daher den Befehl zu, beide Heere zu verlassen, und unverzüglich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Der Cardinal von Sion, der die Schweizer für den Pabst angeworben hatte, brachte die Boten, welche diesen Befehl überbringen sollten, durch Geschenke dahin, daß sie ihn nur den Schweizern bey dem französischen Heere überreichten. Da diese nun überdies nicht nur des langen und beschwerlichen Feldzuges, sondern auch der Verzögerung des Soldes überdrüssig waren, so leisteten sie willig Gehorsam. Lautrec, der Oberanführer des französischen Heeres, durfte, nach dem

f) Robertson, I, 92.

dem Verluste eines so beträchtlichen Haufens, sich den Vereinigten nicht ferner im Felde zeigen. Er mußte sich ins Mayländische zurückziehen. Die Verbundenen rückten ihm nach. Mayland fiel ihnen durch Verrätherey in die Hände, und den Franzosen blieb von allen ihren Eroberungen in der lombardey jetzt weiter nichts, als Cremona und die Citadelle von Mayland [l]). Leo X. freute sich über diese Begebenheit so leidenschaftlich, daß ihm, wie uns französische Geschichtschreiber versichern, die Aufwallungen der Entzückung ein Fieber zuzogen, daß dieses anfangs vernachlässigte Fieber sein Lebensende beschleunigen half. Durch den Einfluß des kaiserlichen Gesandten, Don Juan Manuel, bestieg der Cardinal Adrian von Utrecht, des Kaisers ehemaliger Lehrer und damals Statthalter in Spanien, den päbstlichen Thron, und Carl V. konnte jetzt auf die Freundschaft eines Pabstes rechnen, der ihm aus Dankbarkeit und aus Zuneigung ergeben war. Franz, den dieses verdroß, beschloß jetzt von neuem seine Kräfte anzustrengen, um Carln aus seinen letzten Eroberungen in Italien wieder zu verdrängen. Die Eidgenossen überließen ihm abermals zehn tausend Mann. Als aber das zum Sold derselben bestimmte Geld weggenommen wurde, und die über den Geldmangel schon lange misvergnügten Schweizer den lautren zum Angriff des feindlichen von Natur sehr befestigten Lagers bey Bicocca nöthigten, und dieser Angriff, der Unerschrockenheit und Tapferkeit der Schweizer ungeachtet, unglücklich ausfiel, mußten sich die Franzosen aus Mayland völlig wieder herausziehen, und Carls Oberfeldherr Colonna eroberte jetzt ohne Mühe auch Genua [m]). Für Carln war auch das ein günstiger Umstand, daß der von Franzen beleidigte Connetable von Bourbon zu ihm überging. Dieser half jetzt die Franzosen, die Mayland zum zweytenmal in Besitz genommen hatten, nicht nur wieder heraustreiben; er führte die Kaiserlichen vor Marseille, und Franz wurde während der Zeit auch vom König Heinrich VIII. von England, Carls Bundesgenossen, bekriegt. Franz machte jedoch so gute Anstalten, daß die Kaiserlichen von Marseille wieder abziehen mußten [n]).

1522 im Dec.

im May.

1523

1524

3. Stolz über dies Glück, zog nun Franz noch im Herbste dieses Jahres an der Spitze des ansehnlichen Heeres, mit welchem er Marseille befreyen wollte, über die Alpen, Mayland Eroberung von neuem zu versuchen. Die auf seinen Anzug gar nicht vorbereiteten Kaiserlichen mußten ihm die Stadt Mayland sogleich überlassen; die Feldherren derselben ergriffen aber so kluge und so edle Rathschläge, daß ihm diese plötzliche Eroberung wenig half. Lannoy verschaffte sich, indem er die Einkünfte von Neapel versetzte, so viel Geld, daß er das nur sechzehn tausend Mann starke Heer mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen konnte; Pescara, den seine Spanier fast anbeteten, ermahnte sie, der Welt zu zeigen, daß sie auch, ohne sogleich ihren Sold zu bekommen, bloß vom Gefühl der Ehre belebt, für den Kaiser fechten könnten, und die braven Männer dachten edel genug, sich seinen Vorschlag gefallen zu lassen; Bourbon, den die unversöhnlichste Rachbegierde beseelte, versetzte seine Juwelen, und ging mit dem Gelde, das er darauf bekommen hatte, nach Deutschland, um das Ansehn, das er daselbst genoß, zur Beschleunigung der kaiserlichen Werbung zu benutzen. Nichts begünstigte aber die weisen Anschlä-

Franz geräth in Carls Gefangenschaft.

l) Robertson, 194 – 196.
m) Robertson, 197 – 203.
n) Robertson, S. 255. u. f.

Digitized by Google

schläge der kaiserlichen Feldherren lebhafter, als die Unbesonnenheit, die Franzens Unternehmungen lenkte. Er belagerte, der späten Jahrszeit ungeachtet, die feste und mit zahlreicher Besatzung versehene Stadt Pavia, die, unter der Aufsicht eines vortrefflichen Befehlshabers, alle seine künstlichen und tapfern Angriffe vereitelte. Die kaiserlichen Generale konnten desto weniger thun. Der Kaiser hatte
st. 1523. auch das Unglück, daß sein Pabst Adrian VI. an dem Cardinal von Medici einen Nachfolger bekam, der mit Frankreich einen Neutralitätstractat schloß, an welchem auch der Freystaat Florenz Antheil nahm. Indessen war es nur ein scheinbares Unglück, denn Franz, dem nun weder der Pabst noch Florenz den Durchzug verwehrten, schickte nun sechzehn tausend Mann von seinem Heere ab, die das Königreich Neapel erobern sollten. Seine vor Pavia liegende Kriegsmacht wurde dadurch so sehr geschwächt, daß des Kaisers Feldherren, denen nun zwölf tausend von Bourbon angeworbene Deutsche zu Hülfe zogen, zur Befreyung der Stadt Pavia muthig herbeyrücken konnten. Ihr Anzug war für die Erhaltung von Pavia höchst nöthig. Die Besatzung fühlte nicht nur an Kriegsbedürfnissen, sondern auch an Lebensmitteln einen empfindlichen Mangel. Die Deutschen, der größte Theil derselben, drohoten, weil sie in einigen Monaten keinen Sold bekommen hatten, die Stadt zu übergeben. Jetzt rückten aber ihre Befreyer herzhaft heran. Die erfahrensten Feldherren ertheilten Franzen den Rath, eine Schlacht mit den Kaiserlichen auf alle Weise zu vermeiden; sie rechneten nemlich mit fester Zuversicht darauf, daß der Mangel an Geld sie bald zerstreuen würde; Franz könnte sich indessen verschanzen, und neues Kriegsvolk an sich ziehen. Allein der französische Monarch folgte dem Rathe Boonivels, der es ihm als schimpflich vorstellte, den Feind nicht
1525 unter den Mauern von Pavia zu erwarten. Dieser Rath stimmte zu sehr mit sei-
am 24. Febr. nen romanhaften Begriffen von Ehre überein. Es erfolgte eins der hitzigsten Treffen, wo von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit und Unerschrockenheit gefochten wurde. Schon wankten vor den muthigen Angriff der Franzosen die festesten Schaaren der Kaiserlichen, als die bey dem französischen Heere befindlichen Schweizer, den alten Ruhm der Tapferkeit und Treue ihrer Landsleute vergessend, ihren Posten verließen; als der Befehlshaber der Besatzung von Pavia den Franzosen wüthend in den Rücken fiel, und sie auseinander trieb; als Pescara, der seine Reiterey mit spanischen Musketirern vermischte, das furchtbare Corps der französischen Gensdarmerie durchbrach. Die Verwirrung ward allgemein. Franz selbst gerieth, nach den auffallendsten Beweisen von Heldenmuth, den Kaiserlichen in die Hände.

Carl behandelt Franzen mit vieler Härte.

4. Carl empfing die Nachricht von dieser für ihn so wichtigen Begebenheit mit bewundernswürdiger Gleichmüthigkeit. Er schien sich über den erhaltenen Vortheil nur insofern zu freuen, als er ihm Gelegenheit verschaffte, der christlichen Welt den Frieden wiederzugeben o). Allein, es war bloß Verstellung. Der Entwurf, wie er von Franzens Gefangenschaft den größten Vortheil ziehen könnte, kostete ihm manches Nachdenken und manche Berathschlagung. Endlich verlangte er von Franzen nicht weniger, als die Abtretung von Burgund, von Provence und Dauphine; verlangte er, daß er alle Ansprüche des Königs von England befriedigen, daß er allen vermeynten Rechten auf Neapel, Mayland, oder ein andres

Stück

o) Robertson, S. 290. u. f. f.

Stück von Italien entsagen möchte. Franz gerieth beym Anhören dieser Bedingungen vor Zorn so außer sich, daß er, indem er den Dolch mit Ungestüm herauszog, ausrief: besser wäre es alsdenn für einen König, zu sterben, und als er sich wieder besann, erklärte er mit dem feierlichsten Ernste, daß er lieber lebenslang gefangen sitzen, als seine Freyheit so schimpflich erkaufen wollte. Er wurde hierauf, seinem eignen Verlangen gemäß, nach Spanien gebracht. Hier begegnete man ihm nicht einmal mit dem Wohlstande, den seine Würde forderte p). In einem alten Schlosse eingesperrt, und von einem unbiegsamen und rauhen Schließer bewacht, war ihm keine andre Leibesübung erlaubt, als auf einem Maulthiere, umringt von einer gerüsteten Wache zu Pferde, auszureiten. Vergeblich ersuchte er den harten Carl in den dringendsten Vorstellungen, daß er zu ihm kommen möchte. Es verstrichen viele Wochen, ohne daß ihn Carl erhörte. Den ehrliebenden Franz kränkte dies so innigst, daß die Aerzte für sein Leben besorgt wurden. Sie meldeten dem Kaiser, wie dessen Wiedergenesung bloß von dessen Besuch abhänge. Carl, der seinen wichtigen Gefangenen nicht verlieren wollte, erfüllte endlich seinen Wunsch. Sein Besuch bey Franzen dauerte jedoch nur kurze Zeit; Franz war auch viel zu kraftlos, als daß er eine lange Unterredung mit ihm hätte aushalten können. Carl versicherte ihm in freundschaftlichen aber allgemeinen Ausdrücken seine baldige Befreyung. Franz erfuhr jedoch sehr bald, daß ihn Carl getäuscht hatte. Sein Sieger, der ihn so lange vergebens nach seinem Besuche seufzen ließ, empfing, indem er ihn genauer wie jemals verwahrte, den Connetable von Bourbon, seinen ungetreuen Vasallen, mit den ausgedachtesten Beweisen von Achtung; auch wollte er auf die Wiedergabe des Herzogthums Burgund, die er zur vorläufigen Bedingung seiner Befreyung machte, durchaus nicht Verzicht leisten. im Sept.

5. Franz, der alle übrige Bedingungen einzugehen, der für seine Freyheit noch überdies eine große Geldsumme versprach, der wollte in die Veräußerung einer Provinz seines Königreichs durchaus nicht willigen, der faßte aus Verzweiflung plötzlich den Entschluß, die französische Krone, mit allen ihren Rechten und Vorzügen, dem Dauphin abzutreten, der wollte seine Tage lieber in der Gefangenschaft endigen, als die Freyheit unter Bedingungen, die eines Königs unwürdig wären, erkaufen. Sein Entschluß, den er wirklich auszuführen anfing, machte Carln unruhig, erregte in ihm die Besorgniß, alle Vortheile, die er von seines Gegners Gefangenschaft sich versprochen hatte, zu verlieren. Franzens Ungeduld in seinem Verhaft nahm indessen täglich zu; da er nun die gewisse Nachricht von einem in Italien wider seinen Nebenbuhler errichteten Bündniß erhielt, da ihn dies mit der Hoffnung beseelte, in Freyheit gesetzt alles wieder gut machen zu können, so bewies er sich gleichfalls nachgebender. So näherten sich seine und Carls Gesinnungen endlich immer mehr, und so erhielt der berühmte Madrider Vertrag seine Vollendung. Carl bewilligte, daß ihm Franz das Herzogthum Burgund nicht eher abtreten sollte, als bis er sich in Freyheit befände. Zur Versicherung dieses und der übrigen Bedingungen, versprach Franz, in ebendemselben Augenblick, da er würde losgelassen werden, den Dauphin oder den Herzog von Orleans, oder an des letztern Stelle zwölf Personen vom höchsten Adel, die Carl selbst ernennen sollte, ihm als Madrider Vertrag. 1526 im Jan.

p) Robertson, S. 313 – 316.

als Geißeln auszuliefern q). Dieſe und die übrigen Bedingungen des geſchloſſenen Vertrags waren aber zu unbillig, als daß die Erfüllung derſelben Franzen nicht ſehr ſchwer ankommen ſollte. Ja er hatte vielmehr in eben dem Augenblicke, da er ſich verbindlich machte, den heimlichen Entſchluß gefaßt, den abgedrungenen Vertrag ſo wenig als möglich zu halten. In dieſem Entſchluſſe wurde er von dem Bündniſſe geſtärkt, welches um dieſe Zeit in Italien ſich bildete. Der Pabſt, die Venetianer, und der Herzog von Mayland boten ſich ihm als Bundesverwandten an. Ihr Anerbieten war ihm um ſo angenehmer, da es die Abſicht hatte, den Kaiſer zu nöthigen, daß er ſeine Söhne für ein billiges Löſegeld in Freyheit ſetzen, daß er dem Herzog Sforza den ruhigen Beſitz des Herzogthums Mayland verſtatten möchte. Der König von England wurde zum Schutzherrn dieſes Bündniſſes erwählt, und man nennte es die heilige ligue. Clemens VII. ſprach, ſobald es geſchloſſen war, vermöge ſeiner päbſtlichen Machtvollkommenheit, den König Franz von dem Eide los, mit welchem er ſich zur Erfüllung des Madrider Vertrages verbindlich gemacht hatte. Franz wollte jedoch ſeinem Verfahren auch den Schein des Rechtes geben. Die Bevollmächtigten der Landſtände von Burgund, die er, in Gegenwart der Geſandten Carls, vor ſich ließ, mußten ihm demüthig vorſtellen, daß es ſeinem Krönungseide zuwider wäre, ihr Vaterland von der Krone zu veräußern, mußten erklären, daß ſie zu dieſer geſetzwidrigen Veränderung ſich nie verſtehen würden, und daß ſie lieber umkommen, als einer fremden Herrſchaft ſich unterwerfen wollten.

im May.

Fortſetzung des Krieges in Italien.

6. So ſah ſich alſo Carl auf einmal in ſeinen großen Erwartungen von Franzens Gefangenſchaft getäuſcht! Er ſchalt, ſo laut und ſo bitter er nur konnte, den König Franz einen treuloſen, einen ehrloſen Fürſten; er beſchuldigte den Pabſt des Undankes, er verwies ihm einen Ehrgeiz, der ſich zu ſeinem Character gar nicht ſchicke; er bedrohete ihn nicht allein mit aller der Strafe, womit ein Kaiſer heimſuchen kann, er zeigte ihm auch den Schrecken eines allgemeinen Conciliums. Zugleich bot er mit ganz ungewöhnlicher Anſtrengung alle ſeine Kräfte auf, neues Kriegsvolk und neues Geld nach Italien zu ſchicken. Carl hatte vielleicht von der Wirkſamkeit der heiligen ligue mehr befürchtet, als er wirklich erfuhr. Franz hätte den Herzog von Mayland und die Freyheit Italiens dem Kaiſer gern aufgeopfert, wenn nur ſeine Söhne wieder in Freyheit geweſen wären. Er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß ſchon bloß die Furcht vor dem mächtigen Bündniſſe Carln zu billigern Geſinnungen umſtimmen würde. Er unterließ es daher, ſeine Bundesverwandten mit einer anſehnlichen Kriegsmacht zu unterſtützen, und dieſe rückten zwar mit einem beträchtlichen Heere gegen das Mayländiſche an; allein der Oberbefehlshaber deſſelben, der Herzog von Urbino, verſäumte die beſte Zeit. Bourbon konnte indeſſen Kriegsvolk und Geld herbeyſchaffen, konnte die Belagerung der Citadelle zu Mayland mit ſolchem Eifer betreiben, daß ſie zur Uebergabe gezwungen wurde, und er gelangte hierdurch zum Beſitze des ganzen Herzogthums Mayland, worüber ihm der Kaiſer die Belehnung verſprochen hatte. Franzens Bundesverwandten, und beſonders der Pabſt, ſahen nun die Unbeſonnenheit ihrer Unternehmung immer lebhafter ein. Clemens wurde ſogar durch eine ſonderbare Begebenheit genöthigt, von der ligue wieder abzugehen. Die Herren des Hauſes Colonna, die

im Jul.

q) Robertſon, S. 324 – 337.

die von jeher der kaiserlichen Partey ergeben waren, und deren Haupt damals der durch Clemens Pabstwahl gekränkte Cardinal Pompeo vorstellte, bemächtigten sich, im Sept.
im Einverständnisse mit dem kaiserlichen Minister, der Stadt Rom, und nöthigten den Pabst, in der Engelsburg seine Zuflucht zu suchen. Da es ihm hier an allem fehlte, was zu seiner Vertheidigung und zu seinem Unterhalte nöthig war, so mußte er sich die Bedingungen, die ihm der kaiserliche Minister vorschrieb, gefallen lassen, so mußte er sich hauptsächlich verbindlich machen, alle in seinem Solde stehende Truppen von dem Heere der Bundesverwandten abzurufen. Während der Zeit, daß nun Carls Feinde in Italien einen so beträchtlichen Verlust an Mannschaft erlitten, erhielt seine eigne Kriegsmacht in diesem Lande zwey sehr ansehnliche Verstärkungen; eine aus Spanien, die sich auf sechstausend Mann belief, und die andre aus Deutschland, die der berühmte Frundsberg bis zu viertausend angeworben hatte. Da er die liebe der Kriegsleute in hohem Grade besaß, und da sich viele Deutschen mit Vergnügen anwerben ließen, um den Bedrückungen ihrer Obern sowol in bürgerlichen als in Religionssachen auszuweichen, so kostete ihm das Handgeld, einen Mann in den andern gerechnet, nicht mehr als eine Krone. Hierzu gab noch der Erzherzog Ferdinand zweytausend Reiter, die er in den östreichischen Erbländen zusammengebracht hatte. An Mannschaft fehlte es also dem Kaiser nicht mehr, aber wol an Geld, sie zu bezahlen. Sowol Deutsche als Spanier murrten jetzt immer lauter. In dieser Verlegenheit mußte Bourbon zu gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Er zwang den vornehmsten Bürgern von Mayland theils durch Drohungen, theils durch Foltern beträchtliche Summen ab; er beraubte die Kirchen ihres kostbaren Geräthes und ihres Schmuckes, und das auf diese Art zusammengebrachte Geld war zur Befriedigung seiner Soldaten doch noch lange nicht hinlänglich. Sanfte Vorstellungen aber thaten, was seine Kriegscasse nicht thun konnte. Lange konnten sie jedoch unmöglich Wirkung thun. Man mußte also das Heer entweder abdanken, oder es so bald als möglich in des Feindes Land marschiren lassen. Freylich lag das Gebiet der Venetianer am nächsten; aber diese hatten mit gewöhnlicher Klugheit und Vorsicht solche Anstalten gemacht, die sie gegen alle Anfälle sicherten. In den Kirchenstaat, oder in das Florentinische einzudringen, war also das einzige, was noch übrig blieb. Nun hatte erst kürzlich der Pabst eine Rolle gespielt, die die schärfste Rache des Kaisers verdiente. Anstatt den Colonnen die versprochene Verzeihung angedeihen zu lassen, behandelte er dieselben mit der gewaltsamsten Ungerechtigkeit; sodann wagte er es, von der französischen Flotte unterstützt, im Königreiche Neapel Eroberungen zu machen. Ihn dafür zu züchtigen, rückte nun Bourbon mit fünfundzwanzigtausend Mann, die alle auf Beute rechneten, 1527
mitten im Winter, aus, um ihnen Gelegenheit dazu zu verschaffen. Er glaubte im Jan.
sie in Piacenza oder Bologna zu finden; aber die Wachsamkeit der feindlichen Generale vereitelte seine Hoffnung, und zu Belagerungen fehlte es ihm an Kanonen, an Pulver und an Geld. Schon war er zwey Monat zu Felde gewesen; sein Kriegsvolk hatte alles ausgestanden, was ein Heer, beym Mangel aller nothwendigen Bedürfnisse, im feindlichen Lande, auf einem langen Zuge, und bey ungewöhnlicher Winterkälte nur ausstehen kann; es sah die prächtigen Versprechungen, die seinen Muth bisher noch gestärkt hatten, vereitelt; es sah alle Hoffnung verschwunden.

Seine Geduld war jetzt völlig erschöpft, und es erregte einen Aufstand, den nur Bourbons kluges Verhalten zu dämpfen vermochte. Indessen war der Pabst unvorsichtig genug, mit Iannon, dem Statthalter des Königreichs Neapel, der auf seinen Angriff gar nicht vorbereitet war, einen Vergleich zu schließen. Er beraubte sich dadurch aller Hoffnung, von seinen Bundesgenossen ferner Beystand zu erhalten, und da er sich darauf verließ, daß Iannon nach Rom kommen, und seinem Versprechen gemäß, Bourbons fernere Annäherung gegen die Stadt oder gegen Florenz verhindern würde, so dankte er seine Truppen ganz ruhig ab, so behielt er weiter keine Mannschaft als seine Leibwache.

Die Kaiserlichen erstürmen Rom.

7. Iannon hätte nun zwar sein dem Pabst gegebenes Versprechen gern erfüllt; allein Bourbon, der seinen Leuten keinen Rückzug ankündigen wollte, der sich ein Vergnügen daraus machte, einem Mann, der ihm nichts zu befehlen hatte, und den er haßte, etwas Unangenehmes zu erweisen, der achtete auf die Nachricht, die er ihm von dem geschlossenen Waffenstillstand ertheilte, so wenig, daß er die Gegenden des Kirchenstaates noch ferner verheerte, daß er noch ferner gegen Florenz heranrückte. Es half nichts, daß Iannon selbst nach Bourbons Lager sich begab; er durfte sich, der aufrührerischen Soldaten wegen, demselben nicht einmal nähern. Ja Bourbon rückte, ihm zum Possen, gerade nach Rom. Clemens that, was er in der Bestürzung nur thun konnte; er versammlete von seinen abgedankten Soldaten so viele, als noch in der Stadt waren; er bewaffnete nicht nur die römischen Künstler und Handwerker, sondern auch die Lakeyen und Schleppenträger der Cardinäle; er ließ die Mauern ausbessern, und sogar neue Festungswerke anlegen; er that Bourbon und alle seine Mannschaft in den Bann; er brandmarkte endlich die Deutschen mit dem Namen von Lutheranern, und die Spanier mit der Benennung von Mohren. Doch Bourbon erschien, vielleicht noch geschwinder, als Clemens befürchtete, vor den Mauern vor Rom, und schon am andern Morgen rückte er zum Sturm heran. Seine Kriegsleute durfte er nicht erst lange aufmuntern; die reizende Hoffnung zu einer großen und reichen Beute munterte sie schon genug auf. Deutsche, Spanier und Italiener stürmten in drey verschiedenen Haufen, mit dem lebhaftesten Ungestüm; aber die Schweizer von der Garde des Pabstes, und die alten Soldaten, die man wieder zusammengebracht hatte, fochten mit solchem Muthe, daß Bourbons Mannschaft, aller ihrer Tapferkeit ungeachtet, schon zurückwankte. Jetzt stürzte sich aber Bourbon vom Pferde, drang bis zu den ersten Gliedern vor, riß einem Soldaten eine Sturmleiter aus den Händen, setzte sie an die Mauer, und stieg hinan, mit Hand und Stimme seinen leuten Muth einsprechend. Aber in eben dem Augenblicke traf den edlen Mann eine Musketenkugel so gefährlich in den Unterleib, daß er das Tödtliche der Wunde sogleich fühlte; dennoch hatte er noch so viel Gegenwart des Geistes, daß er die Umstehenden bat, seinen Körper mit einem Mantel zu bedecken, damit sein Tod seine leute nicht muthlos machen möchte, und kurz nachher verschied er. Sein Tod belebte die Soldaten zu neuer Tapferkeit. Der Name Bourbon erscholl von Glied zu Glied, und von tausenden von Stimmen ertönten die Worte: Blut und Rache. Dem überschwemmenden Strom der Stürmenden vermochte nun nichts mehr zu widerstehen. Clemens, der während dem Gefechte, vor dem Altare der Peterskirche auf den

am 5. May.

Knieen

Knieen lag, um den Beystand des Himmels zu erflehen, sperrte sich, als er die Flucht seiner Kriegsleute erfuhr, mit dreyzehn Cardinälen, den auswärtigen Gesandten, und einer Menge Standespersonen in die Engelsburg ein. Die Eroberer hielten sich nun für die ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten durch alle Arten roher Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten schadlos. Die Beute blos an baarem Gelde belief sich auf eine Million Ducaten, und das auf andre Art erpreßte stieg noch weit höher. Der Herzog von Urbino hatte Mannschaft genug, den Pabst aus der gegenwärtigen Gefahr zu befreyen; sein Haß gegen das Haus Medici ging jedoch so weit, daß er, da er durch sein Vorrücken dem in der Engelsburg eingesperrten Pabst den reizenden Anblick seines Heeres gezeigt hatte, sich wieder zurückzog, und den heiligen Vater seinem Schicksal überließ. Da nun der Mangel an Lebensmitteln in der Engelsburg schon so weit gekommen war, daß Clemens selbst sich mit Eselsfleisch begnügen mußte, so blieb ihm kein andres Rettungsmittel übrig, als alle Bedingungen, die ihm die Ueberwinder vorzuschreiben für gut fanden, einzugehen. Er mußte sich verbindlich machen, dem Heere viermal hunderttausend Ducaten zu bezahlen, und dem Kaiser alle feste Oerter im Kirchenstaate zu überlassen; er mußte, ungeachtet er Geißeln stellte, noch selbst so lange ein Gefangner bleiben, bis die vornehmsten Artikel erfüllt waren. Carl spielte bey der Nachricht von dieser für ihn eben so unerwarteten, als angenehmen Begebenheit abermals den Heuchler; er erklärte, Rom sey ohne seinen Befehl gestürmt worden; er betheuerte gegen alle mit ihm verbundene Fürsten, daß er von Bourbons Absichten nichts gewußt habe; er legte nebst seinem Hofstaate Trauer an; er gebot alle Freudenbezeigungen über die Geburt seines Sohnes Philipp einzustellen; ja er ließ sogar durch ganz Spanien Gebete und Processionen für die Befreyung des Pabstes anstellen, die er ihm durch einen Befehl an seine Feldherren den Augenblick hätte geben können r). am 6. Jun.

8. Carl V. hatte jedoch von seiner Heucheley wenig Vortheil. Das grausame Verfahren gegen den Pabst erfüllte ganz Europa mit Erstaunen und Abscheu. Daß der Kaiser, der Schutzherr der Kirche, die geheiligte Person des Statthalters Christi so unehrerbietig behandeln ließ, das schien ein Frevel, der die äußerste Rache jedes rechtschaffenen Sohnes der Kirche verdiente. Franz und Heinrich, schon vor Roms Eroberung mit einander verbunden, faßten nunmehr den Anschlag, den Pabst aus den Händen des Kaisers zu retten. Zur Beförderung desselben diente die Lage, in der sich das kaiserliche Heer in Italien befand. Seine Feldherren hatten nun auch alle Truppen aus dem Königreich Neapel nach Rom gezogen. Aber das dadurch erwachsene ansehnliche Heer, das furchtbarste, das er jemals ins Feld stellte, hatte seit Bourbons Tod keinen Oberanführer, der ihm gehörig vorstehen konnte. Der Prinz von Oranien stellte ihn nur dem Namen nach vor. So verstrich die Zeit, sich der Stadt Bologna und der übrigen Oerter im Kirchenstaate zu bemächtigen. Die Franzosen rückten indessen wieder nach Italien. Da nun Carl zur Bezahlung seines italienischen Heeres kein Geld aufbringen konnte, so ergriff er endlich das Mittel, dem Pabst, unter dem Namen eines Lösegeldes, eine Summe abzupressen, die zur Befriedigung seines Kriegsvolkes hinreichen möchte. Clemens mußte also für Carls Kriegsheer hunderttausend Kronen in baarem Gelde bezahlen, Der Krieg endigt sich für Carln vortheilhaft.

r) Robertson, — S. 379.

und mußte überdies versprechen, daß er eine eben so große Summe nach vierzehn Tagen, und hundert und funfzigtausend nach drey Monaten erlegen wollte. Er bewilligte auch Carln die Einfordrung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Spanien, und die Sicherheit seines Versprechens verbürgten nicht nur Geißeln, sondern auch einige Oerter. Nachdem er nun die erste Hälfte der versprochenen Summe durch den Verkauf geistlicher Würden und Pfründen, und durch andre eben so uncanonische Mittel aufgebracht hatte, so ward der Tag seiner Befreyung wirklich festgesetzt; sein Argwohn und sein Mißtrauen war jedoch nun so hoch gestiegen, daß er, besorgt, die Kaiserlichen möchten seine Loslassung abermals zurückhalten, die
am 3. Dec. Nacht vorher als Kaufmann gekleidet nach Orviedo entwischte. Während der Verhandlungen, die zwischen Carln und dem Pabst gepflogen wurden, hatte der Kaiser, wegen der vereinigten Macht von Frankreich und England besorgt, von seinen unbiegsamen Gesinnungen in Ansehung des Madrider Vertrages etwas nachgelassen. Er erbot sich die zwey Millionen Kronen, die ihm Franz statt des Herzogthums Burgund auszahlen wollte, anzunehmen, und seine Söhne loszugeben; doch mit der Bedingung, daß er nicht nur seine Armee aus Italien abrufen, sondern auch alle in diesem Lande gemachte Eroberungen wieder abtreten sollte. Was den Sforza betraf, so drang er darauf, daß dessen Schicksal durch besondre Richter müßte entschieden werden. Aber Franz, den sein Bündniß mit Heinrichen VIII. und Lautrecs Glück in Italien stolz machte, stellte sich, als wenn er aus Mitleiden gegen Sforza nicht eher ruhen könnte, als bis demselben der Besitz seines ganzen Landes ohne alle Bedingungen wieder eingeräumt worden wäre; auch verlangte er die Befreyung seiner Söhne noch vor dem Abzuge seiner Armee aus Italien, noch vor der Einräumung der daselbst gemachten Eroberungen. Carl wurde darüber so aufgebracht,
1528 daß er erklärte, er werde von den vorgeschlagenen Bedingungen nicht das geringste
im Jan. nachlassen. Gleich den Tag hernach kündigten ihm zwey Herolde, die sich bereits im Gefolge des französischen und englischen Gesandten befunden hatten, den Krieg an. Dem französischen Herold trug er auf, seinem König zu sagen, daß er ihn von jetzt an für einen verachtungswürdigen, meineidigen Uebertreter öffentlich beschworner Verträge, daß er ihn für einen Menschen halte, welcher von der einem Edelmanne zukommenden Ehrliebe und Rechtschaffenheit, gar keine Begriffe habe. Eine solche Beschuldigung kränkte den stolzen Franz so empfindlich, daß er den Herold sogleich mit einem Cartel zurückschickte, das den Kaiser nicht nur förmlich lügen strafte, sondern ihn auch zu einem Zweykampf herausforderte. Carl, der seinem Nebenbuhler an Stolz und Herzhaftigkeit nichts nachgab, nahm die Ausfordrung an; man stritt sich aber über die Einrichtung der feierlichen Umstände dieses Zweykampfes so hitzig und so pöbelhaft, daß er darüber endlich gar unterblieb. Carls Aufmerksamkeit lenkte sich nunmehr auf die Fortschritte, welche die Franzosen in Italien machten. Lautrec rückte mit seinem auf fünfundbreyßigtausend Mann angewachsenen Heere immer näher gegen Neapel heran. Das Schrecken seiner Annäherung und die Vorstellungen des Prinzen von Oranien bewogen endlich das kaiserliche Kriegsvolk, die Stadt Rom, nach einem Besitze von zehn Monaten, wie
im Febr. der zu verlassen. Aber von diesem Heere, das so zahlreich und blühend in die Stadt
eindrang, war jetzt kaum noch die Hälfte übrig; die übrigen hatten theils die Pest,

theils

Digitized by Google

theils die Folgen ihrer Unmäßigkeit und Schwelgerey dem Grabe überliefert. Lautrec strengte alle seine Kräfte an, um den kleinen Ueberrest auf dem Rückzuge nach dem Neapolitanischen anzugreifen. Gelang ihm dieses, so war vielleicht der Krieg mit einem Schlage geendigt; aber die Klugheit der kaiserlichen Feldherren vereitelte seine Anschläge, und sie brachten ihr Kriegsvolk glücklich nach Neapel. Hier schloß sie Lautrec ein; aber weder Pabst noch Venetianer unterstützten ihn; sein eigner König ließ es ihm wieder an Gelde fehlen; Andreas Doria, der sein Vaterland Genua vom französischen Joche befreyte, versorgte das eingeschlossene Neapel zur See her mit Ueberfluß; der Prinz von Oranien, der Oberanführer der Kaiserlichen in Neapel, beunruhigte die Franzosen, die ihn einschlossen, durch öftre Ausfälle; nun wütheten unter den Franzosen noch die in den heißen Sommermonaten unter diesem heißen Himmelsstrich gewöhnlichen Krankheiten; nun wüthete im französischen Lager noch die Pest, welche die Gefangnen von der kaiserlichen Armee dahin brachten, und von dem ganzen großen Heere blieben nicht mehr als viertausend Mann dienstfähiges Kriegsvolk übrig. Selbst Lautrec opferte hier sein Leben auf; der muthlose Ueberrest seines Heeres zog sich nach Aversa, wo er gleich darauf dem Prinzen von Oranien in die Hände fiel. Dieser verstattete den französischen Kriegern, nachdem sie Fahne und Waffen gestreckt, und ihr Gepäcke zurückgelassen hatten, dem Vaterlande wieder zuzuwandern. Ein ähnliches Schicksal hatte das französische Heer, welches in das Mayländische eindringen wollte. im Aug.

9. Franz hatte nun Ursachen genug, das Ende dieses für ihn so wenig vortheilhaften Krieges zu wünschen; aber auch Carl sehnte sich nach demselben, ungeachtet das Kriegsglück ihn seit einiger Zeit begünstigt hatte. Soliman, der schon Ungern überschwemmt hatte, bedrohete die östreichischen Erblande mit einem fürchterlichen Einfalle; der Fortgang der Reformation veranlaßte in Deutschland Auftritte, die seiner Hoheit gefährlich schienen; Carls Casse, die bis aufs äußerste erschöpft war, wollten seine Spanier nicht wieder füllen. Zuerst söhnte er sich mit dem Pabst wieder aus, dem er die Beleidigung seiner heiligen Würde angelegentlich zu vergüten suchte. Er überließ es ihm sogar, das Schicksal des Sforza und des Herzogthums Mayland zu entscheiden. Dagegen belehnte ihn Clemens mit Neapel; dagegen erlaubte er Carln und seinem Bruder Ferdinand, den vierten Pfennig von allen geistlichen Einkünften in ihren Ländern zu heben. Der Vergleich zwischen Carln und Franzen, an dem des Kaisers Tante, Margarethe von Oestreich, und Franzens Mutter, Luise, zu Cambray arbeiteten, kam nun gleichfalls bald zu Stande. Der Kaiser behielt alle seine Rechte und Ansprüche auf Burgund vor; Franz wiederholte sein Versprechen wegen des Lösegeldes von zwey Millionen; dabey machte er sich verbindlich, noch vor der Loslassung seiner Söhne, alle mayländische Städte, die er noch im Besitze hatte, herauszugeben, der Souverainität über Flandern und Artois zu entsagen, alle seine Ansprüche auf italienische Länder aufzugeben, und die mit des Kaisers Schwester geschlossene Heirath sogleich zu vollziehen. So viel opferte Franz dem ungeduldigen Verlangen auf, seine Söhne befreyt zu sehen! 1529] Friede zu Cambray. im Aug.

10. Carl begab sich nun aus Spanien, wo er sich acht Jahre aufgehalten hatte, nach Italien, wo er mit aller Pracht und Hoheit eines Ueberwinders erschien. Von allen Fürsten und Freystaaten dieses Landes fanden sich an seinem Hofe Carl V. in Italien.

Gesandten ein, die Entscheidung ihres Schicksals zu vernehmen. In Genua, wo er zuerst ans Land stieg, ward er mit dem frohen Zuruf aufgenommen, den er als
im Nov. Beschützer der Freyheit erwarten konnte. Zu Bologna ereignete sich seine Zusammenkunft mit dem Pabst. Bey seinem Einzuge in die Stadt verband er, mit der Pracht und Majestät eines Kaisers alle Demuth eines gehorsamen Sohnes der Kirche. An der Spitze von zwanzigtausend alten und erfahrnen Kriegern kniete er nieder, eben dem Pabst die Füße zu küssen, den er kurz vorher im Gefängnisse schmachten ließ. Wie erstaunten hierüber nicht die Italiener, die sich ihn als einen barbarischen Monarchen der Gothen und Hunnen gedacht hatten! Noch mehr aber erstaunten sie, als er (freylich aus politischen Absichten, um sich nicht in weitläuftigere Händel zu verwickeln) die Angelegenheiten der italienischen Staaten, die jetzt nur allein von ihm abhingen, mit einer weit größern Mäßigung und Billigkeit entschied, als sie jemals von ihm erwartet hatten. Dem Herzog Sforza verzieh er nicht nur völlig; er gab ihm auch die Belehnung über das Herzogthum Mayland, er verheirathete ihm seine Nichte, die Tochter des Königs von Dänemark. Dem Herzog von Ferrara verstattete er den fernern Besitz aller seiner Länder, und die zwischen demselben und dem Pabste streitigen Puncte entschied er mit einer Parteylichkeit, die dem letztern nicht sehr angenehm seyn konnte. Mit den Venetianern verglich er sich auf die billige Bedingung, daß sie alles sowol im Neapolitanischen als im Kirchenstaate eroberte wieder herausgeben sollten. Bey aller der bey dieser Gelegenheit bewiesenen Mäßigung und Billigkeit vergaß er jedoch auch seinen eignen Vortheil nicht ganz. Die italienischen Staaten, gegen die er dieselben bewies, mußten ihm als eine Erkenntlichkeit für so viele Gnadenbezeigungen beträchtliche Geldsummen bezahlen. Sie thaten es mit Vergnügen. Desto weniger hatten die Flo-
1530 rentiner Ursache, mit Carln V. zufrieden zu seyn. Er nöthigte sie durch Belagerung ihrer Hauptstadt, die Herrschaft der Mediceer von neuem anzuerkennen [4]).

Elfter Abschnitt.

Reformationsgeschichte bis zum Bauernkrieg.

1.

Verhandlungen des Reichsregiments. 1522

Carls V. Mäßigung, die er in Ansehung der italienischen Angelegenheiten bewies, rührte hauptsächlich von dem Verlangen her, das Ruder der deutschen Regierung stärker an sich zu ziehen. Bisher hatte er es dem Reichsregiment und seinem Bruder Ferdinand größtentheils überlassen müssen. Jenes bewies zu Nürnberg große Geschäftigkeit. Besonders publicirte es eine die bessere Handhabung des Landfriedens betreffende Verordnung, die noch jetzt den Grund der Reichsexecutionsverfassung ausmacht. Es hielt es auch, wegen des abermals erfolgten Einbruches der Türken in Ungern, für nöthig, eine Reichsversammlung nach Nürnberg auszuschreiben.
im April. Ein großer Theil der zu derselben bestimmten Zeit verstrich unter lauter Rangstreitigkeiten. In Rücksicht auf die Gefahr von den Türken wurde von den Reichsständen

4) Robertson, — S. 422.

den eine Türkensteuer bewilligt, zu der nicht allein alle Reichsstände, sondern auch alle Stiftspersonen, und sogar die Bettelorden, imgleichen Kaufleute, Handwerksleute, Bauern und Juden, alle nach ihrem Vermögen, das Ihrige beytragen sollten. Des Kaisers Bevollmächtigte bewilligten auch, im Namen ihres Herrn, die demselben zum Römerzuge bestimmten vierundzwanzigtausend Mann, entweder ganz oder zum Theil wider die Türken zu brauchen. Zu Wien wollte man einen Reichskriegsrath aus Fürsten und Ständen des Reiches anordnen. Dieser sollte an das Regiment zu Nürnberg täglich Bericht erstatten, und von demselben weitere Verhaltungsbefehle erwarten. Den zur Unterhaltung des bewilligten Kriegsvolkes nöthigen Geldbeytrag sollten Churfürsten, Fürsten und Stände, unverweilt und binnen Monatsfrist, an Bürgermeister und Rath der Städte Augsburg, Frankfurt und Nürnberg auszahlen, und diese sollten alsdenn das Geld nach Wien an den verordneten Hauptmann und Zahlmeister gegen Quitung durch Wechsel überschicken. Bald nach dem Ende dieses Reichstages fand sich auch der Erzherzog Ferdinand zu Nürnberg ein. Er leistete auf dem dasigen Rathhause die Pflicht eines Statthalters, und der Pfalzgraf Friedrich durfte sich jetzt nicht mehr Statthalter schlechtweg schreiben; er mußte, in Abwesenheit des Erzherzogs Ferdinand, hinzusetzen [1]). letztrer nennte sich auch den ersten Statthalter, und er suchte sich sichtbar immer größere Gewalt anzumaßen. Denn als, des schlechten Erfolges der Türkenanstalten wegen, am Ende dieses Jahres, schon wieder eine Reichsversammlung gehalten wurde, so thaten des Kaisers Gesandten unter andern den Antrag, daß der Statthalter, wenn er wegen Krankheit oder andrer Ursachen, dem Regiment nicht persönlich beywohnen könnte, das Recht haben sollte, mit Zuziehung des Regiments, einem andern Mitgliede desselben die Verwaltung seiner Stelle aufzutragen; doch sollte dies, Krankheit ausgenommen, nicht über einen Monat dauern. Der Churfürst von Sachsen ließ aber durch sein Mitglied des Regimentsraths, den Herrn von Planitz, die Vorstellung thun, daß er der Meinung sey, daß sich diese Gewalt auf den Pfalzgrafen, und nicht auf den Erzherzog beziehe, weil letztrer, binnen der bestimmten Monatsfrist, nicht wohl nach Oestreich reisen, daselbst seine Geschäffte verrichten, und noch vor Ablauf der gesetzten Frist wieder nach Nürnberg zurückkommen könne. Auch ein andrer kaiserlicher Vorschlag mißfiel dem Churfürsten; es sollten nemlich anstatt der vierzehn Regimentsräthe auch zehn die Angelegenheiten auszumachen und zu vollziehen das Recht haben. Es könnten, wendete er dagegen ein, unter den zehn Regimentsgliedern einige seyn, denen es an der nöthigen Geschicklichkeit und Einsicht fehlte, in großen und wichtigen Reichssachen einen Schluß zu fassen. Der Pfalzgraf selbst glaubte sich, wie es scheint, beleidigt, weil er sein Statthalteramt niederzulegen Willens war; der Erzherzog Ferdinand bewog ihn aber, dasselbe ferner beyzubehalten, indem er eingestand, daß die Ausübung des Substitutionsrechtes sich besser für den Pfalzgrafen, als für ihn schickte, weil er sich überhaupt nicht lange bey dem Regimente würde aufhalten können. Den Pfalzgrafen Friedrich verdroß auch der Punct, daß der Kaiser das Schreiben, wodurch er die beiden Statthalter zur Haltung des Reichstages bevollmächtigte, hauptsächlich auf den Erzherzog, und nur in dessen Abwesenheit auf ihn ausstellte. Er machte daher

im May.

im Dec.

1) Häberlin, X, 489 — 499.

Digitized by Google

daher mit Ferdinand aus, daß er, ſo oft ein Reichstag gehalten, ſich entfernen wollte. Die Berathſchlagungen des damaligen Reichstages, der ſehr zahlreich beſucht wurde, hatten übrigens abermals die Türkenhülfe, und ſodenn die Koſten, welche die Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile und die Handhabung des
1523 im Febr. landfriedens erforderten, zum Gegenſtande. Man handelte auch von Beſoldungsverbeſſerungen des Statthalters Friedrich und des Kammerrichters; dieſe und andre Verhandlungen blieben aber wie gewöhnlich ohne Wirkung u).

Luther auf der Wartburg. 2. Eine auf dieſem Reichstage vorkommende Angelegenheit, welche für die meiſten ein vorzügliches Intereſſe hatte, war unſtreitig der ſchnelle Fortgang der lutherſchen Reformation. Das zu Worms bekanntgemachte fürchterliche Edict vermochte ihn, wie man leicht vorausſehen konnte, gar nicht zu hemmen. Die Verachtung des päbſtlichen Anſehns, der ſchwärmeriſche und eben deswegen deſto leichter anſteckende Haß gegen den päbſtlichen Hof breiteten ſich jetzt immer allgemeiner aus. Es war ſchon ſeit einiger Zeit politiſcher Grundſatz der meiſten Reichsſtände, eine Gelegenheit, wo des Pabſtes Einfluß in die deutſchen Angelegenheiten geſchwächt werden könnte, nicht leicht unbenutzt vorbeyzulaſſen. Der Kaiſer ſelbſt hatte, mit Frankreich in Krieg verwickelt, weder Macht noch Zeit, und vielleicht auch keine Luſt, auf die Vollziehung des Wormſer Edicts mit gehörigem Nachdruck zu dringen, und endlich war die Parten, die ſo gewaltſam unterdrückt werden ſollte, an manchen Orten ſchon ſtark genug, ſich zu vertheidigen. Höchſtens ließen ſich in den Ländern des Herzogs Georg von Sachſen und des Churfürſten von Brandenburg, die gegen Luthern und ſeine Beſchützer einen perſönlichen Haß hegten, einige wirklich nachtheilige Folgen für ſie befürchten. Dies bewog vielleicht den Churfürſten von Sachſen, Luthern wenigſtens ſo lange in Sicherheit zu bringen, bis ſich die Heftigkeit des erſten Sturmes gelegt haben würde. Er ſelbſt würde ihm entgegen gegangen ſeyn, denn er fing ſchon an, ſich Vorwürfe darüber zu machen, daß er ſich zu Worms nicht männlich genug betragen habe x). Als ihm daher der Churfürſt ſeinen Anſchlag noch am Abend vor ſeiner Abreiſe entdeckte, ſo koſtete es ihm wirklich Mühe, in denſelben einzuwilligen. Die Ausführung dieſes Anſchlages erfolgte aber auf die Art, daß ihn zwey Beamten des Churfürſten bey Eiſenach anhielten, und auf das Schloß Wartburg brachten y). Hier konnte er um ſo leichter verborgen bleiben, da das Geheimniß ſeines Aufenthaltes nur wenig Perſonen anvertrauet war, und da ſich ſogleich nach ſeiner Aufhebung das Gerücht verbreitet hatte, daß er in die Hände ſeiner Feinde gerathen ſey. Doch eine Menge Schriften, die Luther, in der ruhigen Muße ſeines einſamen Aufenthalts ausgearbeitet, in die Welt fliegen ließ, machten die Fortdauer ſeines Daſeyns bald bekandt. Luther züchtigte jetzt manchen Gegner, der zu frühzeitig frohlockte.

Unruhige Neuerungen zu Wittenberg. 3. Doch zu eben der Zeit, da das kaiſerliche Verdammungsedict ſollte vollzogen werden, da man den Urheber der Religionsneuerungen für todt hielt, beſchäfftigte man ſich im ganzen Ernſte damit, auch die Feierlichkeiten beym öffentlichen Gottesdienſte nach luthers Grundſätzen zu verändern. In der Mitte Sachſens, ſelbſt in der Mitte Wittenbergs, und an andern Orten, wo luthers Lehre den allgemeinſten

u) Häberlin, S. 512. u. f. f.
x) Plank, B. II, S. 3.
y) Geſch. Thüringens, IV, 281.

Digitized by Google

meinsten Beyfall fand, sahe man bisher noch eben die Cäremonien, eben die Einrichtung des äußern Gottesdienstes, der Messe, der Klöster, der Stifter, der heiligen Brüderschaften, der Wallfahrten, wie man sie von jeher gesehen hatte. Nur der öffentliche Vortrag einiger Prediger gab die Veränderungen zu erkennen, die in der allgemeinen Denkart vorgegangen waren; aber eben diese Prediger, die von ihrer Kanzel herab so oft mit schwärmerischer Beredtsamkeit über Mißbräuche und Irrthümer klagten, schienen an Veränderungen, die von ihnen abhingen, gar nicht zu denken. Das Volk blieb, indem es den neuen ungewohnten Vortrag mit Gefallen anhörte, den alten Gebräuchen ruhig treu, unbekümmert, ob sie sich auch zu seinen neuen Meinungen paßten. Selbst Luther und die übrigen Häupter der Parthey schienen einige Zeit hindurch gar nicht darauf zu achten, oder achteten vielleicht mit Vorsatz nicht darauf, um den Gemüthern zur Vorbereitung erstlich gehörige Zeit zu lassen. Die ersten, die auch im äußerlichen Gottesdienste Veränderungen vornahmen, waren die Augustinermönche in Wittenberg, die aus sehr begreiflichen Gründen die Meinungen ihres ehemaligen Klosterbruders eher, als andre, annehmlich finden mußten. Von ihnen aufgemuntert, verließen einige von ihnen das Kloster und schweiften im Lande umher; die zurückbleibenden bestanden darauf, daß in einigen Stücken der Ordensregel und des äußern Gottesdienstes eine Aendrung gemacht werden müsse. Vorzüglich drangen sie auf die Abschaffung der Privat- und Seelmessen, und auf die Austheilung des Abendmahls unter beiderley Gestalt. Dies verursachte in Wittenberg kein geringes Aufsehen. Es gab noch immer Bürger und Studierende, welche ihr Verfahren misbilligten, und es wenigstens für unklug hielten. Zum Unglücke waren aber die Mönche unter einander selbst nicht einstimmig. Einige von ihnen widersetzten sich allen Neuerungen hartnäckig, und diese, wenn gleich die wenigsten, hatten den Prior des Klosters, Conrad Held, an ihrer Spitze. Dieser wendete sich mit seinen Klagen an den Churfürsten. Friedrich, dem diese Klage äußerst unwillkommen war, verwies den Prior so lange zur Geduld, bis das Gutachten des Provincials würde eingelaufen seyn. Da aber ein großer Theil der Mönche das Kloster schon wirklich verließ, da sich von den Bürgern und von den Studierenden immer mehrere in die Sache mischten, da sah sich der Churfürst genöthigt, ernsthaftere Anstalten zu treffen. Er übertrug daher die Untersuchung und die Beylegung dieses Handels einigen Professoren und einigen Mitgliedern des Capitels. Unter ihnen befanden sich Justus Jonas, Carlstadt, Schurf, Amsdorf und Melanchthon; lauter Manner, die ihr Ansehen bey der Universität und ihre billige Denkart zu diesem Auftrage berechtigte; aber auch Männer, deren Uebereinstimmung mit Luthers Grundsätzen bekandt war. Diese schlossen den Bericht, den sie dem Churfürsten von ihrer Untersuchung abstatteten, mit dem Wunsche, daß er den Misbrauch der Messe in allen seinen Ländern abstellen, daß er weltliche Schande und Ehre, daß er die Benennung eines Ketzers, oder den Namen eines Böhmen gar nicht achten möchte. Die Domherren stellten ihm dagegen die Folgen dieser Neuerungen sehr ängstlich vor. Sie baten ihn zu überlegen, ob nicht auch die weltliche Macht bald gleiche Eingriffe in ihre Rechte befürchten müßte, wenn solche Neuerungen gegen Jahrhunderte alte kirchliche Verordnungen gestattet würden. Diese Vorstellungen machten auf den Churfürsten so viel

Eindruck, daß er ſeine Entſcheidung noch länger aufzuſchieben beſchloß, daß er den Theologen den Rath ertheilte, die Gemüther noch länger vorzubereiten, daß er durch den Profeſſor und Bürgermeiſter Bayer eine neue Unterſuchung vornehmen ließ. Hauptſächlich wünſchte er zu wiſſen, was die Klöſter, wenn die Meſſen, für die ſie meiſtens geſtiftet worden waren, aufhörten, für ein Schickſal haben ſollten. Seine Theologen wollten ſich aber auf die Beantwortung dieſer Frage für das erſte noch nicht einlaſſen.

Luther demüthigt den Churfürſten von Maynz.

4. Des Churfürſten behutſames Verfahren ſtimmte aber gar nicht mit der Unruhe und Ungeduld der ſtreitenden Partenen überein. Die dadurch veranlaßte Gährung erzeugte einen Sturm, den nur Friedrichs ganze Weisheit, den nur Luthers ganzer Muth zum wohlthätigen Rettungsmittel machen konnten. Luther hatte an allen dieſen Schritten und Bewegungen, die zu Wittenberg vorfielen, nur wenig oder gar keinen Antheil, weil die Nothwendigkeit, den Ort ſeines Aufenthaltes geheimzuhalten, die Gemeinſchaft und den Briefwechſel mit ſeinen Freunden in Wittenberg gar ſehr eingeſchränkt hatte. Die meiſten ſeiner Briefe liefen durch Spalatins Hände, und dieſer ließ ihn von den entſtandenen Unruhen vermuthlich nicht mehr wiſſen, als er ohne Bedenklichkeit erfahren durfte. Dieſe Vorſicht war deſto nothwendiger, da Luther, ärgerlich über die unrühmliche Verbergung vor ſeinen Feinden, die er verachtete, ungewohnt des unthätigen Lebens, das er auf der Wartburg zu führen gezwungen war, wie auch durch körperliche Leiden ungeduldiger und reizbarer gemacht, ſeine Lage höchſt traurig fand. da er ſchon mehr als Einen Verſuch gemacht hatte, ohne Anfrage bey dem Churfürſten, auf den Schauplatz zurückzukehren, den er für ſeine Ehre und für den Vortheil ſeiner Sache ſchon zu lange verlaſſen zu haben glaubte; ja er hatte es Spalatinen vorausgeſagt, daß er, ſobald ihn irgend ein Anlaß zur Rückkehr auf denſelben aufforderte ſich weder von ſeinem Herrn, noch von ihm würde zurückhalten laſſen. Einen Beweis dieſer Entſchließung gab er, als der unbeſonnene Churfürſt Albrecht von Maynz die von ihm zu Worms ſo thätig beförderte Verdammung Luthers und ſeiner Lehre ſogleich nach ſeiner Rückkunft von dem Reichstag dazu benutzte, den Ablaßhandel in ſeinen Ländern wieder in Gang zu bringen, als er deswegen zu Halle in Sachſen einen neuen Markt für ſeine Waare eröffnete. Alle Qualen eines Märtyrertodes hätten Luthern nicht ſo ſchmerzhaft ſeyn können, als die bloße Vorſtellung, daß das ganze Ablaßweſen wieder ſollte eingeführt werden. Durch die erſte Nachricht von dem Unternehmen des Erzbiſchofs entflammt, verfertigte er ſogleich eine deutſche Schrift von dem neuen Abgott in Halle, die er daſelbſt herausgeben wollte, und als ſie der churfürſtliche Hof, aller ſeiner Drohung ungeachtet, unterdrückte, wendete er ſich unmittelbar an den Erzbiſchof, und dr geächtete Mönch ſchrieb an den erſten Fürſten des deutſchen Reichs in eben dem Tone, in dem einſt Gregor VII. an widerſpenſtige Biſchöfe geſchrieben hatte. Es hätte (ſagte er ihm unter andern) nur bey ihm zu ſtanden, die Schuld von dem ganzen Ablaßweſen und von dem darüber erregten Sturm ganz auf ihn zurückzuſchieben; er habe aber ſeiner und des Hauſes Brandenburg geſchont, er habe, aus gutherzigem Mitleiden, ſeinem Unverſtand und ſeiner Unerfahrenheit die meiſte Schuld beygemeſſen. — E. C. G. (fährt er fort) denken nur nicht, daß der Luther todt ſey; er wird auf den Gott, der den Pabſt

1521 im Nov.

durch

durch ihn gedemüthigt hat, so frey und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Cardinal von Maynz anfangen, deß sich nicht viel versehen. — Und auf dieses in einem solchen Tone abgefaßte Schreiben bekam luther, als kaum vierzehn Tage verflossen waren, eine Antwort von dem Churfürsten, worin er versicherte, daß er seinen Brief in Gnaden, und zu allem Guten, aufgenommen habe, und daß er künftig mit Gottes Hülfe so handeln wolle, als es einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zustehe. — Vor einem so schwachen Mann und noch schwächern Feind brauchte sich luther freylich nicht sehr zu fürchten. Seine Aufmerksamkeit zogen jedoch nunmehr Händel, die ihn weit näher angingen, auf sich.

Ungestüme Reformation zu Wittenberg.

5. Alle Bemühungen Bayers und alle Befehle des Churfürsten vermochten weiter nichts, als daß die Augustinermönche keine weitere Neuerungen im Gottesdienste unternahmen; desto standhafter aber beharrten sie bey den schon gemachten Veränderungen, denen sie nun selbst ein gesetzmäßiges Ansehn gaben. Eine Synode der Augustiner aus Meißen und Thüringen, die sich zu Ende dieses Jahrs zu Wittenberg versammlet hatte, bestätigte nicht nur durch einen feierlichen Schluß die Abschaffung der verdingten Messen, sondern erklärte auch zugleich alle Gelübde und alle Ordensregeln, die wider das Evangelium stritten, für ungültig. Sie stellten es jedem frey, ob er das Kloster verlassen, oder in demselben bleiben wollte; doch schafften sie die Betteley gänzlich ab. Alles dieses war jedoch noch nichts in Vergleichung mit demjenigen, was Bodenstein oder Carlstadt, der Archidiaconus bey der Stiftskirche in Wittenberg, wagte. Dieser feurige, leicht reizbare und zur Schwärmerey geneigte Mann, nahm sich vor, alle päbstliche Misbräuche, welche die ursprüngliche Einfalt des öffentlichen Gottesdienstes noch entstellten, auf einmal abzuschaffen. Durch seine Predigten war es schon Volksglaube in Wittenberg geworden, daß alles, was Päbste verordnet und eingeführt hätten, ohne Unterschied, gottlos, unchristlich und abscheulich sey. Man sprach laut davon, daß ein zweyter Elias kommen müßte, die Altäre Belials zu zerstören, und Carlstadt fand, als er sich zur Uebernehmung dieser Rolle anbot, den lautesten Beyfall. Bürger und Studenten vereinigten sich nun zur Ausführung seines Entwurfes; auf einmal wurden alle noch beybehaltene Feierlichkeiten des päbstlichen Gottesdienstes abgeschafft; man hielt die öffentliche Messe deutsch, unterließ dabey die Emporhebung der Hostie, theilte das heilige Abendmahl jedem, der es verlangte, und wenn er auch nicht gebeichtet hatte, unter beiderley Gestalt aus, gab ihm die Hostie und den Kelch selbst in die Hände, warf die Bilder aus den Kirchen, zerstörte die Altäre, und gab der ganzen Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes eine neue der vorigen möglichst unähnliche Gestalt. Carlstadt und seine Anhänger verfuhren dabey mit einem so tobenden Ungestüm, sie störten selbst während den Weihnachtfeiertagen die öffentliche Andacht durch so unanständige Auftritte, daß nicht nur die Gegenparten, sondern ohne Unterschied alle gutgesinnte und nicht so schwärmerische Männer ihr Verfahren misbilligten. Indessen verhielten sich doch die angesehensten Glieder der Universität dabey so leidend, daß sie schon dadurch das Unternehmen hinlänglich begünstigten. Alle Klagen und alles Geschrey der noch päbstlichgesinnten, alle Vorstellungen der mäßigerdenkenden, und alle Befehle des Hofes vermochten die Neuerungen nicht ganz wieder abzuschaffen. Die vornehm-

Digitized by Google

1522 im Jan. ſten derſelben beſtätigte ſogar ein Vergleich, den D. Bayer zwiſchen beiden Partheyen zu Stande brachte.

Urſprung der Wiedertäufer. 6. Um eben dieſe Zeit fielen aber auch in einer andern ſächſiſchen Stadt, in Zwickau, ſolche lärmende Reformationsauftritte vor. Nicolaus Storch, Marcus Thomä, Marcus Stübner, Martin Cellarius, und Thomas Münzer, gaben ſich als die auserwählten Rüſtzeuge der Religionsverbeſſerung aus. Die beiden erſten waren eigentlich weiter nichts als Leute, die das Tuchmachergewerbe trieben; Stübner und Cellarius beſaßen einige gelehrte Kenntniſſe, aber Münzer war ſchon damals der unternehmende, ſchwärmeriſche Mann, wenn er auch damals noch nicht die Hauptrolle ſpielte. Er und ſeine Freunde fingen damit an, daß ſie ſich unter ihren Bekandten einen Anhang von Leuten ausſuchten, die ſich von ihrer Schwärmerey am leichteſten anſtecken ließen. Storch, gleichſam das Haupt der Geſellſchaft, wählte ſich, das Beyſpiel Chriſti nachahmend, aus dieſen Leuten zwölf Apoſtel, und zwey und ſiebzig Jünger. Ja er maßte ſich über dieſe beynahe das Anſehn Chriſti an, indem er ſich für einen göttlichen Geſandten ausgab, indem er die neuen Lehren, die er vortrug, und die Vollmacht zu ſeinen Unternehmungen von Gott ſelbſt durch unmittelbare Offenbarung empfangen zu haben ſich rühmte. Vielleicht würden dieſe Auftritte ſchon hier und in der benachbarten Gegend in ein münſteriſches Schauſpiel ſich vereinigt haben, wenn nicht ſowol die geiſtliche als die weltliche Obrigkeit des Ortes dem Anfange des Unfugs mit Nachdruck begegnet wäre. Hierdurch in ihren Unternehmungen gehindert, begaben ſich einige Anführer der neuen Secte nach Wittenberg, wo die Verwirrung, welche die Carlſtädtiſchen Unruhen daſelbſt veranlaßt hatten, ihrer Aufnahme beſonders günſtig waren. Sie ſtellten ſich den Theologen der Univerſität, von welchen ſie die Beſtätigung ihrer Lehrſätze verlangten, als unmittelbare Geſandten Gottes vor; dieſes ihres vermeinten außerordentlichen Berufes ungeachtet, ließen ſie ſich doch bey Gelegenheit auch auf Beweiſe ein, die ſelbſt Theologen nicht ſo leicht entkräften konnten. Durch ſolche Gründe rechtfertigten ſie beſonders ihre Verwerfung der Kindertaufe, die eine ihrer vornehmſten Lehren ausmachte, und ſelbſt Melanchthon wurde dadurch bewogen, ihre Unterdrückung, ohne weitere Unterſuchung, zu verhindern, und ſich ihrer am churfürſtlichen Hofe anzunehmen. Auch Luther, dem der Churfürſt durch Spalatinen von allem dem, was vorging, Nachricht geben ließ, war bey der ſtärkſten Ueberzeugung von dem Ungrunde ihrer neuen Lehren, und bey der faſt eben ſo ſtarken Vermuthung, daß ſie von vorſetzlichem Betrug nicht ganz rein ſeyn möchten, ſo wenig geneigt, gewaltſame Mittel gegen ſie ergreifen zu laſſen, daß er es vielmehr Spalatinen zur Pflicht machte, dafür zu ſorgen, daß der Churfürſt ſeine Hände nicht mit Blut beflecken möchte.

Luther kömmt nach Wittenberg zurück. 7. Doch die neuen zwickauiſchen Schwärmer vermehrten die bisherigen Unruhen zu Wittenberg bis zum höchſten Grad. So wenig ſie übrigens in ihren Meinungen mit den Carlſtadtianern übereinſtimmten, ſo ſehr lobten ſie doch den Eifer derſelben, mit dem ſie auf die Hauptſache bedacht wären, Babel vollends zu zerſtören, und das Reich Chriſti mit Gewalt herbeyzuziehen, und ſowol hierdurch, als durch die Prahlereyen von ihrer göttlichen Sendung und von unmittelbaren Eingebungen des heiligen Geiſtes, gewannen ſie auf den größern Haufen einen mäch-

Digitized by Google

mächtigen Einfluß. Die kühnergewordene Parten hielt sich nun berechtigt, alle, die ihr Verfahren nur zu misbilligen schienen, als offenbare Feinde Gottes und der Wahrheit anzusehen, und sie, wenn sie konnten, auch zu verfolgen. Diese Auftritte in Wittenberg erregten in ganz Deutschland, dessen Aufmerksamkeit ohnedies auf diesen Ort gerichtet war, ein außerordentliches Aufsehen. Die unversöhnlichsten Feinde der Reformation, wie zum Beyspiel der Herzog Georg von Sachsen, fingen bereits an, den höchstscheinbaren Vorwand, den sie ihnen gaben, zur wirksamern Unterdrückung der ganzen Reformationssache zu benutzen; das Reichsregiment in Nürnberg schien um eben diese Zeit auf die Vollziehung des letzten Reichstagsabschieds ernstlicher bedacht zu seyn, und der Churfürst von Sachsen mußte durch alles dies in keine geringe Verlegenheit gerathen. Unter solchen Umständen konnte nur Luther helfen. Ungeachtet er, wenn er damals öffentlich zu Wittenberg erschien, nicht nur sich, sondern selbst seinen Herrn der Gefahr höchstnachtheiliger Folgen aussetzte, so brennte ihm doch von dem Augenblicke an, da er die letzte Einladung von seinen wittenbergischen Freunden erhielt, der Boden unter den Füßen, bis er an Ort und Stelle anlangte. Erst auf der Reise schrieb er an den Churfürsten einen Brief, worin er ihm von dem Entschlusse, den er, seiner Vermahnungen und Verbote ungeachtet, gefaßt hatte, Nachricht gab, und worin er seinen Heldenglauben an Gott und an die Güte seiner Sache mit einem Feuer ausdrückte, das er bey keiner Gelegenheit so lebhaft geäußert hatte [a]). Unmittelbar nach seiner Ankunft in Wittenberg bestieg er die Kanzel, und nun predigte er acht Tage hintereinander über die in seiner Abwesenheit eingerissenen Unordnungen so eindringend, daß in so kurzer Zeit die vollkommenste Ruhe wieder hergestellt wurde [b]). Kenner erklären aber auch diese Predigten für wahre Meisterstücke der Volksberedsamkeit, und in allen diesen sieben Predigten erlaubte sich Luther nicht einmal eine Anspielung auf die Urheber der Unordnungen, durch die sich der Ehrgeiz eines derselben hätte können beleidigt glauben, und diese Mäßigung ist ein um so größerer Beweis seiner Klugheit, je schwerer sie ihm bey dieser Gelegenheit werden mußte. Desto weniger verdient er also den ihm so oft gemachten Vorwurf, daß er durch sein Betragen bey dieser Gelegenheit zu den Streitigkeiten, die in der Folge zwischen ihm und Carlstadten ausbrachen, die erste Veranlassung gegeben habe. Luther genoß nunmehr das Vergnügen, die gefährlichen Folgen der Volksgährung durch seine Klugheit abgewendet zu sehen, und was sein Vergnügen ohne Zweifel erhöhete, so schien selbst der Churfürst über den kühnen Schritt, der ihn wieder nach Wittenberg versetzt hatte, weniger unzufrieden, nachdem er einmal gewagt war, so bemühete er sich nur, den nächsten schlimmen Folgen, die er nach sich ziehen konnte, bestens zu begegnen. Er verlangte nur von Luthern, daß er ihm in einem eignen Briefe solche Ursachen seiner Wiedererscheinung in Wittenberg anführen möchte, die er den Herren und Freunden, die bey ihm anfragen würden, nebst dem Briefe mittheilen könnte. Der Churfürst nahm dabey hauptsächlich auf das Reichsregiment Rücksicht, und Luther setzte unbekümmert in sein Schreiben an denselben: es ist viel anders im Himmel als zu Nürnberg beschlossen. Natürlich mußte er diese Stelle wieder ausstreichen; aber an Spalatinen schrieb er dabey: auch hat es mich gedrgert, im März.

a) Plank, S. 60.

b) Plank, S. 64. u. f.

daß ich den Kaiſer meinen allergnädigſten Herrn heißen muß, da die Welt weiß, daß er mir höchſt feind und ungnädig iſt; jedoch will ich mich lieber auslachen und für falſch halten laſſen, als des Fürſten Schwachheit zuwider ſeyn. —

Herſtellung der Prieſterehe.

8. Der durch Luthern nunmehr beſänftigte Sturm hatte doch immer die wohlthätige Wirkung gehabt, daß nun manche Misbräuche auf Einmal abgeſtellt waren, daß die Geiſtlichkeit es nun immer ſtärker wagte, ſich von den drückenden Ketten loszureißen, durch die ſie der römiſche Hof an ſein Intereſſe gefeſſelt hatte; daß ſie es wagte, ſich in eins jener Rechte wieder einzuſetzen, die ihr mit ſo grauſamer Härte waren entriſſen worden, daß ſie ſich von dem Verbote der Prieſterehe losſprach. Der erſte, der ihr darin das kühne Beyſpiel gab, war Bartholomäus Bernhardi, gebürtig von Feldkirchen in Schwaben, Probſt und Prediger in Kemberg, der ſich ſchon im vorigen Jahre öffentlich verheirathete. Der Churfürſt von Maynz, der als Erzbiſchof von Magdeburg ſein Metropolitan war, hatte ihn ſogleich zur Verantwortung nach Halle gefordert; auch hatte er dem Churfürſten von Sachſen den Antrag gethan, den Bernhardi, der ſich auch Feldkirch nennte, perſönlich erſcheinen zu laſſen. Da es aber der Churfürſt anſtehen ließ, die nöthigen Befehle deswegen zu geben, ſo glaubte Feldkirch ſchon genug zu thun, wenn er dem Officialen des Erzbiſchofs eine ſchriftliche Vertheidigung zuſchickte, die Melanchthon mit aller Gründlichkeit abgefaßt hatte. Der Churfürſt Albrecht und ſeine geiſtlichen Räthe mochten ſie nun befriedigend, oder nicht befriedigend finden, ſo folgte doch weiter für Luthern nichts nachtheiliges daraus, und der Churfürſt von Sachſen beruhigte ſich ſehr gern bey dem Ausſpruche ſeiner Theologen, welche die Prieſterehe, aller päbſtlichen und canoniſchen Verbote ungeachtet, für rechtmäßig erklärten. Vom Eheſtand der Prieſter kam die Frage natürlich auch auf den Ehſtand der Mönche. Melanchthon und Carlſtadt bedachten ſich hier eben ſo wenig, auch den Mönchen das Heirathen ohne alle Einſchränkungen zu erlauben; Luthern beunruhigten aber wegen des Kloſtergelübdes noch einige Zweifel. Eben dieſe Zweifel führten ihn aber endlich auf eine genauere Unterſuchung des Urſprunges und der Nothwendigkeit der Kloſtergelübde, und durch eben dieſe Unterſuchung glaubte er ſich völlig überzeugt, daß ſie im höchſten Grade verwerflich wären. Er bewies dieſes weitläuftig in einer ſeinem Vater zugeeigneten Schrift, die, wenn auch nicht alle in derſelben angeführte Gründe völlig befriedigend waren, den meiſten des Kloſterzwanges überdrüſſigen Mönchen doch die größte Ueberzeugung zu geben ſchienen [b]).

Luther verdeutſcht die h. Schrift.

9. Des geächteten Luthers Anhänger machten nunmehr ſchon eine ſo gebildete und ſo zahlreiche Secte aus, daß der Erfolg jeder gewaltſamen, auf ihre Unterdrückung zielenden Unternehmung höchſt ungewiß wurde. Das Volk in mehr als Einem deutſchen Lande hatte ſeine Neigung für Luthern bereits mit ausgezeichneter Wärme erklärt; der römiſche Hof ſah ſich einer großen Anzahl ſeiner natürlichſten und ſicherſten Vertheidiger aus der Cleriſey beraubt, und die Gelehrten der Nation, die vom Anfang an nicht ſowol die Abſichten als die Maßregeln der Neuerer gemisbilligt hatten, ſchienen nun wenigſtens großen Theils durch die beſcheidene Mäßigung Melanchthons, mit welcher derſelbe die neuen Grundſätze in ſeinen Vorleſun-

b) Plank, S. 79.

Digitized by Google

leſungen über den Brief Pauli an die Römer [c]) vorgetragen hatte, mit dieſen ausgeſöhnt, oder ſchienen wenigſtens von den ungünſtigen Vorurtheilen zurückzukommen, die ſie gegen alles, was Luther und ſeine Freunde thaten, gefaßt hatten. Dieſe glückliche Lage mußte jetzt nur benutzt und befeſtigt werden. Das letztre bewirkte Luther, wol ohne daran zu denken, durch ein Unternehmen, welches alle ſeine vorhergehenden, wo nicht an äußerer Größe und Schwierigkeit, doch an innerm Werth und Beſtand übertraf; durch die neue Verdeutſchung der Bibel, die er in dieſem Jahre anfing. In der Muße ſeines einſamen Aufenthaltes auf der 1522
Wartburg hatte er bereits die Ueberſetzung des neuen Teſtaments vollendet, die, von Melanchthon noch einmal durchgeſehn und verbeſſert, auch ſogleich im Druck erſchien. Die Bücher des alten Teſtaments kamen nicht lange nacheinander einzeln heraus, ſo daß nach elf Jahren die ganze Bibel nach der neuen Ueberſetzung in Wit- 1534
tenberg konnte zuſammengedruckt werden. Luther verwendete auf dieſes Werk erſtaunenswürdige Mühe. Mit ſeinem eignen Fleiß und ſeinen eignen Einſichten noch nicht zufrieden, nahm er auch den Rath, die Einſichten und die Kenntniſſe ſeiner Freunde, und vorzüglich Melanchthons, dabey zu Hülfe. Ein einziges Wort beſchäfftigte ihn öfters einige Wochen lang, und bey der Ueberſetzung Hiobs brachte er mit Melanchthon mehr als einmal vier Tage über drey Zeilen zu [b]). Seine mit unbeſchreiblicher Treue und immer gleicher Gewiſſenhaftigkeit vollendete Verdeutſchung hatte, aller Fehler der Einſichten ihres Zeitalters ungeachtet, die wichtige Folge, daß durch dieſelbe das Volk mit der heiligen Schrift weit bekandter wurde, daß man dem Volke in tauſend Stellen der neuen Ueberſetzung die wörtliche Uebereinſtimmung der neuen Lehren und Meinungen Luthers mit der Bibel zeigen konnte.

10. Während daß Luther an der Befeſtigung ſeines Lehrſyſtems mit ſo Luther im
anhaltendem Eifer arbeitete, bekam er zwey Gegner von ſehr verſchiedener Art; ei- Streit mit
nen der mächtigſten Könige, und einen der einſichtsvollſten Gelehrten ſeines Zeital- Heinrich
ters. Der König Heinrich VIII. von England, der, von kindiſchem Ehrgeiz an- VIII.
getrieben, unter den Theologen eine eben ſo große Rolle ſpielen wollte, als unter den Monarchen, der, weil er die Könige von Frankreich und von Spanien um die Namen des allerchriſtlichſten und des catholiſchen beneidete, bey dem päbſtlichen Hof gleichfalls um einen Titel bettelte, und, weil ſein Geſuch Schwierigkeiten fand, dieſe Schwierigkeiten nicht ſchicklicher heben zu können glaubte, als wenn er ſich als Gegner Luthers aufſtellte. Er wählte zu dieſer Abſicht die Lehre von den Sacramenten, die er in einer beſondern dem Pabſt zugeeigneten Schrift vertheidigte, und dieſer konnte ihn dafür nicht beſſer belohnen, als daß er ihm den gewünſchten Titel eines Vertheidigers des Glaubens beylegte. Seine Hofgeiſtlichkeit that den Namen eines zweyten Salomos hinzu; aber dies war auch alles, was Heinrich damit gewann. Wahre Gelehrte wollten, ungeachtet ſie dieſe Vertheidigung der Sacramente für ſehr mittelmäßig hielten, nicht einmal zugeben, daß ſie Heinrich ſelbſt verfertigt habe, und man ſchrieb ſie ſchon damals verſchiedenen Gelehrten zu, deren Kenntniſſen und Einſichten ihr Zeitalter mit entſchiedenem Recht unendlich mehr zutrau-

c) Dies waren die loci communes, die Luther, ohne daß es Melanchthon wußte, herausgab. Plank, S. 81. u. f. f.

b) Plank, S. 93.

traute, als den ſeinigen. Aber nur ein finſtrer, durch ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit verwirrter, mit ächter Philoſophie und wahrer Kirchengeſchichte völlig unbekandter Kopf konnte ihr Verfaſſer ſeyn [e]). Der Inhalt derſelben war alſo nicht vermögend, Luthern einen fortdauernden Nachtheil zu bringen, und ſie mußte ihm alſo an ſich ſelbſt ſehr gleichgültig ſeyn; aber Heinrich, oder der Verfaſſer, der ihm ſeinen Kopf lieh, hatte nicht nur ſeinen ganzen Vorrath von lateiniſchen Phraſen erſchöpft, um ihn möglichſt abſcheulich darzuſtellen, ſondern hatte ſich auch gewiſſe Wendungen hohnvoller Verachtung oder noch hohnvollern Mitleidens gegen ſeinen ſchwächern Gegner erlaubt, die Luther noch keinem ſeiner Feinde verzieh. Im Munde eines Königs, der den Gelehrten vorſtellen wollte, klungen dieſe Wendungen noch unerträglicher. Ueberdies erhob ſich auch, gleich nach der Erſcheinung dieſer Schrift, die Stimme des Triumphs von Rom aus ſo beleidigend laut, und der Pöbel der Feinde Luthers brüſtete ſich ſo unverſchämt mit dem neuen St. Georg, der den Lindwurm getödtet haben ſollte, daß Luther dabey unmöglich gelaſſen bleiben konnte. Vergeblich bemüheten ſich ſeine Freunde am Hofe und in Wittenberg, ihn, wo nicht ganz zum Stillſchweigen, doch wenigſtens zur Mäßigung zu bewegen. Genug, in ſeiner Antwort, die er lateiniſch herausgab [f]), behandelte er ſeinen gekrönten Gegner wie den verächtlichſten unter den Schriftſtellern, die er widerlegt hatte, vergaß er, von ſeinem Eifer hingeriſſen, alles, was Mäßigung, Beſcheidenheit, Wohlſtand, was nicht nur die Würde ſeines Gegners, ſondern auch ſeine eigne forderte. Heinrich VIII. verbarg ſeinen Grimm unter der Maſke eines großmüthigen Stolzes. Er gab ſich das Anſehn, als ob er ſich zu groß fühlte, von einem ſo niedrigen Gegner Genugthuung zu fordern und anzunehmen, und begnügte ſich, die ſächſiſchen Höfe durch einen eignen Geſandten, ihres Beſten, ihrer Ehre, und ihrer Seligkeit wegen, aus lauter Freundſchaft, zur ſchleunigen und gänzlichen Unterdrückung Luthers und ſeiner Anhänger aufzufordern. Auf dieſe Aufforderung antwortete Herzog Georg von Sachſen, daß er ſie, wenn es ihm möglich wäre, gern erfüllte. Der Churfürſt drückte ſich darüber wie gewöhnlich aus. Damit trat nun König Heinrich ſo lange vom Schauplaz ab, bis ihn Luther ſelbſt durch eine unverzeihliche Schwachheit wieder darauf brachte. Er hatte nemlich dritthalb Jahre hernach den Einfall, ein wirklich unanſtändig demüthiges Abbittungsſchreiben an denſelben abgehen zu laſſen. Zu dieſem höchſt unbegreiflichen Schritt ließ er ſich von dem König von Dänemark verleiten; aber er wurde dafür empfindlichſt gekränkt. Heinrich machte es in ſeiner Antwort Luthern fühlbar, daß er ihn wegen ſeiner niederträchtigen Herablaſſung weit herzlicher verachte, als er ihn jemals gehaßt habe; er ſagte ihm dies in einer ſo kräftigen, und an manchen Stellen ſo männlich edlen Sprache, daß Luther keinen geringern als den Erasmus für den Verfaſſer dieſer Antwort hielt, daß er durch dieſelbe faſt ganz aus aller Gleichmüthigkeit verſetzt wurde. Dies verräth der gezwungene Ton, mit der er Heinrichs Läſterſchrift beantwortete.

11. Die

e) Plank, S. 100.

f) Contra Henricum Angliae regem Martinus Lutherus; dies war der ganze Titel dieſer Schrift. Zu deutſch lautete er: Antwort D. Martin Luthers auf König Heinrichs von England Buch.

11. Die schlimmste Folge, die sich Luther durch sein unpolitisches Betragen gegen den König von England zuzog, bestand unstreitig darin, daß nun Erasmus selbst als sein Gegner auftrat. Erasmus, der mit dem Könige und den Vornehmsten Englands schon lange in enger Verbindung stand, konnte der Dankbarkeit und Freundschaft nicht versagen, was er schon mehr als einmal den Bitten des Pabstes, den Schmeicheleyen andrer Höfe, und den trotzigen Fordrungen seiner Feinde abgeschlagen hatte. Vielleicht lockte ihm aber auch eigner Unwille über die Art, mit welcher Luther den König behandelt hatte, lockte ihm Empfindlichkeit über die unaufhörlichen schriftstellerischen Neckereyen Luthers und seiner Anhänger, besonders über Huttens reitermäßigen Ausfall, den Entschluß ab, sich deutlicher zu erklären [g]). Dieses that er nun nicht als feiler Vertheidiger des päbstlichen Hofes, nicht als knechtischer Nachbeter alter geheiligter Vorurtheile, nicht als persönlicher Feind Luthers, sondern als ein ruhiger Gegner seiner Meinungen, der seine Zweifel und seine Gründe dagegen mit der Bescheidenheit, mit der Würde des selbstdenkenden Untersuchers vortrug. Zum Gegenstande derselben wählte er die Lehre von dem freyen Willen [h]). Luther zeigte sich bey diesem Streite von keiner glänzenden Seite. Er setzte den Einwendungen seines scharfsinnigen Gegners so manchen schwachen Grund, so manche fühlbar seichte Antwort entgegen; er erlaubte sich gegen diesen Gegner einen so entscheidenden und belehrenden Ton, so manche Kunstgriffe, dessen Vorstellungen recht hassenswürdig darzustellen, so manche Wendung, ihn recht schmerzhaft verwunden zu können, daß man die menschliche Schwäche, die er bey dieser Gelegenheit äußerte, unmöglich verkennen kann. Indessen mußte doch gerade der feste, entscheidende, zweifelsfreye Ton, mit dem Luther seine Meinung behauptete, so abstechend gegen die bescheidene, zweifelvolle, immer Einwendungen befürchtende und begegnende Sprache seines Gegners ihm alle diejenigen gewinnen, welche zur Prüfung und Abwägung der beiderseitigen Gründe nicht Fähigkeit genug hatten. Ueber dies alles war damals der Geist der Partey unter seinen Anhängern schon so verstärkt, und die Wahrheit war schon zu sehr mit dem Interesse der Partey verflochten, daß ihr gewiß zehn Gelehrten, wie Erasmus, Luthers Aussprüche nicht hätten verdächtig machen können, wenn sie die Unrichtigkeit dieser Aussprüche auch mit allen Künsten der hinreißendsten Beredtsamkeit erwiesen hätten [i]). Luther und Erasmus.

12. In der That hatte Luthers Parten schon damals, im sechsten Jahre nach ihrer Entstehung, eine fast unerschütterliche Festigkeit erlangt. Durch den Schluß einer ganzen Reichsversammlung verdammt, in den Erbländern des Kaisers, in Böhmen, in Ungern, in Brandenburg, in dem ihr so nahen Gebiet des Herzogs Georg von Sachsen verfolgt, fast von allen Großen der Nation gehaßt, gefürchtet oder aufgeopfert, von einem einzigen deutschen Fürsten — nicht befördert, sondern kaum geschützt, und fast nur geduldet, unter sich selbst durch keine einzige äußere Einrichtung verbunden, zeigte sie sich dennoch, sowol durch die Menge als die Martyrer-Entschlossenheit ihrer Anhänger, schon so furchtbar. Ihre Anzahl mehrte sich alle Tage; sie mehrte sich selbst unter dem Drucke der Verfolger, über die sie zuletzt die Oberhand behaupteten. In manchen Städten vereinigten sich alle Bürger auf Wie Luthers Reformation zuerst eingeführt wurde.

g) Plank, S. 107. h) Plank, S. 110 — 131. i) Plank, S. 134.

auf einmal, den Gottesdienſt nach lutherſchen Grundſätzen zu verbeſſern, und ſie führten dieſe Verbeſſerung auch an eben dem Tage aus, an dem ſie beſchloſſen war. In andern zeigten ſich anfangs unüberwindlich ſcheinende Schwierigkeiten, welche aber von dem ungeſtümen alle Bedenklichkeiten und alle Gefahren verachtenden Neuerungseifer endlich doch beſiegt wurden. Zu Magdeburg überreichte die Bürgerſchaft, am 23. Jun. geführt von ſieben ihrer Prediger, dem Magiſtrat mit aller Förmlichkeit gewiſſe Artikel, in welchen die Veränderungen, die man in Kirchenſachen wünſchte, beſtimmt waren. Man verlangte hauptſächlich die Austheilung des Abendmahlskelches und die Abſchaffung der Meßopfer. Den Prieſtern und Mönchen ſollte der Abzug aus der Stadt erlaubt ſeyn; wollten ſie aber freywillig bleiben, und den Neuerungen ſich unterwerfen, ſo wollte man lebenslang für ihren Unterhalt ſorgen. Die Geiſtlichen bedungen ſich dabey die Erlaubniß aus, heirathen zu dürfen. Der Magiſtrat bewilligte alles dieſes auf der Stelle; er ſchickte auch ſogleich Abgeordnete an den Churfürſten, die ihm davon Nachricht geben, und ſich Amsdorfen auf einige Zeit zum Prediger ausbitten mußten. Der Churfürſt, an deſſen Hof ſich gerade Geſandten des Erzherzogs Ferdinand aufhielten, gab zwar den Abgeordneten der Magdeburger kein eigentliches Gehör; er gewährte ihnen indeſſen doch ihre Bitte, und Amsdorf reiſete wirklich nach Magdeburg. Da ſich das magdeburgiſche Domcapitel den Neuerungen widerſetzte, wurde es aus der Stadt vertrieben. Es beklagte ſich darüber beym Reichsregiment und beym Kammergericht, und dieſe bedroheten die Stadt mit der Achtserklärung. Nun erſuchten die Magdeburger den Churfürſten, ihnen den berühmten Rechtsgelehrten Hieronymus Schurf zum rechtlichen Beyſtand zu erlauben. Auf deſſen Anrathen excipirten ſie gegen die Befehle des Reichsregiments und des Kammergerichts; auch beſchloſſen ſie, an den Kaiſer zu appelliren. Zugleich warben ſie aber funfzehnhundert Reiter an; zugleich machten ſie noch andre Vertheidigungsanſtalten, die ihnen in der Folge gute Dienſte thaten. Zu Frankfurt am Mayn wurde die Reformation in gewiſſem Betrachte noch ungeſtümer, aber auch unter größern Schwierigkeiten, betrieben. Hartmann Ibach, Prediger an der dortigen Catharinenkirche, hatte ſchon ſeit einiger Zeit luthers lehren mit einem Beyfalle ausgebreitet, der die Aufmerkſamkeit und den Neid der übrigen Geiſtlichen ſeiner Stadt in einem hohen Grade rege machte. Man verklagte ihn bey dem Vicar des Erzbiſchofs von Maynz als einen Ketzer, that ihm, ungeachtet der Fürbitte, welche der Magiſtrat bey dem Churfürſten für ihn einlegte, in den Bann, und jagte ihn aus der Stadt. Jetzt nahm ſich aber Hartmuth von Kronberg, ein mächtiger und edler Ritter, des verfolgten Evangeliums und deſſen vertriebenen Dieners an. Mehr als andre Edelleute ſeines Zeitalters gebildet, hatte er gleich bey der Erſcheinung der erſten Schriften luthers ſie überzeugend gefunden, hatte er in dem echten Geiſt der edel wilden Freyheit ſeines Jahrhunderts, der, von luthern ſelbſt aufgefordert, Deutſchlands Adel noch belebte, die Beſchützung der neuerkannten Wahrheit ſich zur Ritterpflicht gemacht. Aber eben dieſer Geiſt der Freyheit ließ ihn, wie ſeinen Freund Sickingen, wie Hutten, und alle die edlen Herren, welche dieſer Sache ſich annahmen, kein bequemeres Mittel zur Vertheidigung derſelben finden, als — Fehde. Kronberg ließ zuerſt an die Thore von Frankfurt eine Ermahnungsſchrift anſchlagen, worin er den Magiſtrat und

Digitized by Google

die Bürgerſchaft aufforderte, die ärgerlichen Misbräuche des Gottesdienſtes abzuſchaffen, und die reine Predigt des Evangeliums zu geſtatten. Dabey ſchrieb er einen drohenden Brief an Ibachs vornehmſten Verfolger, den frankfurtiſchen Prediger, Peter Mayer, in welchem er von ſeinem Verfahren Rechenſchaft forderte. Einige ſeiner Freunde unter den bey Frankfurt angeſeſſenen Edelleuten ſchickten an die dortige Geiſtlichkeit nicht nur einen eigentlichen Fehdebrief, worin ſie ihr mit der Entziehung des Zehntens droheten, ſondern vollzogen die Drohung auch wirklich. Keiner von ihren Bauern durfte den Frankfurter Geiſtlichen weiter etwas entrichten. Die letztern erſteheten kaiſerliche Befehle an den Magiſtrat, ſie gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels zu ſchützen; aber dieſe kamen zu ſpät. Die Bürgerſchaft folgte dem Beyſpiele des Adels. Als daher Ibachs Verfolger Mayer am Sonntag Lätare eine Ketzerpredigt halten wollte, jagte ihn das Volk ohne weitere Umſtände aus der Kirche, und der Magiſtrat ließ bald darauf allen Predigern der Stadt eröffnen, daß ſie, wenn ſie ſeinen Schutz länger genießen wollten, ſich ſchlechterdings entſchließen müßten, das Wort Gottes lauter und rein zu verkündigen *).

Fortſetzung. 13. Daß luthers Meinungen in manchen Städten ſo großen und ſo ſchleunigen Beyfall fanden, dazu trug der Haß, den ſich die Geiſtlichen durch ihren üppigen lebenswandel und durch ihren Uebermuth zugezogen hatten, außerordentlich viel bey. Nichts beweiſet dies lebhafter, als die Reformationsgeſchichte der beiden thüringiſchen Städte Erfurt und Gotha. Luther ging, als er der Vorladung auf den wormſiſchen Reichstag folgte, auch durch Erfurt. Da ſich ſeine Meinungen unter dem dortigen Volke ſchon ziemlich ausgebreitet hatten, ſo mußte eine Predigt, die er in der Auguſtinerkirche zu halten verſprach, die Neugierde freylich aufs äußerſte ſpannen. Der Zulauf von Menſchen war ſo groß, daß die Emporkirchen den Einſturz droheten, daß eine große Verwirrung entſtand. Luther ſchrieb dieſen Unfall dem Teufel zu, der die Ausbreitung der Wahrheit zu verhindern ſuche. Seine lehren hatten indeſſen die Bürger auf die verderbten Sitten der Geiſtlichen ſo aufmerkſam gemacht, daß ſie einige Monate hernach einen Aufſtand erregten, daß ſie nicht nur an den Wohnungen und Geräthſchaften, ſondern auch an den Perſonen ſelbſt viele Gewaltthätigkeiten ausübten. Die gemishandelten Geiſtlichen fleheten zwar den Magiſtrat um Beyſtand an; aber dieſem ſchie.. ihre Bedrängniß ſo wenig unangenehm; daß er ihnen nicht eher Hülfe ſchickte, als bis ſie ſchon zu ſpät kam, und ſelbſt den Schutz für die Zukunft mußte die Geiſtlichkeit durch zehntauſend Gülden erkaufen, und dabey mußte ſie ſich verbindlich machen, die bürgerlichen Abgaben gleich andern zu entrichten. Ein großer Theil der erfurtiſchen Geiſtlichen fand jedoch luthers Grundſätze ſo überzeugend, daß zwey Jahre hernach ſchon in acht Kirchen lutheriſch gepredigt wurde. Auch zu Gotha predigte luther auf ſeiner Reiſe nach Worms, und ſchon im folgenden Jahre hatte Johann Langenhayn, der Pfarrer an der Auguſtinerkirche, Muth genug, luthers Meinungen unter ſeinen Zuhörern auszubreiten. Seinem Beyſpiele folgten mehrere Geiſtliche, und dieſe predigten nun über den unmoraliſchen lebenswandel ihrer Mitbrüder, beſonders der Canonici des Marienſtiftes. Die gothaiſchen Stifter und Klöſter geriethen nun in Beſorgniß. Sie baten den Magiſtrat um Schutz, und dieſer benutzte die ſchöne

*) Plank, S. 135 — 139.

Gelegenheit zu Vergleichen, wodurch die allzugroßen Freyheiten, die ſich die Geiſtlichkeit zum Nachtheile der Bürgerſchaft anmaßte, eingeſchränkt wurden. Dies
1524 ſicherte ſie aber doch nicht gegen einen heftigen Sturm, den ſie einige Zeit hernach auszuſtehen hatten. Die Bürger ſtürzten auf die Wohnungen der Stiftsgeiſtlichen zu, und verübten allerley Gewaltthätigkeiten. Hauptſächlich aber traf ihr Unwillen einige Frauenzimmer, welche die Stiftsherren unterhielten. Die Herren des gothaiſchen Stadtraths eilten eben ſo wenig, als die erfurtiſchen, den Geiſtlichen ihren Schutz angedeihen zu laſſen. Als ſich aber dieſe bey den Landesfürſten, dem Churfürſten Friedrich und dem Herzog Johann beklagten, wurden über hundert Bürger in Verhaft genommen, und die Canonici erhielten zur Vergütung ihres Schadens dreyhundert Gülden [l]).

Luthers Antheil an den gottesdienſtl. Veränderungen.

14. Da alles dieſes ohne Luthers unmittelbare Einwirkung geſchah, ſo mußte ihm der Muth, ſelbſt Veränderungen vorzunehmen, mächtig wachſen. Es geſchah daher um eben die Zeit, daß er nun ſelbſt die gottesdienſtlichen Veränderungen beförderte, die faſt an allen Oertern des churfürſtlichen Gebietes vorgenommen wurden. Er rieth dabey den Stadtobrigkeiten, eigenmächtig zu verfahren, ohne bey dem Churfürſten und dem Hof deswegen erſt unnütze Anfragen zu thun. Er ſelbſt änderte die Liturgie und die bisher gebräuchlichen Kirchenceremonien, ſchuf den Meßcanon nach ſeinen Grundſätzen um, dachte auf Einrichtungen wegen einer zweck-
1524 mäßigern Verwendung der Kirchengüter, vertauſchte ſodenn ſeine Mönchskutte mit
im Oct. einem Prieſterrocke, wozu ihm ſein Herr das Tuch ſchenkte, und übergab, da außer ihm nur noch der Prior übrig war, das leere Kloſter dem Churfürſten. Eben denſelben ermahnte er jetzt auch weit entſchloſſener als ehedem, der Wahrheit ſich thätiger als bisher anzunehmen. Zugleich geſchah es auch um eben dieſe Zeit, daß er anfing, ſeinen Einfluß außerhalb Sachſens mit einer Kühnheit zu verbreiten, die gar keine Folgen mehr ſcheute, und die ſeine Feinde zu den äußerſten und gewaltſamſten Maaßregeln reizen mußte. So gab er z. B. dem Magiſtrat zu Stettin den Rath, der Geiſtlichkeit in Zukunft keine Befreyung von Steuern und andern Abgaben zu geſtatten; ſo rieth er dem Rath und der Gemeine der Stadt Prag, ihre Prediger und Kirchendiener ſelbſt zu wählen, und ſie durch keinen Biſchof mehr einweihen zu laſſen; ſo erleichterte er, nach allen ſeinen Kräften, die Flucht einer beträchtlichen Anzahl von Nonnen aus ſolchen Klöſtern, die im Gebiete ſeines unverſöhnlichſten Feindes, des Herzogs Georg lagen. Schon im vorigen Jahre hatten neun adliche Kloſterfrauen zu Nimptſchen, durch Hülfe des torgauiſchen Rathsherrns Leonhard Koppens, ihren einſamen Aufenthalt verlaſſen, und Luther verſchaffte denſelben nicht nur zu Wittenberg und an andern Orten eine günſtige Aufnahme, er vertheidigte auch die Sache in einer eignen Schrift. Das Beyſpiel der Kloſterfrauen zu Nimptſchen fand natürlich bald Nachahmerinnen. Noch in eben dem Jahre verließen ſechszehn Nonnen des mannefeldiſchen Kloſters Wiederſtetten ihre Cellen, und zwey
1525 Jahre hernach ließ Luther dreyzehn Nonnen aus einem Kloſter im Gebiete Herzog Georgs nach Wittenberg bringen, und dabey rühmte er ſich noch, daß er dem wüthenden Tyrannen dieſen Raub Chriſti entführt habe [m]). Wie ſehr mußte dies den Herzog nicht zu immer unverſöhnlicherm Haß reizen! Daß Herzog Georg die Anhän-

l) Geſch. Thüringens, V, 130. 144. m) Plank — 146.

Anhänger luthers mit aller Strenge verfolgte, daß er alle diejenigen ſeiner Unterthanen, die ſich zu der neuen Lehre bekennten, mit der Landesverweiſung und andern Strafen bedrohete, daß er beſonders mit den Evangeliſchen zu Leipzig überaus hart verfuhr n), das muß man nach dem Geiſte des damaligen Zeitalters beurtheilen. Herzog Georg glaubte ſich dazu berechtigt, weil er luthers Lehren für ketzeriſch hielt, oder weil ſie ihm ſeine Hofgeiſtlichen ſo vorgeſtellt hatten. Sein Eifer verleitete ihn doch niemals zu ſo abſcheulichen Grauſamkeiten, als der Verfolgungsgeiſt in den Niederlanden, in Ungern und in Frankreich verübte. Als auf dem wormſiſchen Reichstage verſchiedene Fürſten der Meinung waren, daß man luthern das ſichere Geleit nicht halten müſſe, ſo widerſetzte er ſich ihnen eifrig, ſo ſtellte er ihnen vor, wie ſehr es die deutſchen Fürſten beſchimpfen würde, wenn ſie die Sitten der Vorfahren verlaſſend, der Treue und dem Glauben zuwider handelten o). In dem Confiſcationsedict, das er wegen des neuen Teſtaments ausgehen ließ, erbot er ſich, jedes Exemplar, das man ihm einliefern würde, zu bezahlen. In dem Proceß des bekandten Fröſchels, deſſen Verjagung ihm ſo hoch angerechnet wurde, und in den Verhandlungen mit den Herren von Einſiedel, zeigte er nicht wenig Mäßigung. Selbſt in den perſönlichen Händeln mit luthern findet man zwar einen eingenommenen und gereizten, aber keinen ungerechten und unedelmüthigen Gegner. Die erſte Veranlaſſung dazu gab luther ſelbſt, wie er in einem Briefe an den Herrn von Kronberg des Herzogs auf die ſchimpflichſte und verächtlichſte Art erwähnte. In dem gedruckten Briefe iſt zwar der Name des Herzogs nicht ausgedrückt; in dem Exemplar, das ihm in die Hände kam, mußte er aber ſtehen, denn der Herzog beſchwerte ſich, daß er namentlich beſchimpft worden ſey. Wenn er nun von luthern verlangte, daß er ſich erklären ſollte, ob er wirklich der Verfaſſer des Briefes ſey, ſo war dies Anſinnen doch nicht unbillig, auch war es in dem Schreiben des Herzogs gar nicht beleidigend ausgedrückt; und dennoch antwortete luther auf eine Art, die nicht rauher und unbeſcheidener hätte ſeyn können. Anſtatt ſeines Dienſtes zuvor, wünſchte er dem Herzog, daß er aufhören möchte, zu toben und zu wüthen wider Gott und ſeinen Herrn Chriſtum, verſicherte er ihm, daß er ſeine Drohungen gar nicht achte, machte er ihm den Vorwurf, daß er ſchon mehr als einmal ſchändlich über ihn gelogen habe u. ſ. w. Dieſe Antwort wurde ſogar gedruckt, und dennoch ließ Herzog Georg luthern in Ruhe, bis er ihm durch einen zweyten demüthigen Brief, in welchem er den erſten zu entſchuldigen ſuchte, ſelbſt Gelegenheit gab, ihm ſeinen Unwillen darüber nachdrücklich zu bezeugen. Aber ſelbſt dieſes that Georg mit einer Art, die gewiß keinen unedlen Feind und noch weniger einen Tyrannen verrieth p).

Wie Herzog Georg von Sachſen die Lutheraner verfolgte.

15. Wenn ein deutſcher Fürſt dieſes Zeitalters in Anſehung derer, die ſich zur lutheriſchen Lehre bekennten, ſich weniger duldſam bewies, ſo war dies zu verläſſig die Schuld ſeiner Theologen. Dies beweiſet beſonders die Reformationsgeſchichte der Mark Brandenburg. Schon der Biſchof Hieronymus Scultetus zu Brandenburg hatte auf luthern einen unverſöhnlichen Haß geworfen; dieſer äußerte ſich jedoch nicht ſo lebhaft, als der Unwille der theologiſchen Facultät zu Frankfurt an der Oder. Es kränkte die Mitglieder derſelben, beſonders den Conrad Wimpina, daß luther der Univerſität zu Wittenberg einen ſo großen Zulauf verſchaffte,

Verfolgung der Lutheraner in der Mark Brandenburg.

n) Heinrichs ſächſ. Geſch. II, 244. o) Heinrich, S. 244. p) Plank — S. 146.

welcher ihrer hohen Schule zum Nachtheile gereichte. Wimpina glaubte Luthers Sätze in einer öffentlichen Disputation hinreichend widerlegen zu können. Er beschloß bey der Gelegenheit, Tetzeln die theologische Doctorwürde zu ertheilen. Die Menge der Opponenten und Zuhörer, die sich bey dieser Disputation einfanden, war so groß, daß man allein dreyhundert Geistliche unter ihnen zählte. Unter den Opponenten trat ein junger Franciscanermönch, Johann Knipstrow, von Sandow gebürtig, auf. Dieser brachte Tetzeln und seinen Präses Wimpina durch seine Einwendungen so sehr in Verlegenheit, daß sich Wimpina nicht anders zu helfen wußte, als daß er, unter dem Vorwande der Zeitkürze, zu Tetzels Doctorpromotion fortschritt. Knipstrow erhielt für seine Verwegenheit keine andre Strafe, als daß man ihn nach Pyritz in Pommern in ein andres Kloster versetzte, wo er das Werkzeug der Reformation für Pommern wurde. Der Churfürst Joachim von Brandenburg scheint auf den Fortgang der lutherschen Neuerungen anfangs nicht geachtet zu haben; aber sein Bruder, der Churfürst von Maynz, und sein Erzieher, der Bischof Dietrich von Bülow, ermahnten ihn, die Vermehrung der Anhänger Luthers aus allen Kräften zu verhindern [q]). Dies wirkte auch so viel, daß er auf dem Reichstage zu Worms den Kaiser abhalten wollte, Luthern ein öffentliches Gehör zu verstatten, und er überwarf sich darüber, wie man erzählt, mit dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz so sehr, daß beide nach dem Degen griffen. Luthers Standhaftigkeit brachte ihn indessen zum Nachdenken; aber der Bischof von Brandenburg wußte die guten Wirkungen desselben wieder zu verhindern, und der Churfürst ließ noch in diesem Jahre Luthers Lehre und Schriften in seinem Lande auf das strengste verbieten. Dieses scharfe Verbot wiederholte er, als die theologische Facultät zu Frankfurt behauptete, daß sich in Luthers Uebersetzung des neuen Testaments einige hundert unrichtig übersetzte Stellen befänden. Zu allen diesen Ursachen, welche den Churfürsten von Brandenburg wider Luthern aufbrachten, kam nun noch seine Freundschaft für den Herzog von Sachsen, dessen Tochter Magdalene seinen Churprinzen heirathete. Herzog Georg ließ es sogar ausdrücklich in den Ehecontract mit einrücken, daß beide in Ansehung der Religion ihrer Länder keine Aendrungen wollten vornehmen lassen [r]).

in den östreichischen Erbstaaten.

16. Unter allen weltlichen Fürsten des damaligen Deutschlands verfolgte aber keiner Luthers Anhänger mit größerm Eifer, als der Erzherzog Ferdinand, der, vermöge eines mit seinem Bruder geschlossenen Theilungsvergleiches, die fünf Herzogthümer Ober- und Niederöstreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, imgleichen die Grafschaft Tyrol, und fast alle übrigen östreichischen Länder in Deutschland beherrschte [s]), der um diese Zeit auch Wirtemberg in seiner Gewalt hatte. Nicht damit zufrieden, sie in seinem eignen Lande mit grausamer Strenge zu verfolgen, bediente er sich mehr als einmal seines ganzen Ansehns in den Reichsversammlungen, um die Stände zu gemeinschaftlichen Maaßregeln wider die Ausbreitung der lutherschen Secte zu vermögen; den glücklichen Fortgang und selbst seinen Eifer hemmte aber bald der türkische Kaiser Solyman, der Belgrad eroberte, und Ferdinanden ein dringenderes Geschäffte anwies, als die Ausrottung der lutherschen Lehre. Auf allen Reichstägen mußte er nun zuerst auf Hülfe gegen die Türken antragen, mußte er

q) Buchholz, S. 279. r) Buchholz, S. 292. 294. 295. s) Häberlin, X, 378. 478.

er den gröſsten Theil ſeines Einfluſſes dazu verwenden, die Stände zu bereitwilligen Geſinnungen umzuſtimmen, mußte er diejenigen unter ihnen, die der neuen Lehre günſtig waren, öfters mit Schonung behandeln, und ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen ſie mit aller Sorgfalt verbergen. Schon der bloße Aufſchub, den die Furcht vor den Türken verurſachte, war für die Sache des Evangeliums unausſprechlich vortheilhaft, und dennoch wollte Luther dieſe Erbfeinde des chriſtlichen Namens, denen er doch ſo viel zu danken hatte, durch herzliche Verwünſchungen aus Europa hinausbeten [1])!

17. Aber in Deutſchland ſelbſt ereigneten ſich Händel, welche der Reformation die gefährliche Aufmerkſamkeit ihrer Feinde entzogen. Zu den wirtembergiſchen und hildesheimiſchen Unruhen, an der ſo manche Reichsfürſten Theil nahmen, kam nun auch die Fehde zwiſchen dem Ritter Sickingen und dem Churfürſten von Trier. Zwey Edelleute, Hilchen von Lorich und Gerhard Borner, waren nach alter Sitte in das Erzſtift Trier eingefallen, und hatten zwey der reichſten Einwohner deſſelben mit fortgeführt. Sickingen, der bey dem ganzen Adel Deutſchlands ſo angeſehene Ritter, brachte es dahin, daß die Gefangnen ihre Freyheit wieder erhielten; jedoch mit der Bedingung, in Zeit von ſechs Wochen fünftauſend Goldgülden zu bezahlen, oder ſich wieder in die Gefangenſchaft zu ſtellen. Die Gefangnen, von welchen der eine des trierſchen Weihbiſchofs Vater, der andre aber deſſen Schwiegerſohn war, brachten es jedoch bald dahin, daß ſie der Churfürſt von der Schuldigkeit, das Löſegeld zu bezahlen, befreyte. Sickingen, der ſich für ſie verbürgt hatte, drang nunmehr auf ihre Auslieferung; da ſie ihm nun verſagt wurde, und da ihm Hilcher und Borner ihre Rechte abtraten, ſo glaubte er eine gegründete Urſache zu haben, den Churfürſten ſelbſt als einen Feind zu behandeln. In kurzer Zeit brachte er mit Hülfe ſeiner Freunde einige tauſend Mann zuſammen. Erſt gab er vor, daß er dem Kaiſer einige Mannſchaft wider die Franzoſen zuführen ſollte; wie jedoch ſeine feindſeligen Abſichten gegen Trier ſich deutlicher äußerten, ſo nahm er, die Zahl ſeiner Anhänger zu vermehren, des Churfürſten Strenge gegen die Lutheraner zum Vorwand. Kronenberg, der ihm bey dieſer Fehde aus allen Kräften beyſtand, ſchrieb an einen ſeiner Freunde, er habe den Zug gegen Trier unternommen, um dem Worte Gottes die Thüre zu öffnen, die der Erzbiſchof nach allem ſeinem Vermögen zu verſchließen ſuche [2]). Sickingen und ſeine Bundesverwandten bemächtigten ſich, nachdem ſie dem Churfürſten einen Fehdebrief ungeſchickt hatten, nicht nur einiger trierſchen Oerter und Schlöſſer, ſie fügten dem Churfürſten auch auf zweymalhunderttauſend Goldgülden Schaden zu, und endlich ſchloſſen ſie mit zehntauſend Mann Fußvolk und zweytauſend Reitern die Stadt ſelbſt ein. Der Churfürſt vertheidigte ſie aber länger, als Sickingen geglaubt hatte. Sein Vorrath von Pulver und Geld fing an abzunehmen; auch erfuhr er, daß der Churfürſt von der Pfalz und der Landgraf von Heſſen zum Entſatze herbeyrückten. Dies bewog ihn zum Rückzug, nachdem er die Gegend um Trier erſtlich rein ausgeplündert, und das herrliche Kloſter St. Maximin in der Vorſtadt von Trier faſt gänzlich zerſtört hatte. Am wenigſten erſchütterten ihn die Strafbefehle des kaiſerlichen Regiments zu Nürnberg, die ihm noch während der Belagerung Triers überreicht wurden.

Sickingſche Fehde.

1522 im Sept.

1) Plank, S. 150. 2) Plank, S. 151.

den. Wenn nur nicht die Churfürſten von Trier und von der Pfalz, imgleichen der Landgraf von Heſſen, dem einmal zuſammengebrachten Kriegsvolk hätten Beſchäfftigung geben wollen! Sie eroberten nach einer kurzen Belagerung das Schloß und Städtchen Kronberg, das dem berühmten Ritter dieſes Namens gehörte; ſie überzogen hierauf den maynziſchen Adel, der theils öffentlich, theils heimlich zu Sickingens Parten ſich gehalten hatte, und der Churfürſt vor Maynz, der ſich wegen heimlicher Unterſtützung dieſer Fehde verdächtig gemacht hatte, mußte ſich bey einer zu Frankfurt gehaltenen Zuſammenkunft verbindlich machen, eine Geldbuße von fünfundzwanzigtauſend Goldgülden für ſeinen Adel zu erlegen. Im folgenden Frühjahre ſchloſſen die vereinigten Fürſten unvermuthet das Schloß landſtuhl ein, auf dem ſich Sickingen bisher ganz ſicher gedacht hatte. Ihr grobes Geſchüß erzwang die Uebergabe deſſelben. Sickingen, der ſich den heftigen Schmerzen des Podagras zum Trotze auf den Wall tragen ließ, empfing eine tödtliche Wunde, die zwey Tage, nachdem er ſich an ſeine Sieger ergeben hatte, das Ende ſeines ruhmvollen Lebens beſchleunigten. Nun wurden auch noch die übrigen feſten Schlöſſer und Plätze Sickingens und ſeiner Anhänger eingenommen, und erſt neunzehn Jahre hernach bekamen Sickingens Söhne das väterliche Erbtheil wieder zurück [r]).

im Oct. 1523 im May.

Schwache Feinde der Reformation.

18. Solche Händel hinderten viele Reichsſtände an gemeinſchaftlichen Unternehmungen, die der Reformation zum Nachtheil gereichen konnten; einzeln konnten ſie die Ausbreitung derſelben ſchon lange nicht mehr hemmen. Sodenn waren unter dieſen Ständen nicht wenige, z. B. der Churfürſt von der Pfalz, der Landgraf von Heſſen, und ſogar einige Biſchöfe, welche zwar luthers lehre noch nicht ſelbſt angenommen hatten, aber doch theils von luthern nicht ungünſtig dachten, theils überhaupt gewaltſame Maaßregeln verabſcheuten, und zu lebhafterer Einmiſchung in die Sache auch durch kein beſondres Intereſſe aufgefordert wurden; es hatten in dem Reichsregimente ſelbſt einige Anhänger und Freunde luthers, als der bambergſche Regimentsrath Hans von Schwarzenberg, der ſogar einige Zeit hindurch Statthalteramtsverweſer war, und die ſächſiſchen Deputirten von Feilitſch und von Planitz, einen Sitz, und noch überdies einen ſehr beträchtlichen Einfluß; es waren endlich viele unter ſeinen Feinden, die ihm zunächſt hätten ſchaden können, an Leib und Seele viel zu ſchwach, als daß ſie die Macht, die ſie in Händen hatten, mit gehörigem Nachdruck brauchen konnten. Dies leztre zeigte der Erfolg der Viſitationen, welche die Biſchöfe auf Befehl des Reichsregiments in verſchiedenen Oertern des churſächſiſchen Gebietes vornahmen. Der Churfürſt geſtattete ſie; ohne Zweifel, weil ſie ihm ſehr wenig gefährlich ſchienen. Auch hatten ſie keine andre Wirkung, als daß die Schwäche der Biſchöfe dem Volke nur noch ſichtbarer wurde; denn der Weigerung des Churfürſten, ihre Verordnungen vollziehen zu laſſen, wußten ſie nichts entgegen zu ſetzen, als ohnmächtige Klagen [s]). Derjenige, der ihrer Schwäche noch einigermaßen hätte zu Hülfe kommen können, der Pabſt, befand ſich in ſolchen Verhältniſſen, die es ihm nicht verſtatteten. Adrianen VI, dem Nachfolger Leos X, machten die in Deutſchland entſtandenen Religionsſtreitigkeiten zwar gewiß mehr Unruhe, als ſie je ſeinem Vorgänger verurſacht hatten; es bekümmerte ihn aber weniger die Gefahr, die ſie der Macht des römiſchen Stuhls, als der

r) Häberlin, X, 503 — 506. s) Plank, S. 152.

der Nachtheil, den ſie der Religion zuziehen mußte. Seine Frömmigkeit machte ihn für dieſe ängſtlich beſorgt, da ſeine ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit ihn in einigen Lehren Luthers höchſt verderbliche Irrthümer gewahr werden ließ: eben ſeine fromme Gewiſſenhaftigkeit erlaubte ihm aber auch keine andre als gerechtſcheinende Mittel zu ihrer Vertheidigung. Aeußerſt ſtreng in ſeinen Sitten, fühlte er ſelbſt mit dem ſtärkſten Misvergnügen die dringende Nothwendigkeit, dem ärgerlichen höchſt unanſtändigen Lebenswandel der Geiſtlichen Einhalt zu thun, fühlte er das dringende Bedürfniß, dem gänzlichen Verfall der Ordnung und der Kirchenzucht abzuhelfen. Dem daran genommenen Aergerniß ſchrieb er hauptſächlich die Unruhen in Deutſchland, und des Volkes ungeſtüme Wünſche nach einer Reformation zu. Seine Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit verleitete ihn, zum Erſtaunen der ſchlauen Italiener, die vielen Mängel und Gebrechen der Kirche, deren Verbeſſerung er ankündigte, öffentlich zu geſtehen. Dies Geſtändniß hatte die natürliche Folge, daß luthers Parten kühner, des Volkes Anhänglichkeit an ihn größer wurde. Adrian glaubte auch gegen luthers Secte nicht eher gewaltſam verfahren zu müſſen, als bis er einen Theil ſeiner eigenen Reformationsentwürfe ausgeführt hätte; vor der Ausführung derſelben überraſchte ihn jedoch der Tod. Daß er aber luthern und ſeine Anhänger mit unerbittlicher Strenge würde verfolgt haben, das macht der Ton, den er, gegen das Ende ſeiner Regierung, gegen luthern und deſſen Parten, ja ſelbſt gegen den Churfürſten von Sachſen annahm, ſehr wahrſcheinlich. Sein zweytes Breve an den letztern war in einer ſo unſchicklichen, pedantiſch groben Sprache abgefaßt, daß Friedrich, durch ſeine Geſandten auf dem Reichstage, den päbſtlichen tegaten ſeinen ganzen Unwillen darüber zu erkennen geben ließ. Die Wahl ſeines Nachfolgers Clemens VII, die auf den feinſten, liſtigſten, in allen Ränken der italieniſchen Staatskunſt geübten Prälaten, auf den furchtbarſten aller Feinde der Reformation, gefallen war, drohete freylich auf den erſten Anblick alles zu vereiteln, was Adrians Regierung derſelben genutzt hatte; der ſchlaue Clemens ward aber bald mit dem Kaiſer in Streit verwickelt, der Deutſchlands Ruhe gegen ſeine Künſte ſicherte [1]).

19. Jetzt wollen wir die Wirkungen kennen lernen, welche dieſe für die angefangne Reformation günſtigen Umſtände in der Verſammlung der Reichsſtände zu Nürnberg zeigten. Adrian hatte auf den Reichstag, der im December des Jahrs 1522 zu Nürnberg gehalten wurde, den bekandten Cheregati als ſeinen Geſandten geſchickt. Dieſer mußte ſich in ſeinem Namen bey den Ständen beklagen, daß ſie das Wormſer Edict ſo wenig zur Vollziehung gebracht hätten. Unter den Gründen, durch die er ſie dazu aufforderte, führte er ſehr ſchlau auch den an, daß die neue Secte ſichtbar doch eben ſo gut auf den Umſturz der weltlichen Macht, als der geiſtlichen abziele; er ſagte es ihnen voraus, daß ſie bald alle Kirchengüter verſchlingen würde; er verglich ihren Stifter ſogar mit Muhameb, und die ſeltſame Gleichheit, die er zwiſchen Muhameden und luthern fand, beſtand darin, daß jener die Vielweiberey, und dieſer den Eheſtand der Geiſtlichen erlaubt habe. Sein gewiſſenhafter Eifer ging ſo weit, daß er ſich nicht nur zur Verbeſſerung alles desjenigen erbot, was in der Kirche und vorzüglich an der Geiſtlichkeit verderbt und zerrüttet ſey; er machte auch den Reichstag zu Nürnberg.

1) Plank — S. 156.

den Reichsständen Hoffnung, allen ihren schon so oft vorgebrachten Beschwerden wider den päbstlichen Stuhl abzuhelfen; er bezeugte selbst das Misfallen, das er über seiner Vorgänger öftre Verletzung der Concordaten der deutschen Nation schon längst empfunden habe; er gab dadurch den Ständen den Muth, ihm in einem Tone zu antworten, den er wol nicht erwartet hatte. Man beschloß, von dem Versprechen des so zuvorkommenden Pabstes sogleich einen recht vollständigen Gebrauch zu machen. Es wurden daher alle Beschwerden, welche die deutsche Nation nun schon seit Jahrhunderten gegen die heiligen Väter führte, zusammengefaßt, um sie der Antwort auf das päbstliche Breve beyzulegen. Alle weltlichen Stände waren darüber einig, und selbst die geistlichen widersetzten sich nicht. Diese Entschließung des Reichstags zu hindern, waren alle Kunstgriffe der Legaten nicht hinlänglich; das Verzeichniß der Beschwerden wurde wirklich aufgesetzt, und es schloß sich sogar mit der Drohung, daß die Stände nicht gesonnen wären, solche unleidliche Bürden länger zu tragen, deren schleunige Abstellung sie von dem römischen Hofe erwarteten, oder daß sie auf die Entledigung von denselben sonst selbst bedacht seyn würden. Indem man eine solche Sprache gegen den Pabst führte, konnte man auf dem Reichstage wol nicht geneigt seyn, sich seinen Wünschen wegen der Vollziehung des Wormser Edicts gegen Luthern und seine Anhänger gefällig zu erzeigen. Selbst die Urheber dieses Edictes, selbst die größten Feinde der neuen Secte, mußten sich jetzt aus Staatsklugheit gegen alle gewaltsame Maaßregeln abgeneigt stellen. Dies beförderte eine Antwort auf den päbstlichen Antrag, die, unter dem Schein, den päbstlichen Stuhl desto dringender zur Abstellung ihrer Klagen zu bewegen, eine fast wörtliche Billigung der Unternehmung Luthers enthielt. Man erklärte nemlich dem Pabst, daß die kaiserlichen Mandate wider Luthers Lehre deswegen nicht wären vollzogen worden, weil die Stände, wenn sie Luthers Schriften, welche die Misbräuche des römischen Hofs und der Geistlichen so sehr ans Licht gezogen hätten, unterdrückten, die Wahrheit zu unterdrücken glaubten, weil sie befürchteten, zu einem gefährlichen Aufstande Gelegenheit zu geben. — Zur Beylegung der Unruhen trugen sie darauf an, daß der Pabst, mit Bewilligung des Kaisers, nach Straßburg, Mayny, Cöln, Metz, oder nach irgend einer andern deutschen Stadt, ein freyes christliches Concilium, wenns möglich wäre, innerhalb Jahresfrist, ausschreiben, und diesem die Entscheidung der Religionsstreitigkeiten überlassen sollte — a). Diese Sprache führte eine Reichsversammlung, die vor noch nicht völlig zwey Jahren das Wormser Edict gegeben hatte! Daß der luthern ergebene Theil derselben zu einem furchtsamen Betragen gar keine Ursachen zu haben glaubte, beweiset noch ein andrer Vorfall dieses Reichstags. Die päbstlichen Legaten hatten den Einfall, sich über einige nürnbergische Prediger zu beklagen, besonders über Osiandern, der von der Jungfrau Marie gotteslästerlich gesprochen, sich des Judenthums verdächtig gemacht, und das heilige Abendmahl unter beiderley Gestalt auszutheilen gerathen habe. Cheregati bestand darauf, daß dieser und noch drey andere Prediger möchten nach Rom geschickt werden. Da aber der Rath zu Nürnberg den Schluß faßte, daß man alle Anstalten treffen müsse, die Prediger, wenn man sie mit Gewalt in Verhaft nehmen würde, wieder zu befreyen, und sich gegen alle Angriffe nachdrücklichst

a) Plank — S. 161.

lichſt ſchützen zu können, ſo antworteten die Stände den Legaten, es ließe ſich, ohne Beſorgniß einer Empörung, nicht thun, die Prediger einer ſolchen Stadt unverhört und unüberwieſen wegen unchriſtlicher Lehre gefänglich einzuziehen. Die Empfindlichkeit des gekränkten Pabſtes ergoß ſich nun in bittere Klagen, die er bey dem Kaiſer namentlich über die Städte Straßburg, Nürnberg und Augsburg, die der Lehre Luthers am günſtigſten ſchienen, anbrachte; aber Carl V. war gerade damals mit demſelben zu wenig zufrieden, als daß er auf deſſen Klagen hätte achten ſollen. Deſto lebhafter erfuhr es ſein Nachfolger, wie viel ſich ein gefälliger Pabſt von des Kaiſers Beyſtand verſprechen durfte.

Wie ſich der päbſtl. Legat Campegius benahm.

20. Clemens VII, der dasjenige, was Adrian verwahrloſet hatte, wieder beybringen wollte, ſchickte gleich nach dem Antritte ſeiner Würde den feinſten Prälaten des römiſchen Hofes, Campegius, nach Deutſchland um der damals ausgeſchriebenen Reichsverſammlung beyzuwohnen. Glücklicher hätte er nicht leicht wählen können. Er erhielt wenigſtens ſo viel, daß die Anhänger der lutheriſchen Lehre keine neuen Vortheile auf dieſem Reichstage gewannen, die ihnen das Glück des vorigen, und ſo viele ſeinem Auftrag höchſtnachtheilige Umſtände zu ſichern ſchienen. Er ſollte nemlich, ſeinem Auftrag gemäß, blos auf die Vollziehung des Wormſer Edicts dringen, ohne ſich auf den Punct der das letztemal übergebenen Beſchwerden einzulaſſen. Da nun die Reichsſtände ganz natürlich zuerſt nach des Pabſtes Antwort auf ihre Beſchwerden fragen mußten, ſo konnte die geringſte Bemühung, ihr auszuweichen, nichts anders als Erbitterung bey ihnen hervorbringen, und dieſe Erbitterung konnte ſie unmöglich geneigt machen, ein ſchon einmal abgewieſenes Anſinnen zu bewilligen. Des Legaten erſte Aufnahme in Deutſchland ſchien auch gar nichts gutes für den glücklichen Erfolg ſeiner Geſchäffte zu verſprechen. Als er bey ſeinem Einzug in Augsburg den Segen austheilen wollte, wurde er von dem Volke ſo verſpottet, daß ihm die Stände den Rath gaben, er möchte bey ſeinem Einzug in Nürnberg dieſe Ceremonie unterlaſſen. Er befolgte nicht nur dieſen Rath; er legte ſogar den Cardinalshut ab, und er gab nicht zu, daß ihm das Kreuz durfte vorgetragen werden. Sein übriges Betragen aber war für die Deutſchen ſo ärgerlich, daß er ſich die Beſchimpfungen, die er in der Folge in Nürnberg erfuhr, größtentheils ſelbſt zuzuſchreiben hatte. Die daſigen Prediger hielten es für ihre Pflicht, bey ſeiner Anweſenheit noch viel heftiger als ſonſt gegen alle Ueberbleibſel des päbſtlichen Glaubens zu eifern. Am Oſterfeſt empfingen über dreytauſend Perſonen das heilige Abendmal unter beiderley Geſtalt. Unter ihnen befanden ſich ſelbſt mehr als dreyßig von den Hofleuten des Erzherzogs Ferdinand. Umſonſt beſchwerte ſich derſelbe bey dem Rath über die Prediger; der Rath verantwortete ſich mit Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit. Einer ſeiner Hofgeiſtlichen wurde noch überdies auf das ſchimpflichſte gemishandelt; ihm ſelbſt, als dem Haupte des catholiſchen Bundes, drohete man öffentlich; ja es verbreitete ſich unter den Reichsſtänden das Gerücht, es hätten einige Edelleute ſich gegen den Rath zu Nürnberg erboten, ſie wollten, wenn ſie ſich auf die Stadt verlaſſen könnten, das umherliegende Land auf zwanzig Meilen im Umkreis von allen Biſchöfen reinigen. Alles dieſes vermochte des Campegius Gleichmüthigkeit und Gelaſſenheit nicht zu erſchüttern. Mit unverſchämter Dreiſtigkeit wagte er es in der Reichsverſammlung zu behaupten,

Digitized by Google

das Verzeichniß der hundert Beſchwerden der deutſchen Nation wäre dem Pabſt gar nicht übergeben worden; es wäre nur in drey Exemplarien nach Rom gekommen, und man hätte es dort niemals für eine gemeinſchaftliche Schrift der Reichsſtände, ſondern nur für eine von den Feinden des römiſchen Stuhls ausgeſtreute Sammlung angeſehen, indem nicht nur einige dem Anſehn des Pabſtes nachtheilige, ſondern ſelbſt eigentlich ketzeriſche Fordrungen darin enthalten wären. Der Stände Erſtaunen über dieſe Erklärung kann man ſich leicht vorſtellen; den lauten Ausbruch deſſelben verhinderte aber der Umſtand, daß jetzt auch der Kaiſer ſich in die Sache miſchte. Denn unmittelbar nach dem Legaten trat der kaiſerliche Orator, Johann Haunart, auf, und verſicherte den Reichsſtänden des Kaiſers ernſtliche Unzufriedenheit über die Nichtbeobachtung des Wormſer Edicts, und drang in ſeinem Namen auf die durchgängige Vollziehung deſſelben.

Abſetzung der Regimentsräthe.

21. Noch mehr als dieſe Ermahnung wirkte aber vielleicht die durch die Unzufriedenheit über das bisherige Verfahren des Reichsregiments entſtandene Gährung. Das Reichsregiment hatte ſich nemlich bey verſchiedener Gelegenheit für Luthers Grundſätze parteyiſch gezeigt. So beſchwerte ſich z. B. der Biſchof von Wirzburg, daß es ihm den Befehl zugeſchickt habe, zwey von ſeinen Capitularen, die er, ihrer Verheirathung wegen, gefänglich eingezogen hatte, aus ihrem Verhaft loszulaſſen, daß es einem wegen irriger Lehren entwichenen Domherrn ſicheres Geleit ertheilt habe. Die Reichsfürſten führten aber auch noch andre Beſchwerden über das Reichsregiment, welche beſonders den Umfang der Gerichtbarkeit deſſelben betrafen. Solche Fürſten waren die Churfürſten von Trier und von der Pfalz, und der Landgraf von Heſſen. Sie und einige andre Reichsſtände drungen daher auf die Abſetzung der bisherigen Regimentsmitglieder, und vereinigten ſich ſogar, an den Reichstagsverhandlungen nicht eher Theil zu nehmen, als bis ihrem Verlangen Gnüge geſchehen wäre. Noch weniger aber wollten ſie über den künftigen Unterhalt des Regiments ſich berathſchlagen. Es kam auch, ungeachtet aller Einwendungen des Statthalters und des kaiſerlichen Commiſſarius, und aller Vorſtellungen
im März. der Regimentsmitglieder ſelbſt, dahin, daß wirklich der Schluß gefaßt wurde, ſämtliche Regimentsperſonen, ihrer Ehre unbeſchadet, zu beurlauben, und um Pfingſten ein neues Regiment zu errichten. Dieſer Entſchluß wurde auch, ohne auf der
im Apr. Regimentsperſonen Proteſtation Rückſicht zu nehmen, kurz vor dem Ende des Reichstags ausgeführt, und die Reichsſtände machten es, als ſie in die fernere Unterhaltung des Regiments willigten, zur ausdrücklichen Bedingung, daß die bisherigen Mitglieder deſſelben gar nicht wieder ſollten angeſtellt werden [b]).

Der Reichsabſchied iſt den Lutheranern ungünſtig.

22. Die hierdurch verurſachte Gährung half, nebſt der Einmiſchung des Kaiſers, einen Reichstagsabſchied bewirken, der für Luthern und die Reformation viel ungünſtiger als der vorige ſchien. Zwar beharrte man auf der Zuſammenberufung eines Conciliums; auch wollte man erſt auf einem im November dieſes Jahres zu Speyer anzuſtellenden Reichstag ſich darüber berathſchlagen, was bis dahin in Reli-

b) Häberlin, X, 564. u. f. f.

Digitized by Google

Religionssachen zu verfügen sey; aber der schlimmste Punct war, daß einstweilen alle Stände dem Wormser Edict, so viel ihnen möglich wäre, Folge leisten sollten. Gegen diesen Schluß des Reichstags protestirte der churſächsische Gesandte abermals; eben dieses thaten die Grafen von Salm und Wertheim. Luther ließ, so bald er das Mandat bekam, es mit dem Wormser Edict zusammendrucken, zeigte die Widersprüche zwischen beiden, und fiel in der Vorrede und den Glossen, die er darzu machte, über den Pabst, den Kaiser und die Stände mit gleicher Heftigkeit her [c]). Ueberhaupt konnte der Reichsabschied den Anhängern Luthers wenig Schrecken verursachen, weil sich die Vollziehung desselben nicht erzwingen ließ. Dies fühlte der päbstliche Legat sehr gut. Sein schlauer Scharfsinn zeigte ihm aber bald einen andern Weg, auf dem er beym gewünschten Ziele leichter anlangen konnte. Da er die Reichsstände nicht vereinigen konnte, so durfte er nur ihre Trennung so auffallend als möglich machen; so durfte er nur eine Parten der andern entgegenstellen. Der päbstliche Hof konnte dabey auf keinen Fall verlieren. Die damaligen Umstände schienen noch überdies günstig, der einen Parten ein Uebergewicht über die andre zu versprechen, durch welches sie ohne Mühe könnte erdrückt werden. Schon in Nürnberg machte Campegius den Anfang, sich derjenigen Stände zu versichern, welche die meiste Heftigkeit gegen die neue Secte geäußert hatten, und der glückliche Erfolg seiner Bemühungen zeigte sich sogleich nach geendigtem Reichstag. Kaum zwey Monate hernach versammelten sich eben diese Stände zu Regensburg. Hier erschien auch der Erzherzog Ferdinand nebst dem Legaten, der ihn vom Reichstage nach Stuttgard und Heidelberg begleitet hatte. Von andern Reichsständen waren die Herzoge Wilhelm und Ludewig von Bayern, der Erzbischof von Salzburg, und die Bischöfe von Trident und Regensburg gegenwärtig. Die Bischöfe von Bamberg, Speyer, Straßburg, Augsburg, Costnitz, Freysingen, Passau und Brixen, hatten Gesandten geschickt [b]). Diese Herren machten sich nun unter einander und gegen einander verbindlich, das Wormsische Edict in ihren Ländern nach seiner ganzen Schärfe zu vollziehen, keine Veränderung im öffentlichen Gottesdienste zu verstatten, keine verheirathete Geistliche zu dulden, alle ihre Unterthanen, die sich Studierens wegen zu Wittenberg aufhielten, zurückzurufen, keinem Geistlichen, der dort studirt hätte, ein Amt anzuvertrauen, und die Ausrottung der Ketzerey überhaupt auf alle Weise zu befördern. Am Ende dieser Vereinigungsformel verbanden sie sich noch besonders zu gemeinschaftlicher Unterstützung durch Rath und That, wenn etwa einer oder mehrere von ihnen, ihres christlichen Vornehmens wegen, feindselig angegriffen, oder wenn unter ihren Unterthanen Unruhen und Empörungen daraus entspringen sollten. Zu gleicher Zeit erklärten sie aber auch ihren gemeinschaftlich gefaßten Entschluß, eine Reformation in ihrem Lande vorzunehmen, welche allen wirklichen Misbräuchen im Kirchenstaate abhelfen sollte. Der Entwurf hierzu war eine Erfindung des listigen Legaten, der dadurch den Reichsständen, welche beständig Beschwerden vorbrachten, eine Decke über die Augen ziehen wollte. Die Aendrungen, die er vorschlug, betrafen jedoch bloß die unbeträchtlichsten unter den Misbräuchen, über welche geklagt wurde. Von den eigentlichen Hauptbe-

Erste Verbindung der catholischen Parten.

c) Plank — S. 167.

b) Häberlin, S. 623.

schwerden der Nation über den päbstlichen Hof wurde natürlich gar nichts erwähnt; wie hätte sich auch der Legat in Ansehung dieses Punctes einlassen können? Seine Vorschläge zielten nur auf die Herabwürdigung der niedrigern Geistlichkeit ab [e]), um der höhern eine desto größere Macht einzuräumen. Die Reichsversammlung zu Nürnberg hatte sie aus eben dem Grunde mit unwilliger Verachtung verworfen; die zu Regensburg versammelten Stände benutzten sie hingegen zum Vorwande ihrer Vereinigung, und machten sie als Gesetz für ihre Länder bekandt. Der bloße Name einer Reformation gab doch den Absichten der Verbundenen einen gewissen Schein, der in der Folge die Ausführung derselben befördern konnte. Doch damals ließ sich noch niemand im Ernst von diesem Schein blenden. Viele und zum Theil mächtige Glieder des Reichs, welche von luthers Neuerungsversuchen gar nicht günstig dachten, betrachteten es doch als gesetzwidrige Kühnheit, daß einzelne Stände sich die Freyheit nahmen, eine Reformationsordnung ausgehen zu lassen, welche keine Reichsversammlung bestätigt hatte. Einige legten ihr Misfallen darüber öffentlich an den Tag, und verschiedene, als der Bischof von Eichstedt und der Markgraf Casimir von Brandenburg, weigerten sich, als sie eingeladen wurden, dem Bunde beyzutreten. Andere schämten sich des neuen Anlasses zum bittersten und gerechtesten Spott, den man der im Ernst reformirenden Partey dadurch gegeben hatte, und diese benutzte den gegebenen Anlaß auch so trefflich, daß die ausgegangne Ordnung bald zum Gelächter des Pöbels wurde. Das Bündniß selbst, das sich zur Beobachtung derselben verbindlich machte, schien auch anfangs gar nicht furchtbar. Es bestand, den Erzherzog Ferdinand und die Herzoge von Bayern abgerechnet, aus lauter Bischöfen. Keiner der geistlichen Churfürsten, keiner der persönlichen Feinde luthers, weder der Herzog Georg, noch der Churfürst von Brandenburg, ja nicht einmal eine Reichsstadt, ließ sich zum Beytritt bewegen. Indessen war für den päbstlichen Hof doch immer viel gewonnen, daß nun das Beyspiel zu einer Verbindung gegeben war, von welcher er sich noch allein thätigen Beystand versprechen konnte. Die Vergrößerung derselben kostete weit weniger Mühe, als ihre Entstehung gekostet hatte. Schon die Vertheidigungsanstalten, zu welchen die Gegenparten dadurch gezwungen wurde, mußten zur Beförderung dieser Absicht das Ihrige beytragen. Kurz, Campegius behält immer die Ehre, das unselige Mittel erfunden zu haben, durch das in der Folge die Reformation, und nebenher auch die Freyheit Deutschlands, der Gefahr ihrer Unterdrückung so nahe kam. Die Aufmerksamkeit beider Partenen beschäftigte aber darauf der sogenannte, eben sowol wegen seiner Umstände als seiner Folgen merkwürdige, deutsche Bauernkrieg [f]).

e) Es sollte z. B. keine Pfarrey mehr mit Mönchen besetzt, kein Stationirer mehr geduldet, keine Pfründe und kein geistliches Amt mehr verkauft werden. Plank, S. 172.

f) Plank — S. 175.

Zwölfs

Zwölfter Abschnitt.

Geschichte des Bauernkriegs.

1.

Daß die Reformation dem gemeinen Volke sich hauptsächlich deswegen empfahl, weil sie die Abstellung von Misbräuchen versprach, die ihm mit den abscheulichsten Farben geschildert wurden, und die es zum Theil schon vorher höchst drückend gefunden hatte, das beweist der ganze Gang derselben. Von jeher ist es dem unaufgeklärten Volke, das sich so leicht einen bessern Zustand als den seinigen träumt, angenehm gewesen, wenn man ihm von Neuerungen, wodurch Misbräuche abgeschafft werden sollten, vorerzählte. Luthers Zeitgenossen, die jetzt so viel von christlicher Freyheit hörten, rechneten alles, was ihnen lästig war, unter die abzustellenden Misbräuche, und fanden jeden Zwang, jede beschwerliche Anordnung des Staates der christlichen Freyheit und dem Worte Gottes entgegen. Die Obrigkeiten und die Fürsten, die sich ihren Freyheitsversuchen widersetzten, dünkten ihnen lauter Tyrannen und Verfolger des Evangeliums, und eben diese Vorstellung, daß sie für dieses stritten, begeisterte sie selbst zu der Zeit, wo sie die abscheulichsten Handlungen der unmenschlichsten Grausamkeit sich erlaubten. Die wenigsten Bauern, welche an diesen Empörungen Theil nahmen, hatten wirklich Ursache die Regierung ihrer Herrschaft tyrannisch zu finden. Sie trugen, wenn man die Wirtemberger und die Unterthanen einiger Grafen und Herren ausnimmt, ein Joch, das zwar nicht immer sehr sanft, aber auch doch nicht eisern war. Ihren übertriebenen Eifer hatte, wie sich gar nicht leugnen läßt, hauptsächlich die Art entflammt, mit der man es zur Theilnehmung an der Reformation aufforderte. Der heftige Ton, der in allen Schriften luthers herrschte, die hinreißende Volksberedtsamkeit, die ihm so eigen war, der Muth, die Unerschrockenheit, der Heldenglaube, mit dem er seine Sache als Gottes Sache, und seine Feinde als Gottes Feinde darstellte, entflammte schon die Gemüther weit heftiger, als es nöthig war. Denkt man sich nun noch hinzu die Art, mit der er die Großen behandelte, die harten Wahrheiten, die er nicht nur den geistlichen, sondern auch den weltlichen Fürsten vor den Ohren des Volks so laut sagte, die Ankündigung der Gerichte, die er ihnen als Tyrannen und Verfolgern des Evangeliums mit der zuversichtlichen Kühnheit eines Propheten drohete, so wird man die Wirkungen, die dieses bey Menschen, in deren Köpfen neue Wahrheit und in deren Seelen alter Tyrannenhaß gährte, leicht begreifen können. Luther warf also selbst zum Feuer des Bauernkrieges einen Funken, aber gewiß ohne Vorsatz, und ganz unschuldig. Sein Betragen während den Unruhen selbst, die Bemühungen, sie zu stillen, der beynahe unbarmherzige Eifer, mit dem er, als er seine Bemühungen fruchtlos sah, die Aufrührer verfolgte, beweist es ganz unwiderleglich.

Ursachen des Bauernkriegs.

2. Die deutschen Bauern hatten sich zwar schon öfters, hatten sich noch neulich im Wirtembergischen empört, aber noch nie war ihr Aufstand so allgemein, noch nie verbreitete er sich gleich einer von einem Sturme angefachten Feuersbrunst durch

Erster Ausbruch desselben.

durch ganz Deutschland. Wenn ein Haufe der Bauern Nachricht bekam, daß sich auch an einem benachbarten Orte Leute zusammengerottet hatten, so richtete er, wie z. B. die Haufen von Algey und am Bodensee, einen Vertrag und ein Bündniß mit demselben auf; aber weiter ging es nun nicht. Die ersten wirtembergschen Aufrührer wollten mit den hohenlohischen und odenwaldischen Rotten schon keine Gemeinschaft haben. Allmählich wurde jedoch der Geist des Aufruhrs natürlich immer ansteckender. Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete sich nun derselbe von Schwaben durch die Länder am Rhein, an der Donau, am Bodensee, in Franken bis nach Thüringen und Sachsen [g]). Das Beyspiel der wirtembergischen Bauern
1524 wirkte schon im November des vorigen Jahrs auf die Unterthanen des Grafen von Lupfen im Hegau, welche die harten Bedrückungen, die sie von demselben leiden mußten, nunmehr ganz unerträglich fanden. Das neue kaiserliche Regiment, welches damals zu Eßlingen seinen Sitz hatte, schickte zwar einige Abgeordnete an die Aufrührer, die auch einige Ursachen der Empörung abstellten; sie hörte aber deswegen doch noch nicht gänzlich auf. Im folgenden Frühjahre wurde vielmehr der Aufstand allgemein [h]). Zum Ausbruche desselben trug vielleicht des schwärmerischen Carlstadts Anwesenheit in Schwaben nicht wenig bey. So viel ist ausgemacht, daß er sich gerade um eben die Zeit zu Rothenburg an der Tauber befand, da der Aufstand des Landvolks in der Nachbarschaft die Gemüther einiger Bürger in dieser Stadt in Gährung zu setzen anfing, daß er mehr als einmal dort predigte, und einige Bilderstürmereyen veranlaßte. Auch soll er das Volk ermahnt haben, bey seiner guten und gerechten Sache standhaft zu verharren. Erinnert man sich nun dabey der lermenden Auftritte, die er in Wittenberg veranlaßte, so wird man an seiner Einwirkung auf den Empörungsgeist der schwäbischen Bauern kaum noch zweifeln können. Hierzu kömmt noch, daß alle seine Schüler und Freunde, die er, als er beym Ausbruche des Aufruhrs die Flucht ergriff, zurückließ, als Theilnehmer an dem Aufstande gestraft wurden, daß ein Buchdrucker, der verschiedene Schriften von ihm gedruckt hatte, enthauptet wurde, daß alle Gefangne bey ihrem Verhör immer zuerst gefragt wurden, ob sie mit Carlstadten Gemeinschaft gehabt hätten [i]). Anfangs benutzten die Urheber der Empörung Hochzeiten oder andre Feierlichkeiten, wo sie, ohne Verdacht zu erregen, mit vielen Leuten Berathschlagungen anstellen konnten. Der Ausgang derselben bewirkte immer Verbindungen, welche theils die Lehre des Evangeliums vertheidigen, theils das Ende der Sclaverey befördern sollten [k]). Sie vereinigten sich dabey über zwölf sogenannte Artikel, welche (doch läßt sichs nicht beweisen) Elias Schappelern, einen Prediger zu Memmingen, sollen zum Verfasser gehabt haben. Der Verfasser derselben mag aber seyn wer er will, so war er ein mächtiger Schwärmer, der sich so recht in die Seele der Bauern hineingedacht hatte. Die Forderungen, die sie machten, bestanden fast in lauter Dingen, die sie möglichst unabhängig und uneingeschränkt machen sollten. Sie verlangten das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen; sie verlangten eine andre Einrichtung wegen der Verwendung des großen Zehntens, und eine völlige Befreyung vom kleinen; sie verlangten die Aufhebung der Leibeigenschaft; sie verlangten die Jagd-

g) Plank, S. 175. u. f. f.
h) Häberlin, XI, 1. u. f. f.
i) Plank, S. 188.
k) Häberlin, S. 2.

Digitized by Google

Jagd- und Fischgerechtigkeit, die Erlaubniß, unentgeldlich Holz zu fällen, die Verminderung der Frohndienste, der Strafen, der Gülten, die Zurückgabe der den Gemeinden entrissenen Güter, und die gänzliche Abschaffung des sogenannten Todfalls l).

Wirtembergische Unruhen.

3. Daß der Ausbruch der Gewaltthätigkeiten, durch welche die Bauern diese Forderungen durchzusetzen gedachten, noch etwas aufgehalten wurde, verursachte ein neuer Versuch Herzog Ulrichs von Wirtemberg, sich seines Landes wieder zu bemächtigen. Er hatte, so wenig es ihm auch seine traurige Lage erlaubte, noch immer Mittel gesucht, den Besitz seines verlohrnen Landes wieder zu erlangen. Es glückte ihm auch, die wichtige Festung Hohentwiel in seine Gewalt zu bekommen; zu weitern kriegerischen Unternehmungen machte ihn aber seine kraftlose Verfassung unfähig. Auf dem nürnbergischen Reichstage des vorigen Jahrs kam er mit der schriftlichen Bitte ein, ihm sein Land wieder einzuräumen, und zugleich setzte er hinzu, daß man es ihm, wenn seine Bitte unerfüllt bliebe, nicht verargen möchte, wenn er das Aeußerste wagte. Sein Gesuch fand ganz natürlich kein Gehör. Nun fing er wirklich an, auf ernstlichere Anstalten zu denken. Er begab sich mit seinen Leuten von Mömpelgart nach Hohentwiel. Des Erzherzogs Beamten, und er selbst trafen sogleich alle Vorkehrungen, die nöthig waren. Die wirtembergischen Landstände, die mit der damaligen Regierung sehr zufrieden waren, erboten sich, sechs hundert Mann zu stellen. Auch die übrigen Stände erklärten sich zur Hülfe bereit. Die Mannschaft, die sie versprachen, belief sich über tausend Reiter und zwey tausend und vier hundert Mann Fußvolk. Für Ulrichs Kräfte war diese Kriegsmacht viel zu groß. Seine Hoffnung, von den Eidgenossen unterstützt zu werden, sah er abermals vereitelt; sie wollten ihm nicht einmal für Geld Kriegsvolk anwerben lassen. Wenn er aber auch die Erlaubniß gehabt hätte, so würde sie ihm wenig geholfen haben; denn es fehlte ihm an Geld. Der König Franz von Frankreich versprach ihm zwar ein Darlehn von funfzehn tausend Kronen; er befand sich aber, als er sein Versprechen erfüllen sollte, gerade in Carls V. Gefangenschaft. Alle Hoffnungen schienen nun für Ulrichen verschwunden, als der in Schwaben entstehende Bauernaufruhr ihm neue Aussichten zeigte. Er sah seine Feinde, die Mitglieder des schwäbischen Bundes, nunmehr so beschäfftigt, daß er, auch ohne Bundesgenossen, etwas wagen zu können, glaubte. Ja er hatte sogar Muth genug, sein Vorhaben den Reichsständen, den Eidgenossen und dem schwäbischen Bunde bekandt zu machen. Auch lief ihm jetzt so viel Kriegsvolk zu, daß er auf zehn tausend Mann zusammenbrachte. Ungeachtet zwey tausend Schweizer, vermuthlich weil er ihnen ihren Sold nicht richtig auszahlte, sich wieder von seinem Heere trennten, so war er doch schon bis Stuttgart vorgerückt. Schon fing er auch diese Stadt an zu beschießen, als seine Kriegsleute, gerade wie er sie am nöthigsten brauchte, davonliefen, und bald blieb ihm weiter kein Zufluchtsort als Hohentwiel m).

1525 im März.

4. Wäh-

l) Pfaff, S. 179.

m) Michaelis, III, 341 – 343. Die Eidgenossen schickten, auf wiederholtes Ansuchen des schwäbischen Bundes, den Hauptleuten der Schweizer in Ulrichs Diensten Befehl zu, den Herzog zu verlassen. Häberlin, S. 4.

Digitized by Google

Bauernkrieg in Schwaben.

4. Während Ulrichs unglücklichem Verſuch, ſich ſeines Landes wieder zu bemächtigen, vergrößerte ſich der Schwarm der aufrühreriſchen ſchwäbiſchen Bauern immer mehr. Er trennte ſich jetzt in drey Haufen, von welchen der eine bey Biberach, der andre im Algau, und der dritte am Bodenſee ſich lagerte. Georg Truchſeß von Waldburg, der bisher den Herzog Ulrich mit einiger Mannſchaft beobachtet hatte, zog ſich nach Ulm, wo damals der ſchwäbiſche Bund verſammlet war.

im März.

Er bekam von dem Bunde den Auftrag mit aller unter ſeinem Befehle ſtehenden Mannſchaft zu Roß und zu Fuß gegen die Bauern, die ſich auf dem Rieß zwiſchen Ulm und Biberach, auf zwölf bis vierzehn tauſend Mann ſtark, zuſammengerottet hatten, auszuziehen n). Er ſchlug ſein Lager nur eine halbe Meile weit von ihnen auf. Da ſie nun ihre Gewaltthätigkeiten noch immer fortſetzten, da ſie manchen Kriegsknecht des ſchwäbiſchen Bundes, die Beute- und Plündrungsſucht zerſtreute, tödteten, da ſie einige Edelleute umbrachten, und manches Kloſter plünderten und verwüſteten, ſo hatte ihnen der Truchſeß einen ernſtlichen Angriff zugedacht. Sie warteten ihn aber nicht ab, ſondern brachen die Nacht vorher auf, und fielen in das Mönchkloſter Marchthal. Der Truchſeß rückte ihnen zwar ſogleich nach; ſie zerſtreuten ſich aber nun ſo plötzlich, daß niemand wußte, wo ſie hingekommen waren. Der Bund befahl hierauf dem Truchſeß, die Bauern um Leipheim und Günzburg, die ſich bis nach Augsburg alle empört, und zu den Aufrührern am Bodenſee und im Algau geſchlagen hatten, zu züchtigen. Er zog hierauf mit der Reiterey des Bundes gegen ſie aus, und ſtieß auf einen Haufen von ſechs tauſend Bauern. Von dieſen wurden einige tauſend erſtochen; einige, die ſich mit der Flucht retten wollten, ertrunken in der Donau, und ſehr viele wurden gefangen genommen, ſo daß ihrer nur eine kleine Zahl davon kam. Einige hundert Bauern, die jenen zu Hülfe ziehen wollten, wurden von einer Schaar meiſtens heſſiſcher Reiter bey dem ulmiſchen Dorf Nawe erſtochen. Die kleinen Städte Leipheim und Günzberg mußten ſich nun dem Truchſeß, der mit einer anſehnlichen Kriegsmacht und mit dem nöthigen Geſchütz vor ihnen erſchien, bald ergeben. Beide wurden geplündert, und einige Anführer und Rathgeber hingerichtet. Die Herren des kaiſerlichen Regiments, und verſchiedene ſchwäbiſche Reichsſtädte, als Coſtanz, Memmingen, Ysni, brachten es hierauf dahin, daß zu Ulm Friedensunterhandlungen gepflogen wurden; es erſchienen auch einige Abgeordnete von den am Bodenſee und im Algau zuſammengerotteten Bauern; man konnte aber über die Vergleichsbedingungen nicht einig

im Apr.

werden. Vielmehr zog ſich auf dem Nieth bey Balderingen wieder ein großer Schwarm zuſammen, dem die Bodenſeer und Algauer Hülfe ſchickten. Manches Schloß und manches Kloſter in der benachbarten Gegend wurde nun ausgeplündert und zerſtört. Der Truchſeß rückte hierauf gegen die Bodenſeer und Algauer aus, und ließ ihrer bey dem Städtchen Wurztag, einige Meilen von Biberach, auf einmal ſieben tauſend niederhauen und niederſtechen. Ein zu Weingarten, bey Ravensburg, verſammelter Haufe von acht und mehr tauſend Mann lief bey ſeinem Anzu-

n) Bey der folgenden Geſchichte dieſes für das damalige Deutſchland ſo wichtigen Krieges leg ich den päuriſch und proteſtierenden Krieg durch M. Jacob Schluſſern von Suderburg, Baſel 1573. in Fol. zum Grunde. Schluſſer hat Gnodals lateiniſche Beſchreiburg deſſelben nicht nur verdeutſcht, ſondern auch vermehrt.

Digitized by Google

Anzuge ſogleich auseinander. Deſto muthiger ſtellten ſich ihm aber die Bodenſeer und Algauer, auf ſechzehn tauſend Mann ſtark, und meiſtens ſehr geübte Kriegsleute, bey Weingarten entgegen. Da ſein Fußvolk und ſein Geſchüz noch nicht nachgekommen war, ſo wagte er es nicht, mit ſeiner Reiterey ſie anzugreifen. Indeſſen brachten es Graf Hans von Montfort und der Abgeordnete von Ravensburg dahin, daß der Truchſeß auf die Bedingung, daß ſie die Waffen niederlegen ſollten, ihnen Gnade widerfahren ließ [c]). Der ſchwäbiſche Bund errichtete damals mit dieſen Bauern einen Vertrag, der ſie gegen die Bedrückungen, die ihnen am unerträglichſten waren, ſichern ſollte [d]).

5. Der Bauernaufruhr in Schwaben war nun meiſtens gedämpft; aber nun lermten die Bauern in Franken. Der vornehmſte Anſtifter derſelben war Hans Georg Metzler, ehedem Gaſtwirth in dem maynziſchen Flecken Ballenberg auf dem Odenwalde, der ſein Vermögen mit Spielen und Schwelgen durchgebracht hatte. Dieſer brachte die Bauern aus der herumliegenden Gegend in Bewegung. Zuerſt rotteten ſich aus der rothenburgiſchen landwehr auf zwey tauſend Bauern zuſammen. Dieſer Schwarm wurde von pfälziſchen, maynziſchen, wirzburgiſchen, deutſchherriſchen und ritterſchaftlichen Bauern von allen Seiten vermehrt. Metzler hatte nun die Ehre, zum oberſten Hauptmann dieſes Haufens gewählt zu werden. Man machte überhaupt bey demſelben ſo gute Anordnungen, wie ſie nur bey einem ordentlichen Kriegsheere können gemacht werden. Nun mußten auch die, welche keine Neigung dazu hatten, ſich mit ihnen verbinden. Zu Mergentheim, wo ſich die Bürger bereits an dem Hof des Abts von Schönthal vergriffen hatten, wurden ſie bald hineingelaſſen. Nachdem ſie nun in dem Schloſſe zu Mergentheim, wo ſie vielen Vorrath fanden, ein paar Tage lang recht hochgeſchmauſt hatten, eroberten ſie das über Mergentheim dem Deutſchmeiſter gehörige Schloß Neuhaus, plünderten es, und brennten es völlig ab. Dabey bewieſen ſich ſelbſt der deutſchen Herren Diener ſehr geſchäfftig. Auch das Kloſter Schönthal wurde rein ausgeplündert und verwüſtet. Nun zogen ſie in die Grafſchaft Hohenloh, wo die Bauern den Hauptflecken Oehringen ſchon eingenommen, und den Magiſtrat ins Gefängniß geworfen hatten. Von da ging der Zug nach Neuenſtein, der Reſidenz des Grafen Albrechts; der Graf und ſein Bruder Georg retteten ſich durch die Flucht. Die Bauern nahmen hierauf das Schloß ohne große Mühe in Beſiz, und kein Flehen und kein Bitten der gräflichen Gemahlin, die ſich den Anführern zu Füßen warf, vermochte ſie daran zu hindern. Es blieb den Grafen alſo weiter nichts übrig, als ſich auf die bekannten zwölf Artikel mit ihnen zu vergleichen [e]). Es ſahen ſich überhaupt ſelbſt viele Edelleute genöthigt, ſich zu ihnen zu ſchlagen. Der verſtärkte Haufe zog hierauf wieder zurück an die Tauber, eroberte Biſchofsheim und Lauda, wo er das Schloß abbrennte, und machte nun wieder Mergentheim zu ihrem Hauptquartier. Der bisher glückliche Erfolg ſeiner Streifzüge brachte auch andern Bauern die Luſt zum Herumſchwärmen bey. So verſammlete ſich in der Nachbarſchaft von Heilbronn ein Haufe von mehr als zwölf hundert Mann, um zu den odenwaldiſchen bey Oehringen zu ſtoßen. Die vereinigten Haufen nahmen nun Neckarsulm und

in Franken, im Maynziſchen, im März.

c) Schluſſer — S. VIII.
d) Schluſſer — S. XXVIII.
e) Schluſſer — S. XXVI.

Digitized by Google

Weinsberg ein, deren Bürger sich zu ihrer Parten schlugen. In der wirtembergschen Stadt Weinsberg lagen auf 70 Reiter; die Thore wurden den Bauern aber demungeachtet von den Bürgern verrathen. Die Empörer faßten nun in einer großen Versammlung den Entschluß, keinen Fürsten, Grafen, Herrn, Edelmann, Reiter, kurz, keinen der Sporn trüge, wie auch keinen Pfaffen, Mönch, oder andern Müßiggänger leben zu lassen, sondern sie alle, so wie sie ihnen aufstießen, todtzuschlagen. Sie beschlossen dieses hauptsächlich auch aus Rache wegen der vielen tausend Mitbrüder, welche der schwäbische Bund hatte niederhauen lassen. Um nun mit der Ausführung ihres grausamen Entschlusses den Anfang zu machen, und dem Adel Furcht und Schrecken einzujagen, machten sie sich den unmenschlichen Zeitvertreib, die gefangnen Grafen, Edlen und Reisigen, einen nach dem andern, durch ihre Spieße zu jagen. Sie schonten nicht einmal der jungen Edlen und der Knaben; sie mishandelten sogar die Gräfin von Helfenstein und ihren Sohn, und führten sie zuletzt auf einem Mistwagen nach Heilbronn. Von da aus plünderten und verwüsteten sie das Kloster Lichtenstern, und den Flecken Löwenstein. Die jungen Grafen des letztern Ortes mußten als Bauern gekleidet, und mit weißen Stäben in den Händen, sich in ihr Lager bey Heilbronn begeben. Die Stadt Heilbronn selbst konnte ihnen nicht Widerstand thun. Das gemeine Volk, das sich auf ihre Seite neigte, nöthigte den Magistrat, seine Einwilligung zu geben, daß eine bestimmte Anzahl von ihnen möchte in die Stadt gelassen werden. Nun wurde aber alles, was den Klöstern, den Geistlichen, und den deutschen Herren gehörte,
im Apr. geraubt und weggenommen. Der Zug ging nunmehr auf Gundelsheim, die damalige Residenz des Deutschmeisters, los. Der Deutschmeister flüchtete mit seinem Hofstaat nach Heidelberg. Der Flecken und das Schloß wurden, ohne daß die Bürger großen Widerstand thaten, eingenommen, und die Bauern rissen das letztre völlig nieder. Als sie nun ihre Mitbrüder in dem benachbarten Bezirke aufgeboten hatten, drangen sie in das maynzische Gebiet, wo sie das Kloster Amerbach verwüsteten. Jetzt schlugen sich neun maynzische Städte auf dem Odenwalde und am Mayne, nebst noch andern Unterthanen des Erzstifts Maynz, zu ihnen, und jetzt bemächtigten sie sich des churmaynzischen Schlosses zu Aschaffenburg, wobey ihnen die Bürger der Stadt allen Beystand leisteten. Es blieb nun dem Churfürsten weiter nichts übrig, als, mit Bewilligung seines Domcapitels, mit den Bauern
im May. und den mit ihnen verbundenen Bürgern einen Vergleich zu schließen, bey welchem hauptsächlich die schwäbischen zwölf Artikel zum Grunde gelegt wurden r).

im Wirzburgschen, 6. Die maynzischen Aufrührer waren nun wieder beruhigt. Ihre Mitbrüder, die ihnen Beystand geleistet hatten, vereinigten sich nun aber wieder mit den fränkischen Bauern, von welchen sich acht tausend Mann zusammengerottet hatim Apr. ten. Ihr erster Versammlungsort war Rottingen. Von hier aus rückten sie, Schlösser und Klöster plündernd und verwüstend, bis nach Wirzburg, und so wie sie fortrückten, so wuchs ganz natürlich ihr Hause immer mehr. Alle Unterthanen des Bischofs von Wirzburg liefen ihnen zu, so daß sich in ihrem Lager bey dem Flecken Haidingsfeld auf zwanzig tausend wehrhafte Männer befanden. Selbst die Bürger von Wirzburg halfen das Schloß beschießen. An ihrer Spitze befanden sich sogar

r) Schlusser, S. XXXII – XLI.

Digitized by Google

ſogar einige Edelleute, befand ſich ſogar der berühmte Götz von Berlichingen. Ob es ihr Wille war, oder ob man ſie dazu gezwungen hatte, iſt nicht bekandt. Da ſie aber bey den Bauern ſo treulich verharrten, da ſie die Gelegenheiten, ſich von ihnen zu trennen, die ſie doch ſehr leicht finden konnten, nicht benutzten, ſo muß ihnen dieſe Geſellſchaft nicht ſehr unangenehm geweſen ſeyn. Unternehmungen, wie ſie damals aufrühreriſche Bauern und Bürger wagten, ſtimmen auch mit der Denkart der deutſchen Ritter dieſer Zeit viel zu ſehr überein, als daß ſie ſich dabey nicht hätten wohlbefinden ſollen. Doch Götz von Berlichingen entſchuldigte ſich in der Folge auf eine ſehr befriedigende Art. Die Grafen von Hohenlohe, und andre Grafen und Herren, imgleichen einige von der Ritterſchaft, und verſchiedene Reichsſtädte hatten ſich (ſagt er) mit den Bauern in Verbindung eingelaſſen; faſt der ganze Adel vom Odenwald, bis nach Schwaben, war denſelben beygetreten; niemand fand ſich, der mir mein Schloß wollte vertheidigen helfen; da nun die Bauern in das ganz nahe bey demſelben liegende Gundelsheim rückten, ſo blieb mir weiter nichts übrig, als mich mit ihnen zu vergleichen; nun aber zwangen ſie mich auch, ihr Narr[s]) und Hauptmann zu ſeyn. Und nun zeigte er, wie manches Böſe er verhütet, wie manches Schloß, wie manches Menſchen leben er gerettet habe. [t])

7. Während der Zeit, daß Götz von Berlichingen das Schloß zu Wirzburg mußte belagern helfen, während der Zeit, daß die odenwaldiſchen und die fränkiſchen Bauern ſo fermende Auftritte ſpielten, geriethen auch die Bauern in andern Gegenden Deutſchlands in Bewegung. So empörten ſich in der Oſterwoche, welche überhaupt für den Bauernkrieg Epoche macht, auch die Bauern im Hochſtifte Speyer. Zuerſt rotteten ſich in dem Dorfe Malſch im Braurhein funfzig Bauern zuſammen. Vergeblich ließ ſie ihr Biſchof, Herzog Georg von Bayern, zur Ruhe ermahnen. Sie boten vielmehr alle Bewohner des benachbarten Bezirkes unter Drohungen auf, ſich mit ihnen zu verbinden. Ihr Haufe vermehrte ſich auch bald bis auf fünf oder ſechs hundert Mann, und nun lagerten ſie ſich bey dem Dorfe Malſch auf einer Anhöhe. Der Biſchof ließ einige Reiſigen und ſein braurheiniſches Volk gegen ſie anrücken; zu dieſem ſtieß auch der pfalzgräfliche Marſchall von Habern mit zwey hundert Reitern und einigem Geſchütz. Aber die ſpeyerſchen Bauern, welche die Reiter unterſtützen ſollten, ſchlugen ſich auf einmal zu ihren Mitbrüdern auf dem Berg. Da nun dieſer ganz mit Weingärten umringt war, ſo konnten des Biſchofs und des Marſchalls Reiter, vom Fußvolk verlaſſen, keinen Angriff wagen. Jetzt vergrößerte ſich der Haufe der aufrühreriſchen Bauern immer mehr. Kurz, der Biſchof ſah alle ſeine Unterthanen, ſowol Bürger als Bauern, gegen ſich empört. Er mußte daher ſein Land verlaſſen, und nach Heidelberg flüchten. Der ſpeyerſche Bauernſchwarm vereinigte ſich hierauf mit den markgräflich-badenſchen Bauern in dem Bezirke von Durlach, die ſich der Stadt bemächtigt und das Kloſter Gottsau verwüſtet hatten. Der vereinigte Haufe wüthete nun, beſonders gegen die Klöſter, ſo mächtig, daß ihnen der Markgraf Philipp keinen Widerſtand zu thun wußte. Er mußte ſich daher mit ihnen vergleichen. Die Vergleichsbedingungen blieben bey allen dieſen Verträgen, welche die aufrühreriſchen

im Speyerſchen und Badenſchen,

Bauern

s) Götzens eigne Worte, Schluſſer S. XLIII.
t) Schluſſer — S. XLVI.

Bauern damals mit ihren Landesherren schlossen, einander immer ähnlich. Hauptsächlich betrafen sie die Theilnahme an der Besetzung der Pfarrstellen, betrafen sie den Punct, daß der Pfarrer das Wort Gottes lauter und unverdunkelt verkündigen, daß sie ihre Beweise aus dem alten und neuen Testament nehmen sollten u). Die speyerschen Bauern kehrten hierauf nach ihrem Lande zurück, und die badenschen, denen sie den Vergleich mit dem Landesherrn hatten erzwingen helfen, begleiteten sie, um ihnen bey ihren fernern Unternehmungen ihre Erkenntlichkeit thätig zu beweisen. Jetzt gerieth die Stadt Speyer in Gefahr, in ihre Hände zu kommen, und dies konnte ihnen um so weniger Mühe machen, da die Bürger zu Speyer in ihrer Kirchenverfassung schon gewaltsame Veränderungen vorgenommen hatten. Jetzt wußte sich der Bischof nicht anders zu helfen, als nach dem Beyspiele seines Nachbars, des Markgrafen Philipps, mit seinen empörten Unterthanen gleichfalls einen Vergleich zu schließen. Die Geistlichkeit zu Speyer mußte sich verbindlich machen, zwey hundert Malter Korn, fünf und zwanzig Fuder Wein, und ungefähr für hundert Gulden Gewehr an die braurheinische Versammlung nach Rheinhausen zu liefern.

im Apr. Die vor Speyer versammelten Bauern gingen hierauf wieder auseinander. Zu Bruchsal blieben aber die Hauptleute und das Regiment der braurheinischen Bauernrepublik noch immer beysammen, und sie hatten die Einrichtung getroffen, daß sie, sobald sie wollten, fünf bis sechs tausend Bauern zusammenbringen konnten.

in Elsaß, 8. Ueberhaupt war die Ruhe in dieser Gegend noch lange nicht wieder hergestellt. Es standen vielmehr immer neue Bauernschwärme auf. So rotteten sich um diese Zeit auch die Bauern des Zabergaues zusammen, die sich unter andern des Klosters Maulbronn bemächtigten, sodann mit einem großen Haufen schwäbischer Bauern, der sich um Bothmar versammelt hatte, und mit den schwarzwäldischen vereinigten, und alle Städte, Flecken und Dörfer im ganzen Herzogthum Wirtemberg, Asperg, Tübingen (den Sitz des östreichischen Regierungsstaats) und Urach ausgenommen, eroberten, und die Klöster plünderten und verwüsteten. Eben solche Auftritte spielten die elsassischen Bauern, und zuletzt rückten alle diese Haufen vereinigt, auf dreyßig tausend Mann stark, vor Elsaßzabern, dessen Einnahme ihnen gar keine Mühe machte. Weil nun auch die Unterthanen des Herzog Antons von Lothringen schon anfingen, sich mit den Bauern bey Zabern zu vereinigen, so machte dieser ernstliche Anstalten, dem Unwesen bey rechter Zeit Einhalt zu thun. Er bot daher nicht nur seine Lehnsleute auf; er bewarb sich auch bey verschiedenen benachbarten Grafen und Herren um Hülfe; er nahm auf sechs tausend Mann niederländische Fußknechte in Sold. Seine Reiterey war zwey tausend Pferde stark, und unter diesen befanden sich auf zwey hundert Kürassierer. Mit dieser Kriegsmacht rückte der Herzog vor Zabern, worin die Bauern lagen. Unvermuthet stieß sein Kriegsvolk auf einen sechs tausend Mann starken Haufen von Bauern, die ihren Brüdern zu Hülfe ziehen wollten. Diese wurden in dem Dorfe Lupfenstein, wo sie ihre Zuflucht suchten, theils todtgeschlagen, theils verbrennt. Am folgenden Tage eroberte der Herzog auch die Stadt Zabern, und da wurden auf zwanzig tausend Bürger und Bauern grausamerweise umgebracht. Ein solches Verfahren war um so unverantwortlicher, da man die Bauern durch das Verspre-

chen,

u) Schlusser — S. LXII.

chen, daß ihr Leben geschont werden sollte, aus der Stadt gelockt hatte. Uebrigens hatte dieses schreckliche Schauspiel die Folge, daß ein Schwarm von Bauern aus dem Bezirke von Weißenburg, der schon viele Gewaltthätigkeiten verübt hatte, und zu den zabernschen zu stoßen im Begriff war, sich schnell wieder zurückzog. Als der Herzog den Rückzug in sein Land antrat, fand er den engen Weg bey Scherweiler mit sechzehn tausend Bauern besetzt. Sein Kriegsvolk griff sie aber so tapfer an, daß abermals auf fünf bis sechs tausend derselben umkamen. Die übrigen rettete die bald hereinbrechende Nacht. So hatten also die Lothringer allein über dreyßig tausend Bauern erschlagen! r)

9. Indessen hatte aber die Seuche des Bauernaufruhrs auch die benachbarte Pfalz angesteckt. Die Bauern rotteten sich erst im Amte Germersheim, und hernach noch stärker zu Gailweiler zusammen, und bemächtigten sich unter andern der Stadt Neustadt an der Hard. Ein Theil derselben fiel in den Bezirk von Worms ein. Und auch dieser Schwarm würde so mächtig, daß ihm der Churfürst nicht ohne großes Blutvergießen Einhalt thun zu können glaubte. Er brachte sie daher durch einen Vergleich zur Ruhe. Kaum hatte er mit diesem Haufen seinen Endzweck erreicht, so erhob sich schon wieder ein andrer. Der Anführer desselben war Antonius Eisenhut, gewesener Pfarrer zu Eppingen auf dem Kraichgau. Dieser forderte die benachbarten Bauern sowol mündlich als schriftlich zur Empörung auf, und es herrschte in seinen Auffordrungen mehr Gift, als noch in keiner Aufforderung eines Haufens geherrscht hatte. Sie wirkten auch so gut, daß von Gochsheim bis Sinsheim alles geplündert und verwüstet wurde. Der gutmüthige Churfürst wollte auch gegen diese Empörer keine Gewalt brauchen. Er ersuchte sie daher durch ein Schreiben, einigen von ihren vornehmsten Rathgebern zu einer Zusammenkunft mit einigen seiner Minister den Auftrag zu geben. Die Zusammenkunft wurde wirklich gehalten, und ein Vergleich geschlossen. Ungeachtet aber die Bauern den churfürstlichen Ministern sicheres Geleit versprochen hatten, so bezeigten sie sich doch gegen dieselben sowol mit Worten als durch Handlungen so drohend und gewaltsam, daß jene eine ganze Nacht durch wegen ihres Lebens sich in Gefahr glaubten. Die gepflogenen Unterhandlungen verfehlten überhaupt ihre Absicht. Anstatt daß die Bauern den verabredeten Landtag ruhig hätten abwarten sollen, übten sie vielmehr neue Gewaltthätigkeiten aus. Unter andern mußte die Stadt Landau, das Schloß Scharfeneck, und das Kloster Frankenthal ihre Wuth empfinden. in der Pfalz.

10. Jetzt fühlte es aber der Churfürst, daß er gegen seine unruhigen Unterthanen schon zu lange Nachsicht gehabt hatte; jetzt machte er zur Züchtigung derselben die ernstlichsten Anstalten; jetzt brachte er mit Hülfe benachbarter und der Pfalz mit lehnspflichten verwandter Grafen, Herren und Ritter, imgleichen des schwäbischen Bundes, auf tausend Reiter und auf drey tausend Fußknechte zusammen. Auch zog ihm der Churfürst von Trier mit drey hundert Reitern und funfzehn hundert niederländischen Knechten zu Hülfe. Der Churfürst hatte aber bey diesem Kriegszug die Bestrafung seiner aufrührerischen Bauern nicht allein zur Absicht; er wollte auch dem Churfürsten von Trier, dem Bischof von Speyer, und dem Deutschmeister ihr Gebiet wieder erobern helfen. Zuerst ging der Zug ins Der Ch. von der Pfalz züchtigt die Bauern.

Speyer-

r) Schlosser, S. LIX – LXI.

Spenersche, wo den Aufrührern hauptsächlich auch Bruchsal wieder abgenommen wurde. Weil nun die Bürger an der Empörung Antheil genommen hatten, so wurden einige und siebzig von den Anführern und Rathgebern enthauptet; die übrigen warf man alle in einen Thurm, wo sie so gedrängt auf einander saßen, daß einige darüber erstickten. Als man mit dieser Execution zu Ende war, langte Sickingen, der Hauptmann des Kraichgauer Haufens, nebst drey andern von seinen Gehülfen, die Georg Truchseß hatte in Verhaft nehmen lassen, zu Bruchsal an, und diese wurden, nach einem kurzen Verhör, im Namen des schwäbischen Bundes, gleichfalls hingerichtet. Die Bauern der braunschweinischen Aemter mußten zur Strafe, daß sie sich wider ihren Bischof empört hatten, zwanzig tausend Goldgülden erlegen, und alle Waffen ausliefern. Die Bürger zu Bruchsal wurden verurtheilt, ihre Thore und Pforten abzubrechen. Darauf führte man diejenigen, die im Thurme gefangen saßen, auf den Platz im Vorhof des Schlosses, und stellte sie in einen Kreis. Auf Befehl des Churfürsten fing der heidelbergische Scharfrichter an, ihnen die Köpfe abzuhauen; schon hatte er sein Amt an fünfen verrichtet, und schon kniete wieder einer, als die anwesenden Grafen und Herren den Churfürsten für die übrigen um Schonung baten *).

Er vereinigt sich mit dem Truchseß.

11. Der Churfürst vereinigte sich hierauf mit dem Heere des schwäbischen Bundes, welches der Truchseß anführte. Dieser hatte bey Bohlingen einen Schwarm wirtembergischer Bauern von vierzehn tausend Mann dergestalt geschlagen, daß nur der geringste Theil durch die Flucht das Leben rettete; er hatte den Aufrührern die Stadt Weinsberg wieder abgenommen, die Städt und verschiedene benachbarte Dörfer völlig abgebrennt, und die Anführer hinrichten lassen; er hatte die empörten Bauern im Kraichgau gezüchtigt *). Jetzt stieß er mit dem seiner Aufsicht anvertrauten Kriegsvolk des schwäbischen Bundes zum Churfürsten. Die vereinigte Macht rückte hierauf gegen das dem Deutschmeister gehörige Neckersulm heran. Sowol dieser Ort, als das hohenlohische Oehringen, und noch verschiedene andre Oerter, welche die Aufrührer im Besitze hatten, wurden ihnen ohne große Mühe wieder abgenommen, und gewöhnlich starben einige von den vornehmsten Anstiftern unter den Händen des Scharfrichters, und gewöhnlich wurden einige Dörfer geplündert und abgebrennt. Man näherte sich hierauf der Stadt Wirzburg, deren Schloß von den Aufrührern seit vier Wochen auf das härteste bedrängt wurde. Nur die treffliche Besatzung desselben hatte es bisher zu retten vermocht.

Schlacht bey Königshofen.

Auf dem Wege nach Wirzburg, bey Königshofen, begegnete das vereinigte Heer einem Haufen Bauern von mehr als acht tausend Mann, die auf sieben und vierzig Kanonen bey sich führten, und tapfern Widerstand thaten. Sie wurden endlich aber doch getrennt, und es erhob sich nunmehr ein gewaltiges Niedermetzeln, so daß man auf sieben tausend erschlagene Bauern rechnet. Es wurden aber auch manche Edle und Unedle von den Bauern niedergestreckt. Die Schlacht dauerte auf fünf Stunden. Von den Einwohnern des Fleckens Königshofen, deren man dritthalb hundert zählte, waren kaum noch funfzehn übrig. Eben so kamen von den Bewohnern anderer Flecken auch nur die wenigsten wieder nach Hause. Und nun wurden noch manche von den Anstiftern mit dem Schwerdt hingerichtet. Die vor

*) Schlusser, S. XC – XCIV.

*) Schlusser, S. LXXXVIII – XC.

Digitized by Google

vor Wirzburg liegenden Bauern, die von dem traurigen Schickſal ihrer Mitbrüder bey Königshofen noch keine Nachricht bekommen hatten, ſchickten demſelben einen ungefähr fünftauſend Mann ſtarken Haufen mit ſechs und dreyßig Kanonen zu Hülfe. Dieſer zerſtreute ſich zwar, als ihn der Truchſeß angriff; die meiſten wurden aber auf der Flucht eingeholt, und nur wenige retteten ihr Leben. Man verbrennte ſie ſogar in den Dörfern, in die ſie geflohen waren. Ein Haufe derſelben, ungefähr fünfhundert Mann ſtark, hatte ſich in ein dem Schlachtfelde nahgelegenes Schloß gerettet. Man ſchoß eine große Lücke in die Mauern. Grafen, Herren, Ritter, und Knechte ſtiegen von ihren Pferden ab, um Sturm zu laufen; aber die Bauern wehrten ſich in der Verzweiflung ſo tapfer, daß auf hundert von den ſtürmenden ſehr ſchwer verwundet wurden. Demungeachtet wagten ſie den zweyten Sturm; aber auch dieſer wurde abgeſchlagen. Man mußte erſt die Lücke größer ſchießen; man mußte erſt an zwey Orten ſtürmen; aber nun wurden auch alle Bauern, die ſich im Schloſſe befanden, erſtochen.

12. Jetzt zog die ganze vereinigte Macht vor Wirzburg, welches auf fünftauſend Bürger und Bauern beſetzt hatten. Dieſe wagten es aber ungeachtet ihrer Zahl dennoch nicht, einen ernſtlichen Angriff abzuwarten. Sie übergaben ſich vielmehr auf Gnade und Ungnade. Der Truchſeß zog hierauf mit drittehalbtauſend Reitern in die Stadt, ließ ſechsundſiebzig von den Anſtiftern enthaupten, und die nicht in die Stadt gehörenden Bürger und Bauern wieder hinausbringen. Die Wirzburger mußten nicht nur alle ihre Waffen abgeben, ſondern auch ihre Mauern und Thürme niederreißen, und an die vereinigten achttauſend Goldgulden Brandſchatzung erlegen. Der Biſchof behielt ſich die Beſtrafung derſelben, als ſeiner Unterthanen, noch überdies vor. Das vereinigte Heer verweilte noch acht Tage bey Wirzburg, und brandſchatzte alle herumliegende Flecken und Dörfer. Dabey übte ſein Kriegsvolk manchen Frevel aus. Es wurde auch noch mancher enthauptet. Man verglich ſich damals auch mit andern fränkiſchen Städten, welche an der Empörung Theil genommen hatten. Rothenburg an der Tauber zahlte fünftauſend, die Grafſchaft Wertheim dreytauſend Goldgulden. Nachdem nun der Biſchof von Wirzburg den ruhigen Beſitz ſeines Landes wieder erlangt hatte, ſo zog der Churfürſt, der von neuen Bewegungen ſeiner Bauern jenſeit des Rheins Nachricht bekommen hatte, wieder in ſein Land zurück. Zugleich verabredete er es mit dem maynziſchen Adminiſtrator, auch im Erzſtift Maynz die Ruhe wieder herzuſtellen. Das Heer des ſchwäbiſchen Bundes ward hingegen wieder durch den Anzug des Markgrafen Caſimirs von Brandenburg und des Grafen Wilhelm von Henneberg verſtärkt. Es brach hierauf gegen Schweinfurt auf, das ſich ohne lange Weigerung ergab. Man fand in demſelben viele von den Aufrührern, die beynahe alle Schlöſſer im Hochſtifte Bamberg und im Markgräflich-Brandenburgiſchen geplündert und größtentheils niedergeriſſen hatten. Die Anzahl der zerſtörten Schlöſſer belief ſich auf hundert und neunundſiebzig; von Klöſtern wurden dreyunddreyßig verwüſtet, und bey dieſer Zahl ſind diejenigen, wo die Bauern Fenſter, Thüren und Oefen eingeſchlagen haben, nicht einmal gerechnet. Sie hatten ſich noch überdies der Stadt Bamberg bemächtigt, und die daſige Geiſtlichkeit gemißhandelt und beraubt. Das Heer des ſchwäbiſchen Bundes rückte daher von Schweinfurt nach Bamberg, und

Wirzburg wieder erobert.

im Jun.

Imgleichen Bamberg.

am 15. d. M.

brachte es in wenig Tagen dahin, daß alle Stiftsunterthanen dem Bischof wieder Gehorsam angelobten. Aus der Stadt Bamberg selbst waren auf vierhundert Bürger nach Nürnberg geflüchtet. Als aber die Glieder des schwäbischen Bundes bey dem nürnbergischen Magistrat auf ihre Entfernung drangen, so zerstreuten sie sich so sehr, daß nur zwey wieder nach Bamberg zurückkehrten. Der Markgraf Casimir, der auf sechshundert Reiter und auf neunhundert Fußknechte zusammengebracht hatte, bewies sich indessen auch nicht nachlässig, seine Unterthanen für ihren ausgeübten Frevel zu züchtigen. Er brennte sehr viele Dörfer derjenigen ab, welche Neustadt an der Aisch mit dreytausend Mann erobert, und durch Feuer verwüstet hatten. Zu leutersheim ließ er Thore und Pforten niederreißen. Die Bürger verlohren alle ihre Privilegien; fünf wurden geköpft, und sieben hieb man die Finger ab. In Kitzingen bestrafte der Markgraf sechzig mit Augenausstechen. Zu Schwabach wurden gleichfalls viele der Köpfe und der Finger beraubt [a]).

Züchtigung der Bauern im Algau, in Tyrol u. s. w. im Jul.

13. Der Truchseß rückte wieder ins Algau in die Gegend von Nördlingen, brandschatzte die Stadt, weil sie die Unternehmungen der Aufrührer befördert hatte, nahm den benachbarten Bauern alles Gewehr ab, und verurtheilte jedes Haus zu einer Strafe von sechs Gulden. In Memmingen ließ er sieben enthaupten, und vielen, die entwichen waren, ihre Güter absprechen. Als er von da weiter zog, begegnete ihm der berühmte Ritter von Frunsberg, der vom Erzherzog Ferdinand den Auftrag bekommen hatte, die Bauern der Grafschaft Tyrol, welche Brixen eingenommen, die Häuser der Geistlichen geplündert, und viele adliche Schlösser zerstört hatten, wieder zur Ruhe zu bringen. Er hatte auch zu Mindelheim acht Fahnen guter Fußknechte zusammengebracht. Da er aber wußte, daß die Bauern mit guten Hauptleuten versehen waren, die er in Italien kennen gelernt hatte, so hielt er es, um Blutvergießen zu vermeiden, für das rathsamste, sich in Unterhandlungen mit ihnen einzulassen. Er brachte es auch durch eine ansehnliche Geldsumme so weit, daß einer der vornehmsten unter denselben den Bauern vorstellte, daß sie, so lange Frunsberg gegenwärtig wäre, nicht vortheilhaft angreifen könnten. Sie zogen sich hierauf, mit Hinterlassung ihres Geschützes, nach Durach bey Kempten. Hier wurden sie gewahr, daß der Truchseß und Frunsberg hinter ihnen her eilten; in Zeit von einer halben Stunde waren sie nun alle auf Berge, Thäler und in Hölzer zerstreut. Jene zogen hierauf in die Gegend von Kaufbeuren, wo alles Fußvolk des schwäbischen Bundes wieder abgedankt wurde. Frunsberg rückte aber mit seinen acht Fähnlein, lauter auserlesene leute, nach Salzburg, wo sich der Bischof, der berühmte Cardinal lang, in großem Gedränge befand. Die Einrichtung einiger Bergknappen, die er ihres Glaubens wegen verordnete, brachte ihre Mitbrüder und die übrigen salzburgischen Bauern so in Wuth, daß sie sich alle empörten, daß sie, da sich die Bürger zu Salzburg mit ihnen vereinigten, den Erzbischof in seinem Schloß belagerten. Ihre Unternehmungen lenkten ordentliche Kriegsmänner. Der Herzog Ludewig von Bayern, der dem Erzbischof zu Hülfe gezogen war, wollte ihr festes Lager auf einer Anhöhe erstürmen. Allein Frunsberg, der mehr Erfahrung hatte, widerrieth es ihm, als eine Sache, die ihnen wenig Ehre und desto größere Gefahr bringen würde. Er brachte überhaupt ohne Blutvergießen, durch friedliche

im Salzburgischen,

Unter-

a) Schlusser — S. XCVIII.

Unterhandlungen, es dahin, daß die Salzburger ihrem Erzbischof neuen Gehorsam zuschworen, und die Erlegung ansehnlicher Summen versprachen. Jetzt rückte aber Gaißmayer, des Bischofs von Brixen Secretarius, der sich des Schatzes und Silbergeschirrs zu Brixen bemächtigt hatte, mit Kriegsvolk und Bauern vor Salzburg, und erklärte den geschlossenen Vergleich für ungültig. Er beredte auch die Bauern an der Etsch, sich zu ihm zu schlagen; er machte sogar den Entwurf, sich der Grafschaft Tyrol zu bemächtigen. Allein Frunsberg brachte ihn als oberster Hauptmann der Grafschaft Tyrol so ins Gedränge, daß er seine Zuflucht jenseit der Alpen in Italien suchen mußte. Auch in Steyermark hatte sich das Landvolk empört, und großen Muthwillen verübt; es wurde aber von Ferdinands Kriegsvolk nachdrücklich dafür gezüchtigt *).

14. Eine eben so schwere Ahndung verhing indessen der Churfürst von der Pfalz über seine eigne Bauern. Er zog, als er sich vom Heere des schwäbischen Bundes getrennt hatte, den Mayn hinunter, und half dem Administrator des Erzstifts Maynz seine Unterthanen wieder zum Gehorsam bringen. Die Stadt Maynz mußte funfzehntausend Goldgulden erlegen. Sodenn rückte der Churfürst gegen seine unruhigen Bauern im Rheingau an. Von diesen hatten sich auf acht bis neuntausend bey dem Flecken Dalschheim bey Neustadt zusammengerottet, und in der umliegenden Gegend den Geistlichen und den Edelleuten großen Schaden zugefügt. Bey Pfedersheim erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher wenigstens fünftausend Bauern niedergestreckt wurden, und man hätte sie, wenn es ihre schnelle Flucht nach Pfedersheim nicht verhinderte, gern alle erschlagen. Die dreytausend Mann, die sich dahin gerettet hatten, mußten aber auch bald um Gnade bitten. Als sie weggeführt wurden, wollten einige von den hintersten sich wegstehlen. Dies hatte die traurige Folge, daß die Reiter, die zu ihrer Bedeckung verordnet waren, noch auf achthundert derselben niederhieben. Von den übrigen wurden noch einige und dreyßig, als vorzügliche Anstifter und Rathgeber, enthauptet. Eben dieses Schicksal hatten achtundzwanzig von denen, die zu Pfedersheim geblieben waren. In dem Lager bey Pfedersheim ließ man sich auch mit den Städten Frankfurt, Worms und Speyer, welche diesen Term zu allerley Veränderungen in ihrem Kirchenstaate benutzt hatten, in Unterhandlungen ein. In Frankfurt waren die Bürger nicht allein in einige Klöster eingefallen, sondern sie hatten auch einen neuen Stadtrath bestellt, und demselben gewisse Puncte abgedrungen. Aehnliche Auftritte waren auch zu Speyer und zu Worms gespielt worden. Jetzt wurde aber durch die Churfürsten von Trier und von der Pfalz alles wieder in den vorigen Zustand versetzt. Der letztre fuhr hierauf in der Bestrafung seiner Unterthanen weiter fort. Das empfanden besonders Freinsheim und Neustadt. Er belagerte auch die Stadt Weißenburg, welche seine aufrührerischen Unterthanen unterstützt hatte. Endlich vermittelten zwey Mitglieder des kaiserlichen Regiments einen Vergleich. Die Weißenburger mußten dem Churfürsten achttausend Goldgülden erlegen, und ihm alles grobe Geschütz ausliefern. Das beste, was der Churfürst Ludewig am Ende dieses Kriegszuges veranstaltete, war ein Landtag, auf welchem er gemeinschaftlich mit

im Maynzischen, in der Pfalz.

*) Schlosser — S. CVII.

ſeinen landſtänden überlegte, wie die Regierung eingerichtet werden müſſe, wenn ſie den Unterthanen keine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit geben ſollte [c]).

in Oberbaden. 15. Ein ſchönes Beyſpiel, wie ſich ein landesfürſt gegen unzufriedene Unterthanen betragen ſoll, gab auch der Markgraf Ernſt von Baden, ohne ſie vorher tauſendweiſe erſchlagen zu haben. Seine Bauern bemächtigten ſich aller Schildſer im Sauſenbergſchen und Rötelſchen, verbrennten und zerſtörten verſchiedene derſelben, und verurſachten dadurch ihrem landesherrn einen außerordentlich großen Schaden. Der Markgraf ſelbſt wagte es nicht, länger in ſeinem lande zu verweilen. Er ging nach Straßburg, und beſtellte indeſſen den Maltheſerritter Georg von Hohenheim, genannt Bambaſt, zum Befehlshaber über ſein feſtes Schloß Hochberg. Dieſer widerſetzte ſich den aufrühreriſchen Bauern mit Ernſt und Klugheit. Indeſſen ſuchte der Markgraf durch Abgeordnete die Bauern zu beſänftigen, und ſeine vielen Bemühungen gelangen ihm endlich. Die Unruhen endigten ſich ohne Blutvergießen, indem nur die Anführer am leben geſtraft wurden; von den übrigen unruhigen Köpfen mußte jeder zur Erſetzung des dem Markgrafen zugefügten Schadens ſechs Gülden erlegen [d]). Der Markgraf Ernſt half auch den Aufim Jul. ſtand der Bauern im Breisgau, welche ſich ſchon der Stadt Freyburg bemächtigt hatten, ohne gewaltſame Mittel dämpfen. Das zwiſchen Franken und den Rheinin Heſſen. ländern liegende Heſſen konnte von der Anſteckung des Bauernaufruhrs nicht wohl befreyt bleiben. In dem Bezirke von Hersfeld hatte ſich eine anſehnliche Zahl von Bauern zuſammengerottet, und des Fleckens Hersfeld ſich bemächtigt. Ein noch größerer Schwarm, auf ſechstauſend Mann ſtark, zog ſich in der Gegend von Fulda zuſammen. Demſelben geſellten ſich viele landgräfliche Unterthanen bey. Daß nun Schlöſſer, Flecken und Klöſter geplündert und verwüſtet wurden, kann man ſich leicht vorſtellen. Es ſollen der Bauern um Hersfeld herum auf vierzigtauſend beyſammen geweſen ſeyn, und dennoch baten ſie um Gnade, als der landgraf mit ſeiner Ritterſchaft und ſeinen übrigen treuen leuten gegen ſie heranrückte. Es gab aber außer demſelben noch drey ſolche Haufen, und zwar bey Schmalkalden und im Fuldaiſchen, die wieder auf vierzigtauſend ausmachten. Der landgraf zog daher, als er Hersfeld eingenommen und beſetzt hatte, vor Fulda, welches die Bauern vertheidigten. Des landgrafen ernſtliche Anſtalten zu einem Angriff trieben ſie aber nicht nur bald in die Stadt hinein, ſondern bewirkten auch, daß ſich dieſelbe bald ergeben mußte. Seine Unterthanen hatte alſo der landgraf wieder zur Ordnung zurückgebracht. Aber nun ſchwärmten die Aufrührer aus Thüringen herüber [e]).

Die von Münzern zu Mühlhauſen veranlaßten Unruhen. 16. In keinem deutſchen lande wüthete der Bauernkrieg ſo anhaltend und ſo mächtig, als in Thüringen. Derjenige, welcher hier den Freyheitstrieb des landvolks am meiſten anfeuerte, war Thomas Münzer, den wir ſchon oben als Caelſtadts Gefärthen kennen lernten. Ungeachtet die Anführer der neuen Secte, die vor einigen Jahren zu Zwickau und Wittenberg ſo viel Unruhen erregt hatten, nach luthers Zurückkunft von der Wartburg ſich gröſtentheils aus Sachſen entfernten, ſo hatten ſie doch noch hier und da einige Anhänger zurückgelaſſen, ſo war doch noch der unternehmendſte von ihnen im lande geblieben. Münzer, der Prediger der

c) Schluſſer bis ans Ende. b) Schluſſer, S. XLVIII. Michaelis, Th. III, S. 161.
e) Schluſſer, S. LXX.

Digitized by Google

der Secte, behielt ſeinen Sitz in Allſtädt, und ſtreute dort öffentlich die Lehren aus, durch die ſie ſich auszeichnete. Schon als Schüler in Halle hatte er, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, den Entwurf gemacht, ein Bündniß zur Reformation der Chriſtenheit zu errichten. Zur Ausführung dieſes Entwurfs ermunterten ihn unter andern auch die ſchwärmeriſchen Predigten eines gewiſſen Taulers f), ermunterte ihn ſeine Gattin, die ehemalige Köchin eines Pfarrers zu Orlamünda, die bereits zu Leipzig die Rolle einer Heiligen geſpielt hatte. Sie und ihr Mann ſollen Carlſtadts Anlage zur Schwärmerey zuerſt entwickelt haben. Münzer ſchlug auch ſchon vier Jahre früher zu Prag ein Patent an, wodurch er die Huſſiten an ſich zu locken ſuchte. Am thätigſten aber bewies er ſich nun zu Allſtädt. Die Lehren ſeiner Secte, das Vorgeben göttlicher Offenbarungen und Geſchichte, deren er ſich rühmte, die dem gemeinen Volke immer willkommnen Strafpredigten wider die weltliche Obrigkeit, die er überall einmiſchte, die Winke von einem beſondern göttlichen Beruf zu einer gänzlichen Verbeſſerung des geiſtlichen und weltlichen Regiments, die er ſich zuweilen entfallen ließ, gewannen ihm in kurzer Zeit nicht nur die Einwohner Allſtädts, ſondern auch noch anderer benachbarter Oerter. Schon damals fing er an, eine geſchloſſene Geſellſchaft unter ihnen zu bilden, und die erſte Anlage zur Ausführung ſeiner kühnen Entwürfe zu machen; ſeine eigne Ungeduld, die den günſtigſten Zeitpunct zum Ausbruch nicht erwarten konnte, hätte ſie aber beynahe auf immer vereitelt. Er richtete nicht nur die auffallendſten Neuerungen im Gottesdienſt an, gab ſich nicht nur alle Mühe, den Namen Luthers dem Volke noch verhaßter zu machen, als den Namen des Pabſts, ſondern beging auch ſchon jetzt einige höchſt wilde Ausſchweifungen. So plünderte er die Heiligthümer des benachbarten Dorfes Willerbach, zu welchen von fremden Orten her ſtark gewallfahrtet wurde, ſodenn zündete er die Kirche an. Dergleichen Gewaltthätigkeiten erlaubte er ſich nun noch mehr. Der Churfürſt von Sachſen ließ ihn daher nach Weimar vorladen, und wegen ſeiner aufrühreriſchen Geſinnungen und Handlungen zur Rechenſchaft ziehen. Hier leugnete er zwar das meiſte; da er aber doch vieles eingeſtehen mußte, ſo ſchickte der Churfürſt den Befehl nach Allſtädt, ihn zu entfernen. Der Ausführung deſſelben kam er aber durch eine freywillige Flucht zuvor g). Nun durchwanderte er die Schweiz, Elſaß, Schwaben und Franken. Da er zu Nürnberg, wo er ſein Glück zu machen gedachte, auch nicht lange geduldet wurde, kehrte er, nach einer Entfernung von einem Jahre, wieder nach Thüringen zurück, und ſuchte ſeine Zuflucht in Mühlhauſen, wo er von einigen Bürgern, die ſchon von Allſtädt her mit ihm in Verbindung ſtanden, mit offenen Armen empfangen wurde. Bald vermehrte ſich auch hier die Anzahl ſeiner Anhänger, und die Begeiſterung derſelben wurde ſo feurig, daß er ſich jetzt gar nicht mehr ſcheute, öffentlich von einem Bündniß zu ſprechen, das er zur Demüthigung der Fürſten errichten wollte. Zu ſeiner Partey ſchlug ſich nun der größte Theil der Bürger. Jetzt war es zu ſpät, daß ihm der Stadtrath das Predigen unterſagte. Der durch Münzern begeiſterte Pöbel änderte vermittelſt eines Aufſtands die Regierungsverfaſſung, ganz nach Münzers und ſeiner Anhänger Plan. Nun wurden die Klöſter in der Stadt geſtürmt, und Mün-

f) Sie kamen 1508 zu Augsburg heraus. Tenzels Bericht, II, 334.
g) Geſch. Thüringens, IV, 289.

Digitized by Google

zer bemächtigte sich des dasigen Johanniterhofes, wo er einen gebietenden Herrn vorstellte, wo er Rathschläge ertheilte, die sich auf vermeinte Offenbarungen gründeten. Der Besitz der Güter wurde nun gemeinschaftlich. Der Güterlose theilte ihn ohne weitre Umstände mit dem Begüterten, und das Anführen, daß Christus mit den Dürftigen zu theilen befohlen hätte, mußte alles entschuldigen h).

Warum sie die Landesfürsten nicht frühzeitig unterdrückten?

17. Die Auftritte dieser Art dauerten auf ein halbes Jahr, ehe man von Seiten der Landesherrschaft nur einige ernstliche Bewegungen machte, dem Unwesen Einhalt zu thun. Allein die ersten Auftritte dieser Art wurden in einer freyen Reichsstadt gespielt; Vorsichtigkeit und Alter, verbunden mit einem kränklichen Zustand, machten den Churfürsten von Sachsen bis zur Unthätigkeit bedachtsam; sein Vetter, der Herzog Georg, der in seine Gesinnungen einiges Mistrauen setzte, der ihn in dem Verdacht hatte, daß ihm die Unterdrückung der Aufrührer, die sich meistens in sein Gebiet gezogen hatten, nicht sehr am Herzen liegen würde, der wurde dadurch gleichfalls an größerer Thätigkeit gehindert. Der Churfürst wünschte überhaupt, diese Unruhen durch friedliche Mittel beyzulegen. Eben deswegen weigerte er sich auch, sein Kriegsvolk zur Mannschaft Herzog Georgs stoßen zu lassen, unter dem Vorwand, daß er seinem eignen landvolk nicht trauen dürfe; doch wies er ihn an seinen Bruder, den Herzog Johann, den er damals durch einen Brief ermahnte, an der friedlichen Beylegung dieser Händel mit allem Eifer zu arbeiten. Erinnert man sich nun dabey, daß Friedrich um diese Zeit an seiner letzten Krankheit darnieder lag, so wird man den Gang der Sache völlig begreiflich finden. Doch luther selbst, der zum Unwillen über Münzern so gerechte Ursachen hatte, dem diese Schwärmerey überhaupt im höchsten Grade unangenehm war, der ermunterte zwar sowol den Herzog Johann, als seinen Bruder, den Churfürsten, sich der Ausbreitung der schwärmerischen Lehren zu widersetzen, er rieth ihnen aber doch, nicht eher Gewalt zu brauchen, als bis die Schwärmer zu Thätlichkeiten schreiten würden, und Münzer war klug genug, außer Mühlhausen noch keine ausbrechen zu lassen. Er hatte während der Zeit, da er Deutschland durchirrte, die allgemeine Gährung, welche die Gemüther des landvolks in den meisten an Sachsen grenzenden Ländern eingenommen hatte, sehr wohl bemerkt; er sah den baldigen Ausbruch der Flamme und die Schnelligkeit ihrer Ausbreitung voraus, und eben diese beschloß Münzer zur Ausführung seiner Entwürfe zu benutzen. Sie sollte in eben dem Augenblick anfangen, da der Aufruhr in dem benachbarten Franken in voller Wuth losbrechen, da er sich den Grenzen Thüringens nähern würde. Man konnte alsdenn, in Verbindung mit den Häuptern der fränkischen Aufrührer, eine Macht aufstellen, die den Fürsten hinlänglich furchtbar war; man konnte im voraus darauf rechnen, daß die dadurch gebildete Macht bey jedem glücklichen Erfolg an Stärke und Menge zunehmen würde. Dieser Plan, der eine bey Schwärmern ungewöhnliche Klugheit verräth, wurde aber dadurch vereitelt, daß Münzern die ungeduldige Hitze seiner Anhänger nöthigte, die Ausführung desselben, und eben dadurch seinen Untergang zu beschleunigen.

Die Bauern retten sich bey Frankenhausen zusammen.

18. Kaum waren nemlich die Nachrichten von dem Ausbruche der Empörung in Schwaben und Franken nach Mühlhausen gekommen, als Münzers Freunde in ihn drangen, daß er nun ebenfalls zu Thätlichkeiten schreiten sollte. Sie

h) Schlusser, S. LXXIV. u. f. f.

Sie schienen ordentlich eifersüchtig darauf, daß die Bauern in Franken in der Plünderung und Verbrennung der Klöster, in der Erschlagung der Edelleute, und in der Verübung andrer unmenschlichen Handlungen, ihnen zuvorgekommen waren. Münzer wollte sich nicht eher in Bewegung setzen, als bis er das Landvolk der umliegenden Gegenden, das er zur Erringung seiner Freyheit einlud, würde zum Aufstand verleitet haben. Er gab sich besonders viele Mühe, die Bergleute der Grafschaft Mansfeld zu gewinnen, und er munterte sie in dem Schreiben, das er deswegen an sie abgehen ließ, durch das Versprechen auswärtiger Hülfe auf. Seinen Freunden kam aber die Zeit, die zur Erwartung des Ausganges dieser Unterhandlungen erfordert wurde, viel zu lang vor. Sein vornehmster Anhänger, der entwichene Mönch Pfeifer, behauptete, durch einen Traum den Beruf erhalten zu haben, den Adel in Thüringen auszurotten. Den eichsfeldischen sollte die Reihe zuerst treffen. Lange wollte Münzer, der das Unternehmen zur Zeit noch für allzuverwegen hielt, seine Einwilligung nicht dazu geben; aber Pfeifers Drohung, ihn aus der Stadt zu jagen, bewog ihn, es nicht länger zu hindern. Pfeifer zog demnach mit seinem Anhang auf das Eichsfeld, plünderte Kirchen, Klöster und Edelhöfe, und kehrte mit einigen gefangnen Edelleuten und einer großen Beute nach Mühlhausen zurück. Ihr Aufzug begeisterte die Schwärmer zu Mühlhausen, zu einem solchen Grad von Heftigkeit, daß sie Münzer unmöglich mehr zurückhalten konnte. Er mußte sie zu dem Haufen aufrührerischer Bauern führen, der bey Frankenhausen stand. Auch diese hatte Pfeifers glücklicher Zug auf das Eichsfeld in Bewegung gebracht. Sie rotteten sich am Sonntag Misericordias Domini und in der darauf folgenden Woche fast in ganz Thüringen zusammen, und plünderten und zerstörten beynahe alle Klöster sowol in als außer den Städten; selbst die zu Erfurt, Nordhausen, Eisenach und Sangerhausen blieben nicht verschont. Die Beschreibung, wie die unruhigen Bauern das ansehnliche Kloster Reinhardsbrunn zerstörten, kann uns von der Art ihres Benehmens bey diesen gewaltthätigen Auftritten überhaupt einen Begriff machen. Acht Tage nach Ostern rückte ein vermischter Haufe von Bauern und Bürgern aus Waltershausen und den benachbarten Dörfern, ungefähr achthundert Mann stark, vor das Kloster, erbrach die Kirche, die Gefängnisse und andre Gebäude, schmauste von dem vorhandenen Vorrathe Tag und Nacht, und jagte die Mönche zum Kloster hinaus. Am folgenden Tage vergrößerte sich der Schwarm noch mehr. Zugleich vergrößerte sich auch sein Frevel und sein Muthwille. Nun wurde die Kirche angezündet, nun wurden Altäre, Gemählde und andre Zierathen zerstört und verdorben, Orgeln und Glocken zerschlagen, die ehrwürdigen Ueberbleibsel der Heiligen aus ihren Behältern herausgenommen, die Grabmäler der Fürsten beschimpft, die beträchtliche Bücherſammlung, deren Werth auf dreytausend Goldgulden geschätzt wurde, verwüstet und verbrennt. Und so dauerte es vierzehn Tage fort, ohne daß jemand Einhalt that; denn neunzig Mann, die Herzog Johann von Waltershausen dahin schickte, richteten eben so wenig als seine Abgeordnete aus. — Nicht allein gegen Klöster wütheten die Bauern, sondern auch gegen die Edelleute, die von ihren Höfen gejagt, und aller ihrer Habschaften beraubt wurden. Die Bauern verschonten ihre eignen Gerichtsherren nicht. Eine ganz vorzügliche Erbitterung aber bewiesen sie gegen Archive und Bibliotheken, die, ihrer Einbildung

nach,

Digitized by Google

nach, die Beweise ihrer Knechtschaft enthielten, und der Schaden, den der Bauernkrieg für die Geschichtkunde angestiftet hat, ist zum Theil ganz unersetzlich. Die Grafen und Herren machten hier und da freylich nun schwache Versuche, den Aufstand zu unterdrücken. Keiner unter ihnen aber bewies sich so leicht thätiger, als der Graf Albrecht von Mansfeld, der sich mit den Bauern seiner Gegend, die zu Frankenhausen ihr Hauptquartier hatten, in Unterhandlungen einließ. Noch ehe dieselben aber zur Vollendung gediehen, langte Münzer nebst dreyhundert seiner Anhänger zu Frankenhausen an, und brachte durch allerley falsche Vorstellungen die Versammlung dahin, daß sie die Unterhandlungen mit dem Grafen Albrecht aufgab. Er ließ an dem zu denselben bestimmten Tag einen mit unverschämten Grobheiten angefüllten Brief an den Grafen abgehen. Die Ueberschrift lautete: an den Bruder Albrecht von Mansfeld zur Bekehrung geschrieben; in der Unterschrift nennte er sich Münzer mit dem Schwerdte Gideons. In einem ähnlichen Tone schrieb er auch an den Grafen Ernst zu Mansfeld. Es rottirten sich hierauf bey Sittichenbach einige hundert Bauern zusammen, und lagerten sich zu Osterhausen, in der Absicht, wenn ihr Haufe groß genug wäre, zu denen zu Frankenhausen zu stoßen. Graf Albrecht griff sie aber so nachdrücklich an, daß auf zweyhundert derselben getödtet, und noch viele gefangen wurden. Dieser Vorfall brachte die Bauern schon an manchen Orten wieder zur Besinnung; aber die Versammlung zu Frankenhausen, die sich täglich vergrößerte, hatte sich in den umherliegenden Gegenden so furchtbar gemacht, daß sie es nicht wagen durften, von dem Bündnisse abzugehen. Man pflegte die zu Frankenhausen versammleten Bauern die schwarzen zu nennen, und man fürchtete sich vor ihnen so sehr, daß auf ihre Drohung und Ermahnung alles zu ihnen eilte [1]).

Niederlage der Bauern bey Frankenhausen.

19. Eben dieser zu Frankenhausen versammlete Schwarm von Bauern machte aber so viel Aufsehen, daß die benachbarten Fürsten die Zerstreuung desselben nun ernstlichst beschlossen. Die Herzoge Georg und Johann von Sachsen rückten mit so viel Reiterey und Fußvolk, als sie in der kurzen Zeit zusammenbringen konnten, in die Gegend von Frankenhausen, wo der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig zu ihnen stieß. Sie hatten nun auf anderthalbtausend Reiter beysammen; da es ihnen aber an Fußvolk fehlte, so konnten die über Frankenhausen auf dem Schlachtberge gelagerten Bauern, die ihr Lager durch eine starke Wagenburg befestigt hatten, dem Angriff ihrer Reiterey so ziemlich trotzen. Indessen mochten unter dem rohen und unordentlichen Haufen doch manche seyn, denen der Kopf weniger schwindelte, und die den schlimmen Ausgang, den diese Sache für sie haben könnte, voraussahen. Dies bewirkte, daß die Versammlung ein kluges Schreiben an die Fürsten abgehen ließ, worin sie ihre Bereitwilligkeit, die Waffen niederzulegen, erklärte. Die Fürsten ermahnten die Bauern, bey diesen Gesinnungen zu verharren. Auch versprachen sie ihnen alles zu verzeihen; nur sollten sie die Urheber und Rathgeber des Aufstandes ausliefern. Münzer, den sein Schicksal ahndete, ermunterte die Bauern zu fernerer Standhaftigkeit durch eine Rede, die zwar viele schwärmerische Aeußerungen, aber auch manche Wahrheiten enthielt, und den Fürsten manche bisher versäumte Pflicht nachdrücklichst einschärfte.

Wäh-

1) Schlusser — S. LXXVIII.

Während daß er nun so zum Volke redte, erschien ein Regenbogen am Himmel. Da sie nun einen Regenbogen in ihrer Fahne führten, so legte Münzer diese Erscheinung als ein offenbares Zeichen des göttlichen Beyfalls, als einen Beweis aus, daß es Gottes Wille sey, daß sie die Fürsten angreifen und schlagen sollten. Ernstliche Vorstellungen derer, welche die Sache ruhiger überlegten, wurden da nicht gehört; der größere Haufen der Schwärmer riß sie mit fort. Auf acht tausend Mann stark, glaubten sie der Mannschaft der Fürsten kühnlich trotzen zu können, ließen sie, von einer ganz wahnsinnigen Begierde zu schlagen, sich hinreißen. Einige schryen: frisch daran, nur drein geschlagen und gestochen, und die Bluthunde nicht geschont; andre stimmten indessen: komm heiliger Geist, an. Münzers Raserey ging so weit, daß er den Grafen Wolf von Stollberg und die übrigen Abgeordneten der Fürsten in Verhaft nehmen, daß er einen derselben, Maternen von Gehofen, in einem von den Bauern geschlossenen Kreis erstechen ließ. Ein solches Verfahren erregte sowol bey den Fürsten, als bey den Edelleuten, die sich unter ihrer Mannschaft befanden, die äußerste Erbitterung, und beseelte sie nothwendig mit Rachbegierde. Es wurde nun ein förmlicher Angriff auf das Lager beschlossen. Die Bauern schickten hierauf die fürstlichen Abgeordneten zurück, um für sie bey den Fürsten Gnade zu erflehen. Diese erklärten sich auch noch immer zum Verzeihen bereit; nur bestanden sie auf Münzers Auslieferung. Da sich nun die Bauern hierzu durchaus nicht verstehen wollten, so ließen ihnen die Fürsten sagen, sie würden mit ihnen als mit Aufrührern verfahren [1]). Als nun die Kanonenkugeln in am 15. May. immer größerer Anzahl ins Lager flogen, geriethen die Bauern in solche Bestürzung, daß sie nicht wußten, ob sie sich vertheidigen, oder ob sie fliehen sollten. Dabey warteten sie noch immer auf die besondre göttliche Hülfe, die ihnen Münzer versprochen hatte. Wie aber die Mannschaft der Fürsten durch die Wagenburg ins Lager drang, und einzuhauen anfing, da verwandelte sich der schwärmerische Muth des verblendeten Haufens in sinnlosen Schrecken, da suchte er seine Rettung in einer übereilten Flucht. Nur eine kleine Schaar, die sich in einem Thale gesammlet hatte, that einigen Widerstand, und tödtete und verwundete einige einzelne Reiter der Fürsten. Dies brachte die fürstlichen Reiter so in Hitze, daß sie nicht nur den muthigen kleinen Haufen, sondern auch alle Bauern, die ihnen aufstießen, niederhieben. Die Anzahl der unglücklichen Opfer der Verblendung belief sich auf fünf tausend. Noch war das schreckliche Schauspiel aber nicht bis zum Ende. Die Sieger rückten nun sogleich auf Frankenhausen los, eroberten und plünderten die Stadt, und erschlugen alle wehrhafte Personen. Die Anzahl aller umgebrachten Bürger und Bauern belief sich auf sieben tausend vier hundert und zwanzig, und drey hundert starben unter den Händen der Scharfrichter. Münzer, der gleichfalls nach Frankenhausen geflüchtet war, suchte sich zwar listig genug zu verbergen; aber seine Brieftasche verrieth ihn, und er wurde dem Grafen Ernst von Mansfeld übergeben [1]).

20. Jetzt

1) Der Landgraf von Hessen hielt an seine und der übrigen Fürsten Mannschaft vorher eine Rede, worin er derselben die Ursachen vorstellte, warum sie die Bauern angreifen müßten. Schlusser, S. LXXX.

1) Schlusser, S. LXXXII.

Wie Mühlhäuſen beſtraft wurde.

20. Jetzt beſchloſſen die Fürſten aber auch die zu züchtigen, welche an Münzers Entwürfen ſo lebhaft Theil genommen hatten. Die Stadt Mühlhauſen ſollte die Reihe zuerſt treffen. Die Fürſten zogen bey Schlotheim ein Heer von drey tauſend vier hundert Mann zu Pferd, und ſieben tauſend neun hundert Mann zu Fuß zuſammen. Frankenhauſens Schickſal erregte bey den Mühlhäuſern große Bangigkeit. Sie verſuchten alle Mittel, die erzürnten Fürſten zu beſänftigen.

am 24. May. Auf zwölf hundert Frauen und Jungfrauen erſchienen im Lager, und fleheten auf den Knieen für ihre Väter, für ihre Gatten, und für ihre Brüder um Gnade; ſie mußten aber wieder zurückkehren, ohne eine beſtimmte Antwort zu erhalten. Die Mühlhäuſer hatten ſich erboten, ſich zu allem dem zu verſtehen, was ein Ausſpruch des Churfürſten und der Städte Erfurth und Nordhauſen ihnen auflegen würde; die Fürſten aber, welche glaubten, daß ſie mit einem ſolchen Anerbieten eher hätten kommen ſollen, näherten ſich der Stadt ohne weitern Verzug mit ihrer ganzen Kriegsmacht und mit einer großen Menge Geſchütz. Noch einmal wagten es die vornehmſten Bürger, die Fürſten flehentlichſt um Gnade zu bitten; ſie wurde ihnen auch verſprochen, aber mit der Bedingung, daß ſie die Urheber und Rathgeber, die ſich unter ihren Mitbürgern befänden, beſtrafen ſollten. Als dieſes der Gemeine vorgetragen wurde, ſetzte ſich Pfeifer, den Münzer als ſeinen Statthalter in Mühlhauſen zurückgelaſſen hatte, aus allen Kräften darwider, und da ihn der einſichtsvollere Theil überſtimmte, rettete er ſich mit vier hundert ſeiner Anhänger des Nachts durch die Flucht. Jetzt geriethen die Mühlhäuſer in neue Verlegenheit. Lange wollten die Fürſten ihre Entſchuldigungen nicht anhören. Endlich bewilligten

am 25. ſie noch, daß die Bürgerſchaft im Lager erſcheinen, fußfällig die Schlüſſel der Stadt überreichen, und auf Gnade und Ungnade ſich unterwerfen durfte. Die Gnade mußte ſie durch ſehr harte Bedingungen erkaufen. Sie ſollte nemlich vierzig tauſend Gülden Brandſchatzung erlegen, jedem Fürſten jährlich eine Abgabe von drey hundert Gülden entrichten, den Fürſten alle ihre Dörfer als ein Unterpfand von achtzig tauſend Gülden einräumen, ihre Feſtungswerke niederreißen, und dem Adel den ihm verurſachten Schaden erſetzen. Ein Theil dieſer Puncte wurde zwar in der Folge gemildert; doch mußte ſichs Mühlhauſen bis zum ſchmalkaldiſchen Kriege gefallen laſſen, daß die Fürſten, die es demüthigten, in der Regierung über daſſelbe abwechſelten.

Beſtrafung Münzers, Pfeifers u. ſ. w.

21. Jetzt war noch die Beſtrafung derjenigen übrig, welche bey dieſem traurigen Schauſpiele die erſten Acteurs gemacht hatten. Pfeifer war, nebſt zwey und neunzig von ſeinen Anhängern, nicht weit von Eiſenach gefangen worden. Ihm, imgleichen Münzern, den der Graf von Mansfeld ſchrecklich hatte martern laſſen, einem Küſter und noch vier und zwanzig andern Aufrührern wurde das Urtheil geſprochen, daß ſie den Kopf verlieren ſollten. Die Annäherung dieſes fürchterlichen Auftritts erſchütterte Münzers ehemals ſo großen Muth ſo ſehr, daß er ihm faſt alle Beſinnungskraft benahm. Der Herzog Heinrich von Braunſchweig mußte ihm ſogar den Glauben vorbeten. Er legte hierauf das Bekenntniß ab, daß er unrecht gehandelt habe, die Unterthanen wider die Fürſten zum Aufruhr zu reizen; doch ermahnte er die letztern in den flehentlichſten Ausdrücken, weniger hart mit ihren Unterthanen umzugehen, deſto fleißiger aber die Bücher Samuels und der Könige zu leſen, und die in denſelben enthaltenen Vorſchriften ſorgfältig zu erwegen.

Digitized by Google

wegen. Pfeifer, der an dem Ausbruche der Gewaltthätigkeiten den meisten Antheil hatte, äußerte in den letzten Augenblicken seines Lebens eben die harten und unmenschlichen Gesinnungen, die so viele seiner Handlungen gelenkt hatten. So wurde Mühlhausen, und so wurden die vornehmsten Urheber dieses Aufruhrs bestraft. Jetzt kam die Reihe auch an andre Oerter, die in denselben verwickelt gewesen waren. Herzog Georg rückte von Mühlhausen nach Langensalz, wo er ein und vierzig Aufrührern die Köpfe abschlagen ließ, und die Stadt mußte sieben tausend Gülden erlegen. Tennstedt wurde zu drey tausend, und Sangerhausen zu fünf tausend Gülden verurtheilt. Das Eichsfeld züchtigte Herzog Heinrich von Braunschweig. Er ließ sich von jedem Bürger zu Duderstadt und Heiligenstadt, außer den Waffen, sechs Gülden liefern. Der neue Churfürst Johann rückte von Mühlhausen nach Eisenach, und bestrafte die Theilnehmer an dem Aufruhre nicht allein in der Stadt, sondern auch auf dem Lande. Er war hierauf acht Tage lang beschäftigt, die unruhigen Bauern in Franken zu züchtigen. Von da kehrte er wieder nach Thüringen zurück, wo er die um Gotha und Weimar befindlichen Aufrührer für ihre Vergehungen büßen ließ. Zu Arnstadt wurden neun geköpft, und vier und zwanzig gefangen gesetzt. Die Gemeine verlohr noch überdieses ihre Freyheiten, und mußte drey tausend Gülden erlegen. Den Bauern der benachbarten Gegend wurde die Zahlung von funfzehn tausend Gülden angekündigt. Ueberhaupt berechnet man die Summe, die dieser Aufruhr den thüringischen Bauern gekostet hat, auf vierzig tausend Gülden. Die Einwohner zu Gotha und der dazugehörigen Pflege hatten es den Ermahnungen des ersten evangelischen Oberpfarrers Mecum zu danken, daß sie von dem Strome der Schwärmerey nicht mit hingerissen wurden. Eben dieser rechtschaffene und beredte Mann zerstreute durch eine Rede einen Haufen von Bauern, die sich zu Ichtershausen zusammengerottet hatten. Die Stadt Weißensee, die so recht in der Mitte des Tummelplatzes lag, behielt ihre Treue gegen ihren Landesherren, den Herzog Georg, dennoch standhaft bey. Dieser belohnte sie dafür mit dem Vorrechte, zu allen Steuern und Abgaben, die in Zukunft würden verwilligt werden, nur die Hälfte ihres Betrags zu entrichten m).

22. Die Folgen des unseligen Bauernkriegs waren für ganz Deutschland ganz besonders traurig. Er bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was er hatte bewirken sollen. Die Einwohner seiner besten Provinzen, die sich in einen glücklichen Zustand zu versetzen gedachten, waren tausendweise umgekommen; die Freyheit ihrer noch übrigen Mitbürger wurde jetzt nur noch enger eingeschränkt; die Gewalt der kleinen Tyrannen, deren Joch man abwerfen wollte, wurde dadurch nur noch mehr befestigt. Auch für den Fortgang der Reformation, die gewiß nicht überall nur Vorwand, sondern auch Absicht des Aufstandes gewesen war, mußte wenigstens dem Schein nach mehr Nachtheil als Vortheil daraus erwachsen. Ihre Feinde bekamen nicht nur neue Gründe, sie zu hassen, und einen neuen Vorwand, sie zu verlästern, sondern, was noch schlimmer war, auch neue Ursachen, sie zu fürchten. Ihr Verfolgungsgeist wurde von diesem Zeitpunct an argwöhnischer und grausamer, und es entflammte ihn jetzt nicht mehr bloß Secten- haß und Partengeist, sondern Rachbegierde und Sorge für Sicherheit n). Aber niemand kränkten diese Unruhen viel- Folgen des Bauernkriegs.

m) Gesch. Thüringens, IV, 287 – 304. n) Plank, S. 197.

vielleicht inniger als Luthern, der zu ſeinem großen Misvergnügen von allen Seiten den Vorwurf hören mußte, daß der entſtandene Aufruhr ſein Werk und die Frucht ſeiner Lehre ſey. Und wie ſehr beweiſt doch die Art, wie er ſich dabey benahm, das Gegentheil! Der Churfürſt von der Pfalz hatte die zwölf Artikel der ſchwäbiſchen Bauern ſchon im Frühjahr dieſes Jahrs nach Wittenberg geſchickt, und Melanchthons Gutachten darüber verlangt. Dieſes fiel nun gar ſehr zum Nachtheile der Bauern aus, und er ſtellte ſie ohne Unterſchied als Verbrecher gegen alle göttliche und menſchliche Geſetze auf, er ermahnte alle Obrigkeiten, in dem Fall, daß friedliche Unterhandlungen fruchtlos ſeyn würden, ſie als Mörder und Räuber mit ihrer ganzen Macht zu verfolgen. Eben dahin aber lief auch Luthers Gutachten hinaus; nur redte er freylich eine ganz andre Sprache mit den Fürſten, als Melanchthon mit ihnen geredet hatte. Er ſchrieb ohne weitre Umſtände ihnen, und beſonders den Biſchöfen, die vorzüglichſte Schuld an dem Aufruhre zu; ſie hörten (ſagte er ihnen) nicht auf, wider das Evangelium zu toben, und durch Schindereyen und Erpreſſungen das gemeine Volk zur Verzweiflung zu bringen; Gott brauche die Bauern als Werkzeuge, ſie für ihre Tyranney zu züchtigen, und wenn es ihnen auch gelingen ſollte, alle Bauern zu unterdrücken, ſo ſollten ſie nur wiſſen, daß ſie ihrer Strafe doch nicht ſo leicht entgehen würden, und daß Gott zu ihrer Züchtigung aus Steinen neue Bauern machen könnte. Eben deswegen rieth er ihnen auch dringend, zuerſt ſanfte Mittel anzuwenden, und ſowol dem Frieden als der Gerechtigkeit einiger ihrer Forderungen etwas nachzugeben. Da er nun durch dieſen Eingang den Bauern Zutrauen zu ſich eingeflößt, da er ſie zum Anhören der für ſie beſtimmten Wahrheiten gleichſam vorbereitet hatte, ſo bat er ſie ihres eignen Beſten wegen, ſorgfältig zu erwegen, ob ſie bey ihren Unternehmungen auch ein gutes Gewiſſen hätten; denn er befürchtete, daß einige der wilden Rottengeiſter, die vor nicht langer Zeit aufgeſtanden wären, ihre Einfalt gemisbraucht, und ſie zu dem wilden Aufruhr verleitet hätten, der allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen entgegen ſey. Er ſagte es ihnen unter andern gerade heraus, daß ſie ſeiner Ausbreitung des Evangeliums mehrern Schaden brächten, als ihm Kaiſer und Pabſt noch nicht zugefügt hätten, indem ſie unter dem Vorwande des Evangeliums dem Evangelium zuwider handelten. Als ſeine Hoffnung, dieſe Unruhen durch friedliche Mittel unterdrückt zu ſehen, vereitelt war; als die in Hitze gebrachten Bauern, ſeiner Vorſtellungen ungeachtet, in ihren Ausſchweifungen fortfuhren, und bey ihren Forderungen beharrten; als ſeine Feinde ſeiner fruchtloſen Bemühungen ſpotteten, da erwachte ſein Unwille mit verſtärkter Heftigkeit, da wendete er ſich natürlich zuerſt gegen die Aufrührer, die den ärgerlichen Anlaß dazu gegeben hatten. Er forderte nunmehr die Fürſten und Obrigkeiten zu einem förmlichen Kreuzzug gegen ſie auf; er machte es nicht nur ihnen zur Pflicht, mit dem Schwerdte drein zu ſchlagen, ſo lange ſie noch einen Arm regen könnten; er forderte jeden Menſchen auf, ſie wie tolle Hunde todtzuſchlagen, und er verſicherte dabey, daß Gott jeden, der im Streit gegen ſie fallen würde, als einen Märtyrer betrachten müſſe. Unſtreitig war alſo der heftige Mann Urſache, daß ſo große Ströme von Bauernblut vergoſſen wurden! *)

*) Plank, S. 181 – 187.

Drey-

Dreyzehnter Abſchnitt.

Die Reformation gewinnt an innerer und äußerer Kraft.

1.

Die unglücklichen Bauern zerſtörten die Klöſter, und zerſtreuten die Kloſtergeſellſchaften mit ſo vieler Wuth, und vielleicht auch mit der Zuverſicht, der drückenden Abgaben, die ſie an dieſelben entrichten mußten, in Zukunft überhoben zu ſeyn; ſie wirkten aber dadurch weiter nichts, als einen Tauſch ihrer Herren. Ehedem, wenn ſie dem Abt oder dem Prior ihre Zinſen zu lange ſchuldig blieben, ſo thaten ſie der Abt und der Prior zuletzt in den Bann; jetzt wenn ſie dem fürſtlichen Amtmann keine Gnüge leiſten, ſo ſchickt er ihnen den Exequirer ins Haus. Aus manchem von den Klöſtern, deren Ende die unruhigen Bauern beſchleunigten, wurden in der Folge fürſtliche Aemter. Wer weiß, wie lange ſie ſonſt noch fortgedauert, oder wie ſie ihr Ende erlebt hätten! Die Geſchichte der Kloſterreformation in Sachſen verbreitet über dieſe Sache viele Aufklärung. Friedrich der Weiſe, der wenig Tage vor der Schlacht bey Frankenhauſen geſtorben war, hatte ſeinen Bruder, Johann, zum Nachfolger. Dieſem war es angenehm, daß ihn die aufrühreriſchen Bauern der Mühe überhoben hatten, die nach Luthers Lehrſätzen unnöthigen Klöſter aufzuheben. Dieſes wird aus der Reformationsgeſchichte des Kloſters Reichardsbrunn völlig ſichtbar. Die zerſtreuten Mönche deſſelben fleheten ihn dringend um die Wiedereinräumung ihrer Kloſtergebäude an. Endlich gab ihnen der Kanzler im Namen des Fürſten den Beſcheid, daß ſein Herr nicht geſonnen wäre, das gotteslaſterliche Leben, das in ihrem Kloſter bisher geherrſcht hätte, länger zu dulden; ſie ſollten daher, mit einem gewiſſen Jahrgehalt verſehen, ein Handwerk lernen, und ſich verheirathen. Dieſe Bedingung ließen ſich auch die jungen und ſtarken gefallen; die ältern aber beſchloſſen ihr Leben in einem zu Gotha befindlichen Hauſe, das ihrem Kloſter gehört hatte. Eben dieſes Schickſal hatten die andern Klöſter, die ſich in dem landesantheile des Churfürſten Johann befanden. Ihre Güter wurden eingezogen und gewiſſen Verwaltern anvertraut *). Mit der Art, wie die Güter der aufgehobenen Klöſter verwendet wurden, war jedoch Luther gar nicht zufrieden. Er erſuchte den Churfürſten, einen Theil derſelben zum Unterhalte der Pfarrer anzuwenden, welche Undankbarkeit ihrer Gemeine, und Aufhebung der vorher genoſſenen Pfründen in die dürftigſten Umſtände verſetzen. Der Churfürſt nahm ſeine treugemeinten Vorſtellungen zwar gnädig auf; er wußte ſich aber in die Vorſchläge, die er zur Verbeſſerung der Pfarrbeſoldungen gethan hatte, nicht recht zu finden; er glaubte, ſie würden (weil er nemlich die eingezogenen Güter als ſein Eigenthum betrachtete) ſeiner Caſſe zur Laſt fallen, und er verlangte daher, daß ihm Luther andre Mittel anzeigen möchte. Dieſer ertheilte ihm hierauf den Rath, eine Viſitation in ſeinem ganzen Lande anzuſtellen, und dabey unterſuchen zu laſſen, wie weit die bisherigen Einkünfte zur Unterhaltung der Pfarrer hinreichten, und wie weit ſie

Aufhebung der thüringiſchen Klöſter.

5. May.

*) Dies war z. B. mit den gothaiſchen Klöſtern Reinhardsbrunn, Georgenthal und Ichtershauſen der Fall. Geſch. des Herzogth. Gotha, III, 212. 240. 338.

Digitized by Google

die Städte und Gemeinen durch neue Verträge unterstützen müßten. Auf diese Vorstellungen wurde auch bey der nachfolgenden Visitation wirklich Rücksicht genommen, aber, wie es scheint, sehr wenig dadurch bewirkt; denn Luther äußerte auch noch im folgenden Jahre über die Bestimmung der Klostergüter, und besonders über die Dreistigkeit verschiedener Edelleute q), sich durch Beraubung derselben zu bereichern, große Unzufriedenheit. Er klagte deswegen bey dem Churfürsten, und als er durch schriftliche Vorstellungen wenig ausrichtete, begab er sich selbst an den Hof. Hier hatte er aber das Schicksal derjenigen, welche den Fürsten unangenehme Wahrheiten vorzutragen haben. Der Churfürst ließ Ihn, den ehrwürdigen Doctor Luther, den höchstverdienten Urheber der Reformation, nicht einmal vor sich, und der Churprinz Johann Friedrich, vor dem er im Vorzimmer seine Klagen ausschüttete, ertheilte ihm auf Befehl seines Vaters die Antwort, daß alles ordentlich zugehen sollte. Luther fühlte indessen die Ungerechtigkeiten, welche bey der Verwendung der Klostergüter vorwalteten, so lebhaft, daß er Willens war, sie dem Publicum in einer öffentlichen Schrift ans Herz zu legen, und sein Unwille stieg so hoch, daß er in dem Wahne stand, kein Fürst könnte ein rechtschaffener Mann seyn, und nur Tyrannen könnten regieren. Auch mag, wie Seckendorf bemerkt, es wahr seyn, daß der gutmüthige Churfürst Johann gegen böse Rathgeber zu viel Nachsicht hatte, und daß seine Nachsicht von verschiedenen gemißbraucht wurde r).

Luther heirathet.

2. Es gab aber um diese Zeit noch andre Gegenstände, die Luthern Kummer verursachten. Während der unruhigen Zeiten hatte die Anzahl der Studierenden in Wittenberg abgenommen, und Luther besorgte, der neue Churfürst möchte gegen die Academie gleichgültiger gesinnt seyn, und dies möchte für sie nachtheilige Folgen haben. Zu gleicher Zeit störten seine Ruhe die seltsamsten Gerüchte von Gefahren, die ihm selbst drohten. Bald sollte die münzersche Secte seinen Tod geschworen haben; bald sollte Herzog Georg damit umgehen, ihn in Wittenberg aufheben zu lassen; bald sollten einige polnische Bischöfe einen Juden, der sich für einen Doctor der Medicin ausgab, für zwey tausend Ducaten gedungen haben, ihn durch Gift von der Welt zu schaffen. Gewöhnlich stellten seine Freunde diese Gerüchte weit ängstlicher vor, als sie wirklich waren. Und in dieser Lage seines Gemüths, und unter diesen Stürmen von außen und von innen — heirathete Luther. Er hatte schon lange den Ehstand als ein Recht der Menschheit vertheidigt. Die Ausübung desselben sich aber selbst zu erlauben, schien er lange Zeit hindurch unentschlossen und abgeneigt. Er scheute sich gleichsam vor einem Schritt, der zu jeder Zeit seinen Feinden neuen Anlaß und neuen Stoff zu den giftigsten Lästerungen geben mußte. Kurz, Luthers Neigung zum Ehestand, und selbst seine Neigung für Catharine von Bore, eine von den aus dem Kloster Nimptschen entwichenen Nonnen, kämpfte lange mit seinen Bedenklichkeiten, und schien denselben sogar mehr als einmal unterliegen zu müssen, denn er dachte mehr als einmal darauf, sich ihre Freie

q) Wären diese Edelleute Nachkommen derer gewesen, die mit frommer Mildthätigkeit den Wohlstand dieser Klöster befestigten, so hätten sie so ganz Unrecht nicht gehabt. Wenn der Fürst das Seinige wieder nahm, warum sollte es nicht auch der Edelmann thun?

r) v. Seckendorf, B. III, S. 80. Gesch. Thüringens, IV, 112. 316. 322. Man vergl. Goth. Gesch. III, 240.

Digitized by Google

friedigung unmöglich zu machen. Er bot die arme Verlassene erst seinen Freunden aus; er trug sie Baumgärtner an, er wollte sie an den Pfarrer Glatz zu Orlamünda verheirathen. Die Person des letztern stand aber der Catherine nicht an; dieser scheint es überhaupt nicht gleichgültig gewesen zu seyn, luthern mit einem andern Bräutigam zu vertauschen. Wie es luther sah, daß er die Catherine nicht unterbringen konnte, so hatte er auf einmal Muth genug, sie für sich selbst zu behalten, und da er diesen Muth gleichsam wieder zu verlieren befürchtete, so eilte er, ihn zu beweisen, so stürzte er sich gleichsam in den Ehstand hinein. Er ließ es dem Churfürsten, der sich um diese Zeit in Franken befand, durch Spalatinen melden. Seine Eilfertigkeit hatte auch weiter keine schlimme Folge, als daß sie ihm ein paar Verleumdungen mehr zuzog, die sich bald selbst widerlegten [a]). am 13. Jun.

3. Man glaubt, daß selbst die unruhige und kummervolle Lage, in der sich luther damals befand, ihn habe bestimmen helfen, sich eine Gefährthin des Lebens zu nehmen [b]). Eine angenehme Zerstreuung hatte aber auch in der That damals niemand nöthiger, als eben luther! Schon seit einem Jahre brannte die unseligste aller Streitigkeiten, der Sacramentsstreit, dessen Urheber Carlstadt war. Er hatte sich zwey Jahre lang nach luthers Zurückkunft von der Wartburg ziemlich ruhig verhalten; nicht als wenn er die erlittenen Kränkungen verschmerzt, als wenn er seine Meinungen geändert, und seine Verbindungen mit den Schwärmern gänzlich aufgegeben hätte; nein, luthers Geist hatte den seinigen zu sehr niedergedrückt, als daß er sich so bald wieder erheben konnte. Die Universität zu Wittenberg hatte aber auch eine Schrift unterdrückt, die er gegen luthern herausgeben wollte! — Er fühlte es endlich immer inniger, wie sehr er sein Ansehn verlohren hatte, und wie wenig er von seinen ehemaligen Bewunderern noch geschätzt wurde. Dies Gefühl flößte ihm die feindseligsten Regungen gegen luthern ein, und brachte ihn zu dem Entschlusse, Wittenberg zu verlassen. Er begab sich, ohne wegen seiner Stellen bey der Universität und bey dem Capitel Verfügungen zu treffen, nach Orlamünda. Weil die Einkünfte der orlamündischen Kirche zu dem wittenbergischen Capitel gehörten, und weil er als Archidiaconus die Aufsicht über die Pfarrey führte, deren Geschäffte durch einen Vicar besorgt wurden, so glaubte er sich berechtigt, die Verwaltung der Pfarrey ohne weitere Umstände selbst zu übernehmen. Die Bürger von Orlamünda ließen sich leicht von ihm bereden, daß sie das Recht hätten, ihre Prediger selbst zu ernennen; der bisherige Vicar wurde also abgesetzt, aller Widerspruch des wittenbergischen Capitels war vergeblich, und die Rechte, über deren Kränkung es klagte, hießen papistische Greuel. Das Capitel ernennte einen andern Vicar; die Universität verlangte von Carlstadten, daß er sein Amt, das ihm Besoldung gab, wieder versehen sollte; aber weder die Vorladung des Capitels, noch die Erinnerung der Universität und die Befehle des Churfürsten, vermochten ihn wieder nach Wittenberg zu bringen. Mit diesem ordnungswidrigen Betragen begnügte er sich aber noch nicht einmal. Er verleitete den orlamündischen, so wie den wittenbergischen Pöbel zur Bilderstürmerey. Das gemeine Volk, das sich seinen Prediger, der es dazu anführte, als einen zweyten Elias dachte, reizte die Ein- Streitigkeiten über die Lehre vom Abendmahl. 1524 im Jan.

a) v. Seckendorf, B. I, S. 16. 17. Plank, S. 199.
b) Keils Lebensumstände Luthers, Th. I, S. 160.

Einwohner der benachbarten Oerter an der Saale, die keinen solchen Prediger hatten, zum Neid, und eben dadurch zur Nachahmung des Beyspiels. Als man vom Hofe aus dem Unwesen steuern wollte, antworteten die Bürger von Orlamünda dem Churfürsten, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, und sie bewiesen es dadurch, daß alle Bilder im ersten Gebot untersagt wären. Der Hof wußte sich nun nicht besser zu helfen, als daß er Luthern den Auftrag that, die von Schwärmerey angesteckten Leute wieder zur Vernunft zu bringen. Er reisete deswegen nach Jena, wo er, in Carlstadts Gegenwart, ihn als den Urheber dieser Unruhen so treffend schilderte, daß seine Schilderung jedem Kinde deutlich seyn mußte. Carlstadt forderte von ihm darüber eine Erklärung. Er gab ihm zwar keinen von seinen Handschuhen, aber einen Goldgulden aus seiner Tasche, und Carlstadt rief alle Gegenwärtigen zu Zeugen auf, daß er nun Macht habe, wider Luthern zu schreiben. Sein Haß gegen Luthern wurde aber auch dadurch vermehrt, daß ihn der Churfürst, wie er nicht wieder nach Wittenberg zurückkehren wollte, aus seinem ganzen Lande verbannte, und daß weder seine Vorstellungen, noch die Fürbitten der Orlamünder nur eine Milderung des harten Befehls auszuwirken vermochten. Der vertriebene Mann, der sich nun ganz natürlich als Märtyrer für seine Meinung betrachtete, der in Luthern seinen Verfolger sah, erfüllte ganz Deutschland mit Klagen über den unedlen Gegner, und suchte ihn jedem so haßenswürdig zu schildern, als er ihm selbst erschien. So begann der Streit über die Meinung, ob der Leib und das Blut Christi im Abendmahl wirklich zugegen sey. Carlstadt verwarf sie, und Luther suchte sie zu behaupten. Zum großen Verdrusse des letztern bekam der herumirrende Carlstadt mehr Anhänger, als er vielleicht selbst gehofft hatte. Selbst aufgeklärte, von der Nation und von Luthern geachtete Männer urtheilten von Carlstadts Meinung nicht ungünstig. Dies kränkte Luthern, der von der Unrichtigkeit und Gefährlichkeit der Meinung seines Gegners so ganz bis zur Leidenschaft, ja selbst mit durch Leidenschaft überzeugt war, dessen Ehrgeiz auch dabey nicht wenig ins Spiel kam. Die erste Gelegenheit, diese Kränkung zu erfahren, gaben ihm die Straßburger, zu denen sich Carlstadt gewendet hatte. Die Reformation war in Straßburg, wo Luthers Lehren frühzeitig den günstigsten Eingang gefunden hatten, hauptsächlich durch Capitos und Bucers Bemühungen fast ganz befestigt; aber eben die Neuheit der vorgegangnen Veränderungen stimmte die Gemüther zu weitern Neuerungen, und machte, daß Carlstadts Meinung bald eben so viele Anhänger als Gegner bekam. Die straßburgschen Prediger sorgten zwar dafür, daß die Ausbreitung der Carlstadtischen Schriften durch einen Befehl des Magistrats gehemmt wurde; sie gaben aber dem Volke zugleich einen Unterricht über die aufgeworfene Streitfrage, der die erhitzten Gemüther am sichersten zur Mäßigung zurückbringen konnte; sie erklärten es nemlich sehr vernünftig für höchst überflüssig, über die leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl zu streiten. Hätte nun Luther, indem er Carlstadts Meinung bestritt, eben so wenig von leidenschaftlicher Hitze sich hinreißen lassen, so würde Carlstadt schwerlich so warme Vertheidiger, so würde die leibliche Gegenwart gewiß keine so eifrige Gegner bekommen haben. Die Capitos, die Bucers und noch viele der aufgeklärtesten Männer der Nation würden sich mit ihm wider den neuernden Carlstadt vereinigt

einigt haben, und viele von jenen, welche einigermaßen über die leibliche Gegenwart mit Carlſtadten gleich dachten, würden es ohne Zweifel für unnöthig gehalten haben, darüber zu ſtreiten, und die Männer, die bereits vor Carlſtadten an der leiblichen Gegenwart gezweifelt hatten, würden ſich nicht gleichſam in demſelben gemishandelt gefühlt haben. Der Hohn, und die Vorwürfe von Schwäche und Gottloſigkeit, mit welchen Luther die Zweifel ſeines Gegners abgewieſen hatte, reizten ſie, eben dieſe Zweifel, für die ſie noch ſtärkere, noch dringendere Gründe als Carlſtadt anzuführen hatten, öffentlich zu vertheidigen. Es erhoben ſich nun Männer gegen Luthern, die den unglücklichen Carlſtadt vom Schauplaz verdrängten [u]), und dem Streit eine ganz andre und wichtigere Wendung gaben. Es traten nun Zwingli und Oecolampadius gegen ihn auf [x]).

4. Ulrich Zwingli, ein Mann, der als Prediger zu Zürch einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther hatte, bekam eben ſo wie Luther durch die Unverſchämtheit eines Ablaßpredigers Gelegenheit zur Reformation, die er, ſeiner Denkart gemäß, mit Kühnheit ausführte, und deren Ausführung bey ſeiner Obrigkeit und ſeiner Gemeinde ſehr wenig Widerſtand fand. Eben dieſer Zwingli, der ſchon frühzeitig über die gewöhnliche Vorſtellung der Lehre vom Abendmahl Zweifel gefaßt hatte, der auch ſchon ſeit einiger Zeit daran arbeitete, die aufgeklärteſten Männer, die er unter verſchiedenen Nationen kannte, auf ſeine Zweifel aufmerkſam zu machen, und der dieſe Abſicht bey mehrern ſchon glücklich erreicht hatte, der befeſtigte dadurch nicht nur ſeine eigne Ueberzeugung, ſondern auch ſeinen ernſtlichen Vorſaz, ſie öffentlich auszubreiten. Erwünſchter konnte ihm daher nicht leicht etwas ſeyn, als daß Carlſtadt den Streit darüber zuerſt anfing. Ja Zwingli wurde gewiſſermaßen ſelbſt zur Erklärung genöthigt. Der Rath zu Zürch hatte, ſo wie der Rath zu Straßburg und zu Baſel, den Verkauf der carlſtadtiſchen Schriften verboten. Da ſagte Zwingli zuerſt von der Canzel herab, daß man ſich hüten ſollte, Carlſtadts Schriften zu unterdrücken, weil ſeine Lehre weder gottlos, noch ſchwärmeriſch, noch ſchriftwidrig ſey; ſodenn machte er dem Magiſtrat noch beſondre Vorſtellungen deswegen, und endlich erbot er ſich, die Meinung vom Abendmahl, welche die leibliche Gegenwart verwarf, öffentlich gegen alle Einwürfe zu behaupten. Auch that er dieſes in verſchiedenen Schriften [y]). Mit ihm vereinigte ſich Johann Oecolampadius (eigentlich Hausſchein von Weinsberg in Schwaben) einer der gelehrteſten und frömmſten Männer ſeiner Zeit, der zu Baſel die Reformation beförderte. Seine Schrift, worin er ſich zuerſt als einen Gehülfen Zwinglis aufſtellte [z]), brachte ihn erſt mit den ſchwäbiſchen Theologen, hernach mit Luthern ſelbſt in einen lebhaften Schriftwechſel, und die Art, wie leztrer ſich in denſelben miſchte, erhellt ſchon daraus, daß er verſicherte, die Lehre Carlſtadts, Zwinglis und Oecolampads müſſe vom Teufel herkommen, weil jeder eine verſchiedene Erklärung der Einſetzungsworte annehme [a]). Kurz, Luther äußerte auch bey dieſer Gelegenheit die leidenſchaftliche Begierde, über allen Widerſpruch erhaben zu ſeyn, und durchaus Recht zu behalten.

Luthers Streit mit Zwingli und Oecolampad.

Von

u) Seine fernere Schickſale, und wie er zulezt zu Baſel Profeſſor der Theologie und Prediger wurde, erzählt Plank, S. 245.

x) Plank — S. 247.

y) Plank, S. 257. u. f. f.

z) Plank, S. 269. u. f. f.

a) Plank, S. 312. u. f. f.

Digitized by Google

Von einer desto ruhmwürdigern Seite zeigte sich sein Eifer, der Reformation in Sachsen eine dauerhafte Gestalt zu geben.

Ursprünglicher Zustand der Reformation in Sachsen.

5. So wenig der Churfürst Johann Luthers Wünsche in Ansehung der Klostergüter befriedigte, so eifrig unterstützte er doch dessen Bemühungen, auch das Aeußere des Gottesdienstes seinen Grundsätzen gemäß einzurichten. Es war zwar nicht leicht ein Ort im Lande des Churfürsten, wo Luthers neue Lehre nicht eifrige Anhänger gefunden hatte; sie waren aber öfters mit eben so eifrigen Verehrern des alten Glaubens vermischt, auch wußte ein großer Theil von jenen nicht einmal den eigentlichen Inhalt seiner Lehre über die Grundartikel des Glaubens. Er verehrte ihn hauptsächlich deswegen, weil er wider Misbräuche geeifert, weil er die Mönche gezüchtigt, weil er dem Pabst und den Bischöfen, weil er mitunter auch den weltlichen Fürsten und Herren kühne Wahrheiten gesagt hatte. Eben daher herrschte auch an einigen Orten die seltsamste Vermischung alter und neuer gottesdienstlicher Gebräuche; an andern wurde sogar die seltsamste Vermischung der alten und neuen Lehre eingeführt. Hier hatte man die Messe abgeschafft, und der ganze übrige Gottesdienst blieb unverändert; dort wurde das Abendmahl immer noch unter Einer Gestalt ausgetheilt, aber jedermann eiferte wider den Greuel der Messe; an einem dritten Orte verkündigte ein verheiratheter Prediger seinen Zuhörern völlig noch die alte Lehre, aber keiner von ihnen zweifelte, die neue zu hören, denn ihr Seelsorger hatte ja ein Weib. An dieser Unwissenheit des Volks war natürlich die schlechte Beschaffenheit der Geistlichen Ursache. Einige der ältern hatten sich hartnäckig geweigert, die neuen Meinungen anzunehmen, und sie blieben dem alten Glauben seltener aus Ueberzeugung, als aus Eigensinn treu. Wo sie das Volk duldete, wollte sie weder der Hof noch Luther vertreiben. Aus Achtung für ihr Alter, aus Gewohnheit oder Gleichgültigkeit wurden sie also in manchem Dorf, ja in manchen Städten geduldet, wo doch die meisten Einwohner Luthers Anhänger waren. Andre, die sich vom Geist der Neuerungen willig fortreißen ließen, hielten auf ihren Canzeln so eifrige Strafpredigten wider den Pabst und die Mönche, als Luther auf der seinigen, oder fanden ihren Vortheil dabey, einige seiner Grundsätze anzunehmen, machten ihre Concubinen zu Gattinnen, oder vertauschten sie mit andern Weibern, und bildeten sich nun ein, Prediger des Evangeliums zu seyn, ohne im Grund etwas weiter, als vorher, davon zu verstehen. Wieder andre waren so gefällig, sich nach dem Geschmacke ihrer Zuhörer zu richten; sie predigten diesen nach der neuen, und jenen nach der alten Lehre. Ja einer derselben, der zwey Kirchen zu versehen hatte, theilte in der einen das Abendmahl unter beiderley Gestalt aus, indem er in der andern gewissenhaft seine Messe hielt. Da half es auch nichts, daß mancher von den alten unbiegsamen Predigern vor Gram über die Neuerungen starb, oder daß sich die Gemeine seiner auf andre Art entledigte; gewöhnlich taugte der Nachfolger eben nicht viel mehr. Man mußte oft froh seyn, wenn sich zu eben der Zeit, da man einen neuen Prediger brauchte, irgend ein ausgetretener Mönch, nachdem er, die Freyheit zu kosten, einige Zeit herumgeschwärmt hatte, anmeldete. Er durfte nur vorgeben, daß er des Evangeliums wegen vertrieben, oder wol gar verfolgt worden sey, so wurde er als vom Himmel gesandt und ohne weitere Prüfung angenommen, und wenn er gar schon, wie es zuweilen geschah, Weib und Kinder mit sich herumführte,

Digitized by Google

führte, so bedurfte man gar keinen weitern Beweis für die Reinigkeit seiner Lehre. Diese Empfehlung galt oft nicht weniger bey den Edelleuten, die Predigerstellen zu vergeben hatten; doch ließen diese zuweilen, entweder aus Geiz, oder aus Abneigung gegen die Neuerungen, oder wegen besondrer Streitigkeiten, die sie mit der Gemeine hatten, die leergewordenen Predigerstellen möglichstlange unbesetzt. Die gewissenhaftesten unter ihnen wendeten sich wol an Luthern oder Melanchthon, und ließen sich von ihnen taugliche Männer zum Predigtamte vorschlagen; der Magistrat mancher Städte übertrug ihnen in solchen Fällen sein Wahlrecht, und selbst der Churfürst pflegte erst ihr Gutachten zu verlangen, oder auf ihre Empfehlungen Rücksicht zu nehmen; wo sollten diese aber immer Männer finden, die sie empfehlen konnten? Es war ein Glück, wenn unter ihren wittenbergischen Zuhörern nur einige so viel Kenntnisse gesammlet hatten, die sie zur Unterweisung des Volkes fähig machten. Unter der Menge Studierender, die ihr Ruhm nach Wittenberg zog, gab es zwar immer einige vortreffliche Köpfe; diese ließen sich aber nicht von der Mitte ihrer Studienbahn wegreißen; auch mußten sie für größere Städte, oder für Universitäten aufbewahrt werden, oder sie hielten es für Pflicht, dem Vaterlande ihre Dienste zu widmen. Zu Predigern auf dem Lande boten sich meistens nur die dürftigsten an Kenntnissen und an Vermögen an; leute, die sich oft nicht ursprünglich den Wissenschaften gewidmet hatten, die erst in reifern Jahren der Theologie, zu der sie plötzlich einen Beruf in sich fühlten, das Gewerbe aufopferten, für das sie zuerst bestimmt waren; Söhne armer Eltern, die sich nicht länger auf der Universität erhalten konnten, die ihre Studien ihrem kurzen Aufenthalte auf derselben angemessen hatten; oder ausgetretene Mönche und vertriebene Prediger, die schaarenweise nach Wittenberg kamen, um sich von luthern unterrichten und unterhalten zu lassen. Unter solchen hatte luther nun gewöhnlich die Wahl, und froh war er, wenn er unter ihnen nur redliche, ehrbare und unanstößige Männer fand, die ihre Gemeinden aus einer Postille unterrichten, die sie durch ihren lebenswandel erbauen konnten. An vielen Orten ließ sich aber nicht einmal auf gute Prediger Anspruch machen. Die meisten Kirchen hatten, durch die neue Einrichtung des Gottesdienstes, an ihren Einkünften einen beträchtlichen Verlust erlitten. Diese Einkünfte, die gewöhnlich von milden Stiftungen herrührten, sollten, der Absicht ihrer Urheber gemäß, unter andern auch zur Haltung einer gewissen Anzahl von Messen, oder zu gewissen andren gottesdienstlichen Handlungen angewendet werden. Da man diese nun abgeschafft, da man vor Reformationseifer an die Sicherung der dazu bestimmten Einkünfte nicht gedacht hatte, so benutzte mancher Schuldner der Kirche diese Verwirrung, die Bezahlung der Zinsen und Gülten zurückzuhalten. Manche Anhänger des alten Glaubens zahlten schon deswegen nichts, weil sie einer Kirche, in der man ketzerische lehren predigte, nichts schuldig zu seyn glaubten. Man wollte oder konnte gegen solche Schuldner keine Zwangsmittel brauchen. Genug, manche Kirche konnte jetzt nicht einmal ihren Geistlichen mehr erhalten. Die Gemeine mußte sich also, den Unterhalt desselben aufzubringen, eine Steuer auflegen, oder ihn wenigstens durch ihre Mildthätigkeit so weit unterstützen, daß er leben konnte. In beiden Fällen gerieth er aber oft in Gefahr zu verhungern. Es kam den Bauern so sonderbar vor, daß sie ihren Pfarrer ernähren sollten, daß sie zuweilen lieber gar

keinen haben wollten. Andre Gemeinden mietheten sich irgend einen im Elend herumlaufenden Schwärmer, um den wohlfeilsten Preis, und hielten ihm am Ende das Versprochene so wenig, daß er bald wieder davongehen mußte. Wenn er aber auch blieb (denn Hungerbrod ist doch immer besser als gar keins) so befand sich seine Heerde bey der Nahrung, die er ihr vorzusetzen hatte, gewiß nicht besser, als er bey der ihrigen.

Wie man die Reformation in Sachsen befestigte.

6. Diese schlechte Beschaffenheit des kirchlichen Zustandes rührte aber auch von dem fortdauernden Vorurtheile her, welches blos der geistlichen Macht einen Einfluß sowol in die äußere als innere Verfassung der Kirche einräumte, rührte davon her, daß man seit Jahrhunderten die Aufsicht über dieselbe den Bischöfen überlassen hatte. Selbst die Urheber der Reformation dachten zuerst nicht daran, ihnen ihre Rechte streitig zu machen; sie verlangten nur, daß sie das verbessern sollten, was sie ganz unwidersprechlich einer Verbesserung bedürftig glaubten. Da sie sich nun dazu nicht verstehen wollten, so sah es Luther ganz gern, daß diese Verbesserungen durch das Volk durchgesetzt wurden. Man wagte es überhaupt noch nicht, den Grundsatz aufzustellen, daß die weltliche Macht auch die Einrichtung des Kirchenstaats besorgen könne; der Churfürst Friedrich hatte sich so wenig als möglich in das gemischt, was das Volk that; er überließ es ihm selbst, oder doch seinen Predigern, die neue Verfassung anzuordnen, und vermied so lange, als sichs nur thun ließ, ihren Anordnungen ein gesetzmäßiges Ansehn zu geben. Daraus erfolgte ganz natürlich die seltsamste geistliche Anarchie; aber eben diese machte es bald fühlbar, daß man sich nothwendig über die furchtsamen Bedenklichkeiten wegsetzen müsse, die dem bisherigen Gang der Reformation mehr das Ansehn einer stürmischen und regellosen als überdachten Unternehmung gegeben hatten. Dabey hatte jedoch Luther große Schwierigkeiten zu überwinden; Schwierigkeiten, die zum Theil den Character des Churfürsten zur Quelle hatten. Dieser hatte zwar den besten Willen, alle Unternehmungen Luthers in Religionssachen zu unterstützen; er hatte für seine Lehren und für ihn selbst die lebhafteste Anhänglichkeit; er war von der Richtigkeit des neuen Glaubens — freylich nicht durch eigne Prüfung — aber doch überzeugt; allein er unterließ so manche gute That aus Trägheit, er beging so manchen Fehler, daß er Luthers Absichten manchmal in Erreichung ihres Zieles hinderte. Weil er desselben Wünsche in Ansehung der geistlichen Güter nicht erfüllte, so zeigte er sich desto bereitwilliger, seine übrigen Unternehmungen, besonders seine Anordnungen im äußern Gottesdienste, die ihm nichts kosteten, zu unterstützen. Diese Anordnungen wurden aber nicht überall ohne Widerstand durchgesetzt. So zeichneten sich besonders einige größere Kirchen, wie z. B. die altenburgsche, durch standhafte und hartnäckige Beharrlichkeit bey dem alten Gottesdienst aus. Das altenburgsche Capitel machte Spalatinen, dem, als Mitglied dieser Kirche, die Veränderung so sehr am Herzen lag, allen möglichen Verdruß, und achtete eben so wenig auf des Hofs Befehle. Es hatte sogar die Kühnheit, sich im voraus gegen Zwangsmittel gleichsam in Vertheidigungsstand zu setzen; denn es forderte den Herzog Georg auf, sich seiner Rechte gegen die Beeinträchtigungen seines Landesherrn anzunehmen. Dieser, hierdurch zu strengern Maaßregeln gereizt, beschloß nun das, was er durch Vorstellungen nicht erhalten konnte, zu erzwingen. Er ließ sich deswegen

von

von Spalatinen und den übrigen altenburgſchen Predigern ein Gutachten ausſtellen, und dieſes wollte die Meſſe durchaus nicht länger geduldet wiſſen; luther aber ermahnte den Churfürſten zum Gebrauche ſanfter Mittel. Da er auch von jeher das Aeußere des Gottesdienſtes für gleichgültig gehalten, da er ſelbſt vor dem Publicum behauptet hatte, daß man die Freyheit der Chriſten in dieſem Punete nicht einſchränken dürfe, ſo ſchrieb er nun ſeine deutſche Meſſe oder Ordnung des Gottesdienſtes ſehr ungern, ſo ſchrieb er ſie, weil ſich die Sache durchaus nicht länger vermeiden, nicht länger aufſchieben ließ, ſo verſicherte er in derſelben feierlich, daß es ihm leid ſeyn würde, wenn man auch außer Sachſen dieſe wittenbergſche Ordnung einführen wollte, ſo wünſchte er höchſt beſcheiden, daß man ſie ſelbſt in Sachſen nur ſo lange brauchen möchte, als ſie für Zeit und Umſtände würde ſchicklich befunden werden. In eben dieſer Rückſicht ſcheint er auch in dieſer Ordnung manches von der alten Einrichtung beybehalten zu haben, bezeugte er auch ausdrücklich, daß er manches, deſſen Abändrung er ſelbſt noch wünſchte und hoffte, der Zeit und Umſtände wegen darin aufgenommen habe. Dieſes ſo weiſe und ſo beſcheidene Verfahren war ohne Zweifel Urſache, daß ſeine Kirchenordnung faſt von allen ſächſiſchen Kirchen, denen ſie der Churfürſt durch eine eigne Verordnung empfahl, ohne Widerſtand angenommen, und daß eben dadurch die ſo nöthige und gewünſchte Gleichförmigkeit des Gottesdienſtes im ganzen Churfürſtenthum in kurzer Zeit, und ohne Unruhe, eingeführt wurde [b]). 1526

7. Um eben dieſe Zeit wurde die Reformation auch in Heſſen befeſtigt. Reformation in Heſſen.

Der Landgraf Philipp der Großmüthige, der ſchon ſeit dem Wormſer Reichstag viele Hochachtung für luthern bezeigte, der ſchon im vorigen Jahr dem Churfürſten von Sachſen und deſſen Prinzen ſeine Neigung für luthers Lehre öffentlich verſicherte, den luthers mit der ſeinigen übereinſtimmende Denkart, den ſeine öftern Zuſammenkünfte mit dem Churfürſten von Sachſen dazu einluden, der beſchloß jetzt das Religionsweſen in ſeinem Lande nach luthers Grundſätzen einzurichten. Scharfſichtig genug, dieſes Geſchäfte als Staatsangelegenheit zu betrachten und zu behandeln, überſah er alle Folgen, die daraus entſpringen mußten, oder doch konnten, arbeitete er ſchon jetzt an Entwürfen, dieſen Folgen nicht nur auszuweichen, ſondern ſie ſelbſt zum Vortheil ſeines Staats zu benutzen, oder ſich wenigſtens wegen des Ausgangs der Unternehmung zu ſichern. Eben dieſe Abſicht, und gewiß nicht bloßer Bekehrungseifer, ſcheint ihn, noch vor der wirklichen Einführung der Reformation in ſeinem Lande, zu dem ſeltſamen Verſuch bewogen zu haben, ihren unverſöhnlichſten Gegner, ſeinen Schwiegervater, den Herzog Georg, für ſie zu gewinnen. Schon hatte er ſeine Schwäger, die Söhne Herzog Georgs, nach ſeinem Willen gelenkt; mit dem Vater aber mislang ihm der Verſuch. Doch eben dieſes beſtimmte ihn, bey der Ausführung des Werkes ſelbſt deſto mehr Vorſicht und Klugheit anzuwenden. Ein zu Homburg veranſtaltetes Religionsgeſpräch war das Vorſpiel zu den Auftritten, welche erfolgen ſollten. Zum Vertheidiger der neuen Lehre beſtellte er den berühmten Franz lambert von Avignon, einen gebohrnen Franzoſen, der als Minorite luthers Schriften ſtudierte, ſich luthers Freundſchaft erwarb, ſich für die Ausbreitung der Reformation ſowol durch Predigten als durch Schriften überaus

b) Plank, S. 333 — 351.

thätig bewies, und zuletzt, als sein Versuch, sie den Franzosen bekandt zu machen, mißglückte, zu Straßburg Schutz und Zuflucht fand. Von hier berief ihn Philipp, auf Melanchthons Rath, zu der Synode zu Homburg. Von dem Glücke oder der Kunst, womit er die neue Lehre gegen die Beschuldigungen und Einwürfe ihrer Gegner rechtfertigen würde, sollte ihre Aufnahme in Hessen wenigstens dem Schein nach abhängen. Er bedurfte aber hierzu weder sonderlich viel Glück, noch sonderlich viel Kunst; denn von der ganzen Geistlichkeit der hessischen Länder, die Philipp zusammenberufen hatte [c], trauten sich nur zwey Glieder derselben [d] Geschicklichkeit genug zu, Lamberts Sätze zu bestreiten, und auch diese wurden leicht zum Schweigen gebracht. Das Volk konnte also nun von der Richtigkeit des neuen Glaubens, den es annehmen sollte, überzeugt seyn, und der größere Theil desselben hatte diese Ueberzeugung schon vorher. Diesen günstigen Umstand benutzte Philipp ohne weitern Verzug [e], dem äußern Gottesdienst eine der neuen Lehre gemäßere Einrichtung, bey der er ein Gutachten Melanchthons zum Grunde legte, zu geben. Er setzte überall Prediger ein, die Luthers Grundsätze angenommen hatten, gab dem Schulwesen eine andre Gestalt, und übertrug die Aufsicht über dieses und über die Kirchen ausgesuchten Männern, deren Gesinnungen und Fähigkeiten bekandt waren. Die Geistlichen, die sich zur Annehmung der neuen Lehre nicht freywillig entschließen wollten, wurden, gleichsam nach Recht und Billigkeit, entlassen, weil sie die alte nicht besser zu vertheidigen gewußt hatten. Den Mönchen und Nonnen kündigte man an, daß man keine Klöster mehr nöthig habe [f], und mit den Gütern derjenigen, die sie nicht aus eignem Antriebe dem Landgrafen überlassen wollten, schaltete er nach landesherrlicher Macht. Ohne Furcht vor ihrem Geschrey zog er ihre Einkünfte ein; doch sorgte er auch dafür, daß sie nicht wie in Sachsen die Beute des habsüchtigen Adels wurden. Er gab ihnen eine für die Kirche und den Staat gleich vortheilhafte Bestimmung. Einen Theil derselben setzte er zur Unterhaltung der Universität Marpurg aus; einen andern wendete er zum Bau und zur Stiftung neuer Hospitäler [g] an, und was das übrige betraf, so behielt er sichs vor, es so zu verwenden, wie es das Beste seines Landes, wie es die Nothdurft in den bevorstehenden gefahrvollen Zeiten erfordern würde. Alles dies wurde ohne Unruhe, ohne Geräusch, und selbst dem Schein nach ohne Schwierigkeit durchgesetzt. Dies alles war das Werk weniger Monate [h]!

Erste Verbindung der Catholiken.

8. An einem so vortrefflichen Fürsten bekam die Reformation einen ihrer eifrigsten aber auch klügsten Beschützer, einen Beschützer, den sie damals höchst nöthig

c) Auch die Landstände, die Räthe und die Edelleute lud der Landgraf zu dieser Synode ein. Sie wurde in der Pfarrkirche zu Homburg gehalten. Teuthorns Gesch. der Hessen, VIII, 41.

d) Ferber, der Guardian des marburgischen Barfüßerklosters, und Johann Sperber, ein Leipziger Magister. Teuthorn, 43.

e) Er hielt doch noch vorher (1527 im Jan.) zu Marburg eine andre Synode, auf welcher die vornehmsten und gelehrtesten Ordenspersonen erschienen; aber auch diese konnten gegen Philipps Reformatoren nicht auskommen. Teuthorn, 45.

f) Sie bequemten sich meistens gutwillig, ihren einsamen Aufenthalt zu verlassen. Teuthorn, 51. u. f.

g) Diese waren zu Hofheim, Genna, Haina und Merzhausen. Außerdem errichtete er auch noch zwey adliche Stifter. Teuthorn, 55.

h) Plank, S. 331 — 356.

Digitized by Google

nöthig hatte, wenn sie in dem Streite, zu dem sich ihre Feinde damals rüsteten, nicht unterliegen sollte. Der Kaiser hatte nach dem letzten Nürnberger Reichstag von Spanien aus ein drohendes Schreiben an die Reichsstände ergehen lassen, in welchem er den abgefaßten Reichsabschied äußerst misbilligte, die darin nach Speyer zur Beylegung der Religionsstreitigkeit ausgeschriebene Zusammenkunft verbot, und die unbedingte Vollziehung des Wormser Edicts mit dem nachdrücklichsten Ernst anbefahl. Er that dies zu der Zeit, wo ihm an der Freundschaft des Pabstes außerordentlich viel gelegen war. Als hierauf das Glück seine Unternehmungen gegen Franzen so begünstigte, als er diesen mächtigen und furchtbaren Gegner in seinen Händen sah, als er der Hoffnung, seine Herrschaft über Italien zu befestigen, nahe zu seyn schien, da bildeten sich in seinem Kopfe vielleicht jene Entwürfe, welche die Unterdrückung der deutschen Freyheit zur Absicht hatten. Die durch die Religionsstreitigkeiten in Deutschland veranlaßte Verwirrung gab ihm zur Ausführung derselben eine sehr bequeme Gelegenheit. Er mußte ja als Kaiser für die Ausrottung der Ketzerey sorgen; da diese Ketzerey nun schon die Hälfte der Reichsstände angesteckt hatte, so gab ihm dieses den trefflichsten Vorwand, diese eine Hälfte des Reichs so machtlos zu machen, daß er von ihrem Widerstand weiter nichts befürchten durfte. Hierzu brauchte er nicht einmal viel eigne Kräfte. Er durfte ja nur die beym alten Glauben verharrende Partey gegen die lutherſche aufhetzen. Die Ausführung dieses Entwurfes mußte sich natürlich allemal damit anfangen, daß er die Beobachtung seiner Religionsverordnungen mit Strenge anbefahl. Er schrieb daher, drey Monate nach der Schlacht bey Pavia, von Toledo aus, einen neuen Reichstag nach Augsburg aus, der am ersten October dieses Jahrs seinen Anfang nehmen sollte. Er erklärte, daß er durch den Pabst ein allgemeines Concilium wollte versammlen lassen; dabey bestand er aber wieder darauf, daß bis dahin das Wormser Edict nach seinem ganzen Inhalt müßte vollzogen werden. Eben diese Sprache führte er auch in den besondern Einladungsschreiben an die Churfürsten und Reichsstände, die an den Churfürsten von Sachsen zwar etwas gemildert, an die schwächern Stände aber desto nachdrücklicher lautete. Besonders aber forderte er alle Anhänger des alten Glaubens nachdrücklichst auf, sowol auf dem Reichstag, als bey andern Gelegenheiten, zur Ausrottung der Ketzerey aus allen Kräften mitzuwirken. Carls Schreiben langten gerade zu einer Zeit in Deutschland an, die dem Eindruck, den sie machen sollten, höchst günstig war. Die noch päbstlichgesinnten, und vorzüglich die geistlichen Stände, die sich von dem Schrecken des Bauernaufstandes kaum wieder erholt hatten, äußerten ganz laut ihren Unwillen über diejenigen, die sie als die wahren Urheber desselben betrachteten. Nur sie und ihre neue Lehre (sagten sie) hätte den Geist der Unordnung und der Raserey unter das Volk gebracht; nur diese müßten in der möglichsten Eile unterdrückt werden, wenn das Unheil nicht noch größer werden sollte. Auf das Geschrey folgten bald ernsthafte Unterhandlungen. Die thätigsten und entschlossensten, oder die unversöhnlichsten Feinde der Reformation, die Churfürsten von Maynz und von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Braunschweig, und der Herzog Erich von Calenberg, berathschlagten sich zu Dessau über die wirksamsten Mittel, die lutherſche Secte am geschwindesten zu unterdrücken. Sie schlossen deswegen unter einander eine Verbindung, deren Absicht

1525 im May

sie

ſie ohne Umſtände öffentlich bekandt machten. Selbſt ſolche Reichsſtände, die ſich noch nicht für luthers lehre erklärt hatten, geriethen darüber in Unruhe. Der Churfürſt ludewig von der Pfalz, der Markgraf Caſimir von Brandenburg, und ſelbſt der Churfürſt von Trier, bezeugten nicht nur ihr Miſsfallen über eine Verbindung, durch welche die Beobachtung des Wormſer Edicts ſollte erzwungen werden, ſondern gaben ſich auch wirkliche Mühe, die aufgebrachten Gemüther zu gelindern Maaßregeln zu bereden. Sie berathſchlagten ſich darüber in gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften, die aber ſchwerlich eine große Wirkung hervorgebracht hätten, wenn nicht Philipp um dieſe Zeit anfing, der Partey, an deren Untergang man arbeitete, Leben und Thätigkeit mitzutheilen.

Luthers Gönner berathſchlagen ſich wegen einer Verbindung.

9. Das Gerücht von der deſſauiſchen Verbindung hatte zwar den Churfürſten Johann und ſeine Räthe beunruhigt; aber nur Philipp, der darauf drang, daß man auf Vertheidigung denken müſſe, ſetzte ſie in Bewegung. Gemeinſchaftlich ſchrieb man nun an den Herzog Georg von Sachſen, welcher der Verbindung beygetreten war, daß man, aller Verfolgungsanſchläge ungeachtet, bey der evangeliſchen lehre ſtandhaft verharren würde. Bey dieſer allgemeinen Erklärung ließ es jedoch Philipp nicht bewenden. Lebhaft ſchilderte er dem Churfürſten die unvermeidlichen Gefahren, die ihnen die Erneuerung des Wormſer Edicts zuziehen müßte; zugleich erklärte er es im höchſten Grade für unklug, den Reichstag beſuchen, oder nur beſchicken zu wollen, wenn man ſich, dieſe Neuerung zu hintertreiben, nicht mächtig genug fühlte. Er that in dieſer Abſicht den Vorſchlag, daß man ſich im voraus der Mehrheit der Stimmen gegen die wider die lutheriſche lehre bereits öffentlich verbundenen Reichsſtände verſichern, und daß man ſich deswegen gemeinſchaftlich berathſchlagen müßte. Der Churfürſt ſchickte auch den Churprinzen Johann Friedrich

im Nov. zu der vorgeſchlagenen Unterredung nach Friedewalde. Es wurde daſelbſt beſchloſſen, mit den Churfürſten von Trier und von der Pfalz, mit den Markgrafen von Brandenburg, den Herzogen von Lüneburg, Pommern und Meklenburg, den Fürſten von Anhalt und Henneberg, wie auch mit einigen Gliedern der Ritterſchaft, und den beträchtlichſten Reichsſtädten, ſich in Unterhandlungen einzulaſſen, daß ſie, wenigſtens aus liebe zur Ruhe, die Wiedereinführung des verhaßten Edicts nicht begünſtigen möchten. Dieſe Unterhandlungen thaten ihre Wirkung. Die meiſten Glieder der ohnedies nicht zahlreichen Reichsverſammlung (es war außer dem Biſchof von Trident kein einziger geiſtlicher und weltlicher Fürſt in Perſon da) hatten ſehr gemäßigte Geſinnungen. Anſtatt des Wormſer Edicts wurde daher der letzte Nürnberger Abſchied im Reichstagsſchluß wiederholt. Kaum konnte man jedoch dieſe Verſammlung einen Reichstag nennen, weil nicht die Hälfte der Reichsſtände erſchienen war. Man beſchloß daher ſogleich die Ausſchreibung eines neuen, oder eine Verlegung des vorigen nach Speyer. Dieſe Zwiſchenzeit benutzte die päbſtliche Partey zur Vergrößerung ihrer Verbindung, und ſie benutzte ſie um ſo eifriger, da ſie indeſſen eine neue Auffordrung dazu vom Kaiſer bekam. Carl, den der erpreßte

1526 im März. Madriter Friede in angenehme Träume wiegte, ſchrieb an einige dem alten Glauben noch ergebene Reichsſtände Briefe, worin er ihnen meldete, daß er im Begriff ſtehe, über Italien nach Deutſchland zu reiſen, um die ſchleunigſten und wirkſamſten Hülfsmittel gegen das Uebel anzuwenden, das aus der Religionsſtreitigkeit und den

Irrthü-

Irrthümer luthers entſtanden ſey. Dabey ermahnte er ſie, mit vereinigten Kräften dem Fortgang der Ketzerey ſich muthig zu widerſetzen, und, in dem Fall, daß die lutheraner durch liſt und Gewalt ihren Anhang würden zu vergrößern ſuchen, nicht erſt auf ſeine Ankunft im Reich zu warten. Die ſchmeichelhafteſten Verſicherungen der mächtigſten Unterſtützung, und die blendendſten Verſprechungen einer lebenslänglichen Erkenntlichkeit, die keine Belohnung ihres Eifers für zu groß halten würde, waren in dieſen Briefen nicht geſpart. Der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der Carln ſeine Dienſte ſchon lange verkauft hatte, erhielt den Auftrag, ihre Wirkung durch perſönliche Unterhandlung und mündliche Unterredung möglichſt zu verſtärken. An ihn wurden die Briefe geſchickt, damit er ſie ſelbſt den Ständen im niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Kreis, denen man trauen dürfte, als den Erzbiſchöfen von Cöln und Bremen, den Biſchöfen von Münſter und Minden, dem Churfürſten von Brandenburg, den Herzogen von Braunſchweig, Pommern, Mecklenburg und Jülich, empfehlen könnte. Gleiche Aufträge erhielten Graf Wilhelm von Naſſau, Eberhard Königſtein, und wahrſcheinlich auch die Herzoge von Bayern in Anſehung der Stände Oberdeutſchlands.

10. Die Nachricht von dieſen Briefen und von den geheimen Unterhandlungen brachten den Landgrafen Philipp in neues Feuer. Er that dem weniger hitzigen Churfürſten von Sachſen ſo dringende Vorſtellungen, er wiederholte dieſe dringenden Vorſtellungen ſo öfters, daß er alle Bedenklichkeiten des churſächſiſchen Hofes endlich glücklich überwand, und er betrieb die völlige Berichtigung des vorgeſchlagenen Bündniſſes ſo eifrig, daß es am vierten May dieſes Jahrs zu Torgau zur Vollendung gedieh. Eigentlich ſollte es bloß die Vertheidigung der neuen lehre zur Abſicht haben; eigentlich war es auf einen der Religion wegen erfolgten Angriff gerichtet. Die Gegenpartey hätte aber zum Ueberfalle leicht einen andern Vorwand finden können. Daraus folgte die Nothwendigkeit für die verbundenen Fürſten, ſich auf den Fall eines jeden Angriffs, der die Länder des einen oder des andern treffen könnte, zum Beyſtand verbindlich zu machen. Dieſe Verbindung erhielt aber den ſtärkſten Nachdruck durch den Beytritt ſo vieler Reichsſtände, die in dieſelbe aufgenommen zu werden verlangten. Die Vereinigungsſchrift unterzeichneten am 12. Jun. nun auch die Herzoge Philipp, Otto, Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Fürſt Wolf zu Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, und zwey Tage hernach auch die Stadt Magdeburg. Der neue Herzog Albrecht von Preußen ſchloß in eben der Abſicht mit dem Churfürſten von Sachſen einen Vergleich, und nur die Stadt Nürnberg weigerte ſich, des Churfürſten und Landgrafen gemeinſchaftliche Einladung zum Bund anzunehmen. Ob an Nürnbergs Weigerung ſeine Theologen oder ſeine Politiker Schuld waren, läßt ſich nicht beſtimmen; aber ſo viel iſt ausgemacht, daß die Theologen des Churfürſten von Sachſen, daß beſonders luther und Melanchthon ein ſolches Bündniß ganz für unrechtmäßig erklärten. Sie bildeten ſich ein, daß es einem deutſchen Fürſten, ſelbſt in dem Falle, wenn es die Religion beträfe, nicht erlaubt ſey, wider das Oberhaupt des Reichs die Waffen zu ergreifen. Es ſchicke ſich (ſchloſſen ſie) gewiß nicht, daß jemand mit Gewalt des Kaiſers Unterthanen (wofür ſie die Unterthanen aller Stände erklärten) wider den Kaiſer, ihren Herrn,

Sie ſchließen das Torgauiſche Bündniß.

ſchützen ſollte, ſo wenig, als es ſich ſchicken würde, wenn der Bürgermeiſter zu Torgau die Bürger mit Gewalt wider den Churfürſten von Sachſen ſchützen wollte; man könne daher, wenn ſie der Kaiſer anfallen wollte, weiter nichts thun, als ihm Land und Leute zum beliebigen Verfahren zu überlaſſen. Und das ließ man ſo an dem churſächſiſchen Hof geſchehen, daß die des deutſchen Staatsrechts unkundigen Theologen den Churfürſten mit dem Bürgermeiſter von Torgau verglichen, daß ſie öffentlich Grundſätze aufſtellten, von denen ihre Gegner den nachtheiligſten Gebrauch machen konnten, und auch in der Folge wirklich machten [1]). Man kann ſich alſo die Schwierigkeiten, die ſich Philipps Abſichten am churſächſiſchen Hofe entgegenſetzten, leicht vorſtellen. Selbſt nach dem Schluſſe des Bündniſſes ſorgten die Theologen redlich dafür, ihm immer neue zu machen. Sie thaten dies nicht allein in ihren Predigten, ſondern auch durch Briefe, in welchen ſie den Churfürſten vor der Hitze des landgrafen unaufhörlich warnten. Ihre Warnungen waren jedoch vergeblich, da der entſcheidende Schritt gethan, da die vornehmſte Abſicht erreicht war.

im Jun. 11. Das letztre zeigte ſich ſogleich auf dem nächſten Reichstag zu Speyer.

Ihre Standhaftigkeit auf dem ſpeyerſchen Reichstag.

Die Gegenpartey war entſchloſſen, das, was ihr auf den vorhergehenden Reichsverſammlungen mislungen war, mit Nachdruck durchzuſetzen. Von ihrer Entſchließung zeugte die Erbitterung, die ſie ſchon bey den erſten Berathſchlagungen ausbrechen ließ. Noch deutlicher kündigten ſie die harten Befehle des Kaiſers an, die den Ständen vorgelegt wurden, kündigte ſie Ferdinands Gegenwart an, die ihre Unterſtützung zum erſten und vornehmſten Zweck zu haben ſchien. Der Kaiſer befahl demſelben, ſo wie den übrigen Commiſſarien, ſie ſollten auf dem Reichstag nicht nur nichts wider die alte Religion, ſondern auch nichts wider die bisherigen gottesdienſtlichen Gebräuche beſchließen laſſen. Zugleich beſchwerte er ſich darüber, daß die bereits verdammten Irrthümer immer mehr ausgebreitet, daß Lehren in Umlauf gebracht würden, welche die lieben Heiligen läſterten, und alle Ruhe und Ordnung ſtörten, denn der Bauernaufſtand habe ja bloß die neue Ketzerey zum Urſprunge. Doch die zur Vertheidigung der Reformation verbundenen Fürſten verließen ſich viel zu ſehr auf die Macht ihrer Verbindung, als daß ſie ſich dadurch hätten in Schrecken ſetzen laſſen. Sie ſchienen ſich vielmehr gefliſſentlich viel ſichtbarer als auf den vorigen Reichstagen als Verehrer der im Edicte verdammten Lehre auszeichnen zu wollen. Sie hatten ihre eignen Prediger mit nach Speyer gebracht, und ſie wollten ihren Gottesdienſt ſogar öffentlich halten. Da man ihnen aber keine Kirchen dazu einräumen wollte, ſo klagten ſie über Bedrückungen, ſo ließen ſie alle Tage in ihren Herbergen predigen, wo jedem der Zutritt verſtattet war. Dabey beſuchten ſie ganz natürlich keine Meſſe; auch beobachteten ſie keine Faſttage, und keinen Unterſchied der Speiſen auf ihren Tafeln. Ihr unerſchrockenes Betragen hatte die Wirkung, daß auch die ſchwächern Reichsſtände, welche der Reformation ergeben waren, ihrem Bündniſſe beyzutreten wagten, daß auch andre, die dem Wormſer Edict eben ſo wenig als der lutheriſchen Lehre günſtig waren, aus Beſorgniß eines Krieges ſich mit denen vereinigten, die der Erneuerung deſſelben widerſprachen. Die erſten, die dazu Muth hatten, waren die Reichsſtädte, denen man den

1) Plank, S. 375.

den Antrag zuerst that. Sie lehnten denſelben in einer Sprache ab, die man ſelbſt damals, als ihr Einfluß auf Reichstagen noch von größerer Bedeutung war, nur ſelten von ihnen hörte. Die Verſammlung der Fürſten erinnerte die Gegenparten an die hundert Beſchwerden der deutſchen Nation gegen den päbſtlichen Stuhl, und drohete im Falle, daß man das Edict durchaus durchſetzen wollte, mit der Verlaſſung des Reichstags. Der Churfürſt und der Landgraf machten hierzu auch ſchon öffentlich Anſtalten; der Churfürſt von Trier, der die Zerreißung des Reichstags aber gern verhindern wollte, brachte es endlich dahin, daß Ferdinand ſich zum Nachgeben entſchloß. Der Reichsabſchied wurde alſo, ihren Wünſchen völlig gemäß, nach dem von den Reichsſtädten übergebenen Entwurf eingerichtet. Man beſchloß, es ſollte, bis zu einem allgemeinen Concilium, und bis zur Ankunft des Kaiſers, jeder Stand angewieſen ſeyn, ſich in Sachen, die das Wormſer Edict beträfen, ſo zu verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiſer zu verantworten ſich getraute.

12. Dies getrauten ſich nun die Freunde der Reformation vollkommen. Da nun der Kaiſer durch ſeine Händel mit dem König von Frankreich und dem Papſt noch einige Jahre von Deutſchland entfernt wurde, ſo gewährte ihnen dieſes hinlängliche Zeit, der innern Einrichtung des Reformationswerkes ihre völlige Feſtigkeit zu geben. Dieſe Abſicht konnte nun ohne das von Luthern ſo dringend empfohlne Viſitationsgeſchäffte nicht erreicht werden. Den Unterricht für die Männer, denen man daſſelbe auftrug, entwarf Melanchthon. Da die Vorſchrift einer gleichen Lehrform für die Prediger den wichtigſten Theil dieſes Unterrichts ausmachte, ſo kann man denſelben gleichſam als die erſte ſymboliſche Schrift der lutheriſchen Kirche anſehen [f]. Sie iſt jedoch ein Muſter ſolcher Arten von Schriften. Auch bezeigte Luther ſeine große Zufriedenheit über dieſelbe. Sie war aber nur ein Theil der Inſtruction, welche den Auftrag der Viſitatoren genauer beſtimmte. Dieſe eigentliche Inſtruction hatten des Churfürſten Räthe und Theologen gemeinſchaftlich entworfen, und nach den weiſeſten und billigſten Grundſätzen entworfen [f]. Die Art, wie man die Viſitation wirklich vornahm, entſprach dieſen Grundſätzen genau. Gegen die Prediger, die der alten Lehre noch hartnäckig anhingen, bewies man die ſchonendſte Duldung. Man forderte von den meiſten weiter nichts, als das Verſprechen, daß ſie ihren Lehrvortrag reinigen, und ihre Concubinen entlaſſen oder heirathen wollten. Wurde ja einer oder der andre fortgeſchickt, ſo hatte er es gewiß ſeiner gar zu großen Unwiſſenheit, oder ſeinem allzu ärgerlichen Lebenswandel zuzuſchreiben. Noch nachſichtsvoller ging man mit den Mönchen um, derer es noch eine große Anzahl in dem churfürſtlichen Lande gab. Der Magiſtrat zu Altenburg ſtellte die Franciſcaner ſeiner Stadt als Leute vor, die als unverſöhnliche Feinde der Wahrheit ihren Fortgang zu hindern, und das Volk zu verführen ſuchten. Was thaten die Viſitatoren? Sie hielten ihnen eine Predigt, und — ließen ſie in ihrem Kloſter. Die daſigen Auguſtinermönche hatten ihre gottesdienſtlichen Gebräuche und ihre Kleidung bisher noch beybehalten. Man drang auf eine Abänderung; als ſie aber fragten, ob es Befehl des Churfürſten wäre, wurde ihnen geantwortet, daß

Erſte Kirchenviſitation in Sachſen.

Nnn 2

f) Plank, S. 386 – 393.

f) Plank, S. 396. Thüringen wurde in verſchiedene Viſitationsbezirke getheilt. Die Viſitatoren beſtanden gewöhnlich aus zwey Landſtänden und zwey Geiſtlichen. Geſch. Thüringens, IV, 323.

Digitized by Google

daß der Churfürst in solchen Sachen nichts befehlen und nichts erzwingen, sondern sie nur ermahnen lasse, die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen. Eben dies wurde den Franciscanern zu Salfeld gesagt; die Mönche weigerten sich trotzig, sprachen von Reichstagsdecreten, drohten mit Appellationen an den Reichstag, und (wie es in den Visitationsacten heißt) wurden Gott befohlen. Je gelinder aber die Visitatoren gegen die hartnäckigen Geistlichen verfuhren, desto entschlossener und thätiger bewiesen sie sich, das Kirchengut in Ordnung zu bringen. Von einem Theile desselben bestimmten sie die Einkünfte der Kirche und ihrer Diener, nach billigen Verhältnissen; das übrige sicherten sie durch Anordnung einer gesetzmäßigen Verwaltung vor den Griffen der Habsucht. Dabey reinigten sie doch größtentheils den Gottesdienst von anstößigen Mißbräuchen; dabey führten sie in den meisten Kirchen Einheit der Lehre, und wenigstens äußere Zucht und Ordnung unter dem verwilderten Volk ein; dabey verbesserten sie doch die schädlichsten Gebrechen der öffentlichen Schulen, und sie legten auch neue an, wo noch keine waren. Fast drey
1527–1529 Jahre verflossen, ehe diese erste Visitation ihr Ende erreichte m).

Verfolgung der Anhänger Luthers.

13. Die Bischöfe und ihre Officialen, deren Ansehn nicht empfindlicher gekränkt, deren Macht nicht wirksamer entkräftet, deren Einkünfte nicht fühlbarer beschnitten werden konnten, als durch die Visitation, wagten es nicht, oder konnten es vielmehr nicht wagen, sich derselben anders als durch unmächtige Klagen zu widersetzen. Der Churfürst von Sachsen war ihnen zu nahe. Desto eifriger für den alten Glauben bewies man sich in solchen Gegenden Deutschlands, wo kein mächtiger Fürst die Freunde der Reformation schützte, wo man bey der Verfolgung derselben auf den Beyfall und die Unterstützung des Kaisers rechnete. Man that jetzt wenigstens im Kleinen, was man sich noch nicht im Großen zu thun getraute. Fast in jedem Jahre fiel eine Märtyrergeschichte vor. Johann Reichel starb in Schlesien unter Mörderhänden. Georg Winkler, Prediger in Halle, wurde von
1527 dem Churfürsten von Maynz nach Aschaffenburg vorgeladen, um sich wegen seiner Lehre zu verantworten; als er wieder zurückreisete, ward er gleichfalls ermordet, und für die Anstifter dieser schändlichen Handlung hielt man ganz allgemein die Domherren zu Maynz. Georg Carpentarius, ein bayrischer Mönch, und Leonhard Kaiser, ein bayrischer Priester, starben wie Huß und Hieronymus von Prag auf dem Scheiterhaufen. Der Tod des letzten machte wegen des Ansehns und der Rechtschaffenheit des Manns, wegen der ungerechten Härte, womit man ihn unter dem Proceß behandelte, wegen der vielen Fürbitten, die von allen Seiten her fruchtlos für ihn eingelegt wurden, und vorzüglich wegen des Heldenmuths, mit welchem er starb, besondern Eindruck, und erfüllte ganz Deutschland mit Abscheu gegen den Bischof von Passau, der den Proceß über ihn veranstaltet, gegen den berüchtigten Eck, der ihn betrieben, und gegen den Herzog von Bayern, der das Bluturtheil über ihn gesprochen und vollzogen hatte. Um eben diese Zeit ließ auch Ferdinand von Ofen aus eine Verordnung gegen die neue Lehre ausgehen, welche den entschlossensten Verfolgungsgeist athmete. Sie war nicht nur gegen Luthers Lehre, sondern gegen alle neue Meinungen gerichtet, die seit einigen Jahren im Reiche und außer demselben in Umlauf gekommen waren. Die Verfasser derselben hat-

m) Plank, S. 384–399.

hatten die verschiedene Strafbarkeit und Schädlichkeit dieser Meinungen mit ganz vorzüglicher Sorgfalt geschätzt n). Wer z. B. das Verdienst, die Fürbitte, die Wunderwerke der Heiligen verkleinern, oder gar leugnen, wer an der Ordnung der Taufe, der Messe, und der heiligen Oehlung etwas verändern würde, sollte mit Gefängniß oder Landesverweisung, wer bey dem Abendmahl beider Gestalten sich bedienen würde, an Leib, Leben und Gütern gestraft werden. Sogar das Haus, worin dieses geschehen wäre, sollte zum ewigen Andenken niedergerissen werden. Einem Laien, der sich die Verrichtungen eines geweiheten Priesters anmaßen würde, war der Tod durch Feuer, Schwerdt oder Wasser zuerkannt. — Dieser neue Beweis von den feindseligen Gesinnungen Ferdinands ließ auf die Absichten des Kaisers die natürlichsten Schlüsse ziehen. Doch Carl ersparte sogar die Mühe, diese Schlüsse zu machen; denn er deckte sie selbst bey einer sehr entscheidenden Gelegenheit ohne Zurückhaltung auf. Der sächsische Churprinz Johann Friedrich war mit Carls jüngster Schwester, Catharine, versprochen, und die Vermählung sollte nun vollzogen werden. Auf einmal aber erklärte der Kaiser, daß er mit einem der Ketzerey verdächtigen Fürsten in keine Verwandtschaft treten könne; ja sein Gesandter soll es bey diesem Anlaß sogar unverholen gesagt haben, daß sein Herr nicht verbunden sey, Ketzern sein Wort zu halten.

Breslauisches Bündniß.

14. Die Anhänger der neuen Lehre konnten bey so vielfachen und deutlichen Anzeigen, wie eifrig ihre Unterdrückung gesucht, und zum Theil schon betrieben wurde, unmöglich ruhig bleiben. Die Unruhe der Hauptpersonen kam bald auch unter das Volk herab, und äußerte unter demselben ihre gewöhnlichen Wirkungen. Die Erzählung jeder wahren Verfolgungsgeschichte gab zur Erdichtung von zehn andern Anlaß. Bald wurden sie der anziehendste Gegenstand aller Volksgespräche, und bald kam es so weit, daß tausende schon im Geist die Scheiterhaufen brennen sahen, auf denen auch sie Kaisers Schicksal erfahren sollten. Es verbreitete sich ein Gemurmel von Bündnissen, welche die Feinde der Reformation unter einander sollten geschlossen haben, und dies Gemurmel verwandelte sich bald in das Gerücht von einer allgemeinen Verschwörung der Papisten gegen die Evangelischen. Die Commissarien, welche um diese Zeit die Visitation zu Altenburg vornahmen, fanden die ganze Stadt von diesem Gerücht erfüllt. Sie gaben dem Churfürsten davon Nachricht; ehe dieser aber noch seine Betrachtungen darüber anstellen konnte, wurde ihm die schreckende Wahrheit der Sage durch Beweise bestätigt, die gar keinen Zweifel zu gestatten schienen. Unmittelbar darauf kam der landgraf von Hessen in höchster Eil über Dresden nach Weimar, und legte ihm die Abschrift eines wirklich schon geschlossenen Bündnisses vor, das ganz besonders gegen sie gerichtet war. Mitglieder desselben waren der König Ferdinand, die Churfürsten von Maynz und von Brandenburg, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und Wirzburg, der Herzog Georg und die Herzoge von Bayern. Hauptbestimmung dieser Verbindung war die Aufrechthaltung des alten Glaubens und Gottesdienstes, und die Ausrottung der neuen Ketzerey. Die Erreichung dieser Absicht aus allen ihren Kräften zu bewirken, glaubten die verbundenen Fürsten ihren Pflichten gegen Gott, den Pabst und den Kaiser schuldig zu seyn. Der Beytrag

n) Plank, S. 407.

trag an Geld und Mannschaft, den jeder Bundesgenosse liefern sollte, war genau bestimmt. Zuerst sollten sie alle, jeder nach seinen Kräften, dem König Ferdinand behülflich seyn, den sichern Besitz des Königreichs Ungern zu erlangen. Würde dieser befestigt seyn, so wollte man die Ketzer und Gotteslästerer in dem Gebiete der Fürsten, Herren und Städte, die ihnen bisher Schutz und Zuflucht gewährt hätten, aufsuchen. Ferdinand wollte alsdenn dem Churfürsten von Sachsen gebieten, ihm den Erzketzer Martin Luther, nebst allen erzketzerischen Predigern, Pfaffen, ausgetretenen Mönchen und Nonnen, auszuliefern, das Amt der heiligen Messe, alle Cäremonien, Vigilien und Seelmessen, völlig wieder herzustellen, und alle eingegangne Kirchen, Klöster und Klausen, in ihren vorigen Zustand zu versetzen. Würde der Churfürst diesem Befehl keine Folge leisten, so sollten ihn auf einmal alle Verbundene in seinen sächsischen, meißnischen, thüringischen und fränkischen Ländern überziehen, und ihm alle seine Schlösser, Städte und Flecken wegnehmen, und sie unter sich theilen. Die Theilung war auch schon zum voraus gemacht. Der Herzog behielt sich des Churfürsten Besitzungen in Meißen, Thüringen und Franken vor; dagegen versprach er, dem König Ferdinand alles zu überlassen, was man demselben in Mähren, Schlesien und der Lausitz abnehmen würde. Der Churfürst von Brandenburg bedung sich die an sein Land gränzenden Fürstenthümer Storkow und Beskow aus; den Bischöfen von Bamberg und Wirzburg fielen natürlich die fränkischen Herrschaften zu. Der Erzbischof von Salzburg und die Herzoge von Bayern schienen sich mit der bloßen Ehre des Antheils an einer so frommen Unternehmung begnügen zu müssen. Würde man nun, nach Gottes Willen, mit dem Churfürsten fertig seyn, so sollte auch der Landgraf von Hessen, der sich, aller mannigfaltigen treuen Vermahnungen ungeachtet, gleichfalls zur Ketzerey habe verführen lassen, der besonders päbstliche Heiligkeit, ja auch kaiserliche Majestät schon mit vielen Schmähworten beleidigt habe, gleicherweise von seinem Irrthume abzustehen ermahnt, und dann im Weigerungsfalle wie der Churfürst bestraft werden. Im Betracht seiner Jugend wollte man ihm, in dem Fall, daß er seine irrigen Meinungen einsehen, und der christlichen Kirche sich wieder unterwerfen würde, sein Land unentgeldlich wieder zustellen. Würde er aber in seinem Irrthum bis an seinen Tod beharren, so sollte sein Land dem Herzog Georg zufallen; doch müßte er den Bischöfen von Bamberg und Wirzburg die Kriegskosten erstatten. Diese versprachen zu dem Kriegszug wider den Churfürsten und den Landgrafen vier tausend Mann zu Fuß und acht hundert zu Pferd zu stellen, an deren Spitze sich der Bischof von Wirzburg als Herzog von Franken stellen wollte. Ferdinand wollte mit acht tausend Mann Fußvolk, und funfzehn hundert Reitern, gleichfalls in eigner Person, in Sachsen einfallen. Die Churfürsten von Maynz und Brandenburg erboten sich zu sechs tausend zu Fuß und tausend Reitern, der Erzbischof von Salzburg und die Herzoge von Bayern versprachen vier tausend Knechte, oder eben so viele Schweizer zu stellen, und Herzog Georg machte sich zu einer Mannschaft verbindlich, die für seine Feinde gewiß stark genug seyn sollte. Noch war allen diesen Bedingungen angehängt, daß man das Bündniß bis zur Zeit des Ausbruchs geheimhalten, und indessen auf die Vergrößerung desselben denken sollte. Alles dieses wurde zu Breslau

1527 am 12. May. beschworen, besiegelt und unterschrieben.

15. An

15. An der Entdeckung fehlte also gar nichts. Der ganze in der Stille gemachte Anschlag war so vollständig verrathen, daß er nicht einmal weitere Erläuterungen bedurfte. Alles kam jetzt nur noch darauf an, ob der Plan zu demselben nicht wirklich erdichtet war. Allein die Art, wie der Landgraf zu seiner Entdeckung gekommen war, konnte selbst dem argwöhnischsten Verdachte genugthun. Einer der vertrautesten Räthe Herzog Georgs, sein Canzleyverweser, Otto von Pack, den sein Herr öfters in Angelegenheiten an den Landgrafen schickte, hatte Philippen schon vor einiger Zeit von den Unterhandlungen Nachricht gegeben, die zwischen seinem Herrn und den übrigen Ständen des Bündnisses wegen gepflogen wurden, und hatte ihm bald darauf eine Abschrift der Vergleichsurkunde gebracht, die seinem Vorgeben nach von dem Originalinstrumente genommen war. Mit aller Vorsicht bedung sich Philipp aus, daß ihm dies Originalinstrument gezeigt werden müsse; auch sollte Pack das Geheimniß niemand, selbst dem Churfürsten nicht, entdecken. Er reisete hierauf nach Dresden, um an Ort und Stelle den Grund der erhaltenen Nachricht mit völliger Gewißheit untersuchen zu können. Pack zeigte ihm hier ein Instrument, das nicht nur mit dem Canzleysiegel, sondern noch überdies mit dem eignen Petschaft Herzog Georgs versehen war. Zugleich machte er sich verbindlich, ihm gegen die Summe von vier tausend Gülden das Instrument selbst zu verschaffen. Philipp ging dies ein, glaubte sich aber, ohne erst auf die Auslieferung warten zu müssen, durch das, was er mit eignen Augen gesehen hatte, bereits hinreichend überzeugt, und eilte nach Weimar, um dem Churfürsten und seinem Sohn die unendlich wichtige Entdeckung noch früh genug mittheilen zu können. Alle Umstände waren so beschaffen, daß der churfächsische Hof in seine Erzählung unmöglich ein Mistrauen setzen konnte. Man mußte es, aller Bedachtsamkeit ungeachtet, lebhaft fühlen, daß die drohende Gefahr nur noch durch schleunige Vertheidigungsmittel könne abgewendet werden. Der entschlossene Philipp legte dem Churfürsten sogleich den Vertheidigungsplan vor, den dieser auch im Augenblick der ersten Bestürzung genehmigte. Beide Fürsten errichteten jetzt einen neuen Vertrag unter sich, durch den sie sich zur Vertheidigung des Evangeliums und ihres Landes, nach ihrem ganzen Vermögen, verpflichteten. In dieser Absicht wollten sie sogleich ein Heer von sechs und zwanzig tausend Mann zusammenbringen, und zu den Kriegskosten sechzig tausend Gülden bereit halten. Die Herzoge von Mecklenburg, Lüneburg, Pommern, sollten um Hülfe angesprochen, der König von Polen und der Herzog von Preußen zu einem Einfall in Ferdinands Gebiet und das Churfürstenthum Brandenburg gereizt, und der Markgraf Georg von Brandenburg dazu vermocht werden, den fränkischen Bischöfen Beschäfftigung zu geben, oder wenigstens neutral zu bleiben. Eben so hoffte der Landgraf den Bischof von Osnabrück durch einige westphälische Grafen in Furcht erhalten zu können, den König von Dänemark zum Beytritt zu bewegen, die mächtigsten Reichsstände vom schwäbischen Bunde abzuziehen, und dadurch diesen Bund wenigstens bis zur Unthätigkeit zu entkräften. Würde man nur einmal gerüstet, und durch diese Verbindungen einigermaßen gesichert seyn, so sollte man dem Angriff der Gegenparten zuvorkommen, so sollte man dieselben einzeln anfallen, und dadurch ihre Vereinigung hindern.

Ottos von Pack Entdeckung desselben.

1528 am 9. März.

16. Wenn

Digitized by Google

Pack sollte es erdichtet haben.

16. Wenn nur Philipps raschen Vertheidigungsplan des Churfürsten Räthe und Theologen auch sogleich gebilligt hätten! Diese erhoben aber vielmehr ein einmüthiges Geschrey, daß der Landgraf ihren Herrn zu den unbedachtsamsten und gefährlichsten Unternehmungen zu verführen suche. Wider die Nothwendigkeit der Vertheidigungsanstalten hatten sie zwar nichts einzuwenden; vor dem ersten Angriff aber äußerten sie alle ein gleich großes Schrecken. Kurz, sie ruheten nicht eher, als bis der Churfürst diesen Artikel des Plans wieder ausstrich. Luther rieth ihm sogar, in dem Fall, daß der Landgraf darauf bestehen würde, die ganze Verbindung mit demselben wieder aufzuheben, und nun waren alle Gegenvorstellungen Philipps fruchtlos. Zu seinem empfindlichsten Verdruße mußte er seine Mannschaft, die zum Angriffe der Bischöfe bereits an den Gränzen von Franken stand, wieder zurückziehen; mußte er sichs gefallen lassen, daß bey den Feinden vorher angefragt würde, ob sie nicht lieber gutwillig von ihrem Bündnisse abstehen, und Frieden halten wollten? Die Theologen hofften, daß sie sich dazu verstehen würden, und sie hatten sich diesmal in ihrer Hoffnung nicht geirrt. Der Landgraf schrieb zuerst an seinen Schwiegervater, den Herzog Georg, und legte seinem Schreiben eine Abschrift des Breslauer Bündnisses bey. Auch an das kaiserliche Regiment zu Speyer, und an die Herzoge von Bayern schickte er solche Abschriften. Wie groß aber war nicht das Erstaunen des Landgrafen, des Churfürsten, und des ganzen Reichs, als der Herzog Georg, der König Ferdinand, die Churfürsten von Maynz und Brandenburg, die Herzoge von Bayern, und die Bischöfe von Salzburg, Wirzburg und Bamberg, jeder in einem eignen Manifest, feierlich bezeugten, daß es keinem von ihnen jemals in den Sinn gekommen sey, zu Breslau, oder an irgend einem andern Orte, ein Bündniß gegen den Churfürsten und den Landgrafen zu schließen. Herzog Georg bestand noch überdies darauf, daß ihm der Landgraf den ehrlosen Betrüger namhaft machen sollte, der die Geschichte von diesem Bündniß erdichtet habe, oder er würde ihn sonst selbst für den Erfinder derselben halten. Eben dieses verlangten der König Ferdinand und die übrigen Mitbeschuldigten. Wie groß mußte jetzt nicht Philipps Beschämung und Unwille seyn! Er hatte das Urtheil seiner Mitstände, die ihn schon manchmal wegen seiner jugendlichen Hastigkeit getadelt hatten, durch eine neue That gerechtfertigt, er hatte sich nicht nur von einem Betrüger hintergehen lassen, sondern der Bosheit seiner Feinde sogar Gelegenheit gegeben, ihn selbst für den ehrlosen und einfältigen Urheber dieses Betrugs zu halten. Schon bey Gelegenheit seiner Kriegsrüstungen hatte er erfahren müssen, daß man ihm die ehrgeizigsten Absichten und den verwegensten Unternehmungsgeist zutraute. Nach einigen wollte er sich mit Gewalt zum römischen König machen, nach andern wollte er dem König von Frankreich wider den Kaiser beystehen, und wieder nach andern wollte er dem Herzog Ulrich von Wirtemberg zum Besitz seines Landes verhelfen. Was konnten nun Leute, die ihn einer solchen Handlung fähig hielten, nicht von ihm vermuthen? Um den kränkendsten Verdacht von sich abzuwenden, und zugleich die Aufklärung seiner eignen Zweifel zu befördern, nennte Philipp nicht nur den Urheber seiner Nachrichten, sondern ließ ihn auch, wie er Zuflucht bey ihm suchte, gefangen setzen. Einige Stände verlangten zwar, daß Pack an einem dritten Ort, allenfalls zu Ulm oder Augsburg, verwahrt, oder einem

der

der beiden Churfürsten von Trier oder von der Pfalz möchte ausgeliefert werden; aber darein willigte Philipp eben so wenig, als in den Antrag, Packen durch die Folter zum Geständniß bringen zu lassen. Doch gestattete er, daß er zu Cassel durch Abgeordnete der beschuldigten Stände verhört wurde. Bey diesem Verhör gestand nun Pack, daß er dem Landgrafen von dem Breslauer Bündnisse Nachricht gegeben, daß er ihm eine mit dem Petschaft des Herzogs besiegelte Urkunde gezeigt, daß er ihm das Original derselben zu verschaffen versprochen habe; er beharrte auch darauf, daß dies Original wirklich einmal im Dresdner Archiv vorhanden, und ihm selbst zu einer gewissen Zeit von dem sächsischen Canzler anvertraut worden sey, um es dem Herzog Georg zu übergeben, von dem er es auch nach einigen Stunden wieder versiegelt erhalten habe. Nach einiger Zeit wäre es wieder von ihm aufgesucht worden, da habe er es aber zerrissen und das Siegel zerbrochen gefunden. Die Wahrheit aller dieser Umstände erbot er sich auf der Folter zu behaupten; doch mit der Bedingung, wenn sich Herzog Georgs Canzler der peinlichen Frage gleichfalls unterwerfen würde. Bey einem so bedingten Erbieten wagte er freylich nichts; da seine übrigen Beweise nun keine Ueberzeugung gewähren konnten, so bewirkte das Verhör, zum großen Misvergnügen der Abgeordneten, und des Landgrafen, eigentlich gar keine Aufklärung.

Betrachtungen über das breslauische Bündniß.

17. Daß schon seit einiger Zeit die Anhänger des alten Glaubens auf Anschläge gegen die Verehrer des neuen gedacht, daß sie eine Verbindung gegen dieselben entworfen, daß sie sogar zu Jüterbock, Dessau, Leipzig und hauptsächlich zu Regensburg, Zusammenkünfte deswegen gehalten hatten, das war bekandt genug. Die Nachricht von einer wirklich geschlossenen Verbindung hatte also gar nichts unwahrscheinliches. Pack, ein lebhafter, verschlagener Kopf, dem die durch seine Ausschweifungen veranlaßte Geldnoth noch einen besondern Antrieb zum Erfinden gab o), durfte also weiter nichts thun, als die für seine Erdichtung günstigen Umstände zu benutzen. Und bey niemand hätte er dies vielleicht mit weniger Mühe thun können, als bey dem raschen, so leicht in Hitze zu bringenden, so sehr von Feinden träumenden Philipp? — Ausgemacht war es, daß einige der beschuldigten Stände zu der Zeit, wo sie das Bündniß sollten geschlossen haben, weder selbst nach Breslau gekommen waren, noch Gesandten dahin geschickt hatten; einige, als die Herzoge Georg und Erich, waren indessen doch da gewesen. Daß aber die ganze Urkunde von dem Betrüger erdichtet war, das ließ sich aus innern Merkmalen derselben bis zum höchsten Grade wahrscheinlich machen. Daß also Packs Aussage die Wirklichkeit des Bündnisses offenbar nicht beweisen konnte, daran wird niemand zweifeln; aber sie konnte nicht einmal den Landgrafen völlig von dem Verdachte frey machen, daß er selbst den Betrüger gedungen habe. Seine Weigerung, ihn auf die Folter bringen zu lassen, schien diesen Verdacht gleichsam zu rechtfertigen. Er konnte sich auch von demselben nicht anders reinigen, als daß er ihn, wie er in der Folge that, aus seinem Lande jagte. Dies würde er gewiß nicht gethan haben, wenn er von seinen Aussagen etwas zu fürchten gehabt hätte. Eine gröbere Furchtsamkeit verrieth allemal Herzog Georg, der in der Verfolgung des unglücklichen Man-

o) Gesch. Thüringens, VI, 325.

Mannes nicht eher nachlieſs, als bis er 1536. in den Niederlanden, ſeinem Verlangen gemäſs, eingezogen, gefoltert und enthauptet worden war. Philippen war bey der ganzen Entdeckung dies das Unangenehmſte, daſs ihn die weiſen Bedenklichkeiten des churſächſiſchen Hofes um die ſchöne Gelegenheit, loszuſchlagen, gebracht hatten. Doch er lieſs ſich nicht einmal ganz davon abhalten, ſondern legte die Waffen nicht eher nieder, bis er den Biſchöfen, welche die Reihe zuerſt treffen ſollte, hunderttauſend Gulden Strafgelder oder Erſatzgelder für ſeine Kriegskoſten abgetrotzt hatte. Die ſächſiſchen Räthe und Theologen durften ihm wegen ſeines unbeſonnenen Verfahrens, wodurch er die Gegenpartey nur zur Ausübung des Wiedervergeltungsrechtes und der Rachſucht reizte, gewiſs keine Vorwürfe machen. Luther ſelbſt äuſserte nun laut, daſs er von der Richtigkeit der packiſchen Angaben überzeugt ſey; er erklärte in allen Briefen an ſeine Freunde die Entſchuldigungen der vermeinten Mitglieder des breslauiſchen Bündniſſes für grundlos, und antwortete auf die Beſchwerden, die Herzog Georg mit anſtändigem Ernſt darüber führte, mit dem rauheſten, bitterſten und beleidigendſten Trotze. Ein ſicheres Mittel konnte er gar nicht wählen, um ihn und die andern Fürſten zu neuen Anſchlägen und zu neuen Verbindungen gegen ſeine Partey zu reizen. Schon der höhniſche Stolz, mit dem ſie Luther ſogar ohne Veranlaſſung behandelte, muſste ſie genug erbittern *).

Speyerſcher Reichstag vom Jahr 1529.

18. Und alles dies erlaubte ſich Luther zu einer Zeit, wo von einem Reichstag die Rede war, der zu Anfang des folgenden Jahrs zu Speyer ſollte gehalten werden, von einem Reichstag, von dem Luther und ſeine Anhänger alles zu fürchten hatten! Sie konnten darauf rechnen, daſs der Haſs ihrer gereizten Feinde geſchäfftiger als jemals ſeyn würde. Sie hatten nun Vorwand genug gegeben, auf ihre gänzliche Ausrottung zu dringen; ſie konnten befürchten, daſs mehrere Stände, die bisher noch den Frieden zu erhalten geſucht hatten, ſich nun öffentlich wider ſie erklären würden, und was das ſchlimmſte war, ſo muſsten die von ihnen erregten Unruhen und die dabey bewieſene Kühnheit den Kaiſer doppelt gegen ſie aufgebracht haben. Zum Unglücke ſetzte ihn aber der mit Frankreich geſchloſſene Friede in den Stand, ſich der deutſchen Angelegenheiten mit weit gröſserm Eifer, als es bisher geſchehen war, anzunehmen. Er äuſserte denſelben ſchon in den Schreiben, die er, der packſchen Unruhen wegen, an den Churfürſten und den Landgrafen hatte abgehen laſſen. Er ſprach von Aufruhr und Empörung. In eben dem Tone war auch ſeine Vollmacht und Inſtruction abgefaſst, die er ſeinen Commiſſarien in Deutſchland für den nächſten Reichstag ſchickte. Das Reichsregiment ſtimmte nach eben dieſer Inſtruction den Ton ſeines Ausſchreibens zum Reichstag. Es machte zu gleicher Zeit auch in der Religionsſache ſelbſt einige Bewegungen, die das, was man auf dem Reichstag zu erwarten hatte, im voraus verkündigten. Unter andern traf es ernſtliche Anſtalten, den Fortgang der Reformation in Straſsburg zu hemmen, und beſonders die Abſchaffung der Meſſe zu verhindern. Es ſchickte ſelbſt einige ſeiner Mitglieder dahin, um deswegen mit dem Magiſtrat in Unterhandlungen zu treten. Man kann daraus auf das, was die Gegner der neuen Lehre auf dem Reichstage äuſsern muſsten, leicht einen Schluſs ziehen. Noch nie, ſelbſt auf der letzten

1529 im März.

ſpeyer-

*) Plank, S. 400 — 429. Hauptquelle dieſer Geſchichte iſt Hortleders Bericht vom deutſchen Krieg, B. II, das 2te Buch.

ſpeyerſchen Reichsverſammlung, hatten ſie ihren Haß gegen die Anhänger derſelben unverhohlener ausbrechen laſſen. Schon ihre Blicke verriethen Entſchloſſenheit, für alle Angſt und Sorge, für alle wahren und eingebildeten Kränkungen, Rache zu nehmen. Ihre Ungeduld konnte nicht einmal den Anfang der eigentlichen Unterhandlungen abwarten. Man ſchloß den Abgeordneten der Stadt Straßburg von dem Reichsrath aus, weil ſie die Meſſe abgeſchafft hatte; man verbot dem Churfürſten und dem Landgrafen, in ihren Herbergen predigen zu laſſen; man vernachläſſigte gegen ſie und ihre Freunde auch ſogar die Pflichten des Wohlſtandes. So legte z. B. keiner von den Fürſten, die zur Gegenpartey gehörten, bey dem Churfürſten von Sachſen den gewöhnlichen Beſuch ab. Selbſt Reichsſtände, wie der Churfürſt von der Pfalz, und der Herzog von Meklenburg, die bisher immer noch am wenigſten gegen Luthers Anhänger eingenommen, die am weiteſten von allen gewaltſamen Maaßregeln entfernt ſchienen, zogen ſich nun von ihnen ſichtbar zurück. So groß aber auch die Erbitterung der Feinde des lutherſchen Glaubens war, ſo bedachtſam war die Vorſicht, mit der ſie noch alle ihre Schritte abmaßen. Sie verbargen mit der liſtigſten Sorgfalt die Schlingen, die ſie ihren Gegnern legten, ſie machten es bey ihren Anſchlägen zum Hauptzweck, den Untergang derſelben nicht ſchleunig, aber deſto ſicherer zu bewirken. Ihre Bemühungen erhielten dadurch ein Anſehn von Mäßigung, das ihren Abſichten ſehr günſtig, und für das Auge der ehrlichen Einfalt im höchſten Grade täuſchend war. Dies Anſehn hatte ſchon der die Religionsſache betreffende Artikel der Reichstagspropoſitionen. Sonſt hatte man von kaiſerlicher Seite immer auf die unbedingte Erneuerung des Wormſer Edicts gedrungen. Jetzt ſchien man viel weniger, und dies wenige aus den billigſten Gründen zu verlangen. Der Kaiſer wünſchte nur durch ein Geſetz ausgemacht, daß bis zu einem allgemeinen Concilium kein geiſtlicher oder weltlicher Stand dem andern in Religionsſachen, mit Einziehung oder Verwehrung geiſtlicher oder weltlicher Obrigkeit und Güter, altem Gebrauch und Herkommen zuwider, Gewalt anthun, oder ihn auf andre Art zur Annehmung des unrechten und fremden Glaubens der neuen Secte zwingen ſollte, wie es wol bisher geſchehen ſeyn möchte. (Dies zielte ganz offenbar auf den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen, welche Klöſter aufgehoben, und die geiſtliche Gerichtbarkeit der Biſchöfe vermindert hatten.) Dieſe neue Verordnung ſollte den Artikel des letzten ſpeyerſchen Reichstagsabſchieds, kraft deſſen der Verantwortung der Stände vor Gott und vor dem Kaiſer ſo viel war überlaſſen worden, völlig aufheben, weil aus den eigenmächtigen Erklärungen dieſes Artikels außerordentlich großer und misverſtandener Unfug gegen den chriſtlichen Glauben, auch an einigen Orten Ungehorſam der Unterthanen gegen die Obrigkeit entſtanden ſey. Der zur Berathſchlagung über die Religionsſache ernennte Ausſchuß der Stände ſchränkte dieſen Artikel der kaiſerlichen Propoſition durch eine Beſtimmung ein, die eben ſo weiſe als billig ſcheinen konnte. Vermöge derſelben ſollte der Artikel des ſpeyerſchen Abſchieds, der die Beobachtung des Wormſer Edicts jedem Reichsſtand freyſtelle, zwar aufgehoben ſeyn, aber deswegen ſollte dies Edict doch nicht für alle Stände eine gleichverbindende Kraft haben. Nur diejenigen Stände, die ihm bisher treu geblieben waren, ſollten bis zu einem allgemeinen Concilium ferner dabey bleiben, und auch ihre Unter-

thanen dazu anhalten; von den übrigen Ständen, in deren lande die neue Lehre ihren Ursprung genommen hatte, verlangte man nur das Versprechen, alle weitern Neuerungen bis dahin nach allen ihren Kräften zu verhüten. Das hieß in der ganz schlichten Sprache, wo noch nicht reformirt sey, sollte auch nicht reformirt werden; an den übrigen Orten aber sollte man die Reformation nur nicht weiter als bisher treiben. Hierzu setzten die Glieder des Ausschusses nur noch dies, daß an den Orten, wo die neue Lehre schon herrschend wäre, niemand die Anhörung und Haltung der Messe, oder die Ausübung des alten Gottesdienstes verboten, erschwert oder unmöglich gemacht werden sollte. Weil nun dies Bedenken eine entschiedene Mehrheit der Stimmen für sich hatte, so wurde es unverändert in den Reichstagsabschied eingerückt, und als Schluß der ganzen Reichsversammlung bestätigt.

Ursprung der Protestanten.

19. Gegen eben diesen Schluß legten die evangelischen Stände die Protestation ein, von der sie in der Folge ihren Unterscheidungsnamen erhielten. Beym ersten Anblick scheint es erstaunenswürdig, daß sie einen Reichstagsabschied verwarfen, der sie vor allen künftigen Verfolgungen zu sichern, der ihre ganze Verfassung sogar gesetzmäßig zu befestigen schien. Ihr so lange vergeblicher Wunsch war doch nun erfüllt. Das, was luther und alle seine Freunde vor acht Jahren nicht einmal gehofft hatten, oder doch gewiß mit der dankbarsten Freude würden angenommen haben, bot man ihnen jetzt von selbst an. Man wollte sie ungestört und ruhig bey ihrem neuen Glauben lassen, und man verlangte dafür weiter nichts von ihnen, als eben diese Duldsamkeit gegen die Anhänger des alten Glaubens. Dabey forderte man aber offenbar von ihnen, daß sie selbst dazu mitwirken sollten, die Ausbreitung ihrer Lehre nach allen ihren Kräften zu hemmen und zu erschweren; sie sollten ja sogar einwilligen, daß er nirgend außerhalb ihres Gebietes geduldet, sie sollten es sogar gesetzmäßig bestätigen, daß er außerhalb ihres Gebietes verfolgt und unterdrückt würde. Dies thaten sie, wenn sie zur fernern Befolgung des Wormser Edicts, an Orten, wo es bisher beobachtet worden, ihre Einwilligung gaben. Sie mußten es ja dadurch selbst für gesetzwidrig erklären, wenn sich ihre Lehre in irgend einer dieser länder mit der Zeit Eingang verschaffen würde; sie mußten selbst die Rechtmäßigkeit aller Gewaltthätigkeiten und aller Grausamkeiten anerkennen, die man in diesem Fall gegen sie ausüben konnte; sie mußten endlich selbst auch jenen ihrer Mitstände, die in Zukunft noch reformiren wollten, die Macht dazu im voraus benehmen. Eben so wenig konnten sie in ihren ländern das Anhören und Halten der Messe nach altem Gebrauch gestatten. Ihre Theologen sagten es ihnen so oft vor, daß sie Gott gleichsam für die Rechtgläubigkeit ihrer Unterthanen Rechenschaft abzulegen hätten, daß sie es endlich selbst glaubten. Folglich konnte keiner von ihnen mit gutem Gewissen darein willigen, daß die Messe, die ihrer Ueberzeugung nach den Inbegriff aller Greuel des Pabstthums ausmachte, in seinem Gebiete beybehalten, oder wieder hergestellt werden sollte. luther und Melanchthon setzten sich aus allen Kräften darwider, und machten es ihren Fürsten zur Gewissenssache, sich gegen diesen Zusatz zu dem Artikel eben so laut, als gegen den Artikel selbst, zu erklären. In ihren theologischen Gründen, die bey dem Churfürsten von Sachsen gewiß den tiefsten Eindruck machten, gesellte der landgraf von Hessen noch einige politische, deren Gewicht nothwendig mußte gefühlt werden. Würden nicht der lutherschen Partey alle

alle Mittel, sich noch weiter zu verstärken, durch ein Gesetz, das dem Wormser Edict in Ansehung aller ihrer Mitstände seine Wirksamkeit wieder gab, gänzlich abgeschnitten? War es nicht sichtbar, daß durch ein solches Gesetz allen Ständen, die sich noch für sie erklären wollten, der Beytritt für ihre Parten verwehrt und unmöglich gemacht wurde? Erforderte es also nicht nur Gewissen und Ehre, sondern auch Klugheit und Sorgfalt für Selbsterhaltung, der Befolgung des Reichsabschieds aus allen Kräften sich entgegen zu setzen?

20. Außer diesen Gegenständen des Widerspruchs kam aber noch ein andrer vor, der die Abweichung in der Lehre vom Abendmahl betraf. Man hatte nemlich für nöthig gefunden, auch sich über die Mittel zu berathschlagen, durch welche die Ueberbleibsel der münzerschen Rotte, die unter dem Namen der Wiedertäufer Deutschland noch hier und da durchstreiften, und an einigen Orten sogar sich niedergelassen hatten, könnten ausgerottet werden. Man trug auf ein Edict an, das jedem, der die Secte nicht verlassen wollte, die Todesstrafe zuerkannte; dabey wurde aber zugleich darauf angetragen, daß auch die Neuerer in Ansehung der Lehre vom Abendmahl sollten verdammt werden. Wäre es hier allein auf Luthern angekommen, so hätte der Churfürst von Sachsen in ihre Verdammung eingewilligt. Allein der weise Melanchthon stellte den lutherischgesinnten Fürsten eben so herzhaft, als nachdrücklich vor, welchen gerechten Vorwürfen sie sich aussetzen würden, wenn sie sich selbst das Recht anmaßten, oder es doch ihren Gegnern überließen, irgend eine neue Lehre als irrig zu verwerfen, ohne vorher ihre Vertheidiger gehört zu haben. Er machte sie auf die Folgerungen aufmerksam, die sich aus einer solchen Uebereilung gegen sie selbst würden ziehen lassen, und er brachte es dadurch wirklich so weit, daß die evangelischen Stände den Schluß faßten, auch gegen diesen Punct des Religionsartikels im Reichsabschied zu protestiren. Auf die ersten Vorstellungen des Churfürsten und des landgrafen wegen des Abschiedes erfolgte keine andre Antwort, als daß sie sich bey dem von der gröſsern Anzahl der Stände genehmigten Entwurf beruhigen müßten. Sie ließen hierauf ihre Protestation im Reichsrath öffentlich vorlesen, und erklärten unter andern in derselben, daß sie sie nicht nur dem Reichsdecret beygefügt zu sehen wünschten, sondern daß sie sie auch öffentlich würden bekandt machen lassen. Die Gegenparten, welche diese Protestation als einen bequemen Vorwand zu ihrer Unterdrückung betrachtete, und dabey auf die nahe Ankunft des Kaisers rechnete, gab sich nicht einmal Mühe, sie nur dem Schein nach zur Zurücknahme derselben zu bewegen. Ja sie wollten nicht einmal einen Vergleich eingehen, den ihnen Herzog Heinrich von Braunschweig und Markgraf Philipp von Baden vorschlugen. Die kaiserlichen Commissarien ließen sich also nach einigen Schwierigkeiten bewegen, die Protestation dem Reichstagsabschied beyzufügen. Die protestirenden Stände selbst besorgten aber noch vor ihrer Abreise von Speyer ein Protestationsinstrument, welches im Namen des Churfürsten von Sachsen, des Markgrafen Georgs von Brandenburg, des Herzog Ernsts von Lüneburg, des landgrafen von Hessen, und des Fürsten Wolfgangs von Anhalt, aufgesetzt wurde. Noch vierzehn Reichsstädte, und zwar Straßburg, Nürnberg, Ulm, Costnitz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Pfini, S. Gallen, Weißen-

Gegenstände ihrer Protestation.

am 19. Apr.

am 25. Apr.

Digitized by Google

Weißenburg und Windsheim, traten damals dieser Protestation bey; aber nur der Churfürst und der landgraf ließen sie in ihren ländern öffentlich bekandt machen.

Wie sie Carl V. aufnahm.

21. Die protestirenden Fürsten hatten aber nicht nöthig, sich vor den Wirkungen eines Reichsabschieds zu fürchten, wenn die Ankunft des Kaisers sich nicht schon näherte. Ihre vornehmste Sorge mußte es also seyn, des Kaisers Gesinnungen zu ihrem Vortheile zu lenken, oder, sie wenigstens so bald zu erfahren, daß sie den Folgen derselben vorbeugen könnten. Sie schickten ihm deswegen noch von Speyer aus eine Gesandtschaft a) entgegen, die ihnen wenigstens in Ansehung desjenigen, was sie von ihm zu fürchten hatten, Gewißheit verschaffte. Diese Gewißheit hätte ihnen aber schon der zwischen dem Kaiser und dem Pabst geschlossene Vertrag geben können. Carl hatte sich nemlich gegen den Pabst abermals verbindlich gemacht, zur Ausrottung der Ketzerey, und zur Befestigung des päbstlichen Ansehns, seine ganze Macht anzuwenden. Diesem Versprechen war nun auch die Antwort gemäß, die die Gesandten der protestirenden Fürsten vom Kaiser erhielten.

im Sept.

Sie suchten ihm zu Piacenza, wo sie ihm aufwarteten, die Vorfälle des letzten Reichstags von einer für ihre Herren günstigen Seite vorzustellen; sie suchten die Versicherung von ihm zu erhalten, daß gegen die Rechte und Freyheiten derselben nichts sollte vorgenommen werden. Allein, nach langem Warten, und nach manchen theils zufälligen, theils gesuchten Verzögerungen, erhielten sie eine schriftliche Antwort, deren Inhalt alles das bestätigte, was sie in den Blicken der zu Carls Hofstaat gehörigen Personen schon lange gelesen hatten. Der Kaiser bezeugte darin ihren Herren seine Unzufriedenheit über ihre Protestation, befahl ihnen von derselben abzustehen, und den gemachten Abschied zu befolgen, und drohete, daß er im Weigerungsfall sich nicht würde entbrechen können, zur Erhaltung des schuldigen Gehorsams im Reich mit ernstlichen Strafen gegen sie zu verfahren. Seine Absicht, ihren Herren einen recht unzweydeutigen Beweis seines Unwillens und seiner Verachtung zu geben, bewies er besonders dadurch, daß er den Gesandten, die es gewagt hatten, dem Secretair, der ihnen die Antwort überbrachte, dem Inhalt ihrer Instruction gemäß, die Appellation der Stände zu übergeben, und ein Instrument darüber verfertigen zu lassen, gefänglichen Verhaft ankündigen ließ.

Neue Zusammenkünfte der Protestanten.

22. Es schien in Carls Plan zu gehören, die protestirenden Fürsten durch solche Schreckmittel in Furcht zu setzen; diese warteten aber nicht erst auf die Nachricht von ihren Gesandten, ihrer Verfassung eine Einrichtung zu geben, die sie des Kaisers Ankunft im Reich furchtloser entgegensehen ließ. Die Klügern unter ihnen fingen schon während dem letzten Reichstag an, über die Vertheidigungsanstalten, welche ihre gemeinschaftliche Sicherheit nothwendig zu erfordern schien, Berathschlagungen anzustellen. Am thätigsten bewiesen sich der landgraf, und die Abgeordneten von Nürnberg, Straßburg und Ulm, welche den Entwurf zu einer Verbindung machten, die alle jene Stände, die schon im Torgauer Bündnisse begriffen waren, oder sich für die Protestation erklärt hatten, oder überhaupt wegen der Gleichheit ihrer

a) Die Gesandten waren der Bürgermeister Berg, Michael von Caden. Schon die Wahl von Memmingen, Johann Ehinger, der mark. derselben bewyset, daß man von dem Erfolg gräflich brandenburgische Secretair, Alexius ihres Auftrages überhaupt wenig erwartete. Frauenraut, und der Syndikus von Biberach Plank, S. 451.

ihrer Verhältnisse mit der Gegenpartey in gleicher Gefahr waren, vereinigen sollte. Man verglich sich auch bereits wegen eines Tages, an dem alle dazu eingeladene Stände zusammenkommen, und die Sache in ernstliche Ueberlegung ziehen sollten; man bestimmte Rothach im Coburgischen zum Orte, und den ersten des Junius zum Tag der Zusammenkunft. Die Zusammenkunft erfolgte auch wirklich. Es erschienen von allen Ständen Gesandten. Schon waren alle Bedingungen einmüthig festgesetzt, alle gegenseitige Verbindlichkeiten bestimmt, alle Anstalten für verschiedene mögliche Ereignisse getroffen; es schien jetzt nichts mehr dem völligen Schlusse einer Verbindung entgegen zu stehen, die dem Kaiser zuverlässig alle Lust zum Angriffe würde benommen haben, wenn nicht der Churfürst von Sachsen auf einmal mit den unzeitigsten Bedenklichkeiten dazwischen gekommen wäre. Seine Theologen, besonders Luther und Melanchthon, ruheten noch immer nicht, ihren Herrn von einem Vertheidigungsbündnisse abzumahnen. Luther machte es ihm noch besonders zur Gewissenssache, sich mit den Sacramentirern in eine Verbindung einzulassen. Man könnte, sagte er, kein Bündniß mit ihnen eingehen, ohne sie in ihrer Ketzerey zu stärken, und an derselben folglich Antheil zu nehmen. Kurz, der Churfürst, auf den dergleichen Vorstellungen tiefen Eindruck zu machen pflegten, gab daher den Gesandten, die er nach Rothach schickte, Befehl, die Berathschlagungen so zu lenken, daß nichts abgeschlossen würde, und während der Zeit in der Stille den Nürnbergern eben den Abscheu vor der Verbindung mit den Anhängern der zwinglischen Lehre einzuflößen, den man zu Wittenberg davor hatte. Er selbst nahm es, wie es scheint, über sich, das Gewissen des Markgrafen von Brandenburg in Angst zu versetzen, und er lud in dieser Absicht auch den Landgrafen dringend zu einer persönlichen Unterredung ein. Der Landgraf, der den lebhaftesten Verdruß darüber empfand, that ihm alle nur mögliche Vorstellungen, um ihn das Unkluge des Rathes, den ihm seine Theologen ertheilten, einsehn zu lassen; aber Luther sprach dem Churfürsten allemal überzeugender. Alle Berathschlagungen des Churfürsten und seiner Räthe schränkten sich jetzt darauf ein, wie man am füglichsten, und mit dem wenigsten Nachtheil der Ehre, der Verbindung mit den verdächtigen Städten, die auf der verabredeten Zusammenkunft zu Schwäbach sollte geschlossen werden, ausweichen könnte. Man hatte die Städte ja selbst dazu eingeladen; man war in Ansehung der wichtigsten Puncte schon mit ihnen übereingekommen. Unter welchem gerechten Vorwande konnte man sich nun wieder von ihnen zurückziehen? Doch die Theologen halfen auch hier aus der Noth. Sie riethen, noch vor der Schließung der Verbindung auf die genaueste Uebereinstimmung aller Glieder in der Lehre und im Glauben zu dringen. Man setzte deswegen gewisse Artikel auf, die alle Stände zum Beweis ihrer Einstimmung unter einander unterschreiben sollten. Ihr Verfasser (wahrscheinlich Luther selbst) hatte sie so eingerichtet, daß selbst der feinste Sacramentirer nicht durchschlüpfen konnte. Man legte sie den Gesandten der Städte, auf deren Ausschließung es abgesehen war, wirklich vor. Sie erstaunten über die unerwartete Forderung der Unterschrift, und entschuldigten sich damit, daß ihre Instructionen nicht darauf eingerichtet wären. Diesen Vorwand benutzte man nun, die gegenwärtige Zusammenkunft aufzuheben, ohne wegen des verabredeten Bündnisses etwas weiter zu beschließen. Doch vereinigte man sich

noch

noch wegen einer neuen Zuſammenkunft, die im December dieſes Jahrs ſollte gehalten werden [r]).

Streitigkeiten zwiſchen Luthern und Zwingli.

23. So ließen ſich alſo der Churfürſt und ſeine Räthe von den Theologen verblenden! Daß die churſächſiſchen Miniſter nicht mehr Scharfſinn und Einſicht beſaßen, erregt allerdings Verwunderung; daß aber die Theologen ihnen ſolche Rathſchläge ertheilen konnten, das findet man, ſo bald man die Erbitterung, die ſie in dem Streit mit den Zwinglianern beſeelte, näher kennen lernt, vollkommen begreiflich. Man erlaubte ſich meiſtens nicht nur alle Ausbrüche des Haſſes, ſondern man hielt dieſe Ausbrüche ſogar auch für gerecht. Zwingli und Luther waren nun ſelbſt als Hauptperſonen des Streites gegen einander aufgetreten. Luther zeigte ſich bey demſelben als ein außerordentlich leidenſchaftlicher Mann, der durchaus nicht Unrecht haben will. Zwey Jahre hindurch ſtritt man ſich mit aller Hitze gegen einander herum, und der ganze Streit hatte am Ende keine andre Wirkung, als daß die Bitterkeit beider Partеyen ſich während der Zeit in den unverſöhnlichſten Haß verwandelte. Luthers damalige Lage war unausſprechlich kränkend. Die Partey ſeiner Gegner war der ſeinigen an Stärke beynahe ſchon gleich; täglich traten mehrere ſeiner zuverläſſigſten Freunde von ihm ab; ſogar Schwenkfelds neuentſtandene Secte und ihre Anhänger vereinigten ſich mit derſelben wider ihn, und von allen Seiten her wurden ihm Demüthigungen zubereitet. Alles dies mußte ihn im Innerſten der Seele verwunden. Hierzu geſellten ſich noch äußere Umſtände, welche dieſe
1527 zwey Jahre zu den unglücklichſten ſeines Lebens machten. Die Peſt zeigte ſich in Wittenberg ſo fürchterlich, daß man die Univerſität deswegen nach Jena verlegte. Luther folgte der Ermahnung des Churfürſten, Wittenberg zu verlaſſen, nicht. Nun verſchonte ihn zwar die Peſt; dagegen ward ihm aber eine Krankheit, welche ſichtbar eine Folge der Laſt war, die ſeine Seele niederdrückte, beynahe tödtlich. Nun raffte er ſich wol wieder auf, denn ſelbſt ſein Unwille gab ihm Stärke, aber eben dieſer Unwille hüllte ſeinen Geiſt in finſtere, menſchenfeindliche Schwermuth, und miſchte in ſeinen Character immer mehr von der Bitterkeit, die ſich dieſen Zeitraum hindurch nicht nur in ſeinen Schriften, ſondern auch in ſeinen Handlungen nur allzu ſichtbar verrieth. Der aufgebrachte Gegner wurde, ſo weit ſein Wirkungskreis reichte, mehr als einmal eigentlicher Verfolger. So ließ er nicht nur die Schriften ſeiner Gegner in Sachſen und an andern Orten verbieten; ſo behandelte er die Prediger, die er für heimliche Sacramentirer hielt, nicht nur ſehr unduldſam; ſondern er veranſtaltete es ſogar, daß man in die Kirchen verdächtiger Geiſtlichen geheime Aufpaſſer ſchickte, um Zeugniſſe wider ſie zu ſammlen [s]).

Bedenklichkeiten des Churfürſten von Sachſen.

24. Unter ſolchen Umſtänden mußten des Landgrafen Bemühungen, eine Vereinigung zu ſtiften, freylich fruchtlos ausfallen, und dennoch unternahm er es, dieſe Vereinigung durch eine öffentliche Unterredung der Häupter beider Partеyen bewirken zu wollen! Erſt brachte er es ſo weit, daß ſich Zwingel dazu verſtand. Nun that er Luthern und Melanchthon eben denſelben Antrag. Sie konnten ihn ohne Nachtheil ihrer Ehre nicht wohl ablehnen; dabey äußerten ſie aber deutlich genug, wie unangenehm er ihnen war, und wie wenig man von dem Ausgang dieſes Geſprächs erwarten konnte. Melanchthon bat ſogar den Churfürſten, ihm die Erlaubniß

r) Plank — S. 464. s) Plank — S. 503.

laubniß zur Reise nach Marpurg abzuschlagen. Der Churfürst wollte aber entweder den Landgrafen nicht unwillig machen, oder Luther trat Melanchthons Rath nicht bey. Man reisete also wirklich nach Marpurg, wo das Gespräch am ersten October eröffnet wurde. Aber die Lehre vom Abendmahl war auch hier der Punct, über den sich beide Parteyen nicht vereinigen konnten. Luther wollte durchaus nicht nachgeben. Zwingli und Oecolampad bewiesen selbst in der Hitze des Streits die gewinnendste Sanftmuth und die bescheidenste Mäßigung. Mit Thränen in den Augen bat Zwingli Luthern, daß er sie, des streitigen Punctes ungeachtet, als Brüder erkennen möchte, da sie doch in allen andern Artikeln zusammenstimmten, aber Luther — verwarf seine angebotene Hand. Mit Härte sagte er ihm sogar, daß er sie niemals als seine Brüder und Mitglieder in Christo ansehen würde, und daß sie höchstens so viel allgemeine christliche Liebe, als jedem sein Gewissen zulassen würde, zu erwarten hätten. Mehr konnte selbst der Landgraf nicht von Luthern und seiner Partey erhalten, und dies war der Ausgang des ganzen Gesprächs, welches, einer ansteckenden Krankheit wegen, schon nach drey Tagen sein Ende erreichte. Der Landgraf mußte nun wol überzeugt seyn, daß man die Theologen unmöglich zur Einstimmung mit der Politik bringen würde. Dennoch machte er noch einen Versuch, den Willen des Churfürsten nach seinem Lieblingsentwurf zu lenken. Er hatte indessen von den an den Kaiser geschickten Gesandten Briefe erhalten, die ihm von allen Vorfällen am kaiserlichen Hofe die vollständigsten Nachrichten ertheilten. Mit diesen Briefen schickte er einen Herrn von Boineburg an den Churfürsten, und dies hatte die Wirkung, daß er die nach Schmalkalden ausgeschriebene Zusammenkunft auf vierzehn Tage vorrückte. So viel Zeit brauchten aber seine Theologen nicht einmal, ihm wieder Bedenklichkeiten einzupredigen. Er bestand bey der Zusammenkunft durchaus auf der Nothwendigkeit, die Schwabacher Artikel zu unterschreiben. Eben so wenig gab er auf einer andern Zusammenkunft zu Nürnberg nach, und es wurde weiter nichts beschlossen, als daß man eine zweyte Gesandtschaft an den Kaiser schicken wollte [1]).

1529

auf den 29. November.

1530 am 6. Jan.

Vierzehnter Abschnitt.

Augsburgischer Reichstag vom Jahr 1530.

I.

Die Unentschlüssigkeit der protestirenden Fürsten wurde immer größer, je mehr sich des Kaisers Ankunft in Deutschland, je mehr sich der Augsburger Reichstag näherte, der für das Schicksal der Reformation so äußerst wichtig war. So ungnädig Carl die Gesandten, die ihm die protestantischen Stände nach Italien entgegenschickten, behandelte, so groß war doch die Mäßigung, die er in dem Ausschreiben äußerte, worin er ein paar Monate hernach den Reichsständen seine beschlossene Herauskunft in das Reich selbst ankündigte, worin er sie zu dem Reichstag nach Augsburg zusammen-

Carls V. schlaues Betragen gegen die Protestanten.

1) Plank — S. 518.

Digitized by Google

menberief. Recht gefliſſentlich iſt darin alles vermieden, was nur irgend eine Beſorgniß, ja ſelbſt was nur eine unangenehme Erinnerung bey den Proteſtanten erwecken konnte. Des Wormſer Reichstags wird ſo wenig als ihrer Proteſtation nur mit einer Sylbe gedacht. Auch die Unruhen, welche die Religionsirrungen ſchon wirklich veranlaßt hatten, werden nicht berührt. Der Kaiſer kündigte nur die Mittel an, die zur Hebung derſelben ſollten angewendet werden; Mittel, welche offenbar nur die möglichſtleichte Wiederherſtellung und Erhaltung der Einigkeit zur Abſicht hatten. Die Stände wurden ermahnt, allen Widerwillen gegen einander aufzuheben, die vorgefallnen Irrungen Gott anheimzuſtellen, und die möglichſt kleinſte Erbitterung und Parteyeiferſucht auf den Reichstag mitzubringen. Hier wollte man die Grundſätze und die Meinungen eines jeden auf die freundſchaftlichſte und ſanftmüthigſte Weiſe hören, prüfen und erwegen. So würde man am leichteſten alles, was beide Theile bisher misverſtanden hätten, abthun; ſo würde man über eine einzige chriſtliche Wahrheit einen Vergleich treffen können, der allen Partenen annehmlich ſcheinen dürfte! Solche Verſprechungen lauteten doch in der That ganz herrlich! Aber offenbar waren es nichts als ſüße Töne der Verſtellungskunſt, die deſto ſicherer zum Zwecke führen ſollten [u]). Der Kaiſer wollte nemlich die Religionsirrungen nicht blos zur Vergrößerung ſeiner Macht in Deutſchland, durch die Schwächung der neuentſtandenen Parten, ſondern auch zur Herabſetzung der päbſtlichen Macht benutzen. Er hatte daher gewiß niemals die Abſicht, die Lehre der neuen Religionspartey ganz zu unterdrücken, oder die Reformation mit Gewalt zu verhindern; er wollte die Proteſtanten nur in einen Zuſtand verſetzen, daß ſie nichts erzwingen könnten. War dies erhalten, ſo wollte er ſelbſt, unter dem Vorwand, daß ihnen doch etwas eingeräumt werden müſſe, von einer Reformation ſprechen, ſo wollte er die Berufung einer Synode von dem Pabſt erzwingen, oder ſie ſelbſt veranſtalten, ſo wollte er ſich auf dieſer Synode zum Theil der Proteſtanten ſelbſt bedienen, um der päbſtlichen Macht engere Grenzen zu ſetzen [x]).

Der Proteſtanten Vorbereitungen zum augsb. Reichstag.

2. So groß die Mäßigung war, mit der der Kaiſer die proteſtantiſchen Stände zum Reichstag berief, ſo wenig konnte ſie ihnen ganz unverdächtig ſcheinen. Carl ſprach ja in dem Ausſchreiben von einem Vergleich, durch den auch der Pabſt zufriedengeſtellt werden müßte; er gab ſogar zu erkennen, daß er mit ihm die Hauptpuncte des Vergleichs bereits abgeredet habe. Dabey verlangte er mit ganz ungewöhnlichem Ernſt die perſönliche Gegenwart der proteſtantiſchen Fürſten auf dem Reichstag. Eben dieſer Punct war es aber gerade, über den man am churſächſiſchen Hofe ernſtliche Berathſchlagungen anſtellte. War es nicht gewagt, ſich mit ſeinen Feinden in Eine Stadt einzuſchließen? Und wenn ſichs auch kaum denken ließ, daß der Kaiſer mit einem verrätheriſchen Anſchlag umgehen ſollte; konnte man auch alle die Auftritte, die ſich zu Augsburg, veranſtaltet oder nicht veranſtaltet, ereignen könnten, voraus ſehen, oder voraus ſagen? — Der muthige Landgraf Philipp ſchien die Reiſe nach Augsburg ja ſelbſt zu widerrathen. Der churfürſtliche Canzler Brück aber ſtimmte für dieſelbe, und wirklich mit größerm Recht. Das Nichterſcheinen des Churfürſten und des Landgrafen gab dem Kaiſer nur einen neuen Grund oder Vorwand, ſich über ſie zu beklagen, gab ihm, was noch ſchlimmer

u) Plank, III, — 9. x) Plank, — S. 16.

mer war, einen Beweis von furchtsamer Schwäche, die ihn zu gewaltsamen Unternehmungen am ersten bestimmen konnte. Zeigten sie ihm hingegen durch ihre Gegenwart, daß sie sich nicht fürchteten, und bewiesen sie denn bey den Verhandlungen des Reichstags selbst nur eben so viel männliche Festigkeit, als sie auf dem letzten bewiesen hatten, so mußte ihnen höchst wahrscheinlich ihre Gegenwart weit mehr Vortheil als Nachtheil bringen. Dachte man sich endlich aber auch den schlimmsten Fall, so vermochte die Stadt Augsburg schon allein gegen denselben alle Sicherheit zu geben. Nachdem nun von Seiten des Churfürsten der Entschluß zur Reise gefaßt war, so dachte man sehr vorsichtig auch noch daran, sich im voraus auf den Fall zu rüsten, wenn auf dem Reichstag wirklich ein ernsthafter oder wenigstens ernsthaftscheinender Versuch zur Beylegung der Religionsirrungen sollte vorgenommen werden. Da nun der Churfürst vermuthete, daß er hauptsächlich eine Vereinigung in Ansehung der Lehre zum Gegenstand haben würde, so gab er seinen Theologen den Auftrag, ihm diejenigen Puncte ihres Glaubens auszuzeichnen, welche den Grund der reinen christlichen Wahrheit enthielten, damit Er und andre Stände noch vor dem Reichstag sich gründlich und standhaft entschließen könnten, wie weit, und über welche Puncte man sich mit der Gegenparten in Unterhandlungen einlassen dürfte. Die Theologen, die den Auftrag bekamen, vereinigten sich, keine neue Artikel aufzusetzen, sondern dem Churfürsten die für die schwabachsche Zusammenkunft bestimmte Puncte zu übergeben. Diese taugten auch hierzu aus mehrerer Rücksicht am besten. Es waren nicht mehr als siebzehn kurze Artikel, welche nicht nur alles dasjenige, worin die neue Lehre von der alten unterschieden war, sondern auch das, worin sie mit derselben übereinstimmte, deutlich und leicht zu übersehen enthielt; auch war der Widerspruch gegen die alte Lehre in einigen Artikeln nur verdeckt, bey andern sehr gemäßigt, und nur bey einem oder zweyen mit einiger Härte vorgetragen, die Luthers Geist athmete. Weil nun diese Artikel dem Churfürsten zu Torgau vorgelegt wurden, so erhielten sie den Namen der Torgauer Artikel, unter dem sie gewöhnlich angeführt werden. Bey dieser Gelegenheit wurde auch ausgemacht, welche Theologen den Churfürsten auf den Reichstag begleiten sollten. Luthern wollte man nicht selbst mit nach Augsburg bringen, sondern ihn an einem dritten Ort in der Nähe lassen, um eine beständige und leichte Communication mit ihm unterhalten zu können *).

Ursprung der Torgauer Artikel.

3. Nach diesen Zurüstungen zu dem Reichstag, begaben sich der Churfürst und der Landgraf bald selbst auf den Weg. Der Kaiser bewegte sich mit einer langsamkeit in das Reich heraus, die gewiß ihre guten Gründe hatte. Er hielt sich zu Mantua, zu Trident, zu Innspruck, und zu München auf. Hierdurch gewann er Zeit, sich im voraus von der Lage der Angelegenheiten, den Verhältnissen der Parteyen, und der Stimmung der Gemüther gegen einander genauere Kenntnisse sammeln zu können. Mehrere Reichsstände, wie der Churfürst von Sachsen selbst, schickten ihm Gesandten entgegen; noch mehrere aber, besonders solche, die zur alten Partey gehörten, als der Herzog Georg von Sachsen, der Churfürst Joachim von Brandenburg, und der Herzog Wilhelm von Bayern, verfügten sich, sobald er sich den Grenzen Deutschlands genähert hatte, persönlich an seinen Hof. Schon

im May. Carl läßt seine Absichten deutlicher merken.

*) Plank — S. 25.

die voreilige Reiſe einiger catholiſchen Stände nach Innſpruck hatte bey den Proteſtanten einige Unruhe erregt. Es waren gerade ihre erklärteſten Feinde, die ſich ſo eilig zeigten, den Kaiſer voraus zu inſtruiren, oder ſich von ihm inſtruiren zu laſſen. Daß ſie zum Beſten reden würden, konnte man ſchwerlich erwarten; bald verbreiteten ſich aber von ihren Verhandlungen mit dem Kaiſer noch beſtimmtere Gerüchte. So ſollten ſie den Kaiſer aufgefordert haben, die gewaltſame Unterdrückung der neuen Secte nicht länger aufzuſchieben, und der Churfürſt von Brandenburg ſollte ihm ſechstauſend Mann dazu angeboten haben. Dem Herzog Georg ließ ſich ein ähnliches Erbieten noch leichter zutrauen, denn es hatte kurz vorher neue Händel zwiſchen ihm und Luthern gegeben, die ſeinem Haß gegen Luthern und alle Lutheraner einen neuen Zuſatz von Heftigkeit gaben [1]). Aber der Kaiſer ſelbſt ließ jetzt manches von ſeinen Geſinnungen unverdeckter ſehen. Er äuſerte nicht nur gegen die Geſandten, die ihm der Churfürſt entgegengeſchickt hatte, einen ſichtbar merklichern Kaltſinn; er fertigte ſelbſt andre an ihn ab, die ihm die Urſachen dieſes Kaltſinns noch genauer erklären ſollten. Die Grafen von Naſſau und Nuenar, die er nach Augsburg vorausſchickte, bekamen von ihm den Auftrag, dem Churfürſten gerade heraus zu erklären, daß ſein Ungehorſam gegen das Wormſer Edict, ſeine Verbindung mit den Anhängern der neuen ketzeriſchen lehre, und der Schutz, den er ihr angedeyen laſſe, den Kaiſer zum Unwillen gegen ihn gereizt hätten. Noch beſonders aber ſollten ſie den Proteſtanten erklären, daß der Kaiſer die Kühnheit, womit ſie ſich unterfangen hätten, ihre mitgebrachten ketzeriſchen Theologen zu Augsburg ſelbſt öffentlich predigen zu laſſen, höchſt ungnädig aufgenommen habe, und daß er dieſen Unfug noch vor ſeiner Ankunft abgeſtellt wiſſen wolle; und dabey könnten ſie ſich immer auch einige beſtimmtere Drohungen von nachtheiligen Folgen, die man vielleicht in kurzer Zeit erfahren könnte, entfallen laſſen [2]).

Der Proteſtanten Standhaftigkeit.

4. Der Churfürſt und die meiſten andern zu ſeiner Parteyen gehörigen Stände bewieſen nun bey dieſer Gelegenheit einen Edelmuth und eine Standhaftigkeit, welche ſelbſt ihrer Politik und ihrer Klugheit Ehre machen. Sie ließen in ihrem öffentlichen Betragen keinen Schatten von Furcht, keine Spur von Muthloſigkeit und keinen Schein von Unentſchloſſenheit ſehen, und dies Betragen mußte einigen unter denſelben um ſo ſchwerer werden, da ſie nicht halb ſo frey von ängſtlichen Beſorgniſſen waren, als ſie wirklich ſchienen. An dem kleinen Hofe, den der Churfürſt bey ſich hatte, wechſelten Furcht und Hoffnung nur gar zu oft mit einander ab; jedes neue Gerücht, das von dem kaiſerlichen Hoflager anlangte, veranlaßte an demſelben neue Bewegungen, und zuweilen entfiel auch den entſchloſſenſten aller Muth. Selbſt der Churprinz Johann Friedrich wollte ſeinen Vater bereden, dem Kaiſer perſönlich entgegen zu reiſen, um die nachtheiligen Eindrücke, welche die Ver-

1) Luther veranlaßte dieſe Händel dadurch, daß er den Herzog Georg beſchuldigte, er ſey an den packiſchen Händeln gewiß nicht ſo rein, als er vorgebe. Der Herzog vertheidigte ſich deswegen in einer eignen Schrift, die mit der äuſerſten Mäßigung abgefaßt war. Luther gab hierauf ſeine Schrift von heimlichen geſtohlenen Briefen, und eine Auslegung des 7ten Pſalms heraus, worin er den Herzog auf die beleidigendſte Art angriff. Seine Unbeſonnenheit bewirkte, daß der Churfürſt, von dem der Herzog deswegen Genugthuung verlangte, ihm auflegte, alles, was er in Zukunft wollte drucken laſſen, vorher nach Hof zu ſchicken. Plank, S. 27.

2) Plank — S. 19.

Digitized by Google

Verleumdung seiner Feinde auf sein Gemüth könnten gemacht haben, wieder auszulöschen. Auch luther gab dem Churfürsten, so wie seine übrigen Theologen, den Rath, dem Befehl des Kaisers wegen der einzustellenden Predigten zu gehorchen, als Grund führte er an, weil der Kaiser ihr Herr, und Augsburg seine Stadt sey. Melanchthon rieth, an den Tafeln des Churfürsten und seines Gefolges das Fleischessen an Fasttagen zu unterlassen. Einige Räthe des Churfürsten aber, besonders der Cangler Brück, welche größere und feinere Welterfahrung hatten, machten es ihrem Herrn, und zuletzt selbst auch seinen Theologen fühlbar, daß alle vorläufige Aeußerungen, Drohungen und Fordrungen des Kaisers blos Versuche seyn sollten, ob man ihre Festigkeit und Entschlossenheit erschüttern könne. Diesem Gutachten gemäß wurde nun auch des Churfürsten Antwort an den Kaiser eingerichtet. Der Churfürst sagte unter andern dem Kaiser, daß das Wormser Edict gleich anfangs von den Churfürsten und andern Reichsständen, besonders aber von seinem verstorbenen Bruder, weder angenommen noch bewilligt worden, und daß es hernach auf allen folgenden Reichstagen für unvollziehbar und kraftlos erklärt worden sey. Auf den Vorwurf wegen seiner mit andern Ständen geschlossenen Verbindung antwortete er ihm eben so standhaft, daß ihn frühere Bündnisse seiner Feinde, und also Selbstvertheidigung, dazu gezwungen habe b). — Carl, der diese Sprache von den Protestanten nicht erwartet hatte, vermuthete, daß man nur in der Entfernung so viel Herzhaftigkeit zeigte, und in der Nähe desto mehr nachgeben würde. Er beschloß daher noch eine Probe zu veranstalten, die unmittelbar nach seiner Ankunft in Augsburg mit ihnen sollte vorgenommen werden, und er richtete daher seine Reise gefliſſentlich so ein, daß er nicht eher als am funfzehnten des Junius seinen Einzug in die Stadt hielt. Doch schon bey diesem Einzug ereignete sich verschiedenes, was Carls, aber auch der Protestanten Gesinnungen deutlich verrieth. Der Kaiser verlangte, daß bey dem Einzuge sein Bruder, der König Ferdinand von Ungern und Böhmen, und der päbstliche Legat Campegius an seiner Seite, und unter dem Thronhimmel, reiten sollten; die Churfürsten aber, die sich auf die goldne Bulle und das Reichsherkommen beriefen, baten den Kaiser, dem Legaten einen andern anständigen Ort anzuweisen. Die Fürsten und andre Reichsstände eilten dem Kaiser mit einem sehr zahlreichen und prächtigen Gefolge entgegen. So bald sie den Kaiser zu Gesicht bekamen, stiegen sie von den Pferden ab, um sich ihm zu nähern. Ihrem Beyspiele folgte der Kaiser nebst den Seinigen, und er bot einem jeden freundlich die Hand. Der Churfürst von Maynz machte ihm im Namen seiner Mitstände das Compliment, und der Kaiser ließ ihm durch den Pfalzgrafen Friedrich dafür danken. Ehe noch der Kaiser und die Fürsten wieder aufstiegen, sprach der päbstliche Legat, der nebst den Cardinälen von Salzburg, Trident und Brixen auf dem Maulesel sitzen blieb, über jene den Segen. Der Kaiser, der König Ferdinand, und die übrigen catholischen Fürsten empfingen ihn knieend; die Protestanten aber blieben stehen, und legten dadurch vor den Augen des Kaisers den ersten Beweis ihrer Standhaftigkeit ab. Unter dem rothen Thore erwarteten den Kaiser sechs augsburgische Rathsherren mit einem glänzenden Thronhimmel. Geschwinde wollte sich der Legat Campegius an die Seite des Kaisers andrängen; die Churfür-

b) Plank — S. 34.

sten nöthigten ihn aber, nebst dem König Ferdinand, hinter dem Thronhimmel herzureiten. In der Domkirche wollte der Erzbischof von Salzburg den Segen über den Kaiser sprechen; Campegius wies ihn aber mit ungestümen Worten zurück. Die Stadt Augsburg hatte, außer ihrer gewöhnlichen Mannschaft, noch auf tausend Fußknechte angenommen, mit welchen sie die vornehmsten Posten in der Stadt besetzte; allein sie mußte ihre angenommenen Soldaten wieder abdanken, und dem kaiserlichen Kriegsvolk nicht nur jene Posten und ein Thor einräumen, sondern auch den Sold desselben bezahlen c).

Carl sucht sie vergebens zu überraschen.

5. Der Einzug des Kaisers geschah am Tage vor dem Frohnleichnamsfest, und dieser Tag war sehr absichtlich von ihm gewählt worden. Zu der gottesdienstlichen Feierlichkeit des Festes sollten nemlich die Protestanten eingeladen werden. Bey diesem Versuche, ihre Standhaftigkeit und Entschlossenheit zu prüfen, war alles so eingerichtet, daß sich ihre Gesinnungen auf das deutlichste verrathen mußten. Erstlich konnten sie sich keine Bedenkzeit nehmen, denn das Ansinnen wurde am Abend vor dem Feste an sie gebracht; sodenn ließ ihnen der Kaiser die Zumuthung in seiner Gegenwart, und durch seinen Bruder, den König Ferdinand, thun. Allein die protestantischen Fürsten erklärten, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, daß sie sich niemals, und unter keiner Bedingung, verstehen würden, an einem gottesdienstlichen Gebrauche, der den Grundsätzen ihrer Lehre entgegen wäre, Theil zu nehmen. Der Markgraf Georg von Brandenburg sagte es dem König Ferdinand ins Gesicht, daß er lieber auf der Stelle den Kopf verlieren, als durch eine auch nur scheinbare Billigung eines falschen und abgöttischen Gottesdienstes Gott und sein heiliges Wort verleugnen wollte. Der Kaiser entließ sie hierauf mit dem Abschied, daß sie sich über Nacht eines bessern bedenken sollten; sie ließen ihm aber noch in der Nacht durch den Churprinzen Johann Friedrich nicht nur ihr standhaftes Beharren bey ihrer Erklärung zu wissen thun, sondern sie fügten selbst noch Klagen über den Kunstgriff und die Ränke hinzu, wodurch man sie zu überraschen gesucht habe. Und nun blieben sie nicht allein von der Procession weg, sondern sie weigerten sich auch viel hartnäckiger, als es vielleicht sonst würde geschehen seyn, dem wiederholten kaiserlichen Befehl wegen der Predigten zu gehorchen. Der Kaiser mußte endlich zur Vermittelung der übrigen Churfürsten seine Zuflucht nehmen, und diese brachten es nur mit Mühe dahin, daß sich die Protestanten eine Auskunft gefallen ließen, die das kaiserliche Ansehn noch einigermaßen rettete. Es sollte nemlich das Predigen allen in der Stadt befindlichen Theologen, zu welcher Partey sie gehören möchten, verboten seyn, und nur der Kaiser sollte die Prediger ernennen, welche während dem Reichstag die Kanzeln betreten dürften.

Uebergabe der angsb. Confession.

6. Carl mußte es jetzt gewiß sehr lebhaft fühlen, daß Männer, die ihre Köpfe schon wegen einer Procession aufs Spiel setzen wollten, sich nicht ohne großen Widerstand würden unterdrücken lassen. Er mußte also die Ausführung seiner Unternehmung vorsichtiger einleiten. Es schien ihm jetzt am nöthigsten, sich von der wahren Lage und den Gesinnungen der catholischen Partey genauer zu unterrichten. Hierzu konnten ihm nun die Religionshandlungen, die auf dem Reichstage vorkommen sollten, die beste Gelegenheit geben. Er hinderte es deswegen gar nicht, daß man

c) Häberlin, XI, 189 — 192.

Digitized by Google

man mit ihnen den Anfang machte; ja er willigte sogar darin, daß die Protestanten ein schriftliches Bekenntniß ihres Glaubens, und ein Verzeichniß der Misbräuche, deren Verbesserung sie wünschten, übergeben durften, und wie diese darauf drangen, daß ihr Bekenntniß nicht nur öffentlich übergeben, sondern auch öffentlich vorgelesen werden müsse, so ließ er sich auch dieses nach einer kurzen Weigerung gefallen, und er setzte gleich den folgenden Tag dazu an. Die Schrift, welche die Protestanten an diesem Tage übergaben, bestand aber nicht allein aus den Torgauer Artikeln die man zu diesem Gebrauch bestimmt hatte. Da man die Ankunft des Kaisers und die Eröffnung des Reichstags fast zwey Monate lang erwarten mußte, so war man bey der unthätigen Muße sehr natürlich darauf verfallen, diesen Aufsatz zu seiner künftigen Bestimmung noch vollkommner zu machen. Man übertrug dieses Geschäffte Melanchthon, und dieser verrichtete es auf eine Art, die dem neuen Aufsatz nicht nur den dankbarsten Beyfall Luthers verschaffte, dem jedes Stück davon, so wie es fertig war, nach Coburg geschickt wurde, sondern die ihn wirklich zu einem Meisterstück machte. Die ganze Glaubenslehre, wie sie die Protestanten annahmen, war in demselben in einundzwanzig Artikel gebracht, und diese Artikel waren mit einer unnachahmlichen Deutlichkeit und Klarheit vorgetragen, die, so kunstlos sie auch schien, auf das Auge und auf das Fassungsvermögen der Menschen, für die sie zunächst bestimmt war, auf das lebhafteste wirken mußte [b]). Zugleich waren die Abweichungen von dem alten Glauben mit der größten Feinheit und Behutsamkeit vorgetragen. So sanft und leise (sagte Luther) hätte ich nicht auftreten können. Und dennoch würde Melanchthon im Ganzen noch mehr Mäßigung angebracht haben, wenn er sich nicht zuweilen auch nach den Gesinnungen andrer Theologen, welche die protestantischen Fürsten mitgebracht hatten, hätte richten müssen [c]). Dies war nun der Aufsatz, welcher als das Glaubensbekenntniß der Protestanten in der Reichsversammlung öffentlich vorgelesen wurde, und in der Folge den Namen der augsburgischen Confession erhielt. Zum Versammlungsort wählte der Kaiser die sogenannte Capellstube im bischöflichen Pallast, wo er seine Residenz hatte. Dieses Zimmer faßte ungefähr zwenhundert Personen. Die protestantischen Fürsten wollten, so lange die Vorlesung dauren würde, stehen; der Kaiser ermahnte sie aber, sich niederzusetzen. Hierauf traten Brück und Christian Bayer, der damalige churfürstliche Canzler, in der Versammlung auf. Jener hatte ein lateinisches und dieser ein deutsches Exemplar von dem Glaubensbekenntniß in der Hand. Carl verlangte, da er des Deutschen nicht hinlänglich kundig war, sehr natürlich, daß es lateinisch möchte abgelesen werden; der Churfürst erinnerte ihn aber eben so natürlich, daß sie sich auf deutschem Grund und Boden befänden, und da zeigte sich der Kaiser sogleich willig, das deutsche Exemplar ablesen zu lassen. Die Lesung verrichtete der Canzler Bayer, und er verrichtete sie so laut, daß man ihn in dem Hofe des Pallastes hören konnte. Er las beynahe zwey Stunden lang. Brück überreichte hierauf beide Exemplare dem kaiserlichen Secretair; der Kaiser griff aber selbst

25. Jun.

b) Plank, S. 42. u. f. f.

c) Webers kritische Geschichte der augsburgischen Confession, 1783 und 1784. — Plank, S. 46.

selbst nach dem lateinischen, das durch die Unterschrift von fünf Fürsten und zwey Reichsstädten bekräftigt war [f]).

Was die augsb. Confession für Eindruck machte.

7. Die öffentliche Vorlesung und die Uebergabe dieses Glaubensbekenntnisses flößte dem Kaiser wol keine günstigern Gesinnungen für die lutherische Secte ein; sie bereitete nicht einmal ganz die catholischen Stände zu der Duldsamkeit und Nachgiebigkeit vor, die den vorzunehmenden Vergleichshandlungen allein einen glücklichen Ausgang versichern konnte; aber sie brachte dafür tausend andere von den falschen und feindseligen Vorurtheilen zurück, die sie gegen Luthers Lehre gefaßt hatten; sie milderte wenigstens die Abneigung, welche so vielen gutmüthigen Menschen Luthers Heftigkeit und sonderbares Benehmen beygebracht hatte; sie zwang durch die unwiderstehliche Gewalt jener einnehmenden Mäßigung, womit sie die fühlbarste Wahrheit vortrug, einigen ihrer erklärtesten Gegner, als dem Herzog Wilhelm von Bayern, dem Erzbischof von Salzburg, und dem Bischof von Augsburg, das Geständniß ab, daß sie die lutherische Lehre von einer bessern Seite kennen gelernt hätten; sie verbreitete endlich (unstreitig die glücklichste und wichtigste Wirkung dieser Confession!) auch außer Deutschland, besonders in Frankreich, Italien und selbst in Spanien — denn sie kam fast noch währendem Reichstag in ganz Europa herum — richtigere und günstigere Begriffe von den Meinungen der lutherischen Secte, als man bisher im Ganzen von derselben gehabt hatte. Und wer weiß, ob sie wirklich auf den Kaiser und die übrigen Häupter der Gegenparten, und auf ihre Vorstellungen von der Lehre der Protestanten gar keinen Eindruck machte? Wenigstens läßt sich dies nicht daraus schließen, daß der Kaiser nach der Anhörung dieses Bekenntnisses seine Entwürfe gegen die Protestanten nicht aufgab, daß er deswegen seine Maaßregeln nicht änderte; denn wie paßten sich Entwürfe und Maaßregeln der kaiserlichen Politik zu des Kaisers Vorstellungen von der Lehre der Protestanten [g])?

Catholische Widerlegung der augsb. Confession.

8. Daß jene seinen Willen immer noch am mächtigsten lenkten, das verkündigten schon die ersten Handlungen, welche gleich nach der Uebergabe der Confession auf dem Reichstag vorgenommen wurden. Die Protestanten hatten darauf angetragen, daß nun auch die Gegenparten einen kurzen Inbegriff derjenigen Lehren, die sie zu behaupten gedächte, schriftlich vorlegen möchte, damit man von beiden Seiten einen festen Grund hätte, von welchem die Vergleichsunterhandlungen ausgeführt werden könnten. Dieses Ansinnen war nicht nur dem kaiserlichen Ausschreiben, sondern auch der ersten Proposition des Reichstags gemäß; aber die catholischen Stände hatten auch schon damals erklärt, daß sie es für überflüssig hielten, ihre Lehre in einem besondern Aufsatz darzustellen, indem sie sich zu keiner andern, als zu der Lehre des Pabstes und der Kirche bekennten. Man wollte überhaupt keinen weitern Versuch machen, sich zu vergleichen; die meisten Stimmen vereinigten sich vielmehr in der ersten Berathschlagung, die nach der Uebergabe der Confession folgte, die Entscheidung der Religionsirrungen überhaupt dem Kaiser zu überlassen. Man rieth daher dem Kaiser, die Widerlegung der protestantischen Confession vorläufig

f) Seckendorf, B. III, S. 168 — 171. Von Fürsten hatten es der Churfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernst von Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, und der Fürst Wolfgang von Anhalt, von Städten Nürnberg und Reutlingen unterschrieben.

g) Plank — S. 49.

Digitized by Google

kluſig einigen gelehrten Theologen aufzutragen. War ſie einmal widerlegt, ſo konnte ja die Secte der Zumuthung, ihre Meinungen wieder aufzugeben, nicht lange ausweichen. Doch auch auf dieſen Fall waren die Proteſtanten ſchon vorbereitet. Sie hatten es gleich anfangs erklärt, daß ſie ſich, wenn ſich die Catholiken in keinen Vergleich einlaſſen wollten, oder wenn der Vergleich nicht zu Stande käme, ihre Berufung auf ein freyes und chriſtliches Concilium vorbehielten, und ſie waren hierzu ſelbſt durch die eignen Verſprechungen des Kaiſers berechtigt. Dieſer konnte aber aus der erklärten Weigerung der meiſten catholiſchen Stände, zu einem Vergleiche die Hand zu bieten, den ſichern Schluß machen, daß ſie die Proteſtanten herzlich genug haßten, um an den gewaltſamſten Anſchlägen gegen dieſelben Theil zu nehmen. Noch ſicherer bezeugten dies die Aeußerungen, welche ſich einige der mächtigſten unter ihnen, als der Churfürſt von Brandenburg, die Herzoge von Bayern, und der Herzog Georg von Sachſen entwiſchen ließen. Carl hielt es daher für eben ſo überflüſſig, als unpolitiſch, wegen ſeiner Geſinnungen länger einen Zweifel übrig zu laſſen. Er machte ſogleich Anſtalten, daß die Confeſſion der Proteſtanten, nicht widerlegt, ſondern möglichſt gehäſſig verketzert werden ſollte; denn er übertrug dieſes Geſchäffte Männern, die durchaus nicht zum erſten, aber zum letzten, eben ſo bereitwillig als geſchickt waren. Die Namen Wimpina, Cochläus, Faber und Eck, die ſich in dem Verzeichniß der zwanzig zu dieſer Widerlegung beſtimmten Theologen befanden, verriethen es ſehr bald, worauf es abgeſehen war. So bald dieſes Inquiſitionsgericht über die proteſtantiſche Confeſſion niedergeſetzt war, ließ der Kaiſer die proteſtantiſchen Fürſten befragen, ob auch in ihrem Bekenntniß alles enthalten ſey, was ſie in der Lehre und in der Religion verändert wünſchten, oder ob ſie noch mehrere Artikel zu übergeben gedächten? Dieſe Frage ſchien anzukündigen, daß man gern auf einmal mit ihnen fertig ſeyn möchte; ſie hatte aber gewiß noch eine liſtigere Abſicht. Melanchthon hatte in der Confeſſion den Widerſpruch ſeiner Secte gegen manche Lehre und manchen Gebrauch der Catholiken mit großer Mäßigung vorgetragen; er hatte ſo manche derſelben dem Anſehn nach noch ganz übergangen. Dieſe Klugheit und dieſe Mäßigung war den Widerlegern ärgerlich. Es befanden ſich unter den Puncten, die Melanchthon ſo behandelt hatte, gerade diejenigen, worüber die Meinung der Partie am leichteſten misverſtanden, verdreht, oder in ein falſches Licht geſtellt, und auch jene, bey denen ſie theils die Vorurtheile des Volks, theils das Privatintereſſe einzelner Menſchengattungen gar zu ſtark wider ſich hatte, und die alſo leicht benutzt werden konnten, ſie jenem und dieſen verhaßt zu machen. Um dieſen Vortheil wollten ſich die Widerleger nicht bringen laſſen. Allein der Churfürſt gab ihnen auf Melanchthons Rath die Antwort, es hätten zwar in der Confeſſion ohne Schwierigkeit noch mehrere Irrthümer widerlegt, und noch mehrere Misbräuche gerügt werden können, man hätte ſich aber aus gefälliger Abſicht blos auf die angeführten eingeſchränkt, um den glücklichen Ausgang der von ihm gewünſchten Vergleichung möglichſtwenig zu hindern. Die kaiſerlichen Theologen fühlten das Beſchämende dieſer Antwort nicht, wenn es auch der Kaiſer fühlte. Jene übergaben kaum achtzehn am 13. Jul.
Tage nach der Uebergabe der Confeſſion ihre Widerlegung derſelben, welche die Ketzereyen der neuen Secte zum Theil erſt aufdecken, zum Theil als ſchon längſt ver-

dammt vorstellen sollten. Alles, was luthers Gegner von Tetzeln an in seinen Schriften irriges gefunden haben wollten, alle jene vermeinte Ketzereyen der lutherschen Secte, welche schon längst alte Concilien sollten verdammt haben; alles, worüber Leo X. in seiner Bulle, und die Universitäten zu Löwen und Paris ihr Verdammungsurtheil gesprochen hatten; selbst jene Stellen aus luthers Schriften, worin er sich zu widersprechen schien, und endlich die vielen abscheulichen Secten, die aus der lutherschen bereits erwachsen seyn, und die greulichen, entsetzlichen und verfluchten Früchte, die das lutherische Evangelium schon sollte getragen haben — alles dies hatten die kaiserlichen Theologen zur Widerlegung der protestantischen Confession aufgeboten [h]). Ein solches Verfahren mußte gegen das Benehmen der Protestanten als sehr unedel auffallen. Der Kaiser soll sich auch dieser Arbeit seiner Theologen geschämt, und ihnen die Verfertigung einer andern Widerlegung aufgetragen haben [i]); wenigstens wurde von jener erstern kein öffentlicher Gebrauch gemacht. Vierzehn Tage hernach erhielt endlich der Kaiser von seinen Theologen eine Widerlegung der protestantischen Confession, deren er sich weniger schämen zu dürfen glaubte.

am 3. Aug. Die Protestanten wurden nun eingeladen, der öffentlichen Vorlesung dieser sogenannten Confutation beyzuwohnen. Die Art, wie man sie widerlegt hatte, konnten sie sich schon voraus denken, da man ihnen im Prolog derselben gerade heraus sagte, daß der Kaiser und die übrigen catholischen Stände ihren ganzen Inhalt als richtig, catholisch und mit dem Evangelium und der heiligen Schrift durchaus übereinstimmend gefunden hätten, und daß das Reichsoberhaupt daher die feste Hoffnung habe, sie würden sich, nach Anhörung der stattlichen Antwort, mit der heiligen catholischen und römischen Kirche sogleich in allen jenen Stücken, worin sie von derselben abgewichen wären, vergleichen; dieser Beweis ihres unterthänigsten Gehorsams würde dem Kaiser zum besondern Wohlgefallen gereichen; sollten sie aber, da Gott für sey, dieser gnädigen und christlichen Erinnerung kein Gehör geben, so könnten sie selbst denken, daß er sich alsdenn gezwungen sehen würde, als Schutzherr der Kirche zur Hebung des Uebels andre Maaßregeln zu wählen. Und diese Confutation, auf die man sich so viel einbildete, konnte, wenn man ihr auch das höchste Recht widerfahren läßt, blos für Menschen, die ihren Inhalt nicht genauer zu prüfen vermochten, hinlänglich brauchbar scheinen. Die Widerleger hatten sich sogar einige offenbare historische Lügen erlaubt. Kurz, es war weiter nichts als ein Gewebe von Sophisterenen, von Verdrehungen der protestantischen Meinungen und von groben Unrichtigkeiten [k]). Der Kaiser selbst, oder seine Minister, mochte eine solche Widerlegung nicht für völlig hinreichend halten. Man verweigerte ja den Protestanten eine Abschrift derselben, und als man sie ihnen endlich ertheilte, so geschah es mit dem ausdrücklichen Verbot, daß sie sich auf keine neue Replik einlassen, und aller weitern Einwendungen enthalten sollten.

Strenge Aeußerungen des Kaisers.

9. Alle Hoffnung zu einem Vergleiche, die man doch aus des Kaisers Ausschreiben zum Reichstag hätte fassen mögen, war also nunmehr vereitelt! Man hatte

h) Plank, S. 55.

i) Diese Widerlegung bestand, wie Spalatin S. 148 berichtet, anfangs ungefähr aus 208 Blättern; der Kaiser ließ aber von derselben so viel auestreichen, daß nicht mehr als 12 Blätter blieben.

k) Plank, S. 59.

Digitized by Google

hatte von catholischer Seite möglichst deutlich erklärt, daß man durchaus nicht nachzugeben gedenke, und auch nie daran gedacht habe; man hatte sogar die gewaltsamen Zwangsmittel, die man jetzt gegen die Secte brauchen wollte, so deutlich verrathen, daß man sich darüber gar nicht täuschen konnte. Zuerst erfuhr der Churfürst von Sachsen einen unverkennbaren Beweis von solchen Gesinnungen der kaiserlichen Partey. Vergeblich hatte Johann schon mehrmals um die förmliche Belehnung über die Churwürde, auf die er bereits als Mitbelehnter ein Recht hatte, nachgesucht. Man hatte ihn zuletzt auf des Kaisers Ankunft im Reiche vertröstet. Selbst der Kaiser hatte es dem Gesandten, den er ihm entgegenschickte, versprochen. Aber jetzt, da er wieder darum ansuchte, da er zugleich um die Bestätigung des Ehevertrags zwischen seinem Churprinzen und der Prinzessin von Jülich anhielt, jetzt schlug ihm Carl nicht nur beides ab, sondern er führte auch ausdrücklich die Ketzerey, in welcher der Churfürst befangen wäre, zum Vorwand an. Wollte er sich (so ließ er ihm durch den Pfalzgrafen Friedrich erklären) von der neuen Lehre, welche den Grundsätzen der catholischen Kirche durchaus zuwider wäre, wieder zur römischen Kirche wenden, und unter den Gehorsam derselben zurückkehren, so würde er seine doppelte Bitte sogleich erfüllen. Im Weigerungsfalle aber könne sich der Kaiser nicht entschließen, ihm die Belehnung angedeihen zu lassen. Das hieß doch deutlich genug auf den Untergang des Churfürsten gezielt! Man sprach jetzt aber überhaupt ganz laut von der Ausrottung der Ketzer; man verhehlte es gar nicht, daß es zum Krieg kommen müsse; der Bischof von Salzburg sagte es Melanchthonen ohne die geringste Zurückhaltung, daß man dem Kaiser gehorchen, oder das Aeußerste erwarten müßte; die catholischen Theologen behandelten bereits die Protestanten so höhnisch, als wenn sie sie schon auf den Knieen um die Absolution bittend vor sich sähen; ja der Kaiser selbst befliß sich recht eigentlich, dem Churfürsten von Sachsen so ganz besonders die kränkendsten Merkmale seines Unwillens zu geben. In den Entschließungen, die Protestanten ohne weitere Schonung zu behandeln, befestigten ihn aber zwey Ursachen; erstlich ihre Furchtsamkeit und Aengstlichkeit, die sich mit ihren muthigen und standhaften Erklärungen oft im auffallendsten Contrast zeigte, und sodann die Sacramentsstreitigkeit, die sie selbst unter einander verunei nigte [1].

Die Zwinglianer werden in den Reichsschluß nicht mit aufgenommen.

10. Der Landgraf von Hessen hatte sogleich nach seiner Ankunft in Augsburg einen neuen Versuch gemacht, ob man nicht die Theologen der lutherischen Partey mit der schweizerischen wenigstens einigermaßen vereinigen könne; aber er verrieth, indem er Melanchthonen und einige seiner Freunde wegen ihrer Gesinnungen darüber ausforschte, seine Neigung für die schweizerische Meinung nur gar zu offenherzig; er hatte auch Schwierigkeiten gemacht, das von Melanchthonen aufgesetzte Glaubensbekenntniß, des Artikels vom Abendmahl wegen, zu unterschreiben; denn gerade in der Augsburgischen Confession hatten es die Lutheraner förmlich vor Kaiser und Reich erklärt, daß sie die schweizerische Lehre vom Sacrament für irrig hielten. Eine Vereinigung zwischen den Lutheranern und Zwinglianern war also fast unmöglich. Auch suchten letztre weiter nichts, als daß die Protestanten nur nicht zugeben möchten, daß man sie gewaltsam verfolgte und unterdrückte. Aber auch eine solche Erklärung konnten sie nicht wohl von Seiten der

1) Plank — S. 63.

Protestanten erwarten. Luther hatte die Meinung der Schweizer nicht nur mehrmals für den giftigsten, schädlichsten und seelenverderblichsten Irrthum erklärt, der auf gar keine Art geduldet werden könne; er hatte selbst hier und da sehr gewaltsame Mittel zu ihrer Unterdrückung, wenn nicht vorgeschlagen, doch nicht gemisbilligt; er hatte in Sachsen wenigstens allzu theilnehmend dabey geschwiegen; er hatte im besondern die Unterdrückung ihrer Schriften durch die Obrigkeiten schon allzu deutlich als ein sehr heilsames, sehr nöthiges und Gott sehr wohlgefälliges Werk mehrmals empfohlen. Sodenn glaubten die meisten Anhänger und Freunde Luthers, daß es einen Vergleich mit den Catholiken durchaus erschweren würde, wenn sie als Vertheidiger der denselben äußerst verhaßten Sacramentirer auftreten wollten. Melanchthon schrieb es denselben gerade heraus, daß er, des gemeinen Bestens und seines Gewissens wegen, den Fürsten und Ständen seiner Partey auf keine Art rathen könne, ihre verhaßte Lehre in Schuz zu nehmen. Doch Capito und Bucer gaben ihm mit der sanftmüthigsten Bescheidenheit zu verstehen, daß es ganz andre Grundsäze, als die Abendmahlslehre, wären, welche den Stolz, die Eigenliebe, und den Eigennuz der päbstlichen Geistlichkeit gegen sie in Bewegung gebracht hätten. Aber alle Vorstellungen der schweizerischen Theologen, und wenn sie auch noch so sanftmüthig und noch so bescheiden waren, vermochten die Häupter der lutherschen Partey von ihren Entschließungen doch nicht zu entfernen [m]). Es wurde auch während dem ganzen Reichstag gar nichts weiter für sie gethan. Um den Kaiser und die Catholiken recht zu überzeugen, daß man mit denselben gar keine Gemeinschaft haben wollte, und daß sie auf keine Art zur lutherschen Partie gehörten, verstattete man den vier oberländischen Städten Straßburg, Costanz, Memmingen und Liebau ein eignes, ohne Zweifel von Capito und Bucer abgefaßtes Glaubensbekenntniß, dem Kaiser zu übergeben. Dieses Bekenntniß stimmte nun in allen andern Artikeln dem lutherschen bey, und wich nur in der Lehre vom Abendmahl von demselben ab [n]).

Vergebliche Vergleichsunterhandlungen.

11. Die unter den lutherschen und schweizerischen Protestanten herrschende Uneinigkeit war es nun, die Carln verleitete, sich einzubilden, daß er nicht länger nöthig habe, seine gewaltsamen Entwürfe zu verbergen, und daß er nun ohne weitere Umstände erwarten könne, daß man der einmaligen Anhörung seiner Confutation die neue Lehre aufopfere, oder das Aeußerste erwarten müsse. Jezt wurde er aber auf einmal durch eine Entdeckung überrascht, die ihn plözlich nöthigte, seine Sprache, ja selbst sein ganzes Verfahren zu ändern. Er hatte sich mit dem Wahn geschmeichelt, daß jezt nicht viel mehr zu thun seyn würde, als mit den catholischen Ständen einen Reichsabschied zu verabreden, der dem Angriff auf die Protestanten ein gleichsam gesezmäßiges Ansehn geben könne. Er hatte vielleicht nicht erwartet, die Catholiken schon zum Krieg gegen die Protestanten gerüstet zu finden; aber dies hatte er doch zuversichtlich gehofft, ihre Rüstung bald genug beschleunigt zu sehen. In dieser Hoffnung war er auch durch die bisherigen Reichstagshandlungen, da die catholischen Stände ihn ja immer selbst zu den heftigsten Schritten gegen die Protestanten aufforderten, da sie mehrmals noch raschere und voreiligere harte Mittel vorschlugen, als er selbst zu ergreifen für gut fand, da sie durchaus die lebhafteste Unge-

m) Plank — S. 83.

n) Plank — S. 94.

Ungeduld um einen gewaltſamen Ausbruch bezeigten, beſtärkt worden. Indem er nun erwartete, daß ihm die Häupter der catholiſchen Partey wenigſtens Vorſchläge zur Erneuerung des Wormſer Edicts, wo nicht zu einem noch härtern Reichsſchluß machen, und auf die Beſchleunigung ſeiner Entſcheidung dringen würden, erwähnten einige dieſer Häupter eines Vergleiches, den man doch noch mit der Secte verſuchen müſſe, lagen ſie ihm bald dringend an, dieſe Vergleichsunterhandlungen zu eröffnen, boten ſie den Proteſtanten ſogar ihre Vermittlung an, verwendeten ſie wirklich eifrige Bemühungen darauf, immer mehrern Gliedern ihrer Partie ſolche friedliche Geſinnungen einzuflößen. In kurzer Zeit ſtimmten, aller Gegenwirkungen des päbſtlichen Legaten, und alles lauten Murrens der catholiſchen Theologen ungeachtet, die andern mit dieſer Sprache der mächtigern überein. Die meiſten derſelben hegten nemlich wol den ſehnlichſten Wunſch, die neue Religionspartie gedemüthigt, und ihre Lehre unterdrückt zu ſehen, aber noch ſehnlicher wünſchten ſie es, daß dies ohne Krieg geſchehen möchte. Sie trugen daher nur ſo lange auf gewaltſame Mittel an, als ſie von dem feſten Entſchluſſe der Proteſtanten, ſich und ihren Glauben aus allen Kräften zu vertheidigen, noch nicht überzeugt waren. Einige der mächtigſten catholiſchen Stände, welche auf die Handlungen des Reichstags den meiſten Einfluß hatten, als die Herzoge von Bayern, lenkte aber damals vermuthlich noch eine andre, politiſche Abſicht. Wenn ſie den Kaiſer mit den Proteſtanten in Krieg verwickelt zu ſehen wünſchten, ſo rechneten ſie darauf, daß die Unternehmung, ſie zu unterdrücken, die ganze Macht des öſtreichiſchen Hauſes erfordere, daß es dieſelbe bis zu einer für Bayern vortheilhaften Schwäche herabſetzen werde. Carls Plan, unter dem Vorwande des Religionseifers, die deutſche Freyheit zu entkräften, mochte ihnen und andern Reichsfürſten überhaupt nicht mehr verborgen ſeyn. Genug, der Kaiſer merkte es nun deutlich genug, daß ſie den Untergang ihrer Mitſtände des Glaubens wegen nicht wollten befördern helfen. Er mußte alſo ſeine Sprache vor der Hand gleichfalls ändern; er mußte günſtigere Umſtände abwarten, und ſich indeſſen gegen das Verlangen der catholiſchen Stände nachgiebiger beweiſen. Dieſes Verlangen nach einem friedlichen Vergleiche machte ein Schritt, den der Landgraf von Heſſen damals wagte, noch lebhafter. Philipp, aufgebracht über die ſchimpfliche Behandlung, welche die proteſtantiſche Partie bisher zu Augsburg erfahren hatte, reiſete gleich nach der drohungsvollen Erklärung, die der Kaiſer der Confutation ihres Bekenntniſſes beyfügte, von Augsburg, dem Orte der Reichsverſammlung, weg. Da er ſeine Entfernung dem Churfürſten von Sachſen, und den übrigen proteſtantiſchen Ständen, wohlweislich verhehlt hatte, ſo waren dieſe eben ſo ſehr darüber erſtaunt, als die Catholiken. Letztre vermutheten indeſſen ſehr natürlich, daß dieſe plötzliche Abreiſe eines von den Oberhäuptern der Partie mit allen übrigen Gliedern derſelben verabredet ſey. Sie betrachteten ſie daher gleichſam als eine Kriegserklärung. Man befürchtete, daß ein Fürſt, deſſen raſche Entſchloſſenheit dem ganzen Reiche bekandt war, gerüſtet zum Angriff ſeyn dürfte, als er der Welt gezeigt hatte. Der Kaiſer und ſein Bruder Ferdinand konnten auf den Gedanken gerathen, daß er einen andern Vorwand, den Vorwand der Wiederherſtellung des Herzog Ulrichs von Wirtemberg, die er ſeit der Ankunft des Kaiſers am eifrigſten betrieben hatte, ergreifen, und in Verbindung mit dem

Herzog Heinrich von Braunschweig, mit dem er deswegen einen besondern Vertrag geschlossen hatte, losbrechen werde. Den fränkischen Bischöfen, und dem Churfürsten von Maynz, seinem Nachbar, verursachte es gleichfalls Bangigkeit, und dies hatte die natürliche Wirkung, daß man friedliche Unterhandlungen immer ernstlicher und aufrichtiger wünschte. Da nun dem Kaiser eben so viel daran gelegen
am 7. Aug. war, um nur Zeit zu gewinnen, so wurden denn zur Betreibung derselben sechzehn catholische Stände ausgesucht, unter denen sich die Churfürsten von Maynz und von Brandenburg, die Herzoge von Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg, und die Bischöfe von Straßburg und Augsburg auszeichneten o). Diese wurden endlich mit den Protestanten einig, daß man, zur wirksamsten Beylegung der Streitigkeiten, von jeder Partey einige wenige, der Sachen kundige, und zum Frieden geneigte Personen verordnen sollte, welche eine Vergleichung in Ansehung
am 16. d. M. der streitigen Meinung versuchen möchten. Der engere Ausschuß, den man sogleich hierzu ernennte, bestand aus zwey Fürsten, zwey Juristen und drey Theologen. Auf der Seite der Catholiken standen Eck, Wimpina und Cochläus; diesen wurden von den Protestanten Melanchthon, Brenz, und Schnepf, des landgrafen Hofprediger, entgegengestellt. Die catholischen Fürsten waren der Bischof von Augsburg und der Herzog Georg von Sachsen; die protestantischen der sächsische Churprinz Johann Friedrich und der Markgraf Georg von Brandenburg. In acht Tagen brachte man es doch in diesem Ausschuß soweit, daß man in Ansehung mehrerer bisher streitigen Puncte wirklich zusammenkam, in Ansehung andrer einander sich merklich näherte, und in Ansehung der übrigen wenigstens bestimmt angeben konnte, wie weit man noch von einander sey. Man stellte wegen der letztern noch einen Vergleichsversuch an. Ein neuer Ausschuß, der blos aus sechs Personen, und zwar von jeder Seite aus zwey Juristen und einem Theologen, bestand, sollte sich über die Mittel besprechen, welche die Parteyen in den wenigen Puncten, die noch völlig unverglichen wären, zusammenbringen könnten. Da aber die catholischen Theologen gewiß nicht daran dachten, irgend einen der Hauptpuncte ihres Glaubenssystems im Ernste aufzugeben, so mußte diese Vergleichsunterhandlung ganz natürlich den Ausgang aller übrigen haben p).

Des Kaisers harte Forderungen an die Protestanten.

12. Alle bisherige Vergleichsunterhandlungen vereitelt zu sehen, war aber dem Wunsch des Kaisers vollkommen gemäß. Dieser hatte offenbar keine andre, als kriegerische Absichten. Dies beweiset das, was unmittelbar auf die unterbrochnen Unterhandlungen folgte. Der Kaiser ließ die protestantischen Fürsten
am 7. Sept. vor sich kommen, bezeugte ihnen sein Mißfallen über die Hartnäckigkeit, die sie bey den abgebrochnen Handlungen geäußert hätten, versprach ihnen indessen doch noch die Berufung eines Conciliums bey dem Pabst zu betreiben, und versicherte, daß er sie bis dahin mit allen Zwangsmitteln verschonen würde, hingegen erwartete er dafür nichts geringeres von ihnen, als daß sie sich während der Zeit wieder zu der Religion, zu der sich der Kaiser und die andern Fürsten bekennten, halten würden. Als sich die Protestanten nun nicht geneigt bezeigten, sein despotisches Erbieten auf der Stelle anzunehmen, so ließ er ihnen das, was er darunter begriffen habe, in einer zweyten Erklärung noch deutlicher machen. Man sagte ihnen jetzt ohne weitere

o) Plank — S. 100. p) Plank — S. 151.

Digitized by Google

tere Umstände, daß sie nicht nur vor allen Dingen, und noch vor der Eröffnung des Conciliums, alle von ihnen abgeschaffte Gebräuche des alten Gottesdienstes in ihre Kirchen wieder einführen, sondern überhaupt alles in seinen vorigen Stand versetzen, und folglich den Kelch im Abendmahl wieder aufgeben, die Privatmessen wieder anordnen, die Weiber ihrer Geistlichen, oder ihre Geistlichen mit samt den Weibern, von sich jagen, die zerstörten Klöster wieder aufbauen, die verlassenen wieder mit Mönchen und Nonnen bevölkern, und ihre eingezogene Güter nebst den Zinsen ausliefern müßten. Dies hieß doch auf die trotzigste Art erklärt, daß man den Protestanten nun gar keine Bedingungen zugestehen, daß man durchaus Krieg mit ihnen haben wollte. Wenn der Kaiser das Zwischenspiel der Vergleichsunterhandlungen einschieben ließ, so suchte er dadurch nur Zeit zu gewinnen, um sich mit der Lage und den Verhältnissen der Catholiken und Protestanten erst recht bekandt zu machen. Diese Absicht hatte er nun erreicht. Der Herzog Heinrich von Braunschweig, den man dem Landgrafen von Hessen nachschickte, brachte die Nachricht zurück, daß Philipp zwar unzufrieden genug sey, aber doch weiter keine Zurüstungen mache. Auch war es dem Kaiser indessen gelungen, einige der mächtigern catholischen Stände wieder zu gewinnen, und ihren Secteneifer von neuem in Bewegung zu setzen. Da sich nun die Vergleichsunterhandlungen von selbst zerschlugen, so brauchte der Kaiser seinen Entwurf, die Protestanten zu verfolgen, auch nicht länger zu verheimlichen. Dies erregte bey einigen weniger mächtigen und gemäßigter denkenden catholischen Ständen fast noch größern Schrecken, als bey den Protestanten. Sie verwendeten sich daher aus eignem Antrieb zu einem neuen Versuch, die Protestanten dahin zu bringen, in den Puncten, über denen sich der Vergleich zerschlagen hatte, wenigstens noch etwas nachzugeben. Aber der Erfolg ihrer Versuche zeigte, daß das Verfahren des Kaisers in den Gemüthern der Protestanten weit mehr Erbitterung und Mistrauen, als Furcht erregt hatte. Luther verwarf nicht nur den Vorschlag zu neuen Vergleichsunterhandlungen völlig, sondern er betrachtete ihn in der Hitze sogar als eine neue Erfindung der Argliſt und des Betrugs.

13. Der Kaiser hatte sowol an diesen als an andern Vergleichsversuchen, die um diese Zeit, vielleicht nicht alle aus ganz ehrlichen Absichten, gemacht wurden, sicherlich keinen Antheil; nur bey einem einzigen, den Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig bey dem Churfürsten und Churprinzen machte, hatte der Kaiser die Hand vermuthlich im Spiel. Denn zuverlässig war es die vornehmste Absicht des Versuches, die Gesinnungen und Entschließungen der Protestanten völlig auszuforschen. Herzog Heinrich mußte dem Churfürsten, gleichsam im größten Vertrauen, beybringen, daß der Krieg noch verhindert werden könne, wenn man nur das Mönchs- und Nonnenvolk, welches die Ohren des Kaisers unaufhörlich bestürmte, befriedigte, wenn man ihnen ihre eingezogenen Güter nur wieder einräumte, und man könnte die Wiederherstellung der Kirchengüter um so weniger verweigern, da sie, als eine weltliche Sache, auf ihr Gewissen gar keinen Einfluß hätte. Als sein Vortrag bey dem Churfürsten keine Wirkung thun wollte, wendete er sich an den Churprinzen und den Canzler Brück. Es wäre (sagte er zu diesen) nicht gerade nöthig, den Mönchen ihre Güter gleich wieder zurückzugeben; man sollte sie nur dem Kaiser übergeben, und dieser würde schon Mittel finden, die

Neue Vergleichsvorschläge.

Sache

Sache auf eine anständige Art mit den Mönchen abzumachen. Daß sich die protestantischen Fürsten hierzu durchaus nicht verstehen würden, das konnte man leicht voraussehen; weigerten sie sich aber, so bekam man dadurch einen Vorwand zu einem rechtlichen Verfahren gegen dieselben, und zu einem Urtheil, dessen gewaltsamer Vollziehung man den Schein der Gerechtigkeit geben konnte. Allein der Churfürst und sein Canzler ertheilten eine Antwort, welche die ganze List und Politik des Kaisers vereitelte. Sie erklärten sich, zum Beweise ihrer Uneigennützigkeit, bereit, in die verlangte Sequestration der Klostergüter einzuwilligen; dabey machten sie es aber zur Bedingung, daß sie nicht dem Kaiser, sondern einigen in jedem Lande eingesessenen, rechtschaffenen Männern von Adel, welche die Verwaltung zu besorgen, und dem Kaiser und Reich Rechenschaft abzulegen hätten, sollten übergeben werden; auch sollte die Sequestration nur zwey Jahre lang stattfinden, und, wenn am Ende dieser Zeit, das Concilium noch nicht im Gange wäre, von sich selbst wieder aufhören. Mit einer solchen Sequestration war dem Kaiser nun gar nicht gedient. Die Unterhandlung hatte also sogleich ihr Ende erreicht, und nun näherte sich die ganze Religionssache ihrem letzten Auftritt q).

Religionsartikel im Reichsabschied.

14. Der Kaiser ließ jetzt den Protestanten den Entwurf des Artikels vorlegen, der wegen der Religionssache in den Reichsabschied eingerückt werden sollte. Man trug ihnen eine Frist bis zum funfzehnten April des folgenden Jahres an, innerhalb deren sie sich bedenken könnten, ob sie sich, in Ansehung der noch streitigen Artikel, mit dem Pabst, dem Kaiser und der übrigen Kirche wieder völlig vereinigen, oder lieber das Aeußerste abwarten wollten. Bis dahin sollten sie in Ruhe gelassen werden; dagegen müßten sie sich aber auch verpflichten, in dieser Zwischenzeit alle weitere Neuerungen zu unterlassen, selbst keine neue Schriften in Glaubenssachen drucken zu lassen, keine fremde Unterthanen zu ihrer Secte zu ziehen, oder in ihren Ländern zu schützen, ihren eigenen catholischgebliebenen Unterthanen die freyeste Ausübung ihres Gottesdienstes zu gestatten, und die Unterdrückung der Sacramentirer und Wiedertäufer mit dem Kaiser und Reich gemeinschaftlich befördern zu helfen. Die angebotene Frist, und die mit denselben verknüpften Bedingungen erhielten die deutlichste Erklärung, daß man sie angreifen, nur nicht vor dem Frühling des nächsten Jahrs angreifen würde r). Man brauchte noch eine List, um sie zur Annahme der angebotenen Frist, unter den beygefügten Bedingungen, zu bewegen. Man entdeckte ihnen nemlich, daß der Kaiser nicht abgeneigt seyn würde, ihnen nach dem Ablauf dieses ersten Termins einen zweyten, vielleicht längern, zu bewilligen, und man entdeckte ihnen dieses erst in dem Augenblick, da ihnen der Reichsabschied vorgelesen werden sollte; allein die Protestanten, die das, was man ihnen vorlesen wollte, wahrscheinlich auch voraus wußten, waren schon auf ihre Antwort gerüstet. Der Canzler Brück erinnerte bey der Stelle im Abschied, worin man behauptete, daß man die von den Protestanten übergebene Confession mit hinlänglichen Gründen aus der Schrift widerlegt habe, den Kaiser noch einmal

am 22. Sept.

q) Die protestantischen Stände fanden den langen Aufenthalt zu Augsburg immer beschwerlicher, und der Churfürst von Sachsen machte bereits zur Abreise Anstalten; die Versicherung des Kaisers, daß die Sache innerhalb vier Tagen zum Schluß gebracht werden sollte, hielt ihn aber noch zurück. Sleidan, B. VII, S. 110.

r) Plank — S. 164.

einmal an die gehäſſige und verdächtige Art, womit man ihnen eine Abſchrift dieſer Widerlegung verweigert hatte, und erklärte dabey, daß es ſeine Herren deswegen um ſo nöthiger gefunden hätten, eine Vertheidigung ihres Bekenntniſſes gegen die Confutation aufſetzen zu laſſen. Mit dieſen Worten machte er ſich zugleich bereit, die von Melanchthon verfaßte Apologie der Confeſſion zu übergeben. Wie nun der Kaiſer ſie anzunehmen ſich weigerte, ſo erklärte er auch ſeinerſeits die Weigerung ſeiner Partey, den Reichsabſchied in der Form, die man ihm gegeben hatte, anzunehmen; ſo erklärte er, daß man zwar die angebotene Bedenkzeit, aber ohne alle Bedingungen, annehmen wolle.

15. Des Kaiſers Verdruß über dieſe Antwort zeigte ſich am ſtärkſten in den Bemühungen, die er ferner anwendete, die Proteſtanten zu einer unbedingten Annahme des Abſchieds zu überreden; die ganze Nacht wurden deswegen Unterhandlungen gepflogen. Man verſuchte zuletzt noch gar ein Schreckmittel. Der Churfürſt von Brandenburg warnte die proteſtantiſchen Fürſten, im Namen des Kaiſers und aller übrigen Reichsſtände, vor den nachtheiligſten Folgen ihrer längern Weigerung; er entdeckte ihnen gerade heraus, daß er und alle ſeine Mitſtände ſich gegen den Kaiſer verpflichtet hätten, alle ihre Kräfte und alles ihr Vermögen daran zu ſetzen, um die Beylegung dieſer Sache zu befördern, und eben dieſes hätte ihnen der Kaiſer verſprochen; letzterer wollte auch nicht eher Deutſchland verlaſſen, als bis der Handel völlig ſein Ende erreicht hätte. Als der Cangler Brück, dieſer Drohungen ungeachtet, ſeine kalte Gelaſſenheit beybehielt, ſprach er ganz ohne alle Umſtände von der Ausrottung der neuen Lehre und Secte, machte er den Proteſtanten den gehäſſigen Vorwurf, daß ihre Prediger den Bauernaufruhr angeſtiftet, und das Blut von mehr als hundert tauſend in demſelben umgekommenen Seelen zu verantworten hätten, und befahl er ihnen zuletzt im Namen des Kaiſers, daß ſie nun, weil ſie den Abſchied nicht annähmen, ſogleich alle geplünderten und vertriebenen Aebte, Mönche und Nonnen, in ihre Klöſter und Güter wieder einſetzen ſollten. Alle dieſe Drohungen vermochten aber die an dieſelben ſchon gewöhnten Proteſtanten nicht mehr zu erſchüttern. Luther, der unwillig über den Kaiſer, daß ſein Verfahren der Erwartung gar nicht entſprach, und vielleicht auch unzufrieden über die Langeweile, die ihn zu Coburg quälte, nichts-ſehnlicher als die Unterbrechung aller Unterhandlungen wünſchte, der verwarf jeden Punct in dem Entwurf des Reichsabſchieds, den man ihm überſchickte, faſt unbeſehen, der erklärte ſich voraus wider jeden Vergleichsverſuch, der wollte ſelbſt das meiſte von demjenigen wieder zurückgenommen haben,, wozu ſich ſeine Partey ſchon erboten hatte. Der Churfürſt ſelbſt hörte mit der ihm ſo natürlichen Gelaſſenheit alles an, und nahm mit eben derſelben vom Kaiſer Abſchied, indem er noch an eben demſelben Tage von Augsburg wegreiſete. Man ſchloß daraus, daß er auf alle Fälle gehörig gefaßt ſey. Selbſt der Kaiſer wünſchte nun, daß der Churfürſt von Brandenburg bey der letzten Unterredung mit demſelben nicht ſo gar nachdrücklich möchte geſprochen haben. Noch mehr wünſchten es die Churfürſten von Maynz, von Trier und von der Pfalz, die bereits auf ihre Sicherheit Rückſicht nahmen. Sie ließen den Proteſtanten betheuern, daß ſie dem Churfürſten von Brandenburg zu ſeiner Erklärung nicht nur keinen Auftrag gegeben hätten, ſondern daß ſie ſelbſt nichts von der zwi-

Des Churfürſten von Sachſen Abreiſe von Augsburg.

schen dem Kaiser und ihnen geschlossenen Verbindung wüßten. Diese Betrachtungen und dieser Schritt kamen jedoch jetzt zu spät. Der Kaiser konnte auf dem Weg, den er einmal betreten hatte, jetzt nicht mehr stille stehen. Er beschleunigte daher die letzte Entscheidung, und er beschleunigte sie wahrscheinlich um so eher, um den Ständen, die sich noch einmal besinnen zu wollen schienen, weniger Zeit zu lassen.

am 13. Oct. Publication des Reichsschlusses.

16. Es wurden hierauf alle Abgeordneten der Reichsstädte in den Fürstenrath berufen. Sie sollten sich über den Religionsartikel im Reichsabschied erklären. Man machte ihnen, und natürlich mit noch weniger Umschweif als dem Churfürsten von Sachsen, die Zumuthung, daß sie ihn unbedingt annehmen sollten. Einige derselben baten sich unter dem Vorwand, daß sie zu einer solchen Erklärung keine Vollmacht hätten, nur Bedenkzeit aus; man verweigerte ihnen aber nicht nur diese, sondern auch eine Abschrift des Abschieds, ja man drang im höchstgebieterischen Tone auf eine schnelle Entschließung. Ihnen sagte man es ganz unverdeckt, daß der Kaiser entschlossen sey, die dem heiligen Glauben widerstreitenden Meinungen aus allen seinen Kräften auszurotten. Noch stärker wurde der Stadt Augsburg die kaiserliche Ungnade angekündigt. Aber den höchsten Grad des kaiserlichen Unwillens erfuhren die oberländischen Städte Straßburg, Costanz, Lindau und Memmingen, deren eigenes Glaubensbekenntniß zu beweisen schien, daß sie eine ganz besondre Secte ausmachen wollten. Man erwies zwar auch ihnen die Ehre, sie der Anhörung einer sogenannten Confutation ihres Bekenntnisses zu würdigen; diese war jedoch so beleidigend, und so elend abgefaßt, daß es schien, als ob sich ihre Verfertiger Faber und Eck für die Mäßigung hätten schadlos halten wollen, die sie bey der Widerlegung der melanchthonischen Confession wider ihren Willen anbringen mußten. Im Ganzen that man ihnen eben die Anträge, die man den Anhängern Luthers gemacht hatte; aber man befliß sich recht eigentlich, sie mit geringerer Achtung zu behandeln, und man schloß mit der bestimmtesten Drohung, daß sie, wenn sie zur Wiedervereinigung mit der rechtgläubigen Kirche nicht bald Anstalten machten, das Gewicht der kaiserlichen Ungnade zuerst empfinden sollten. Im Grunde war es gewiß eben so gut, als wenn man diese Drohung gegen alle Neuerer in der Religion geäußert hätte. Dies zeigte sich bald bey einer andern Gelegenheit. Der zurückgebliebene Gesandte des Churfürsten von Sachsen hatte den Antrag gemacht, daß sein Herr und die übrigen protestantischen Fürsten, ungeachtet sie dem Reichsabschied in der Religionssache nicht beytreten könnten, dennoch zum Schluß eines besondern friedlichen Anstands bereit wären, und daß sie unter dieser Bedingung zu dem übrigen ihre Einwilligung, und selbst auch ihren Beytrag zu der Türkenhülfe geben wollten. Die Protestanten verlangten also, man sollte ihnen die Versicherung geben, daß man sie bis zu einem Concilium wegen der Religion nicht angreifen wollte, und sie erboten sich ihrerseits eben das und noch etwas mehr zu thun. Anstatt einer bestimmten Antwort las man ihnen den Artikel vor, der wegen der Erhaltung der Ruhe und des Friedens im Reich in den Reichsabschied eingerückt werden sollte. Diesem Artikel zufolge sollte zwar kein Reichsstand den andern feindlich anfallen oder bedrängen, und keiner des andern Unterthanen, weder des Glaubens noch andrer Ursachen wegen, in Schutz nehmen; dabey war jedoch ausdrücklich erinnert, daß diese Verabredung nur zwischen dem Kaiser und jenen

Stän-

Ständen, welche den Reichsabschied angenommen hätten, also nur zwischen dem Kaiser und den catholischen Ständen, geschlossen sey, und zugleich vereinigten sich diese feierlich, ihre ganze Macht, und selbst ihr Leben, an die Erhaltung ihres alten christlichen Glaubens zu setzen. Schon der Umstand, daß dieser Friedensartikel die Annahme des Reichsabschieds voraussetzte, mußte ihn den Protestanten verdächtig machen; sie trugen also natürlich darauf an, diesen Umstand wegzulassen, wenn sie sich durch diesen Frieden für gesichert halten sollten. Auch bestanden sie darauf, daß sich, außer den Churfürsten und übrigen Reichsständen, namentlich der Kaiser verpflichten müßte, gegen keinen Stand Gewaltthätigkeiten auszuüben; man antwortete ihnen aber ganz trocken, daß die Einrückung jenes Umstands einmal fest beschlossen, und das zweyte wider die Würde des Kaisers sey. Als sie darauf beharrten, daß sie sich demnach für förmlich vom Frieden ausgeschlossen ansehen müßten, so bekamen sie die noch kürzere Antwort, daß dies nicht gerade aus jener Clausel folge, und die höhnische dazu, daß sie sich, wenn auch dieser Friede sie nichts anginge, an den allgemeinen Landfrieden halten könnten. Sie wendeten sich hierauf unmittelbar an den Kaiser, und ersuchten ihn unter andern, das Kammergericht und den Reichsfiscal, bis zum Ausgang des Conciliums, nicht gegen sie verfahren zu lassen. Man schlug ihnen aber dieses schlechterdings ab. Man wollte also durchaus einen Reichsabschied haben, durch welchen der Reichsfiscal, sobald es Zeit wäre, gegen die Parten in Bewegung gesetzt werden könne. Der Gang des Processes konnte alsdenn nach den Umständen aufgehalten oder beschleunigt, konnte, so bald man wollte, durch eine Achtserklärung und ein Executionsdecret geschlossen werden. Mit dieser Absicht stimmte der Reichsabschied, der nunmehr feierlich am 19. Nov. bekandt gemacht wurde, vortrefflich überein. Er war für die Protestanten so gestissentlich beleidigend eingerichtet, daß man ihnen das Nachgeben, und wenn sie auch Lust dazu gehabt hätten, unmöglich machte. Man stellte ihre Lehre mit der gehässigsten, mit der unverzeihlichsten Unrichtigkeit dar; man setzte sie mit den Irrthümern und Albernheiten aller seit einiger Zeit entstandenen Schwärmer in Eine Reihe; man gebot ihnen sogleich alles ohne Ausnahme wieder in seinen vorigen Zustand hinzustellen, und man drohete ihnen endlich auf den Fall des Ungehorsams die schwerste kaiserliche Ahndung an. — Der sächsische Gesandte war aber noch vor der Publication dieses Abschieds weggereiset *).

Funfzehnter Abschnitt.

Die Protestanten erhalten den unsichern nürnbergischen Religionsfrieden.

1.

Der harte Abschied des augsburgischen Reichstags hatte die für die Parten so vortheilhafte Wirkung, daß die protestantischen Theologen auf einmal allen Abscheu vor einem Vertheidigungskriege verlohren, daß sie sich nunmehr von der Zulässigkeit dessel-

Die Protestanten denken auf Vertheidigungsanstalten.

*) Plank — S. 178.

deſſelben lebhaft überzeugten. Der Unwille über das kränkende Verfahren, das man ſich gegen ſie erlaubt hatte, machte es nun Luthern fühlbar, daß ein ganz anderes Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und dem Churfürſten von Sachſen, als zwiſchen dem Churfürſten und dem Bürgermeiſter zu Torgau ſey. Er erklärte nun gegen ſeinen Herrn, daß er wider ein Vertheidigungsbündniß, das man auch gegen den Kaiſer ſchließen könnte, gar nichts einzuwenden habe, ſo bald es die Rechtsgelehrten für erlaubt hielten. Eben dieſes erklärten nun auch die übrigen Theologen, erklärte nun auch Melanchthon, und Luther ſelbſt ſagte es der Welt noch in zwey Schriften,
1531 die er gleich zu Anfang des folgenden Jahrs herausgab, und die wegen ihres nachdrucksvollen Vortrags auf das Volk außerordentlich wirken mußten. Die Häupter der proteſtantiſchen Partey durften zu Kriegsrüſtungen nun nicht mehr aufgemuntert werden. Noch während des Churfürſten von Sachſen Anweſenheit zu Augsburg ſprach man ſchon von gemeinſchaftlichen Vertheidigungsanſtalten. Auf ſeiner Durchreiſe durch Nürnberg ſprach er ſelbſt deswegen mit dem Magiſtrat, den er ſchon vorher zur Anwerbung von Kriegsleuten aufgefordert hatte. Man hatte auch ſchon verabredet, daß nächſtens alle zur proteſtantiſchen Partey gehörige Stände zuſammenkommen ſollten. Ja der Landgraf von Heſſen hatte noch im November des vorigen Jahres mit den Straßburgern, Zürchern und Bernern ein Bündniß geſchloſſen. Den Churfürſten aber brachte ein Umſtand, der unmittelbar nach dem Reichstag eintrat, erſt recht zu dem Entſchluſſe, ſich zu widerſetzen; er zwang ihn, einige Schritte zu thun, durch die er gleichſam der angreifende Theil werden, durch die er wenigſtens den Ausbruch des Kriegs allem Anſehn nach ſelbſt beſchleunigen mußte.

Ferdinand wird zum römiſchen König gewählt.

2. Die Erfahrung hatte Carln ſchon mehrmals belehrt, daß ein Kaiſer aus der Entfernung nur wenig wirken könne, daß er nur ſo lange, als er in der Nähe oder im Reiche wäre, Furcht und Ehrerbietung einzuflößen vermöchte. Er zog daraus den ganz natürlichen Schluß, daß nur ein anhaltender, aber gleichförmig anhaltender Druck des kaiſerlichen Anſehns die freyen Fürſten Deutſchlands noch am gewiſſeſten in jenen Zuſtand von Abhängigkeit hinabbeugen könnte, in welchem er ſie zu ſehen wünſchte. Die Erreichung dieſer Abſicht konnte aber bey der häufigen Abweſenheit, wozu ihn die Verhältniſſe ſeiner übrigen Staaten nöthigten, niemand beſſer befördern, als ein Stellvertreter, der wie ſein Bruder Ferdinand dem kaiſerlichen Anſehn durch ſein eignes noch mehr Gewicht zu geben vermochte, und der bey der eifrigen Verwaltung dieſes Amtes ſeinen eignen Vortheil finden mußte. Carl wünſchte ihn als römiſcher König zu ſehen. Nun konnte er aber leicht erwarten, daß die proteſtantiſchen Stände zu dieſer Wahl ihre Einwilligung verſagen würden; indeſſen ſchien er doch darauf zu rechnen, daß ſie ſich einbilden würden, die Gefahr, die ihnen drohete, durch ihre Nachgiebigkeit abwenden zu können. Einige der ſchwächern Glieder der Partey waren wirklich ſchon im Begriff, ſich gefällig zu beweiſen; die Theologen riethen und ermahnten ſogar dazu, indem ſie nicht ganz mit Unrecht befürchteten, daß eine förmliche Weigerung den Ausbruch des Kriegs beſchleunigen würde. Luther machte es dem Churfürſten zur Gewiſſensſache, durch ſeine Widerſetzung keinen unnöthigen Anlaß dazu zu geben, und Melanchthon bewies aus der Geſchichte, auf wie viele Beyſpiele von Kaiſern, die ſich noch bey ihrem Leben einen Nachfolger hätten ernennen laſſen, ſich Ferdinand berufen

Digitized by Google

fen könnte. Allein der Churfürst, der Landgraf und ihre Räthe dachten hier politischer, als ihre Theologen. Sie betrachteten das Vorhaben des Kaisers, und noch mehr die Art, wie er es ausführen wollte, als gefährlich für die Reichsverfassung, als nachtheilig für die Freyheit und die Rechte der Stände, und als einen Bruch der von ihm beschwornen Capitulation. Ferdinand war aber überhaupt nicht der Fürst, den sich die Protestanten zum römischen König wünschten. Von jeher hatte er sich gegen sie und ihre Lehre am feindseligsten bewiesen. Unter der ganzen Partey glaubte man fest, daß er den Kaiser am meisten gegen sie aufgebracht, daß er an dem harten Schluß des letzten Reichstags den größten Antheil habe. Diese und andre Betrachtungen dieser Art bewogen den Churfürsten, durch seinen Churprinzen, den er auf den nach Cöln ausgeschriebenen Wahltag schickte, der Wahl Ferdinands am 29. Dec. feierlich widersprechen zu lassen. Sein Widerspruch hatte jedoch vor der Hand keine Wirkung, denn die Wahl ging demungeachtet vor sich [t]), und wäre es auf den 1531 Pabst angekommen, so hätte der Churfürst von Sachsen, als ein Ketzer, zur Wahl am 5. Jan. gar nicht dürfen zugelassen werden [u]). Ungeachtet aber die Protestation desselben ihre Absicht fürs erste zu verfehlen schien, so brachte sie jedoch sogleich einigen Vortheil. Es gab nemlich unter den catholischen Ständen gleichfalls einige, welche Ferdinands Wahl theils für die ganze Reichsverfassung, theils für ihr besondres Verhältniß, verdächtig fanden. Unter diese gehörten hauptsächlich die Herzoge von Bayern, die sich schon zu Augsburg gegen den Churfürsten und den Landgrafen verpflichtet hatten, derselben eben so eifrig als sie entgegen zu arbeiten. Von einigen andern, als von dem Herzog von Braunschweig, wußte man es ebenfalls gewiß, daß sie wenigstens heimlich das Vorhaben des Kaisers vereitelt zu sehen wünschten. Dies erregte die Hoffnung, daß diese nun auch in der mit jener verschlungnen Religionssache eine politische Mäßigung annehmen, und den Ausbruch der Feindseligkeiten noch zurückhalten würden.

3. Dies war indessen doch nur Aufschub. Die protestantischen Stände 22. Dec. hielten daher demungeachtet die große Versammlung, die sie nach Schmalkalden ausgeschrieben hatten. Der Churfürst, der Landgraf, der Herzog Ernst von Braunschweig, der Fürst Wolfgang von Anhalt, und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, letztrer auch als Bevollmächtigter des Herzog Philipps zu Braunschweig-Grubenhagen, waren in Person zugegen, der Markgraf Georg von Brandenburg und funfzehn Reichsstädte [x]) schickten Abgeordnete. Bald zeigte sichs aber, daß die Gemüther der meisten zu den kühnen Unternehmungen, welche die Umstände erforderten, noch nicht hinlänglich gestimmt waren. Zwar fühlten sie die Noth- Der Protestanten erste Zusammenkunft zu Schmalkalden.

t) Hauptsächlich beförderten sie ansehnliche Geldgeschenke an die Churfürsten; wenigstens ist es gewiß, daß der Churfürst von der Pfalz seine Stimme für vierzigtausend Goldgulden verkaufte, von welcher das Herzogthum Würtemberg die Hälfte aufbringen mußte. Häberlin, S. 347. Sattler Gesch. d. Herz. Th. III, Beyl. 150.

u) Plank — S. 189. Der Churfürst von Sachsen wurde nicht allein vom Churfürsten von Maynz, sondern selbst vom Kaiser zur Wahl eingeladen. Er war aber demungeachtet der einzige Churfürst, der nicht persönlich erschien.

x) Straßburg, Nürnberg, Costnitz, Ulm, Bremen, Reutlingen, Heilbronn, Memmingen, Lindau, Kempten, Pfni, Biberach, Windsheim und Weißenburg am Nordgau, wie auch Magdeburg. Häberlin, 337.

Digitized by Google

wendigkeit eines allgemeinen Vertheidigungsbündnisses; aber viele dachten an das Rettungsmittel noch mit eben so schreckenvollen Empfindungen, als an die Gefahr. Einige, als die Nürnberger, konnten sich von der Rechtmäßigkeit eines Krieges gegen den Kaiser noch immer nicht recht überzeugen. Ihre und die Gesandten des Markgrafen Georgs von Brandenburg erklärten, daß sie noch gar keine Vollmacht hätten, über einen gemeinschaftlichen Operationsplan, und über Beyträge an Geld und Mannschaft sich einzulassen. Auch die Deputirten der andern Städte wollten, ehe sie unterschrieben, erst nach Hause berichten. Es konnte folglich in Ansehung des Bündnisses weiter nichts ausgemacht werden, als daß man in einer Zusammenkunft, die im Februar des folgenden Jahres zu Schmalkalden sollte gehalten werden, die Sache zur Richtigkeit bringen wollte. Indessen wurden doch zu Schmalkalden noch einige Dinge verabredet, welche die Befestigung des Bündnisses allerdings beförderten. Man schrieb von Schmalkalden aus gemeinschaftlich an den Kaiser nach Cöln, und protestirte im voraus gegen Ferdinands damals noch nicht vollzogene Wahl, um der Protestation des Churfürsten größeres Gewicht zu geben; man ersuchte eben denselben in einem andern Schreiben, dem Reichsfiscal und dem Kammergericht zu verbieten, keine Processe in Religionssachen gegen sie anzunehmen; man beschloß möglichstbald an einer Appellationsschrift gegen den letzten Reichsabschied, und an einer förmlichen Apologie des Verfahrens der Partey in Religionssachen, arbeiten zu lassen; man vereinigte sich endlich auch noch, es mit äußerster Sorgfalt geheim zu halten, daß die letzten Entschließungen der Glieder noch nicht ganz einstimmig gefaßt wären. Die letzte Bedingung bewirkte beynahe schon eben so viel, als wenn das Bündniß wirklich geschlossen wäre. Es kamen bey dieser Zusammenkunft aber auch noch andre Dinge vor, welche die Bedenklichkeiten der unschlüssigen Stände zu besiegen vermochten. Man berechnete die Macht, welche die Parten schon jetzt ihren Feinden entgegenstellen könnte, und das Resultat dieser Berechnung fiel sehr aufmunternd aus. Der Canzler Brück zeigte, daß es sein Herr mit dem Herzog Georg, einem ihrer furchtbarsten Feinde, sehr gut aushalten könne; der Landgraf nahm es über sich, den König von Dänemark, die Hamburger, und durch diese die mächtigsten Hansestädte, zu einer Verbindung zu bereden; noch mehr Hoffnung hatte man, die Stadt Breslau, die Hauptstädte in der Lausitz, imgleichen die Städte Augsburg und Minden zu gewinnen; die Straßburger hielten es sogar nicht für unmöglich, die Zürcher und Berner zur Annahme der augsburgischen Confession zu bereden. Diese reizenden Hoffnungen, und wenn sie auch nicht alle erfüllt wurden, thaten die Wirkung, daß die meisten der anwesenden Abgeordneten ganz anders gestimmt von Schmalkalden weggingen, als sie dahin gekommen waren.

1531

Die Protestanten unterhandlen mit Frankreich und England.

4. Die Zwischenzeit zwischen dieser und der nächsten Zusammenkunft wendeten der Churfürst und der Landgraf zu Vorbereitungen an, welche die Absicht der letztern befördern sollten. Die Vertheidigungsschrift, die man im Namen der ganzen Parten an alle auswärtige Höfe, besonders aber an den englischen und französischen zu schicken beschlossen hatte, war selbst von jenen Ständen genehmigt worden, welche die größte Furchtsamkeit äußerten. Es war nicht so ganz unwahrscheinlich, daß die Könige von Frankreich und England an einer Verbindung wider den Kaiser mit

Ver-

Vergnügen Antheil nehmen würden; Heinrich VIII. stand damals im Begriff, Carln durch seine Scheidung von der Catherine empfindlichst zu beleidigen, und Franzen zog ja sein gleichsam angebohrner Widerwille und seine Eifersucht gegen Carln in jeden Handel hinein, der ihm Verdruß machen konnte; auch konnte er Ferdinands Wahl nicht glücklicher, als mit Hülfe der Protestanten, hintertreiben. Schon die Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich und England war aber für die Protestanten damals wichtig. Genug, Melanchthon bekam den Auftrag, das Schreiben an die beiden Könige aufzusetzen. Den natürlichstscheinenden Anlaß dazu gaben ihm die schändlichen Verleumdungen, durch die mon in auswärtigen Reichen ihren guten Ruf zu beschimpfen suchte. Der kaiserliche Gesandte am französischen Hofe hatte dem König selbst beygebracht, daß die Absichten der deutschen Ketzer nur auf die Plünderung der Kirchengüter gingen, und von jeher darauf gegangen wären. Melanchthon konnte dies nicht kräftiger, als durch eine ungekünstelte wahre Erzählung desjenigen, was zu Augsburg vorgefallen war, widerlegen. Uebrigens verrieth das Schreiben keinen weitern Wunsch, als die allgemeine Bitte, daß beide Könige die Berufung eines freyen und christlichen Conciliums auch ihrerseits befördern möchten. Man konnte mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, daß beide Könige zur nähern Verbindung schon selbst die Hand bieten würden. Auch durfte man nicht lange darauf warten; im Februar wurde das Schreiben an die beiden Höfe abgefertigt, und zu Anfang des Mays erschienen schon von beiden Antworten, worin sie der Partey nicht nur ihre Verwendung wegen eines Conciliums, sondern auch ihre Dienste überhaupt mit ungleich größerm Eifer anboten, als man sie verlangt hatte. Kurz darauf kam auch schon ein französischer Gesandter nach Sachsen, Gervasius Waim, der als ein Deutscher die Gesinnungen und die Verhältnisse der protestantischen Stände am besten ausforschen konnte. In England rüstete man sich gleichfalls, einen Gesandten nach Deutschland zu schicken.

5. Der Schritt, den man jetzt gewagt hatte, äußerte für die engere Schließung des Bündnisses eine sehr vortheilhafte Wirkung. Man konnte sehr leicht voraussehen, daß nichts den Kaiser gegen die protestantische Partey stärker aufbringen könnte, als diese mit auswärtigen Höfen gesuchte Verbindung, und daß er von dem Augenblick an fester als jemals entschlossen seyn müßte, ihre Unterdrückung möglichstbalz zu beschleunigen. Eben diese Betrachtung wirkte auf der neuen Versammlung zu Schmalkalden. Denn ungeachtet der neue König von Dänemark, in seinem Reiche noch nicht genug befestigt, die angetragene Verbindung ausgeschlagen hatte; ungeachtet die Herzoge von Meklenburg und Pommern den Beytritt zu derselben noch nicht angemessen fanden; ungeachtet die Lübecker sich derselben entzogen; ungeachtet die Zürcher und Berner die augsburgische Confession nicht annehmen wollten; so wurde zwischen neun Fürsten und elf Reichsstädten y) dennoch vor-

Anfang des schmalkaldischen Bündnisses.

y) Die Fürsten, welche die Bundesformel unterschrieben und besiegelten, waren: der Churfürst Johann für sich mit seinem Churprinzen Johann Friedrich, der Herzog Ernst von Lüneburg für sich und seine beiden Brüder, Otto und Franz, sodann der Herzog Philipp von Grubenhagen, der Landgraf Philipp, der Fürst Wolfgang von Anhalt, und die Grafen von Mansfeld. Der Markgraf Georg von Brandenburg, imgleichen die fünf Reichsstädte Nürnberg, Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weissenburg entzogen sich der Verbindung damals noch. Zu den Städten hatte sich noch Biberach hinzugesellt. Häberlin, 368.

Digitized by Google

am 27. Febr. vorläufig auf ſechs Jahre ein Bündniß geſchloſſen, wodurch ſich alle verpflichteten, daß ſie, wenn man ſie der Religion wegen feindlich behandeln würde, aus allen Kräften einander beyſtehen wollten. Es hieß zwar in der Bundesformel ausdrücklich, daß dieſe Vereinigung weder gegen den Kaiſer noch einen andern Reichsſtand gerichtet ſeyn, und daß ſie blos Vertheidigung zur Abſicht haben ſollte; aber alle übrige Beſtimmungen, ſo wie alle äußere Umſtände, kündigten es deutlich genug an, daß es allernächſt auf Vertheidigung gegen den Kaiſer abgeſehen ſey [1]). Dies erhellt unter andern aus den neuen Bedenken und Gutachten, die man jetzt wieder von Juriſten und Theologen über die Frage ſtellen ließ: ob man ſich auch gegen den Kaiſer wehren dürfe? Weil auch nicht alle Stände, die zur proteſtantiſchen Parten gehörten, dem Bündniſſe beytraten, ſo wurde es noch nicht förmlich unterſchrieben; indeſſen willigten doch alle in eine andre Vorkehrung, wodurch ſie ſich allein ſchon möglichſtens an einander ſchloſſen. Man wurde nemlich einig, in allen Proceſſen, welche der Reichsfiſcal und das Kammergericht wider einzelne Stände in Religionsſachen anſpinnen würde, gemeinſchaftlich zu handeln, und durch eigne dazu ernennte Procuratoren die nöthigen Exceptionen dagegen einlegen zu laſſen. Da man ſich nun zugleich vereinigte, dieſe Exceptionen im Nothfall auch gemeinſchaftlich zu behaupten, ſo ſchloß dies eben ſo viel in ſich, als das eigentliche Vertheidigungsbündniß, indem es alle Wahrſcheinlichkeit hatte, daß doch immer der Reichsfiſcal und das Kammergericht jeden Angriff, den man zu befürchten hatte, einleiten würde. Dieſer Schluß wurde jedoch erſt auf einer dritten Verſammlung, die man zu Anfang des Junius zu Franckfurt hielt, noch einmal beſtätigt, und damals wurden auch die vorgeſchlagenen Procuratoren wirklich ernennt, in Pflicht genommen, und angeſtellt [2]).

Der Kaiſer denkt auf einen Interimsvergleich.

6. Carl, der ſich gleich nach Ferdinands Krönung nach den Niederlanden begeben hatte, ſah durch die Standhaftigkeit der Proteſtanten ſeinen Operationsplan mächtig vereitelt. Wahrſcheinlich ging dieſer dahin, daß der Reichsfiſcal und das Kammergericht durch eine Achtserklärung oder durch eine Reſtitutionsſentenz gegen einen der proteſtantiſchen Stände das Angriffszeichen geben, und daß einige mächtigere catholiſche Stände den Angriff übernehmen ſollten, den er den Umſtänden gemäß unterſtützen wollte; allein alle warteten darauf, daß er ſelbſt den Anfang machen ſollte, und den hitzigſten Gegnern der Proteſtanten benahmen die Anſtalten, welche dieſelben zu ihrer Vertheidigung vorkehrten, vollends alle Luſt, an dieſem Kriege Theil zu nehmen. Der Kaiſer ſelbſt befand ſich damals in keiner Verfaſſung, in der er ſich allein den Proteſtanten furchtbar machen konnte. Die Niederländer zeigten alle mögliche Abneigung, ihm in einer Unternehmung dieſer Art beyzuſtehen. Zu gleicher Zeit bedrohete ein neuer Einfall Solymans alle Erbländer Ferdinands. In einer ſolchen Lage konnte Carl unmöglich daran denken, alle ſeine Macht gegen die Proteſtanten aufzubieten; das ſchlimmſte dabey aber war noch, daß die damalige Lage der deutſchen Angelegenheiten unmöglich ſo fortdauren konnte. Wenn das Kammergericht in Religionsſachen noch länger nach dem Schluß des letzten augsburger Reichstags erkennte, ohne daß eins ſeiner Urtheile befolgt wurde, ſo war das kaiſerliche Anſehn dadurch der kränkendſten Verachtung ausgeſetzt. Wäh-

rend

1) Hortleder, Th. I, S. 1501. u. f. f. 2) Plank — S. 201.

Digitized by Google

rend der Zeit konnten sich aber die Protestanten immer fester vereinigen, immer mehr verstärken, konnten sich ihre auswärtige Verbindungen erweitern und befestigen, konnten sie, dadurch kühner gemacht, und ihrer zweifelhaften Lage überdrüssig, bey einer günstigen Gelegenheit ihre Gegner angreifen, und ihnen in ihrem ungerüsteten und unvereinigten Zustande überlegen seyn. Kurz, der Kaiser mußte sich entschließen, einem Vergleich mit den Protestanten die Hand zu bieten. Man leitete, den äußern Wohlstand doch einigermaßen zu retten, die Sache so ein, daß die Churfürsten von Maynz und von der Pfalz den Kaiser durch eigene Gesandten bitten mußten, ihnen Friedensunterhandlungen mit den Protestanten zu erlauben. Diese Erlaubniß erhielten sie sehr leicht; noch im May gaben sie dem Churfürsten und dem Landgrafen davon Nachricht, und diese wurde denn sogleich der ganzen Versammlung zu Frankfurt mitgetheilt.

7. Die Protestanten benahmen sich bey diesem Antrag mit kluger Vorsicht. Sie beschlossen, sich nicht eher in die Unterhandlungen einzulassen, als bis der Kaiser vor allen Dingen die verlangte Aufhebung ihrer am Kammergericht anhängigen Processe in Religionssachen bewilligte, und dann selbst während der Unterhandlungen (dies war des Landgrafen Rath!) die Kriegsrüstungen immer noch fortzusetzen. So drang man endlich dem Kaiser den gewünschten Befehl ans Kammergericht ab, und nun bestimmte man den Tag, an welchem man mit den Gesandten der vermittelnden Churfürsten zu Schmalkalden zusammenkommen wollte. Noch vorher aber schickte Carl eine eigne Gesandtschaft an den Churfürsten von Sachsen ab, die den Auftrag hatte, denselben zu bewegen, daß er den nächsten nach Speyer ausgeschriebenen Reichstag besuchen möchte, wo der Kaiser noch einmal einen Vergleichsversuch anstellen wollte; heimlich sollten sich die Gesandten, die Grafen von Nassau und Nuenar, die bey dem Churfürsten in persönlicher Achtung und mit dem Churprinzen in Verbindungen standen, alle Mühe geben, des Churfürsten Mistrauen und Unwillen gegen den Kaiser zu besänftigen. Sie brauchten, ihre Absicht zu erreichen, das Mittel, daß sie ihm als ein Geheimniß entdeckten, der Kaiser stehe in dem Wahn, als ob er der gottlosen lehre der Schweizer zugethan wäre, und daß vorzüglich aus dieser irrigen Vorstellung alle jene Zeichen von Kaltsinn und Ungnade geflossen wären, die er ihm gegeben habe. Dieses Mittel wirkte aber erst in der Folge, und der Churfürst schlug es geradezu ab, den Reichstag zu Speyer zu besuchen; es wären (sagte er) auf den letzten Reichstägen Dinge vorgefallen, denen sich ein freyer Fürst des Reichs nicht zum zweytenmal aussetzen könnte. Den Verdacht seiner Anhänglichkeit an den Meinungen der Schweizer lehnte er, theils durch den Inhalt der augsburgischen Confession, theils durch sein ganzes zu Augsburg bewiesenes Betragen, ab. Jetzt kam nun die Unterhandlungszusammenkunft zu Schmalkalden herbey. Die Vermittler wollten außer dem, wozu sich die Protestanten zu Augsburg schon erboten hatten, noch mehr erpressen; die Protestanten hingegen hofften, daß man ihnen noch ungleich mehr anbieten würde. Es wurde folglich gar nichts ausgemacht, und als von einem Reichstag die Rede war, auf welchem die Unterhandlungen fortgesetzt werden sollten, so verlangten die Protestanten schon vorläufig die vollkommenste Sicherheit für sich und für Luthern, den sie

Vorläufige Unterhandlungen.

im Jul.

im Sept.

mitbringen wollten, ſo verlangten ſie in Anſehung der Ausübung ihres Gottesdienſtes die uneingeſchränkteſte Freyheit b).

Klages Betragen der Proteſtanten.

8. Schon die Sprache dieſer Forderungen kündigte es deutlich an, daß die proteſtantiſche Parten ſich nicht gedrängt fühlte, den nächſten beſten Antrag anzunehmen; noch mehr aber verkündigte es ihr thätiges Beſtreben, ſich in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen. Dieſes wurde durch ein Gerücht, als ob der Kaiſer ſich mit dem König von Frankreich zu ihrer Unterdrückung vereinigen wollte, noch ſtärker angefeuert. Wenigſtens benutzte der Landgraf dieſes Gerücht, ſeine Bundesgenoſſen in Bewegung zu ſetzen. Auf einer Zuſammenkunft zu Nordhauſen verſicherte ihm der Churfürſt nochmals, daß er Ferdinands Wahl nie für gültig erkennen, auch zum Türkenkriege nicht eher Hülfe bewilligen wolle, als bis man ihnen

im Dec. einen annehmlichen Frieden verſtattet hätte. Auf einer nochmaligen Zuſammenkunft aller Bundesglieder zu Frankfurth wurden die Entſchließungen noch genauer beſtimmt. Das durch den Beytritt der Städte Lübeck, Goslar, Einbeck, Eßlingen, Nordhauſen und Schwäbiſch-Hall verſtärkte Bündniß wurde nun mit Häuptern verſehen, wozu man den Churfürſten und den Landgrafen wählte. Man kam auch ſchon vorläufig wegen der Koſten zu den gemeinſchaftlichen Vertheidigungsanſtalten überein; die eine Hälfte ſollten die Fürſten, die andre die Städte tragen. Dies verrieth nun freylich wenig Friedensgedanken. Eben ſo wenig äußerten ſie ſich bey den beſondern Unterhandlungen, in die ſich der maynziſche Canzler Türk mit dem ſächſiſchen Canzler Brück deswegen einließ. Der Churfürſt wollte nicht einmal ſeine Proteſtation wegen der Wahl Ferdinands zurücknehmen. Und doch lag dem Kaiſer damals nur allzuviel daran, von der Seite der Proteſtanten ſicher zu ſeyn! Die Gefahr vor den Türken wurde mit jedem Tage drohender; der König von Frankreich handelte jetzt, durch die Herzoge von Bayern, mit dem Landgrafen und dem Churfürſten ganz öffentlich über die Mittel, Ferdinands Wahl zu vernichten; man ſprach bereits von der Ankunft eines franzöſiſchen Geſandten. Des Kaiſers Beſorgniß wurde jetzt immer größer. Er that jetzt dem Churfürſten von Maynz den Auftrag, in Verbindung mit dem Churfürſten von der Pfalz das Vermittlungsgeſchäfte wieder vorzunehmen, und dieſe brachten es auch dahin, daß ſie zu der proteſtantiſchen Zuſammenkunft zu Schweinfurth Geſandten abſchicken durften.

1532 im Apr. Vergleichsverſammlung zu Schweinfurth.

9. Von einer Vereinigung in Anſehung der Meinungen war, den Wünſchen der Proteſtanten gemäß, jetzt gar nicht mehr die Rede. Die Bedingungen, welche die Vergleichsvermittler vorlegten, betrafen hauptſächlich die Einſchränkung der fernern Ausbreitung der Reformation. Die Proteſtanten, welche an der Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion Theil genommen hatten, ſollten ſich verpflichten, außer dieſer Confeſſion keine weitere Neuerungen bis zum Concilium vorzunehmen, auch in Glaubensſachen nichts weiter predigen oder drucken zu laſſen, als was dem Inhalte jenes Bekenntniſſes und ſeiner Apologie gemäß wäre; ſie ſollten ferner mit den Zwinglianern und Wiedertäufern gar keine Gemeinſchaft haben, ihnen auch keine Unterſtützung und Freundſchaft erzeigen; eben ſo ſollten ſie keine Unterthanen der catholiſchen Stände an ſich ziehen, oder in Schutz nehmen; aus eben dem Grunde ſollte auch keine Parten den ihrigen das Predigen außer ihrem Ge-

b) Plank — S. 212.

Digitized by Google

Gebiete erlauben, ſollte auch keine auf die andre weder mündlich noch ſchriftlich ſchimpfen laſſen; wegen der Gerichtbarkeit der Biſchöfe, und der gottesdienſtlichen Gebräuche in den proteſtantiſchen Ländern, ſollte ohne weitere Neuerung alles ſo eingeleitet werden, wie es den Frieden am beſten befördern könnte; endlich ſollten die Proteſtanten zur Türkenhülfe ſich bereit zeigen, ihre Proteſtation gegen Ferdinands Wahl zurücknehmen, und alle wider den Kaiſer und die Catholiken geſchloſſene Verbindungen aufheben. — Ueber eine von dieſen Bedingungen, über Ferdinands Wahl, erklärten die Proteſtanten gleich vorläufig, daß ſie gänzlich wegfallen müſſe. Sie wollten, weil ſie mit der Religionsſache in keinem Verhältniſſe ſtehe, gar nichts von derſelben hören. An der Erfüllung dieſer Bedingung lag aber dem Kaiſer außerordentlich viel; die Vergleichsunterhändler konnten alſo nicht leicht nachgeben, und der ganze Friede gerieth darüber in Gefahr. Einige Stände, und beſonders die Theologen zu Wittenberg, riethen daher auch lieber nachzugeben. Luther ſchrieb deswegen die dringendſten Briefe an den Churfürſten. Allein Johann und Philipp hatten ſich der Wahlſache wegen mit Bayern und Frankreich ſchon zu weit eingelaſſen, als daß ſie ohne Verletzung ihrer Ehre nachgeben zu können glaubten. Ja der Churprinz Johann Friedrich, der den Gang der Verhandlungen leitete, ſagte es den Geſandten der Vermittler gerade heraus, daß der Kaiſer in Zeit von vierzehn Tagen in die Weglaſſung dieſes Artikels willigen müſſe. Kurz, der Kaiſer mußte wirklich nachgeben, und ſchon zufrieden ſeyn, daß man ſich noch in beſondre Handlungen wegen der Wahlſache einzulaſſen verſpach, daß der Churprinz in Privatbriefen an den Grafen von Nuenar Hoffnung machte.

Warum die Unterhandlungen den Proteſtanten nachtheilig ausfallen.

10. Bey den Unterhandlungen über die andern Bedingungen kam es jetzt am meiſten darauf an, das, was den Proteſtanten zugeſtanden werden ſollte, möglichſt genau und unzweydeutig beſtimmen zu laſſen. Die Geſandten der Unterhändler ſetzten dieſer Abſicht auch wenig Schwierigkeiten entgegen. So ließen ſie ſichs z. B. ſtillſchweigend gefallen, daß die erſte Bedingung, keine weitere Neuerungen außer der augsburgiſchen Confeſſion vorzunehmen, nur auf die Lehre, nicht aber auf Feierlichkeiten und Gebräuche ſich beziehen ſollte. Den fremde Unterthanen betreffenden Artikel ſchränkte man auf ſolche ein, die noch unter der Gewalt einer fremden rechtmäßigen Obrigkeit ſtänden. In Anſehung der Gerichtbarkeit der Biſchöfe machte man weiter keine Forderung, als daß ihnen bis zum Concilium nichts weiter ſollte entzogen werden; meiſtens war ihnen aber auch nicht viel mehr zu entziehen! Nun kam es hauptſächlich auf die Frage an, ob der zu ſchließende Friede auch ſolchen Ständen, die ſich erſt künftighin zur augsburgiſchen Confeſſion bekennen würden, zum Vortheil gereichen ſollte? Die Wichtigkeit dieſes Punctes für die proteſtantiſche Partey läßt ſich leicht begreifen. Jedermann, ſelbſt die Catholiken, erwarteten, daß man in Anſehung deſſelben ganz gewiß nicht nachgeben würde. Hatte man doch eines ſolchen Anſinnens wegen gegen den ſpeyerſchen Reichsabſchied vom Jahr 1529 proteſtirt; hatte man doch eine ähnliche Zumuthung erſt neulich zu Augsburg mit Unwillen abgewieſen! Es fiel auch jetzt keinen von allen zu Schweinfurth verſammleten Geſandten der Stände der Gedanke ein, daß man einen ſolchen Antrag nicht abermals abweiſen würde. Mehrere proteſtantiſche Theologen, die über die Friedensbedingungen ihr Bedenken ausgeſtellt hatten, machten

Digitized by Google

die Beharrlichkeit bey diesem Puncte zur Gewissenssache. Der Churprinz war zur Behauptung desselben auch schon fest entschlossen; aber — was kein Mensch in der Welt hätte erwarten mögen — der sonst so unerschrockene, so standhafte Luther rieth mit allem Eifer zum Nachgeben, und sein Rath wurde befolgt. Er erklärte es in einem Briefe an den Churfürsten für Schuldigkeit, in diesem Puncte nachzugeben. Der Churfürst schickte seinen Brief nach Schweinfurth, wo er ein so allgemeines Erstaunen erregte, daß der Churprinz und der Canzler Brück ihm zurückschrieben, Luthers Meinung käme der ganzen Versammlung unbegreiflich vor. Hier-
am 29. Jun. auf ermahnte Luther den Churfürsten, einen nachdrücklichen Brief an die Ihrigen zu Schweinfurth zu schreiben, und ihnen zu Gemüthe zu führen, wie viel und wie gnädig der Kaiser schon nachgegeben habe, und wie unverantwortlich es seyn würde, solcher spitzfindigen, genaugesuchten Pünctlein wegen, den angebotenen Frieden auszuschlagen. Der Churfürst schrieb nunmehr wirklich an den Churprinzen, er sollte das Ende des Handels zu beschleunigen suchen, und daher nicht alles so genau nehmen. Dies hatte die Folge, daß der höchstwichtige Punct wirklich aufgegeben wurde. Aus unkluger Begierde, wenigstens dem Schein nach etwas weiter zu erhalten, als die Vermittler angeboten hatten, trug man noch darauf an, daß in der Friedensurkunde die Bundesverwandten des Churfürsten und des Landgrafen, welche die Confession bisher angenommen hatten, nicht blos überhaupt erwähnt, sondern namentlich eingerückt werden sollten c). Und wie gern bewilligte nicht die Gegenpartey diesen Antrag! — Luther, der ehedem selbst, und noch zu Augsburg mit dem trotzigsten Unwillen sich über diese Bedingung erklärt hatte, gerieth nun, als er zurücktrat, in Verlegenheit. Sie zwang ihm das Geständniß ab, daß sich allerdings stattliche und scheinbare Gründe anführen ließen, warum man in Ansehung jenes Punctes nicht nachgeben sollte; es bliebe aber (setzte er hinzu) dennoch wahr, daß man ihn ohne Verletzung des Gewissens fallen lassen könnte. Man willige ja — dies war sein Hauptgrund! — wenn man auch den Frieden für sich allein mache, man willige ja dadurch noch nicht ein, daß das Evangelium andern verboten, oder bey andern verfolgt werden dürfe; wollte man aber einwenden, daß dadurch doch diejenigen, die das Evangelium erst noch annehmen wollten, der Gefahr einer Verfolgung ausgesetzt würden, so habe das nichts zu bedeuten, indem jeder Christ verbunden sey, das Evangelium auf seine eigne Gefahr zu bekennen; sie hätten sich ja in eben dem Fall befunden, ohne daß jemand für sie gesorgt hätte; die Spätlinge möchten daher auch sehen, wie sie zurechtkämen. — Er führte ferner als Hauptgrund an, daß man den Kaiser, oder eine fremde Obrigkeit nicht zwingen könne, den Unterthanen die Freyheit der Religion und des Gewissens zu sichern. Vermuthlich waren auch an dieser Behauptung seine falschen Begriffe von den Verhältnissen des Kaisers gegen die Reichsstände Ursache. Hauptsächlich aber entstand sein Eigensinn, die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspunct anzusehen, aus einer sonderbaren Furcht, die sich seiner und Melanchthons bemächtigt hatte; aus der Besorgniß, daß nicht nur die Catholiken eher die Friedensunterhandlungen abbrechen, als in diesem Puncte nachgeben würden, sondern auch, daß, wenn man diese Bedingung erlangte, ihre eignen Mitbrüder, so bald sie sich stärker als ihre

c) Plank — S. 224.

ihre Gegner fühlten, dieſe gefliſſentlich reizen, und hierdurch ſelbſt den Ausbruch des Kriegs befördern würden. Dieſe Beſorgniß hatte ſich beſonders in Melanchthons Seele recht feſtgeſetzt, der in allem, was um ihn her vorging, eine neue Beſtätigung ſeines Wahnes, und die traurigſten Ahndungen eines großen bevorſtehenden Unglücks ſah. Selbſt der Comet, der ſich in dieſem Jahre zeigte, ſelbſt die Sonnenfinſterniſſe, die ſich in demſelben ereigneten, ſelbſt die beſondere Conſtellation der Planeten, die darin regierten, ſchienen dem ſonſt ſo aufgeklärten Mann nichts anderes als Unglück zu bedeuten! Wahrſcheinlich trug er auch das meiſte dazu bey, daß Luthers Muth ſo gewaltig herabſank. Ueber das Benehmen des Churfürſten darf man ſich am wenigſten wundern. Dieſer lag um die Zeit an ſeiner letzten Krankheit darnieder. Dem guten Johann, der gern im Frieden ſterben wollte, kam es mehr darauf an, daß er ſchnell, als daß er vortheilhaft geſchloſſen wurde.

11. Nachdem nun die Frage entſchieden war, wem der Friede, an dem man arbeitete, zum Beſten gereichen ſollte, ſo mußte nun erſt ausgemacht werden, was den Proteſtanten durch dieſen Frieden eigentlich bewilligt werden ſollte? Wegen der Zeit, die er dauern ſollte, wurde man leicht einig. Das Ende derſelben war auf alle Fälle das Concilium, auf das ſich die Proteſtanten ſchon ſo oft berufen hatten. Nun kam es darauf an, was man ihnen während dieſer Zeit zuſichern wollte. Die Erklärung, welche die Geſandten der vermittlenden Fürſten darüber ausgeſtellt hatten, war ſehr zweydeutig; ſie enthielt weiter nichts als die allgemeine Verſicherung, daß der Kaiſer unter den vorgelegten Bedingungen allen Mißfallen und Unwillen gegen ſie fahren laſſen, daß er alles Vergangne und Geſchehene vergeſſen, und ſie in allen ihren Angelegenheiten mit Gnade behandeln wolle. Eine ſolche Verſicherung war viel zu unbeſtimmt, als daß man ſich darauf verlaſſen konnte; die Proteſtanten legten alſo gewiſſe Puncte vor, die ſie zu Bedingungen des Friedens machten. Erſtlich verlangten ſie freye Ausübung ihrer Religion nicht nur in ihrem eignen Gebiete, ſondern, unter gewiſſen Einſchränkungen, auch außer demſelben; zweytens müßte ausdrücklich beſtimmt werden, daß in Anſehung der Gerichtbarkeit der Biſchöfe und der Kirchengüter in ihrem Gebiete alles in dem Zuſtand bleiben ſollte, in dem es ſich jetzt befände; drittens ſollten alle Proceſſe bey den Reichsgerichten, die Religionsſachen beträfen, ſie möchten geendigt oder nicht geendigt ſeyn, während dem Frieden aufgehoben werden; dabey ſollte viertens das Kammergericht Befehl bekommen, auch Verwandte der augsburgiſchen Confeſſion, die ihm von den Ständen präſentirt würden, der Religion wegen nicht ferner auszuſchließen. Dieſe Forderungen waren für die Ruhe und Sicherheit der Proteſtanten höchſt nothwendig, und dennoch blieben ſie völlig unentſchieden. Wegen der beiden erſten wurde zwar einige Hoffnung gemacht; die beiden andern ſollten aber ganz auf der Entſcheidung des Kaiſers beruhen. Dies war der Ausgang der ſchweinfurthiſchen Unterhandlungen. Zu Anfang des folgenden Monats legten die Unterhändler der proteſtantiſchen Parten, auf einer neuen Zuſammenkunft zu Nürnberg, die Erklärung des Kaiſers vor, die darauf hinauslief, daß man, der noch unentſchiedenen Puncte ungeachtet, ſich zu gegenſeitiger Enthaltung von allen Feindſeligkeiten bis zum künftigen Concilium verpflichten könne; würde der Kaiſer von jenen Forderungen noch etwas bewilligen, ſo ſollte es der Parten nicht entzogen werden; wenn

Nürnbergiſcher Religionsfriede. im May.

er sich aber auch über keinen derselben erklärte, so sollte der Friede dennoch seine Kraft, so sollte die Verbindlichkeit auf beiden Seiten dennoch ihre Gültigkeit behalten. Zur Annahme dieser Auskunft, durch die der Kaiser alles, was er wollte, die
am 23. Jul. Protestanten aber eigentlich nichts gewannen, ließen sie sich dennoch plötzlich bereden. Der Kaiser bestätigte den Vergleich zu Regensburg, ohne sich über ihre Forderungen, außer über die verlangte Suspension der Processe in Religionssachen, zu erklären. Dies war nun der herrliche Vergleich, der unter dem Namen des nürnbergischen ersten Religionsfriedens in der Reformationsgeschichte so berühmt geworden ist! Die Protestanten erhielten durch denselben nichts, als was sie schon hatten; auch erhielten sie es nicht einmal gewisser. Vor einem feindlichen Angriffe schützten sie die Umstände, ihre Macht und ihre Verhältnisse ungleich stärker, als die Versicherung, daß sie bis zum Concilium nicht sollten angegriffen werden. Und die Urtheile des Kammergerichts — wie wenig waren ihnen diese furchtbar, so lange es an Vollziehern derselben fehlte! — Dem Kaiser brachte hingegen dieser Friede von allen Seiten Vortheil. Daß er nun vor dem Kriege mit den Protestanten sich völlig sicher wußte, schon das allein war ihm in seiner damaligen Lage äußerst wichtig. Mehr verlangte er gar nicht, und er würde es gewiß durch jeden Preis, oder wenigstens durch jedes Versprechen, erkauft haben. Aber er erhielt noch mehr, als er verlangt hatte, er erhielt es umsonst! Die Protestanten erschwerten sich selbst die Möglichkeit, sich in der Zwischenzeit zu verstärken; sie schwächten sich schon durch die Türkenhülfe, zu der sie sich verbindlich machten. Im Grunde war der Nürnberger Religionsfriede weiter nichts als ein Stillstand, der auf einige Zeit vor feindlichen Angriffen sicherte. Mehr sollte er aber auch der Absicht der Protestanten nach nicht seyn. Sie waren schon zufrieden, wenn er ihnen nur vor der Hand Ruhe gewährte. War es ihnen doch nicht ausdrücklich verwehrt, während der Zeit neue Mitglieder aufzunehmen, und durch weitere Verbindungen sich zu verstärken; nur vertheidigen sollten sie dieselben nicht. Kurz, die Lage der beiden Partenen wurde durch diesen Frieden nicht im geringsten verändert oder verrückt; es blieb alles, wie es vorher gewesen war, und auch ohne den Frieden geblieben seyn
am 13. Aug. würde. Eben deswegen scheint auch der Landgraf sich endlich entschlossen zu haben, diesem seiner Meinung nach so schimpflichen Vergleiche beyzutreten b).

Wie die Catholiken diesen Frieden aufnahmen.

12. So wenig aber dieser Vergleich die Sicherheit der Protestanten vermehrte, so sehr gab er doch Gelegenheit, daß sich der Haß und die Erbitterung der meisten catholischen Stände gegen die protestantischen auf dem Reichstag zu Regensburg beynahe noch weit offener als zu Augsburg äußerte. Der neue römische König, der Churfürst von Brandenburg, und der Herzog Georg von Sachsen hatten sich gegen jeden Frieden, den man mit den Protestanten schließen würde, mit der blindesten Heftigkeit erklärt. Ferdinand hatte selbst den Pabst in Bewegung gesetzt, denselben zu hintertreiben. Er soll, als er dem Legaten das Geheimniß der Friedensunterhandlungen entdeckte, aus Verdruß oder Eifer sogar in Thränen ausgebrochen seyn, und dabey betheuert haben, daß er über die Vertheidigung des alten Glaubens und des päbstlichen Ansehns selbst sein Leben zusetzen wolle; er soll erklärt haben, daß er nicht eher ruhen würde, als bis die lutherische Secte ausgerottet

b) Plank — S. 237.

Digitized by Google

rottet wäre, und wenn er auch darüber an den Bettelstab kommen sollte. Daß er und andre catholische Stände ihren Unwillen selbst gegen den Kaiser nicht verbargen, das kann man sich leicht vorstellen. Sie erklärten ihm nicht ohne Bitterkeit, daß er das so oft versprochne Concilium, welches die Ausrottung der Ketzerey am sichersten bewirken würde, schon längst, und ohne Unterstützung des Pabstes, hätte veranstalten können. Ja er mußte sich zuletzt in dem Reichsabschied verbindlich machen, innerhalb der nächsten sechs Monate die unfehlbare Berufung eines Conciliums vom Pabst zu erhalten, oder, im Falle, daß ihm dieses nicht glückte, sogleich einen neuen Reichstag auszuschreiben, auf welchem das Schicksal der Ketzer völlig entschieden werden sollte. Nach ihrem Willen sollte also der Friede zwischen dem Kaiser und den Protestanten nicht länger als sechs Monate dauern. Ebendeswegen wurde er auch in dem Reichsabschiede mit keinem Worte erwähnt.

13. Alle diese Beweise des unversöhnlichsten Hasses, den die catholischen Stände gegen ihre protestantischen Mitbrüder äußerten, bewirkten weiter nichts, als ihr Mistrauen lebhafter, ihren Partengeist thätiger, ihre Aufmerksamkeit die Bewegung der Feinde argwöhnischer, und ihre Entschlossenheit, die jetzt weit weniger Furcht als Unwillen lenkte, gesetzter zu machen. Der Tod des Churfürsten von Sachsen, der unmittelbar darauf erfolgte e), hatte auch auf ihre Gesinnungen keinen nachtheiligen Einfluß. Johann Friedrich, der Nachfolger desselben, war für die Eindrücke, welche das Betragen der Catholiken machen mußte, noch empfänglicher als sein Vater; sein Geist, ungleich feuriger als der väterliche, ließ sich nicht blos von seinem Canzler und von seinen Räthen lenken, sondern fühlte in sich einen Drang zu eigner Thätigkeit, der ihn mehr als einmal zu weit führte. Eben so eifrig als sein Vater für Luthern und die Reformation gesinnt, und eben so fest, wo nicht noch fester entschlossen, sie bis zum äußersten zu vertheidigen, übertraf er ihn an politischen Einsichten, an eigner Kraft zu sehen, zu urtheilen, und zu wollen, an eigner Ueberlegung und Klugheit eben so weit, als an Unternehmungsgeist. Allein eben das Bewußtseyn dieser Vorzüge, von welchen er doch keinen im Ueberfluß besaß, erzeugte in ihm einen gewissen Starrsinn, der ihn gegen die Meinungen und Rathschläge andrer öfters schon deswegen unlenksam machte, weil es die Rathschläge andrer waren, der, verbunden mit einer höchst reizbaren Empfindlichkeit, deren Befriedigung er manchmal alles aufopferte, für ihn, als für das Haupt einer Partey, einen höchst nachtheiligen Fehler ausmachte. Seine Empfindlichkeit brachte indessen für den damaligen Augenblick der protestantischen Partey Vortheil.

Veränderungen in churs. sächs. Hause.

am 16. Aug.

14. Johann Friedrich, der noch als Churprinz immer dazu gerathen, immer daran gearbeitet hatte, daß man den Kaiser so wenig als möglich reizen möchte, der schien einmal die Meinung gefaßt zu haben, daß man Carln vielleicht doch noch selbst für die lutherische Lehre geneigt machen könne, der fand es vielleicht für seine Eitelkeit schmeichelhaft, mit dem Kaiser und mit seinem Hofe in Verbindungen zu bleiben, die dem sächsischen Hause noch manchen Vortheil bringen könnten. Eben deswegen ließ er sich durch das eigne Zurückziehen des Kaisers nicht sogleich abschrecken;

Churf. Joh. Friedrichs Betragen.

e) Man breitete funfzig Jahre hernach das Gerücht aus, der gutmüthige Johann habe auf seinem Sterbebette seinen Abfall von dem alten Glauben bitterlichst beweint, und aufrichtigst sich wieder zu demselben bekehrt. Ueber die Falschheit desselben Plank, S. 239.

Digitized by Google

cken; eben deswegen verschmerzte er seine zerrissene Heirath mit der Schwester des Kaisers, verschmerzte er die seinem Vater noch zu Augsburg verweigerte Belehnung; verschmerzte er, in der Hoffnung, seinen Zweck doch noch einmal zu erreichen, noch mehrere Kränkungen. Er wollte den Kaiser durch wirkliche Dienste, die ihm die Protestanten leisten sollten, für sie gewinnen. Aus eben dem Grunde suchte er den Schluß des Nürnberger Friedens zu befördern; aus eben dem Grunde würde er, wenn es auf ihn allein angekommen wäre, in Ferdinands Wahlsache gern nachgegeben haben, und aus eben dem Grunde betrieb er es, gleichsam zu einigem Ersatz derselben, desto eifriger, daß sich die protestantischen Stände zur Türkenhülfe entschlossen. Er hatte dabey vorausgesetzt, daß dem Kaiser an derselben außerordentlich viel gelegen sey; als ihn aber das ganze Benehmen desselben immer mehr von dem Gegentheile überzeugte, als er nicht einmal die geringste Einladung, den Feldzug persönlich mitzumachen, an ihn ergehen ließ, da stieß seiner Empfindlichkeit zuerst der Zweifel auf, ob sich wol überhaupt der Kaiser noch gewinnen lassen dürfte, da wachte in seiner Seele das Gefühl aller alten Beleidigungen wieder auf; da überzeugte er sich immer stärker von der Nothwendigkeit, eine mistrauischere Zurückhaltung gegen den Kaiser anzunehmen; da beschloß er, sich und seine Parten in einer Lage zu erhalten, worin sie sich mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit in näheres oder entfernteres Verhältniß mit dem Kaiser bringen könnte. Daher betrieb er, so bald er die Regierung angetreten hatte, alles, was noch zur innern Befestigung des schmalkaldischen Bündnisses nöthig war, mit Eifer. Er veranstaltete noch im November dieses Jahrs eine Zusammenkunft zu Braunschweig, durch die besonders die niedersächsischen Städte fester angeschlossen werden sollten; er leitete die Unterhandlungen mit den Gesandten des Königs von England, die zu eben der Zeit nach Deutschland kamen, in einen solchen Gang ein, daß man die Annäherung Heinrichs vor der Hand vielfach benutzen konnte, ohne sich die Freyheit einschränken zu lassen, und er faßte damals, wie der Erfolg zeigte, zugleich den Entschluß, in der Wahlsache Ferdinands eben dieselbe Sprache unverändert fortzuführen, wie er sie bisher auf Befehl seines Vaters hatte führen müssen [f]). Noch mehr als alle diese Maaßregeln der Klugheit und Vorsichtigkeit sicherten den Churfürsten und die übrigen protestantischen Fürsten die damaligen Umstände, in welchen sich Carl V. befand, sicherte ihn damals der Feldzug, den dieser gegen die Türken vornehmen mußte.

Sechzehnter Abschnitt.

Wirtembergische Händel und Münstersche Unruhen erregen allgemeine Aufmerksamkeit.

1.

Ferdinand erbt Ungern und Böhmen.

Lange Zeit bot man die Reichsfürsten zum Kriege gegen die Türken auf, weil man sie als Erzfeinde des christlichen Namens betrachtete, weil sie so manchmal in die östreichischen Erbländer einzudringen suchten. Jetzt hatte aber der Kaiser, wenn er zur

f) Die Klugheit, mit der er sich dabey benahm, findet man bey Seckendorf S. 41 umständlicher beschrieben. Plank, S. 243.

zur Türkenhülfe ermahnte, eine weit dringendere Ursache. Das der Eroberungsbegierde der Türken so nahgelegene Königreich Ungern befand sich, seit dem traurigen Tode des König Ludewigs II, wenigstens größtentheils unter der Herrschaft des östreichischen Hauses. Ehe noch die auf dem speyerschen Reichstage des Jahrs 1526 bewirkte Hülfe wider die Türken sich in Bewegung setzte, fand König Ludewig bey Mohatsch seinen Untergang. Dieser unglückliche König war ein doppelter Schwager vom Kaiser; er hatte nicht nur eine Schwester desselben zur Gemahlin gehabt, sondern Ferdinand war auch mit einer Schwester von ihm vermählt. letztre, die Anne hieß, machte nun auf die beiden Königreiche Ungern und Böhmen Anspruch. Auf Ungern besaß das östreichische Haus schon seit Maximilians Zeiten ein Erbrecht. Zuerst setzte sich Ferdinand in dem Besitz von Böhmen fest. Die meisten Stimmen der böhmischen Herren erklärten sich auch bald zu seinem Vortheil, und er wurde wirklich zum König von Böhmen gewählt und gekrönt [9]). In Ungern wollte ihm zwar der Woywode von Siebenbürgen, Johann von Zapolya, die Krone streitig machen; seine Macht trieb ihn aber bald aus Ungern heraus. In der Verzweiflung begab sich nun Zapolya in den Schutz des türkischen Kaisers Solyman, der mit hundert und funfzigtausend Mann in Ungern einfiel, und als glücklicher Eroberer bis Raak vordrang. Ferdinand, der, ungeachtet ihm Solyman den Krieg schon im vorigen Jahre angekündigt hatte, nichts weniger als darauf vorbereitet war, flüchtete bey der Annäherung der Türken nach Linz, und ließ von daaus eine Verordnung ins Reich ergehen, den göttlichen Beystand gegen die einbrechenden Türken demüthigst anzuflehen. Doch Solyman, der sich um den Erfolg dieses Gebetes wenig bekümmerte, schloß indessen mit seinem zahlreichen Heere die Stadt Wien ein. Zum Glücke hatte Wien den alten Grafen Nicolaus von Salm, einen erfahrnen Feldherrn, zum Commandanten, und eine zahlreiche Mannschaft zur Besatzung; zum Glücke hatte sich der junge Pfalzgraf Philipp, den sein Oheim Pfalzgraf Friedrich, der Oberanführer der bey Regensburg versammleten Türkenhülfe, vorausgeschickt hatte, mit hundert Reitern, und vierzehn Fahnen Fußvolk, noch zu rechter Zeit in die Stadt geworfen. Allein das war beynahe auch alle Reichshülfe, die sich zu Wiens Befreyung in Bewegung setzte; denn Friedrich wurde von den Reichsständen so wenig mit Kriegsvolk unterstützt, daß er bey Krems einen müßigen Zuschauer der Belagerung und aller der grausamen Auftritte, welche die Mord- und Raubsucht der Türken erzeugte, abgeben mußte. Solyman bestürmte die belagerte Stadt auch mit solcher Wuth, daß nur die standhafte Gegenwehre der Belagerten, die klugen und kriegserfahrnen Anstalten ihrer Befehlshaber, und — was wol das wirksamste war! — die Verrätherey des Großvezirs die Stadt retteten, und den türkischen Kaiser, nach einem Verluste von mehr als zwanzigtausend Mann, wieder von Wiens Mauern entfernte.

s. 1526.

1527

1529

im Aug.

im Sept. Die Türken belagern Wien.

im Oct.

2. Ein Stillstand sicherte hierauf den Frieden nur auf kurze Zeit. Weder Gesandten noch Geschenke vermochten dem muthigen Solyman friedliche Gesinnungen einzuflößen; er machte vielmehr von neuem die furchtbarsten Zurüstungen zu einem Feldzuge gegen Ungern und Oestreich. Carl und Ferdinand brachten es bey die-

Carls V. Feldzug gegen die Türken.

9) Pelzels Gesch. der Böhmen, S. 531. u. f. f.

dieſer Gefahr dahin, daß nicht nur die catholiſchen, ſondern auch die proteſtantiſchen Stände zur Stellung einer anſehnlichen Mannſchaft ſich verbindlich machten.

1532 im Sept. Als daher Soliman mit dreymal hunderttauſend Mann, die er bey Belgrad zuſammengezogen hatte, über den teythaſluß in Niederöſtreich einbrechen wollte, um einen abermaligen Verſuch auf Wien zu machen; ſo fand er die Gegenanſtalten ganz anders, als das erſtemal. Sowol kaiſerliche, als Reichstruppen (und die Proteſtanten lieferten ihre Mannſchaft mit größerm Eifer, und in ſtärkerer Zahl, als man verlangt hatte) bildeten in Verbindung mit ſpaniſchem, italieniſchem und niederländiſchen Kriegsvolk, in der Nähe von Wien ein ſo zahlreiches und wohlgerüſtetes Heer, als es Deutſchland lange nicht beyſammen geſehen hatte. Es machte, das leichte und unregelmäßige Kriegsvolk nicht gerechnet, fünfundſechzigtauſend Mann zu Fuß und elftauſend Mann zu Pferde aus [h]). Als Soliman durch eine ſo anſehnliche Kriegsmacht ſeinen Anſchlag auf Wien vereitelt ſah, wendete er ſich mit ſeiner Hauptarmee links, brach in Steyermark ein, und rückte gegen Grätz an; vielleicht in der Abſicht, das kaiſerliche Heer aus ſeinem vortheilhaften Lager herauszulocken, das ihm aber nicht gelang. Indeſſen hatte ein von ihm abgeſchickter Haufe von zwanzig tauſend Mann leichter Truppen, der durch den Wiener Wald bis an die Ems vorgedrungen war, Dörfer und Flecken durchſtreift und ausgeplündert, und viele tauſend Menſchen umgebracht, oder mit fortgeſchleppt. Dieſem ſtreifenden Haufen Einhalt zu thun, wurden aus dem kaiſerlichen Lager einige tauſend Mann abgeſchickt, unter deren Befehlshabern ſich der brandenburgiſche Churprinz Joachim, der Pfalzgraf Friedrich, und Schertlin befanden. Letzterer griff mit nicht mehr als fünfhundert Mann Fußvolk den ganzen Haufen ſo muthig an, daß er ihn nicht nur in Unordnung brachte, ſondern auch dem Hauptheere in die Hände jagte. Die Türken wurden nun alle getödtet, und viele Chriſten gelangten wieder zur Freyheit. Soliman, der das Verweilen in dieſer Gegend nicht länger für rathſam hielt, zog in aller Eil nach Ungern, und ſodann in ſein Land zurück. Der Kaiſer wünſchte hierauf, daß der Pfalzgraf Friedrich die von den Türken belagerte Stadt Gran entſetzen, daß er, als dieſe die Belagerung von ſelbſt aufgegeben hatten, noch einen Feldzug nach Ungern thun möchte; zu beidem hatten aber Friedrich und die übrigen Feldherren keine Luſt; ſie überzeugten ihn von den Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten dieſer Unternehmungen auch ſo trefflich, daß er das ſchöne Heer, ohne daſſelbe beſſer zu benutzen, wieder auseinander gehen ließ. Der tapfere Schertlin, der den Abzug der Türken am meiſten befördert hatte, ſollte eine goldne Gnadenkette von dreyhundert Kronen am Werthe zur Belohnung bekommen; dieſes Verſprechen wurde aber in der Folge vergeſſen, und der ganze Gewinnſt, den der vortreffliche Mann in dieſem Feldzuge machte, beſtand in vierhundert Goldgulden [i]).

3. Wenn

h) Nach einem genauen Verzeichniſſe, das von dem berühmten Schertlin von Burtenbach herrührt, beſtand das Fußvolk aus 20,000 Mann Reichstruppen, 6000 aus Böhmen, 10,000 vom König Ferdinand, eben ſo viel vom Kaiſer, 8000 Spaniern und 11,000 Italienern; die Reiterey machten 4000 Mann aus den Reichskreiſen, 2000 aus Böhmen, 3000 vom König Ferdinand, und 2000 vom Kaiſer aus. Häberlin, S. 439.

i) Häberlin, XI, 37. 41. 134. 141. — 381 – 383. — 437 – 443.

Digitized by Google

3. Wenn der Kaiser das ansehnliche Heer, welches die Türken so glücklich verscheuchte, zur Unterdrückung der Protestanten hätte anwenden können; wie nahe wären sie alsdenn ihrem Untergange gewesen! Da hätte er aber dieses große Heer den Winter hindurch erhalten müssen, und wäre auch seine Kriegscasse dieses Aufwandes fähig gewesen, so würde er am Ende gefunden haben, daß die Deutschen, aus welchen doch der größte Theil des Heeres bestand, als Anhänger der neuen Lehre gegen ihre Glaubensgenossen sich nicht hätten brauchen lassen; mit seinen italienischen und spanischen Truppen würden aber die Protestanten bald fertig geworden seyn. Auf die Mitwirkung der catholischen Stände ließ sich auch keine sichere Rechnung machen, am wenigsten aber auf die Herzoge von Bayern. Kurz, der Kaiser schien seinen bisher verfolgten Entwurf, die Protestanten blos durch ihre Gegenpartey in Deutschland unterdrücken zu lassen, nunmehr aufgegeben zu haben. Er sah nun wol, daß er etwas mehr, als nur seinen Namen und sein Ansehn dazu hergeben, daß er seine ganze Macht darauf verwenden müsse; zugleich fühlte er aber auch die Nothwendigkeit von manchen Vorbereitungen. Eine der vornehmsten unter denselben schien ihm ein Concilium, das ihm nicht nur den unfehlbarsten und scheinbarsten Vorwand zur Ausrottung der Ketzer in die Hände gab, sondern ihm auch vielleicht größere Macht, und die Freundschaft des Pabstes zusicherte. Er verließ hierauf, nicht lange nach dem Feldzuge gegen die Türken, den deutschen Boden, um sich nach Italien zu begeben, und er kam dahin mit dem festen Vorsatz, dem Pabst nicht eher Ruhe zu lassen, als bis er ihm ein Concilium würde abgepreßt haben. Daß ihm dieser so viele Zeit lassen würde, um indessen mit seinen Zurüstungen gegen die Protestanten fertig werden zu können, darauf rechnete er mit Zuverläßigkeit, und er merkte es auch sehr bald, daß er sich in seiner Rechnung nicht getäuscht hatte. Der Nürnberger Friede hatte den Pabst mistrauischer gegen den Kaiser gemacht, und die Auftritte der letzten Reichstage zu Augsburg und Regensburg hatten ihm die Neigung zu einem Concilium gar sehr benommen. Selbst die catholischen Stände hatten zu Augsburg und Regensburg von den Beschwerden der deutschen Nation über den römischen Stuhl gesprochen; man hatte sogar dem Kaiser ernstlichst angelegen, auch in diesem Puncte seine Pflicht zu thun. Auf einem Concilium würde man unstreitig noch lebhafter darüber gesprochen haben. Clemens hatte sich daher höchst vorsichtig schon auf manche Auskunft gerüstet, durch die er alle Wünsche nach einem Concilium vor der Hand vereiteln konnte. Schon vor zwey Jahren hatte er dem Kaiser solche Bedingungen einer Kirchenversammlung vorlegen lassen, daß sie unter denselben unmöglich zu Stande kommen konnte. Erstlich müßte (verlangte er) gleich angekündigt werden, daß die Zurückführung der Lutheraner in den Schooß der Kirche, und die Ausrottung der Ketzerey, der vornehmste Gegenstand derselben seyn sollte; zweytens dürfte sie sonst nirgends anders als in Italien gehalten werden; drittens müßte der Kaiser dabey gegenwärtig seyn, ohne sich jedoch eine entscheidende Stimme anzumaßen, und viertens müßten die Lutheraner vorher förmlich um ihre Berufung nachsuchen, und den uneingeschränktesten Gehorsam versprechen. Auch jetzt verband er mit der Ausschreibung einer Synode solche Umstände, die sie äußerst erschwerten; die übrigen Fürsten, und besonders der König von Frankreich, sollten sie nicht nur genehmigen, sondern sich auch dafür verbürgen,

Carl und der Pabst unterhandeln wegen eines Concilliums.

im Oct.

bürgen, daß die deutschen Protestanten, ihr Ansehn und ihre Aussprüche ehren würden. Daß aber der König von Frankreich ihm zur Verhinderung des Conciliums behülflich seyn würde [f]), das wußte er schon voraus, und daß die Protestanten unter solchen Bedingungen kein Concilium annehmen würden, das konnte er noch gewisser erwarten. Der Kaiser merkte dies sehr gut; zugleich merkte er, daß er günstigere Zeiten erwarten müsse. Er verweilte sich daher nicht länger in Italien, sondern ging, von andern Angelegenheiten gerufen, nach Spanien. Von hieraus konnte er das, was er zur Erreichung seiner Absicht zu thun hatte, nemlich den Pabst um das Concilium zu drängen, und die Gährung unter den Parteyen in Deutschland immer lebhaft zu unterhalten, eben so gut ausführen.

Kammergerichtsprocesse gegen die Protestanten.

4. Zur Erreichung der leztern Absicht dienten nun auch die fortdaurenden Bedrückungen, welche das Kammergericht den Protestanten widerfahren ließ. Der Artikel des Nürnberger Friedens, der dieselben betraf, ließ wegen seiner Zweydeutigkeit der Chicane den freyesten Spielraum übrig. Man sprach in demselben nur von Glaubenssachen. Unter denselben verstanden die Protestanten ganz natürlich alle Rechtshändel, welche durch ihre lehre und durch die von ihnen vorgenommene Reformation veranlaßt worden waren, verstanden sie zunächst auch jene, die man wegen eingezogener Kirchengüter, erloschner Renten, aufgehobener Klöster und gekränkter Gerichtbarkeit der Bischöfe, gegen sie anhängig gemacht hatte, und sie verstanden sie darunter um so eher, da sie, wie ein von ihnen auf der Nürnberger Versammlung übergebenes Verzeichniß derselben bewies, sonst gar keine Processe vor dem Kammergerichte halten, und andre nicht wohl haben konnten. Dennoch brachte man zu Speyer ohne Schwierigkeit einen ganz andern Sinn aus dem Artikel heraus. Erst wollte man von dem Nürnberger Frieden gar nichts wissen, weil er dem Kammergericht nicht gehörig bekandt gemacht worden wäre. Auf die Vorstellung der Protestanten schickte hierauf der Kaiser eine Verordnung nach Speyer, worin er die Suspension der Processe in Glaubenssachen anbefahl. Dadurch (sagte man nun zu Speyer) würde keiner von den gegen die Protestanten anhängig gemachten Rechtshändeln in ihrem laufe gehemmt; denn sie beträfen ja nicht den Glauben, sondern Güter, Einkünfte und andre Gegenstände dieser Art. Eben diese Erklärung begünstigte auch der Kaiser durch einen Bescheid, den er aus Italien schickte. Die Vermittler des nürnbergischen Friedens wollten oder konnten auch nicht helfen; alle Processe gingen also immer ihren Gang fort, und der so sehr gerühmte Friede kam wenigstens in diesem Puncte nie zur Vollziehung.

1533 im Jan.

Des Pabsts Vorschläge wegen eines Conciliums.

5. Die Protestanten überzeugten sich nun immer mehr, daß nicht dieser Friede, sondern blos enggeschlossene Verbindung ihnen Sicherheit gewähren könne. In dieser Verfassung durften sie sich auch nicht vor dem Concilium fürchten, zu welchem der Pabst nun wirklich Anstalten zu machen schien. Er hatte schon zu Anfang dieses Jahrs durch eine besondre Bulle den deutschen Reichsständen seine unglaubliche Geneigtheit zu einem Concilium angekündigt. Im Junius kam ein eigner päbstlicher Legat, von einem kaiserlichen Gesandten begleitet, zu dem Churfürsten, um durch ihn allen seinen Bundesverwandten das Concilium ankündigen zu lassen; aber dies geschah mit Umständen, unter welchen selbst der Kaiser die Verwerfung desselben

f) Franzens zweyter Sohn sollte des Pabsts Nichte heirathen.

Digitized by Google

den nicht misbilligen konnte. Der Pabst setzte wohlbedächtlich schon bey der Ankündigung fest, daß dies Concilium ganz nach dem Muster und den Vorschriften jener ältern eingerichtet werden müsse, auf welche der heilige Geist am sichersten seinen Einfluß gehabt habe. In Ansehung des Ortes hatte er die Großmuth, zwischen Bologna, Piacenza und Mantua die Wahl zu überlassen. Dabey sollten sich die Protestanten nicht nur im voraus verpflichten, allen Aussprüchen der Synode ohne Einschränkung sich zu unterwerfen, sondern alle christliche Mächte sollten für die Behauptung ihres Ansehns die Bürgschaft übernehmen. Ueber die Antwort auf diesen Antrag stellten die protestantischen Theologen die seltsamsten Bedenken aus [1]; auf einer neuen Zusammenkunft zu Schmalkalden, auf der man sich gemeinschaftlich darüber berathschlagte, wurde man über die schickliche Einkleidung derselben ohne langen Wortstreit einig. Den Hauptgrund der Verwerfung dieses Conciliums nahm man davon her, weil es nicht in Deutschland sollte gehalten werden, und dies war doch eine Bedingung, welche die Protestanten allemal mit der Berufung auf ein Concilium verknüpft hatten. Sodenn verwahrte man sich, wenn auch das Concilium in Deutschland sollte gehalten werden, gegen die Einrichtung der ältrern Concilien; der Pabst sollte dabey durchaus nicht als Richter, sondern als Partey erscheinen. Endlich erklärte man, daß man sich niemals voraus verpflichten würde, alle Entscheidungen der Synode mit blindem Gehorsam anzunehmen, wenn nicht vorher ausgemacht würde, daß blos das Ansehn der heiligen Schrift auf dieselben Einfluß haben sollte. Diese Erklärung konnten die Protestanten um so mehr mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit von sich geben, da sie während der Zeit fest überzeugt wurden, daß niemand weniger, als der Pabst, sich nach einem Concilium sehnte. Der König von Frankreich, mit dem er, dieser Absicht wegen, eine Zusammenkunft verabredet hatte, gab dem Landgrafen sogleich davon Nachricht. Die Protestanten, die sich wegen der Hintertreibung des Conciliums ganz auf den Pabst verlassen konnten, wagten also nichts, wenn sie dasselbe auf alle Fälle durch Gesandten zu beschicken versprachen.

Neuer Streit zwischen dem Herzog Georg und Luthern.

6. Hätten die protestantischen Fürsten bey diesem klugen Benehmen ihre Theologen, und besonders Luthern, um Rath gefragt, so würden sie weit weniger Mäßigung bewiesen haben. Luthers Eifer war gerade um diese Zeit durch Herzog Georgs neue Verfolgungen, die er über die Protestanten in seinem Gebiete verhing, außerordentlich erhitzt. Der Herzog hatte nicht nur mehrere Bürger zu Leipzig, ihrer Anhänglichkeit an der neuen Lehre wegen, aus der Stadt gejagt; er machte auch die besondre Einrichtung, daß jeder Laie bey der jährlichen Ostercommunion von seinem Beichtvater ein gewisses Zeichen auslösen mußte, welches zum Beweise diente, daß er das Abendmahl nach der alten Weise empfangen habe. Konnte er ein solches Zeichen nicht aufweisen, so wurde er als ein lutherischer Ketzer entweder des Landes verwiesen, oder er mußte sich durch Abschwörung eines Eides verbindlich machen, sich, auf den Fall, daß er jemals wieder in die lutherische Ketzerey fallen würde, allen im canonischen Rechte auf den Rückfall gesetzten Strafen ohne Widerrede zu unterwerfen. Ueber diese strengen Vorkehrungen erzürnte sich Luther im äußer-

1) Plank, S. 251.

Digitized by Google

im Jan. äußersten Grade. Er schrieb nicht nur einen langen Trostbrief an die seiner Lehre wegen verfolgten Leipziger, worin er den Herzog Georg und den Teufel schon mehrmals in Verbindung brachte; er erklärte nicht nur in einem sogenannten Urtheile, das er über des Herzogs Eidsformel, die er einigen seiner Unterthanen vorgelegt haben sollte, bekandt machte, den Herzog für geistlich und leiblich vom Teufel besessen; er behauptete auch, daß er nicht nur seinem Ende, sondern auch seinem ewigen Verderben nahe sey, und daß man daher auch nicht mehr für ihn, sondern wider ihn beten sollte, damit Gott diese Landplage von der Welt nehmen, und in den Abgrund der Hölle stürzen möchte; endlich nennte er ihn in einem andern Brief an die Leipziger geradezu einen Teufelsapostel, und als ihn der Bürgermeister Weidmann von Leipzig, auf Befehl des Herzogs, dem dieser Brief in die Hände gefallen war, schriftlich befragen mußte, ob er diesen Brief geschrieben habe, so schickte er ihm die trotzigste Antwort zurück. Der Herzog beklagte sich hierauf bey dem Churfürsten, und stellte mit Grund die Sache von der verhaßten Seite vor, als wenn Luther seine Unterthanen zum Aufruhr bereden wollte; dies bewirkte aber weiter nichts, als daß ihn Luther nur in einer weitläuftigen Verantwortung mishandelte, und einige Ausdrücke in den Briefen des Herzogs hatten den Churfürsten selbst so erbittert, daß er sich Luthers nachdrücklicher annahm, als es wol sonst würde geschehen seyn, daß Luther zuletzt mit einem sehr gelinden Verweis, und mit einer Ermahnung, seine Hitze zu mäßigen, davon kam. Solche Vorfälle feuerten aber natürlich den Sectenhaß des größern Haufens immer stärker an, und da das Verfahren des Kammergerichts die Mitglieder der protestantischen Partey schon ohnedies im höchsten Grade erbitterte, so würde man sich nicht darüber wundern, wenn sie zu einer Zeit, da Carl in Spanien, und Ferdinand in Ungern war, ihre Erbitterung durch Thätlichkeiten geäußert hätten. Ihre Aufmerksamkeit beschäftigte jedoch um diese Zeit die Unternehmung eines ihrer Bundesverwandten, des Landgrafen von Hessen, die für sie eben so wohlthätig wurde, als sie anfangs gefährlich schien m).

im April.

Vergebliche Bemühungen um Ulrichs Wiederherstellung.

7. Philipp hatte sich schon seit einigen Jahren des aus seinem Lande vertriebenen Herzog Ulrichs mit besonderm Eifer angenommen n). Aber auch nur ein so entschlossener und so mächtiger Fürst, als Philipp, vermochte ihm in seiner damaligen Lage nachdrücklichen Beystand zu leisten! Weder Ulrichs, noch andrer Reichsstände Vorstellungen und Bitten konnten es dahin bringen, daß das östreichische Haus zur Wiedereinräumung des Herzogthums Wirtemberg sich verstand. Wenn Carl für dieses schöne Land zweymalhundert und zehntausend Goldgulden baar bezahlte o), und dabey noch auf eine alte Schuld von zehntausend Goldgulden Verzicht leistete, so bekam er dafür kein unaufhörliches, sondern nur ein Pfandeigenthum. Mehr hatte der schwäbische Bund selbst nicht gehabt; mehr konnte er folglich Carln, seinem vornehmsten Mitgliede, auch nicht abtreten. Es stand zwar in dem

m) Plank, S. 256.

n) Ulrich, dem selbst der König von Frankreich, der Erbfeind des östreichischen Hauses, keine Zuflucht gestatten wollte, der war nach einem kurzen Aufenthalt auch dem Landgrafen zur Last; denn dieser gab ihm den lieben (freundschaftlichen) Rath, auch andre Höfe zu besuchen, übertrieß ihm aber übrigens die unmögliche Wahl eines solchen Hofes selbst. Spittlers Gesch. Wirtenbergs, S. 119.

o) Bezahlen wollte; denn an das wirkliche Bezahlen ist es nicht einmal gekommen.

Digitized by Google

dem darüber geschlossenen Vergleich, daß Ulrich nie wieder zum Besitze seines landes sollte gelassen werden; daß aber auch die Nachkommen Ulrichs ewig davon ausgeschlossen seyn sollten, davon stand kein Wort darin. Und dennoch benahm sich das Haus Oestreich gerade so, als wenn ihm Wirtemberg erb- und eigenthümlich gehörte. Carl, der sich kaum acht Monate hernach einen Erbherrn von Wirtemberg nennte, scheute sich bald nicht mehr, sich den Namen eines Herzogs von Wirtemberg beyzulegen. Carl, oder seine Minister, scheinen es indessen doch gefühlt zu haben, daß man ein auf solche Art erworbenes Stück nicht geradehin wie jedes andre vertauschen, verkaufen, verpfänden, oder überhaupt an andre überlassen dürfe; denn als sie bey der zweyten Theilung, die Carl mit seinem Bruder Ferdinand vornahm, auch Wirtemberg als ein Compensationsstück zur Masse des Ganzen rechneten, so machten sie eine fünfjährige Verschwiegenheit zur Bedingung [p]), die sich anders nicht wohl erklären läßt. Carl trat das Herzogthum Wirtemberg seinem Bruder nur mit eben dem Rechte ab, mit dem er es selbst von dem schwäbischen Bunde bekommen hatte [q]). Nun hatte dieser freylich ausgemacht, daß es Ulrich selbst nie wieder bekommen sollte. Als daher auf dem speyerschen Reichstag vom Jahr 1526 die Churfürsten von Trier, Cöln, Pfalz und Sachsen, wie auch Herzog Heinrich zu Braunschweig, und landgraf Philipp von Hessen, sich beym Erzherzog Ferdinand für den Herzog Ulrich verwendeten, so wollte er sich zu weiter nichts, als zu einem Jahrgehalt verstehen, und dabey machte er noch die Bedingung, daß Ulrich allen Ansprüchen auf das Herzogthum entsagen sollte. Ulrich verwarf aber diese Anerbietung, indem er hinzufügte, daß er und seine Voreltern die Kräfte ihres landes dem Ur- und Großvater Ferdinands aufgeopfert, und jenem über sechsmalhunderttausend, diesem aber auf neunzigtausend Goldgulden, in ihrer größten Noth, vorgeschossen hätten. Wie nun Herzog Ulrich selbst nichts ausrichtete, so machte sein Bruder, der Graf Georg, einen Versuch, ob man ihm und seinem Brudersohn Christoph das wirtembergische land etwa abtreten wollte; er bekam jedoch weiter nichts, als einige Herrschaften und Schlösser, nebst einem Jahrgehalt.

8. Weder Georg, noch Christoph und Ulrich, würden aber Wirtemberg je wieder bekommen haben, wenn nicht der landgraf Philipp in der Behauptung ihrer Rechte sich so thätig bewiesen hätte. Er traf bey einer Zusammenkunft zu Marpurg mit den Churfürsten von Pfalz und Sachsen, und noch einigen andern Fürsten, die Verabredung, dem König Ferdinand wegen Ulrichs Wiederherstellung die dringendsten Vorstellungen zu thun. Er und jene Fürsten wollten, wenn Ferdinand ihre Bitte erfüllte, ihm tausend Mann zu Pferde wider die Türken auf vier Monate zu Hülfe schicken. Ferdinand antwortete ihnen aber, daß er, ohne Einwilligung seines Bruders, sich zu nichts bestimmen könnte. Die gedachten Fürsten, und noch mehrere, die sich zu dieser Absicht mit ihnen vereinigten, als die Churfürsten von Trier und Cöln, die Herzoge von Meklenburg, der Pfalzgraf Ludewig von Zwey-

Wie sich der L. Philipp zu 1527] Ulrichs Vortheil verwendet.

p) Ferdinand nennte sich in den Jahren 1522, 1523 und 1524 immer nur seines Bruders Statthalter in Wirtemberg; erst 1525 trat er mit dem Titel eines Herzogs von Wirtemberg hervor.

q) Spittler von dem östreich. Anwartschaftsrechte auf das Herzogth. Wirtemberg, in dem götting. hist. Mag. B. IV, St. 3.

Digitized by Google

Zwenbrücken, schickten hierauf eine Gesandtschaft nach Spanien, den Kaiser um Ulrichs Wiederherstellung bitten zu lassen; sie versprachen auch noch mehrere Mannschaft gegen die Türken; allein der Kaiser blieb bey dem Entschlusse, daß Ulrich nie wieder zum Besitze des Herzogthums Wirtemberg gelangen sollte. Neue Unterhandlungen mit dem König Ferdinand brachten auch die Sache immer nicht weiter; eben so wenig bewirkte eine neue Bittschrift an den Kaiser. Dagegen gelang es endlich dem Herzog Ulrich, seinen Schwager, den Herzog Heinrich, zu einem Bündniß mit ihm und dem Landgrafen von Hessen zu bewegen, das die Erreichung seiner Absicht nachdrücklicher befördern sollte. Durch dieses Bündniß verpflichteten sich Philipp und Heinrich, auf dem nächsten Reichstage, unterstützt von andern Reichsständen, alle ihre Bemühungen anzuwenden, um den Kaiser und seinen Bruder zur Einräumung des Herzogthums Wirtemberg an seinen rechtmäßigen Besitzer zu bewegen; würde ihre Bitte in Zeit von drey Wochen nicht erhört werden, so wollten sie um den nächsten Jacobstag dem Herzog Ulrich sein Land durch Heereskraft wieder verschaffen; doch setzten sie dabey voraus, daß der Churfürst von Sachsen und der Herzog Ernst von Lüneburg die Beschützung ihrer Länder übernehmen würden. Der Landgraf gab sich hierauf auf dem Augsburger Reichstag alle Mühe, dem Herzog Ulrich zur Wiedererlangung seines Landes durch friedliche Mittel behülflich zu seyn; als ihm aber diese ganz natürlich nicht gelangen, forderte er seinen Bundesgenossen, den Herzog von Braunschweig, der ihn in seinen Bemühungen bisher gar nicht unterstützt hatte, zum Kriegszuge auf. Heinrich stellte ihm vor, daß eine solche Unternehmung zur Zeit der Anwesenheit des Kaisers gar zu gefährlich seyn würde; doch versprach er um die Pfingstenzeit des bevorstehenden Jahres seiner Verpflichtung Genüge zu leisten. Philipp und Ulrich ärgerten sich zwar über seinen Wankelmuth nicht wenig; sie ließen sichs endlich aber doch gefallen, die Verbindung mit ihm zu erneuern. Das erstere Bündniß wurde zum Grunde gelegt und bestätigt; in der Pfingstwoche des künftigen Jahrs sollte der Zug vor sich gehen; in der Gegend von Frankfurt wollte man sich versammlen; Heinrich wollte dreyhundert Reiter und tausend Mann Fußvolk, Philipp aber zweytausend Reiter und sechstausend Mann Fußvolk stellen; die Churfürsten von Trier und von Sachsen, die schon das vorigemal ihren Beystand versprochen hätten, wollte der Landgraf von neuem dazu auffordern; würden diese aber ihren Beystand verweigern, so wollte Philipp vierzig und Heinrich zwanzig tausend Gulden an den Herzog Ulrich auszahlen, damit dieser selbst Kriegsvolk anwerben und ihr Heer dadurch verstärken könnte. Der Fall, wo dieses Bündniß seine Wirkung haben sollte, trat nur gar zu sehr ein. Der Kaiser belehnte nicht nur seinen Bruder Ferdinand namentlich auch mit Wirtemberg [r]), sondern ertheilte dem Landgrafen außerdem eine Antwort, die ihm alle Hoffnung benahm, seinem lieben Ulrich das wirtembergische Land im Frieden wieder zu verschaffen [s]). Ulrich übergab zwar dem Landgrafen und seinen Bundesverwandten, als sie zu Schmalkalden

1530 im Apr.

1530

(1531)

1530 im Jun.

r) Doch nicht ohne Protestation der Churfürsten. Diese weigerten sich standhaft, sich zur Belehnungsfeierlichkeit niederzusetzen, bis ihnen endlich die etwas besänftigende Erklärung gegeben wurde, daß durch diese Belehnung niemanden am seinen Rechten sollte geschadet werden. Spittler am a. O. S. 396. Man vergl. Häberlin, S. 308.

s) Häberlin, S. 290 – 312.

den versammlet waren, eine Schrift, worin er die Beschuldigung des Kaisers widerlegte, und die Ungerechtigkeit seines Verfahrens vorstellte, mit der Bitte, sie dem Monarchen bey Gelegenheit zu überreichen, und der churfächsische Gesandte befolgte auch diesen Auftrag zu der Zeit, als Ferdinand zu Cöln zum römischen König sollte gewählt werden; er erhielt aber weiter keine Antwort, als daß es bey der letzten Entschließung des Kaisers sein Bewenden habe. Jetzt blieb dem landgrafen weiter nichts übrig, als Gebrauch seiner Macht. Ulrich mußte in seinem Namen den Churfürsten von Sachsen ersuchen, daß er ihm tausend Reiter überlassen, und die Vertheidigung seines landes während dem wirtembergischen Zuge über sich nehmen möchte; Philipp wollte alsdenn, in Verbindung mit Ulrichen, zwey tausend Reiter und zehn tausend Mann Fußvolk stark, die Eroberung des Herzogthums Wirtemberg wirklich unternehmen. Der Krieg mit den Türken schien ihm den damaligen Zeitpunct besonders günstig zu machen. Allein der Churfürst von Sachsen wollte ihn durchaus nicht unterstützen; er mußte also seine Unternehmung wieder aufgeben. Eben so wenig gelang es ihm damals, die Herzoge von Bayern für Ulrichs Sache zu gewinnen t). Desto glücklicher war er in seinen Unterhandlungen mit dem König von Frankreich. Er war deswegen in der Stille nach Lothringen gereiset. Der französische Monarch hatte ihm schon ehedem, wegen eines Bündnisses, das er zur Hintertreibung der Wahl Ferdinands veranlassen wollte, hundert tausend Kronen geben wollen. Diese Summe versprach er ihm jetzt nicht nur von neuem, um sie zur Wiedereroberung des Herzogthums Wirtemberg anzuwenden; er machte sich noch zu einer eben so großen Summe verbindlich. Ulrich sollte ihm dafür die Grafschaft Mömpelgard auf einige Jahre zum Unterpfand einräumen. Er wollte alsdenn noch eine beträchtliche Summe auszahlen, die er nicht wieder verlangte. Philipp nahm diese Bedingungen mit Freuden an, und eilte zu seinem Freund Ulrich nach Hessen zurück u).

1531 im Jan.

1533 im Dec.

9. Nichts konnte aber des muthigen Philipps Vorhaben besser begünstigen, als daß der mächtige schwäbische Bund, der nunmehr fünf und vierzig Jahre hindurch ein so großes Ansehn behauptet hatte, seine gänzliche Trennung erlebte. Die vornehmste Ursache derselben bestand unstreitig in der Verschiedenheit des Glaubens, die seit luthers Reformation unter den Mitgliedern des Bundes herrschte. Der landgraf und die evangelischen Reichsstädte, welche unter dieselben gehörten, fühlten es immer stärker, daß die Einigkeit zwischen ihnen und ihren catholischen Bundesgenossen nicht länger fortdauren könnte. Es hatten aber auch selbst einige catholische Reichsstände die Neigung, dieser Verbindung ferner treu zu bleiben, verlohren. Die Herzoge von Bayern wollten ihm durchaus nicht eher wieder beytreten, als bis der Herzog Ulrich, oder vielmehr dessen Prinz Christoph, in sein land wieder eingesetzt worden wäre. Den Churfürsten von Maynz und Trier hatte der schlaue landgraf eine Abneigung gegen diesen Bund beygebracht. Die Reichsstädte, welche das lästige desselben am meisten empfanden, verknüpften mit ihrem fernern Beytritt Bedingungen, die man nicht so leicht eingehen konnte, oder wollte. So sollte

Trennung des schwäbischen Bundes.

t) Am meisten hinderte Sabine, Herzog Ulrichs Gemahlin, diesen Vergleich.

u) Teuthorn, VIII, 235–250. Häberlin, S. 483. u. f. f.

Digitized by Google

sollte z. B. kein Mitglied das andre der Religion wegen feindlich behandeln, sondern es vielmehr beym Genusse aller Gefälle und Einkünfte, mit Aufhebung der geistlichen Gerichtbarkeit, in Ruhe lassen (das zielte natürlich am meisten auf die geistlichen im Bunde befindlichen Fürsten); ferner verlangte man, daß der Kaiser in Ansehung der landvogtey in Schwaben, imgleichen der Herrschaft Hohenberg und seiner übrigen Vorlande, dem Bunde gleichfalls beytreten möchte. Dies waren die vornehmsten Forderungen der Reichsstädte, als die kaiserlichen Bevollmächtigten auf
im Apr. einem Bundstag, der zu Augsburg gehalten wurde, sich vergeblich alle Mühe gaben, die Mitglieder des Bundes zur Verlängerung desselben zu bewegen. Die evangelischen Reichsstädte erklärten bey der Gelegenheit auch ganz deutlich, daß sie, wenn man ihren Beschwerden nicht abhelfen, und besonders die geistliche Gerichtbarkeit nicht aufheben würde, nach einer andern Stütze sich umsehen, daß sie alsdenn ihrer mit dem Churfürsten von Sachsen und andern Fürsten und Ständen eingegangnen und bisher nur auf die Religion gerichteten Verbindung, einen weitern, die Vertheidigung ihres Lebens und Vermögens betreffenden Umfang geben würden. Kurz, man merkte es ganz deutlich, daß weder die Reichsstädte noch andre Mitglieder die Verbindung weiter fortzusetzen sich geneigt fühlten. Diese Abneigung half nun freylich der französische Gesandte Wilhelm Bellay von Langlay und der landgraf Philipp gar sehr vermehren. Es wurden daher noch zwey Bundestage gehalten, ohne daß die kaiserlichen Bevollmächtigten ihre Absicht erreichten, und man konnte deswegen den schwäbischen Bund beynahe als getrennt betrachten r).

Des Prinzen Christophs bisheriges Schicksal.

10. Bey der Trennung desselben war aber der Prinz Christoph, Ulrichs Sohn, eine der mitwirkendsten Ursachen. Dieser Prinz, der, als sein Vater aus seinem Lande vertrieben wurde, im Alter der Kindheit nach Inspruck kam, wo er unter der Aufsicht Wilhelms von Reichenbach mit dessen Söhnen eine gute Erziehung genoß, wurde in der Folge nach Wien gebracht, wo man ihm den vortrefflichen Michael Tiffernus zum Hofmeister gab. Eben daselbst zog er auch die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich. Dieser ließ sich von dem muntern, talentvollen Prinzen allerley Staatsschriften vorlesen, und Christoph sammlete sich dadurch ganz unvermerkt eine große Kenntniß von den Geheimnissen und den Künsten der Regierung. Der Kaiser, dessen Gesinnungen für ihn immer gnädiger wurden, nahm ihn mit auf den Reichstag nach Augsburg. Die Politik hätte ihm aber dies verbieten sollen. Denn hier war es nicht nur, wo der Prinz zuerst das Schicksal seines Vaters und des ihm durch Erbrecht bestimmten Herzogthums Wirtemberg erfuhr; hier erwarb er sich auch die Freundschaft vieler Fürsten; hier machte er auch die Verwandtschaftstriebe seiner mütterlichen Oheime, der Herzoge von Bayern, so rege, daß sie den Entschluß faßten, ihm zum Besitz des väterlichen Landes zu verhelfen. Jetzt sah der Kaiser den begangnen Staatsfehler ein. Ihn wieder gut zu machen, sollte nun der arme Prinz nach Spanien, und vermuthlich in ein Kloster, wandern. Schon sollte er, nach geendigtem Feldzuge gegen die Türken, dem Kaiser nach Italien folgen, um von da mit ihm nach Spanien überzusegeln. Auf den Rath seines treuen Hofmeisters Tiffernus schlich er sich aber, in den tyrolischen Gebirgen, von dem kaiserlichen Gefolge mit ihm weg, um sich zu seinen Oheimen, den

r) Häberlin am a. O. 479–482.

Digitized by Google

den Herzogen von Bayern, zu begeben. Ihre Flucht wurde von Spaniern, die ihnen nachspürten, äußerst gefährlich gemacht. Ein treuer Wegweiser brachte sie aber durch manche Nebenwege glücklich an den gewünschten Ort. Der treue Tiffernus ging zu Fuße, um dem Prinzen sein Pferd zu geben. Der König Ferdinand schickte, so bald er von des Prinzen Entweichung, und von dem Wege, den derselbe genommen hatte, Nachricht bekam, Dietrich Späten aus, um seinen Aufenthalt auszuforschen, und ihn zur Rückkehr an den kaiserlichen oder königlichen Hof zu bereden. Spät mußte sich deswegen zu dem Herzog Ludewig von Bayern und zu der Herzogin Sabine begeben. Außer demselben hatte aber auch sein ehemaliger Hofmeister Ulsenwanger den Auftrag, ihn aufzusuchen. Allein Christoph verbarg seinen Aufenthalt so vorsichtig, daß man ihn nicht so leicht entdecken konnte. 1532 im Oct.

11. In dem Zustande der Freyheit, den der Prinz nunmehr genoß, bekümmerte er sich genauer um die Art, wie das Herzogthum Wirtemberg an das Haus Oestreich gekommen war, und nun erfuhr er unter andern, daß man ihm und seiner Schwester die Bezirke von Tübingen und Neuffen vorbehalten hatte. Er schrieb hierauf, mit Bewilligung seines Vaters, an den schwäbischen Bund und die östreichische Regierung des Herzogthums Wirtemberg, erinnerte sie an das, was man ihm ausgesetzt hatte, und stellte zugleich das Unrecht vor, das ihm, als einem unschuldigen Kinde, durch die Veräußerung des väterlichen Landes war zugefügt worden. In der Folge erbot er sich, auf dem nächsten Bundestag, unter sicherm Geleit, in Person zu erscheinen. Die Bundesstände gaben von seinem Ansuchen dem König Ferdinand Nachricht; dieser bestand darauf, daß man den Prinzen schlechterdings an ihn verweisen sollte, und er versprach ihm auf den Fall, daß er sich an seinen Hof begeben wollte, alle Sicherheit. Indessen verlangte er doch von seiner Regierung des Herzogthums Wirtemberg ein Gutachten, wie man sich bey den Forderungen des Prinzen zu verhalten habe. Diese sagte es nun in ihrem Berichte gerade heraus, daß die Bedingungen des Vertrages v), in Ansehung des Prinzen und des schwäbischen Bundes, sehr schlecht erfüllt worden wären, und daß der Prinz zu Beschwerden allerdings Ursache habe; ja er sey zum Besitze der Städte und Aemter Blaubeuren, Heydenheim und Münsingen, berechtigt, Heydenheim wäre aber indessen an die Stadt Ulm verpfändet worden. Zugleich hätte man auch dem schwäbischen Bunde zum Mistrauen Gelegenheit gegeben, indem sich der Kaiser gegen ihn und die wirtembergische Landschaft verbindlich gemacht hätte, die Ansprüche des Prinzen über sich zu nehmen. Da aber zugleich Wirtembergs ungetrennte Beybehaltung vom Kaiser und König der Landschaft und dem schwäbischen Bunde versprochen, da die Unzertrennlichkeit des Landes durch den Tübinger Vertrag zu einem Grundgesetz gemacht worden wäre, so könnte man dem Prinzen nicht füglich etwas vom Lande einräumen, und man müßte ihn daher durch andre vom Herzogthum entfernte Güter befriedigen. An dem königlichen Hof mußte dieser Bericht eben nicht sehr gnädig aufgenommen werden; wenigstens bekam der schwäbische 1533 im Apr. Er fordert väterliche Land zurück.

v) Sattler, Th. II, Beyl. 55. Der besondre Vertrag, der zwischen dem Herzog Wilhelm von Bayern und den Gesandten Carls, besonders wegen der Unterhaltung des Prinzen Christophs und seiner Schwester Anne zu Augsburg am 6. Febr. 1520 geschlossen wurde, ist, soviel man weiß, noch nicht gedruckt. Spittler am a. O. S. 383.

biſche Bund die erwartete Antwort nicht. Die drey Bundeshaupтleute überſchickten daher dem Prinzen nur den königlichen Geleitsbrief, nebſt dem Vertrage, durch den das Land an den Kaiſer übergeben worden war, und der Schrift, durch ſie ihr Verfahren bey den Eidgenoſſen gerechtfertigt hatten. Der Prinz ließ hierauf eine
im Jul. Schrift drucken, worin er das Unrecht, das durch die Entziehung des Herzogthums Wirtemberg ſeinem Hauſe widerfahren war, gründlich darſtellte. Allein Ferdinand bezog ſich, in ſeiner Antwort auf dieſe Schrift, auf das, was ſein Bruder, der Kaiſer, ſchon mehrmals geantwortet hatte. Zu dieſem Misvergnügen des Prinzen, ſeine gerechten Forderungen immer unbefriedigt zu ſehen, geſellte ſich damals noch der Verdruß, ſelbſt von ſeinem Vater Beweiſe des Verdachtes und des Argwohns zu erfahren. Dieſer merkte, daß die Herzoge von Bayern, des Prinzen Oheime, nur ihm die Regierung des Landes wieder zu verſchaffen wünſchten. Er bildete ſich ein, daß ſein Sohn mit ihnen im Einverſtändniſſe lebe, und er ermahnte ihn daher in einem Briefe, die Pflichten eines Sohnes gegen ihn nicht zu vergeſſen. Allein Chriſtoph überzeugte ihn bald, daß ſein Verdacht grundlos war.

im Dec. 12. Es kam nun der Bundestag zu Augsburg, auf welchem Chriſtoph
Seine Bemühungen ſind fruchtlos. vor dem ſchwäbiſchen Bunde erſcheinen ſollte. Er nahm zu Augsburg nicht nur einen gewiſſen D. Volland zu ſeinem Rathe an; er fand daſelbſt auch rechtliche Beyſtände von dem König von Frankreich, dem Churfürſten von Sachſen, dem Biſchof von Münſter, den Herzogen von Braunſchweig und Lüneburg, von Preußen, Mecklenburg und Jülich, wie auch von dem Landgrafen von Heſſen, und ſeinem väterlichen Oheim, dem Grafen Georg von Wirtemberg. Die Bundeshaupтleute baten ihn, ſich an die anweſenden kaiſerlichen Commiſſarien zu wenden; dieſe wollten ſich aber anfangs theils nicht recht einlaſſen, theils machten ſie ſolche Einwendungen, die der Prinz und ſeine Rathgeber unmöglich für gültig erkennen konnten; und als ſie endlich, durch Ferdinands Räthe gedrungen, ihm zur Befriedigung ſeiner Anſprüche einige Anerbietungen thaten, ſo betrafen dieſe Anerbietungen ſolche Bezirke und Oerter, die ihn entweder zum öſtreichiſchen Landſaſſen machten, oder mit einer großen Schuldenlaſt überhäuften. Natürlich wollte ſie der Prinz nicht annehmen. Jetzt brauchten die Räthe Ferdinands die Chicane, den Prinzen zu beſchuldigen, als wenn er die mit ſeinen Vormündern gemachten Verträge nicht halten wollte.
1534 Er erklärte jedoch dieſe Beſchuldigung für eine offenbare Unwahrheit, und trug nun-
im Jan. mehr den ganzen Hergang und die ganze Lage der Sache der Bundesverſammlung vor. Zugleich forderte er dieſelbe auf, ihm zur Wiedererlangung des mit Unrecht entzogenen behülflich zu ſeyn, oder ihn an der Beſitznehmung des Herzogthums wenigſtens nicht zu hindern. Seine Vorſtellung machte bey den Gliedern des Bundes einen für ihn ſo vortheilhaften Eindruck, daß ſie anfingen, unſchlüſſig zu werden, ob ſie dem Prinzen und ſeinem Vater den Eingang in ihr Land länger verweigern ſollten. Ja ſie wankten ſelbſt wegen der Verlängerung ihrer Verbindung, woran dem Kaiſer und dem König Ferdinand ſo viel gelegen war, immer mehr. Da nun neue Vergleichsunterhandlungen zwiſchen dem Prinzen und den kaiſerlichen Commiſſarien abermals fruchtlos abliefen, ſo gab ſich der Prinz alle Mühe, die Trennung des Bundes zu befördern, und es gelang ihm wirklich, die Erneuerung deſſelben zu verhindern. Sein Vater, dem er das Herzogthum nicht entzogen hatte,

unge-

Digitized by Google

ungeachtet ihm einige Bundesstände dazu riethen, war so zufrieden mit ihm, daß er ihn einmal selbst zu sprechen wünschte, und noch mehr sehnte sich der gutmüthige Sohn, seinen Vater, den er seit seinem vierten Jahre nicht gesehen hatte, gleichsam erst kennen zu lernen. Christoph wurde also von seinem Vater und dem Landgrafen nach Hessen eingeladen. Der Prinz machte sich bey dieser Reise die Hoffnung, daß er, ohne gekannt zu seyn, im väterlichen Herzogthum, oder wenigstens an den Gränzen desselben, mit den heimlichen Freunden und Anhängern seines Hauses würde sprechen können. Eine Einladung des Bischofs von Augsburg zu neuen Unterhandlungen verhinderte ihn aber daran.

Philipp und Ulrich rüsten sich.

13. Prinz Christoph wußte damals noch nicht, daß sein Vater und der Landgraf gerade um diese Zeit so ernstliche Anstalten machten, das, was er auf dem Weg des Rechtes nicht durchsetzen konnte, mit bewaffneter Hand auszuführen. Sie glaubten alle Ursachen zu haben, den damaligen so günstigen Zeitpunct zu benutzen. Carl befand sich in dem entfernten Spanien. Ferdinand hatte mit den Unruhen in Ungern und mit den Türken zu kämpfen; der schwäbische Bund, der den Herzog Ulrich an der Wiedereroberung seines Landes so mächtig gehindert hatte, war getrennt, und die Herzoge von Bayern standen mit dem Herzog Ulrich, oder doch gewiß mit dem Prinzen Christoph, in freundschaftlichem Verhältniß. Die Kriegsrüstungen des Landgrafen und des Herzogs konnten aber natürlich nicht ganz verheimlicht werden. Die östreichische Regierung des Herzogthums Wirtemberg gerieth in große Verlegenheit. Es fehlte ihr nicht nur an Kriegsvolk, Geschütz und Geld; sie konnte nicht nur von dem getrennten schwäbischen Bunde keine Hülfe mehr erwarten; sie flehete auch selbst den König Ferdinand vergeblich um Beystand und Unterstützung an. Umsonst verlangte sie von ihm einige tausend Reiter, und besonders eine beträchtliche Anzahl von Ungern und Croaten; Ferdinand, der ihnen entweder nicht helfen wollte, oder nicht helfen konnte, glaubte das Herzogthum Wirtemberg mit dem Gute und Blute der deutschen Fürsten, und ohne eignen Aufwand, behaupten zu können. In dieser Absicht schickte er den Churfürsten von Maynz, Trier, Cöln und Pfalz, wie auch den Bischöfen von Bamberg und Wirzburg, den strengen Befehl zu, niemanden, der mit einer feindseligen Unternehmung gegen das Haus Oestreich umgehe, den Durchzug zu gestatten, sondern ihn als einen Friedensstörer mit Gewalt abzuweisen. Andre Reichsfürsten sollten sich aber gegen den Herzog Ulrich und seine Bundesverwandten noch thätiger beweisen. Gegen den Landgrafen wollte er die Grafen von Nassau brauchen, welche den Verlust der Grafschaft Katzenelnbogen noch nicht verschmerzt hatten; und sollte der Churfürst von Sachsen ja den Einfall bekommen, dem Herzog Ulrich und dem Landgrafen beyzustehen, so hoffte er, durch den Herzog Georg von Sachsen und den Churfürsten von Brandenburg, ihm schon Beschäfftigung genug zu geben; gegen die Herzoge von Bayern, wenn sie sich etwa regen würden, hoffte er aus Böhmen und von dem Bischof von Passau, ihrem Bruder, Hülfe zu bekommen. Alles, was er nun noch außerdem zur Vertheidigung und Behauptung des Herzogthums Wirtemberg that, bestand darin, daß er einiges Geschütz ins Land bringen ließ, daß er einigen Edelleuten Mannschaft anzuwerben befahl. Der Kaiser, der indessen von den Bewegungen des Landgrafen und des Herzogs gleichfalls Nachricht bekommen

Digitized by Google

hatte, glaubte nun ſchon genug zu thun, wenn er von Toledo in Spanien aus Verordnungen an die deutſchen Reichsſtände ſchickte, die ihnen alle Theilnahme an feindlichen Unternehmungen gegen ihn, ſeinen Bruder, oder ein andres Mitglied des Reichs unterſagten, wenn er an das Kammergericht ernſtliche Befehle ergehen ließ, über die Beobachtung des landfriedens mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit
im Apr. zu wachen. Das Kammergericht erhielt vom König Ferdinand den Auftrag, die kaiſerlichen Verordnungen durch reitende Kammerboten herumzuſchicken. Das Kammergericht fertigte auch acht ſolche Boten nach allen Gegenden Deutſchlands ab; den nach Heſſen und Weſtphalen geſchickten Kammerboten ließ aber der landgraf ſo lange anhalten, bis er ſeinen Zug wirklich angetreten hatte, und einem andern nahm ſein Kriegsoberſter, der Graf Wilhelm von Fürſtenberg, der bey Straßburg einige Mannſchaft zuſammengezogen hatte, alle Papiere ab, und wie er ihn hernach noch mit mehrern ſolchen Briefſchaften unter ſeinem Kriegsvolke antraf, ſo drohete er ihn, wenn er ſie austheilen würde, hängen zu laſſen. Die Mannſchaft eben dieſes Grafen von Fürſtenberg hatte ſich aber von Worms bis nach Straßburg ausgebreitet; den Beyſitzern des Kammergerichtes wurde deswegen ſelbſt nicht wenig bange, und einer von denſelben reiſete zum König Ferdinand nach Prag, um ihm vorzuſtellen, daß das fiſcaliſche Verfahren jetzt ſeine Wirkung ſchwerlich haben dürfte. Ehe derſelbe aber noch zu Prag angekommen war, langten beym Kammergericht zwey neue Verordnungen vom König Ferdinand an, die ihm auflegten, gegen den landgrafen mit fiſcaliſcher Handlung auf den landfrieden ſchleunigſt und mit allem Ernſt zu verfahren. Der kaiſerliche Fiſcal that auch ſogleich ſeine Pflicht, und wirkte zwey Pönalmandate, eins gegen den landgrafen ſelbſt, und das andre gegen deſſen Kriegsoberſten, aus. Dieſe Pönalmandate konnten aber auf den landgrafen um ſo weniger Eindruck machen, da die proteſtantiſchen Stände ſchon zu Anfang dieſes Jahrs der Gerichtbarkeit des Kammergerichts ſich feierlich entzogen hatten. Es war folglich in jedem Betrachte weiter nichts als eitle Cäremonie,
im Jun. wenn das Kammergericht an den landgrafen, ſeine Bundesverwandten, und ſeine Gehülfen eine Ladung auf die Acht ergehen ließ.

Sie erobern das Herzogthum Wirtemberg. [im März.]

14. Während der Zeit, daß das Kammergericht ſein Anſehn zu behaupten ſuchte, hatte der landgraf ſeine Unternehmung glücklich ausgeführt. Er und Ulrich ſchloſſen zuerſt einen Vertrag, der ihre Verhältniſſe bey dieſer Gelegenheit genauer beſtimmte. Ulrich verpflichtete ſich, dem landgrafen allen Aufwand, den er ihm zum Beſten gemacht hätte oder noch machen würde, zu erſetzen; ſechs hundert Reiter und einige Feldwagen ausgenommen, für welche Philipp keine Vergütung verlangte. Dabey wurde ausgemacht, daß in dem Fall der gänzlichen Erlöſchung des wirtembergiſchen Mannsſtammes, der landgraf das Herzogthum Wirtemberg erben ſollte. In der Folge entſagte aber der landgraf, den Unterhandlungen mit den Herzogen von Bayern zum Beſten, dieſem Anwartſchaftsrechte, und bedung ſich nur die Bezahlung der Kriegskoſten aus, die ihm ſicherer als eine Anim Apr. wartſchaft ſchienen. Der landgraf und der Herzog ſtellten hierauf ſowol dem Kaiſer als dem König Ferdinand die Gründe vor, durch die ſie ſich zu ihrer Unternehmung berechtigt glaubten. Sie ließen auch in eben der Abſicht an die Statthalterin der Niederlande, an die vorderöſtreichiſche Regierung zu Innſpruck, an die böhmiſchen

mischen Landstände, an die vornehmsten Reichsstädte, und endlich an alle Reichsstände, besondere Schreiben abgehen. Der König Ferdinand erbot sich in seiner Antwort, sich entweder vor dem Kaiser allein, oder mit Zuziehung der Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen, imgleichen des Herzogs Georg, einer rechtlichen oder friedlichen Erörterung der Sache zu unterwerfen. Der Herzog und der landgraf erklärten aber, sie würden sich auf eine rechtliche Erörterung nicht eher einlassen, als bis sich Ulrich wieder im wirklichen Besitz des Landes befände. Wenn auch Ferdinand alle in und um das Herzogthum Wirtemberg angesessene Grafen, Herren, Ritter und Edele, zur Vertheidigung desselben aufforderte, so ermahnte Ulrich seine wirtembergischen Vasallen und Unterthanen, ihm die Treue und Pflicht zu erweisen, die sie seinem Hause schuldig wären. Die letztre Ermahnung that bey den wirtembergischen Landständen allerdings ihre Wirkung. Die Prälaten und die Landschaft des Herzogthums wollten anfangs durchaus keine Geldbeyträge bewilligen [1]), und nur die Geistlichkeit verstand sich zuletzt, unter dem Vorwand ihrer eignen Erhaltung, zur Entrichtung des Ueberrestes vom sogenannten Handhabungsgelde, und einer ganzen Jahrsteuer, die aber erst nach vierzehn Tagen eingefordert werden sollte. Bey solchen Umständen befand sich der östreichische Statthalter des Herzogthums, der Pfalzgraf Philipp, der Wien so tapfer gegen die Türken vertheidigen half, in dringender Verlegenheit. Er sollte, von Geld, Kriegsvolk und überhaupt von allen Kriegsbedürfnissen entblößt, ein weitläuftiges Land gegen einen mächtigen Ueberfall vertheidigen. In dieser Verlegenheit that er, was er nur thun konnte. Er bestellte, nebst der Regierung, Conraden von Bemelberg zum Kriegsobersten, und nahm siebzehn Hauptleute in Dienst, welche Fußvolk anwerben, alle von andern geworbene Knechte mit Gewalt wegnehmen, und sodenn ihre Mannschaft bey Stuttgard zusammenziehen sollten. Den nachdrücklichsten Beystand verlangte er vom König Ferdinand. Diesem hatte zwar die Grafschaft Tyrol zwey tausend Mann Fußvolk versprochen, aber man erwartete ihren Anzug vergeblich; eben so wenig half es, daß die böhmischen und die niederöstreichischen Landstände zu einiger Mannschaft Hoffnung gemacht hatten; ehe sie noch darüber einen förmlichen Schluß faßten, war das Herzogthum schon verlohren. Der Statthalter und die Regierung boten dem Adel in Schwaben und in den benachbarten Ländern nicht nur großen Sold, sondern auch die Versicherung eines sechsjährigen Dienstes an; aber alles umsonst. Unter solchen Umständen war es in der That nicht wenig, wenn der Pfalzgraf Philipp ungefähr vier hundert Mann zu Pferde, und zehn bis zwölf tausend Mann Fußvolk zusammenbrachte. Er lagerte sich mit diesem zusammengerafften Kriegshaufen bey Allingen und Vayhingen an der Enz, in den Gedanken, daß die beiden Fürsten die Bergstraße heraufziehen, und bey Maulbronn ins Land eindrin-

1) Nachdem (sagt Spittler in der wirtemb. Gesch. S. 120.) die ersten Ausbrüche des Hasses verbrannt, und das Andenken mancher einzelnen grausamen Thaten verloschen war, so hob sich in der Seele des Landmanns jene natürliche Neigung zu seinem angestammten Landesherrn, und das Mitleid zeigte Ulrichen von ganz andern Seiten, als die waren, welche man vorher allein an ihm sehen zu können glaubte. — Ein paar der vorzüglichsten Erbfeinde waren indessen gestorben, und die übrigen fanden bey der neuen Regierung ihren Vortheil so wenig, fanden die neue Hofhaltung und die Oeconomie des Statthalters so dürftig eingerichtet, daß sie die Sehnsucht des Landvolks nach dem alten Regenten nicht ungern bemerkten.

Digitized by Google

dringen würden. Der Landgraf und der Herzog hatten auch dieſe Abſicht wirklich gehabt. Sie wollten deswegen bey Frankfurth über den Mayn gehen; die Stadt verweigerte ihnen aber, unter dem Vorwande eines königlichen Verbots, den Durchzug. Sie mußten daher an dem Mayn hinunter ziehen; bey Rüſſelsheim gelang ihnen endlich nach vieler Mühe und Beſchwerlichkeit der Uebergang über den-
am 3. May. ſelben, und nun vereinigten ſie ſich mit dem Grafen von Fürſtenberg, und einiger Mannſchaft, welche ihnen Reichsſtädte zu Hülfe ſchickten. Das Heer des Landgrafen ſoll, noch vor dieſer Vereinigung, fünf tauſend Reiter und über einige und zwanzig tauſend Mann Fußvolk ſtark geweſen ſeyn a). Das vereinigte Heer wollte hierauf durch die Bergſtraße und die pfälziſchen Länder ſeinen Zug fortſetzen; der Churfürſt verbat ſichs aber. Philipp und Ulrich mußten ſich daher mit ihrem Heere in die Gegend von Miltenburg wenden, und mit vielem Ungemach durch den Odenwald heranrücken. Bey Neckarsulm kamen ſie endlich wieder hervor, und nun rückten ſie in das Herzogthum ein. Die Städte Weinsperg und Neuenſtadt am Kocher gehorchten ihrer wiederholten Aufforderung zur Uebergabe. Der Pfalzgraf Philipp zog ſich hierauf mit ſeinem Heere nach Tauſſen oberhalb Heilbronn. Man
am 12. rückte hier von beiden Seiten mit ſolcher Lebhaftigkeit heran, daß beide Theile zu Sontheim ihr Nachtlager beziehen wollten. Schon ſchlugen ſich die Vortruppen mit einander herum; ſchon feuerte man die Kanonen ſo fleißig ab, daß dem Pfalzgrafen Philipp das Pferd, worauf er ritt, erſchoſſen, daß ihm von einer Kugel eine Ferſe weggeriſſen wurde. Seine Mannſchaft mußte dem vereinigten Heere auch eine vortheilhafte Anhöhe überlaſſen. Von dieſer Anhöhe ließ der Landgraf
am 13. das feindliche Lager am folgenden Morgen beſchießen. Ein verſtellter Rückzug lockte die Feinde aus ihrer günſtigen Stellung heraus. Philipps überlegene Kriegsmacht zog ſich nun um dieſelben herum. Da ſie ſich von allen Seiten dem Feuer ausgeſetzt ſahen, ſo geriethen ſie bald in Unordnung. Nun flüchteten ſie durch die Weinberge und den Neckar. Allein hier fanden noch mehrere den Tod als im Treffen, und nur des Herzogs Bitte, das Leben ſeiner zum Dienſte mit Gewalt gezwungenen Unterthanen zu ſchonen, hielt den Landgrafen von der weitern Verfolgung derſelben ab. Er konnte ſich mit dem erfochtenen Siege auch um ſo mehr begnügen, da er ihm nur ſehr wenig Volk koſtete, und ihm noch überdies eine anſehnliche Beute an Geſchütz und anderm Gewehr, imgleichen an allerley Kriegsbedürfniſſen, und, wie man ſagt, auch an ſiebzig tauſend Goldgulden, in die Hände lieferte. Der verwundete Pfalzgraf Philipp ſprengte mit ſeiner Reiterey dem hohen Aſperg zu, auf welchem auch die Regimentsräthe ihre Zuflucht ſuchten. Das zerſtreute Fußvolk, das ſich bey Stuttgard wieder geſammelt hatte, wollte ſich in die Stadt werfen; die Bürgerſchaft verſchloß ihnen aber die Thore. Philipp und Ulrich ließen hierauf an die meiſten Städte und Aemter des Herzogthums ein Ausſchreiben ergehen, worin ſie ihnen ihren Sieg bekandt machten, und ſie zugleich an ihre Pflicht
am 15. erinnerten. Die Bürgerſchaft von Stuttgard öffnete dem Herzog mit Freuden ihre Thore, und huldigte ihm gegen das Verſprechen, alles vergangne zu verzeihen, und den Inbegriff ihrer Freyheiten und den Tübinger Vertrag zu beſtätigen, von neuem.

Die-

a) Nach einem genauern Verzeichniſſe hatte Philipp, als er aus Caſſel auszog, 3718 Pferd, und 16,344 zu Fuß, und alſo überhaupt 20062 Mann. Textorn, S. 253.

Digitized by Google

Diesem Beyspiel folgten, auf des Herzogs Aufforderung, auch die übrigen Städte und Aemter. Das Schloß zu Tübingen, die Festungen Hohenurach, Asperg und Neuffen, thaten zwar einigen, aber nur kurzen Widerstand. In Zeit von weniger als drey Wochen war das ganze Herzogthum erobert. Das östreichische Haus verlohr also dieses schöne Land eben so leicht, als es dasselbe erworben hatte! b) am 24sten.

15. Philipp hatte in der That eine kühne Unternehmung gewagt, deren Folgen dem ersten Anblick nach sehr schrecklich schienen. Man konnte mit Recht fürchten, daß Ferdinand und der Kaiser ihren ganzen Zorn und ihre ganze Macht gegen den Landgrafen kehren würden, der ihnen eine so wichtige Beute mit beschimpfender Leichtigkeit aus den Händen gerissen hatte. Ereignete sich dieser Fall, so sah sich die ganze protestantische Parten unvermeidlich zur Theilnahme an diesem Handel genöthigt; den Landgrafen durfte sie ihres eignen Vortheils wegen nicht unterdrücken lassen. Hierauf hatte vielleicht auch der Landgraf gerechnet, und da es wahrscheinlich doch einmal zum Krieg kommen mußte, so konnte ein so muthiger Fürst wie Philipp eine frühere Veranlassung zu demselben unmöglich als ein Unglück betrachten. Es zeigte sich jedoch gar bald, daß die Besorgniß wegen eines Krieges sehr vergeblich gewesen war. Ferdinand befand sich in einer Verfassung, die ihn kriegerischer Unternehmungen unfähig machte. Der Kaiser mußte erst aus dem entfernten Spanien herbeykommen; da ihm auch Frankreichs Antheil an dem wirtembergischen Handel nicht unbekandt war, und da er dabey ganz sicher voraussetzen konnte, daß er nicht allein den Landgrafen und den Herzog Ulrich würde zu bekämpfen haben, so hielt er den Ausbruch der Feindseligkeiten damals noch nicht für rathsam. Jede allzuraſche Entschließung, die Carl und Ferdinand im ersten Unwillen allenfalls fassen mochten, mußte durch reifere Ueberlegung dieser Umstände gemäßigt werden; ja sie mußten die angebotene Gelegenheit zu einem Frieden begierig ergreifen c). Diese Gelegenheit verschaffte eine Verbindung, die, noch vor des Landgrafen Kriegszug, zwischen dem König Ferdinand und den Churfürsten von Maynz, Trier, Cöln, Pfalz und Brandenburg war geschlossen worden, um Ferdinanden unter andern auch wegen seiner Würde eines römischen Königs Sicherheit zu leisten. Die Churfürsten hielten es daher für nöthig, an dessen Aussöhnung mit dem Churfürsten von Sachsen zu arbeiten. Den Auftrag, dieses Geschäffte durchzusetzen, übernahm der Churfürst von Maynz und der Herzog Georg von Sachsen. Die Zusammenkunft wurde zu Annaberg gehalten. Der Churfürst von Sachsen wollte sich aber nicht eher in einen Vergleich einlassen, als bis man sich verpflichten würde, dem Herzog Ulrich den ruhigen Besitz seines Landes zu lassen, und die Verwandten der Augsburgischen Confession weder durch Kammergerichtsprocesse, noch auf andre Weise zu bedrängen. Der König Ferdinand bestand nun darauf, daß man nicht nur seine römische Königswahl für gültig erkennen, sondern auch das Herzogthum Wirtemberg als ein Afterlehn vom Hause Oestreich erklären sollte. In Ansehung des letzten Punctes geriethen die beiden fürstlichen Unterhändler in große Verlegenheit. Sie verfielen zuletzt auf den sonderbaren, einen Widerspruch enthaltenden Gedanken, dem König Ferdinand zwar die Lehnsherrschaft und Anwartschaft zu verſi- Cadanscher Vertrag.

b) Häberlin, S. 483 – 543. c) Plank, S. 258 – 260.

versichern, dem Herzog aber seine Reichsunmittelbarkeit, nebst Siz und Stimme im Reichsfürstenrathe und allen Regalien, vorzubehalten. In der Meinung, daß die Unterhandlungen in Gegenwart der eignen Person des Königs einen schnellern Fortgang gewinnen würden, begaben sie sich zu ihm nach Caban in Böhmen. Da nun indessen der Landgraf Philipp und der Herzog Ulrich Anstalten machten, aus dem Herzogthum Wirtemberg in die östreichischen Lande in Schwaben einzurücken, so ließ sie der Churfürst von Sachsen durch einen besondern Gesandten ersuchen, nicht weiter vorzudringen, und den Ausgang der Unterhandlungen erst abzuwarten. Sie verstanden sich hierzu aber nur mit vieler Mühe, und nur auf einige Tage. Wer weiß, wie viel ihr gedroheter Einfall mag beygetragen haben, Ferdinands stolze und unbiegsame Seele etwas mehr zum Frieden zu stimmen! Indessen gab er
am 29. Jun. bey dem Vergleiche zu Caban doch nur soweit nach, als er das Nachgeben nicht vermeiden konnte. Herzog Ulrich behielt zwar das Herzogthum Wirtemberg, das er ihm jezt nicht wieder abnehmen konnte; Ferdinand bedung sich aber doch die Lehnsherrschaft und die Anwartschaft aus. Ungeachtet der erstern sollte der Herzog seine Reichsunmittelbarkeit und Reichsstandschaft behaupten. In Ansehung der Reformation wurde ausgemacht, daß niemand gezwungen werden sollte, seine Religion zu ändern, und daß die innerhalb des wirtembergischen Landes befindlichen, aber nicht zum Herzogthum gehörenden Abteyen, bey dem freyen Besiz ihrer Güter bleiben sollten. Endlich mußten sich Ulrich und der Landgraf verbindlich machen, sowol bey dem Kaiser, wenn er in das Reich käme, als bey dem römischen König, entweder in Person, oder durch Bevollmächtigte, eine fußfällige Abbitte zu thun. Der Churfürst von Sachsen bedung sich die bisher verweigerte Belehnung aus; auch mußte ihm Ferdinand versprechen, daß er ihm die kaiserliche Bestätigung der zwischen ihm und dem Herzog von Jülich und Cleve errichteten Erbverträge auswirken wollte. Er und die übrigen Theilnehmer an diesem Frieden erkennten übrigens Ferdinanden für einen römischen König; dagegen verpflichtete sich aber Ferdinand, es bey dem Kaiser und den Churfürsten dahin zu bringen, daß es zum Gesez gemacht würde, künftig beym Leben eines Kaisers keinen römischen König wieder zu wählen, wenn nicht vorher die Churfürsten gemeinschaftlich untersucht hätten, ob hierzu auch rechtmäßige und wichtige Ursachen vorhanden wären. Es war an diesem Puncte dem Churfürsten von Sachsen und seinen Bundesgenossen so viel gelegen, daß sie, wenn er in Zeit von zehn Monaten seine Befestigung nicht erlangen würde, von der Erfüllung des ganzen Cadanschen Vertrags sich befreyt erklärten. Weniger ernstlich drangen sie auf die Abstellung der drückenden Kammergerichtsprocesse. Ferdinand machte sich in Ansehung derselben zu weiter nichts verbindlich, als daß er im Namen des Kaisers es dahin bringen wollte, daß sich das Kammergericht alles rechtlichen Verfahrens gegen die Protestanten enthalten möchte; dies sollte aber den Wiedertäufern, Sacramentirern und andern Secten nicht zum Besten gereichen [b]).

Ulrich entschließt sich zur Annahme desselben nur mit Mühe.

16. Mit diesem Cadanschen Frieden stimmte aber niemand weniger überein, als Herzog Ulrich. Der Churfürst von Sachsen hatte zwar von ihm, so wie von dem Landgrafen, die Vollmacht dazu gehabt, er hatte sie aber überschritten. Verschiedene von den bewilligten Puncten standen dem Herzog durchaus nicht an.

Am

b) Häberlin, S. 542 – 551.

Digitized by Google

Am wenigsten aber gefiel ihm die östreichische Lehnsherrschaft. Vergeblich bemüheten sich der Churfürst und der Landgraf es ihm begreiflich zu machen, daß diese Afterlehnschaft seiner fürstlichen Würde gar nicht zum Nachtheil gereiche. Ulrich ließ sich von den berühmtesten Rechtsgelehrten ein rechtliches Bedenken darüber ausstellen. Der straßburgische Rathsadvocat D. Frosch erklärte es ganz für unmöglich, daß man das Herzogthum Wirtemberg zu einem Afterlehn des Hauses Oestreich machen könne. Nun forderte aber der Landgraf seinen Rechtsgelehrten ein Gutachten darüber ab, und diese bewiesen es unter andern aus dem Lehnsverhältnisse zwischen den Churfürsten und dem Bischof von Bamberg, daß eine solche Afterlehnschaft weder dem Reiche noch dem Herzog zum Nachtheil gereichen könne, weil dem letztern seine Regalien, nebst Sitz und Stimme, vorbehalten worden wären. Dieses Gutachten begleitete der Landgraf, indem er es dem Herzog schickte, noch mit andern Gründen, und hauptsächlich mit dem wichtigen, daß er ja selbst zu Augsburg gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig sich erboten habe, sein Land für ein Afterlehn des Hauses Oestreich zu erklären. Zugleich erklärte er ihm, daß er für seine Person bey dem Cadanschen Vertrage verharren, und daß er des Herzogs Weigerung, denselben anzunehmen, als einen Beweis von Feindschaft aufnehmen würde. Diese Erklärung des Landgrafen verdroß den Herzog um so mehr, da er die Entdeckung machte, daß Philipp, den Frieden zu beschleunigen, den Punct der Afterlehnschaft selbst in Vorschlag gebracht habe. Zu dieser Ursache der Uneinigkeit zwischen beiden Fürsten gesellten sich aber noch andre, die von der Ersetzung der Kriegskosten herrührten [c]), und zusammen einen sehr lebhaften Briefwechsel verursachten. Alle Mühe des Landgrafen, den Herzog zur Annahme des Cadanschen Vertrags zu bereden, war überhaupt vergeblich. Ulrich that vielmehr alles mögliche, von der verhaßten Afterlehnschaft sich zu befreyen. Er wendete sich an den König von Frankreich, mit dem er schon in Verbindung stand, und der ihm zur Wiedereroberung seines Landes so vieles Geld vorgeschossen hatte. Sein Bruder, der Graf Georg, den er an ihn schickte, mußte ihm zugleich eine französische Uebersetzung des Cadanschen Vertrags überbringen, und ihn in seinem Namen um Rath und Hülfe ersuchen. Ulrich bat außerdem noch verschiedene der mächtigsten Reichsfürsten durch eigne Gesandten um Beystand; niemand aber getraute sich, aus Furcht vor der Ungnade des Kaisers und des römischen Königs, sich mit ihm einzulassen. Indessen war doch der letztre in seinem Versuche, die Einwilligung der Churfürsten zur Afterlehnschaft zu erhalten, auch nicht glücklich. Diese behaupteten vielmehr standhaft, daß sie dem Ansehn des Reiches nachtheilig sey. Von einem völligen Vergleiche war man also noch ziemlich weit entfernt. Ulrichs Verbindung mit Frankreich schien auch immer bedenklicher zu werden. Er hatte nun auch seinen

c) Diese beliefen sich auf 434,450 Gulden, von welchen der Herzog, nach Abzug der französischen Subsidiengelder, und anderer bereits bezahlten Summen, noch 230,163 Gulden schuldig war. Davon zahlte er sogleich dem Landgrafen 76,855 Gulden aus, wozu die Städte 40,000 Gulden eiligst aufbrachten, und die Prälaten auch etwas beytragen mußten. Die Abzahlung der noch übrigen 153,708 Gulden versprach er auf gewisse Termine, und nicht nur die Landschaft, sondern auch der Prinz Christoph übernahmen dafür die Bürgschaft. Der Landgraf verlangte aber für die Zehrung auf seiner Heimreise noch 500 Gulden. Häberlin, S. 551. 556.

Digitized by Google

Sohn, den Prinzen Chriſtoph, dahin geſchickt; es war bereits ein franzöſiſcher Geſandter bey dem Herzog angelangt, und der Graf von Fürſtenberg reiſete zwiſchen Paris und Stuttgard immer hin und her. Der Landgraf warnte den Herzog, dem franzöſiſchen Monarchen nicht zu viel zu trauen, und ermahnte ihn noch immer zur Annahme des cadanſchen Vertrages. Der Churfürſt von Sachſen hatte, ihn hierzu zu bereden, eine Zuſammenkunft nach Fulda veranſtaltet. Ulrich ſollte ſich in Perſon einfinden, oder wenigſtens ſeinen Prinzen ſchicken. Er fühlte ſich aber zu keinem von beiden geneigt; vielmehr ließ er ſich hierauf mit dem König Ferdinand ſelbſt in Unterhandlungen ein, und er ſchickte deswegen Bevollmächtigte nach Wien f). Dieſe verſuchten nun alles, um die Aufhebung der dem Herzog ſo unangenehmen Afterlehnſchaft zu bewirken; allein Ferdinand, der durch die Aufopferung eines ſo anſehnlichen Fürſtenthums ſchon genug nachgegeben zu haben glaubte, beſtand ſo ſehr
1535 im Febr. darauf, daß Ulrichs Bevollmächtigte ſich endlich zur unbedingten Beſtätigung des cadanſchen Vertrages bequemen mußten. Sie thaten dies zwar mit der mündlichen Erklärung, daß ihr Herr den Vertrag annähme, in ſo fern es ihm ſeine fürſtliche Würde erlaube; dieſe Erklärung kümmerte aber den König nicht, der ſich blos an die Worte des Vertrags zu halten gedachte. Des Herzogs Geſandten verrichteten hierauf in ſeinem Namen den Fußfall und die Abbitte. Jetzt war aber noch die niederſchlagende Cäremonie der Lehnsempfängniß übrig. Ulrich entzog ſich derſelben ſo lange, und durch ſo manche Ausflucht, als er nur konnte; der Landgraf und ſeine eignen Räthe drängten ihn aber ſo ſehr, daß er Ferdinands letzter Vorladung zur perſönlichen Erſcheinung und Lehnsempfängniß zu Wien endlich gehorchte. Man
im Aug. ſchloß nunmehr daſelbſt einen neuen Vergleich, welcher nicht nur ſolche Puncte betraf, die im cadanſchen noch nicht völlig berichtigt waren, ſondern auch noch andre zwiſchen Oeſtreich und Wirtemberg ſeit vielen Jahren her ſtreitige Gegenſtände entſchied g).

Urſprung der Münſterſchen Unruhen.

17. In dem Cadanſchen Vertrage, der das Ende der Wirtembergiſchen Händel beförderte, hatte ſich der Landgraf von Heſſen verpflichten müſſen, einen Theil des Heeres, das er zur Eroberung des Herzogthums Wirtemberg anwendete, gegen die Aufrührer zu Münſter zu führen. Man ſchließt daraus mit Wahrſcheinlichkeit, daß die Münſterſchen Unruhen zur Beſchleunigung des Cadanſchen Vergleichs etwas mögen beygetragen haben h). Die Urheber derſelben waren aber die Wiedertäufer, die einige Zeit hindurch verſchwunden zu ſeyn ſchienen, da man ſie bald zehn Jahre lang überall mit gleichem Eifer verfolgt hatte. Faſt auf allen ſeit dem Jahr 1525 gehaltenen Reichstagen waren die Strafgeſetze gegen ſie erneuert worden, und dieſe wurden in den proteſtantiſchen Ländern eben ſo ſtreng und beynahe noch ſtrenger als in den catholiſchen Ländern vollzogen. Dort forderte nemlich Luther alle Obrigkeiten zu ihrer Ausrottung auf. Man richtete ſie überall ohne Barmherzigkeit hin; ſie ſahen ſich dadurch nicht nur zum Verbergen gezwungen, ſondern ihre Anzahl mußte auch wirklich beträchtlich vermindert werden; denn ſelbſt in Heſſen, wo ſie der weiſere und menſchenfreundliche Philipp mit der Todesſtrafe verſchonte, wurden ſie doch in Gefängniſſe gebracht. Aus Deutſchland mochten ſie ſich alſo wol völlig verlohren haben; aber eine kleine Colonie derſelben, und zwar eine

f) Häberlin — S. 565. g) Häberlin, S. 608 – 618. h) Plank, S. 266.

Digitized by Google

eine Colonie von der ersten Stammgeneration, hatte sich in die Niederlande zurückgezogen, und schickte von hier aus wieder Emissare in das benachbarte Westphalen, um Proselyten zu machen. Diese fanden nirgends eine günstigere Aufnahme als zu Münster, deren Bürger schon seit einiger Zeit zu schwärmerischen und aufrührerischen Unternehmungen sehr geneigt waren. Schon seit zehn Jahren hatte sich die Münstersche Bürgerschaft mehr als einmal gegen den Bischof und die Stadtobrigkeit empört; schon vor zwey Jahren hatte sie, auf Zureden eines gewissen Pfarrers Rothmann, den Catholiken die meisten Kirchen weggenommen, und das Domcapitel nebst der übrigen catholischen Geistlichkeit aus der Stadt verscheucht. Der damalige Bischof Friedrich, ein gebohrner Graf von Wied, des Churfürsten von Cöln Bruder, legte deswegen seine Würde nieder. Zu seinem Nachfolger wählte man zuerst den Herzog Erich von Braunschweig-Grubenhagen, der schon Bischof zu Paderborn und Osnabrück war, und nach dessen bald darauf erfolgtem Tode den Grafen Franz von Waldeck. Der neue Bischof, die Domherren und verschiedene Herren von Adel, schlugen indessen in dem nicht weit von Münster gelegenen Städtchen Telget ihre Residenz auf. Von da aus ermahnten sie den Magistrat zu Münster, alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, oder eine feindliche Behandlung zu erwarten. Ehe sie aber noch an die Vollziehung ihrer Drohung denken konnten, sahen sie sich in Telget von den Münsterschen Bürgern überfallen, welche die ganze Gesellschaft (der Bischof war zu seinem Glücke den Tag vorher weggereiset) gefangen nahmen. Durch Vermittelung des Landgrafen von Hessen wurde zwischen den Gefangnen und dem Magistrat zu Münster ein Vergleich geschlossen. Vermöge desselben sollte in sechs Kirchen das Evangelium gepredigt werden, in der Domkirche aber der alte Gottesdienst fortdauern. s. 1524. 1532 1533 im Febr.

18. Kaum waren die lärmenden Auftritte vorbey, so führte das unglückliche Schicksal der Münsterer zwey der feurigsten Köpfe unter den Wiedertäufern zu ihnen. Johann Matthiesen, ein Becker von Harlem, und Johann Beckold, ein Schneider aus Leiden, gemeiniglich Johann von Leiden genennt, kamen nach Münster, die dasigen Bürger mit ihrer Schwärmerey anzustecken. Vergeblich widersetzte sich ihnen der eifrige lutheraner Rothmann; sein Amtsbruder Hermann Stapreda, ein Schüler des berühmten Wiedertäufer Rollius, der erst neulich zu Utrecht hingerichtet worden war, half nicht nur die Schwärmerey ausbreiten, sondern machte auch sogar, daß sich Rothmann von derselben hinreißen ließ. Der vorsichtige Magistrat glaubte nun am besten zu thun, wenn er alle Wiedertäufer aus der Stadt verbannte; das half jedoch nur wenig oder gar nichts. Die Wiedertäufer setzten entweder ihren Aufenthalt zu Münster noch heimlich fort, oder sie entfernten sich nicht gar weit. Auch zwey Prediger, welche der Landgraf auf die Bitte des Magistrats dahin schickte, konnten die schwärmerischen Köpfe nicht zur Vernunft bringen. Der Magistrat war so billigdenkend, daß er ihnen die Anerbietung that, ihre Meinungen von einsichtsvollen und rechtschaffenen Männern untersuchen zu lassen; dieser Prüfung wollten sich aber Rothmann und seine Anhänger nicht unterwerfen. Sie erfanden, sich den Sieg über ihre Gegner zu verschaffen, ein andres Mittel, welches um so glücklicher wirkte, da es die Einbildungskraft des gemeinen Mannes in Feuer setzte. Plötzlich rennte einer von ihnen, gleichsam wie Die Wiedertäufer werden zu Münster die herrschende Partey. im Dec.

von einer besondern Begeisterung getrieben, durch die Gassen, und schrye in einem fort: thut Buße und laßt euch von neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über euch kommen! Man glaubte ihnen um so leichter, da sie gleich vom Anfang sich göttlicher Offenbarungen, und unmittelbarer Eingebungen des heiligen Geistes gerühmt hatten. Viele ließen sich also auf der Stelle umtaufen, und der Schreyer wurden immer mehrere. Fühlte hier und da einer keine Lust, sich noch einmal taufen zu lassen, so wußte man ihm durch Drohung und durch Mißhandlung schon Lust zu machen. So wurde der Schwarm natürlich immer größer; so neigte sich alles immer mehr zur Empörung. Matthiesen und Bockold, die sich selbst für echte Nachkommen der Zwickauer Schwärmer ausgaben, auf welchen Münzers Geist zweyfach ruhete; die, wie dieser, ein neues Reich Christi auf Erden errichten, alle Obrigkeiten als Tyrannen ausrotten, allen Unterschied der Stände in der Welt aufheben, den Besitz aller Güter gemeinschaftlich machen, und alle Gesetze abschaffen wollten [1]),

1534 weil sie nicht mit der evangelischen Freyheit bestehen könnten; die veranlaßten, daß ihre Anhänger sich in einer Nacht des Geschützes, des Zeughauses und des Rathhauses bemächtigten, daß sie viele Leute mißhandelten. Da sich einige von der Gegenpartey widersetzten, so schlug man sich einige Zeitlang mit einander herum, bis man endlich einig wurde, einander die Ausübung seiner Grundsätze in Ruhe zu verstatten. Dies konnte jedoch den schwärmerischen Entwürfen Rothmanns und Bernhard Knipperdollings, des Hauptes der Empörer, nicht lange angemessen seyn. Diese luden vielmehr alle ihre Anhänger in den benachbarten Städten nach Münster ein, und diese kamen auch so zahlreich herbey, daß viele vernünftige Bürger, und

im Febr. besonders die reichen, die Stadt verließen. Die Wiedertäufer, die nun nebst dem gemeinen Volke die herrschende Partey ausmachten, änderten den Magistrat ganz nach ihrem Gefallen, machten den Knipperdolling zum Bürgermeister, plünderten, verwüsteten und verbrennten hierauf einige Kirchen, jagten alles, was sich nicht zu ihrer Secte bekennte, aus der Stadt, und bemächtigten sich ihres Vermögens. Die fortgejagten Bürger, die dem Bischof von Münster, der zur Züchtigung der empörten Stadt herbeyrückte, in die Hände fielen, wurden ihrer Unschuld ungeachtet hingerichtet. Die noch übrigen gutdenkenden Bürger mußten also wider ihren Willen die Zuschauer des tumultuarischen Schauspiels abgeben.

Lärmende Auftritte zu Münster.

19. Die Auftritte in Münster wurden jetzt immer mannigfaltiger und lebhafter. Matthiesen rühmte sich göttlicher Gesichter und Offenbarungen, und gab sich für einen Propheten aus, dessen Befehle man, bey Vermeidung des göttlichen Zornes und der Todesstrafe, unverzüglich befolgen müßte. Hierauf kam die Verordnung, allen Vorrath von edlen Metallen und andern Kostbarkeiten in ein dazu bestimmtes öffentliches Haus zu liefern, wo sie unter der Aufsicht einiger Diaconen zum allgemeinen Gebrauche verwahrt werden sollten. Zwey Prophetinnen (ein paar Mädchen!) entdeckten sogleich allen Unterschleif; niemand getraute sich also, etwas zu verbergen. Auch alle Bücher, die Bibel ausgenommen, mußten auf

1) Bauernkrieg — Münsterische Unruhen — beide lenkte einerley Geist; der wieder aufgewachte Geist der Freyheit, der, durch neuere Aufklärung angefeuert, in unserm Jahrhundert, selbst in der Hauptstadt des gebildetsten Reichs auf unserm Erdboden so stürmische Auftritte hervorbrachte!

Digitized by Google

auf einen öffentlichen Platz gebracht werden, um im Feuer aufzufliegen. Manches ehrwürdige Manuscript, zum Theil aus Carls des Großen Zeiten herrührend, fand hier seinen Untergang! Bey allen diesen Beweisen von Schwärmerey machte aber Matthiesen die besten Anstalten, sich beym Besitze der Stadt Münster zu behaupten. Er lud die Wiedertäufer aus den Niederlanden ein, sich in Münster, dem er den Namen des Berges Zion gab, zu versammlen, um ihm alle Nationen des Erdbodens unterjochen zu helfen. Bey der Annäherung des Bischofs, die Stadt zu belagern, that er einen glücklichen Ausfall, von dem er mit Ruhm und Beute zurückkehrte. Nun schwindelte ihm der Kopf so sehr, daß er, mit einem langen Spieße in der Hand, durch die Stadt rennte, und dreyßig Männer namentlich aufrief, um von ihm als einem andern Gideon angeführt, die Feinde wegzuschlagen. Allein das Abenteuer lief sehr unglücklich ab. Ein bischöflicher Kriegsmann brachte ihm, seiner langen Lanze ungeachtet, einen tödtlichen Stich bey, und von allen seinen Begleitern rettete sich nur einer. Matthiesens Rolle spielte nun Johann von Leiden noch mit wilderer Schwärmerey fort. Nachdem er den Pöbel durch dunkle Erscheinungen und Weissagungen auf ganz außerordentliche Begebenheiten vorbereitet hatte, lief er nackend durch die Gassen, und schrye so laut er konnte: das Königreich Zion ist vor der Thür; alles Hohe auf Erden soll erniedrigt, und alles Niedrige dagegen erhöhet werden. — Diesen angeblich göttlichen Befehl glaubte man nun dadurch zu erfüllen, daß man alle Kirchen, als die höchsten Gebäude in der Stadt, niederriß. Zugleich übergab Johann von Leiden Knipperdollingen ein Schwerdt, und machte dadurch den Bürgermeister zum Scharfrichter. Der Prophet verfiel hierauf in einen tiefen Schlaf, welcher drey Tage dauerte. Als er wieder erwacht war, schrieb er auf ein Papier, das er durch Zeichen gefordert hatte, die Namen von zwölf Männern, welche die zwölf Richter Israels vorstellen sollten. Er selbst gab den höchsten Gesetzgeber Moses ab. Vermöge dieser Würde setzte er einige Puncte auf, die, wenn sie die Prediger aus der Bibel nicht widerlegen könnten, eine gesetzliche Kraft bekommen sollten. Den Hauptgegenstand dieser Puncte machte die Vielweiberey aus. - Als die Prediger diesen Satz bestritten, forderte er sie, nebst noch zwölf andern Personen, auf das Rathhaus, wo er, indem er seinen Mantel und das neue Testament auf die Erde warf, mit einem Eid betheuerte, daß seine Lehre ihm vom Himmel offenbart worden wäre, wo er die Prediger, wenn sie ihre Einwilligung nicht geben würden, mit dem Zorn Gottes bedrohete. Nun erbuten die Kirchen drey Tage hinter einander von Lobpreisungen des Ehstandes; nun heirathete der vierundzwanzigjährige Prophet auf einmal drey Weiber zugleich, unter welchen sich Matthiesens Wittwe befand. Sein Beyspiel fand natürlich viele Nachahmer. Die Ausschweifungen und Unordnungen, die daraus entstanden, kamen dem rechtschaffenen Theil der Bürgerschaft so unerträglich vor, daß sie sich Johanns von Leiden, Knipperdollings und aller wiedertäuferischen Lehrer bemächtigten. Ihr Patriotismus kam ihnen aber theuer zu stehen! Der für die Schwärmer eingenommene Pöbel setzte die Gefangnen mit Gewalt wieder in Freyheit, und auf funfzig von jenen Patrioten starben unter den Marterinstrumenten des Scharfrichters.

im May

20. Hierauf veranstaltete Johann von Leiden einen neuen Auftritt listiger Schwärmerey. Es trat ein neuer Prophet, Johann Tausenschuer, ein Goldschmied aus

Ein Schneiderhurische wird König.

Digitized by Google

im Jun. aus Wahrendorf, auf, und erklärte es für den Befehl und Willen des himmlischen Vaters, daß Johann von Leiden den ganzen Erdboden beherrschen, und daß er deswegen mit einem zahlreichen Heere ausziehen, alle Könige und Fürsten tödten, und nur allein die, welche die Gerechtigkeit liebten (nemlich das gemeine Volk) verschonen sollte. So wie sich seine Rede schloß, so stürzte sich Johann von Leiden auf die Kniee, hob seine Hände gen Himmel empor, und betheuerte, daß ihm eben dieses schon vor vielen Tagen wäre offenbart worden. Das begeisterte Volk rief ihn nun auf der Stelle zum König aus. Die ganze Staatsverfassung bekam nunmehr eine andre Gestalt. Die zwölf Richter verwandelten sich nun in Minister; Knipperdolling ward Reichsstatthalter, Rothmann Sprecher. Es bildete sich nun ein ordentlicher und weitläuftiger Hofstaat. Johann bediente sich des Titels eines Königs, und legte sich ein Wappen und Reichskleinodien zu. Nie erschien er öffentlich, ohne von dem prächtigen Gefolge seiner Minister und den Großen seines Hofes, ohne von einer zahlreichen Leibwache begleitet zu seyn. Zwey Pagen zu Pferde trugen ihm, der eine Krone und Bibel, der andre ein bloßes Schwerdt, nach. Eben so prächtig zog seine erste Gemahlin (er hatte nicht weniger als sechzehn Weiber!) einher. Von einem auf öffentlichem Markt errichteten herrlich ausgeschmückten Throne ertheilte er, an bestimmten Tagen, jedem, der etwas anzubringen hatte, öffentliches Gehör. Größtentheils waren es Ehescheidungen, welche die Gegenstände der Klagen und Bitten ausmachten, und da konnte man eines Gatten, den man nicht länger liebenswürdig fand, sehr leicht entledigt werden. Der Statthalter Knipperdolling suchte seinen Monarchen in närrischen Streichen noch zu übertreffen; er versah es aber darin, daß er sich sogar einmal auf den königlichen Thron setzte. Für diese Unverschämtheit mußte er drey Tage im Gefängnisse schmachten. Mit mehrerer Ueberlegung spielte Tausenschuer seine Rolle. Da die Stadt noch immer von dem Bischof eingeschlossen wurde, so bot Tausenschuer, indem er auf einer Trompete blasend durch alle Gassen lief, das Volk mit voller Rüstung auf den Domplatz, um durch einen Ausfall die Belagerer zum Abzuge zu nöthigen. Als es hier versammelt war, meldete man ihm, daß der König das Nachtmahl des Herrn mit der ganzen Gemeine zu halten beschlossen habe. Viertausend der Anwesenden wurden nun an Tische geführt, die mit Speisen und Getränken reichlich besetzt waren. Als sie sich zur Genüge Hunger und Durst vertrieben hatten, wurden sie durch andre abgelöset, die bisher auf der Wache gewesen waren. Der König, die Königin, und der ganze Hofstaat verrichteten dabey die Aufwartung. Auf diese Mahlzeit folgte das sogenannte Abendmahl, wobey der König ungesäuerte Kuchen von weißem Mehle brach und austheilte, die Königin aber einem jeden ein Glas Wein reichte. Beide bedienten sich der Formel: esset — trinket u. s. w. Tausenschuer bestieg hierauf die Cantzel und fragte das Volk: ob es dem Worte Gottes gehorsam seyn wollte? Auf ein vielstimmiges Ja verkündigte er weiter, daß es der göttliche Wille sey, achtundzwanzig Prediger nach allen vier Gegenden der Welt zu schicken, um die Lehre, die in Münster gepredigt würde, überall auszubreiten. Er nennte auch sogleich die achtundzwanzig neuen Apostel, und die Oerter ihrer Bestimmung. Sechse wurden nach Osnabrück, eben so viel nach Wahrendorf, acht nach Soest und eine gleiche Zahl nach Coesfeld bestimmt. Der König, die Königin, ihr Hofstaat und die Missiona-

im Aug.

Digitized by Google

sionarien speiseten hierauf an einer Tafel zusammen. Während der Mahlzeit stand der König auf, mit dem Vorgeben, daß er etwas zu verrichten habe, was ihm der himmlische Vater befohlen hätte. Damit entfernte er sich, und schlug einem Kriegsgefangnen, den er der Verrätherey beschuldigte, als einem andern Judas, mit eignen hohen Händen den Kopf herunter. Nach dieser That setzte er sich ganz gelassen wieder zur Tafel, und trieb über die verrichtete Execution noch seinen Scherz. Einige Zeit hernach wurden die Missionarien des Nachts aus der Stadt gelassen. im Oct. Vorher ermahnte sie Rothmann, ihren Weg, gleich denen von Josua in das Land Canaan ausgeschickten Kundschaftern, freudig und muthig anzutreten. Jeder derselben bekam, außer dem Reisegelde, ein auf Befehl des Königs Johann geschlagenes Goldstück neun bis zehn Gulden werth [1]), das er an den Orten, wo man ihre Lehre nicht annehmen würde, als ein Zeichen des künftigen Unterganges und der ewigen Verdammung zurücklassen sollte. Vom Zurücklassen war aber gar nicht die Rede, da diese Apostel, einen einzigen ausgenommen, an den Orten ihrer Bestimmung hingerichtet wurden.

21. Das schwärmerische Schauspiel in Münster hatte an Umfang und Lebhaftigkeit schon zu auffallend zugenommen, als daß es nicht die Aufmerksamkeit der ganzen Gegend auf sich ziehen sollte. Die benachbarten Fürsten hielten es nunmehr für rathsam, den Bischof, der die Stadt schon einige Monate hindurch belagert hatte, kräftiger zu unterstützen. Der Churfürst von Cöln und der Herzog von Jülich und Cleve schickten ihm Geld, Kriegsvolk und Geschütz. Ersterer begab sich selbst zum Bischof ins Lager, um sich mit ihm über die Mittel, die Stadt zum Gehorsam wieder zurückzubringen, zu berathschlagen. Sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, war eine äußerst schwere Unternehmung; man beschloß daher, sie den Winter hindurch sorgfältigst einzuschließen, und ihr alle Zufuhre zu versperren. Der Bischof von Münster hielt bey seinen Mitständen des niederrheinisch-westphälischen Kreises, unter dem Vorwand, daß dieser Krieg das ganze Reich angehe, um Hülfe zur Fortsetzung der Belagerung an. Es wurde hierauf auch auf einem Kreistage zu Coblenz beschlossen, ihm auf sechs Monate drey hundert Reiter und drey tausend Mann Fußvolk zu geben, und den Grafen Wirich von Daun und Oberstein nicht nur zum Oberbefehlshaber dieser Mannschaft zu bestellen, sondern ihm auch die Aufsicht über die ganze Unternehmung anzuvertrauen. Man wollte sodenn alle Reichsstände um Hülfe ansprechen, und von dem römischen König sich deswegen einen Reichstag ausbitten. Die Kreisversammlung ermahnte endlich auch die Münsterschen Schwärmer in den ernstlichsten Ausdrücken, und mit der Drohung, daß das ganze Reich dem Bischof Beystand leisten würde, sich demselben wieder zu unterwerfen, und von ihrem gottlosen Wesen abzustehen. Die Aufrührer suchten sich 1535 in einer weitläuftigen Antwort zu vertheidigen; doch übergingen sie in derselben den im Jan. Vorwurf, den man ihnen wegen des Königs gemacht hatte, mit Stillschweigen. In einem besondern Schreiben an den Landgrafen von Hessen suchten sie aber auch diese Handlung zu entschuldigen; ja sie hatten die Dreistigkeit, ihn, bey Ueberschickung

Die Reichsstände unterstützen den Bischof von Münster.

1) Köhlers Münzbelustigungen, V, 257.

Digitized by Google

ckung ihres Glaubensſyſtems, welches ſie Reſtitution [1]) nennten, zu ermahnen, daß er ſich von den andern gottloſen Fürſten abſondern, und unſchuldige Leute, welche das Volk Gottes wären, nicht bekriegen möchte. Der Landgraf las ſowol ihr Buch, als ihr Schreiben durch, meldete ihnen ſeine Bedenklichkeiten, und ließ ſodenn beides von ſeinen Theologen beantworten. Sie ſchickten ihm hierauf das Buch von den Geheimniſſen der Schrift zu, worin ſie ihr Verfahren und ihre Lehren nochmals zu vertheidigen ſuchten. Auch dieſes las der Landgraf ſelbſt durch; auch dieſes übergab er ſeinen Theologen zur Beantwortung.

Ende der Münſterſchen Unruhen.

22. Der Hunger, den die Sperrung der Lebensmittel verurſachte, brachte indeſſen manche von den Schwärmern glücklicher zur Beſinnungskraft, als die Gründe der heſſiſchen Theologen. Sie ſahen es nun immer mehr ein, wie ſehr ſie von dem König und deſſen Miniſtern getäuſcht wurden. Schon hatten ſie ſichs vorgenommen, ſich derſelben zu bemächtigen, und ſie dem Biſchof auszuliefern; allein des König Johannes Vorſichtigkeit vereitelte ihre Anſchläge. Er ernennte zwölf ſeiner treueſten Anhänger zu Generalen. Unter dieſe vertheilte er nicht nur die Aufſicht über die Vertheidigung der Stadt; er befahl ihnen auch die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit auf alles, was zu einer Empörung Anlaß geben konnte. Dem Volke verſprach er, daß es gegen Oſtern ſowol von der Belagerung, als von der Hungersnoth befreyt werden ſollte. Allein Oſtern rückte heran, und ſeine Prophezeyung war noch immer nicht eingetroffen. Seine Verlegenheit zu verbergen, und vielleicht auch auf Mittel, wie er ihr abhelfen könnte, zu denken, ſtellte ſich nun König Johannes ſechs Tage lang krank. Hierauf erſchien er öffentlich, und erzählte: er habe (im Geſichte) auf einem blinden Eſel geſeſſen, und der himmliſche Vater hätte die Sünden des ganzen Volks auf ihn gelegt; ſie wären daher ganz rein von allen ihren Sünden, und zugleich hätten ſie hierdurch die Befreyung, die er ihnen verſprochen habe. Seine Rede kam dem verblendeten Volke, ſo ſehr es auch der Hunger quälte, dennoch überzeugend vor. Von dem Vorrathe, der ihm ſein Schickſal noch mildern konnte, lebte indeſſen König Johannes mit den Seinigen im Ueberfluſſe. Dies rührte eine von ſeinen Gemahlinnen ſo ſehr, daß ſie ihre Empfindungen darüber nicht verbergen konnte. Johannes nahm dies ſo ungnädig auf, daß er das empfindſame Weib, von allen ſeinen übrigen Gemahlinnen begleitet, auf den Markt führte, und ihr mit eigner Hand den Kopf herunterſchlug. Ihre ehemaligen Mitſchweſtern und das Volk tanzten nun um den noch blutenden Leichnam des unglücklichen Weibes, das er als eine Hure für ehrlos erklärte. Jetzt näherte ſich aber der letzte Act dieſes ſchwärmeriſchen Schauſpiels. Der römiſche König hatte, auf die Bitte des niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſes, einen Reichstag nach Worms ausgeſchrieben, der von den Geſandten ſehr vieler Fürſten und Städte beſucht

im Apr.

1) In denſelben behaupteten ſie, daß alle Gottloſen überall vertilgt werden, und ſodenn die Frommen und Auserwählten noch vor dem jüngſten Tage herrſchen würden; ſie behaupteten ferner, daß das Volk die Macht habe, die Obrigkeiten abzuſchaffen; daß Luther und der Pabſt falſche Propheten wären, jener aber noch ſchlimmer als der Pabſt ſey; daß man die Ehe derer, die nicht mit dem wahren Glauben erleuchtet wären, für unrein, und für Hurerey oder Ehebruch halten müſſe. Dieſe Lehren wurden von Melanchthon und andern Theologen, wie auch von Luthern ſelbſt, widerlegt. Hallberlin, 590.

Digitized by Google

beſucht wurde. Lange konnten die Abgeordneten der Fürſten und Städte wegen der zu entrichtenden Beyſteuer nicht einig werden. Endlich wurde ausgemacht, daß jeder Reichsſtand, der niedrigſte eben ſowol als der höchſte, fünf Viertel eines Römermonats von ſeinem vollen Anſchlage, in zwey Terminen, zu drey und zwey Fünfteln, in den Städten Cöln, Frankfurth, Nürnberg und Coblenz niederlegen ſollte. Das dadurch geſammlete Geld, das man zu hundert tauſend Goldgulden berechnete, und über welches der Churfürſt von Trier die Oberaufſicht führen ſollte, wurde zur Bezahlung des vor Münſter liegenden Kriegsvolks beſtimmt. Den Oberbefehl über daſſelbe übergab der Biſchof von Münſter, dem Reichsſchluſſe zufolge, dem Grafen von Daun und Oberſtein. Die bewilligten Hülfsgelder gingen aber, wie gewöhnlich, nur langſam und unrichtig ein; die Mannſchaft ließ ihren Unwillen darüber mehr als einmal ausbrechen; die Belagerung konnte deswegen nicht recht ernſtlich vorrücken. Dies war jedoch auch nicht nöthig. Der Hunger bedrängte die Belagerten heftiger, als ſie jeder andre Feind hätte bedrängen können. Mit Vergnügen hätten die Bürger die ihnen von den Generalen der Executionsarmee angebotene Bedingung, ſich durch die Auslieferung des Königs und einiger von ſeinen erſten Miniſtern loszukaufen, gern erfüllt, wenn ſie nur die Strenge und die Wachſamkeit des Monarchen Johannes nicht daran hinderte. Endlich gelang es einigen unter denſelben, dennoch aus der Stadt ſich wegzuſtehlen. Dieſe zeigten nun dem Biſchof, wie man ſich der Stadt am leichteſten bemächtigen könnte. Der eine von ihnen brachte einige auserleſene Leute durch den Graben auf den Wall, wo ſie ſogleich die Wachen niederſtießen. Andere drangen indeſſen durch ein kleines Thor ein. Ungefähr fünf hundert von ihnen befanden ſich nun in der Stadt, als die indeſſen aus dem Schlafe erwachten Bürger von allen Seiten herbeyeilten, den übrigen das fernere Eindringen verwehrten, das Thor wieder verſchloſſen, und mit denen, die nun einmal in der Stadt waren, ſich einige Stunden lang herumſchlugen. Endlich gelang es dieſen, aber das nächſte, nur ſchwachbeſetzte Thor aufzuſprengen; nun drang der ganze Hauſe ihrer Cameraden herein, und die Bürger, die ſich noch einige Zeitlang auf dem Markte mit dem verzweifeltſten Muthe wehrten, mußten endlich um Gnade bitten. Der König, Knipperdolling und der Canzler Krechting wurden in Verhaft genommen; Rothmann hingegen ſtürzte ſich unter den dickſten Haufen der Feinde, um durch den Tod der Gefangenſchaft ſich zu entreißen. Johannes und ſeine beiden vornehmſten Miniſter wurden hierauf an den Höfen einiger Reichsfürſten, und unter andern auch an dem Hofe des Landgrafen von Heſſen, zur Schau herumgeführt. Dieſer Gelegenheit bedienten ſich die Prediger des Landgrafen, den Johannes von der Unrichtigkeit ſeiner Lehren zu überzeugen. Nach manchen Beweiſen von Steifſinn ſchien er endlich zu wanken, bald entdeckte ſichs aber, daß er dadurch ſein Leben zu retten glaubte. Er machte ſich in eben der Abſicht verbindlich, die zahlreichen Wiedertäufer in den Niederlanden und in England zum Stillſchweigen und zur Unterwerfung gegen die Obrigkeit zu bereden. Man ließ ſich aber durch ſeine Verſprechungen nicht täuſchen, ſondern führte ihn zu ſeiner Hinrichtung wieder nach Münſter. Johann von Leiden folgte der Ermahnung, ſeine Irrthümer zu bekennen; Knipperdolling und Krechting wollten aber durchaus nicht geſtehen, daß ſie ein Verbrechen begangen hätten.

im Jun.

am 24.

1536 im Jan.

Digitized by Google

Die Art der Hinrichtung, die man an ihnen vollzog, war der rohen Denkart jener Zeit gemäß. Man stach ihnen, nachdem man sie einige Zeit hindurch mit glühenden Zangen gezwickt hatte, ein Messer durch die Brust. Ihre todten Körper hing man, in eiserne Käfiche gesteckt, an den höchsten Thurm der Stadt auf, und Johannes, als der König, hing nicht nur in der Mitte seiner beiden Minister, sondern auch um einen Mann höher m).

Siebzehnter Abschnitt.

Der Schmalkaldische Bund erweitert und verstärkt sich immer mehr.

1.

Die Protestanten fürchten sich vor dem Kaiser.

Nach der Unterdrückung der Wiedertäufer konnte man nun in Deutschland ziemlich sicher auf die Fortdauer der Ruhe rechnen. Der Wirtembergische Handel hatte den meisten Catholiken Ehrfurcht gegen die Protestanten eingeflößt, und mehrere derselben freuten sich heimlich darüber, daß der Landgraf in einer Sache gegen den Kaiser aufgestanden war, welche alle fürstliche Häuser schon längst zu der ihrigen hätten machen sollen. Der Kaiser — der konnte damals seinen gefaßten Unwillen noch nicht auslassen, weil er, während seinem Seezuge gegen den Barbarossa in Africa, die bisherige Lage des deutschen Reichs noch ferner zu sehen wünschte. Daher kam er nicht nur den Protestanten mit der Versicherung zuvor, daß der Nürnberger Friede von seiner Seite unverbrüchlich gehalten werden sollte, sondern er ließ sogar dem Churfürsten von Sachsen ein besonderes Bündniß antragen, durch welches er wahrscheinlich zu verhindern suchte, daß sich der Churfürst in der Zwischenzeit nicht weiter mit Frankreich einlassen könnte n). Gewisser als alle seine Versicherungen verbürgte aber den Frieden der Zug nach Africa selbst. So wenig jedoch die Protestanten während demselben etwas von ihren Feinden zu befürchten hatten, so argwöhnisch wachsam war doch ihre Aufmerksamkeit auf alle ihre Bewegungen. Jedes Gerücht und jede Sage beunruhigte sie. Schon zu Anfang des Jahrs hatte sich die Nachricht unter ihnen verbreitet, daß der Kaiser und sein Bruder sich eifriger als jemals zum Kriege gegen sie rüsteten. Dies Gerücht, so wenig es auch Grund hatte, machte bey ihnen doch so starke Eindrücke, und man ließ diese Eindrücke so sichtbar werden, daß Carl und Ferdinand sich genöthigt sahen, sie durch eigne Gesandten zu beruhigen. Doch dies half nur auf kurze Zeit, denn im May und Junius erwachte ihr Verdacht weit stärker als vorher. Man trug sich mit der Sage, daß im Bischofthum Halberstadt bereits Werbungen gegen sie angestellt würden. Von Augsburg lief die Nachricht ein, daß der König Ferdinand und die Herzoge von Bayern die Erneuerung des schwäbischen Bundes aus allen Kräften zu betreiben suchten. Ferdinand hatte in dieser Absicht eine Zusammenkunft nach Donauwörth veranstaltet. Die Herzoge von Bayern, die Pfalzgrafen Otto, Heinrich und Philipp, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Erzbischof von Salzburg, und die Bischöfe von Bamberg, Eichstädt und Augsburg trugen auch gar

im Jan.

m) Häberlin, S. 581 – 604. n) Plank, S. 267.

Digitized by Google

gar kein Bedenken, den ehemaligen Bund zu erneuern; die Gesandten der meisten übrigen Fürsten aber baten um Bedenkzeit. Die Städte wollten erst wegen ihres Glaubens, imgleichen wegen der Gerichtbarkeit der Bischöfe und der Kirchengüter gesichert seyn. Jetzt entdeckte sich aber die Absicht der kaiserlichen Commissarien, des Bischofs von Augsburg, und des Grafen Wolfgangs von Montfort, daß sie eine Trennung unter den Städten anzustiften suchten. Sie wollten nemlich einige derselben, als die Stadt Augsburg, die dem Nürnberger Religionsfrieden zuwider Neuerungen vorgenommen hätten, nicht eher in den Bund aufnehmen, als bis sie alles in den vorigen Zustand wieder herstellten. Sie verlangten außerdem, daß alles, was künftig von Mitgliedern des Bundes in Religionssachen gegen den Nürnbergischen Frieden würde unternommen werden, dem Ausspruche und der Bestrafung des Bundes unterworfen seyn sollte. Die Stadt Nürnberg nahm hierauf an den Vorschlägen zur Erneuerung des schwäbischen Bundes ferner Antheil; sie trennte sich also von den Städten Ulm und Augsburg, mit denen sie doch neulich einen Bund errichtet hatte. Mit den kleinern Reichsstädten ließ man sich nicht einmal in Unterhandlungen ein. Den Prälaten, Grafen, Herren und Rittern wollte man statt der acht Stimmen, die sie ehedem auf ihrer Bank gehabt hatten, nur drey bewilligen o). — Die Absichten der neuen Verbindung verriethen sich, wie man sieht, ganz deutlich. Indessen war die Gefahr, die sie drohete, so nahe noch nicht. Demungeachtet drangen die Städte und der Landgraf sogleich in den Churfürsten, daß er eiligst einen neuen Bundestag ansetzen, und daß man auf diesem so viele neue Bundesverwandte, als man nur immer auftreiben könnte, annehmen sollte. Als Carl von dem Seezuge gegen den Barbarossa mit so vielem Ruhme zurückgekehrt war, glaubte er, während den ersten Aufwallungen seines auf so glänzende Art befriedigten Heldenstolzes, gegen jedermann die Sprache des Siegers führen zu dürfen, und er nahm sie besonders gegen die Protestanten höchst auffallend an. Anstatt daß er den neuen Klagen über das Verfahren des Kammergerichts Gehör geben, daß er dem Cadaner Vertrag seine förmliche Bestätigung ertheilen sollte, schickte er eine Verordnung nach Deutschland, worin er den Protestanten den Vorwurf machte, daß sie selbst alle Tage neue Unruhen anfingen, neue Gewaltthätigkeiten gegen die Catholiken ausübten, und sich durch neuen Raub von ihren Gütern verstärkten; worinnen er ihnen anzeigte, daß der Nürnberger Friede das Kammergericht gar nicht einschränke, und daß man sie zur Befolgung seiner Aussprüche zwingen könne p).

2. Die Protestanten hatten aber damals noch auf einer andern Seite zu Besorgnissen Ursache. Der neue Pabst Paul III, aus dem Hause Farnese, stellte sich sehr schlau, als wenn ein Concilium unter seine sehnlichsten Wünsche gehörte; als wenn er es als das sicherste Mittel zur Beylegung der unseligen Irrungen betrachtete. Seine Verstellung ging so weit, daß er öffentlich erklärte, daß man die ganze Trennung der lutherschen Parten von der Kirche blos dem unklugen Verfahren Leos X, dem unpolitischen Steifsinn des Cardinals Cajetan, der mit Gewalt von Luthern einen Widerruf erzwingen wollte, der einfältigen Unvorsichtigkeit, womit man den Angriff der Mönche auf denselben verstattet habe, und der in Ansehung 1534 Oct. Ihre Besorgniß wegen eines Concilii.

o) Häberlin, S. 604 – 608. p) Plank, S. 274 – 276.

ſeiner Verdammung bewieſenen Härte, zuzuſchreiben habe. Er verſprach dabey, der Secte in allen billigen Bedingungen nachzugeben, und er geſtand ſogar, daß man jetzt aus Klugheit mehr würde nachgeben müſſen, als ſelbſt Luther beym Anfange des Streits gefordert habe. Bey dieſen Erklärungen und bey dieſen Verſprechungen rechnete aber der liſtige Pabſt ganz ſicher darauf, daß die Proteſtanten gewiß jeden, auch noch ſo unbedingten Antrag zu einem Concilium, ſobald er nur von Rom käme, verwerfen, und daß ſie es alſo ſelbſt am kräftigſten hintertreiben würden. Die Ausführung ſeines ſchlauen Entwurfes übertrug er dem berühmten Vergerius, einem überaus feinen und gebildeten Weltmann, der die Kunſt, durch gewinnende
1535 im Nov. Höflichkeit zu täuſchen und zu beſchämen, im höchſten Grade beſaß. Vergerius begab ſich nach Sachſen; weil aber der Churfürſt um eben dieſe Zeit zum König Ferdinand gereiſt war, ſo eilte er, ihn noch unterwegs zu ſprechen, und er erreichte ihn in Prag. Hier trug er ihm und den übrigen Proteſtanten, im Namen des Pabſts, ein freyes Concilium an, und er verlangte im voraus weiter nichts, als das bloße Verſprechen, daß ſie es beſchicken wollten. Er äußerte dabey, daß der neue Pabſt von jenen Beſtimmungen, welche ihnen den Antrag des von ſeinem Vorfahren vorgeſchlagenen ſo verdächtig gemacht hätten, nichts wiſſen wolle. Er lobte ſogar ihre auf jenen Antrag gegebene Erklärung. Nach Deutſchland aber (ſagte er) könne der Pabſt das Concilium deswegen nicht ausſchreiben, weil er dabey auch auf andre chriſtliche Mächte, beſonders auf Frankreich, Rückſicht nehmen müſſe; doch wolle er Mantua, welches ja auch noch zum Reich gehöre, zum Verſammlungsorte anſetzen. In einer geheimen Unterredung vertraute Vergerius dem Churfürſten noch beſonders, daß der König von Frankreich dieſen Ort bereits gebilligt habe, und — daß man zu Rom in Furcht ſtehe, die franzöſiſchen Biſchöfe würden ſchon allein das Concilium frey genug machen. Gegen den Churfürſten betrug er ſich übrigens mit ſo einnehmender Ehrerbietung, und gegen ſeine Höflinge mit ſo feinem, keinen Schatten von Ketzerhaß verrathenden, und doch ſeiner Würde nichts vergebenden Anſtand, daß er ſich die perſönliche Achtung aller, ja ſelbſt die Achtung Luthers ſo weit erzwang, als ſie dieſer einem päbſtlichen Legaten zugeſtehen konnte. Zu einer Unterredung mit Luthern hatte er bey ſeiner Durchreiſe durch Wittenberg, offenbar abſichtlich, ſelbſt Gelegenheit gemacht; wahrſcheinlich in der Abſicht, ihn auszuforſchen, oder ſich durch ihn von den Geſinnungen, den Anſchlägen, den wegen des Conciliums gefaßten Entſchlüſſen der Proteſtanten vorläufig zu belehren. Wenigſtens machte das Concilium den Hauptgegenſtand ihrer Unterredung aus, und ſo würdig ſich auch Luther dabey benahm, ſo erſcheint doch auch das Benehmen des Legaten, ſelbſt in Luthers Erzählung, in gar keinem nachtheiligen Licht.

Sie lehnen das Concilium ab.

3. Das Betragen eben dieſes Legaten, und noch mehr ſein Antrag, mußten den Proteſtanten, welche die Grundſätze des päbſtlichen Hofs unmöglich ſich geändert denken konnten, nothwendig verdächtig vorkommen. Sehr natürlich zogen ſie ſich alſo in eben dem Verhältniß zurück, in welchem der Pabſt ſich ihnen näherte [q]). Der Churfürſt hatte den Legaten auf die nächſte Zuſammenkunft der Proteſtanten nach Schmalkalden verwieſen, und nur im allgemeinen geäußert, daß man

q) Plank, S. 268 – 274.

man zur Beschickung des italienischen Conciliums sich vielleicht entschließen dürfte, wenn man wegen der versprochenen Freyheit Sicherheit bekäme. Carls Aeußerungen seit der africanischen Unternehmung, und des tegaten Reise nach Wien erregten aber neues Mistrauen, welches die französischen und englischen Gesandten, die nach Schmalkalden kamen, recht gefliſſentlich zu unterhalten und zu vermehren suchten. Auf diese Art wird es völlig begreiflich, wie man sich einbilden konnte, daß es zwischen dem Pabst und dem Kaiser schon ausgemacht sey, das Concilium blos zur schnellern Unterdrückung der Protestanten zu benutzen; wie man sich in den Kopf setzen konnte, daß der Kaiser dem Pabst bereits sein Wort gegeben haben müsse, den Krieg gegen sie sogleich anzufangen, sobald sie nur vom Concilium verdammt seyn würden. Bey dieser Voraussetzung mußten sie freylich das Concilium möglichſtlange aufzuhalten suchen, und da ihnen der Pabst ihre alten Ausflüchte unbrauchbar gemacht hatte, so sahen sie sich zur Erfindung neuer genöthigt. Zuerst benutzten sie zwar den Umstand, daß die Synode zu Mantua sollte gehalten werden; ihren vornehmſten Weigerungsgrund aber nahmen sie gerade von demjenigen Theil des päbstlichen Antrages her, durch den ihre Einwürfe gegen den Antrag des vorigen Pabstes sollten gehoben werden. Ehedem hatten sie die Form und die Einrichtung des künftigen Conciliums nicht im voraus wollen bestimmen lassen, und jetzt verlangten sie das Gegentheil; aber freylich in der scheinbaren Absicht, um vor allen Dingen gewiß zu seyn, daß der Pabst auf die Synode gar keinen Einfluß haben und erlangen könnte. Eigentlich mochte aber den Protestanten auf keine Art mit einem Concilium gedient seyn, und dies war es gerade, was der Pabst wünschte [1]). im Dec.

4. Seinen und den Wunsch der Protestanten, daß gar kein Concilium angestellt werden möchte, befördérte aber auch ein neuer Krieg mit Frankreich, den Carl um diese Zeit verwickelt wurde. Die Gelegenheit hierzu gab abermals das Herzogthum Mayland. Der Herzog Franz hatte schon im October des vorigen Jahrs die Reihe der Herzoge von Mayland aus dem Hause Sforza geschlossen. Der Kaiser, der sein Land als ein erledigtes Reichslehn betrachtete, ließ es sogleich in Beſitz nehmen. Franz, der blos zum Besten der Familie Sforza seinen Ansprüchen auf Mayland entsagt hatte, glaubte nach Erlöschung derselben das nächste Erbrecht zu haben, beging aber dabey den Fehler, daß er, anstatt sein in Savoyen stehendes Heer sogleich in das Mayländische einrücken zu lassen, zuerst Unterhandlungen mit dem Kaiser anfing. Diese fielen nun natürlich fruchtlos aus. Carl bezeigte überhaupt so wenig Neigung zur Fortsetzung des Friedens, daß er den von Frankreich bedrängten Herzog von Savoyen öffentlich unterstützte. Uebrigens schob er alle Schuld auf den König von Frankreich, dem er in einer zu Rom gehaltenen Rede eine unbändige und ungerechte Ehrsucht vorwarf. In den Aufwallungen des höchſten Verdrusses erklärte er sogar, daß er, um des unschuldigen Christenblutes zu schonen, bereit sey, seine Streitigkeiten mit dem König von Frankreich durch einen Zweykampf auszumachen. Am folgenden Tage, als der Zorn wieder etwas verbraust war, sprach er schon nicht mehr so feurig von einem Zweykampf. Der Krieg brach indessen wirklich aus, und der Kaiser trieb mit seinem funfzig tausend Mann starken Heere, unter welchem auch manche Deutschen fochten, die Franzosen nicht Des Kaisers neuer Krieg mit Frankreich. 1536 im Apr. im Jun.

1) Plank, S. 276 – 279.

nicht nur aus Piemont und Savoyen; er verfolgte ſie bis in ihr eignes Land, wo er aber das Schickſal erlebte, das ihn bey ſeinen Einfällen in Frankreich ſchon mehrmals betroffen hatte. Mangel an Lebensmitteln, der auf zwanzig tauſend ſeiner Kriegsleute, und beſonders viele Deutſche hinraffte, nöthigte ihn, nicht nur die Belagerung von Marſeille wieder aufzuheben, ſondern ſich auch ganz aus Frankreich
im Sept. wieder herauszuziehen [o]). Carls Plan bey dem Einfall in die franzöſiſche Monarchie wurde aber auch von Deutſchland aus vereitelt. Es ſollten nemlich zu der Zeit, daß er in die Provence einrückte, zwey andre von ſeinen Heeren in die Picardie und in Champagne einbrechen. Die Anwerbung der zu denſelben erforderlichen Leute übertrug er ſeiner Schweſter Marie, der Oberſtatthalterin in den Niederlanden, und ſeinem Bruder, dem König Ferdinand, denen er hierzu große Geldſummen überſchickte. Der franzöſiſche Geſandte Bellay brachte es aber durch ſeine ſchlauen Unterhandlungen dahin, daß viele deutſche Fürſten ihr Contingent, das ſie Ferdinanden ſchon verſprochen hatten, zurückbehielten, und Carls Einbruch in Champagne folglich unausgeführt blieb. Marie brachte nun zwar ein anſehnliches Heer von Niederländern zuſammen, das in die Picardie einrückte; aber die Folge von dieſem Einbruch war am Ende auch weiter nichts, als Menſchenverluſt [p]). Dies benahm den Niederländern die Neigung, zum Dienſte des Kaiſers ferner ein Heer herzugeben, und Marie konnte, von Geld entblößt, nicht ſo leicht andre Mannſchaft anwerben. Dieſe lage benutzte der König von Frankreich, in die Grafſchaft
1537 im März. Artois einzudringen; ſein Glück dauerte aber nur ſo lange, als er ſich bey dieſem Kriegszuge in eigner Perſon gegenwärtig befand, und als Marie noch kein Kriegsheer aufgeſtellt hatte [q]). Auch in Italien wurde in dieſem Feldzuge von beiden Seiten wenig erhebliches ausgerichtet, und dennoch war die Kriegscaſſe der beiden Monarchen äußerſt erſchöpft. Beide hatten alſo Urſachen, das Ende dieſes Krieges zu wünſchen; ganz beſondre aber hatte ſie Carl, indem Soliman, mit dem nunmehr Franz in öffentlicher Verbindung ſtand, nicht nur in Ungern eingefallen war, ſondern auch die neapolitaniſche Küſte von Africa aus beunruhigen ließ. So kam es zu den Friedensunterhandlungen zu Nizza, die der Pabſt mit ſo vielem
1538 im Jun. Eifer betrieb, die aber doch weiter nichts als einen zehnjährigen Waffenſtillſtand erzeugten [r]).

Des Pabſtes neuer Antrag wegen eines Concilium. 5. Carls Krieg mit dem König von Frankreich gewährete den Proteſtanten eine neue Friſt, während der ſie weder von ihm noch von dem Pabſt etwas zu befürchten hatten. Der letzte hingegen benutzte dieſen Krieg vortrefflich zu ſeinen Abſichten. Zu einer Zeit, wo er überzeugt ſeyn konnte, daß der Kaiſer kein Concilium verlangen würde, und wo in Italien, dem Schauplatz des Krieges, auch
1536 keins zu Stande kommen konnte, erſchien ſeine Bulle, worin das Concilium auf
im Jun. den folgenden May nach Mantua ausgeſchrieben wurde. Nun war dem Kaiſer aller Vorwand, ihn mit einem Concilium und um ein Concilium zu quälen, gewiß benommen! So wenig ihm auch damals damit gedient ſeyn mochte, ſo konnte er doch dem Pabſte nicht einmal mit Anſtand den Vorſchlag thun, es bis zum Ausgange des Kriegs zu verſchieben; ſo mußte er dem Pabſt und den Cardinälen noch

dazu

o) Häberlin, S. 684 – 692.
p) Häberlin, S. 696.
q) Häberlin, S. 708.
r) Häberlin, S. 712 — 719.

Digitized by Google

dazu für die großmüthige Entschließung danken, die sie wegen des Conciliums gefaßt hätten; so mußte er selbst das unmögliche Concilium jetzt zum Schein mit betreiben helfen. Der Pabst übernahm nun das Geschäfft, den König von Frankreich dahin zu bringen, daß er der Synode keine Hinderniſſe entgegenstellen möchte; dagegen sollte der Kaiser die deutschen Protestanten zur Beschickung desselben bewegen. Er erbot sich dabey, den Gesandten, den Carl in dieser Absicht an sie schicken müßte, durch einen zweyten Legaten begleiten zu lassen y). Was konnte also der Kaiser nun noch thun, sich der Sache zu entziehen? Man kann sich die Unruhe, welche die Nachricht von des Pabstes so ernstlicher Betreibung des Conciliums bey den Protestanten veranlassen mußte, leicht vorstellen! Der Churfürst verlangte von luthern im Jul.
und den übrigen Theologen zu Wittenberg, daß sie, gemeinschaftlich mit den Rechtsgelehrten, ein Gutachten ausstellen sollten, wie man sich gegen den auf der Herreise begriffenen Legaten, und in Ansehung seiner Aufträge, zu verhalten hätte. Auch diese setzten zwar in ihrem Gutachten voraus, daß man nichts anderes erwarten müsse, als daß man auf dem Concilium würde verdammt werden; sie riethen aber dennoch, es zu beschicken, und die Art des Verfahrens erst abzuwarten. Auch die Rechtsgelehrten waren ihrer Meinung; aber keiner von ihnen und von den Theologen führte den eigentlichen Grund an, warum man die Auffordrung zum Concilium nicht abweisen sollte. Nur luthern allein ahndete es, daß die wahre Absicht des Pabstes vielleicht blos dahin gehen möchte, die Schuld des vereitelten Conciliums auf die Protestanten zu schieben, und daß man ihm durch eine voreilige Verwerfung seines Antrags die größte Freude machen würde. Er setzte dies mit dem treffendsten Scharfsinn und dem stärksten Nachdruck auseinander. Demungeachtet konnte er den vom Churfürsten einmal gefaßten Entschluß nicht wankend machen. Johann Friedrich schrieb mit eigner Hand unter das Bedenken seiner Theologen und Juristen, daß ihr Rath nichts tauge, daß man das Concilium sogleich ausschlagen, und den päbstlichen Legaten gleich an der Grenze zurückweisen müsse. Einige Zeit hernach schien er sich indessen wieder anders besonnen zu haben; wahrscheinlich trug der neue Churfürst von Brandenburg, mit dem er sich indessen besprochen hatte, etwas dazu bey. Genug, die Theologen zu Wittenberg erhielten einen neuen Be- im Dec.
fehl, noch einmal diejenigen Artikel ihrer Lehre auszuzeichnen, auf denen man schlechterdings bestehen müßte. Er hatte dabey die Absicht, daß sich die Protestanten, auf der nächstbevorstehenden Zusammenkunft zu Schmalkalden, zur Behauptung dieser Artikel förmlich verpflichten sollten, wenn man ja den Entschluß fassen würde, sich mit der Synode und auf der Synode einzulassen. Sowol der Churfürst als luther zeigten bey dieser Gelegenheit ihre Denkart von einer sehr edlen Seite. luther forderte den Churfürsten, als er ihm die verlangten Artikel überschickte, mit edler 1537
Freymüthigkeit auf, die in denselben enthaltenen Lehren ja noch einmal genau zu im Jan.
prüfen, ehe er sich aufs neue zu ihrer Vertheidigung verpflichtete. Es möchte (schrieb er ihm) vielleicht Leute geben, welche sagten, wir Pfaffen wollten durch unser hartnäckiges Betragen Euch Fürsten und Herren mit Land und Leuten in Gefahr bringen; allein viel lieber wollte ich, wenn es anginge, die Sache allein auf mich neh-

y) Plank, S. 280 — 282.

nehmen, als sie von Fürsten vertheidigt haben, die sie nicht aus voller Ueberzeugung zu der ihrigen machten. Hierauf antwortete ihm der Churfürst mit ehrlich fester Entschlossenheit: er habe die Artikel zweymal gelesen, und wenn er gleich nur ein Laie sey, so habe er sie doch richtig, und der augsburgischen Confession gemäß gefunden; daher sey er, ohne sich länger zu bedenken, bereit, sie überall, vor der ganzen Welt, wie vor dem Concilium zu bekennen. Die Gefahr, die er dadurch sich, seinem Lande, und seinen Unterthanen zuziehen würde, wolle er Gott anheimstellen. —

Die Protestanten verwerfen das Concilium abermals.

6. In dem Entschlusse, sich gar nicht mit der Synode einzulassen, schien der Churfürst also zu wanken; allein in Ansehung der Behandlung des päbstlichen Legaten zeigte er sich desto unnachgiebiger. Zwar ließ er ihn nicht an der Grenze abweisen; er selbst aber reisete, als der Legat sich der Stadt Weimar näherte, nach Eisenberg, und anstatt ihn zu sich kommen zu lassen, beschied er ihn auf die nächste

im Febr. Versammlung zu Schmalkalden. Hier ließ er ihn nun zwar, gleich am folgenden Tag nach seiner Ankunft, zum Gehör; allein nach Anhörung seines Vortrags, der blos eine Aufforderung zur Beschickung der Synode, mit unter jedoch auch einige Ausdrücke von päbstlicher Gewalt und päbstlichem Ansehn, enthielt, legte der Churfürst die päbstlichen Briefe, die er ihm überreicht hatte, auf den vor ihm stehenden Tisch, und sagte dem Legaten anstatt der Antwort, daß er gerade von ihm weg in die Versammlung seiner Mitstände gehen, und mit diesen sich erst berathschlagen müsse, ob man die Briefe des Pabstes mit Ehren annehmen könne; es würde daher am besten seyn, wenn er sie indessen wieder zurücknähme. Auf des Legaten gerechte Klagen über diese Beschimpfung wurde gar nicht geachtet; man befliß sich vielmehr, ihm während seinem übrigen Aufenthalte zu Schmalkalden und sonst die größten Beweise von Verächtlichkeit zu geben, und nach fünf Tagen erhielt er seine Briefe förmlich wieder zurück. Zum Bescheid auf seinen Concilienantrag bekam er weiter nichts, als einen Auszug aus der Antwort, die man dem kaiserlichen Gesandten, dem Vicekanzler Held, ein paar Tage vorher deswegen gegeben hatte. Der Hauptinhalt dieser Antwort war dem ersten Entwurfe des Churfürsten völlig gemäß. Das Concilium wurde durchaus abgelehnt, und Melanchthon bekam den Auftrag, die vornehmsten Weigerungsgründe der ganzen Welt in einer eignen Schrift vorzulegen.

am 5. März. Sie wurde von den anwesenden Bundesgliedern unterschrieben, und sogleich an alle christliche Höfe herumgeschickt. Die in denselben ausgeführten Gründe waren zwar mit aller Kunst, die Melanchthon darauf verwenden konnte, bearbeitet; sie hatten aber fast alle den Fehler, daß sie nur so viel oder so wenig gelten konnten, als sie der Richter, dem sie vorgelegt wurden, gelten lassen wollte. Zu dem scheinbarsten Grund der Weigerung gab eine Uebereilung des Concipisten der päbstlichen Reformationsbulle, die im September erschienen war, Anlaß. Man hatte nemlich in dem Ausschreiben zwar nur im allgemeinen von der Ausrottung ketzerischer Irrthümer gesprochen, welches nicht gerade auf die lutherische Lehre gezogen werden mußte; aber in einem andern bald darauf erfolgten Decret war sie ausdrücklich genennt, war sie mit dem Namen einer giftigen Ketzerey gebrandmarkt worden. Mithin war man, selbst durch eine authentische Erklärung des Pabsts berechtigt, die in dem Ausschreiben angekündigte Ausrottung der Ketzerey als eine bestimmte Drohung gegen die protestan-

ſtantiſche Partey anzuſehen; mithin konnte man auch erklären, daß die Proteſtanten ſchon deswegen das vom Pabſt ausgeſchriebene Concilium nicht annehmen dürften, weil ihre Lehre bereits in dem Ausſchreiben als ketzerisch verdammt, und ihre Ausrottung als Hauptzweck der Synode angegeben ſey. Ob es indeſſen zur Sicherheit nothwendig, ob es nach allen Umſtänden rathſam, ob es politiſchklug war, das Concilium deswegen zu verwerfen, das ließ ſich noch immer mit vielem Grunde bezweifeln.

Urſprung der ſchmalkaldiſchen Artikel.

7. Hauptſächlich war wol an dieſer Verwerfung ein ganz beſondrer Anfall von Haß gegen den Pabſt, der die Proteſtanten um dieſe Zeit ergriffen hatte, Urſache. Selbſt auf Luthers Rath wegen des Conciliums hatte er jetzt ſichtbar Einfluß. Er wünſchte nun, daß man das Concilium beſchicken, aber daß man in der vollen Verſammlung der ganzen Chriſtenheit gegen den Pabſt, und alles was zum Pabſt gehörte, feierlich auftreten; daß man hier die große Sache Gottes und der Wahrheit gegen die vereinigte Rotte ihrer Feinde, vor dem Angeſicht der ganzen Welt, deren Augen auf ſie geheftet ſeyn würden, vertheidigen, und denn öffentlich den Staub von den Füßen ſchütteln, und aus ihrer Mitte ſich entfernen ſollte. Das ſchien ihm größer und würdiger, weil es kühner war, weil es mehr Aufſehen erwecken mußte, weil man den Pabſt dabey ſo recht in ſeinem eignen Hauſe beſchimpfen konnte. Mit Freuden hätte er ſein Leben darum gegeben, wenn er in Perſon auf der Synode erſcheinen, und das Wort für ſeine Partey hätte führen dürfen. Da ſich nun nicht daran denken ließ, ſo bemühete er ſich, in den von dem Churfürſten verlangten Artikeln alles zu ſagen, wodurch man der Gegenpartey recht trotzen konnte. Daher waren gerade jene Puncte, welche Melanchthon in der augsburgiſchen Confeſſion theils ſo gemäßigt, theils gar nicht berührt hatte, als die Materien von der Meſſe, vom Fegfeuer, von Wallfahrten und Brüderſchaften, von Reliquien und Indulgenzen, am meiſten an das Licht hervorgezogen; daher war die Lehre vom Pabſtthum und von der Gewalt des Pabſts zum Hauptpunct gemacht, bey dem ſich Luther am längſten verweilte. Nicht einmal für das conventionsmäßige Oberhaupt der Kirche wollte er ihn erkennen laſſen! Nicht einmal zur Erhaltung der Ordnung und Einigkeit in der Kirche glaubte er ihn nöthig! Dieſen Pabſthaß, welchen Luther noch nie auf eine ſolche Art geäußert hatte, brachte er noch eben ſo feurig mit nach Schmalkalden, und da er, von einer tödtlichen Krankheit befallen, von dieſem Ort der Zuſammenkunft bald wieder ſich entfernen mußte, ließ er ſeinen Freunden den Segen zurück, daß ſie Gott mit Haß gegen den Pabſt erfüllen möchte! Dieſen Segen hätte er ſich jedoch erſparen können. Denn in den Gemüthern der zu Schmalkalden verſammleten gährte ſchon eine ſolche Erbitterung, daß man ſeine Artikel, ohne ſich nur einen Augenblick zu bedenken, mit dem haſtigſten Beyfall annahm. Und nun erſt trug man dem ſanftmüthigern Melanchthon, den man bisher gar nicht zu Rath gezogen hatte, die ausführlichere Ausarbeitung des Artikels vom Pabſtthum auf, und der vortreffliche Mann, für den ein ſolcher Antrag nun kränkend ſeyn mußte, ſtellte mit außerordentlicher Gelehrſamkeit und Stärke alles zuſammen, was ſich wider das göttliche Recht und die göttliche Einſetzung des päbſtlichen Primats vorbringen ließ, ohne ſich darauf einzulaſſen, ob man ihm aus Gründen der Convenienz nicht ferner etwas davon verſtatten könnte. Als hingegen die

lutherschen Artikel, die von jetzt an den Namen der schmalkaldischen erhielten, von den anwesenden Theologen unterschrieben werden sollten, und von allen blindlings unterschrieben wurden, fügte er seiner Unterschrift die Anmerkung bey, daß man, seiner Meinung nach, dem Pabst auch noch ferner nach menschlichem Recht einen Vorzug vor andern Bischöfen einräumen könnte, und, wenn er sonst das Evangelium nicht hindern würde, des Friedens und der Einigkeit wegen, einräumen sollte. Nur der einzige Aepinus von Hamburg, einer der vortrefflichsten unter den protestantischen Theologen, setzte zuerst auch zu seiner Unterschrift hinzu, daß er wegen der Gewalt des Pabstes mit Melanchthon übereinstimme; man beredete ihn aber bald, den Zusatz selbst wieder auszustreichen.

Des Vicekanzlers Held Unterhandlung mit den Protestanten.

8. Der Churfürst konnte sich doch gewiß vorstellen, daß die Verwerfung des vom Pabst ausgeschriebenen Conciliums vom Kaiser sehr ungnädig würde aufgenommen werden. Um so mehr muß man sich wundern, daß er diese Verwerfung zu einer Zeit gestattete, wo er sich nach allen seinen übrigen Schritten mehr als jemals Mühe gab, dem Kaiser für die protestantische Parten einige Zuneigung einzuflößen. Er ließ ihm zu eben der Zeit, durch den Churfürsten von Brandenburg und den Grafen von Nuenar, seine Dienste mit einer Art anbieten, welche den sehnlichsten Wunsch ihrer Annahme verrieth. Zugleich verbinderte er aus allen Kräften, daß sich seine Parten nicht allzuweit mit Frankreich einließ. Er machte sogar dem Kaiser fast geradezu Hoffnung, daß die Protestanten vielleicht sich noch entschließen könnten, ihm nicht nur gegen die Türken, sondern auch gegen Frankreich beyzustehen. Das letztre mußte für den Kaiser, für den der Krieg mit Frankreich keinen sehr vortheilhaften Gang nahm, gerade sehr anziehend seyn. Darauf rechnete ohne Zweifel der Churfürst, und da er seinen alten Entwurf, das Daseyn der protestantischen Parten dem Kaiser von einer für ihn vortheilhaften Seite vorzustellen, und ihn durch diesen Gedanken nicht nur mit ihr auszusöhnen, sondern allmählich immer enger zu verbinden, auf diese Art durchzusetzen hoffte, so glaubte er sich wenig um die Art bekümmern zu dürfen, wie man sich gegen den Pabst und sein Concilium verwahren möchte. Seiner Voraussetzung nach sollte der Verbindung mit dem Kaiser durchaus kein Religionspunct aufgeopfert werden; der Kaiser sollte sich ihre ganze jetzige Verfassung gefallen lassen. Noch auf der Versammlung zu Schmalkalden erfuhr er aber, daß seine Voraussetzung ihn gar sehr getäuscht hatte, und daß der Kaiser gar nicht geneigt war, sich auf die Art, wie er wünschte, mit seiner Partey einzulassen. Der kaiserliche Gesandte, der Vicekanzler Held, gehörte von jeher unter des Kaisers Minister, die immer auf gewaltsame Maaßregeln gegen die Protestanten angetragen hatten. Daher wünschte er eifrigst, alles möglichstbald dahin einleiten zu können. Daher war es ihm gar nicht darum zu thun, den Protestanten, seinem Auftrag gemäß, das Mistrauen gegen den Kaiser zu benehmen, sie wegen ihrer Forderungen an denselben einigermaßen zu beruhigen, und ihnen eine vorläufige nur nicht ganz unwillfährige Erklärung wegen des Conciliums abzulocken. Held aber hatte hierzu überhaupt nicht Feinheit genug. Er konnte sich in den Vorträgen an die Protestanten nicht einmal beleidigender Ausdrücke enthalten, die ihre äußerste Empfindlichkeit erregten. Auf ihre Forderungen gab er ihnen im Namen des Kaisers eine Erklärung, die dessen wahre Gesinnungen und Anschläge

schläge ganz unverdeckt enthielt. Die Beschwerden über die Kammergerichtsprocesse wies er durch die alte Ausflucht ab, daß die Gegenstände derselben gar nicht unter diejenigen gehörten, die durch den Nürnberger Frieden und die Verordnungen des Kaisers der Gerichtbarkeit des Kammergerichts wären entzogen worden. Das Verlangen, daß der Inhalt des Nürnberger Friedens ausdrücklich auch auf diejenigen ausgedehnt werden müßte, die erst nach dem Schlusse desselben ihrer Religion und ihrem Bündnisse beygetreten wären, erklärte er laut für unbillig. Er wunderte sich darüber, wie man dem Kaiser eine solche seinem Gewissen entgegenstrebende Zumuthung thun könnte. Ja er gab es ganz bestimmt für des Kaisers Meinung aus, daß alle diejenigen Stände, die in dem Nürnberger Frieden nicht namentlich begriffen wären, in Religionssachen die frühern Reichsschlüsse von Speyer und Augsburg befolgen müßten. So deutlich als er sich darüber schon ausdrückte, so glaubte er doch noch es ihnen fast gerade heraus sagen zu müssen, daß der Kaiser es überhaupt am liebsten sehen würde, wenn sie ihre durch den Nürnberger Frieden unnöthig gewordene Verbindung völlig auflöseten [a].

Verstärkung des schmalk. Bündnisses durch die Reformation.

9. Jetzt konnte der Churfürst wol nicht länger daran zweifeln, daß er seinen Entwurf, den Kaiser zu gewinnen, völlig aufgeben müsse; jetzt bekamen alle bisherige Besorgnisse der Protestanten, wenigstens in der Einbildung derselben, ihre höchste Gewißheit; jetzt verstärkte sich ihr Argwohn wegen des Conciliums bis auf den höchsten Grad; jetzt äußerte sich ihr vergrößertes Mistrauen durch allerley neue Vorkehrungen und Anstalten. Schon vor ein paar Jahren hatte jedoch ihre Verfassung eine Gestalt bekommen, die sie ihren Feinden wirklich furchtbar machen konnte. Dies bewirkte die Ausbreitung der Reformation in Wirtemberg, in Anhalt, in Pommern, in Augsburg und verschiedenen andern Städten. Daß das Herzogthum Wirtemberg von der östreichischen Herrschaft wieder unter die Regierung Herzog Ulrichs zurückgekehrt war, das hatte die Folge, daß dieses ansehnliche Land unter die Mitglieder der protestantischen Partey versetzt wurde. So bald nemlich Herzog Ulrich des Besitzes seines wiedereroberten Landes sich hinlänglich versichert hatte, so schritt er zu der Ausführung des großen Werks, welches manchmal den Gegenstand seiner Unterredung mit dem Landgrafen abgegeben haben mochte, wozu ihn Luther und andre in den Zeiten seiner Trübsale öfters ermahnt hatten. Ungeachtet der wiederholten Strafverordnungen, welche die östreichsche Regierung in den letzten Jahren ins Land ergehen ließ, war die Sehnsucht der Wirtemberger nach der Ausübung der neuen Lehre noch immer allgemeiner geworden, und in manchen Gegenden waren die veränderten Religionsgesinnungen schon so herrschend, daß es, um die Gemeine eine evangelische nennen zu können, vielleicht weiter nichts erforderte, als den catholischen Pfaffen mit einem evangelischen Prediger zu vertauschen. So bald man aber einmal zu reformiren beschlossen hatte, so entstand nun die Frage, ob sächsisch, oder schweizerisch, oder vielleicht schweizerisch-sächsisch reformirt werden sollte? In den schwäbischen Reichsstädten, welche einen Theil der wirtembergischen Reformatoren hergaben, waren die meisten den Grundsätzen und Meinungen der Zürcher gefolgt. Selbst Ulrich ließ sich eins seiner ersten Reformationsgutachten von den Straßburgern ausstellen. Schon Philipps Beyspiel hätte

(1535)

in Wirtemberg.

a) Plank, S. 287 — 308.

Digitized by Google

ihn auf geneigte Geſinnungen für die Schweizer lenken können; aber die ſcheinbare Zweydeutigkeit des Nürnberger Religionsfriedens, von welchem man die Zwinglianer ausſchließen wollte, und faſt noch mehr die gewaltigen Vorſtellungen des marpurgiſchen Theologen Schnepfs, zogen ihn wieder mehr auf die ſächſiſche Seite zurück. Indeſſen zeigte ſich bey der Ausführung doch anfangs ein ſeltenes Gemiſch. In der einen Hälfte des Landes ſuchte der Coſtnitzer Blarer mit zwinglianiſcher Vorſichtigkeit zu reformiren; in der andern ſtellte Schnepf, der wachſamſte, eifrigſte Lutheraner, den Reformationsviſitator vor. Endlich gelang es jedoch Schnepfen, den ihm verdächtigen Blarer zu entfernen. Es hätte ſonſt keine ſo vollkommne Gleichförmigkeit in Anſehung der Bilder, der Kirchengebräuche, und der Lehre vom Abendmahl können eingeführt werden. Die Austheilung des letztern unter beiden Geſtalten war gewöhnlich die erſte Veränderung, die man im Gottesdienſte vornahm. Man durfte aber in Wirtemberg von der alten Art, es zu feiern, nicht ſo viel beybehalten, als es, um die Schwachen zu ſchonen, anfangs in Oberſachſen geſchehen war. Wirtemberg hatte, durch alle Theile der Reformation hindurch, den unverkennbaren Nutzen, daß es, erſt nach dem Vorgang von vielen andern, der neuen Partie beytrat. Die Stellen der entwichenen oder vertriebenen Pfaffen konnten leicht mit ſolchen evangeliſchen Predigern beſetzt werden, welche aus der Schweiz, aus den umliegenden Reichsſtädten und ablichen Gütern, herbeyeilten. Durch dieſe Fremdlinge war doch für das Bedürfniß der erſten Zeiten geſorgt, und für die Zukunft ſollte in Tübingen eine Anſtalt gemacht werden, welche der evangeliſchen Lehre in Wirtemberg die ſicherſte Fortdauer verſprach. Zur Beſorgung der wichtigſten Angelegenheiten der neuen Kirche wurde ein eignes Collegium von geiſtlichen und weltlichen Räthen, ein Kirchenrath, niedergeſetzt. Die Kirchengüter wurden, ſo wie in Heſſen, zum Beſten des neueinzurichtenden Kirchenſtaates angewendet, und der Ueberſchuß, der ſich bey einer zweckmäßigen geordneten Verwaltung der großen und reichen Klöſter des Landes finden mußte, konnte für dringende Landesbedürfniſſe aufgeſpart werden a). Die Prälaten und Mönche wurden nicht ausgetrieben; ſie bekamen nur gewiſſe Vorſchriften; es wurde ihnen nur ein herrſchaftlicher Verwalter zugeordnet, der ihnen von den Kloſtergütern ihren hinlänglichen Unterhalt reichte, das übrige aber an den Kirchenrath einſchickte. Sie durften freylich keine neuen Mitglieder ihres Kloſters mehr aufnehmen, und man rieth ihnen, die Kutte mit einem andern anſtändigen Kleide zu vertauſchen. Bey beiden that man aber ihrem Gewiſſen keinen Zwang an, und wem dies alſo nicht gefiel, der konnte das Kloſter mit Beybehaltung einer Penſion verlaſſen. Freylich konnte es nicht ungeſtraft bleiben, wenn einer von den Prälaten Gelder unterſchlug, der andre mit dem ganzen Archiv ſeines Kloſters flüchtete; aber auch hier zeigte ſich doch eine Gelindigkeit, die der Denkart der Zeiten ſonſt gar nicht angemeſſen ſchien. Dem Prälaten von Zwiefalten wurde ſogar geſtattet, die Reformation völlig abzukaufen b).

10. Die

a) Der Herzog verwendete ihn zur Bezahlung der Schulden, die er während ſeiner Verbannung hatte machen müſſen, zur Erſtattung der heſſiſchen Kriegskoſten u. ſ. w.
b) Spittlers wirtemb. Geſch. S. 129 — 135.

Digitized by Google

10. Die Prälaten waren diejenigen, welche die Reformation am lebhaftesten zu hindern suchten, und dennoch gab es einige derselben, jedoch meistens aus fürstlichem und adlichem Stande, die den Fortgang derselben thätig beförderten. Im Anhaltischen hatte zwar der Fürst Wolfgang zu Cöthen sich frühzeitig für Luthers Lehre erklärt, ein Kloster reformirt, und die augsburgische Confession unterschrieben; im Zerbstischen würde aber der catholische Glaube sich vielleicht noch länger behauptet haben, wenn nicht Fürst Georg, Domprobst zu Magdeburg, der aber freylich die Bibel und die Kirchenväter auch fleißiger studiret hatte, als sie andre Prälaten seines Standes zu studiren pflegten, sich der Ausbreitung der lutherschen Meinungen nicht angenommen hätte. Er machte sie nicht nur seinen Unterthanen durch Predigten und Schriften bekandt; er beredte auch seine beiden Brüder, den Fürsten Johann zu Zerbst und den Fürsten Joachim zu Dessau, die Reformation in ihrem Landesantheile einzuführen; doch wurde, so wie in Sachsen, mancher von den alten Kirchengebräuchen beybehalten c). So wenig Anhänglichkeit für den alten Glauben hatten schon nicht die Domherren zu Augsburg, welche das von den evangelischen Predigern ihnen angetragene Religionsgespräch standhaft ausschlugen. Der Stadtrath maßte sich aber endlich das Recht an, in allen Kirchen und Capellen, die Domkirche ausgenommen, die Messe so lange abzuschaffen, bis die Rechtmäßigkeit derselben aus Gottes Wort erwiesen wäre. Die Domherren und Meßpriester thaten nun der Bürgerschaft den Gefallen, sich gar zu entfernen, und ihre Stellen wurden mit evangelischen Predigern besetzt. Weil diese aber anfangs nach den zwinglischen Grundsätzen sich hinneigten, so wollte der Churfürst von Sachsen den Augsburgern die Aufnahme in den schmalkaldischen Bund, wozu sie der landgraf empfahl, durchaus nicht gestatten; sie bequemten sich aber im folgenden Jahre die lutherische Lehre völlig unvermischt predigen zu lassen d). Zu Augsburg wurde die Reformation dem Willen der geistlichen Regenten zuwider eingeführt; in andern Städten, als zu Hannover, wagte es die Bürgerschaft, sogar ihrem Landesherrn zum Trotze, sich für die neue Lehre zu erklären. Die Bürger zu Hannover setzten deswegen ihren Magistrat ab, und bekümmerten sich wenig um ihren Herzog Erich, der mit ihren Veränderungen im Kirchenstaate gar nicht zufrieden war. Es mußte ihnen aber freylich hart scheinen, daß man sie dem alten Glauben treu erhalten wollte, da doch ihre Landsleute in Lüneburg und in Grubenhagen ihren Gottesdienst nach Luthers Grundsätzen verrichten durften. Der Herzog Ernst zu Zelle war einer der ersten Reichsfürsten, welche den alten mit dem neuen Glauben vertauschten e), und Herzog Philipp zu Grubenhagen, der mit seinem Hofstaate schon lange lutherisch gesinnt war, schaffte nunmehr die päbstlichen Gebräuche und Feierlichkeiten völlig ab. Solche Landesfürsten, die die Sehnsucht ihrer Unterthanen nach der Ausübung des neuen Glaubens befriedigten, waren auch die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, denen D. Bugenhagen dabey sehr wichtige Dienste leistete f).

in Anhalt, in Augsburg, 1534 im Braunschweigischen, 1533 1525 in Pommern. 1534

11. Alle diese Fürsten und Städte halfen nun die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes vermehren. Diesen wuchs dadurch der Muth sehr merklich. Sie hatten daher ihren Bund nicht nur vorläufig auf zehn Jahre verlängert; man hatte

Wie sich die Verfassung des schmalk. Bundes bildete.

c) Häberlin, XI, 401. 571.
d) Häberlin, S. 571.
e) Häberlin, S. 14.
f) Häberlin, S. 578.

Digitized by Google

hatte auch jedem einzelnen Mitgliede desselben gegen die Vollziehung der Kammergerichtsurtheile Hülfe zugesichert; man hatte deswegen die gemeinschaftliche Unterhaltung eines stehenden Heeres von zehntausend Mann Fußvolk und zweytausend Reitern beschlossen [g]). Es war damals auch die Frage entschieden worden, ob man ohne Verletzung des Nürnberger Friedens neue Glieder in den schmalkaldischen Bund aufnehmen dürfe, und man arbeitete, da sie einmüthig bejahet worden war, nun immer an der Vermehrung derselben. Jetzt nahm man selbst den Herzog Heinrich von Sachsen, Herzog Georgs Bruder, dessen jährliche Einkünfte aus nicht mehr als dreyzehntausend Goldgulden bestanden, in die Verbindung auf. Es war mehr als wahrscheinlich, daß sein Bruder, Herzog Georg, aus Verdruß über seinen Beytritt zur protestantischen Parten, seinen Jahrgehalt sogleich zurückbehalten würde. Dennoch nahm man ihn nicht nur in den Bund; man erließ ihm auch die Verpflichtung zu einem Beytrag; man machte sich sogar anheischig, ihm für den Jahrgehalt zu stehen. Dagegen verlangte man von ihm nichts, als das Versprechen, daß er, so bald sich seine Umstände verbesserten, nach Vermögen beysteuern, und indessen seinen Prinzen Moriz, der sich am Hofe Herzog Georgs befand, zu dem Landgrafen oder Churfürsten schicken sollte, damit er im wahren Glauben unterrichtet werden könnte. Doch dieser Herzog Heinrich, gegen den man damals so uneigennützig großmüthig zu handeln schien, war der vermuthliche Erbe des ansehnlichen Landes
im Jan. seines Bruders. Der älteste Sohn desselben starb erst vor kurzem kinderlos, und der zweyte, Friedrich, war wegen seines blöden Verstandes der Regierung unfähig [h]). Die Partey gewann folglich an dem Herzog Heinrich einen Bundesverwandten, der für sie sehr wichtig werden konnte, der ihren Muth schon im voraus verstärken half. Man vereinigte sich damals aufs neue, daß jeder Bundesverwandte, gegen welchen das Kammergericht Execution erkennen würde, von dem ganzen Bunde geschützt werden sollte. Man faßte den raschen Entschluß, die Bedrückungen, die einige catholische Stände den Anhängern der neuen Lehre in ihrem Gebiete zuzufügen fortfuhren, durch andre Gewaltthätigkeiten zu erwiedern. Selbst den König Ferdinand, der einigen schwäbischen Städten die Einkünfte, die ihre Kirchen aus seinem Lande zu ziehen hatten, zurückhielt, wollte man nicht schonen. Man machte damit auch sogleich den Anfang, indem man dem Kaiser und dem König Ferdinand die verlangte Hülfe gegen die Türken nicht allein ganz abschlug, sondern auch ausmachte, daß nicht einmal ein einzelner Stand für sich etwas dazu beytragen sollte. Der Churfürst und der Landgraf erhielten zugleich den Auftrag, die Freundschaft mit den Königen von Frankreich und England durch die schicklichsten Mittel zu unterhalten. Da sich auch gleich nach dieser Versammlung zu Schmalkalden das Gerücht von neuen Werbungen verbreitete, die Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig für den Kaiser anstellen sollte, so veranstaltete man gleich zwey neue Zusammenkünfte zu Braunschweig und Coburg, welche die genauere Einrichtung der Kriegs- und
1538 Vertheidigungsanstalten zur Absicht hatten. Im März des folgenden Jahrs wurde zu Braunschweig abermals ein großer Fürstentag gehalten. Hier beschloß man nun, eine

g). Plank, S. 283.

h). Von fünf Prinzen behielt Herzog Georg zuletzt nicht einen einzigen. Wie mag sich nicht Luther darüber gefreut haben!

eine feierliche Gesandtschaft nach Frankreich und England zu schicken, welche der Partey Verbindung mit diesen Höfen, die man bisher absichtlich unbestimmt gelassen hatte, zur Richtigkeit und Festigkeit bringen sollte.

12. So sehr diese Vorkehrungen und dies Benehmen der Protestanten bey dem Kaiser Erstaunen erregen mußten, so sehr gereichten sie dem Pabst zur Freude. Der erste hatte unmöglich einen solchen Erfolg seiner Gesandtschaft erwartet; der letztre hingegen sah seine Hoffnung, daß ihm die Ketzer die Schuld des vereitelten Conciliums abnehmen würden, vollkommen erfüllt. Er spielte aber demungeachtet die Conciliencomödie noch durch ein paar Auftritte fort. Anstatt sogleich zu erklären, daß die von den Protestanten verworfene Kirchenversammlung nicht zu Stande kommen könne, gab er sich vielmehr das Ansehn, als wenn er zur Wegräumung der Schwierigkeiten noch weitere Versuche machen wollte, und er setzte daher die Eröffnung der Synode auf ein paar Monate weiter hinaus. Als auch der Herzog von Mantua wegen seiner zum Versammlungsorte bestimmten Residenz neue Umstände machte, so setzte er sogleich die Stadt Vicenza dazu an. Sein Entwurf, den Kaiser gegen die hartnäckigen Protestanten zu erbittern, gelang ihm so unvermerkt immer besser. Nur mußte auch dafür gesorgt werden, daß der Kaiser Muße, Mittel und Macht bekam, seine Erbitterung gegen die Protestanten auszulassen. Hier arbeitete aber der Vicekanzler Held ganz vortrefflich vor. Dieser war, nach der Versammlung zu Schmalkalden, fast an allen catholischen Höfen im Reich herumgereist, um nicht nur ihre Gesinnungen gegen die Protestanten auszuspüren, sondern um ihre Gesinnungen geflissentlich so zu stimmen, wie es sein Anschlag erforderte. Er bediente sich in dieser Absicht der Vorstellung, daß die protestantische Partey nicht blos auf ihre Vertheidigung denke, sondern daß sie ganz gewiß zu einem Angriff sich rüste, den sie während des Krieges des Kaisers mit Frankreich vornehmen würde. Diese Vorstellung schien so wahrscheinlich, daß er dadurch eine Verbindung der mächtigsten catholischen Stände, die der schmalkaldischen entgegengesetzt werden sollte, veranlaßte. Nach mehrern Zusammenkünften, die deswegen zu Nürnberg und Speyer gehalten wurden, kam sie an dem erstern Orte zum wirklichen Schlusse. Dieser heilige Bund (so nennte ihn sein Urheber) verpflichtete seine Mitglieder fürs erste zu weiter nichts, als einander gegen alle Bedrängnisse und Gefahren, die ihnen ihre Anhänglichkeit an dem alten Glauben zuziehen würde, mit vereinigten Kräften beyzustehen [1]); auch waren es nur erst die Erzbischöfe von Maynz und Salzburg, die Herzoge von Bayern, der Herzog Georg von Sachsen, und der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, welche die Verbindung geschlossen hatten.

Die Catholischen schließen den heiligen Bund.

am 10. Jun.

13. Held behauptete zu allem, was er that, vom Kaiser Auftrag gehabt zu haben; und der Kaiser — sagte ihn nicht nur gleich darauf aus seinem Dienste, sondern ließ auch durch seine Minister den Protestanten die bestimmte Erklärung machen, daß Held hierzu keinen Auftrag erhalten, vielmehr seiner Instruction gerade entgegen gehandelt habe. Es ist aber demungeachtet sehr schwer zu begreifen, wie Held, ganz ohne Vorwissen und ohne Einwilligung seines Herrn, es hat wagen kön-

Die Protestanten werden von Frankreich und England getäuscht.

1) Hortleder, B. VIII, Cap. 14. u. 15.

können, den Nürnbergiſchen Bund zu ſchließen. Wahrſcheinlich war es alſo italieniſch-ſpaniſche Politik, wenn ſein Herr in der Folge beides ableugnete, wenn er ſelbſt den dienſtfertigen Unterhändler darüber aufopferte. Dieſe Vermuthung erhält durch die unmittelbar darauf folgenden Ereigniſſe beynahe ihre vollſte Gewißheit. Carl, der, als der Pabſt mit ſo großer Mühe den Stillſtand zu Nizza vermittelte, ſich nicht zu einer einzigen Unterredung mit dem Könige von Frankreich verſtehen wollte, der bewies ſich zwey Monate hernach ſo äußerſt bereitwillig, die Gelegenheit ihn zu ſprechen zu benutzen, der bewies ſich mehr als bereitwillig, nicht nur den Grund zu einem dauerhaften Frieden, ſondern auch zur engſten und brüderlichſten Verbindung mit demſelben zu legen. Dieſe ſchnelle Verändrung ſeiner Geſinnungen erregte allgemeines Erſtaunen; aber ſie ereignete ſich gewiß höchſt natürlich. Carl hatte indeſſen, durch die vor Held geſtiftete Verbindung der catholiſchen Stände Deutſchlands, Hoffnung bekommen, die Ausführung ſeiner Entwürfe glücklich durchzuſetzen. Der Wunſch, ſich denſelben ganz widmen zu können, bewirkte, daß er den König von Frankreich wenigſtens ſo weit zu gewinnen ſuchte, daß er ihn an ſeinem Vorhaben nicht hindern möchte. Und er ja doch denſelben ſogar zur Theilnahme ein. Die Proteſtanten erfuhren die Wirkungen dieſer Einladung bald genug. Franz zog ſich auf einmal ſo unpolitiſch merklich von ihnen zurück; er brach die Verbindung, die ſie eben mit ihm ſchließen wollten, ſo plötzlich ab, daß ſie in Anſehung desjenigen, was zwiſchen ihm und dem Kaiſer vorgegangen war, keine weitere Aufklärung nöthig hatten. So leicht löſete Franz Verhältniſſe auf, die er mit allen Künſten der Verſtellung und der liſt bisher zu unterhalten geſucht hatte! Da er ſeit einigen Jahren die Anhänger der neuen Lehre in ſeinem Reiche verfolgte, ſo erfüllte er natürlich die Gemüther der Proteſtanten mit dem gerechteſten Unwillen gegen ſich. Ihre Freundſchaft wünſchte er aber zu der Zeit, da er mit dem Kaiſer Krieg führte, nicht ganz zu verſcherzen. Er ließ ſich daher, ſie zu beſänftigen, zu der ſchändlichſten Falſchheit herab. Er gab nicht nur jene unglücklichen Schlachtopfer ſeiner Bigotterie für Ketzer aus, deren Meinungen und Lehren mit den ihrigen nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hätten; er ſtellte ſich zu gleicher Zeit noch außerordentlich eifrig, in Gemeinſchaft mit ihnen, und nach ihren Grundſätzen, zu einer wahren Reformation der Kirche mitzuwirken. Melanchthon mußte in dieſer Abſicht ſogar eine eigne Schrift ausarbeiten; Melanchthon wurde von Franzen, in einem eigenhändigen Brief, möglichſt dringend zu einer Reiſe nach Frankreich aufgefordert, um zu dem großen Werke, das der König vorhabe, das meiſte beyzutragen. Durch dieſe niedrigen Künſte erhielt Franz ſeinen Zweck wenigſtens ſo weit, daß die proteſtantiſche Parten nicht alle Verbindung mit ihm aufgab. Die klügern Mitglieder derſelben ließen ſich indeſſen doch nicht von ihm täuſchen. Der Churfürſt bewies es ſchon dadurch, daß er Melanchthon die Erlaubniß, nach Frankreich zu reiſen, ſtandhaft verweigerte. Der Landgraf errieth des Königs von Frankreich liſtige Abſichten zwar auch ſehr gut; doch wollte er zum Beſten der Parten mehr Gebrauch davon machen. Der Churfürſt wünſchte aber die Verbindung mit Frankreich nur in der Geſtalt zu erhalten, daß man ſie im äußerſten Nothfall immer noch enger ſchließen könnte, ohne ſich im voraus damit zu verwickeln. Nachdem ihn aber Held, durch ſein Benehmen auf der Verſammlung zu Schmal-

Digitized by Google

Schmalkalden, von dem festen Entschlusse des Kaisers die Protestanten zu sehr überzeugt hatte; nachdem das Gerücht von seinen Unterhandlungen mit den catholischen Ständen, nachdem die Nachricht von den Bemühungen des Pabstes, zwischen dem Kaiser und Frankreich einen Waffenstillstand zu bewirken, die Gefahr nicht nur gewiß, sondern auch in der Nähe zeigte, da glaubte Johann Friedrich selbst seine bisherigen Bedenklichkeiten gegen ein französisches Bündniß aufgeben zu müssen, da ertheilte er seine Einwilligung zu einer an den König Franz zu schickenden Gesandtschaft, 1538
die auf einer Versammlung zu Zerbst, besonders auf den Rath des Königs von Dä- im Febr.
nemark, beschlossen wurde. Diese Gesandtschaft schien hauptsächlich die Absicht zu haben, den König von der Theilnahme an dem Vorhaben des Kaisers, und der Anerkennung der Synode zu Mantua zu entfernen; dabey wünschte man aber, daß Franz in diesem Schritte der Protestanten den ersten Antrag eines engern Bündnisses sehen, daß er sich dadurch zur Fortsetzung seines Kriegs mit dem Kaiser reizen lassen möchte. Die Gesandten sollten eben deswegen dem König vorstellen, daß Frankreichs Wohl größtentheils von der Erhaltung der deutschen Freyheit abhange, daß aber die Erhaltung derselben nicht anders möglich sey, als wenn der König jede Verbindung mit dem Kaiser zum Nachtheil der Protestanten ablehnen, und ihnen die geheimen Anschläge desselben entdecken würde; alsdenn, sollten sie hinzusetzen, würde man auch leicht über ein Vertheidigungsbündniß sich vereinigen können. Dies war doch deutlich genug gesagt; Franz verstand es auch so gut, daß er den Protestanten versichern ließ, er würde sie dem Kaiser niemals aufopfern, wenn ihm dieser gleich den Frieden unter solchen Bedingungen angetragen habe. Diese Bedingungen bestanden, seiner Behauptung nach, darin, daß er sich mit Carln zur Unterdrückung der Protestanten vereinigen, und die Vollziehung der Decrete wegen des ausgeschriebenen Conciliums mit ihm verbürgen sollte. So viel mochte aber der Kaiser höchst wahrscheinlich damals noch nicht von ihm verlangt haben. Franz wollte den Protestanten nur Furcht einflößen. Indessen erklärte er sich sogleich zu einem Bündnisse bereit; er wollte auch deswegen einen Gesandten zu ihrer Versammlung nach Braunschweig schicken. Das letzte Anerbieten lehnte aber die Partey wegen verschiedener Unbequemlichkeiten ab. Er schlug hierauf eine Conferenz zu Nancy vor, und als in der Zwischenzeit der Waffenstillstand zu Nizza doch seine Richtigkeit erhielt, versicherte er den Protestanten, als er ihnen davon Nachricht gab, mit Betheuerungen, daß hierdurch weder in ihren bisherigen, noch in ihren künftigen Verhältnissen etwas würde geändert werden. Eben dasselbe sagte er auch ihren neuen
Abgeordneten, die zu Marseille zum erstenmal vor ihm erschienen. Diese verlang- am 30. Jun.
ten im Namen ihrer Partey, der König sollte sich verpflichten, das Concilium niemals ohne ihre Einwilligung anzuerkennen, und ihnen gegen jeden gewaltsamen Versuch, sie zur Annahme seiner Verordnungen zu zwingen, mit seiner Macht beystehen; der König machte hingegen keine andre Bedingungen, als daß sie seinen Feinden niemals beystehen, und ihm das Recht der freyen Werbung in ihrem Gebiete gestatten sollten. Ueber diese Bedingungen vereinigte man sich bald; aber nun drangen die Protestanten darauf, daß Franz zu ihrer Sicherheit eine Geldsumme in einer deutschen Stadt niederlegen möchte, über deren Gebrauch sie bestimmen könnten. Diese Forderung fanden die königlichen Commissarien etwas groß; indessen näherte

Digitized by Google

sich auch schon die Wegräumung dieses Anstoßes, als auf einmal der ungünstige Wind, der Carln bey seiner Ueberfahrt nach Spanien an die Ufer von Aigues Mortes trieb, das beynahe schon geschlossene Bündniß wieder verwehte. Die protestantischen Gesandten mußten nun dem König, der dem Kaiser sogleich entgegen reiste, von einem Ort zum andern nachfolgen, und erfuhren endlich nach beynahe drey Wochen, daß man sie und ihre Herren getäuscht hatte. Eine fast ähnliche Rolle spielte auch der König von England gegen die Protestanten. Auch er schickte Gesandten an sie; auch er wünschte Melanchthon an seinem Hofe zu sehen; auch an ihn wurden Bevollmächtigte zur Schließung eines Bündnisses abgefertigt, die aber eben so wenig als jene aus Frankreich zurückbrachten. Der Kaiser hatte nemlich um eben diese Zeit auch um Heinrichs Freundschaft sich wieder beworben; er hatte ihm Heirathsanträge gethan. Heinrich sah nun, daß er den Beystand der Protestanten gegen den Kaiser nicht mehr nöthig hatte; er überließ sie also jetzt wieder ihrem Schicksal [e]).

Neue glückliche Ereignisse und Aussichten für die Protestanten.

14. Die von den beiden Königen hintergangne Protestanten fühlten es nun wol, daß sie bey der gewissen Gefahr, die ihnen drohete, blos auf ihre eignen Kräfte rechnen dürften, daß sie den ungleichscheinenden Kampf, der ihr Schicksal entscheiden sollte, allein zu bestehen hätten. Die ganze Welt schien voraus zu glauben, daß sie ihm unterliegen müßten, allein sie hatten bey ihrer damaligen Verfassung in der That nicht Ursache, den Muth sinken zu lassen. Ihr Bund war in den sechs oder sieben Jahren, die seit dem Nürnberger Frieden verflossen waren, höchst ansehnlich verstärkt worden. Im Jahr 1531 zählte man unter den Mitgliedern des
1536 selben nicht mehr als vier Fürsten, zwey Grafen, und elf Städte. Fünf Jahre später, da er auf zehn Jahre erneuert wurde, war er durch zwey Fürsten (die mächtigen Herzoge von Wirtemberg und Pommern) und durch elf Städte, unter welchen sich die ansehnlichsten Reichsstädte befanden, vermehrt worden. In diesem Jahre kam der König Christian III. von Dänemark hinzu. Er verpflichtete sich auf neun Jahre, und versprach, im Falle, daß man seine Hülfe brauchen würde, dreytausend Mann Fußvolk, die er drey Monate lang auf seine Kosten unterhalten wollte, oder vierzigtausend Goldgulden. Als neue Mitglieder wurden damals auch der Graf Philipp von Nassau-Saarbrücken und der Graf Heinrich von Schwarzburg aufgenommen. Der Markgraf Johann von Brandenburg zu Cüstrin suchte um die Aufnahme an [f]). Rechnet man zu den damaligen Gliedern des schmalkaldischen Bundes noch alle Anhänger der neuen Religionspartey, so machten sie gewiß die volle Hälfte von Deutschlands Einwohnern aus. Jeder noch so kleine Zuwachs, den sie erhielt, schwächte doch zugleich auch die Gegenpartie, und schon dieses war Gewinn genug. Es zeigten sich aber für die Macht derselben noch einige sehr viel versprechende Aussichten, die auf Staatsveränderungen in Churbrandenburg und dem herzoglichen Sachsen beruheten. Der alte Churfürst von Brandenburg, einer der eifrigsten Gegner der Protestanten, war vor zwey Jahren gestorben, und sein Nachfolger Joachim II. hatte noch beym Leben desselben, und besonders seit dem Jahre 1532, so viel Neigung für Luthern und seine Lehre geäußert, daß die Protestanten die größte Hoffnung daraus schöpfen konnten. Der Landgraf forderte ihn daher gleich

e) Plank — S. 332. f) Häberlin, XII, 96.

Digitized by Google

gleich nach dem Antritte seiner Regierung auf, die Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht hatte, zu erfüllen; er that das in einem Briefe, der, nach Seckendorfs Auszügen, ein treffliches Stück theologisch-fürstlicher Beredtsamkeit gewesen seyn muß. Man zweifelte auch gar nicht mehr, daß sich Joachim bald öffentlich für die protestantische Partey erklären würde. Der Tod des alten Herzogs Georg von Sachsen war auch nicht gar weit mehr entfernt; Herzog Heinrich, sein Nachfolger, wurde alsdenn nicht allein eins der mächtigsten Mitglieder der Partey, sondern die Gegner derselben verlohren auch eine ansehnliche Stütze. Die Protestanten hatten aber damals Hoffnung, noch zwey Churfürstenthümer mit sich vereinigt zu sehen. Der Churfürst Hermann von Cöln hatte schon verschiedene Anstalten gemacht, die neue Lehre in seinem Erzstifte einzuführen. In der Pfalz hatte sich, begünstigt von der Nachsicht und Duldsamkeit des Churfürsten Ludewigs, die Reformation in einem Orte nach dem andern ausgebreitet. In diesem Jahre suchten 1538
mehrere der vornehmsten Städte in der Oberpfalz auf einmal bey Hof um die Erlaubniß an, neue Prediger anzustellen, die das Evangelium rein und lauter verkündigten, und diese Erlaubniß wurde den Städten Amberg, Neumark, Cham, Nabburg, Weiden, Neuburg, Aurbach und Kemnat auch wirklich ertheilt. Diese ließen nun sogleich Prediger aus Nürnberg kommen, und richteten ihr ganzes Kirchenwesen nach der Nürnbergischen Kirchenordnung ein. Im Zweybrückischen hatte der Pfalzgraf Ludewig und im Herzogthum Neuburg der Pfalzgraf Otto Heinrich die Reformation auch schon eingeführt. Da nun auch der König von Schweden, der zweyte Beherrscher des Nordens, für dieselbe gewonnen war, so konnte die protestantische Partey der Zukunft ziemlich ruhig entgegen sehen.

15. Es hatte sich aber indessen noch eine andre für ihre Wohlfahrt ungemein wichtige Veränderung mit derselben zugetragen. Die Partey war, oder schien wenigstens unter sich selbst einig zu seyn. Die unselige Ursache der Spaltung, die sie vor acht Jahren noch fast weiter, als von den Catholiken und dem Pabst trennte, war weggeräumt. Die Namen der lutheraner und Zwinglianer schienen keine Sectennamen mehr zu seyn, denn Luther und die Schweizer, oder doch Luther und die Anhänger der ehemaligen schweizerischen Meinung in Deutschland, hatten sich in der Lehre vom Abendmahl vereinigt. Eine Vereinigung, die auf dem berühmten Reichstag zu Augsburg wol niemand vermuthet hätte! Die lutherische Partey trennte sich damals so kränkend und so geflissentlich von den Schweizern, daß sich nichts anders erwarten ließ, als daß die Erbitterung tiefer einwurzeln, und unheilbarer werden würde. Und doch befanden sich die Abgeordneten der vier Städte Straßburg, Costanz, Lindau und Memmingen, denen man zu Augsburg die Ueberreichung einer eignen Confession gestattete, um die Absonderung desto sichtbarer zu machen, bereits auf der Versammlung zu Schmalkalden, die noch im December dieses Jahrs gehalten wurde. Man findet die Namen derselben auch unter der Urkunde des ersten Schmalkaldischen Bündnisses, und in dem Schreiben, welches die Protestanten zu ihrer Vertheidigung nach Frankreich und England schickten. Freylich waren einige eifrige lutherische Stände mit diesen Bundesgenossen nicht zufrieden; mehrere schoben deswegen sogar die Unterschrift des schon geschlossenen Bündnisses auf. Jene mußten, um ihre Aufnahme zu befördern, zu Schmalkalden den

Vereinigung der Lutheraner und Zwinglianer.

Leuten im allgemeinen vorsagen, daß die Lehre vom Abendmahl bey ihnen im Grunde eben so wie in Sachsen vorgetragen würde. Die meisten nahmen sie nun auf, ohne vor der Hand einen genauen Beweis ihrer Behauptung zu fordern. Selbst Luther, so sehr er auch vom Gegentheile überzeugt war, hinderte es doch nicht, daß man sich ihnen so weit näherte, oder daß man sie so nahe kommen ließ. Daß aber die oberländischen Städte sich deswegen so viel Mühe gaben, das macht die Lage, in der sie sich seit dem augsburgischen Reichstag befanden, sehr begreiflich. Die Catholiken und der Kaiser schienen seitdem noch entschlossener zu ihrer Vertilgung, als zur Züchtigung der übrigen Anhänger der neuen Lehre. Schon der Reichstagsabschied kündigte ihnen dieses an, und ihre Schwäche zeichnete sie noch gewisser als das erste Opfer des Verfolgungsgeistes aus. Gegen denselben konnte sie nun sonst nichts retten, als wenn sie an die größere Parten der augsburgischen Confessionsverwandten sich anschließen durften. Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich, ohne langes Bedenken, den Lutheranern gerade in die Arme zu werfen, und sich dabey jede Bedingung gefallen zu lassen. Zum Glücke für sie glaubte sich aber die größere Parten in eben der Gefahr. Ihr und dem Kaiser, dem vornehmsten Gegenstand ihres Unwillens trotzen zu können, war ihr jede Gelegenheit, ihre Macht zu verstärken, willkommen. Eben dies war es, was die lutheraner, was selbst Luthern, unvermerkt gegen die Oberländer hinzog. Man fühlte es endlich immer stärker, daß die Verbindung mit denselben zur Rettung der ganzen Parten sehr viel beytragen würde. Selbst Luther gestand es Bucern, daß er sie für nothwendig hielte, und daß er sie, wenn sie sich für keinen andern Preis erhalten ließe, mit seinem Leben zu erkaufen bereit wäre. So verlohr sich der Sectenhaß freylich immer mehr, und man forderte nun weiter keine Erklärung wegen der Abendmahlslehre. Diesen glücklichen Fortgang der Sache hätte nun das Bestreben, immer mehr zu gewinnen, beynahe wieder gehemmt. Einige Stände, und besonders der Landgraf von Hessen, welche die Aufnahme der Straßburger am meisten begünstigt hatten, wollten den glücklichen Zeitpunct benutzen, um auch die Schweizer in das Bündniß mit einzuschieben. Diese wollten sich aber, wie es scheint, zu der Bedingung, sich über die Lehre vom Abendmahl zu erklären, durchaus nicht verstehen. Sie verweigerten dies in Ausdrücken, welche die Empfindlichkeit der lutheraner äußerst rege machten. Diese äußerte sich nun gegen die Straßburger, welche das Geschäffte der Vereinigung über sich genommen hatten. Das Murren über ihre eigene Aufnahme in das Bündniß regte sich jetzt von neuem, und regte sich jetzt immer lauter und allgemeiner. Einige Stände wollten dem Bündniß durchaus nicht eher beytreten, als bis sich die Oberländer von dem Verdachte der Anhänglichkeit für die zwinglischen Meinungen besser würden gereinigt haben. Dies bewirkte endlich so viel, daß ihnen auf der Schweinfurter Versammlung vom Jahr 1532 wirklich der Antrag gemacht wurde, wenigstens der augsburgischen Confession feierlich beyzutreten. Man benutzte dazu den Vorwand, daß der Kaiser durch die churfürstlichen Unterhändler habe erklären lassen, der Friede sollte blos mit den Anhängern der augsburgischen Confession geschlossen werden. Die oberländischen Städte waren auch so weise, sich zu dem, was man von ihnen verlangte, mit guter Art zu verstehen. Dies konnte ihnen aber auch keine große Ueberwindung kosten, weil der Artikel vom Abendmahl,

wie

Digitized by Google

wie er in der Augsburgischen Confession abgefaßt war, den Worten nach, der Vorstellung, welche die Confession der vier Städte davon enthielt, gar nicht widersprach m).

16. Von diesem Zuwachs von Macht, den die protestantische Parten seit einigen Jahren erlangt hatte, durfte sie aber zum Glücke damals noch keinen Gebrauch machen. Die der Reformation schon so oft wohlthätige Türkengefahr bewirkte, daß Carl und Ferdinand, anstatt sie anzugreifen, ihren Beystand noch immer nicht entbehren konnten. Beide schrieben in dieser Absicht an den Landgrafen von Hessen. An den Churfürsten von Sachsen mußte der Churfürst von Brandenburg, auf Ferdinands Anstiften, deswegen einen eignen Gesandten schicken. Dieser versicherte dem Churfürsten von Sachsen im Namen seines Herrn, daß der König Ferdinand nicht die geringste Abneigung gegen ihn habe, und daß er, zwischen seinem Bruder und den Protestanten einen Vergleich zu stiften, völlig bereit sey. Johann Friedrich und Philipp erklärten hierauf, daß sie gegen die Türken recht gern Mannschaft hergeben wollten; nur sollte ihnen Ferdinand einen dauerhaften und zuverläßigen Frieden auswirken, für den sich auch die catholischen Reichsfürsten, oder wenigstens fürs erste die Churfürsten von Maynz, Trier und Cöln, die Herzoge von Bayern und von Sachsen, die Erzbischöfe von Salzburg, Magdeburg und Bremen, und die Bischöfe von Bamberg, Wirzburg, Münster, Augsburg und Eichstedt verbürgen müßten. Den Kammergerichtsprocessen sollte gleichfalls Einhalt gethan werden. Ferdinand gab von diesen Forderungen der Protestanten seinem Bruder Nachricht. Carl ernennte auch sogleich die Friedenscommissarien, den Erzbischof von Lunden, Johann von Wesel, und den bekandten Vicecanzler Held n), und es wurde nun beschlossen, daß die Unterhandlungen im Februar des folgenden Jahrs zu Frankfurth am Mayn wirklich vor sich gehen sollten. Daß aber der Kaiser zu einem ernstlichen Frieden mit den Protestanten unmöglich entschlossen seyn konnte, das läßt sich sicher nicht bestreiten. Er hatte sich vielmehr, wie man sagt, die Ausrottung derselben noch immer vorgesetzt, und er wollte nur Zeit gewinnen; er wollte nur die günstigsten Umstände abwarten. Daher soll er auch an seinen Bruder geschrieben haben, er möchte, wenn er die Protestanten zur catholischen Religion nicht wieder zurückbringen könnte, ihnen soviel nachgeben, als ohne Nachtheil des Glaubens und Beleidigung der übrigen Christen geschehen könnte. Doch so eine Ermahnung war bey dem bigotten Ferdinand nicht einmal nöthig. Es ließ sich überhaupt voraussehen, daß die Unterhandlungen meistens fruchtlos seyn würden, und die Frankfurthische Zusammenkunft selbst bestätigte es durch die Erfahrung. Zu derselben stellten sich, außer den kaiserlichen und königlichen Ministern, die beiden Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, als die erwählten Unterhändler, und von den Schmalkaldischen Bundesverwandten der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen in Person ein. Man handelte beynahe zwey Monate lang miteinander, und verabredete endlich doch weiter nichts, als ein Religionsgespräch, das man zu Nürnberg halten wollte, und einen friedlichen Anstand,

1539

vom 24. Febr. bis 19. Apr.

m) Plank — S. 347.

n) Der letzte wurde noch gegen das Ende dieses Jahrs nach Spanien zurückgerufen. Häberlin, S. 117.

stand, der funfzehn Monate dauern sollte. Sowol während, als nach Verlauf desselben, sollte, bis auf den nächsten Reichstag, der Nürnberger Frieden, und das kaiserliche Augsburgische Edict, seine Kraft und Gültigkeit behalten, sollten alle Kammergerichtsprocesse gegen die Protestanten aufhören, sollten — weder in den schmalkaldischen, noch in den heiligen Bund neue Glieder aufgenommen werden. Die Wiedertäufer und andre unchristliche Secten, die sich weder zur Augsburgischen Confession, noch zur Römischen Kirche bekenneten, wurden von dem Stillstand ausgeschlossen o).

Friedensunterhandlungen zwischen dem Kaiser und den Protestanten.

17. So wenig nun dieser Stillstand den Protestanten eigentlich Vortheil brachte, so wenig fühlte sich doch der Kaiser geneigt, ihn zu bestätigen, oder zu dem verabredeten Nürnberger Religionsgespräch seine Erlaubniß zu geben. Vergeblich ersuchten ihn die Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg darum; Carl schützte den Tod seiner Gemahlin und allerley wichtige Angelegenheiten vor. Sein Betragen mußte bey den protestantischen Fürsten natürlich Aufmerksamkeit erregen; es wird aber völlig begreiflich, wenn man weiß, daß der Pabst, dessen Abgeordneten die Protestanten zu dem Nürnberger Religionsgespräch nicht zulassen wollten, den Kaiser zur Verweigerung seiner Genehmigung beredete. Aber auch der König Ferdinand, der doch an der Schließung des Stillstandes Antheil nahm, handelte demselben bald zuwider. Er ließ nicht nur den Landgrafen von Hessen um die Beförderung des Religionsgespräches vergeblich bitten; er gestattete auch noch ferner die Kammergerichtsprocesse gegen die Protestanten, und dennoch wagte er es, auf Hülfe wider die Türken zu dringen. Die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes hielten es daher für nöthig, ihre Minister zu Arnstadt zusammenkommen zu lassen. Man berathschlagte sich daselbst über die Verstärkung des Bundes, und über die Art, wie man sich, wenn der Kaiser den Frankfurther Vertrag nicht genehmigen würde, vertheidigen wollte. Bey dieser Gelegenheit wurde auch jedem von den beiden Oberhäuptern des Bundes ein Unterhauptmann zugeordnet; dem Churfürsten Bernhard von Mila, und dem Landgrafen Siegmund von Boyneburg. Zugleich faßte man aber auch den Entschluß, an den Kaiser, der auf der Reise nach den Niederlanden begriffen war, eine Gesandtschaft abzuschicken p). Die zu Gent ausgebrochenen Unruhen, die den Kaiser nach den Niederlanden zogen, und ihn ein ganzes Jahr daselbst beschäftigten, thaten aber der protestantischen Parten wichtigere Dienste, als alle Verträge, die sie während der Zeit mit dem Kaiser hätten schließen können. Carl verwickelte sich, oder wurde in zu viele Händel verwickelt, als daß er einem Gegenstande allein seine Aufmerksamkeit ungetheilt hätte widmen können. Den Entwurf, die protestantische Parten in Deutschland völlig zu unterdrücken, gab er aber demungeachtet nicht auf. Das sah man an dem Erfolg, den die nach Gent abgeschickte Gesandtschaft der Protestanten hatte. Sie ersuchte ihn um die Genehmigung des Frankfurther Vertrags, und um die Erlaubniß zu dem Religionsgespräche; sie bat um die Aufhebung der Kammergerichtsprocesse; sie sagte es dabey ganz deutlich, daß es mit der Türkenhülfe sonst bedenklich aussehen würde; aber alles dies vermochte keine bestimmte Antwort herauszulocken q). Wenn aber der Kaiser keine gute Meinung von den Protestanten hegte,

im Nov.

1540 im Febr. und März.

so

o) Häberlin, 103. 117. p) Häberlin, S. 136 – 141. q) Häberlin, S. 190.

Digitized by Google

so waren gewiß mehr die Aufhetzungen und Verleumdungen andrer, als seine eigne Denkungsart, daran schuld. Man suchte ihn zu bereden, daß die Protestanten ganz andre Absichten als die Vertheidigung ihrer Religion hätten; daß sie den Frieden nicht aufrichtig, nicht von Herzen wünschten; daß es ihnen überhaupt nur um die Kirchengüter zu thun wäre, daß sie sowol mit seinen heimlichen, als mit seinen öffentlichen Feinden in Verbindung ständen. Man soll ihm sogar in Frankreich die Briefe vorgelegt haben, die sie an den König Franz geschrieben hatten. Alles dies entdeckte den protestantischen zu Schmalkalden versammleten Fürsten der feinere und schlauere Granvella, der den heftigen und plumpen Held von dem kaiserlichen Ministerposten verdrängt hatte. Gegen die meisten Vorwürfe, die man ihnen machte, konnten sie sich nun ziemlich gut vertheidigen; ihrer Verbindung mit dem König von Frankreich in ihrer Antwort zu erwähnen, fanden sie aber nicht für gut; sie versicherten nur in allgemeinen Ausdrücken, daß sie, aus Treue für den Kaiser, manche vortheilhafte und wichtige Anerbietungen ausgeschlagen hätten. Uebrigens hatten sie Muth genug, dem kaiserlichen Minister gerade heraus zu sagen, daß ihre Beschwerden, die sie über das Verfahren des Kammergerichts hätten, zum Ausbruche eines Kriegsfeuers leicht Gelegenheit geben könnten [r]). Als sie auch hierauf der Kaiser selbst zu einer Friedensconferenz nach Speyer einlud, so erinnerten sie ihn an das Religionsgespräch, welches sie, nach dem Concilium, für das einzige Mittel zur Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche hielten [s]). im März.

18. Die nach Speyer ausgeschriebene Versammlung wurde, anstekkender Krankheiten wegen, nach Hagenau verlegt. Für den Ausgang desselben war es gleich keine glückliche Ahndung, daß der König Ferdinand, auf Anstiften des Pabsts, die catholischen Fürsten noch vorher zu besondern Berathschlagungen berief. Bey diesen Berathschlagungen hätten es nun der päbstliche Legat und einige catholische Fürsten sehr gern zum Kriege eingeleitet; die meisten aber [t]) fanden die Kriegserklärung noch zu gewagt. Der König Ferdinand that hierauf den Vorschlag, das Religionsgespräch noch auf zwey Monate hinauszuschieben. Unter solchen Umständen konnte es nun freylich seiner Absicht nicht entsprechen. Ungeachtet nun die protestantischen Fürsten nicht nur ihre geheimen Räthe, sondern auch ihre Theologen schon nach Hagenau geschickt hatten; ungeachtet sich der Churfürst und der landgraf schon an der Gränze ihrer Länder befanden, um auf die erhaltene Nachricht vom wirklichen Anfang des Religionsgesprächs sogleich abreisen zu können; so veranstalteten es doch die Catholiken unter allerley Vorwand, daß das Religionsgespräch wirklich aufgeschoben wurde. Hauptsächlich aber wurde es dadurch verhindert, daß man jetzt mit den Protestanten eben so verfahren wollte, als man ehedem zu Augsburg mit ihnen verfahren war. Was man aber von einem künftigen Religionsgespräch erwarten konnte, das zeigte sich gleich bey der Ankündigung desselben. Es sollte nemlich dem Augsburgischen Reichsschluß keinen Eintrag thun; es sollte auch ein päbstlicher Nuntius demselben beywohnen können. Dabey wiederholte man auch Fruchtloses Religionsgespräch zu Worms. im May.

r) Häberlin, S. 196 – 199.

s) Häberlin — S. 202.

t) Besonders die Churfürsten von Trier, Cöln und der Pfalz, wie auch der Bischof von Augsburg.

Digitized by Google

auch die ſchon oft gethane Forderung wegen der Kirchengüter. Ferdinand drohete im Weigerungsfalle mit einer beſondern kaiſerlichen Verordnung, die es den Proteſtanten verbieten ſollte, ſich noch mehrerer derſelben zu bemächtigen [q]). Wie wohl hätten ſich doch die proteſtantiſchen Fürſten den Aufwand, den die neue des Religionsgeſprächs wegen angeſtellte Zuſammenkunft erforderte, erſparen können! Der Kaiſer, auf deſſen Gegenwart ſie doch gedrungen hatten, ernennte ſeinen Miniſter Granvella zu ſeinem Bevollmächtigten, und auch dieſer kam nicht einmal gleich ſelbſt, ſondern übertrug ſein Geſchäffte dem kaiſerlichen Rath, Johann von Naves.

im Nov. Indeſſen machte er doch hernach den Hauptgeſchäfftsträger aus. Er und ein päbſtlicher Legat ſuchten die Proteſtanten durch Reden zur Einigkeit zu ermahnen; die Catholiken ſelbſt ſtellten aber dem Religionsgeſpräche ſo viele Hinderniſſe entgegen, daß es abermals keinen Fortgang zu gewinnen ſchien. Es ſollte z. B. ihrem Vorſchlage nach von jeder Partey nur Ein Theologe zum Diſputiren gewählt werden; die ſchwächere Partey ſollte ſich auch nicht nach der ſtärkern richten dürfen. Die Proteſtanten gaben in Anſehung des erſtern Punctes endlich nach. Melanchthon

1541 im Jan. und D. Eck fingen nun die Diſputation wirklich an. Zum Gegenſtande derſelben wählte man die Augsburgiſche Confeſſion. Ueber den zweyten Artikel von der Erbſünde ſtritt man ſich zwey Tage lang herum. Der kaiſerliche Commiſſarius und die Präſidenten des Religionsgeſprächs baten nun, daß man über dieſen Artikel nicht weiter diſputiren möchte; aber Melanchthon beſtand darauf, daß er ſeinem Gegner auf ſeine letzten Einwürfe erſt noch antworten müſſe. Wie nun dies geſchehen war, und Eck zuletzt geredet hatte, ſo ward am folgenden Tage ein kaiſerliches Schreiben in öffentlicher Verſammlung vorgeleſen, worin er den Granvella zurückberief, und die Fortſetzung des Religionsgeſpräches auf den bevorſtehenden Regensburgiſchen Reichstag verſchob.

im März. 19. Zu dieſem Reichstage, der außerordentlich zahlreich beſucht wurde [r]),

Eben ſo fruchtloſes Religionsgeſpräch zu Regensburg. ſtellte ſich der Kaiſer ſelbſt früher als alle andern ein. Auch der König Ferdinand und die Churfürſten von Maynz und von Brandenburg ſtellten ſich in Perſon ein. Der Churfürſt von Sachſen aber ließ ſich weder von dem Landgrafen, noch von dem Kaiſer dazu bereden. Gegen den erſtern entſchuldigte er ſich unter andern damit, daß, vermöge eines weiſen Schluſſes der Schmalkaldiſchen Bundesverwandten, nicht beide Oberhäupter zugleich einen Reichstag beſuchen ſollten. Der Kaiſer bezeigte nun außerordentlich viel Eifer, die Vereinigung in Anſehung der ſtreitigen Glaubenslehren zu befördern; die Proteſtanten merkten indeſſen doch bald, wie wenig ihnen dieſelbe zum Vortheil gereichen würde. Es ſollte nicht nur der päbſtliche Legat an der Sache Antheil nehmen; es ſollte auch dadurch der Gültigkeit des Augsburger Reichsabſchiedes nichts entzogen werden. Der Kaiſer wollte ſodann das Wormſer Religionsgeſpräch nicht fortſetzen laſſen, ſondern vielmehr diejenigen, die ſich unterreden ſollten, ſelbſt ernennen. Da er jedoch dabey verſicherte, daß er bey dieſer Ernennung ganz allein auf die Wohlfahrt des Vaterlandes Rückſicht nehmen wür-

q) Häberlin — S. 212.

r) Jeder war nemlich auf den Ausgang dieſes Reichstags aufmerkſam, und man hatte hie und da öffentliche Gebete angeordnet, daß Gott Mittel und Wege zeigen möchte, den Zwieſpalt in der Religion auf dieſem Reichstag friedlich beyzulegen. Häberlin, S. 241.

Digitized by Google

würde, so ließen sich die Protestanten seinen Vorschlag gefallen. Die Männer, die er nun zu Unterrednern ausſuchte, waren von Seiten der Catholiſchen Julius Pflug, D. Johann Eck, und D. Johann Gropper, von Seiten der Evangeliſchen Melanchthon, Martin Bucer, und Johann Piſtorius, Pfarrer zu Nidda im Heſſiſchen. Dieſe bekamen von ihm den Auftrag, die ſtreitigen Lehren zu unterſuchen, und ſodenn ihm und den Fürſten davon Bericht abzuſtatten. Er ſelbſt ermahnte ſie nachdrücklichſt, bey der Unterredung nicht nach Leidenſchaften zu handeln, ſondern einig und allein auf die Ehre Gottes zu ſehen. Eck war der einzige unter ihnen, der den Wunſch nicht äußerte, dieſes Geſchäfftes entledigt zu ſeyn. Als der Kaiſer denſelben nicht Gehör geben wollte, baten ſie nur noch, daß man ihnen einige angeſehene Männer, theils als Präſidenten, theils als Zeugen und Zuhörer, zugeſellen möchte. Zu Präſidenten ernennte hierauf der Kaiſer den Pfalzgrafen Friedrich und den Granvella. Als Zeugen ſollten die Miniſter der Churfürſten von Maynz, Cöln, Pfalz und Sachſen, und des landgrafen von Heſſen, der Unterredung beywohnen. Dieſe wurde von dem Pfalzgrafen Friedrich vermittelſt einer Rede eröffnet. Hierauf übergab Granvella den Unterredtern ein Buch, das einen Vorſchlag zur künftigen Religionsvereinigung enthielt, einen Vorſchlag, den ſie, dem Willen des Kaiſers zufolge, bey ihrer Unterredung zum Grunde legen, den ſie gemeinſchaftlich erwägen, und, da wo es nöthig wäre, verbeſſern möchten. Dieſer Vereinigungsentwurf, urſprünglich lateiniſch abgefaßt, enthielt nun die zwiſchen den Catholiken und Proteſtanten ſtreitigen Glaubenslehren in kurze Sätze abgetheilt, und mit Sprüchen aus der Bibel belegt. Als Verfaſſer deſſelben werden Gropper, Bucer und noch andre angegeben. Luther, dem der Markgraf von Brandenburg dieſe Schrift zuſchickte, erklärte ſie für Herzog Georgs von Sachſen und der Meißner Reformation. Auch D. Eck war mit derſelben gar nicht zufrieden. Sie wurde aber dennoch zum Gegenſtand des Religionsgeſprächs gemacht. Natürlich aber konnten ſich die Theologen über verſchiedene Sätze derſelben gar nicht vereinigen. Indeſſen hatte dieſe Unterredung doch die Folge, daß die Catholiken manche Misbräuche ihrer Kirche, als die Verehrung der Heiligen, und die Austheilung des Abendmahls betreffend, einſehen lernten. Da man nun zu Regensburg in Anſehung der ſtreitigen Religionspuncte nicht einig werden konnte, ſo verfielen der Churfürſt von Brandenburg, der Markgraf Georg, und verſchiedene andre proteſtantiſche Fürſten auf den Gedanken, eine beſondre Geſandtſchaft an Luthern nach Wittenberg zu ſchicken, um deſſen Meinung darüber vernehmen zu laſſen. An die Spitze derſelben ſtellte ſich der Fürſt Johann von Anhalt, und ſelbſt Johann Friedrich eilte nach Wittenberg, um dieſer Unterredung beyzuwohnen. Luther gab nun den Rath, daß man darauf beſtehen ſollte, die verglichenen Artikel rein und lauter predigen zu dürfen; der in den übrigen verborgene Gift würde, wie er hinzuſetzte, ſeine wirkende Kraft alsdenn von ſelbſt verlieren. Sein Rath gefiel nicht nur vielen Fürſten und Städten, ſondern ſelbſt dem Kaiſer ſehr wohl, und letzterer würde ihn auch, Luthers Wunſche gemäß, durch eine Verordnung zum Geſetze gemacht haben, aber — der päbſtliche Legat und die Biſchöfe verhinderten es. Letztre drangen darauf, daß der Kaiſer dem päbſtlichen Legaten ſein Gutachten abfordern ſollte. Dieſes lief nun ganz natürlich dahin aus, man möchte wegen der noch nicht vergli- am 27. Apr.

chen Puncte nichts weiter feſtſetzen, ſondern vielmehr alle fernere Religionsverhandlungen dem Pabſt überlaſſen, der ganz gewiß durch ein Concilium, oder auf eine andre den Umſtänden angemeſſene Art, den Glaubensſtreit, zum Beſten der ganzen Kirche, beſonders Deutſchlands, beylegen würde. Für dieſe Meynung erklärte ſich nun auch der Kaiſer, und er verſprach dabey, ſogleich ſelbſt zum Pabſt zu reiſen, um ſich mit ihm darüber zu beſprechen; indeſſen ſollte aber nichts zum Nachtheile des Augsburgiſchen Decrets vorgenommen werden.

Regensburgiſche Erklärung des Kaiſers. im Jul.

20. Die Proteſtanten hatten nunmehr den überzeugendſten Beweis, daß man ſich niemals mit ihnen vereinigen wollte. Dieſer wurde auch dadurch noch verſtärkt, daß, vermöge des Reichsabſchiedes, das Verfahren des Kammergerichts keine Einſchränkung leiden, ſondern vielmehr auf Gehorſam Anſpruch machen ſollte. Der Kaiſer hatte jedoch den Proteſtanten eine genauere Erklärung über einige Artikel deſſelben verſprochen. Dieſe baten ſie ſich nun noch vor der Unterſchrift aus. Sie erhielten ſie, und der Kaiſer ſagte ihnen in derſelben, daß er ihnen in Anſehung der noch ſtreitigen Lehrſätze und noch unverglichenen Puncte nichts vorzuſchreiben gedächte; Stifter und Klöſter ſollten ſie zwar nicht niederreißen, aber doch chriſtlich reformiren dürfen; die Einkünfte derſelben ſollten ſie zum Beſten der Kirchen und Schulen anwenden; anderer Unterthanen ſollten ſie nicht zur Annehmung ihrer Religion zu bereden ſuchen, aber doch, wenn ſie freywillig kämen, ſie annehmen dürfen; der Augsburgiſche Reichsabſchied vom Jahr 1530 ſollte endlich, in Anſehung der Religionsſachen, keine Gültigkeit haben, und alles Verfahren in Religionsſachen aufgehoben ſeyn. Der Kaiſer befahl hierauf dem Kammergericht, jedem, ohne Rückſicht auf ſeinen Glauben, Recht widerfahren zu laſſen, die präſentirten Aſſeſſoren, wenn ſie ſich gleich für die Augsburgiſche Confeſſion bekennten, anzunehmen, auch keinen Beyſitzer, der ſonſt Geſchicklichkeit hätte, deswegen abzuſetzen. Den Proteſtanten ſollte auch die Theilnahme an der Viſitation des Kammergerichts nicht entzogen werden. Mit dieſer Erklärung und dieſen Befehlen des Kaiſers konnten die Proteſtanten zufrieden ſeyn. Sie würden aber gewiß weniger günſtig gelautet haben, wenn Carl und Ferdinand ihre Hülfe gegen die Türken damals nicht gar zu nöthig gehabt hätten. Die catholiſchen Fürſten und der päbſtliche Nuntius wünſchten herzlich, daß der Kaiſer dieſe für die Proteſtanten ſo vortheilhaften Verſicherungen widerrufen möchte; Ferdinand aber ſagte es ihnen gerade heraus, daß er ſie für ſehr vernünftig hielte [y]).

Der Kaiſer wird vom Pabſt aufgehetzt. im Aug.

21. Ferdinand, und noch mehr Carl, würden die Proteſtanten gewiß weniger ſtreng verfolgt haben, wenn nicht die Geiſtlichen, und beſonders der Pabſt, ihnen harte Geſinnungen eingeflößt hätten. Carl reiſete, ſo wie er es verſprochen hatte, gleich nach dem Reichstage zu Regensburg, nach Italien, um ſich mit dem Pabſt wegen eines Conciliums zu bereden. Der Kaiſer und der Pabſt kamen auch mehr als einmal deswegen zuſammen. Aber freylich äußerte Carl bey dieſer Gelegenheit Abneigung gegen einen friedlichen Vergleich, da er vom Pabſt nicht allein ein Concilium und eine im deutſchen Kirchenſtaat vorzunehmende Reformation, ſondern auch ſeinem Beytritt zum catholiſchen Bunde verlangte. Der Pabſt machte es dagegen zur Bedingung, daß er den Frieden mit dem König von Frankreich durch die

y) Häberlin — S. 267.

Digitized by Google

die Abtretung des Herzogthums Mayland befeſtigen ſollte. Das war auch ein Beweis, wie ſehr das Oberhaupt der Kirche einen Vergleich mit den Proteſtanten wünſchte; denn die Erfüllung einer ſolchen Bedingung konnte er ſich vom Kaiſer unmöglich verſprechen. Doch einer von den Forderungen Carls, nemlich dem catholiſchen Bunde beyzutreten, gab er deſto eher Gehör, da er ſchon vorher auf dem Reichstage zu Regensburg hatte erklären laſſen, daß er den Bund mit funfzig tauſend Ducaten unterſtützen wollte, wenn man ſich verbindlich machen würde, die Proteſtanten entweder zum Pabſtthume zurückzubringen, oder ſie mit Krieg zu überziehen. Dieſes anſehnliche Erbieten mag auch Anlaß gegeben haben, daß auf eben dieſem Reichstage der catholiſche oder Nürnberger Bund wieder erneuert wurde. In der neuen Bundesformel, die damals abgefaßt wurde, verſpricht der Pabſt, deſſen Name dem kaiſerlichen vorſteht, den vierten Theil der Unkoſten zu übernehmen; zu einem eben ſo großen Beytrag verſtanden ſich auch der Kaiſer und der römiſche König; die beiden übrigen Viertel ſollten die andern Bundesgenoſſen tragen. Dies war nun der ganze Erfolg von dem Verſprechen, welches Carl den Proteſtanten gethan hatte! [1])

im Jul.

22. Carls Phantaſie beſchäfftigte ſich zu der Zeit, da er mit dem Pabſt unterhandelte, mit einem andern Entwurfe, deſſen Ausführung ihn eine Zeitlang vom Concilium und von der Unterdrückung der Proteſtanten wieder ablenkte. Er that kurz darauf, der ſtürmiſchen Seewitterung des Herbſtes ungeachtet, ſeinen zweyten Zug nach Africa, der ſo unglücklich ausfiel, und auf dem auch mancher Deutſche ſein Leben einbüßte [a]). Ueber den großen Verluſt, den er dabey erlitten hatte, freute ſich niemand leicht inniger, als ſein Gegner Franz, der nach der Erneuerung des Krieges mit Carln ſich ſchon ſeit einiger Zeit wieder geſehnt hatte. Einen Vorwand hierzu hatte er erſt vor einigen Monaten bekommen. Sein Geſandter an den türkiſchen Kaiſer, dem ſich ein andrer an den Freyſtaat Venedig abgeſchickter Botſchafter zugeſellt hatte, erfuhr mit demſelben, als ſie durch das Mayländiſche reiſeten, das Schickſal, von einigen Banditen oder vermummten Soldaten von der Beſatzung von Pavia ermordet zu werden. Franz hielt den kaiſerlichen Statthalter in Mayland, den Marquis del Vaſto, für den Urheber dieſer Ermordung, und da er ſie nun als einen Bruch des Völkerrechts betrachtete, ſo glaubte er ſie, ungeachtet ihm der Kaiſer ſeine Unwiſſenheit in dieſer Sache betheuren ließ, durch Gewalt der Waffen ahnden zu können. Ob er nun gleich den Kaiſer durch den unglücklichen Seezug nach Africa geſchwächt wußte, ſo wagte er es doch nicht, den Kaiſerlichen ſeine Macht allein entgegenzuſtellen. Er bewarb ſich vielmehr um Bundesgenoſſen. Unter andern hätte er nun die Verbindung mit den deutſchen Proteſtanten recht eng zu ſchließen gewünſcht; da dieſe aber erſt kurz vorher die erwähnten Religionsfreyheiten vom Kaiſer bekommen hatten, ſo fühlten ſie ſich nicht geneigt, den unzuverläſſigen Verſprechungen des franzöſiſchen Monarchen die Treue gegen das Reichsoberhaupt aufzuopfern. Von deutſchen Fürſten, oder von ſolchen, die in Deutſchland Beſitzungen hatten, wollte ſich niemand mit Franzen wider den Kaiſer in Verbindung einlaſſen, als der König Chriſtian III. von Dänemark, der ſich wegen deſſen Schwagers, des Königs Chriſtians II, vor ihm fürchtete, und der

Der Kaiſer geräth mit Franzen abermals in Krieg. im Oct.

im Jul.

b) Häberlin, S. 314 – 317. a) Häberlin, S. 317.

1542 Herzog Wilhelm von Jülich. Der Beyſtand, den Chriſtian dem König von Frankreich leiſtete, war ſo gar beträchtlich nicht. Deſto anſehnlicher zeigte ſich der Herzog von Jülich, der wegen des Herzogthums Geldern mit Carln im Streit lebte, im Felde. Er brachte für den König Franz, mit dem er ſchon ſeit einiger Zeit in Verbindung ſtand, zwölf tauſend Mann Fußvolk, und funfzehn hundert Reiter zuſammen. Zu dieſen ſtießen noch ſechs hundert franzöſiſche Reiter. Mit dieſem Heer that Martin von Roſſem einen Zug gegen Brabant und Antwerpen, ohne ſich jedoch durch etwas weiter, als durch Verwüſtungen und Brandſchatzungen auszuzeichnen. Der Prinz von Oranien, des Kaiſers Oberfeldherr in den Niederlanden, rächte dies aber durch einen Einfall in das Herzogthum Jülich, bey dem verſchiedene Oerter eingenommen, und zum Theil verwüſtet wurden. Herzog Wilhelm erhielt jedoch von ſeinem Schwager, dem Churfürſten von Sachſen, und von einigen andern deutſchen Fürſten, eine ſo beträchtliche Verſtärkung an Mannſchaft, daß er den Winter hindurch verſchiedene von den weggenommenen Oertern wieder erobern konnte.

Der Kaiſer demüthigt den H. von Jülich.

23. Ungeachtet Franz den Kaiſer zugleich von fünf Seiten, und zwar mit Heeren von dreyßig bis vierzig tauſend Mann angriff, ſo brachte ihm, die Eroberung einiger weniger Städte in Piemont und Montferrat abgerechnet, dieſer Feldzug doch keinen weſentlichen Vortheil [b]). Er ſuchte den Churfürſten von Sachſen noch durch einen beſondern Geſandten auf ſeine Seite zu ziehen; aber dieſer fand es nicht für rathſam, ſich ſo voreilig mit ihm einzulaſſen [c]), und der neue Bundesgenoſſe, den er an dem König von Schweden bekommen hatte, konnte ihm der Entfernung wegen keine ſehr wichtige Dienſte leiſten. Einen ganz andern

1543 im Febr. im Aug. Bundesgenoſſen erhielt dagegen der Kaiſer an dem König von England, der ſich mit ihm zu einem gemeinſchaftlichen Angriffe Frankreichs verband. Noch vorher aber beſchloß der Kaiſer den Herzog von Jülich zu demüthigen. Er verſammlete in dieſer Abſicht bey Bonn ein Heer von ſechs und dreyßig tauſend Mann Fußvolk, und acht tauſend Reitern. Mit dieſem rückte er ſelbſt vor die Stadt Düren, die mit ſtürmender Hand erobert wurde. Die Spanier und Italiener, die zuerſt in dieſelbe eingedrungen waren, tödteten alles ohne Unterſchied, plünderten hernach die Stadt, und thaten einem während der Verwirrung ausgebrochnen Feuer ſo wenig Einhalt, daß es den größten Theil derſelben verzehrte. Das traurige Schickſal der Stadt Düren wollte die Stadt Jülich nicht abwarten; ſie ergab ſich alſo auf die erſte Aufforderung. Eben ſo leicht eroberte der Kaiſer auch Geldern. Dem von Frankreich getäuſchten Herzog Wilhelm blieb nun weiter kein Rettungsmittel übrig, als des Kaiſers Gnade anzuflehen. Von dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, von dem Geſandten des Churfürſten von Cöln, und von acht der vornehmſten Herren ſeines Landes begleitet, begab ſich Herzog Wilhelm in Carls Lager bey Venlo. Er und die acht Herren fielen, im Trauergewande, vor dem Kaiſer auf die Kniee, und baten, in Rückſicht ſeiner Jugend und ſeiner Unerfahrenheit, um Gnade. Ziemlich lange ließ ſie Carl dieſe demüthige Stellung fortſetzen, ohne ſie einer Antwort zu würdigen. Den ſtolzen Kaiſer zu erweichen, mußten auch der Herzog Heinrich, der ehlniſche Geſandte, der Prinz von Oranien, Granvella und andre, vor ihm niederfallen,

b) Häberlin, S. 321 – 335. c) Häberlin, S. 384.

Digitized by Google

fallen, und nun eröffnete er dem Prinzen von Oranien, wie auch dem Granvella, die Bedingungen, die er mit Herzog Wilhelms Begnadigung verknüpfte. Die vornehmste bestand in der Aufopferung seiner Ansprüche auf Geldern und Zütphen [b]). Das war aber überhaupt auch der größte Vortheil, den Carl in dem Kriege mit Frankreich erwarb. Denn der im folgenden Jahre zu Crespy geschlossene Friede vergütete ihm wahrlich nicht den Geld- und Menschenverlust, den ihm zwey Feldzüge verursacht hatten. Carl schloß ihn, ehe es noch jemand vermuthete. Er schloß ihn, ohne die Reichsstände, die ihm doch so nachdrücklich Beystand geleistet hatten, dabey zu Rath zu ziehen. Aber eben die Deutschen, und besonders die protestantischen Fürsten waren es, die ihn zur schleunigen Schließung dieses Friedens bewogen. Der Schmalkaldische Bund nahm an Macht und Umfang so gewaltig zu, daß er Carls ganze Aufmerksamkeit auf sich zog [c]).

im Sept.

1544 im Aug.

Achtzehnter Abschnitt.

Braunschweigische und Cölnische Händel.

1.

Reformation im Albertinischen Sachsen, in Quedlinburg, in Brandenburg ꝛc.

Die Glieder des Schmalkaldischen Bundes waren seit einigen Jahren nicht nur vermehrt, sondern auch durch einige der mächtigsten deutschen Fürsten vermehrt worden. Der Tod des Herzog Georgs von Sachsen hatte die protestantische Partey eines ihrer heftigsten und furchtbarsten Gegners entledigt, hatte durch das beträchtliche Land desselben eins ihrer Mitglieder, den Herzog Heinrich, in einen für sie ungleich wichtigern Zustand versetzt. Seinem Bruder, dem Herzog Georg, war der Gedanke, daß seine bisherigen Unterthanen, die er so gern bey der catholischen Religion zu erhalten wünschte, unter die Oberherrschaft eines Gönners der Reformation kommen sollten, ganz unerträglich. Schon hatte er die Anordnung gemacht, daß sein noch einziger blödsinniger Sohn Friedrich, mit Hülfe von vier und zwanzig Räthen, regieren sollte. Aber auch dieser starb, und nun erbot er sich gegen seinen Bruder Heinrich, ihm noch bey seinem Leben die Regierung abzutreten, wenn er der lutherschen Lehre entsagen wollte. Heinrichs abschlägliche Antwort bestimmte ihn sogar, ihm die Erbfolge in seinem Lande ganz zu entziehen. Er wollte den König Ferdinand in seinem letzten Willen zum Erben einsetzen, und da hätte der gute Herzog Heinrich einen harten Kampf zu überstehen gehabt. Zum Glücke überraschte aber der Tod seinen Bruder, ehe er seinen so unbrüderlichen Anschlag noch zur Vollziehung bringen konnte. Dieser führte, sobald er von dem Lande Besitz genommen hatte, die protestantische Lehre in demselben ein. Zur Befestigung derselben verordnete er eine Kirchenvisitation, welche die catholischen Kirchengebräuche völlig abschaffte. Der Churfürst Johann Friedrich schickte ihm in dieser Absicht verschiedene Theologen, unter welchen sich Myconius, der erste Superintendent zu Gotha, das größte Verdienst erworben hat [f]). Es waren überhaupt schon so viele Meiß-

1539 im Apr.

b) Häberlin, S. 458 – 464.
c) Häberlin, S. 544. u. f. f.
f) Heinrichs sächs. Gesch. II, 246 – 248. Häberlin, S. 128. u. f. f.

Digitized by Google

Meißner für die neue Lehre geſtimmt, daß die Einführung derſelben wenig Mühe machte, und wenn auch die Biſchöfe und einige Landſtände ihre Unzufriedenheit darüber äußerten, ſo wurde darauf gar nicht geachtet. Auch im Stifte Quedlinburg hatte der ſo eifrig catholiſche Herzog Georg die öffentliche Anerkennung der evangeliſchen Religion bisher gehindert. Sein Tod gab alſo auch hier das Zeichen, der Quedlinburger Sehnſucht nach derſelben zu befriedigen. Ungleich wichtiger für die proteſtantiſche Partey war aber freylich die Religionsveränderung im Churfürſtenthume Brandenburg. Joachim II. erfüllte in eben dieſem Jahre den in ſeinem Herzen ſchon lange gehegten Wunſch, luthers lehre im Brandenburgiſchen lande eingeführt zu ſehen. Er bediente ſich hierzu der Hülfe des Anſpachiſchen Hofpredigers Jacob Stratners, und des Berliniſchen Probſtes Georg Buchholzers. Die Kirchenordnung, die er einführte, ließ er nicht nur von luthern, ſondern auch von ſeinen Miniſtern und Landſtänden unterſuchen. Sie hatte ihren Beyfall, und ſelbſt der Biſchof von Brandenburg, Matthias von Jagow, dachte ſo vernünftig, ſich für ihre Annahme zu erklären, und ſowol den geiſtlichen als den weltlichen Perſonen zu verſichern, daß ſie durch die Befolgung derſelben ihre Seligkeit befördern würden [g]). Das Beyſpiel des Bruderſohns reizte wahrſcheinlich auch den Churfürſten Albrecht, den Unterthanen des Erzſtiftes Magdeburg und des Stiftes Halberſtadt die freye Uebung der evangeliſchen Religion zu verſtatten; ſchwerlich hätte er ihnen aber, da ſie Verehrer der neuen Lehre auf allen Seiten umringten, dieſe Uebung noch lange verwehren können. Auch konnten ſie ſich wol ſelten rühmen, eine ausdrückliche Erlaubniß von ihm dazu bekommen zu haben. Dies macht die Reformationsgeſchichte der Stadt Halle wahrſcheinlich. Die Bürger dieſer Stadt glaubten den Umſtand, daß der Churfürſt eine Geldſumme von ihnen verlangte, benutzen zu können, um die Einführung der Reformation von ihm zu erzwingen. Sie verlangten, daß ihnen der Magiſtrat einen Prediger und einen Schulmann, die der evangeliſchen Lehre zugethan wären, verſchaffen möchte. Der Magiſtrat verwies ſie an den Coadjutor, den Markgrafen Johann Albrecht von Brandenburg, und an das Domcapitel zu Magdeburg. Ob dieſe nun der Bitte willfahrten, das iſt noch zweifelhaft [h]); aber genug, die Bürgerſchaft ruhete nicht eher, als bis man ſich zu Leipzig um einen evangeliſchen Prediger bewarb. Zwey Rathsherren und zwey Geiſtliche, die man deswegen dahin ſchickte, konnten zu Leipzig keinen Prediger bekommen, wie ſie ihn zu haben wünſchten. Sie begaben ſich hierauf nach Wittenberg, wo man ihnen den D. Juſtus Jonas mitgab, der, mit Bewilligung des Churfürſten, ſich einige Jahre zu Halle aufhielt [i]).

1541

in Calenberg,

2. Unſtreitig war es die Standhaftigkeit der Halliſchen Bürgerſchaft, welche die Einführung der Reformation in ihrer Stadt bewirkte. Ueberhaupt war der Fall, daß die Einwohner eines Ortes den Landesherrn um die freye Ausübung der neuen Lehre erſuchten, außerordentlich häufig. Auf dieſe Art breitete ſich auch im Fürſtenthum Calenberg die Reformation aus. In dieſer Gegend, und überhaupt

g) Häberlin, S. 145 — 149.

h) Der Domprobſt zu Magdeburg, der Fürſt Georg von Anhalt, verhinderte es gewiß nicht. Man vergl. Michaelis, III, 591.

i) Häberlin, S. 230.

Digitized by Google

haupt ins Niederſächſiſche, drang luthers Lehre, des Unterſchiedes der Sprache wegen, ſpäter ein. Das Volk ſowol in den Städten, als auf dem Lande, konnte luthers hochdeutſche Schriften nicht leſen, und der Adel verehrte die Wiſſenſchaften noch nicht ſo ſehr, als daß unter ihm die Univerſität zu Wittenberg Anſteckung bewirken, oder den Eifer hätte rege machen können, der unter den rheinländiſchen und ſchwäbiſchen Edelleuten ſich in ſo kurzer Zeit verbreitete. Ein Lied, vielleicht von ein paar Webergeſellen zuerſt nach Göttingen gebracht, oder ein paar einzelne fliegende Blätter, in Magdeburg plattdeutſch gedruckt, oder von Lübeck gekommen, waren es, die endlich allgemein unter dem Volke den Wunſch nach einer allgemeinen Kirchenverbeſſerung in die lauteſte Forderung verwandelten. Auch in Hannover und in Göttingen konnte endlich keine Strenge des Officials und keine Macht 1531
der Obrigkeit den gewaltigen Strom hemmen, und der dringenden Bitte des Volks länger ausweichen. Herzog Erich ſelbſt ſchaute dem Sturme mit der Gelaſſenheit eines funfzigjährigen phlegmatiſchen Mannes zu. Seinem alten Glauben getreu, that er ſo viel, als ſich noch thun ließ, ihn und die Ruhe im Lande zu erhalten. Er trat wol etwa auch einem Bündniſſe bey, welches ſein Vetter, der wolfenbüttelſche Heinrich, oder ſein Schwager, der Herzog Georg von Sachſen, zur Beſchützung der alten Religion geſchloſſen hatten; aber kein Vetter und kein Pfaffe, kein Schwager in Sachſen, und kein Schwiegervater in Brandenburg konnten ihn weder durch Bitten noch Beyſpiel bewegen, das arme Volk zur lateiniſchen Meſſe zu zwingen, oder die verführenden Prediger mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen. In
dieſer Ruhe blieb er auch, als ſeine Gemahlin Eliſabeth, die freylich vierzig Jahr 1538
jünger als er, und durch das Beyſpiel ihres reformirenden Bruders, des Churfürſten von Brandenburg gereizt, aus Heſſen einen Prediger kommen ließ, um das Abendmahl unter beiden Geſtalten zu genießen. Den alten Erich bekümmerte dabey weiter nichts, als die Verantwortung vor dem Kaiſer. Seiner eignen Sicherheit wegen, verſtattete er daher nie völlige Religionsfreyheit, und als ihn die Städte Hannover und Göttingen darum erſuchten, ſo machte er die Bedingung, wenn ſie ſich gegen den Kaiſer ſelbſt zu verantworten getrauten, und wenn ſie innerhalb den Grenzen des Nürnbergiſchen Friedens bleiben wollten. Seinem Adel ließ er die freyeſte Willkühr, entweder dem Beyſpiele des lüneburgiſchen und des heſſiſchen zu folgen, oder dem alten Glauben ſo eifrig treu zu bleiben, als Herzog Heinrich von Wolfenbüttel; ungerechte Verfolgungen gab er jedoch nie zu. Seinen kleinen Sohn Erich hielt er, ungeachtet deſſen Mutter ſchon lutheriſche Prediger am Hofe hatte, zur alten Religion an, weil er ihn zu einem frommen Reichsfürſten zu erziehen gedachte, welcher dereinſt in kaiſerlichen Kriegsdienſten ſein Glück vielleicht noch höher treiben ſollte, als der Vater. Die ganze erſte Reformation im Calenbergiſchen blieb auf dieſe Art das ſonderbarſte Gemiſch von Altem und Neuem, welche auch in Anſehung ihrer politiſchen Wirkungen eine ausgezeichnete Verſchiedenheit äußerte. Da die Klöſter ohne höhere mächtige Hülfe, welche doch Herzog Erich verweigerte, nicht aufgehoben werden konnten, ſo dauerten ſie faſt alle fort, und nur hier und da verlohr ſich eine Geſellſchaft von Bettelmönchen, weil das kluggewordene Volk den Franciſcaner nicht mehr füttern wollte, weil der allgemeine Spott der Alten und Jungen die Mönche verſcheuchte; nur zu Göttingen und Hannover wurde ein Schweſternhaus

geräumt, weil der Magistrat es zu nützlicherm Gebrauche bestimmte. Aber das Aufhören solcher Klöster, so wohlthätig und merkwürdig es im einzelnen war, hatte keinen Einfluß auf die Landesverfassung, weil keins derselben zu den Landständen gehörte. Da sonst gewöhnlich die Reformation der landesherrlichen Gewalt eine neue außerordentliche Stärke verlieh, so verlohr hier der Fürst sogar noch Rechte, die ihm vorher niemand streitig gemacht hatte. Manches Patronatrecht ging fürs erste verlohren, weil der Fürst keinen Prediger schicken, und die Stadt keinen Pfaffen haben wollte. Manche von den größern Städten wußten sich damals des Besitzes aller der Rechte zu versichern, welche der Bischof oder sein Official bisher ausgeübt hatten. Das Streben nach Unabhängigkeit wuchs, da die ehemalige Gewohnheit der Städte, mit fremden Fürsten in ein Bündniß zu treten, bey Gelegenheit des Schmalkaldischen Bundes erneuert wurde. Mit den Mitgliedern des letzten vereinigten sich auch Göttingen und Hannover, und die Herzoge von Grubenhagen und Lüneburg nahmen sich ihrer Streitigkeiten mit dem Landesherrn gewöhnlich eifriger an, als es für die Ruhe des Staates vortheilhaft schien [1]). Eben diese Städte Göttingen und Hannover betrieben aber auch die Reformation so eifrig, als es ihre
1531 Kräfte erlaubten. Göttingen wagte es zuerst, eine eigne Kirchenordnung für sich abfassen zu lassen, bey welcher hauptsächlich die stadtbraunschweigische zum Grunde
1536 gelegt wurde. Hannover und Nordheim folgten ihrem Beyspiel. In allen drey Städten wurde nun deutsche Messe gehalten, wurde deutsch und ohne Chrisam und Salz getauft, wurde das Abendmahl unter beiden Gestalten genossen. Aber erst
1540 nach dem Tode Herzog Erichs I, da seine Gemahlin Elisabeth die Vormünderin ihres zwölfjährigen Sohnes vorstellte, wurde auf die völlige Einführung der evangelischen Religion gedacht. Nun waren zwar, außer den gedachten drey Städten, auch manche von Adel nach dem eignen Beyspiele der Herzogin vorgegangen; aber noch eben so viele, welchen kaiserliche Dienste oder einträgliche Stiftestellen entgegen schimmerten, blieben dem alten Glauben eifrig treu. Von allen Prälaten hatte noch keiner nur einige Neigung für die neuen Meinungen geäußert, und dennoch sollten diese gerade damals in die Uebernehmung von hundertundneunzigtausend Goldgulden Schulden mit einwilligen. Doch der Elisabeth erster höchst vorsichtiger Plan ging auch auf weiter nichts, als auf die Abschaffung solcher Gebräuche und Lehren, die man als grobe päbstliche Irrthümer, oder doch wenigstens als Erhaltungsmittel derselben, betrachtete. Die Herzogin übertrug die Ausführung ihres Plans dem Anton Corvinus, den sie aus Hessen berief, und den ihr Leibarzt Burkard Mithob außerordentlich nachdrücklich unterstützte; selbst noch nachdrücklicher, als der Kanzler Juft von Walthausen, so warm auch dessen Anhänglichkeit für die Reformation war [1]).

in Pfalzneuburg. 3. Diese Veränderung, die im Calenbergischen vorging, hatte doch wenigstens damals den für die protestantische Partey wichtigen Einfluß, daß der Beherrscher desselben die Macht ihrer Gegner nicht mehr verstärken half. Ihre eigne aber wurde um diese Zeit durch den Pfalzgrafen Otto Heinrich von Neuburg vermehrt.

k) Spittlers Gesch. von Hannover, I, 216 — 227.
l) Spittler, S. 238 — 244.

Digitized by Google

mehrt. Schon ſeit einigen Jahren hatte der Pfalzgraf, aus Anhänglichkeit für die neue Lehre, dem Schmalkaldiſchen Bunde beytreten wollen. Der Churfürſt von Sachſen ſetzte aber nicht genug Zutrauen in denſelben, vielleicht weil er die Reformation noch nicht öffentlich in ſeinem Lande eingeführt hatte; wenigſtens rieth ihm der Landgraf, ſie vorher durch dieſen Beweis von der Rechtſchaffenheit ſeiner Geſinnungen zu überzeugen. Dieſer Aufforderung leiſtete er nunmehr wirklich Genüge. Sein Hofprediger Michael Diller und Andreas Oſiander von Nürnberg führten dabey die Aufſicht. Im folgenden Jahre erſchien eine beſondre Kirchenordnung für ſein Land, und hierauf wurde er zum Mitglied des Schmalkaldiſchen Bundes aufgenommen m). 1539 1542 1543

4. Unter die Schmalkaldiſchen Bundesverwandten gehörten damals viele Städte, und unter andern die Stadt Goslar, die den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen mit dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunſchweig-Wolfenbüttel in Krieg verwickelte, oder vielmehr nur die Gelegenheit dazu gab. Der Herzog Heinrich hatte ſich von jeher durch ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen die Anhänger der neuen Lehre beſonders ausgezeichnet. Keiner unter ihren Feinden wünſchte den Ausbruch eines Krieges mit demſelben herzlicher, als Heinrich. Eben deswegen ließ er ſich vom heiligen Bund zum Oberſten in der ſächſiſchen Provinz ernennen. Seine proteſtantiſche Nachbarn hatten nun gegründete Urſachen zum Mistrauen gegen ihn. Dies wurde aber durch verſchiedene ärgerliche Vorfälle noch ſo gewaltig vermehrt, daß es in die größte Erbitterung überging. Einer der erſten Vorfälle dieſer Art war die Entdeckung eines Briefwechſels, deſſen Inhalt Heinrichs Denkart gegen den Landgrafen allzu deutlich verrieth. Heinrich hatte ſeinen Secretair, Stephan Schmidt, mit einigen Briefſchaften an den Churfürſten von Maynz abgeſchickt. Dieſen Secretair ließ der Landgraf nicht weit von Caſſel aufheben, und da er ſich in Anſehung der Briefſchaften, die er bey ſich führte, verdächtig machte, ſo wurden ſie ihm abgenommen, und dem Landgrafen überliefert. Zum Unglücke enthielten ſie die ſtärkſten Beweiſe des Haſſes, den der Herzog auf den Landgrafen geworfen hatte. Er drückte ſich nicht allein ſehr unartig über ihn aus n); er ſuchte auch den Churfürſten und ſein Domcapitel wider ihn in Bewegung zu ſetzen; er meldete ihm, daß er die Herzoge von Bayern und die Stände des ſchwäbiſchen Kreiſes zur Theilnahme an dem Nürnbergiſchen Bunde aufgefordert habe, und daß er dabey auf die Unterſtützung des Kaiſers und des Kammergerichts rechne. Der Landgraf gab von ſeiner Entdeckung ſogleich den vornehmſten Reichsfürſten Nachricht, und ſuchte ſein Verfahren gegen den wolfenbüttelſchen Secretair zu rechtfertigen. Herzog Heinrich aber, bezeigte ſich darüber äußerſt aufgebracht. Dies verurſachte einen gedruckten Schriftwechſel, der einige Jahre dauerte, und von beiden

H. Heinrichs des Jüngern Feindſchaft gegen die Proteſtanten.

1538 im Dec.

m) Häberlin, S. 150. 388.

n) So ſchloß z. B. Heinrich ſein Schreiben an den Churfürſten von Maynz mit den Worten: Gott uff unſerer Seiten, und den Teufel bey unſerm Gegentheil; der hole ſie. In der in die Schreibtafel geſchriebenen Inſtruction hieß es unter anderm: der Landgraf ſchlafe nicht viel, die Nacht kaum eine Stunde, habe keine Ruhe, dann im Holze, würde toll werden, ob denn den Sachen leichtlich zu rathen, und ſey bereits über die Hälfte. —

den Seiten mit der anzüglichſten Heftigkeit geführt wurde [o]). So nennte z. B. der landgraf ein Ausſchreiben des Herzog Heinrichs erdichtet, böſe (boshaft), unadelich; in der Verantwortung des Churfürſten hieß ſie gar ein ehrenrühriges, Fürſten- und Adelſchändiges, erdichtetes und unwahrhaftes, famoſes übell [p]). Dafür belegte Heinrich die Verantwortung des landgrafen mit dem Namen einer ungöttlichen, unchriſtlichen, unehrlichen, unwahrhaftigen, erdichteten und unbeſtändigen (grundloſen) läſterſchrift. Des Churfürſten Antwort nennte er ſogar einen trunkenen, gottgehäſſigen Abdruck. Und dabey ſchimpften einander nicht allein die Fürſten, ſondern auch ihre Diener [q]). Des Churfürſten, oder ſeines geheimen
1541 Secretairs, Kunſt zu ſchimpfen ging ſo weit, daß er den Herzog Heinrich einen verſtockten, gottloſen, vermaledeyten, verfluchten Ehrenſchänder und böſethätigen Barrabas, einen hurenſüchtigen Holofernes von Braunſchweig titulirte. Dagegen nennte ihn dieſer den gottloſen, verruchten, verſtockten, abtrünnigen Kirchenräuber, und vermaledeyten boshaftigen Antiochus, Novatianus, Severianus und Hurenwirth von Sachſen. Da er auch erfahren hatte, daß ſich der Churfürſt von Luthern, ſeinem lieben Andächtigen, Hanswurſt nennen ließe, ſo machte er ihm deswegen öffentlich Vorwürfe. Luther, der ſo wenig mit Gelaſſenheit ertrug, gab deswegen eine überaus beißende Schrift wider ihn heraus [r]).

Der Churfürſt und der Landgraf erobern das Wolfenbüttelſche. [1540]

5. Ein mit ſolcher Erbitterung geführter Wortwechſel mußte natürlich zu Thätlichkeiten übergehen. Herzog Heinrich gab ſich nunmehr die äußerſte Mühe, den Proteſtanten Schaden und Verdruß zu verurſachen. Er reiſete zum Kaiſer nach Italien, und verklagte die Proteſtanten, beſonders den Herzog Heinrich von Sachſen, daß er, dem letzten Willen ſeines verſtorbenen Bruders Georg zuwider, die Religion im Lande geändert, die geiſtliche Gerichtbarkeit der Biſchöfe von Meißen und Merſeburg aufgehoben, und die von ſeinem Bruder zum Dienſte des heiligen Bundes beſtimmten ſechzigtauſend Ducaten ſich angemaßt habe. Er bat, den Herzog Heinrich zur Erfüllung des brüderlichen Teſtaments anzuhalten, und ihn im Weigerungsfalle von der Erbfolge auszuſchließen [s]). Da ſich um dieſe Zeit in Sachſen und einigen benachbarten Ländern, meiſtens aber in proteſtantiſchen Staaten häufige Feuersbrünſte ereigneten, wodurch verſchiedene Städte und Flecken in Aſchenhaufen verwandelt wurden, ſo fiel der Verdacht, ſie angeſtiftet zu haben, auf den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, dem man nun einmal alles Böſe gegen die Verehrer der lutheriſchen Meinungen zutraute. Verſchiedene eingezogene Mordbrenner geſtanden auch, freylich aber unter der Tortur, daß ſie Diener und Beamte des Herzog Heinrichs des Jüngern durch Geldſummen zur Ausführung ihrer boshaften
1541 That verleitet hätten, und die proteſtantiſchen Reichsſtände verklagten ihn deswegen auf dem Reichstage zu Augsburg [t]). Wenn man eine ſolche Denkart, dem Nachbar,

o) Häberlin, S. 111 — 117.

p) Heinrich hatte den Churfürſten einen Trunkenbold, ein Monſtrum und Wundertier in der Natur, einen Aeſopus genennt. Pütters Hauptfaden, S. 407.

q) Häberlin, S. 213 — 215.

r) Ihr Titel lautete: Wider Hans Worſt. D. Martin Luther. — Häberlin, S. 285 — 288.

s) Häberlin, S. 212.

t) Häberlin, S. 215. 289. 291.

Digitized by Google

har, weil er einen andern Glauben hat, seine Städte und Dörfer abbrennen zu lassen, bey einem Fürsten auch nicht erwarten sollte, so bleibt es doch ausgemacht, daß Heinrich der Jüngere jede Gelegenheit, die Protestanten zu kränken und zu drücken, mit sichtbarem Wohlgefallen ergriff. So bedrängte er die Stadt Braunschweig der Veränderungen wegen, die sie in ihrem Kirchenstaate vorgenommen hatte; so übernahm er die Vollziehung der Reichsacht, welche das Kammergericht gegen die Stadt Goslar ausgesprochen hatte u). Beide suchten bey dem Schmalkaldischen Bunde Zuflucht. Der Stadt Braunschweig beschloß man eine Hülfe von vierhundert Reitern, und tausend Mann Fußvolk zu schicken; der Stadt Goslar sich öffentlich anzunehmen, trug man aber noch Bedenken, weil sie das Kammergericht in die Reichsacht erklärt hatte. Auf ihre Vorstellungen wurde zwar Herzog Heinrich sowol vom Kaiser, als vom König Ferdinand ermahnt, seine Drohungen und Feindseligkeiten gegen die Stadt Goslar einzustellen; er achtete aber diese Ermahnungen so wenig, daß der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, die Oberhäupter des Schmalkaldischen Bundes, sich endlich gedrungen sahen, der mit ihnen in Verbindung stehenden Stadt nachdrückliche Hülfe zu leisten. Freylich mochte es ihnen auch wol nicht unangehm seyn, den Herzog Heinrich, der durch seine Streitschriften ihre Erbitterung aufs äußerste erregt hatte, ihren Zorn einmal recht empfindlich fühlen zu lassen. Sie versammelten in dieser Absicht ein Heer von viertausend Mann zu Pferde, und funfzehn bis sechzehntausend Mann Fußvolk, das mit einem hinlänglichen Vorrath von grobem Geschütz versehen war. Mit dieser Kriegsmacht rückten sie, nachdem sie dem Herzog von Eisenach aus einen Fehdebrief zugeschickt hatten, von zwey Seiten, in das braunschweig-wolfenbüttelsche Land ein. 1542 im Jul.

Einen so nahen Ausbruch des über ihn aufgestiegenen Gewitters hatte Heinrich nicht vermuthet; er war folglich auf denselben so wenig gefaßt, daß er weiter kein Rettungsmittel wußte, als, von seinem Erbprinzen Carl Victor begleitet, zum Herzog Ludewig von Bayern zu fliehen. Noch vorher wirkte er jedoch beym Kammergericht ein Mandat gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes und ihre Bundesverwandten auf, welches sie zur Einstellung aller Gewaltthätigkeiten ermahnte. Dieses Mandat wurde auch dem Landgrafen im Lager bey Holzminden überreicht; er ließ aber aus eben demselben eine Antwort auf dasselbe ausgehen, und es brachte überhaupt so wenig Aendrung in seinen Gesinnungen hervor, daß er kurz darauf, mit dem Churfürsten vereinigt, vor Wolfenbüttel rückte. Zu dem verbundenen Heere gesellte sich auch nun die Mannschaft der Stadt Braunschweig, welche die Annäherung desselben benutzte, alle Geistlichen aus ihrer Stadt zu entfernen, und deren Bürger, selbst unter Anführung eines Bürgermeisters, das benachbarte Kloster Riddagshausen auf türkische Art verwüsteten. Der Braunschweiger Haß gegen die Klöster ging überhaupt so weit, daß sie, während der Belagerung Wolfenbüttels, das Stift Stederburg eben so barbarisch als Riddagshausen behandelten. Wolfenbüttel mußte sich nach einer kurzen Belagerung ergeben. Man machte daselbst eine ansehnliche Beute an Lebensmitteln, grobem Geschütze, Kriegsbedürf- im Aug.

u) Häberlin, S. 221. 226.

Digitized by Google

bedürfnissen, Silbergeschirr und andern Kostbarkeiten. Man fand (worüber sich vielleicht der Churfürst und der Landgraf noch mehr freuten) im Archiv viele Briefschaften, aus welchen man die feindseligen Gesinnungen, welche der Herzog Heinrich, der Churfürst Albrecht, die Herzoge von Bayern, und der ehemalige Reichsvicekanzler Held gegen die Protestanten hegten, überzeugend beweisen konnte.

Sie behalten es auch.

6. Der König Ferdinand, der eben damals zum Nürnbergischen Reichstag sich zu verfügen im Begriffe war, schickte, so bald er von diesem Kriegszuge Nachricht bekam, den Freyherrn Wilhelm von Schwarzenburg an den Churfürsten und den Landgrafen, um sie von ihrer Unternehmung abzumahnen. Diese Abmahnung wirkte aber so wenig, als die vom Kammergericht. Ferdinand veranstaltete es hierauf, daß von Nürnberg aus, in seinem und der Reichsversammlung Namen, Gesandten mit scharfen Inhibitionsbefehlen an die Schmalkaldischen Bundeshäupter abgefertigt wurden. Diese Gesandten hielten es aber nicht für rathsam, den Siegern ihre Befehle zu übergeben. In der Antwort, die ihnen der Churfürst und der Landgraf mitgaben, führten sie die Rechtfertigungsgründe ihrer Unternehmung an; in einem an den König Ferdinand abgelassenen Schreiben erboten sie sich aber, ihr versammeltes Kriegsvolk entweder wider die Türken herzugeben, oder es im Falle, daß man es nicht verlangte, wieder abzudanken. Dabey versäumten sie es freylich nicht, gewisse freye Reden des Herzog Heinrichs, die er sich selbst über den Kaiser und den römischen König erlaubt hatte, anzubringen. Ihr Schreiben wirkte auch so viel, daß Ferdinand in seinem, des Kaisers und der Reichsversammlung Namen, dem Churfürsten und dem Landgrafen, wie auch ihren Bundesverwandten, eine schriftliche Versicherung ausstellte, daß die Gründe, die sie wegen ihres Kriegszugs anführen würden, gehört werden sollten. Die Kosten, die derselbe dem Schmalkaldischen Bunde verursacht hatte, beliefen sich aber beynahe auf fünfmalhundert und siebzigtausend Goldgulden [x]), und noch war der eigne Aufwand des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen nicht gerechnet. Die Schmalkaldischen Bundeshäupter behielten also das Fürstenthum Wolfenbüttel bis zur Vergütung der Kriegskosten im Besitz, und die Regierung desselben wurde von ihnen gemeinschaftlich verwaltet. Hiernächst maßten sie sich aber auch das Recht an, die Reformation im Wolfenbüttelschen einzuführen. Sie beförderten ihre Absicht durch eine in plattdeutscher Sprache abgefaßte Kirchenordnung [y]).

Wormser Capitulation. 1543 im Febr.

7. Herzog Heinrich, der sich indessen bey den Herzogen von Bayern zu Landshut aufhielt, brachte es dahin, daß sich dieselben seiner Sache auf dem Reichstage zu Nürnberg annahmen. Sie ließen den Vorschlag thun, daß man das Wolfenbüttelsche Land, bis zur Entscheidung des Handels, entweder dem Kaiser, oder einigen Fürsten übergeben möchte. Die Gesandten der protestantischen Stände hatten aber, hierzu ihre Einwilligung zu geben, durchaus keinen Auftrag. Dies hatte die Folge, daß Herzog Heinrich zur Geduld verwiesen, ja daß er sogar ermahnt wurde, seine beym Kammergericht erhobene Rechtsklage, zur Erhaltung des Friedens,

x) Eigentlich auf 569. 330.

y) Häberlin, S. 366 — 374.

dens, bis zur nächſtbevorſtehenden Ankunft des Kaiſers im Reiche ruhen zu laſſen. Als dieſe erfolgt war, und deswegen zu Speyer ein Reichstag gehalten wurde, fand 1544
ſich auch Herzog Heinrich ein, um ſeine Sache in eigner Perſon zu vertheidigen. im Febr.
Nun ließen zwar der Churfürſt und der Landgraf den Kaiſer erſuchen, daß er dem Herzog das Erſcheinen in der Reichsverſammlung verbieten möchte; der Kaiſer ſchlug ihnen aber ihr Geſuch unter dem Vorwande ab, daß die Ausſchließung des Herzogs die Entſcheidung der Sache vorausſetze. Herzog Heinrich erſchien demnach im Reichsrathe. Der Landgraf ſetzte ſich, vielleicht von ungefähr, neben ihm auf die Fürſtenbank; der Pfalzgraf Johann von Simmern verließ aber, vermuthlich auf Angeben des Kaiſers, ſeine Stelle, um den Platz zwiſchen beiden einzunehmen; dabey proteſtirte er aber wider allen Nachtheil, der ihm und ſeinem Hauſe daraus erwachſen könnte. Herzog Heinrich ſaß nun zwar in der Fürſtenverſammlung; ſeine Gegner gönnten ihm aber dieſe Stelle nicht lange ruhig. Der Kaiſer und die Geſandten Ferdinands hatten ihren Vortrag kaum geendigt, als der Churfürſt und der Landgraf, im Namen der Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, wider Heinrichs Gegenwart proteſtirten, als ſie erklärten, daß ſie ihn für keinen Reichsfürſten erkennen, und daß ſie ihm daher auch nicht Siz und Stimme im Fürſtenrathe zugeſtehen könnten. Heinrich glaubte nun, auch ihnen eben dieſe Rechte abſprechen zu können; dies hatte die Wirkung, daß die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen die Urſachen ihres Verfahrens ſchriftlich einreichten. Herzog Heinrich verantwortete ſich dagegen in einer Schrift, worin er ſie der Zuſammenverſchwörung, im Apr.
der Empörung, des Meineides, und der Räuberey beſchuldigte, worin er ſie ſogar für die Anſtifter des Bündniſſes zwiſchen den Franzoſen und den Türken erklärte. Der Kaiſer, der des ſchönen Schriftwechſels überdrüſſig war, verbat es, als der Churfürſt und der Landgraf ihre Gegenantwort wollten ableſen laſſen; doch konnte er ihre ſchriftliche Ueberreichung, und die gedruckte Ausgabe derſelben nicht verwehren. Das unangenehmſte, was den Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen auf dieſem Reichstag begegnen konnte, war unſtreitig das anhaltende Verlangen des Kaiſers, daß ſie das Wolfenbüttelſche Land zur Sequeſtration einräumen möchten, und die Drohung, diejenigen, welche ſeiner Verordnung keine Folge leiſten würden, als Stöhrer des öffentlichen Friedens zu betrachten. Sie thaten zwar deswegen Vorſtellungen; Carl verwies ſie aber auf den künftigen Reichstag, welcher erſt im folgenden Jahre zu Worms gehalten wurde. Hier ſetzte der Kaiſer ſeinen Willen 1545
durch, weil die proteſtantiſchen Fürſten ſchon ohnedies Urſache hatten, demſelben nicht länger zu widerſtreben. Sie zogen ſich nemlich durch den Beſiz des Wolfenbüttelſchen Landes nicht nur von allen Seiten Vorwürfe zu, ſondern die Behauptung deſſelben verurſachte ihnen auch einen ſo großen Aufwand, daß die Einkünfte des Landes, die nach der Aufhebung der drückenden Auflagen des Herzog Heinrichs nur noch zweyunddreyßigtauſend Goldgulden betrugen, zur Vergütung deſſelben nicht zureichten. Dies machte, daß die ſogenannte Wormſer Capitulation zur Richtigkeit im Jul.
kam, wodurch es dem Kaiſer überlaſſen wurde, das Wolfenbüttelſche Land einem Churfürſten und Fürſten, wozu er den Churfürſten von der Pfalz und von Brandenburg, und den Pfalzgrafen Johann von Simmern, den Herzog Moritz

von

von Sachſen, und den Herzog Wilhelm von Jülich, oder auch einen andern Fürſten, ernennen könnte, zur Sequeſtration einzuräumen. Dabey wurde jedoch die Bedingung feſtgeſetzt, daß alle von den Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen gemachte Veränderungen im Lande indeſſen fortdauren ſollten 1).

H. Heinrich der Jüngere will ſein Land wieder erobern.

8. Der Kaiſer ſchickte dieſe Capitulation dem Herzog Heinrich mit dem Befehl zu, ſeine Sache durch den Weg des Rechts auszumachen, und aller Gewaltthätigkeiten ſich zu enthalten. Dieſer Befehl war nun freylich Heinrichs Abſichten und Wünſchen gar nicht angemeſſen. Er proteſtirte daher nicht nur darwider, ſondern er wendete auch einige tauſend vom König von Frankreich bekommene Goldgulden zur Anwerbung von Kriegsvolk an. Der Kaiſer befahl ihm nun durch eine gedruckte Verordnung, bey Strafe der Acht, von allen gewaltſamen Unternehmungen abzuſtehen. Herzog Heinrichen kümmerte dies aber ſo wenig, daß er dem Kaiſer ſogar in unanſtändigen Ausdrücken antwortete, und daß er ſeine Werbungen möglichſt heimlich fortſetzte 2). In der That brachte er auch in der Nachbarſchaft von Verden funfzehnhundert Reiter und achttauſend Mann Fußvolk zuſammen. Mit dieſer Kriegsmacht ſuchte er ſich des zum Hochſtifte Verden gehörenden Schloſſes Rotenburg zu bemächtigen, weil er den in demſelben befindlichen Vorrath von grobem Geſchütz ſeines Bruders Chriſtoph, der Erzbiſchof von Bremen und Biſchof von Verden war, zu beſitzen wünſchte; die Stadt Bremen hatte aber das Schloß mit einer ſo guten Beſatzung verſehen, daß er den Gedanken, es ohne viele Mühe zu erobern, aufgeben mußte. Deſto leichter wurde ihm der Einfall ins lüneburgiſche, der demſelben großen Schaden brachte. Von da rückte er in ſein eignes Land, das man ihm weggenommen hatte. Das Schloß Steinbeck ergab ſich auf Vergleich; die Dörfer und Landgüter der Braunſchweiger empfanden nun die ganze Rachſucht des Herzogs. Er begann nunmehr auch die Belagerung Wolfenbüttels; aber das ließ ſich ſo geſchwinde nicht erobern. Hier verſtärkte ihn jedoch der Graf Otto von Rittberg, der an der Spitze von achthundert Reitern und etwa dreytauſend Mann Fußvolk, den Grafen von Tecklenburg, einen Schmalkaldiſchen Bundesverwandten, wie auch die heſſiſchen Edelleute an der Weſer, auf das feindſeligſte heimgeſucht hatte. Gleich beym Anfange ſeines Zuges hatte Heinrich, unter großen Bedrohungen, von den Städten Braunſchweig, Hannover, Minden, Bremen und Hamburg verlangt, ihm ſeinen erlittenen Schaden nicht nur durch große Geldſummen zu vergüten, ſondern auch von der Schmalkaldiſchen Zuſammenverſchwörung, wie er ſie nennte, ſich zu trennen. Seine Drohungen machten jedoch auf keine dieſer Städte, und am wenigſten auf Braunſchweig, Eindruck. Die Bürger deſſelben fürchteten ſich vor dem Herzog ſo wenig, daß ſie ſich vielmehr, und zwar auf Befehl ihres Raths, gegen ihre catholiſche Geiſtlichkeit die größten Gewaltthätigkeiten erlaubten, daß ſie nicht nur die Curien der Domherren, ſondern auch die ſchöne Stiftskirche niederriſſen. Eben ſo verfuhren ſie mit dem dem Herzog gehörenden Nonnenklöſter zum Kreuze.

im Aug.

Ihre

1) Häberlin, S. 408. 475. 485. u. f. f. 2) Häberlin, S. 589 — 591.

Ihre Erbitterung gegen ihren ehemaligen Landesherrn war überhaupt so groß, daß sie sogar einen ihrer Mitbürger, der ihnen friedliche Unterhandlungen mit demselben anrieth, ins Gefängniß warfen.

9. Die Braunschweiger würden sich aber freylich nicht so viele Freyheiten angemaßt haben, wenn sie nicht auf den mächtigen Schutz der Schmalkaldischen Bundesgenossen hätten rechnen können, und da hatten sie sich denn freylich in ihrer Rechnung nicht getäuscht. Der Landgraf brachte in der Geschwindigkeit sieben tausend Mann Landvolk, drey Fahnen besoldeter Knechte, und sechzehn hundert Reiter zusammen, die, mit drey und zwanzig Feldstücken versehen, bey Northeim ein festes Lager bezogen. Der Churfürst schickte ihm, unter Anführung des Prinzen Ernst von Grubenhagen, tausend Mann zu Pferde, drey tausend Mann zu Fuß, und sechs tausend Mann Landvolk mit zwölf kleinen Feldstücken. Dem Landgrafen zog auch sein Schwiegersohn, der Herzog Moritz von Sachsen, mit tausend Reitern, und ungefähr fünf tausend Mann Fußvolk, zu Hülfe. So bildete sich ein ansehnliches Heer von drey tausend sechs hundert Mann zu Pferde, und mehr als ein und zwanzig tausend Mann Fußvolk! Und dennoch hatte Herzog Heinrich, der die Belagerung von Wolfenbüttel, wozu es ihm ohnedies an schwerem Geschütze fehlte, nun aufgab, Muth genug, diesem ansehnlichen Heere seiner verbundenen Feinde entgegenzurücken! Der Herzog Moritz übernahm es aber, den Frieden zu vermittlen. Es kostete ihm zuerst viele Mühe, seinen Schwiegervater dahin zu bringen, daß er in Unterhandlungen einwilligte, und dann waren die Bedingungen, die er machte, so beschaffen, daß sie der Herzog Heinrich nicht annehmen wollte. Dieser sollte nemlich sich und sein Land dem Herzog Moritz überliefern; er sollte ferner, in Ansehung der Kriegskosten und des von ihm verursachten Schadens, so wie auch in Ansehung seiner Streitigkeiten mit den Städten Goslar und Braunschweig, sich dem Ausspruche eben desselben unterwerfen. Heinrich verwarf aber diese Bedingungen durchaus, und erklärte dabey ganz trotzig, daß man in drey Stunden sehen würde, ob Er oder der Landgraf Herr in der Welt sey. Die nahe Gefahr wirkte jedoch, daß er sich bald anders besann, und daß er die Fortsetzung der Vergleichsunterhandlungen auf das eifrigste zu betreiben suchte. Der Landgraf wollte aber nun durchaus sich weiter nicht mit ihm einlassen. Der Handel bekam jetzt vielmehr ein sehr ernsthaftes Ansehn. Der Landgraf und der Herzog Moritz rückten mit ihrer ganzen Kriegsmacht dem Herzog so nahe, daß seine Verlegenheit immer größer wurde. Vergeblich ließ er nun um eine Unterredung bitten; der Landgraf würdigte ihn nicht einmal einer Antwort, sondern rückte in Schlachtordnung, und unter dem Donner seines groben Geschützes, immer näher gegen ihn heran. Jetzt, da Heinrich weiter keine Rettung vor sich sah, jetzt erbot er sich, die Bedingungen, die ihm der Landgraf vorgeschrieben hatte, zu erfüllen; seine Gesandten, die er deswegen abschickte, konnten lange nicht einmal die Erlaubniß erhalten, vor dem Landgrafen zu erscheinen, und endlich ertheilte er ihnen den kurzen Bescheid, daß sich der Herzog und sein Erbprinz Carl Victor ihm vor allen Dingen in die Hände liefern müßten. Selbst der Herzog Moritz konnte den Landgrafen nicht bewegen,

Er geräth darüber in Gefangenschaft. im Oct. am 21. Oct.

Digitized by Google

auf dieſe harte Bedingung Verzicht zu leiſten, und Heinrich mußte ſich, mit Thränen in den Augen, ihr endlich unterwerfen. Philipp, der während ſeiner Unentſchloſſenheit die Geduld verlohr, ließ indeſſen ſeine Kanonen dem braunſchweigiſchen Heere ſo nahe bringen, daß ſie nur noch fünf hundert Schritte von demſelben entfernt waren; ja er ließ ſogar durch ſeinen Feldmarſchall, Conradet von Hanſtein, dem Herzog Moritz ſagen, er könne nicht länger warten, weil er befürchte, daß ihm Heinrich während der Unterredung entwiſchen möchte; Herzog Moritz aber ließ ihn bitten, nur wenigſtens das Ende der Unterredung abzuwarten. Heinrich und ſein Sohn Victor mußten ſich alſo, von einem Rathe des Herzog Moritz begleitet, nach des Landgrafen Lager begeben, um ſich ihm in die Hände zu liefern. Moritz, der ihnen entgegen geritten war, führte ſie zu ihm. Zweymal fragte Philipp Heinrichen, ob er ſich mit ſeinem Sohne ihm ergeben wollte, ehe er das ihm ſo ſauer werdende Ja von ihm herauslocken konnte. Hierauf ſagte er zu ihm: wenn ich jetzt eben ſo in Deiner Gewalt wäre, wie Du jetzt in der meinigen biſt, ſo würdeſt Du mich gewiß nicht lange leben laſſen; ich will mich aber beſſer gegen Dich betragen, als Du es um mich verdient haſt. — Er gab ihn hierauf, nebſt ſeinem Prinzen, einigen Edelleuten zur Verwahrung, die ihn am folgenden Tage nach Caſſel, und von da nach Ziegenhayn, brachten. Als er vor Göttingen vorbeykam, läuteten ihm die Göttinger, gleichſam als einem verſtorbenen Fürſten, mit einer großen Glocke nach. Die Stadt Braunſchweig bezeigte die Freude, die ihr ſein trauriges Schickſal verurſachte, durch einen Schmalkaldiſchen Bunds- und Triumphsthaler. Sein Heer wollte, ſeiner Gefangenſchaft ungeachtet, in einem Haufen abziehen. Dies konnte ihm aber der Landgraf unmöglich geſtatten. Es koſtete ihm aber viele Mühe, ehe er die hartnäckige Schaar beredete, die Kanonen und die Fahnen abzuliefern, und eidlich anzugeloben, daß ſie innerhalb ſechs Monaten weder wider ihn, noch wider ſeine Bundesgenoſſen Kriegsdienſte thun wollte. Das wolfenbüttelſche Land mußte ſich nun bald wieder unterwerfen, und von neuem huldigen. Der Landgraf züchtigte hierauf auch noch die Grafen von Schaumburg und von Rittberg, die dem Herzog Heinrich Beyſtand geleiſtet hatten. Sowol er als der Churfürſt berichteten den ganzen Vorfall an den Kaiſer, der ſich damals in den Niederlanden aufhielt, und erſuchten ihn zugleich, den Herzog Heinrich und ſeine Anhänger in die Acht zu erklären; Carl fand es aber nicht für nöthig, den Herzog, der für ſeine Störung des Landfriedens bereits in der Gefangenſchaft büßen mußte, auch noch mit der Strafe der Acht zu belegen. Dabey ermahnte er den Landgrafen, ſich ſeines Sieges mit Mäßigung zu bedienen, und ſein Kriegsvolk wieder abzudanken [b]).

Neuer Vergleich zwiſchen dem Kaiſer und den Proteſtanten.

10. Der letzte Punct hatte für den Kaiſer unſtreitig die größte Wichtigkeit. Die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes an der Spitze von einer ſo anſehnlichen Kriegsmacht, von mehr als vier und zwanzig tauſend Mann, zu ſehen, das mußte ihm, bey ſeinen zur Unterdrückung der Proteſtanten gemachten Entwürfen, eine höchſt unangenehme Erſcheinung ſeyn. Die Ausführung ſeiner Abſichten hatte er bisher

b) Häberlin, S. 612 – 617.

bisher noch immer verschieben müssen, weil ihn nicht nur der König von Frankreich davon ablenkte, sondern weil er, eben des französischen Krieges wegen, den Beystand der protestantischen Fürsten nicht entbehren konnte. Auf dem speyerschen Reichstage des vorigen Jahres hatte er die Reichsstände zur Theilnahme an seinem Kriege mit Frankreich, und zur Hülfe gegen die Türken, zu bereden gesucht c). Dieser Absicht wegen stellte er sich damals gegen die protestantischen Fürsten, und besonders gegen den Churfürsten und den Landgrafen, überaus gnädig an. Dem Landgrafen schmeichelte er sogar mit der Oberbefehlshaberstelle über die gegen die Türken bestimmte Kriegsmacht. Da er ihm aber auch schon einmal zur Oberanführung des Heeres wider Frankreich vergeblich Hoffnung gemacht hatte, so traute der Landgraf seinen Versprechungen natürlich nicht, und wie er ihm endlich den Vorwurf machte, daß er und die übrigen Protestanten seiner vor drey Jahren zu Regensburg gegebenen Declaration zuwider gehandelt hätten, so kränkte dieser Vorwurf den Landgrafen so empfindlich, daß er ihn darüber um Erlaubniß zur Abreise bat. Er und der Churfürst reiseten auch wirklich noch vor dem Schlusse des Reichstags ab. Der Kaiser erklärte ihre Abreise für einen Beweis, daß ihnen an einem Friedensvergleiche gar nichts gelegen sey. Da er aber, wie er vorgab, beide Theile in Ansehung der Religion, des Friedens, und des Kammergerichts beruhigen wollte, so übertrug er es den Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, sich deswegen in Unterhandlungen mit ihnen einzulassen. Diese waren aber in der Erfüllung ihres Auftrags anfangs nicht glücklich. Der Kaiser that hierauf den Vorschlag, daß man ihm die Bestimmung des Religionsartikels im Reichsabschied überlassen möchte; dabey gab er den Protestanten heimlich die Versicherung, daß sie, sich über denselben zu beklagen, nicht Ursache haben sollten. Die Protestanten nahmen daher diesen Vorschlag auch williger an, als die Catholiken. Carl ließ jedoch den Religionspunct so zweydeutig schlau einrichten, daß er den Catholiken eben so wenig schadete, als er den Protestanten nutzte. Man verschob nemlich, wie gewöhnlich, die Hauptsache, den Religionsvergleich, auf den nächsten Reichstag. Der Kaiser wollte während der Zeit, von frommen, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern, einen gottgefälligen Entwurf zu einer Reformation aufsetzen lassen, und die Protestanten möchten die Ausarbeitung eines ähnlichen Entwurfs gestatten. Beide Entwürfe sollten alsdenn auf dem künftigen Reichstag verglichen werden, um die Abfassung eines gemeinschaftlichen Schlusses zu befördern, wie man sich bis zu einem allgemeinen, oder zu einem Nationalconcilium zu verhalten habe. Alle diesem Friedensvergleiche zuwiderlaufende kaiserliche Verordnungen und Kammergerichtsprocesse sollten indessen aufgehoben seyn d). Das war also wieder ein Religionsvergleich, wie man ihn schon so oft geschlossen hatte; ein Religionsvergleich, der den Protestanten nur so lange, als es den Absichten und der Lage des Kaisers gemäß war, Sicherheit verschaffen sollte. Aus dem, was zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von Sachsen, wenigstens an-

1544 im May.

c) Häberlin, S. 479.

d) Häberlin, S. 492 – 496.

Digitized by Google

fangs, auf diesem Reichstage vorging, hätte man beynahe schließen sollen, als wenn Carl so recht ernstlich darauf bedacht gewesen sey, den Frieden mit den Protestanten zu befestigen. Johann Friedrich hatte sich nemlich, ungeachtet des zu Cadan geschlossenen Vergleichs, noch immer geweigert, Ferdinanden für einen römischen König zu erkennen, und zwar unter dem Vorwande, daß die Bedingungen dieses Vergleichs nicht gehörig wären erfüllt worden. Jetzt wurden aber nicht allein diese, sondern auch andre Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten so weit beygelegt, daß Johann Friedrich sich nicht länger weigerte, Ferdinanden für einen römischen König zu erkennen. Ja, man verabredete sogar heimlich eine Heirath zwischen der achtjährigen Tochter Ferdinands und demjenigen Prinzen des Churfürsten, auf den die Chur fallen würde; doch setzte der Kaiser mit schlauer Weisheit die Bedingung hinzu, wenn der Religionsvergleich indessen zur Richtigkeit gebracht werden könnte. Unstreitig wichtiger war die Bestätigung des Ehevertrags mit der Jülichschen Prinzessin Sibylla, die Carl dem Churfürsten damals ertheilte, weil sie das Erbrecht auf Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg sicherte e).

am 13. May.

Naumburgischer Wahlstreit.

11. Diese Vortheile, die der Kaiser dem Churfürsten zugestand, beruheten jedoch fürs erste nur auf der Hoffnung. Kam es hingegen auf das Zugestehen wesentlicher Vortheile an, so bewies sich Carl schon weit weniger gefällig. Dies beweist die streitige Wahl des Bischofs von Naumburg. Das

1541 dasige Domcapitel hatte, nach dem Tode des Bischof Philipps, eines Bruders des Churfürsten Ludewigs von der Pfalz, den Probst zu Zeitz, Julius von Pflug, in der größten Geschwindigkeit, und ohne dem Churfürsten davon Nachricht zu geben, zu dessen Nachfolger gewählt. Pflug war ein eifriger Verehrer der catholischen Religion; der Churfürst verwehrte ihm daher den Besitz des Bisthums, und Pflug selbst machte sich über die Annahme der bischöflichen Würde so viel Zweifel, daß er sich vom Pabst auf sechs Monate Bedenkzeit ausbat. Der Kaiser erklärte jedoch seine Bedenklichkeiten für grundlos, ermahnte als Reichsoberhaupt den Churfürsten, den Herrn von Pflug an der Besitznehmung des Hochstiftes nicht ferner zu hindern, und gebot sowol den Städten, als den übrigen Unterthanen des Stifts, denselben für ihren Bischof und Herrn zu erkennen. Der Churfürst achtete jedoch die kaiserliche Ermahnung so wenig, daß er das Schloß zu Zeitz besetzen ließ, daß er dem Domcapitel zu Naumburg die Verordnung zuschickte, einen andern Bischof zu wählen, daß er, als

1542 das Domcapitel seinem Willen kein Genüge leistete, den Superintendenten zu Magdeburg, Nicolaus von Amsdorf, eigenmächtig zum Bischof von Naumburg ernennte. D. Luther weihete ihn ein, und die Stiftsstände leisteten ihm die Huldigung. Dem vertriebenen Pflug blieb nun weiter nichts übrig, als sich über das ihm zugefügte Unrecht bey der Reichsversammlung zu Speyer zu beklagen. Hieraus entstand natürlich ein Schriftwechsel f). Auf dem Speyerschen

e) Häberlin — S. 504.

f) Häbertin, S. 279 — 381. imgl. 351. u. f. f.

Digitized by Google

schen Reichstag des Jahrs 1544 übertrug es der Kaiser dem Bischof von Speyer, sich der Naumburgischen Bischofssache wegen mit dem Churfürsten in Unterhandlungen einzulassen. Er drang darauf, daß Pflug in das Hochstift Naumburg eingesetzt werden sollte, und am Ende des Reichstags erhielt der Churfürst von ihm den Befehl, zwischen hier und dem nächsten Reichstag seine vermeinten Ansprüche auf das Hochstift Naumburg schriftlich zu beweisen, und während der Zeit mit seinem Bischof Amsdorf keine Neuerungen in demselben vorzunehmen. Johann Friedrich befolgte diesen kaiserlichen Befehl gerade so wie die vorigen, die er in dieser Sache bekommen hatte g).

12. Der nächste Reichstag, den Carl dem Churfürsten zur Frist angesetzt hatte, wurde zu Worms gehalten. Man beschäfftigte sich aber daselbst mit Angelegenheiten, die ungleich wichtiger waren, als die Naumburgische Bischofssache, mit dem Concilium und mit der Türkenhülfe. Die letztre legte der König Ferdinand den Reichsständen mit aller Wärme ans Herz, und er glaubte sogar, daß die Religionsangelegenheiten deswegen auf den künftigen Reichstag müßten verschoben werden. Die Protestanten behaupteten hingegen, daß diese Reichsversammlung der Religionssachen wegen hauptsächlich angestellt worden sey, und daß sie folglich von allen andern Geschäfften den Gegenstand der Berathschlagungen abgeben müsse. Bey dieser Gelegenheit kam nun auch die Concilienangelegenheit wieder zur Sprache. Der Pabst hatte auf das Verlangen der deutschen Reichsstände so weit Rücksicht genommen, daß er eine deutsche Stadt, und zwar Trident, zum Orte der Zusammenkunft bestimmt hatte. Demungeachtet wurde das Concilium noch nicht sogleich eröffnet. Bald gab ein Schmalkaldischer Bundestag, bald der Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich zum Aufschub den Vorwand. Der Pabst wünschte erst die beiden Monarchen mit einander ausgesöhnt zu sehen, um alsdenn auf einem Concilium die Protestanten, deren Ausrottung er beschlossen hatte, desto sicherer verdammen zu können. Um so unangenehmer war es ihm daher, daß der Kaiser auf dem Speyerschen Reichstag vom vorigen Jahr den Protestanten, seiner Meinung nach, zu viel nachgegeben hatte. Er machte deswegen dem Kaiser bittere Vorwürfe. Besonders verdroß es ihn gewaltig, daß sich der Kaiser in die Entscheidung geistlicher Angelegenheiten mischen wollte. Als der Friede zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich wieder hergestellt war, bezeigte der Pabst abermals sehr vielen Eifer, das Tridentinische Concilium in Gang zu bringen. Er bestimmte nunmehr den Anfang desselben auf den funfzehnten März des Jahres 1545 h). Die Protestanten fühlten sich aber gar nicht geneigt, an einem Concilium, auf das der Pabst so mächtig wirken konnte, Antheil zu nehmen. Sie erklärten vielmehr auf dem Wormsischen Reichstag dieses Jahrs, daß sie das Tridentinische Concilium für kein rechtmäßiges, für kein solches Concilium hielten, als es ihnen auf den vorigen Reichstägen wäre versprochen worden. Sie

1545 Unterhandlungen wegen des Tridentinischen Conciliums.

(1542)

(1544)

g) Häberlin, S. 504. u. f. f.

h) Häberlin, S. 361. 422. 516. 521.

Digitized by Google

verlangten überhaupt einen Religionsfrieden, der von keinem ſolchen papiſtiſchen Concilium ſeine Sicherheit hätte, ſondern der ſo lange von Beſtand wäre, bis man die Religionsſache gewiſſenhaft und chriſtlich verglichen habe; ſie glaubten, daß ein ſolcher Friede durchaus nicht eher ſeine Feſtigkeit erlangen könne, als bis, dem Schluſſe des letztern Speyerſchen Reichstags zufolge, die Gerechtigkeit in Deutſchland ſo verwaltet würde, daß jedem gleiches und unparteyiſches Recht widerfahre. Sobald dieſe Puncte berichtigt wären, ſo wollten ſie den Berathſchlagungen über die Türkenhülfe nicht entgegen ſeyn. Die Catholiken,
im Apr. die für die Türkenhülfe und das Concilium ſtimmten, ſtritten ſich darüber einen ganzen Monat lang mit ihnen herum. Endlich kam der Kaiſer ſelbſt nach
im May. Worms. Am folgenden Tage ſtellte ſich aber auch der päbſtliche Legat, der Cardinal Farneſe, ein, der, wie man damals ſchon mit ziemlicher Gewißheit muthmaßte, den Auftrag hatte, den Kaiſer zum Krieg gegen die Proteſtanten zu verleiten. Man erhielt ſogar aus Rom die Nachricht, daß der Pabſt dem Kaiſer zu dieſem Kriege zwölf tauſend Mann Fußvolk und funfzehn hundert Reiter verſprochen hätte. Alles dieſes beſtätigte die dreiſte Beredtſamkeit eines italieniſchen Franciſcanermönches, der, in Gegenwart des Kaiſers und des römiſchen Königs, auf die lutheraner nicht nur gewaltig ſchimpfte, ſondern auch in den heftigſten Ausdrücken zum Kriege wider dieſelben, und zur Ausrottung des verderblichen Geſchlechts, wie er es nennte, aufforderte. Solche Vorfälle und ſolche Nachrichten konnten die Proteſtanten nun freylich nicht für das Tridentiniſche Concilium gewinnen. Alle Vorſtellungen des Kaiſers und ſeiner Miniſter, und alle Schriften, die darüber gewechſelt wurden, waren daher ganz fruchtlos, und alle Berathſchlagungen dieſes Reichstags erzeugten zuletzt keinen andern Entſchluß, als daß bald wieder eine Reichsverſammlung ſollte veranſtaltet werden *).

Die Beſorgniſſe der Proteſtanten vermehren ſich.

13. Die ſtandhafte Widerſetzlichkeit der Proteſtanten mußte ſowol des Kaiſers als des Pabſtes ganzen Unwillen rege machen; oder beide freuten ſich vielmehr, zur Unterdrückung und Ausrottung der Ketzer einen ſo ſchönen Vorwand zu bekommen. Daß ſie hierzu ſchon ſeit einiger Zeit heimlich Vorbereitungen machten, das ließ ſich wol gar nicht mehr bezweifeln. Dahin rechneten auch die Proteſtanten die äußerſte Mühe, die ſich der Kaiſer gab, den Churfürſten von Sachſen zu bewegen, daß er auf dem Wormſiſchen Reichstag perſönlich erſcheinen möchte. Der Churfürſt verſprach es ihm auch, aber unter der Bedingung, daß er, ſtatt des nach Trident ausgeſchriebenen Conciliums, eine freye und chriſtliche Kirchenverſammlung veranſtalten möchte. Dies konnte ihm nun der Kaiſer nicht verſprechen; Johann Friedrich folgte alſo dem Rathe ſeiner Miniſter, imgleichen Luthers, und beſuchte den Reichstag nicht. Ihm dafür Verdruß zu machen, wollte der Kaiſer durchaus den Herrn von Pflug auf dem Reichstage mit dem Bisthume Naumburg belehnen, und nur des ſächſiſchen Geſandten lebhafter Widerſpruch verhinderte es noch. Dagegen erließ der Kai-

*) Häberlin, S. 559–579.

Kaiſer von Brüſſel aus eine geſchärfte Verordnung an den Churfürſten, dem Herrn von Pflug an der Beſitznehmung des Hochſtifts Naumburg nicht ferner hinderlich zu ſeyn, und dem von ihm eingeſchobenen Biſchof von Amsdorf weiter keinen Schutz angedeihen zu laſſen. Ja Carl machte während ſeines damaligen Aufenthalts in den Niederlanden wirklich Anſtalten, die Proteſtanten mit Krieg zu überziehen. Er beſtimmte hierzu nicht nur die im franzöſiſchen Kriege gebrauchten Schaaren von ſpaniſchem und italieniſchem Kriegsvolk, die er indeſſen nach Oeſtreich verlegt hatte; die niederländiſchen Stände mußten auch ein anſehnliches Heer zuſammenbringen, welches, ſeinem Vorgeben nach, theils wider die Türken, theils wider die Wiedertäufer gebraucht werden ſollte; und die Spanier rühmten ſich ſchon, daß ſie nicht nur den Pabſt, ſondern auch das deutſche Reich, dem Kaiſer recht unterwürfig machen wollten. Herzog Ulrich von Wirtemberg wollte aus Italien Nachricht bekommen haben, daß der Kaiſer und der Pabſt im künftigen Jahre die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen gewiß angreifen würden; wollte wiſſen, daß man die unmittelbare Reichsritterſchaft verſammlen wolle, um ſie durch die Vorſtellung, daß die Reformation der Proteſtanten ihnen ſo manches Canonicat, ſo manche Prälatur, ſo manches Bisthum entzöge, zum Kriege gegen dieſelben anzufeuern; daß man durch eben dieſe Vorſtellung auch die Edelleute im Braunſchweigiſchen und auf dem Harze gegen ſie aufzuhetzen ſuche. Dieſe und andre Gerüchte, wenn auch vielleicht einige derſelben übertrieben waren, hatten doch immer die Wirkung, daß die Proteſtanten dem nahen Ausbruche des Religionskrieges nun mit Gewißheit entgegenſahen, und eben dieſe Gewißheit leitete ſie auf den Gedanken, daß man dem Angriffe zuvorkommen ſollte. Der Churfürſt, der, aus gar zu großem Vertrauen auf die göttliche Hülfe, ſelbſt die Warnungen der Könige von Frankreich und von England nicht achtete, und die von ihnen angebotene Verbindung und Hülfe nicht annahm, der wollte, ehe er ſich zum Angriffe entſchloß, noch vorher alle andere Mittel verſuchen. Der Landgraf hätte ſeine Geſinnungen gern umgeſtimmt; Johann Friedrich ſetzte aber auf Luthers Rath ein gar zu großes Vertrauen *). im Oct.

14. Es ereignete ſich aber um dieſe Zeit eine Begebenheit, welche noch mehr, als alles, was bisher geſchehen war, der Proteſtanten Aufmerkſamkeit erregen mußte. Dies war das Schickſal des Churfürſten Hermanns von Cöln. Schon vor neun Jahren hatte dieſer einſichtsvolle Mann die Misbräuche im Kirchenſtaate ſeines Erzſtifts zu verbeſſern geſucht, hatte er deswegen eine Verſammlung ſeiner Geiſtlichkeit angeſtellt. Seine guten Anordnungen wurden aber nicht befolgt. Sechs Jahre hernach betrieb jedoch Hermann die Ausführung ſeines Plans, die Reformation in ſeinem Erzſtifte einzuführen, mit vergrößertem Eifer. Er zog nicht nur deswegen den ſtraßburgiſchen Bucer zu Rath; er trug auch ſein Vorhaben auf einem Landtage vor, und hatte die Freude, es von ſeinen Ständen gebilligt zu ſehen **). Er ließ hier- Der Churf. Hermann von Cöln reformirt. 1536 1542

*) Häberlin, S. 634. u. f. f. **) Häberlin, S. 20. 389.

1543 hierauf den Bucer öffentlich zu Bonn predigen; er stellte auch in andern Städten seines Erzstiftes, alles Widerspruchs ungeachtet, evangelische Prediger an. Wenn aber mit seinen Reformationsanstalten auch die Grafen, die Ritter und die Städte seines Erzstiftes zufrieden waren, so machten sie doch den Domherren und der übrigen Geistlichkeit gar keine Freude, und diese wollten an denselben durchaus keinen Antheil nehmen. Die übrigen Stände ersuchten also den Churfürsten, die zu diesem Geschäffte tüchtigen Männer auszusuchen. Dieser gab hierauf Bucern den Auftrag, die Hauptartikel der christlichen Religion, oder einen Aufsatz über die Art, wie die Reformation anzufangen sey, abzufassen. Melanchthon und Pistorius mußten ihn jedoch dabey unterstützen. Diese Schrift legte er nun den Landständen zur genauern Durchsicht vor; aber die Domherren und die übrigen Geistlichen fanden sie so wenig ihres Beyfalls würdig, daß sie vor allen Dingen auf die Entfernung Bucers und einiger andern von den neuen Lehrern drangen; auch wollten sie die übrigen Stände von den Berathschlagungen über die Reformationsschrift durchaus ausgeschlossen wissen. Der Churfürst wollte nun Bucern und dessen Amtsbrüder nicht eher fortschaffen, als bis man sie wegen der Unrichtigkeit in der Lehre und der Lasterhaftigkeit des Lebenswandels würde überführt haben. Dies veranlaßte einen heftigen Schriftwechsel. Das Domcapitel und die Geistlichkeit aber hatte den Vortheil, auf die Unterstützung des Kaisers und des Pabsts rechnen zu können. Der Pabst schrieb nicht nur an den Churfürsten, ihm sein Vorhaben zu widerrathen; er ermahnte auch das Domcapitel und die Stadt Cöln, bey der catholischen Religion standhaft zu verharren, und den Absichten ihres Erzbischofs aus allen Kräften sich entgegenzustellen. Eine ähnliche Ermahnung ließ auch der Kaiser an den cölnischen
im Aug. Stadtrath abgehen, und wie er hierauf selbst nach Bonn kam, so befanden sich Bucer und die übrigen evangelischen Prediger in merklich großer Gefahr. Carl drang auch so lange in den Churfürsten, bis er wenigstens die vornehmsten fortschickte m).

Er wird darüber abgesetzt. 15. Hermanns Eifer für die Reformation wurde aber durch alles dies
1544. doch noch nicht unterdrückt. Dies beweist ein Antrag, den er auf dem Speyerschen Reichstag des folgenden Jahrs that. Mit edler Freymüthigkeit schlug er nemlich ein Reichsgesetz vor, welches in dem Fall, daß die Bischöfe zur Reformation sich nicht verstehen würden, jedem Landesherrn das Recht zusichern sollte, sie eigenmächtig vorzunehmen, weil dies eben so gut eine Angelegenheit der weltlichen, als der geistlichen Regenten wäre n). Diesem aufgestellten Grundsatz zufolge setzte er nun die Reformation in seinem Erzstifte mit neuer Betriebsam-
im Sept. keit fort. Die ganze Geistlichkeit desselben bat hierauf den Kaiser, ihr zur Aufrechthaltung des catholischen Glaubens seinen Schutz zu verleihen. Zugleich ließ sie dem Churfürsten selbst durch einige Abgeordnete eine Bittschrift überreichen, worin sie ihn inständigst ersuchte, die Religionsneuerungen bis auf den Ausspruch eines Conciliums einzustellen, und die evangelischen Prediger fortzuschaffen;

m) Häberlin, S. 443 – 447. n) Häberlin, S. 493.

fen; worin sie ihm, wenn er ihre Bitte nicht erfüllen würde, mit der Anrufung einer höhern Obrigkeit drohete. Hermanns entschlossene Standhaftigkeit ließ sich aber weder durch Vorstellungen, noch durch Drohungen erschüttern. Hierauf versammlete sich das ganze Domcapitel, den Dombechant ausgenommen, nebst der Geistlichkeit und den Gliedern der Universität, unter der Anordnung des cölnischen Domprobsts, Herzog Georgs von Braunschweig, eines Bruders Herzog Heinrichs des Jüngern, in der Domkirche zu Cöln, und erklärten vermittelst einer Schrift, die sie öffentlich ablesen ließen, daß ihr Churfürst und Erzbischof Hermann, aller ihrer Vorstellungen ungeachtet, im Religionswesen solche Neuerungen vorgenommen habe, welche durch Reichsschlüsse verboten wären, und die größte Verwirrung erzeugen würden, und daß sie daher den Pabst, imgleichen den Kaiser, als den höchsten Schutzherrn der Kirche, um ihre Unterstützung anflehen wollten. Hermann behauptete nun zwar in einer lateinischen Schrift, daß man zu dieser Appellation keine hinlängliche Ursache habe, und er suchte überhaupt sein Verfahren durch die besten Gründe zu rechtfertigen; das brachte aber seine Gegner so wenig auf andre Gedanken, daß sie nicht nur die übrigen geistlichen und weltlichen Stände des Erzstifts, sondern auch alle andere Kirchen, Bischöfe und Universitäten der cölnischen Provinz, zur Unterschrift ihrer Appellation zu bereden suchten, daß sie die Geistlichen, die sie verweigerten, absetzten, daß sie ihren Erzbischof in den heftigsten Ausdrücken beym Kaiser und beym Pabste verklagten. Das letztre hatte die Folge, daß Hermann im öffentlichen Consistorium zu Rom der Ketzerey wegen angeklagt wurde *). Dem Kaiser wurde die Appellation bey seiner Durchreise durch Cöln überreicht. Carl gab hierauf dem Domcapitel und der übrigen Geistlichkeit im Erzstifte Cöln eine schriftliche Versicherung, daß er sie gegen alle Neuerungen des Churfürsten in Schutz nehmen wollte. Hermann vertheidigte sich dagegen nicht nur schriftlich; er appellirte auch an ein freyes, christliches, allgemeines, oder Nationalconcilium, oder auch an eine Reichsversammlung. Eben seine Standhaftigkeit vergrößerte seine Gefahr aber nur immer mehr. Schon wurden ihm seine ersten Minister untreu, oder sie mußten sich mit der Flucht retten. Da half es ihm zu gar nichts, daß er dem Kaiser, bey seiner Durchreise nach den Niederlanden, die Ungerechtigkeit des Verfahrens, das man sich gegen ihn erlaubte, mit den überzeugendsten Gründen darzustellen suchte. Der Kaiser befahl ihm vielmehr, in Zeit von dreyßig Tagen, entweder in eigner Person, oder durch einen Bevollmächtigten, vor ihm zu erscheinen, und indessen nicht nur keine Neuerungen vorzunehmen, sondern auch die bereits gemachten sogleich wieder abzustellen. Ungeachtet nun Hermann, als Churfürst, es nicht nöthig hatte, dem reichsoberhauptlichen Richterstuhl außer den Gränzen Deutschlands zu folgen; so schickte er dennoch einen Bevollmächtigten nach Brüssel. Der rechtschaffene Hermann verließ sich, wie man sieht, so sehr auf seine gerechte Sache, daß er sich vor keiner unparteyischen Entscheidung seiner Sache fürchtete. Eben deswegen suchte er auch

im Oct.

im Dec. 1545 im Jun.

im Aug.

*) Häberlin, S. 527–533.

auch ſein ganzes Betragen ſo einzurichten, daß der Kaiſer keine gewaltthätige Mittel, ſich zu retten, ihm zutrauen konnte. Ebendeswegen wollte er, obgleich eingeladen, dem Schmalkaldiſchen Bunde noch nicht beytreten p). Indeſſen brach das zu Rom aufgezogene Ungewitter völlig über ihn los. Von den anhaltenden Bitten des Domcapitels, der Geiſtlichkeit und der Univerſität zu Cöln, wie auch der Biſchöfe von Lüttich und Utrecht, und der hohen Schule zu Löwen
1546 bewogen, ſprach nun der Pabſt Hermannen die erzbiſchöfliche Würde ab, und wies die Unterthanen an den bisherigen Coadjutor, den Grafen Adolf von Schaumburg. Wollte der Kaiſer den Ausſpruch des Pabſtes ſogleich zur Vollziehung bringen laſſen, ſo ſetzte er ſich der Gefahr aus, die Schmalkaldiſchen Bundesverwandten, die Hermanns Aufrechthaltung ernſtlich beſchloſſen hatten, wider ſich in die Waffen zu bringen. Da dies nun ſeinen damaligen Abſichten noch nicht ſo recht angemeſſen war, ſo ſtellte er ſich, als wenn ihm Hermanns päbſtliche Abſetzung noch nicht bekandt geworden wäre q). Hermanns Schickſal war überhaupt auch eins von den Rädern, welche in die große Maſchiene des Schmalkaldiſchen Krieges mit eingriffen.

p) Häberlin, S. 583–589. imgl. 592. q) Häberlin, S. 723.

Regiſter

Digitized by Google

Register
der merkwürdigsten Personen und Sachen.

A.

Abendmahlsstreit 452. 476.
Ablaßhandel, Geschichte desselben 332. unter Leo X. 333.
Adel, dessen Raub- und Fehdesucht im 15. Jh. 231. dessen Neigung zum Trunke 232.
Adolph, Gr. von Nassau, Erzb. von Maynz 65. überrumpelt Maynz 80. vergleicht sich mit Dithern von Ysenburg 83.
Agricola, Rudolph 227.
Adrian VI, wie er sich in Ansehung der Reformation verhielt 421.
Albrecht II, Kaiser; dessen Eigenschaften 1. wird römischer König 2. König von Böhmen, 3. sein frühzeitiger Tod 6.
Albrecht, Erzherzog von Oestreich, bekömmt Oberöstreich 55. beschenkt seinen Bruder, den Kais. Friedrich III. 58. 59. nimmt sich der Oestreicher gegen denselben an 60. 75 – 78. wird in die Reichsacht erklärt 79. dessen Tod 86.
Albrecht, Churf. von Maynz, übernimmt eine Ablaßcommission 334.
Albrecht III, H. von Bayern-München, führt das Seniorat ein 102.
Albrecht IV, H von Bayern-München, nimmt seinen Bruder Christoph in Verhaft 102. bringt Regensburg unter seine Gewalt 155. entführt eine kaiserliche Prinzessin 156. muß Regensburg wieder abtreten 158. sucht sein Recht auf Ingolstadt zu behaupten 273. 275. seine Bundesgenossen 275. bekömmt den größten Theil des ingolst. Landes 280.
Albrecht, Herzog zu Sachsen, bekömmt Meißen 168. wird Reichsgeneral gegen die Türken 251. zieht wider die Friesen 322.
Albrecht, Achill, Markgraf von Brandenburg, steht dem H. Ludwig dem Buckeligen von Bayern bey 15. züchtigt die Reichsstädte 40. dessen glückliche Unternehmungen gegen den H. Ludwig von Bayern 69. verliert die Schlacht bey Giengen 73. Churfürst von Brandenburg 104. dessen Vergleich mit den Herzogen von Pommern 105. 107. commandirt das wider den H. Albrecht IV. von Bayern bestimmte Reichsheer 159. vermehrt das Land 170.
Aleander, päbstl. Legat 377. u. f. f.
Altenburg, Reformation zu, 463.
Anhalt 110.
Anne von Bretagne 160. 161.
Anton, Herz. von Lothringen, züchtigt die unruhigen Bauern 434. u. f. f.
Arnsdorf, Nikolaus von, Bischof zu Naumburg 576.

Apologie der augsb. Confession 493.
Appellationsfreyheit der Reichsstände 190.
Augsburg, dessen Wohlstand im 15. Jh. 203.
Augsburgische Confession, Uebergabe derselben 482. was sie für Eindruck machte 484. wie sie von den Catholiken widerlegt wurde 485.
Augsburgischer Reichsabschied 494.
Augustiner zu Wittenberg reformiren 405.
Armagnac, Johann von, 21.
Arminiaken, fallen in Deutschland 20. müssen wieder abziehen 29.
Arnold, Herz. von Geldern 115.
Artikel, zwölf, der Bauern 428.
Artillerieweſen, wird von Max. I. verbessert 352.
Artichieren, ihr Ursprung 252.
Aschaffenburger Concordaten 13.
Avignon, Franz Lambert von, 457.

B.

Bamberg, Stadt 437.
Basler Concil, strettet sich mit dem Pabst Eugen IV. 5. es nähert sich seinem Ende 10. hört völlig auf 13.
Bauern empören sich 427. u. f. f. in Schwaben 430. am Rheinstrom und in Franken 431. im Würzburgischen 432. im Speyerschen und im Badenschen 433. im Elsaß 434. in der Pfalz 435. werden bey Königshofen geschlagen 436. belagern den Erzb. von Salzburg 438. rotten sich bey Frankenhausen zusammen 442. leiden daselbst eine Niederlage 444. werden gezüchtigt 447. wittembergische, empören sich 315. am Rheinstrome 320.
Baukunst im 15. Jh. 213.
Bayer, Christian, churf. Kanzler 483.
Bayerischer Erbfolgekrieg 272. u. f. f. 279.
Bergwerke, deutsche, deren Reichthum 210.
Berlichingen, Götz von, 433.
Bernhardi, Bartholomäus 410.
Berthold, Churf. von Maynz, dessen Patriotismus 253. befördert die Errichtung des Reichsregiments 264. sein Tod 281.
Beschwerden der Deutschen über den Pabst 329.
Bianca Maria, Maximilians I. zweyte Gemahlin 240.
Bockold, Johann 529. 530.
Bogislav, Herz. von Pommern 106. erbt alle pommersche Länder 107.
Botho, Conrad 230.
Böhmen, fällt an Oestreich 509.
Bourbon, Connetable 393. erstürmt Rom 398.
Buchdruckerkunst, Ursprung derselben 217. wie sie sich ausbreitete 219. Folgen derselben, ebendas. besonders für das Studium der Alten 222.
Bundschuh, Bauerngesellschaft 321.
Bücherbände, alte 222.
Büchercensur, deren Einführung 229.
Bücherprivilegien, erste 220.
Bürger, dessen Character im 15. Jh. 232.
Brand, Sebastian 229.
Braunschweig, Staatsveränderungen in demselben 109. 168.
Braunschweig, Stadt, ihre Händel mit Heinrich dem Jüngern 569. zerstöhret die Klöster Ridagehausen und Stederburg, ebendas.
Bretagne 160. 161.
Breslauisches Bündniß 465. Betrachtungen über dasselbe 469.
Brück, churſächs. Kanzler 478. 481. 483. 492. 493. 498. 504.

C.

Cadanscher Vertrag 525.
Cajetan, dessen fruchtlose Unterredung mit Luthern 345. u. f. f.
Cambray, Bündniß zu, 285. u. f. f.
Cambray, Friede zu, 401.
Campegius, päbstl. Legat 423. 426.
Capistrano, Johann von, predigt Buße 47.
Casimir, ein polnischer Prinz 3.
Celtes, Conrad 227.
Cheregati, päbstl. Legat 422.
Christian I, Graf von Oldenburg, wird König von Dänemark ic. 108 – 121. Dessen Streitigkeiten mit seinem Bruder 171. seine Nachkommenschaft 173.
Christian II, König von Dänemark, zieht wider die Dithmarscher 324. leidet eine völlige Niederlage 326.
Christoph, Markgraf von Baden 336.
Christoph, Prinz von München 102.
Christoph, Herz. Ulrichs von Wirtemberg Sohn, fordert das väterliche Land zurück 519. u. f. f.
Cilley, Graf Ulrich von, 4.
Clemens VII. wird in der Engelsburg belagert 399. wie er auf die Beschwerden der Deutschen antwortet 424.
Constantinopel, wird von den Türken erobert 46.
Crossen, Herzogth., kömmt an Brandenburg 170.
Conventhier 233.

D.

Dettin, Clara 139.
Deutsche fechten in Italien für Frankreich 293. 295.

Deut-

Digitized by Google

Deutſche Staaten, deren Verfaſſung bey dem Tode K. Friedrichs III. 165. u. f. f. bey Max. I. Tod 355.
Deutſcher Orden, muß die Neumark verkaufen 39.
Dienſtmänner im Kriege 198.
Dithmarſcher, wollen die hollſteiniſche Herrſchaft nicht anerkennen 323. bringen dem König von Dänemark eine Niederlage bey 326.
Donherren, adliche, ſeit wenn ſie andre ausſchloſſen 195.
Donauwörth, kömmt unter bayriſche Oberherrſchaft 56. wird aber wieder von derſelben befreyt 57.
Doria, Andreas 401.

E.

Eberhard der Bärtige, Graf von Wirtemberg 165.
Eberhard der Jüngere, Graf von Wirtemberg 166.
Eberhard, erſter Herzog von Wirtemberg 310.
Eberhard II, Herzog von Wirtemberg, deſſen unglückliches Schickſal 312.
Eck, Johann, Luthers Gegner 341. 368. diſputirt zu Worms 558.
Eidgenoſſen, ihre Händel mit dem Erzherzog Siegmund 125. mit Carln dem Kühnen 128 u. f. f. wollen die deutſche Oberherrſchaft nicht anerkennen 258. ſchlagen Max. I. wieder zurück 261.
Eleonora, K. Friedrichs III. Gemahlin 45.
Eliſabeth, K. Albrechts II. Wittwe 7. 18.
Eliſabeth, Herzogin zu Calenberg, macht ſich um die Reformation verdient 565.
Erfurth, reformirt 415.
Erasmus, deſſen Aeußerungen über Luthers Reformation 374. ſchreibt wider denſelben 413.
Erich, Herzog von Calenberg 278. 279. wie er ſich bey der Reformation benimmt 565.
Ernſt, Churf. von Sachſen, vermehrt das Land 111. theilt mit Albrechten das Land 168. beweiſt ſein Anſehn 169.
Ernſt, Markgraf von Baden beſänftigt die Bauern 440.
Ernſt, Graf von Gleichen 29.
Erſtgeburtsrecht in den deutſchen Häuſern 174.
Eugen IV. abgeſetzt 5. behauptet ſich dennoch 10. 11. 12.

F.

Fauſt, Johann, unterſtützt Guttenbergen 218.
Felix V. 4. 10. dankt ab 13.
Ferdinand I, röm. König, verfolgt die Lutheraner 418. 465. wird zum römiſchen König erwählt 496. erbt Ungern und Böhmen 508. wie er ſich bey Philipps und Ulrichs Ueberfall Wirtembergs verhielt 521. 523. verfolgt die Proteſtanten 548. mahnt die Häupter des Schmalk. Bundes von dem Kriegszuge gegen Heinrich den Jüng. ab 570.
Fiſcherey, Johann 229.
Frankfurt am Mayn, führt die Reformation ein 414. Unruhen daſelbſt 439.
Franz I, König von Frankreich, geräth in Carls V. Gefangenſchaft 393. erhält ſeine Freyheit wieder 396. erneuert den Krieg mit demſelben 400. täuſcht die Proteſtanten 550. greift Carln von fünf Seiten an 562.
Franz von Sickingen, ein furchtbarer Ritter 319.
Freyberg, Wieland von, 14.
Fronauer, Ulrich 58. 59.
Friedrich III, Kaiſer 8. bemühet ſich, die Einigkeit in der Kirche wieder herzuſtellen 9. fängt mit den Eidgenoſſen Händel an 18. will den jungen Ladiſlaw nicht ausliefern 25. geräth deswegen mit den Ungern in Händel 26. muß ihn endlich doch von ſich laſſen 27. vernachläſſigt die Erwerbung Maylands 45. läßt ſich zum Kaiſer krönen 46. verunreinigt ſich mit den Churfürſten 49. bekriegt den Herz. Ludewig von Bayern wegen Donauwörth 57. Fehde mit ſeinen Landſtänden und mit ſeinem Bruder 58. 59. wirft auf den H. Ludewig von Bayern ſeine Ungnade 67. veranſtaltet gegen denſelben einen Reichskrieg 68. wird von den Wienern belagert 75—78. neuer Krieg zwiſchen ihm und ſeinem Bruder 79. kömmt mit Carln dem Kühnen zu Trier zuſammen 115. reiſt unverrichtet von Trier weg 118. wird zu Augsburg verächtlich behandelt 120. vergleicht ſich mit Carln dem Kühnen 123. Ende ſeines Streits mit dem Ch. Friedrich von der Pfalz 138. ſeine Händel mit dem K. Matthias von Ungern 141. u. f. f. zieht Maximilianen zu Hülfe 150. bekömmt Oeſtreich wieder 152. ſein Lebensende 163. Betrachtungen über denſelben 164.
Friedrich der Siegreiche, Ch. von der Pfalz, erobert die Grafſchaft Lützelſtein 43. erficht den Sieg bey Pfedersheim 63. unterſtützt den Erzb. Dither von Maynz 65. erficht den Sieg bey Seckenheim 71. ſeine Streitigkeiten mit dem K. Friedrich III. 81. 98. behauptet ſein Anſehn 97. 99. Krieg zwiſchen ihm und dem

Pfalzgrafen Ludewig 99. sein Character 139. u. f. f. deſſen Kriegsſtaat 198 u. f. f.
Friedrich II. Ch. von Sachſen, kauft den Bezirk von Schwarzburg 31. fällt in Thüringen ein 32.
Friedrich III, Churf von Sachſen 169. wie er ſich bey Luthers erſten Unternehmungen verhielt 342. nimmt Luthern in Schutz 348. verwaltet das Reichsvicariat 359. ſchlägt die Kaiſerkrone aus 361. wie er ſich bey Luthers Verdammung benahm 373. ſein Verhalten beym Bauernaufruhe 442.
Friedrich I, Ch. von Brandenburg, ſtirbt 37. ſeine Nachkommenſchaft, ebend. erwirbt die Lauſitz ꝛc. kauft die Neumark 39. ſeine Fehde mit den Herzogen von Pommern 40.
Friedrich II, Ch. von Brandenburg, kriegt wegen Pommern-Stettin 103. ſeine letzten Schickſale 104.
Friedrich der Schwarze, Pfalzgraf 62. 63.
Friedrich, Pfalzgraf, auf dem Religionsgeſpräch zu Regensburg 559.
Friedrich, Herzog von Hollſtein 174.
Frieſiſche Unruhen 321.
Frunsberg, Georg von, 352. 397. 438.
Fugger, deren Aufnahme 354.
Fußvolk, wird unter Max. I. verbeſſert 351.

G.

Garde, ſchwarze 295. 323.
Geiſtliche Gerichte, Beſchwerden über dieſelben 193.
Gelehrte Geſellſchaften, erſte in Deutſchland 227.
Georg, H. von Bayern, belagert Nördlingen 155. veranlaßt einen Erbfolgekrieg 270. ſein Reichthum 272.
Georg, Herz. von Sachſen 322. verfolgt die Lutheraner 417. hilft die Bauern bey Frankenhauſen ſchlagen 444. verfolgt die Prot. 513. verliert alle ſeine Söhne 548. will ſeinen Bruder enterben 563. ſtirbt, ebendaſ.
Georg, Fürſt von Anhalt, deſſen Verdienſte um die Reformation 547. 564.
Georgenſchild, Geſellſchaft vom, 158.
Gera, unglückliches Schickſal dieſer Stadt 33.
Gerhard, Graf von Oldenburg 171.
Gerichtspflege, deren Verbeſſerung in den reichsſtändiſchen Ländern 191.
Gleichen, Ernſt Graf von, 18.
Gold- und Silberarbeiter, im 15. Jh. 214.
Goslar, wird von Heinrich dem Jüngern feindſelig behandelt 569.
Gotha, Reformation daſelbſt 415.
Granvella, auf dem Religionsgeſpräch zu Regensburg 559.
Guttenberg, Johann, druckte zuerſt mit beweglichen Lettern 218. deſſen letzte Schickſale 219.

H.

Hakenbüchſen, deren Erklärung 201.
Hagenbach, Peter 125.
Halle in Sachſen, deren Neujahrsmeſſe 204.
Hamburg, deſſen Handel im 15. Jh. 205.
Hanſe, Einſchränkung ihres Handels in Liefland und Rußland, in England ꝛc. 205. u. f. f.
Heiliger Bund, Stiftung deſſelben 549. wird erneuert 561.
Heinrich VIII, König von England, ſchreibt wider Luthern 411.
Heinrich, H. von Bayern, Landshut 15.
Heinrich, Herz. von Sachſen, wird in Franecker eingeſchloſſen 322. tritt dem Schmalk. Bunde bey 548. erbt ſeines Bruders Land 563. reform. in demſelben, ebendaſ.
Heinrich der Jüngere, Herz. von Braunſchweig, wird auf der Soltauer Heide geſchlagen 387. thut den Proteſtanten Vergleichsvorſchläge 491. Braunſchweig beweiſt ſich gegen die Proteſtanten ſehr feindſelig 567. geräth mit ihnen in einen unhöflichen Schriftwechſel 568. ſollte ſeinen Feinden Mordbrenner ins Land geſchickt haben, ebendaſ. bedrängt die Städte Braunſchweig und Goslar 569. wird deswegen von den Häuptern des Schmalkald. Bundes aus ſeinem Lande vertrieben 569. will die Wormſer Capitulation nicht eingehen 570. verſucht es, ſein Land wieder zu erobern 572. geräth darüber in Gefangenſchaft 573.
Heinrich, Herz. von Lüneburg 386. 387. 389. 516.
Heinrich, Graf von Wirtemberg, Coadjutor zu Maynz 96.
Held, Vicekanzler, reizt die Proteſtanten zum Unwillen 544. ſtiftet den heiligen Bund 550.
Heliano, Ludewig, franzöſiſcher Geſandter 289.
Hermann, Erzb. zu Trier 119.
Hermann, Churfürſt von Cöln, will in ſeinem Erzſtifte reformiren 579. und wird darüber abgeſetzt 580.
Heſſen, Staatsveränderungen in demſelben 109. erbt Katzenellenbogen und Dietz 110. 167.
Hildesheimiſche Fehde, 386. u. f. f.
Hofgerichte, reichsſtändiſche, bilden ſich nach dem Kammergericht 302.
Hofnarren, im 15. Jh. 236.

Hofrathscollegien der Reichsſtände 305.
Hohenheim, Georg von, Bombaſt 440.
Hollſtein, Staatsveränderungen in demſelben 108. wird ein Herzogthum 172. wird getheilt 173.
Humaniſten, erſte Deutſche 216.
Hutten, Hans von, 317. Ulrich von, 318.

J.

Jacob, Erzb. von Trier 8.
Jacob, Markgr. von Baden 110.
Joachim I, Churf. von Brandenburg, demüthigt ſeinen raubſüchtigen Adel 307. verfolgt die Lutheraner 418.
Joachim II, Churf. von Brandenburg, neigt ſich zur proteſtantiſchen Partey hin 552. f.
Johann I, König von Dänemark und Herzog von Hollſtein 173.
Johann, Churfürſt von Sachſen, hilft die Bauern bey Frankenhauſen ſchlagen 444. reformirt in ſeinem Lande 450. wie er ſich dabey benahm 456. reiſt von Augsburg weg 493. will in Ferdinands Wahl nicht willigen 497. 502.
Johann, Biſchof von Hildesheim, gewinnt die Schlacht auf der Soltauer Heide 387. wird in die Acht erklärt 389. verliert den gröſten Theil ſeines Hochſtifts 390.
Johann von Leiden, wird König 532. ſeine letzten Schickſale 534. f.
Johann Friedrich, ſächſ. Churprinz 480. auf der Verſammlung zu Schweinfurt 502 u. f. f. wird Churfürſt 507. ſein kluges Betragen 507. beweiſt eine edle Denkungsart 541. verwirft das vom Pabſt angetragene Concilium 542. hilft Herz. Heinrich dem Jüngern ſein Land wegnehmen 569. vergleicht ſich mit dem Kaiſer 576.
Julius II, zieht zu Felde 291. 292. ſein Ende 295.

K.

Kammergericht, unter Friedrich III. 287. neue Vorbereitungen zu demſelben unter Max. I. 243. es kömmt zur Richtigkeit 246. erſte Anordnung deſſelben 248. es hört wieder auf 263. 266. Wiederherſtellung deſſelben 299. Warum deſſen Befeſtigung ſo viele Schwierigkeiten fand 301. deſſen Verbeſſerung unter Carln V. 365.
Kammergerichts-Aſſeſſoren, erſte 249.
Kammergerichts-Viſitation, deren erſte Anordnung 300.
Karl V, deſſen Vorzüge vor andern Kronbewerbern 360. ſeine Wahl 361. ſeine erſte Aufmerkſamkeit auf Luthern 376. ſeine Partheylichkeit bey der hildesheimiſchen Fehde 387. ſein erſter Krieg mit Franz I. 392. u. f. f. behandelt den gefangnen Franz mit vieler Härte 394. ſein zweyter Krieg mit demſelben 400. begiebt ſich nach Italien 402. bedroht die Lutheraner 460. macht gegen dieſelben Anſchläge 461. wie er ihre Proteſtation aufnahm 474. ſein ſchlaues Betragen gegen dieſelben 477. läßt ſeine Abſichten deutlicher merken 479. ſein Einzug in Augsburg 481. will die Proteſtanten überraſchen 482. ſtrenge Aeuſſerungen deſſelben 486. ſeine harte Forderungen an die Proteſtanten 490. Denkt auf einen Interimsvergleich 500. zieht gegen die Türken 509. unterhandelt mit dem Pabſt wegen eines Concilii 511. deſſen dritter Krieg mit Frankreich 539. ſchließt den Frieden zu Nizza 540. läßt ſich mit den Proteſtanten in Vergleichsunterhandlungen ein 556. giebt ihnen die regensburgiſche Erklärung 560. geräth mit Franzen zum viertenmal in Krieg 561. demüthigt den Herz. Wilhelm von Jülich 562. ſchließt den Frieden zu Creſpy 563. bringt die Wormſer Capitulation zur Richtigkeit 571. vergleicht ſich mit den Proteſtanten zu Regensburg 574. f.
Karl VIII, König von Frankreich, reißt Bretagne an ſich 161.
Karl der Kühne, Herz. von Burgund, deſſen Macht 113. reißt Geldern und Zütphen an ſich 114. kömmt zu Trier mit dem K. Friedrich III. zuſammen 115. belagert Neuß 119. zieht wieder ab 124. verliert die Schlacht bey Granſon 128. bey Murten 129. bey Nancy 131. ſein Tod und ſein Character 132.
Karl, Markgr. von Baden, gefangen bey Seckenheim 71. in Freyheit geſetzt 81–110.
Karl von Egmond, Herzog von Geldern 294.
Karlſtadt reformirt zu Wittenberg mit Ungeſtüm 407. entfernt ſich von Wittenberg 451. erregt zu Orlamünde Unruhen, ebendaſ. ſtreitet ſich mit Luthern wegen der Lehre vom Abendmahl 452.
Kaſimir, Markgraf von Brandenburg 360. befördert Karls V. Wahl 362.
Katharina von Bora, Luthers Gattin 450.
Katholiken, ihre erſte Verbindung gegen die Lutheraner 425.
Kaufungen, Kunz von, raubt die ſächſiſchen Prinzen 36. ſein Schickſal deswegen 37.
Katzenellnbogen fällt an Heſſen 110. 167.

Kirchenvisitation, erste in Sachsen 463.
Kleiderpracht im 15. Jh. 234.
Klöster, Aufhebung der thüringischen 449. der hessischen 458.
Knipperdolling, Bernhard 530.
Knipstrow, Johann 418.
Konrad, armer 315.
Koster, dessen Art zu drucken 218.
Kriegsverbindungen, wie sie der Churf. Friedrich I. von der Pfalz errichtete 199.
Kronberg, Hartmuth von, 414. 419.
Kunig, Weiß, dessen Ursprung 354.
Kunst, deutsche, wird von Auslandern gelobt 202.
Kurfürsten, deren Vorrechte 180. sind über K. Friedrich III. unzufrieden 49. arbeiten den pabstl. Anmaßungen vergeblich entgegen 50. sind mit Max. I. unzufrieden 267.
Kurfürstentage 180.
Kurfürstenvereine 179.

L.

Ladislaw, K. Albrechts II. nachgebohrner Sohn 7. wird zu Wien erzogen 8. kömmt nach Böhmen 27. dessen frühzeitiger Tod 51.
Landesordnung, erste sächsische 191.
Landfriede, dessen Erhaltung kostet den Reichsständen Mühe 307.
Landfriede, ewiger, dessen Errichtung 246. dessen Inhalt 247.
Landeshoheit der Fürsten 175.
Landgericht zu Nürnberg 186.
Landgericht zu Rothweil 186.
Landsknechte, Ursprung derselben 351.
Landstände, bezahlen der Landesherrn Schulden 175.
Landvogtey in Schwaben 186.
Lang, Matthäus, Bischof von Gurk 283.
Lannoy, kaiserl. General 398.
Lateinische Sprache, deren Cultur im 15. Jh. 223.
Laurea, französischer Feldherr 400. 401.
Leiden, Johann von, 532. König 532.
Leinenpapier, Einführung desselben 220.
Leo X. Pabst 295. betreibt den Türkenzug 297. wie er sich bey Luthers ersten Unternehmungen verhielt 344. verdammt Luthern 370. sein Tod 393.
Leipzig, bekömmt seine Michaelismesse 204.
Leipziger Disputation 368.
Löwengesellschaft 158.
Ludewig XI, König von Frankreich, besetzt das Herzogthum Burgund 235. dessen Händel mit Maximilian 144.
Ludewig, Churf. von der Pfalz, züchtigt seine unruhigen Bauern 435. vereinigt sich mit dem Truchseß 436. erobert Wirzburg 437. imgl. Bamberg, ebendas. im Maynzischen, in der Pfalz 439.
Ludewig, H. von Bayern, seine letzten, traurigen Schicksale 14. u. f. f.
Ludewig, der Reiche, Herz. von Bayern, bemächtigt sich der Stadt Donaumörth 56. gewinnt die Schlacht bey Giengen 73. belagert Augsburg 74.
Ludewig, mit dem Hocker, H. von Bayern, behandelt seinen Vater mit Härte 14. u. f. f.
Ludewig, Pfalzgraf von Veldenz 99.
Ludewig I, Landgraf von Hessen 8.
Ludewig II, Landgraf von Hessen 167.
Ludewig Moro, Herzog von Mayland, dessen trauriges Schicksal 262.
Luther, als Mönch 335. sein wichtiger Umgang mit Staupitzen 336. Professor zu Wittenberg 337. widersetzt sich dem Tetzelschen Ablaßunfug 338. geräth darüber in Streitigkeiten 340. besucht den Convent zu Heidelberg 343. seine Unterredung mit Cajetan 345. unterredet sich mit Miltitzen 367. disputirt zu Leipzig wider Eckern 369. wird von dem deutschen Adel aufgemuntert 370. vom Pabst verdammt 371. verbrennt das canonische Recht ꝛc. 375. wird auf den Reichstag vorgeladen 378. und in die Acht erklärt 381. wird auf die Waetburg gebracht 404. demüthigt den Churf. von Maynz 406. kömmt nach Wittenberg zurück 409. verdeutscht die h. Schrift 410. geräth mit Heinrich VIII. von Engiand in Streit 411. imgleichen mit Erasmus 413. sein Antheil an den gottesdienstlichen Veränderungen 416. ist eine unschuldige Ursache des Bauernkriegs 427. sein Betragen beym Bauernaufruhr 448. heirathet 450. sein Streit mit Carlstadten 452. imgl. mit Zwingli und Oecolampad 453. 476. mit Herz. Georg von Sachsen 480. räth beym Nürnb. Religionsfrieden zum Nachgeben 504. sein neuer Streit mit dem Herz. Georg. 513. dessen edler Antrag an den Churfürsten 541. setzt die Schmalk. Artikel auf 543. sein Bedenken über das Regensburger Religionsgespräch 559. f.
Lutheraner, schließen das torgauische Bündniß 461. beweisen sich sehr standhaft 462. werden verfolgt 464. vereinigen sich mit den Zwinglianern 553.
Luxemburg, Herzogthum 17.
Lübeck, dessen Handel im 15. Jh. 205.

Digitized by Google

M.

Madrider Vertrag 395.
Magdeburg, dessen Handel im 15. Jh. 205. Reformation daselbst 414.
Mahlerey im 15. Jh. 213.
Marie, Carls des Kühnen Tochter, heirathet den östreichischen Maximilian 136.
Mathiesen, Johann 529. 530. 531.
Matthias, König von Ungern 141. jagt den K. Friedrich III. aus dem Lande 143. tritt Oestreich wieder ab 153.
Maynz hört auf eine Reichsstadt zu seyn 80.
Maximilian I, als Erzh. auf der Zusammenkunft zu Trier 117. vermählt sich mit der burgundischen Marie 136. wird römischer König 145. wird zu Brügge gefangen gesetzt 148. bekömmt seine Freyheit wieder 150. erwirbt sich ein Erbrecht auf Ungern 153. sein Krieg mit Carln VIII. von Frankreich 162. dessen Schuldrung 238. verheirathet sich zum zweytenmal 240. hält den Reichstag zu Worms 241. u. f. f. bewilligt den Landfrieden und das Kammergericht 247. betreibt den ital. Feldzug 253. dieser fällt unglücklich aus 254. eben so wenig begünstigt das Glück seinen Feldzug gegen die Schweizer 259. u. f. f. vergleicht sich mit dem K. von Frankreich 266. veruneinigt sich mit den Churfürsten 268. ermuntert die Reichsstände zum Türkenkriege 268. wird von Frankreich hintergangen 270. entscheidet den bayerschen Erbstreit 274. liefert den Böhmen ein Treffen 278. belagert Kufstein 279. seine Vortheile vom bayerschen Erbfolgekriege 280. läßt sich das Erbrecht auf Ungern von neuem bestätigen 281. legt sich den kaiserl. Titel selbst bey 283. sein unglücklicher Feldzug gegen Venedig 284. dessen Antheil an dem Bündniß zu Cambray 285. hat von demselben schlechten Vortheil 286. veranstaltet ein Concilium 290. dieses steht in schlechtem Ansehn 291. söhnt sich mit dem Pabst wieder aus 294. erwirbt sich ein Erbrecht auf Böhmen 295. imgleichen auf Würtemberg 312. wie er sich bey Luthers Reformation verhielt 345. sein Lebensende 349. Betrachtungen über seine Regierung 350. seine Verdienste um das Kriegswesen, ebendas. befördert die Wissenschaften 353.
Meklenburg, Staatsveränderungen in demselben 108. 171.
Melanchthon, Philipp, dessen Character 348. demüthigt Ecken 369. setzt das augsb. Glaubensbekenntniß auf 483. disputirt zu Worms 558.
Geschichte von Deutschl. 3. B.
Militz, Carl von, unterredet sich mit Luthern 367.
Moritz, Herz. von Sachsen, hilft Heinrich den Jüngern mit Krieg überziehen 573.
Mumme, Christian 233.
Mühlhausen in Thüringen, Aufrühr daselbst 441. wie es dafür bestraft wurde 446.
Münster wird erobert 535.
Münstersche Unruhen, ihr Ursprung 528. 531.
Münzer, Thomas, dessen erster Auftritt 408. erregt zu Mühlhausen in Thüringen eine Revolution 441. gesellt sich den Bauern bey Frankenhausen zu 444. seine Bestrafung 447.
Münzwesen, im 15. Jh. 211.

N.

Nachdruck, Ursprung desselben 220.
Naumburgischer Wahlstreit 576.
Naumburger Vergleich 33.
Neuhaus, Meinhard von, 3. 4. 24.
Neuß, von Carln dem Kühnen belagert 115. u. f. f. von einem Reichsheere entsetzt 122. u. f. f.
Nicolaus V. 12.
Nonnen, verlassen ihre Klöster 416.
Nürnberg in Krieg mit Albrecht Achill 41. dessen blühender Zustand im 15. Jh. 203. bekömmt Altdorf 280.
Nürnberger Reichsabschied ist den Lutheranern ungünstig 424.
Nürnberger Religionsfriede 505. u. f. f. wie ihn die Catholiken aufnahmen 506.

O.

Oberpfalz, Ursprung derselben 280.
Oecolampad, Johann Zwinglis Gehülfe 453.
Oestreichischer Erbstreit 53.

P.

Pabst, dessen Eingriffe in die geistl. Rechte der Deutschen 195. was er von denselben für Summen erpreßte 196.
Pack, Otto von, entdeckt das breslauische Bündniß 467. ob er es erdichtet hatte? 468.
Patersbier 233.
Paul II, dessen Einfluß auf den maynzischen Wahlstreit 65. u. f. f.
Paul III, betreibt zum Schein ein Concilium 537. 540. schreibt es nach Mantua aus 549. heißt den Kaiser gegen die Protestanten auf 560. schreibt das Concilium nach Trident aus 577.

Digitized by Google

verspricht dem Kaiser gegen die Protestanten Hülfe 578. setzt den Erzb. von Cöln ab 582.
Pfeifer zieht aufs Eichsfeld 443. seine Bestrafung 447.
Pfennig, gemeiner, Ursprung desselben 250. 255. 256. Aufhebung desselben 281.
Pflug, Julius von, Bischof zu Naumburg 576.
Plattner, im 15. Jh. 215.
Podiebrad, Georg von, 3. vertheidigt Tabor 4. Statthalter von Böhmen 25. maßt sich große Gewalt an 27. wird König von Böhmen 51. seine Händel mit dem Pabst 82. 89. mit dem K. Friedrich III. und mit Ungern 93. seine letzten Schicksale 94.
Pommern, Herzoge von, kriegen mit Brandenburg 40.
Pommerscher Erbfolgekrieg 103. 106. Ende desselben 107.
Preise im 15. Jh. 212.
Priesterehe, Wiederherstellung derselben 410.
Prinzenraub, sächsischer, 35. u. f. f.
Protestanten, Ursprung dieses Namens 472. Gegenstände ihrer Protestation 473. Zusammenkünfte derselben 474–477. ihre Vorbereitungen zum augsb. Reichstag 478. ihre Standhaftigkeit 480. übergeben ihr Glaubensbekenntniß 482. denken auf Vertheidigungsanstalten 495. kommen zu Schmalkalden zusammen 497. unterhandlen mit Frankreich und England 498. ihr kluges Betragen 502. werden vom Kammergericht bedrängt 512. verwerfen das Concilium 513. fürchten sich vor dem Kaiser 535. lehnen das Concilium ab 538. 542. werden von Frankreich und England getäuscht 549. verwerfen das tridentinische Concilium 577. neue Besorgniß derselben 578.
Philipp, Mar. I. Sohn, erbt die spanische Monarchie 270.
Philipp, H. von Burgund, erwirbt Luxemburg 17.
Philipp, Prinz von Pfalz, bestätigt seine Arrogation 98. 100. Churf. von der Pfalz, will die Rechte seiner Enkel behaupten 276.
Philipp, Landgraf von Hessen 357. bringt seine Bauern zur Ruhe 440. hilft die Bauern bey Frankenhausen schlagen 444. führt die Reformation ein 457. wird durch Packs Entdeckung in Bewegung gesetzt 465. u. f. f. vereydet sich zu Herz. Ulrichs Vortheil 515. u. f. f. zieht zu Felde 521. erobert das Herzogthum Wirtemberg 524. fängt den wolfenbüttelschen Secretair Schmid auf 567. hilft Herz. Heinrichen dem Jüngern sein Land wegnehmen 569. bekömmt denselben in seine Gefangenschaft 573. f.
Philipp, Pfalzgraf, vertheidigt Wien 510. Statthalter in Wirtemberg 523.
Piccolomini, Aeneas Sylvius, 9. 10. unterstützt den P. Eugen IV. 11. 12. dessen großer Einfluß 13. wird Pabst 52. betreibt den Türkenkrieg 61.
Pinzenauer, Hans, 279.
Pisa, Concilium zu, 292.
Präczek, Heinrich, 3. 24.

Q.

Quedlinburg muß sich seiner Aebtissin unterwerfen 169.

R.

Rechtsdoctoren, deren Unentbehrlichkeit 192.
Reformation, allgemeine Betrachtungen über dieselbe 327. schwache Feinde derselben 420. deren ursprünglicher Zustand in Sachsen 454. wie sie in Sachsen befestigt wurde 456. in Hessen 457. in Wirtemberg 545. Anhalt, Augsburg, im Braunschweigischen, in Pommern 547. in der Pfalz 553. im albertinischen Sachsen, in Quedlinburg, in Brandenburg 563. in Halle, in Calenberg 564. in Hannover, Göttingen, in Pfalzneuburg 566.
Reformation, Frankfurter, 13. 14.
Regensburg 155. 157. 158.
Reichscollegien, Ursprung derselben 182.
Reichsdörfer, ihr Verhältniß zu den übrigen Reichsständen 183.
Reichshofrath, Ursprung desselben 302.
Reichskreise, Ursprung derselben 5. 306.
Reichsmatrikel, neueste, 366.
Reichsoberhaupt, dessen Einkünfte 177.
Reichsregiment, Errichtung desselben 263. geringes Ansehn desselben 265. sein Ende 266. unter Carln V. 363. Verhandlungen desselben 402. Ende desselben 424.
Reichsritterschaft, ob sie auf den Reichstag Einfluß hatte 182.
Reichsstädte, ihr Einfluß auf die Reichsangelegenheiten 181. theilen sich in zwey Bänke 182.
Reichsstände, wollen K. Friedrich III. nicht gegen die Eidgenossen unterstützen 19. wollen nicht wider die Türken ziehen 46. 48. 61 88. bewilligen Mar. I. Geldbeyträge 244. dringen auf den Landfrieden und das Kammergericht 245. versprechen Mar. Reichshülfe 250. wie sie Mar. I. Römerzug unterstützen 282. wollen ihn nicht gegen Venedig unterstützen 287. 296.

Digitized by Google

Reichstäge, häufige unter K. Friedrich III. 181. Verfahren auf denſelben 184.
Reichardsbrunn, Kloſter, wird von den Bauern zerſtört 443.
Rheinpfalzgraf, deſſen Richteramt über den Kaiſer 180.
Reiterey, deren Beſchaffenheit im 15. Jahrh. 198. deren Verbeſſerung unter Max. I. 350.
Religionsgeſpräch, zu Worms und Regensburg 558 f.
Reuchlin, Johann, 228.
Rittergeiſt, deſſen Fortdauer im 15. Jahrh. 230.
Römiſcher König, deſſen Wahl beym Leben eines Kaiſers 179.
Römiſches Recht, wie es in Deutſchland ſich einſchlich 192.
Roſtock, deſſen Händel mit den Herzogen von Mecklenburg 171.
Rudolf I, Fürſt von Anhalt 358.
Ruprecht, Churf. von Cöln 119. 141.
Ruprecht, Pfalzgraf, will Ingolſtadt behaupten 273. 274. ſeine kriegeriſche Unternehmungen und ſein Tod 276. ſeine Nachkommen 280.

S.

Sächſiſche Hauptlinien, Urſprung derſelben 168.
Salfeld, Reformation zu, 464.
Schappler, Elias, 428.
Schertlin von Burtenbach 510.
Schießpulver, was deſſen Erfindung auf den Adel für Einfluß hatte 197.
Schlenz, Junker 323. 325.
Schlick, Caſpar 3. 5.
Schmalkaldiſches Bündniß, Anfang deſſelben 499. deſſen Vergrößerung 545. 552. deſſen Verfaſſung 548. 556.
Schmalkaldiſche Artikel 543.
Schöffer, Peter, Fauſts Gehülfe 219.
Schwarzburgiſcher Erbſtreit 31.
Schwäbiſcher Bund, Urſprung deſſelben 157. zieht wider die Eidgenoſſen 259. befördert den Landfrieden 309. bemächtigt ſich des Herzogth. Wirtemberg 382. verkauft es an Carln V. 385. ſoll erneuert werden 394. wird getrennt 517.
Schweinfurth, Vergleichsunterhandlungen zu, 502 u. f. f.
Schweizer, Urſprung dieſes Namens 19. kriegen mit K. Friedrich III. 19. ihre Tapferkeit 22.
Schwelgerey im 15. Jahrh. 233.
Sculterus, Hieronymus, Biſchof zu Brandenburg 417.
Sickingen, ſchließt Trier ein 419. ſein rühmliches Ende 420.
Siegmund, Erzherzog von Oeſtreich, ſtreitet ſich mit Brixen 87. deſſen Händel mit den Eidgenoſſen 125.
Siegmund, ein ſächſ. Prinz, deſſen ſonderbare Händel 16. 17.
Sitten, deren Einfalt im 15. Jahrh. 236.
Solyman I. belagert Wien 510.
Spielkarten, deren Erfindung 215. erſte Einrichtung 216.
Spielſucht im 15. Jahrh. 235.
Städte, Schönheit und Wohlſtand derſelben 203.
Staupitz, Johann, 337.
Stempelſchneider im 15. Jahrh. 215.
Storch, Nicolaus, 408.
Straßburg, Reformation daſelbſt 452.

T.

Tartſche, was ſie bedeutete 278.
Tauſenſchuer, Johann, 531.
Tetzel, Johann, ein unverſchämter Ablaßprediger 334. ſein Streit mit Luthern 339 u. f. f. wird D. der Theologie 418.
Tonkunſt im 15. Jh. 214.
Torgauiſches Bündniß der Lutheraner 461.
Torgauer Artikel 479.
Trittenheim, Johann von, 230.
Truchſeß, Georg, von Waldburg, züchtigt die Bauern in Schwaben 430. im Algau, in Tyrol ꝛc. 438.
Tübinger Vertrag 316.
Thüringen fällt an den Churf. Ernſt und den Herz Albrecht 168.
Türken, fallen in Deutſchland ein 101. Anſtalten gegen dieſelben 251.
Turniere im 15. Jahrh. 230.

U.

Uhrmacher im 15. Jahrh. 214.
Ulrich, Herz. von Wirtemberg, will dem ſchwäbiſchen Bunde nicht wieder beytreten 310. ſeine ſchlechte Wirthſchaft 313. ſchlimme Folgen derſelben 315 u. f. f. ermordet den Junker Hans von Hutten 317. regiert als ein Tyrann 318. wird vom ſchwäbiſchen Bunde aus ſeinem Lande gejagt 383. kann es nicht wieder erobern 384. wird in die Acht erklärt 385. ſein neuer unglücklicher Verſuch, ſich ſeines Landes zu bemächtigen 429. hält ſich bey dem Landgrafen Philipp auf 514. bekommt ſein Land wieder 524. will den Cadanſchen Vertrag nicht genehmigen 526.

Ulrich, Graf von Wirtemberg, befehdet die ſchwäbiſchen Reichsſtädte 42. ingl. den K. Friedrich von der Pfalz 66. wird bey Seckenheim gefangen 72. in Freyheit geſetzt 81.
Ungern, kömmt ans öſtreichiſche Haus 509.
Univerſitäten, neue, unter K. Friedrich III. 224. Betrachtungen über dieſelben 225.

V.

Vergenhans, Johann, 219.
Vitzthum, Apel, ſtiftet Uneinigkeit 28. beweiſt ſich ſehr übermüthig 34. verliert ſeine Beſitzungen 35.

W.

Wahlcapitulation, erſte 362.
Weißenburg, Stadt 439.
Weſtphäliſche Gerichte 189. deren Gerichtbarkeit 365.
Wiedertäufer, Urſprung derſelben 408. zu Münſter 528.
Wien, von den Türken belagert 509.
Wilhelm III, H. von Sachſen, kann Luxemburg nicht behaupten 18. befehdet ſeinen Bruder 29. zieht nach Weſtphalen 30. brennt die Stadt Gera ab 33. heirathet ein Fräulein 112. beweiſt viele Regierungsſorgfalt 168.
Wilhelm III, Landgraf von Heſſen 167.
Wilhelm, Herzog von Jülich, bekriegt den Kaiſer 562. muß ſich demſelben unterwerfen ibid.
Wimpheling, Jacob 329.
Wimpina, Conrad 340. 417.
Wirtemberg wird ein Herzogthum 310. wird vom ſchwab. Bund erobert 382. an Carl V. verkauft 385. kömmt wieder an ſeinen Herzog 524. ein Afterlehn von Oeſtreich 526.
Wirzburg, Stadt 432. 437.
Wiſſenſchaften, Zuſtand derſelben im 15. Jahrhundert 228.
Wladiſlaw, König von Polen 3. 4. 8.
Wladiſlaw, König von Böhmen 141.
Wohner, Wolf, venetianiſcher Kundſchafter 289.
Wolfenbüttel wird von den Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes erobert 569. und behalten 570.

X.

Yſenburg, Dither von, ſtreitet ſich wegen des Erzſtifts Maynz 64. wird vom Pabſt abgeſetzt 65.

Z.

Zigeuner, ihr Urſprung 236.
Zollern, Graf Eitel Friedrich von, 249. 278.
Zwingli, Ulrich, reformirt zu Zürch 453.
Zwinglianer, werden vom augsburgiſchen Reichsabſchied ausgeſchloſſen 487.

Digitized by Google

Druckfehler und Berichtigungen zum dritten Bande.

Seite 13. iſt zu bemerken, daß, der Aufklärung des Herrn Kochs in Straßburg zufolge, die aſchaffenburger Concordaten richtiger die wiener heißen ſollten.
Seite 43. Zeile 3. (v. u.) ſetze man nach Kremer Geſchichte Churf. Friedrichs I. von der Pfalz hinzu.
S. 104. am Rande ſtatt Kaiſer Churfürſt.
S. 127. Z. 18. ſtatt den Schweizern die.
S. 182. Z. 1. (v. u.) nach Schmidt Geſch. der Deutſchen, IV,
S. 190. Z. 20. ſtreiche man nach ausdrücklich keine aus.
S. 203. Z. 1. Laonicus.
S. 214. Z. 1. und 2. (v. u.) Held.
S. 218. ſetze man noch hinzu, daß Johann Gutenberg von dem altadelichen Geſchlechte der Herren von Sorgenloch war, die ſich von ihrem Hofe in der Stadt Maynz auch zum Gänſefleiſch nennten. Würdtwein bibl. Mog. p. 37. Die bis 1471 zu Straßburg gedruckten Bücher hatten geſchnittene Lettern. Schöffer ſchrieb ſich auch Schoifer, Schoiffer. Allg. deutſche Bibl. B. 85, I, S. 209.
S. 316. Z. 7. (v. u.) ſt. nun nur.
S. 328. Z. 5. ſt. ſie ſich.
S. 337. Z. 20. ſt. der den.
S. 354. Z. 2. ſt. Barden Banden.
S. 367. Z. 20. ſt. Vorſtellung Verſtellung.
S. 370. iſt von Luthers Schrift an den Adel deutſcher Nation die Rede.
S. 394. Z. 23. ſt. Bontvels Bonnivels.
S. 404. Z. 1. nach gehalten, wurde.
S. 411. Z. 11. leſe man ſt. und — aufſtellte: der glaubte, weil u. ſ. w.
S. 412. Z. 2. (v. u.) ſt. Luthers Luther.
S. 458. Z. 3. (v. u.) ſt. Genua Gruna.
S. 488. Z. 24. ſt. Libau Lindau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google